Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Aus dem Nachlasse des Dichters

herausgegeben

von

Wilhelm Lauser.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1893.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Schulmädchen und Hausfrau	1
Heimlicher Reichtum	25
Das Duell ohne Waffen	97
Der schützende Schutzgenosse	163
Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt	295

Schulmädchen und Hausfrau.

Eine Tragödie mit einem komischen Motiv! Kein Dichter dürfte sie zu erdichten wagen; sie ist das Monopol der Wirklichkeit selbst. Denn Unglück zu stiften, wo es nicht hingehört und wo es unverdient ist, hat der grausame Witz des Schicksals seit jeher besser verstanden, als den Menschen ein reines und berechtigtes Glück zu bereiten.

Unter den Kurgästen von B. fiel eine kleine Familie auf: ein junger Mann, eine noch jüngere Frau und drei allerliebste Kinderchen. Ueber die Jugend der jungen Frau wurde viel debattirt. Die feinen Linien ihres schönen Gesichtes waren von einer fast kindlichen Zartheit, aber ihr gefälliger Mund schmerzerfahren gepreßt, ihre marmorreine Stirn wie von Wolkenbildern künftiger Furchen beschattet und ihr Haupt — weiß wie Schnee, echter, von keinem Haarpuder erkünstelter Schnee! Es war ein eigentümlicher Anblick, ein schwer zu beschreibender Eindruck. Sie ist viel älter, als sie aussieht, sagten die einen; sie ist viel jünger, als es scheint, meinten die anderen. Und alle konnten recht haben. „So sah ich sie schon im

Bade L.," bemerkte heute ein Stammgast; — „Ah, finde ich sie hier auch wieder, das Schneeglöckchen vom Bad K.?" rief morgen ein Ankömmling aus. Und man nannte Bäder der verschiedensten Wirkungen und für die entgegengesetztesten Leiden. Von Bad zu Bad war man der „Dame Weißhaupt" begegnet. Aber woher das jugendliche Haupt so früh weiß geworden, wußte in keinem Bade das wißbegierigste Wesen. Die Kinder blühten, die Bediensteten priesen ihre Stellen, das Ehepaar lebte in Glück, so viel man selbst sah, in Frieden. Ein wenig altmodisch lebten sie, häuslich, den Vergnügungsjagden des Badelebens abgeneigt. Still sah man sie in den Parks und auf den Promenaden ihre Spaziergänge machen, still ein Gartenkonzert anhören, im stillen Ernst vor sich hinleben. Hätte die junge Frau nicht ihr rätselhaft weißes Haar getragen, so wären sie höchstens aufgefallen — daß sie nicht auffielen. Es sind doch wohl echte Kurgäste, entschied man sich dann zuletzt — wenn nicht im weiblichen Kaffeekränzchen, doch im männlichen Rauchsalon, wenn die Konservativen und Ruhigen das Wort führten. Und die Meinung blieb dann, die junge Frau sei das Opfer falscher Diagnosen, ihre frühe Ergrauung Symptom einer unverstandenen Krankheit, womit man von Bad zu Bad die Aermste herumjage, oder wohl gar erst die Folge verkehrter Krankheitsbehandlungen und grober Kunstfehler.

Die Konservativen und Ruhigen sind gute Menschen, aber die besseren Musikanten — leider! — saßen beim medisirenden Damenkaffee, wo man so leichten Kaufes nicht los ließ. Zwar die scharfsinnigsten dieser weiblichen Detektivs entdeckten — nichts; aber recht behielten sie doch, daß sie überhaupt entdecken wollten. Der Graukopf der jungen Frau von Play hatte allerdings eine Geschichte. Und diese Geschichte brachten zwar nicht sie, die Detektivs, ans Licht, aber jene Macht, welche alles ans Licht bringt, die Zeit. Im Nu kommt die Zeit, daß eine junge Mutter ihr ältestes Töchterlein verheiratet. Eines Tags stand der größte der „drei kleinen Engel" im weißen Brautschleier da, und die Mutter im weißen Haare drückte ihr bei dieser Gelegenheit — ein Blatt Papier in die Hand. Heißgeweinte weibliche Erfahrungen standen darauf! Aber nicht nur Blut, selbst Tinte ist ein besonderer Saft. Was geschrieben ist, findet seinen Weg wie ein Regentropfen, der ihn ins Weltmeer findet! Eine kleine Geschichte stand auf dem Blättchen, kindisch in ihrem ersten, unschuldig in ihrem zweiten Teile und doch verhängnisvoll durch beide zusammen. Im Laboratorium des Schicksals ein merkwürdiger, vielleicht einziger Fall, wie zwei unschädliche Stoffe sich zu einer Mischung begegnen können, worin sie ein Gift geben, wirksam genug, um ein ganzes Doppel-Menschenleben krank zu machen.

In der höchsten Klasse der höheren Töchterschule

zu G. herrschte eines Tags ein zauberisches Klima. Die Lehrer lachten wie der ewig lachende Himmel Griechenlands, die höheren Töchter aber erglühten wie unter der Glut der Palmenregion. Daß unter Palmen niemand ungestraft wandelt, erriet man aber sofort. Es sah alles wie Strafe aus. Die Lehrer nämlich lachten nicht aus griechischer Heiterkeit, sondern aus Satire, und die höheren Töchter erglühten weder aus Hitze noch aus Freude, sondern aus Scham und Verlegenheit. Diejenigen aber, welche nicht glühten, sahen neugierig und unschuldig auf die Schultafel, die soeben einen ungewöhnlichen Anblick bot. Der Direktor schrieb sie von oben bis unten mit wunderlichen Schriftzeichen voll, mit einer Schrift, welche niemand kannte. Die Töchter Teuts fragten die Töchter Zions, ob es hebräisch sei, diese aber fragten Mädchen, welche studirende Brüder hatten, ob es griechisch wäre. Zuletzt fragte der Direktor, als er mit seinem grausamen Geschreibsel zu Ende gekommen, harmlos in die Schulbänke hinein, ob eines der Mädchen diese Schrift zu lesen verstünde. Da wehte es in die Mädchenflora wie tropischer Gluthauch, die nordischen Röslein wurden zu brennenden Purpurblumen und senkten die Köpfchen wie in der glühendsten Mittagsschwüle. Die Lehrer auf dem Katheder sahen es und lachten ihres unholden Werkes. Die Röslein aber, welche dem Norden noch übrig geblieben, jene „Dümmsten" jeder Mädchen-

ſchule, „welche nie etwas wiſſen", wußten auch jetzt nichts, ſondern ſtießen ſich gaffend einander an und fragten mit aufgeregtem Gezwitſcher alle Bankreihen durch, was eigentlich vorgehe?

Es ging aber folgendes vor:

Die fleißigſten der Schülerinnen hatten ſich fleißig in Klaſſikeranbetung geübt, aber als junge, lebendige Mädchen die alten und toten Klaſſiker zunächſt unter dem Symbol eines jungen lebendigen Mannes, ihres Literaturlehrers, angebetet. Doktor Hellſinn hatte einen langen Hals, ein langes Haargelock, eine kühne Adlernaſe, blitzend lebhafte Augen, und da er zuweilen an Herzkrämpfen litt, dieſem intereſſanten Appell an weiblich mitleidende Herzen, ſo hinderte nichts, ihn zum Nationalliebling Schiller zu ernennen. Schiller der Zweite war ſein nom de guerre in der Geheimſprache ſeiner Anbeterinnen, wenn ſie, anderen Mitſchülerinnen unverſtändlich, vom Nationalliebling ſich unterhielten. Bald aber genügte die Geheimſprache nicht mehr, und ſie erfanden ſich eine Geheimſchrift, denn der Fortſchritt der Zeit drängte zu raſchen Erfindungen, auch in Mädchenſchulen. In dieſer Geheimſchrift entwickelte ſich nun eine ſchwungvolle Schillerliteratur. Die kleinen Kalbs, Wollzogens und Lengefeldts wetteiferten unter einander, den Doktor Hellſinn, das heißt den Nationalliebling Schiller, in eifrig gewechſelten Rundſchreiben ſo lange zu verherrlichen, bis das Krüglein, das etwas

unvorsichtig zum Brunnen gegangen, brach, und just die montirteste dieser Schillerapotheosen dem Vergötterten selbst in die Hände fiel. Der lachte und trug sie zum Institutsdirektor, welcher auch lachte. Aber lachend meinte er doch, daß diese Funken unter einem etwas feuergefährlichen Stoffe kursirten und daß man am besten thäte, der unschuldigen Schwärmerei durch ein kaltes Sturzbad beizeiten ein Ende zu machen. Gesagt, gethan.

Der Direktor erschien eines Tags etwas ungewöhnlich und auffallend in der höchsten Klasse der höheren Töchterschule, bestieg das Katheder, ergriff eine Kreide, trat an die Schultafel und fing unter folgenden harmlosen Worten aufs fürchterlichste zu schreiben an.

„Unter den Schülerinnen dieser Klasse wird vielleicht manche einst Telegraphistin werden, aber der höhere Telegraphendienst berührt sich sehr nahe mit der Dechiffrirkunst von Geheimschriften. Diese Kunst ist nun allerdings keiner unsrer Schulgegenstände, und wer sie einst braucht, wird sie in den betreffenden Fachwerken studiren, zum Beispiel bei Klüber und Martens; aber ein elementarer Begriff von der Sache kann Ihnen auch jetzt schon nicht schaden, es ist ohnedies mehr Unterhaltung und angenehme Uebung des Witzes.

„Sehen Sie, da schrieb ich Ihnen eine Geheimschrift rohester Erfindung auf. Der Dechiffreur liest sie fast vom Blatte, wie Sie gleich selbst sehen werden,

wenn Sie nur die primitivsten Hilfsmittel kennen lernen, wie man die Sache anfaßt. Unser nächstliegendes Hilfsmittel ist zum Beispiel die Bemerkung, daß im Deutschen, wohl auch im Englischen und Französischen, der Vokal e am häufigsten vorkommt; — im Spanischen oder Italienischen würde es das o sein. Demnach schließen wir also: diejenige Chiffre, welche unsere Schrift am öftesten wiederholt, wird das e sein. Ferner: Der kunstlose Chiffreur erfindet auch kunstlose Zeichen, wobei er noch so unvorsichtig ist, in einer geradlinigen Proportion sie abzuwandeln, nämlich so: Ist e der zweite Vokal des Alphabets, so macht der rohe Chiffreur das vorausgehende a in der Grundform ähnlich, nur einfacher, das nächstfolgende i gleichfalls ähnlich, nur etwas krauser. Sind aber die Vokale die Seele einer Sprache, und sind a, e, i die wichtigsten der Vokale, so haben wir damit schon den größten Teil unseres Schlüssels. Gehen wir nun weiter. Was die Konsonanten betrifft, so kommt man ihnen auf folgende Weise bei. Man sucht die einsilbigen kürzesten Wörter. Haben wir zum Beispiel das i bereits festgestellt und hat es nur noch einen Buchstaben bei sich, so heißt das Wort sicher: in. Kennen wir das o und steht es mit einem Buchstaben zu zweit am Anfang, so lesen wir: ob; wenn am Ende: so. Eine andere Lesart ist fast nicht möglich, wenigstens ungemein unwahrscheinlich. Damit wären aber schon drei Kon-

ſonanten gewonnen: b, n, s. Durchleuchten wir nun mit dieſer dreiflammigen Laterne, und zwar unter beſtändigem Vergleichen und Schlüſſemachen, die übrigen Wörter unſerer Geheimſchrift, ſo blitzt es bald hier bald dort auf und ein Buchſtabe verrät den andern. Die Arbeit wird immer leichter, denn alles Gewonnene wird gleich ein doppelter Gewinn: es vermehrt das Gewiſſe und verringert das Ungewiſſe. Die Geheimſchrift läuft auf wie ein getrennter Strumpf, oder mit einem edleren Bilde: es fällt uns, wie beim leichteſten Schütteln das reife Baumobſt, im Nu und faſt ſpielend das ganze Alphabet zu."

Und nun fing der Direktor an, von der fürchterlichen Liebeserklärung bald dieſes, bald jenes Wort zu dechiffriren und die Schillerſekte ſah mit Entſetzen die fortſchreitende Entblößung ihres heiligen Herzensgeheimniſſes. Wohin ſind wir geraten! Zu Hilfe! Die Schlittſchuhbahn bricht, wir verſinken! O, dieſe teufliſchen Männerwiſſenſchaften! In die Hölle mit dem Verſucher John Stuart Mill, der uns einredet, daß wir da mitthun könnten! Ich will's der Mama ſagen. Ich will ihren John Stuart Mill ins Feuer werfen. Wir armen, verratenen Mädchen!

Indes die Schillerſekte dieſer innere Jammer durchwühlte, fuhr der Direktor mit ſanftmütigem Lächeln fort: „Nun, meine Lieben, welche getraut ſich ſchon, in dieſer Schrift jetzt weiter zu leſen? Probiren Sie

dieſes Wort, Selma! Verſuchen Sie ſich an jenem, Iduna!"

Aber Selma weinte und Iduna hatte Zahnſchmerzen.

Da ſagte der ſeelengute Direktor:

„Ich glaubte, das leichteſte Beiſpiel gewählt zu haben; aber ich ſehe, für den Anfang iſt es zu ſchwer. Ich werde nächſtens noch ein leichteres wählen." Sprach's, fuhr mit dem Schwamm über die ganze Tafel und ging lächelnd zum Klaſſenſaal hinaus, der ſeelengute Direktor.

Das Sturzbad hatte ſeine Wirkung gethan. So kalt war es, daß es über alle Gebadeten — wie glühendes Eiſen lief, was nur die kälteſten Bäder thun. Denn ach, mit dem Direktor hatte auch er mitgelacht, er, der Angebetete ſelbſt! Das war zu viel. Die kleinen Mänaden ſtürzten ihr Götzenbild „in dieſes Augenblickes Höllenqualen", zerſchlugen, zertrümmerten es, ja, thaten das Aergſte, — vergaßen es. Eine von ihnen that noch ein übriges und ſchrieb an Doktor Hellſinn: „Ich verachte Sie!"

Dieſes Wort war die Saat, daß aus einem komiſchen Motiv ein Trauerſpiel aufging.

Nur wenige Jahre waren vergangen. Der jungen Frau des Gutsbeſitzers Arthur von Play wurde eines Tags die Viſitenkarte einer Dame abgegeben, die ſich zum Beſuche meldete. Die Karte trug den Namen: Frau Doktor Iduna Hellſinn.

„Hellsinn? Hellsinn? War das nicht unser Literaturlehrer in der Mädchenschule? Ist der Mann jetzt verheiratet? Ich bitte die Dame, einzutreten."

Mit jugendlichem Tänzerschritt fliegt ein allerliebstes Persönchen herein — „Selma!" — „Iduna! — Du bist es?!" Und die zarten Frauen zerküßten sich unzähligemale ihre beiden Wangen.

Und nun öffnet der Himmel zweier Freundinnen im Häubchen, die noch kürzlich Schulfreundinnen gewesen, die Schleusen eines süßen, unendlichen Geplauders, denn wie viel hat man sich zu sagen! Man ist beiderseits Frau geworden, ist beiderseits stolz und glücklich — ach, die Triumphe siegreicher Mädchenromane werden mit den Ehen ja immer seltener! Was Wunder, daß die Frau-Gewordenen ihre Herzensgeschichte für Weltgeschichte halten! Wie viel hat man sich zu erzählen!

Seht doch die kleine naive Schillerliebhaberin! Ist ins serieuse Fach übergegangen und hat sich ihren Schiller noch ernsthaft erobert! „Ei, Frau von Lengefeldt, sprechen Sie doch; wie ging das zu?" — Der Gastin die Ehre, sie darf ihre Weltgeschichte zuerst herauszwitschern.

Ein gewöhnlicher Roman, ja, gar kein Roman, aber Roman ist alles, was junge Mädchen zu glücklichen Frauen macht.

„Also ihr seid glücklich. Wie mich das freut! Und denkt Dein Schiller noch manchmal an unsere

Dummheiten? Ihr unterhaltet euch wohl noch oft über die bewußte Geheimschrift, die Du allein ihm authentisch dechiffrirt hast?"

„O, wie oft! Er kann gar nicht aufhören, daran zu denken. Die Geschichte hat ihm ein bleibendes Stachelchen zurückgelassen, denn eine von uns schrieb ihm: Ich verachte Sie!"

„Ach, warum nicht gar," antwortet Selma, von einem leichten Rot überflogen. „Die Verachtung eines Schulmädchens ist selbst zu verachten. Das wird doch kein Stachel sein!"

„Kind, die Männer sind eitler als wir. Gar oft sagt er, er gäbe was drum, wenn er sich rehabilitiren könnte."

„Vor einem Gänschen!"

„Sie ist eben kein Gänschen! Das Mädchen interessirt ihn, er möchte wissen, wer es ist. Geschrieben hat sie ja nicht; die Lehrer kannten unsere Handschriften, sie mußte fürchten, sich zu verraten. Was that nun die anonyme Rachegöttin? Sie schnitt sich aus einem gedruckten Buch oder Journal die nötigen Buchstaben heraus, klebte sie auf einer Unterlage an einander und schleuderte ihren Bannfluch: ‚Ich verachte Sie', in gedruckter Schrift. Dieser Witz frappirte ihn. Es muß ein sinnreiches Köpfchen sein, meint er. Er möchte wissen, wer es ist."

Es ist wohl die unschuldigste Eitelkeit, eine Schmeichelei wie „ein sinnreiches Köpfchen" sich gefallen

zu lassen. Selma richtete sich auf, setzte mit komischem Pathos eine Fingerspitze an ihre Stirn und sagte: „Madame, hier steht das sinnreiche Köpfchen. Die Verbrecherin in Druckschrift bin ich!“

Schmetterndes Gelächter über die Entdeckung und nicht wenige Küsse!

„Habe Dank, verklärter Geist, daß Du den Geist meines Mannes erlöst hast. Ich schicke ihn Dir nun gleich, sich zu ‚rehabilitiren‘. Nein, gleich nicht. Wir sind auf einer Durchreise begriffen, — zur Philologenversammlung in B.; kaum daß ich selbst Zeit gewann, Dich zu besuchen, als ich zufällig hörte, daß Du hier verheiratet bist. Auf der Rückreise werden wir mehr Zeit haben. Der Geist muß noch warten.“

„Schön. Bis dahin sage dem Geist, ich lasse ihn grüßen. Es geht ihm doch wohl? Seine Herzkrämpfe hast Du ihm hoffentlich abgewöhnt. Daß man unter so schönen Kindern, wie wir es waren, Herzkrämpfe hat, wenn man ihr Mädchenlehrer ist, das gehört sich eigentlich und ist nur in der Ordnung. Aber nun soll er's genug sein lassen des grausamen Spiels. Sag, war nicht doch ein bißchen Koketterie dabei?“

„Leider nein. Der Krampf befällt ihn noch manchmal und sogar heftiger als sonst, dafür aber auch seltener. Das letztere, sagt der Doktor, ist ein gutes Zeichen; es wird bald ganz aufhören.“

„Er sei gesegnet, der Doktor. Der beste Doktor

wirſt freilich Du ſein. In Deine Hände empfehle ich dies krampfhafte Herz . . ." und — neue Küſſe, wiederholte Umarmungen, baldiges Wiederſehen. Die ſüße Schwatzſtunde war zu Ende.

„Kind, die Männer ſind eitler als wir," hatte die neugebackene Männerkennerin geſagt, und ſolche Sätze ſind immer richtig, wenn nicht in allen Fällen, doch von Fall zu Fall. Auf der Rückreiſe vom Philologenkongreß hätte Doktor Hellſinn am beſten gethan, ſeine Rehabilitirungsviſite am Arme ſeiner Iduna zu machen, wie es einem korrekten Ehemann ziemte. Aber der junge Mann fand es pikanter, mit ſeiner Verächterin ohne Zeugen ſich zu necken. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, um die Satisfaktion, die er zu geben und zu nehmen hatte, mit ſeiner liebenswürdigen Schülerin ſich ohne Sekundanten zu duelliren. Verzeihliche Eitelkeit!

Er erbat ſich und erhielt eine Audienz unter vier Augen.

Die junge Frau bereitete ſich vor auf den literariſch-äſthetiſchen Beſuch und ſtudirte ſich Empfangsreden aus, um ihm zu imponiren, wie herrlich weit man's gebracht, wenn man nach wenigen Jahren aus einem Schulmädchen eine Frau von Play wird.

Als aber die Glocke gezogen wurde und der alte junge Schiller nun vor ihr ſtand, fand ſie die unſtudirte Anrede mit ihrem ſpontanen weiblichen Impuls.

„Willkommen, verehrter Freund," ſagte ſie, „aber

möchte man nicht mit Heine ausrufen: Doktor, sind Sie des Teufels?! Was fällt Ihnen denn ein, jahrelang an einer Schulmädchenverachtung zu kauen? Muß ich Abbitte thun? Muß ich einen Fußfall machen? Oder schlüpfe ich mit einem gestickten Cigarrenetui durch?"

Der Schiller war angenehm frappirt von diesem raschen Griff in die Mitte der Sache, faßte sich einen Augenblick und anwortete dann:

„Meine Gnädige, die Geschichte ist viel verzwickter als Sie glauben. Fußfall und Abbitte wären ja an mir. War's ein Kinderspiel, so verdiente ich keine Verachtung, und verdiente ich Verachtung, so muß es ein bißchen ernst gewesen sein; aber just den Ernst zu dämpfen, war dann unsere langweilige Feuerlöschpflicht. Bitte, bitte; den Ernst ernsthaft zu untersuchen, fällt mir ja gar nicht ein! Die Untersuchung wäre vielleicht angenehm, ich leugne es nicht, aber der Thatbestand ist verjährt, eine Protokollaufnahme nicht mehr zulässig. Ich wollte nur das verzwickte Dilemma konstatiren. Unsere Büberei ... schade, daß man nicht auch Magderei sagen kann! Das ist galant von unserer Sprache, daß sie für die Buben die Büberei hat, aber für die Mädchen nichts Aehnliches. Ich wollte also sagen: Stand die Partie wie Lehrer und Schulmädchen, so ist's vom Schulmädchen eine Büberei, dem Lehrer zu sagen: ‚Ich verachte Sie,' wenn er seine Pflicht thut. Andererseits aber findet eine Bübin dieses Wort nicht

leicht; ein Mädchen konnte es nur finden in einem wirklich gekränkten Herzen. Dieſes Her; gekränkt zu zu haben, war dann leider eine Büberei des Lehrers, nett und blank, dabei bleibt es! Nur konnte er, was er angeſtellt hatte, naturgemäß nicht anders wiſſen, als da es eben zu ſpät war; aber angeſtellt hatte er etwas, das nimmt ihm kein Gott. Lächerlich machen ſoll man auch nicht das unreifſte knoſpende Frauenherz, ſondern abwarten, bis es ſich ſelbſt belächelt. Dieſes Abwarten kann in Mädchenſchulen freilich unratſam ſcheinen und buchſtäblich ‚Gefahr im Verzuge ſein'. Daher unſer Sturzbad. Es ging zu wie in jeder Kaltwaſſerheilanſtalt: dem einen bekommt's, dem andern nicht. Jeder Arzt riskirt eben, Kunſtfehler zu machen. Auch wir hatten einen gemacht, als mir ein pathetiſches Herzchen das Wort zuſchleudern durfte: Ich verachte Sie! Das wurmte mich. Das verdaut kein Mann. Ich erſchrak, daß ich an irgend einem Punkte zu weit gegangen. An irgend einem Punkte ſtand die Partie nicht wie Lehrer und Schulmädchen, ſondern wie Herr und Dame. Ich war der kleinen Dame Genugthuung ſchuldig. Ich dürſtete darnach, mich dem lieben Engel zu Füßen zu werfen — verzeih, ich mußte! Doch daß ich konnte, was ich mußte, hat mich mit grauslicher Bewunderung erfüllt!"

Lehrer und Schulmädchen lachten, aber da ſich der muntere Lehrer wirklich auf die Kniee geworfen, war

Frau von Play nicht mehr Schulmädchen, sondern selbst Lehrerin.

„Spielen Sie diese Scene nicht zu Ende," sagte sie. „Lieber ein Cigarrenetui als eine Scene! Stehen Sie auf. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung an eines Ihrer Schulmädchen und bitte Sie, vor Ihrer Abreise mich mit meinem Manne zum schuldigen Gegenbesuch zu erwarten. Unsere alte kleine Rechnung ist dann hoffentlich ohne Rest aufgegangen."

„Das kann sie schon jetzt," sagte der Doktor. „Zur großmütigen Revanche für das Sturzbad von damals, bitte ich Sie um ein kaltes Glas Wasser. Ich weiß nicht, sind es die feurigen Kohlen auf meinem Haupte, aber mir ist schwül zum Verschmachten."

„Es ist wahr, das Blut dringt Ihnen zum Kopfe. Sind Sie echauffirt?"

„Es wäre eine Schande, wenn ich ein Stück Fußweg und Sonne nicht mehr aushielte. Ich habe den Weg allerdings zu Fuß gemacht. Schon ging ich auf einen Fiaker zu, da überlegte ich mir, daß der schöne Doktor Hellsinn bei der schönen Frau von Play nicht mit Aufsehen vorfahren soll. Ich habe alle Achtung vor den Mäulern müßiger Menschen! So zog ich es vor, per pedes nach meinem Canossa zu schleichen."

Die junge Frau ging nach Trinkwasser, beeilte sich diensteifrig, aber als sie zurückkam, hatte sich viel ver-

ändert. Der Doktor war bleich, seine Züge unruhig und aufgeregt.

„Um Gottes willen, was fehlt Ihnen?!“ stürzt Frau von Play auf ihn zu. Aber der Doktor sieht sie brechenden Auges an, fährt mit der Hand ans Herz, stößt einen Schrei aus und stürzt zu Boden.

„Iduna, leb wohl!“ war sein letzter Hauch. Er war tot.

Die junge Frau wirft sich auf ihn, gießt ihr Wasserglas über ihn aus, rafft sich auf und holt, was ihr von Salzen, Düften und Vinaigretten in ihrem Boudoir zur Hand ist. Ihre Belebungsversuche, oder was sie dafür hält, helfen der Leiche, helfen ihr selbst nicht, denn mitten in dem Geduft ihrer Essenzen bricht sie bewußtlos zusammen.

Das Leben kehrte ihr zurück, aber nicht die Besinnung. Sie kann's nicht fassen, was geschehen ist. Auf zu Idunen! ist alles, was ihr einfällt. Der Frau fällt die Frau ein. Sie stürzt fort.

Iduna ist nicht zu Hause. Sie bekritzelt in Verzweiflung ihre Karte: „Komm schleunigst zu mir,“ und kehrt wieder zurück — zu ihrer Leiche.

Jetzt weiß sie nichts mehr. Das Nächste liegt ihr am fernsten, bureaukratische Gedanken, Polizeianzeige, kurz, die ganze „staatliche“ Ordnung. Es gibt keine Ordnung außer der Weltordnung, und die hat aufgehört, wo der Tod ein Meuchelmörder sein darf.

So brütet ſie bei ihrem Toten und erſtarrt unter der Fauſt des Unglücks. Aber die Welt, die ihr ſtille ſtand, ging inzwiſchen doch weiter; — die Amme mit dem Kinde kam nach Hauſe, Herr von Play kam nach Hauſe.

Sie erzählt, was geſchehen iſt. Der Gatte bleibt ſtumm, ſeine ganze Antwort iſt ein kalter, beleidigter Blick. Sie ſchreit auf: „Arthur!“ und bedeckt das Geſicht, als hätte ſie ein Geſpenſt erblickt. Sie hat es! Sie hat ihr Unglück geſehen. Bis zu dieſem Augenblicke war es Freundesunglück; jetzt iſt's ihr eigenes. An ſich hatte ſie gar nicht gedacht.

Erſt in Arthurs Auge las ſie die Thatſache: Mein junges Weib war mit einem jungen Manne allein, und der junge Mann liegt tot zu ihren Füßen!

Und jetzt kam auch Iduna geflogen, und ihr herzzerreißender Jammer reißt ſie zu maßloſem Unrechte hin. Die Freundin, die ihr ein Zeuge ſein ſoll, wird ihre Anklägerin.

„Du haſt ihm Scenen gemacht, Du haſt ihn verführt, Du biſt ſeine Mörderin! Schon in der Schule warſt Du kokett, Du biſt eine Meſſalina, eine Lilith, ein Vampyr!“ Nichts verſagt ſich das unglückliche Weib, was Verzweiflung und Eiferſucht Tödliches haben. Arthur hört es, und welcher Mann muß die Schulfreundin ſeiner Frau nicht für die giltigſte Zeugin ihrer Vorgeſchichte halten?!

So tritt das Schicksal die arme Selma und zertritt sie.

Das ist die Geschichte ihrer grauen Haare.

Ueber die Nacht von jenem Tage ist ihr Haar weiß geworden.

Es ist die Frage, ob das Schicksal grausamer ist, wo es gänzlich zertritt, oder wo es im Treten inne hält und dann schont. Vor dem „Aeußersten" blieb Selma freilich „verschont".

Zuerst widerrief Iduna selbst und nahm alles zurück, was sie im Wahnsinn des Schmerzes der armen Selma unrecht gethan. Ihren Worten entsprach die That, denn sie ehrte mit unverbrüchlicher Treue das Herz der Freundin und fand in einem Unglücke, das sie beide nur allzu schwesterlich geteilt, ihren einzigen Witwentrost an diesem mitleidenden Herzen.

Vollständig und von allen Seiten ergab sich sodann der Beweis, daß Doktor Hellsinn seit Jahren an Herzkrämpfen gelitten, welche zuletzt zwar seltener, aber auch heftiger geworden. Sein plötzlicher Tod konnte ihn überall überraschen, — im Hause seiner ehemaligen Schülerin auch ohne eine näher liegende Ursache, Provokation, Aufregung, kurz ohne „Scene".

Endlich hatte sich Herr von Play inkognito auf eine „Geschäftsreise" begeben und mit dem Direktor des Instituts, worin Selma Schülerin gewesen, persönlich Bekanntschaft gemacht. Es war ihm leicht ge-

worden, in vertraulichen Unterhaltungen seinem Zwecke näher und näher zu kommen und den Schulmann auf jene Geschichte der Geheimschrift endlich von selbst zum Sprechen zu bringen. Der Pädagog hatte es mit allen Nebenumständen als die unschuldigste Kinderei besprochen. Er schloß das Füllhorn seiner Erfahrungen, worin „die Geheimschrift" nicht einmal die pikanteste war, mit der geschäftsmäßigen Bemerkung, daß diese Spielereien in den Annalen der Mädchenschulen mit der Regelmäßigkeit von Naturerscheinungen handeln, ja, daß wenig Schuljahre vergehen, wo nicht die weibliche Bestimmung des Weib-Kindes in solch halbflüggen Mädchenromanen vorahnend seine Flügelchen probire.

So nahm das graß verzerrte Gesicht jenes fürchterlichen Abenteuers bald die menschlicheren Züge der Wahrheit an. Und da Herr von Play mit männlicher Tiefe seine Frau wirklich und innig liebte, so wurde es ihm durch all diese gemilderten Umstände möglich, ihre Partei zu halten und in ihrer Ehre seine eigene zu vertreten.

Die Ehe blieb ungebrochen.

Unbewölkt aber hätte sie Gott selbst nicht mehr machen können'

Wie das Silber auf dem Scheitel der unglücklichen Frau, blieb ein silberner Nebelschleier an diesem Ehehimmel, wo Blau und Gold nicht mehr durchbrechen konnten, ohne daß es ein Frevel schien.

Selma bewachte sich peinlich in ihren unschuldigsten Anwandlungen von Scherz- und Spiellaunen, damit nicht der Geist einer angeborenen „Frivolität" durchzubrechen scheine. Arthur von Play, der junge, ritterliche Gutsbesitzer, ging allen Freuden des geselligen Lebens aus dem Wege, damit er seine Frau nicht zu Thränen kränke, als suche er — „Vergessen" — „Betäubung". Die Unbefangenheit, welche dem ärmsten Lastträger spielend die Last tragen hilft, die holde, himmlische Unbefangenheit war aus ihrem Leben dahin.

Jahrelang war der häusliche Herd auch dahin. Das Paar ging auf Reisen, auf Badereisen, damit an Kurorten das weiße Haar der jungen Frau eine Krankheit scheinen könne und alles lästige Aufsehen wenigstens auf das Maß, das überhaupt möglich war, beschränkt bliebe. Der Kunstgriff that seine Schuldigkeit. Die Absicht wurde so ziemlich erreicht.

So schlichen die Jahre hin. So schlichen jene heran, wo das nahe Alter auf „Dame Weißhaupt" oder „Schneeglöckchen" schon die Streiflichter warf, welche der Abglanz der Wahrheit. Als „die junge Frau" erlosch und Namen wie Brautmutter, Großmutter auftauchten, als Selma anfing im Kinde das Kindeskind zu erwarten, da gab sie dem Kinde, das sie an den Altar führte, die Kunde ihres Unglücks mit auf den neubetretenen weiblichen Lebensweg.

Ihrer Aufzeichnung ist unsere Erzählung ent-

ſprungen; die ihrige ſchloß ſie mit folgenden Worten an ihre Tochter:

„Lerne, mein Kind, daß im Leben einer Frau der Schein ſo wichtig wie das Sein. Der Mann darf den Schein vernachläſſigen, es ſteht ihm oft nur noch männlicher an; die Frau mit nichten. Du haſt kaum eine größere Pflicht, tugendhaft zu ſein, als in Deiner ganzen Aufführung es tadellos auch zu ſcheinen. Der Frau kann es alle Gefahren der wirklichen Schuld bringen, auf die Unſchuld ihres Bewußtſeins zu pochen, das reine Herz, das gute Gewiſſen für ſie ſprechen zu laſſen. Weh ihr, wenn es nicht auch die Form thut! Weh Dir, wenn Du in der Gerechtigkeit wandelſt, aber ſo, daß Dir — Gnade für Recht widerfahren kann! Weh Dir, wenn Dir Vertrauen — geſchenkt wird!

„Ein fürchterliches Wort, die deutſche Redensart: Vertrauen ſchenken! Mir iſt es geſchenkt worden, ich mußte mir's ſchmecken laſſen und mein Herz iſt nie mehr davon geneſen. Mein Kind, verdiene Dir Vertrauen, erzwinge Dir's! Meide, wie den Fehltritt, auch den falſchen Schritt. Wandle auf Wegen, auf welchen kein einziger Fußſtapfen übrig bleibt, Dich zu begleiten, als das Vertrauen. Du mußt es an Dich feſſeln wie Deinen Schatten, und der ‚Mann ohne Schatten' war nicht unglücklicher, als es das Weib iſt mit dem Schatten eines bloß — geſchenkten Vertrauens!"

Heimlicher Reichtum.

Ich gestehe, daß ich eine Pfändungsgeschichte auf dem Herzen habe, also ein gemeines, erzprosaisches Motiv, das die Poesie nicht brauchen kann und das, wenn sie es trotzdem verwendet, ihr nichts zu leisten pflegt, als höchstens ein vertrackt sentimentales Rührstück.

Dabei fällt mir aber der selige Schauspieler Y. ein, der ein leidenschaftlicher Pessimist war und seine Kreise mit einer unermüdlichen Propaganda für Schopenhauer ebenso plagte, als er sie durch die liebenswürdigsten Gaben eines nie versiegenden und stets gutmütigen Humors entzückte.

Den fragte einst eine Dame: „Wie kann man nur bei so viel rosiger Laune ein solcher Schwarzseher sein und die Welt, die man doch anlacht, so bitter verdammen?“ Da antwortete er ihr: „Was wollen Sie? Ich weiß, was ich thue. Als ich noch die Bösewichter spielte, lauerten mir oft die Kunstmäcene nach dem Theater mit wuchtigen Ziegenhainern auf und prügelten mich halb tot, wenn sich mein Sekretär

Wurm oder Lord Burleigh ihren beifälligsten Abscheu errungen hatten. Jetzt, wo ich noch besser, wie Sie wissen, die Bonvivants spiele, überfällt mich kein Mensch mit Champagnerflaschen und Trüffelpasteten, um mir den wohlverdienten Lohn meiner hinreißenden Leistungen heimzuzahlen. Da greifen Sie es doch mit Händen, daß die Welt grundschlecht ist und mehr zum Bösen als zum Guten geneigt."

Wenn sich ein Prinzip wie der Pessimismus so gemütlich beweisen läßt, so darf ich diese Anekdote vielleicht meinen Lesern zur Bürgschaft vorausschicken, daß man ohne Lamento auch um eine Pfändungsgeschichte herumkommen kann.

Apropos, Bürgschaft! Hast du schon einmal Bürgschaft geleistet, freundlicher Leser? Es wäre schade, wenn du es nicht gethan hättest. Kein Mensch kann die Welt so schön sehen, als sie ein Bürge sieht. Sie lacht in den rosigsten Farben. Sie duftet von Zimmet und Ambra. Sie schmeckt nach Honig und kandirten Früchten. Sie glänzt wie Gold, sie strahlt wie fassettirte Diamanten, sie klingt wie Harfen und Flöten. Nie war die Welt so sicher vor ihrem Untergang und speziell das Kleeblatt darin: der Gläubiger, der Schuldner und du, sein Bürge. Wäre der Gläubiger nicht ein Erzkamel und ein umnachteter Vollblutphilister, was brauchte er noch andere Sicherheiten als deines Freundes, des Schuldners? Er schwimmt

ja in Sicherheit. Er hat fast zu viel davon. Fällt die Kuh, so lebt das Pferd, und fällt das Pferd, wo blieben die Merinoschafe? Für das Eis hat er den Schlitten und für das Wasser den Kahn, in der Sonne den Phaëton und im Regen den Landauer: du kannst gar nicht anders als gut mit ihm fahren. Kurz, dein Boden ist fast wie Malachitboden und deine Sorgen sind leicht wie Kolibrifedern. In heller Ironie schreibst du die zwei Wörtchen: Bürge und Zahler, schreibst deinen Namen darunter und lachst den Gläubiger aus, den stocksteifen Pedanten, der sich in Sicherheiten hüllt wie ein Podagrist in Flanell. Der Schuldner, dein Freund, steht ja noch besser als der Gläubiger selbst; aber wer borgt sich nicht wohl einen Regenschirm aus, wenn ihn im Sommer ein kurzer Regenschauer überrascht? So borgt er, so bürgst du, übrigens ist sein Wohlstand ein Sommer; es müßte mit Zauberei zugehen, wenn es anders wäre.

Nun, es geht auch mit Zauberei zu. Das Schicksal erfindet Zaubereien, viel origineller und weiter hergeholt als alle Voraussicht. Und im Nu verwandeln sich die fünf oder sechs Buchstaben deiner Unterschrift in Riesen und Oger, in Wölfe, Geier, Löwen und Tiger oder auch in Termiten, Wespen, Holzwürmer und Motten, kurz in ganz undeutlich sinnreiche Bestien, welche alles zugleich thun, das größte wie das kleinste: sie fressen deine Pferde und Kühe,

deine Gärten und Felder auf, ſie trinken deine Teiche und Brunnen, deine Wein- und Bierkeller aus, ſie knuſpern den Solitär von deinem Finger und die Bernſteinſpitze von deinem Munde, ſie lecken das Oel von deinen Bildern und die Farben von deinen Tapeten, ſie nagen deine Möbel und Bücher in ihren unſichtbaren Magen hinab und ſtehlen deiner Frau das letzte Stückchen Zucker aus der Kriſtalldoſe. Wer hätte das gedacht? Ei freilich, juſt weil du's nicht gedacht haſt, mußt du's bezahlen!

Auch Freund Landolin hatte es nicht gedacht, unſer junger, liebenswürdiger Landolin, den die ſoliden Leute, das heißt die unliebenswürdigen, leichtſinnig und liederlich nannten. Nun ſaß er ſchön in der Tinte! Geſchieht ihm recht, ſagten die Soliden, er ſollte längſt klüger ſein. Hat er darum geheiratet, um ſeine tollen und kopfloſen Streiche nach wie vor zu treiben? Ach, ſeufzten die Solideren, als ob dieſe Heirat nicht ſelbſt der tollſte Streich wäre! Verdirbt es mit ſeinem ſteinreichen Onkel und ehelicht ein blutarmes, fadennacktes Mädchen, ſein verhungertes Patrizierfräulein aus Dingsda — wie heißt nur der Kuhſtall im Kanton Neuchâtel? Und zuletzt, ſagten die Solideſten, auf was hat er denn eigentlich geheiratet? Es iſt wahr, der Taugenichts wäre nicht ohne Hilfsmittel: er ſpricht Sprachen, er zeichnet und malt nicht übel, er ſpielt die Violine wie Ole Bul,

er hat ſogar hübſche Kenntniſſe in der Mathematik. Aber regt er nur einen Finger nach einem ſoliden Erwerb? Längſt wäre er verhungert mitſamt ſeinem Kuhfräulein, wenn ihn die Kunſthandlung in Düſſeldorf mit ihren Bilderportefeuilles nicht hauſiren ſchickte. Da bummelt er ein paarmal im Jahr auf Reiſen, dann liegt er auf der faulen Haut und treibt Narrenspoſſen. Welch ein Brot! Freilich, es vagabundirt ſich ſo ſchön! Man geht dabei alten Liebſchaften nach und knüpft neue an. Und die Frau zu Hauſe? Muß ihre Reize ſchon verloren haben. Kann ſich die Zeit auf ihre Weiſe vertreiben. Welch ein Skandal! Freilich trägt ſie das Näschen verdammt hoch, und der alte Fürſt Graupenheim blitzte jämmerlich ab, als er mit ſeinem Billetdoux und ſeiner Perlenſchnur anklopfte. Nun, warten wir's ab, wenn ein Junger die Perlenſchnur ſchickt. Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Wir wollen ſehen, was das Korn gilt, wenn die neue Huſarengarniſon einrückt mit ihrem jungen Eskadronschef, Baron Ganymed.

Das ungefähr war die liebevolle öffentliche Meinung eines deutſchen Kleinſtädtchens, wie ſie beim „Kranzwirt" gemacht wurde, unter einer wunderſchönen Ruine am Rhein. Seit das Städtchen ein Landungsplatz der Dampfſchiffe geworden und ein neues „Viktoriahotel" den Fiſchfang der reichen Engländer beſorgte, hatte der Kranzwirt, um im Fort-

ſchritt der Zeit doch auch etwas zu thun, ſeiner alten Weinkneipe ein neues Damencafé „angegliedert", und das war juſt das rechte. Das weibliche Publikum folgte dem angenehmen Gefühl einer neuen Mode und das männliche der Bequemlichkeit eines altgewohnten Stammſitzes, und alle Kneipiers durften jetzt länger kneipen, weil ſie ihre ſchöneren Hälften mitnehmen konnten. Sie konnten es und oft mußten ſie es. Dort ſaßen nun die Honoratiorenweiber des Orts, beräuchert von ihren Männern, aber nicht in Weihrauch, ſondern in Galgenknaſter, denn die Glaswand erwies ſich nicht länger als Scheidewand und bald wurde der Schoppen im Damencafé, bald der Kaffee in der Weinſtube getrunken; jedenfalls ſchmolzen zwei Klatſchbuden in eine zuſammen, was ihre Wucht gleich verzehnfachte. Hier Strickſtrumpf und Cichorienmokka, dort Holländerpfeife und Federweißer bildeten ein wohlgeſtimmtes Konzert der Mediſance, und während es ſeine gemütlichen Etüden und Variationen mit Meiſterſchaft durchſpielte, deutete bald eine Stricknadel, bald eine Pfeifenmundſpitze auf den großen alten „Salhof", welcher längſt eine Halbruine, von Schweden- und Franzoſenkugeln zerzauſt, am Nordende des Städtchens lag, und wo in einem Giebel, zum Küſſen ſchön, beſagter Landolin, den wir bereits als ein Original und fahrendes Genie kennen, in grillenhafter Romantik ſich eingehauſt hatte.

Schade, daß der Salhof so fern lag. Das Kranzwirtkonzert hätte sonst sehen und hören können, was zu einem Tage schlecht paßt, wo man eine Pfändungskommission erwartet, und noch schlechter zu der obligaten christlichen Schadenfreude darüber. Es hätte hören können, wie Freund Landolin lustig die Hände strich, und sehen, wie Frau Hermine in tiefster Gemütsruhe eine Puppe aufputzte.

Wir aber, die wir nicht in einem qualmigen Stammgastpferch konsignirt sind, was hindert uns, dieses leichtsinnige Pärchen in der Nähe zu betrachten? Wir finden nun zwar, das wissen wir bereits, kein Not- und Jammerbild, das ein Rührstück sein will, dagegen scheint uns ein Bild zu erwarten, dessen Rahmen ein höherer als der irdische Vergolder vergoldet hätte. Just die Medisance selbst ließ das durchleuchten! Also treten wir ein in den Salhof.

Nachdem wir uns auf der steilen, stichdunklen Holztreppe nicht den Hals gebrochen, befinden wir uns in einer Giebelwohnung von zwei Zimmern. Wir könnten sie Säle nennen, oder noch besser Reitbahnen. Kolossale Räume sind's. Die Wände mit Eichenholz getäfelt und entzückend geschnitzt, der Plafond kassetirt, gemalt und geschnitzt, daß ein Altertümler aus allen Poren Wonne schwitzte, auch wenn er sofort erriete, daß das alles nur ein angehender Moderhaufen, den der kunstsinnige Insasse noch im letzten Augenblicke

beim Schopf ergriffen und geschickt wieder ins Leben zurückrestaurirt und gefirnißt. Schon ruinenhafter nämlich sahen sich die zwei Kachelöfen mit ihren bebilderten Fließen an, jeder ein Raum, worin bequem vier Personen Whist spielen könnten. Eben solche Riesen sind die Wandschränke, größer als in Paris die meisten Schlafalkoven. An den Wänden hängen Jagdarmaturen, Studentenschläger, dazwischen sieht man Eulen und Fuchsköpfe angebracht, und in den gotischen Fenstern stehen nicht Blumen, sondern eine einzige große Blume, die Rheinlandschaft, die rosig und voll zu allen Scheiben herein leuchtet.

In diesem Heimwesen schlurft ein junger Mann auf und ab, die Violine am Kinn, die Füße in gestickten Pantoffeln, am Leibe nicht den Schlafrock, der ihm verhaßt ist, sondern jenen malerischen, faltenschönen Talar, den wir mit einem altertümlichen Worte den Paltrock nennen. Er ist groß von Statur und schlank wie eine Tanne, sein Kopf schmal, Haar und Henriquatre schwarz, das Auge blitzend von Feuer und doch wieder so gutmütig duselig, daß diese Mischung das gab, was man „den Schelm im Auge" nennt. Es ist Landolin, der für einen Freund Zahlungsbürgschaft geleistet hat und heute für den Freund ans Kreuz geschlagen, nämlich gepfändet wird.

In einem ausgebauchten Erkerfenster sitzt Frau Hermine, gleichsam die Elfenbeinfigur unter den

massiven Holzschnitzereien. Ihr pikantes Gesichtchen erhält den pikantesten Ausdruck von den schwarzen Tuschen ihrer zartgeschwungenen und fast zusammengewachsenen Augenbrauen, unter deren Schatten das feingeschnittene Auge ein schwüles Feuer verbirgt oder schalkhafte Blicke zuspitzt. Man sieht es diesem Auge sofort an, daß es jenen Schelm im Auge noch überschelmen konnte. Freund Landolin mochte viel geliebelt haben, aber dieses Augenpaar mußte er lieben. Dieses Mädchen mußte er heiraten. Mädchenhaft trägt sie den Kopf noch à l'enfant frisirt, in ihrem Anzuge — Leibchen, Röckchen, Schürze — ist eine häuslich einfache Nettigkeit, welche die Honoratiorenweiber beim Kranzwirt nicht mehr häuslich, sondern kokett nennen, weil sie die graziose Nüance nicht treffen. Sie putzt, wie gesagt, eine Puppe auf. Zu ihren Füßen liegt eine isabellafarbene Dogge und schaut ihr aufmerksam zu.

„Ich sage Dir, das Tier hat Seele," fing Landolin an, indem er zu spielen aufhörte. „So oft ich das Konzert von Berlioz intonire, hält er sich schön, wie ein Mensch, dagegen die Satanella und ähnliche Dummheiten versetzen es gleich in ein tierisches Murren."

„Kurz, Du liebst den Hund und findest nur Tugenden an ihm."

„Fi donc, wer möchte Tugenden lieben! Darum

liebe ich ja Dich, weil Du so hübsch voll Unarten bist."

„Zum Beispiel?"

„Du bist treu, häuslich, genügsam, aufgeweckt, jung, schön und führst eine gute Küche. Ich zähle lieber Dein weniges Gutes auf, denn mit Deinen vielen Unarten würde ich nicht fertig."

„Merci, Monsieur! Und was Dich betrifft, Du bist leichtsinnig, verschwenderisch, flatterhaft, vielleicht auch ein bißchen untreu, müßig, üppig, kurz, ein fauler, nichtsnutziger Schlingel. Ich zähle lieber Deine wenigen Fehler auf, denn alles übrige sind Tugenden."

„Du machst von Deinem Narrenrecht einen starken Gebrauch. Aber es sei! Und weißt Du was? Wenn meine Fehler meine Aktiva sind, so will ich sie heute der Pfändungskommission deklariren. Vielleicht nimmt sie sie an Zahlungsstatt an."

„Mon Dieu, sie kommen heute schon?"

„Dir zu dienen, mein Engel."

„Hol sie der Kuckuck! Mir ist sehr schlecht mit ihnen gedient."

„Warum? Sei groß, Hermine, freue Dich, daß wir den ‚Bildungsquark' los werden, wie es Leo in Halle nannte. Ich sage Dir, der größere Teil der Menschheit geht ohne Sacktücher herum, und ein noch größerer ohne Christentum. Es gibt Mondnächte,

wo man sich seines Bettes schämt, und eine rohe Auster ist mir lieber als alle Deine Kasserolen. Wenn ich abends im Rhein schwimme oder ich liege zwischen Thymian und Waldmeister an einem Forellenbach, da denke ich mir oft: Ach, wäre mein Weibchen ein Meerweiblein und zöge die Krinoline, die sie abends auszieht, nie an!"

„Wer sollte denken, daß zwischen Thymian und Waldmeister ein so blühender Unsinn blühen kann!"

„Du ahnst gar nicht, wie wenig man braucht zum Leben. Zum Beispiel wozu brauchen wir dieses Geschirr? Glaubst Du denn wirklich, Sakontala hat ihrem König Duschmanta eine Tasse Thee präsentirt? Oder König Duschmanta hat mit einem Silberlöffelchen Zucker gerührt? Nein, meine Teure, er hat ihr die Bananen aus der Hand gefressen, die sie ihm auf einem Lotosblatt oder noch besser auf ihrem bloßen, ungantirten Patschchen ins Maul steckte. Sei versichert, es war so."

„Meinethalben. Aber ich bin nicht Sakontala."

„Wert wärest Du's wenigstens. Und weißt Du auch, daß Du ihr gewaltig ähnlich siehst? Als ich sie zum erstenmale sah, nämlich im Bilde von Riedel, das auf dem Rosenstein bei Stuttgart hängt, dacht' ich mir gleich: Alle Wetter, das ist ja meine Frau! Aber was fiel ihr ein, daß sie sich porträtiren ließ; — so stark dekolletirt?"

„Ich bitte mir anständige Reden aus. Unverschämter Lügner, Du warst in Stuttgart auf dem Rosenstein noch lange, ehe Du mich kennen lerntest.“

„Ha, ich bin erkannt! Das kommt davon, wenn die Biographien großer Männer noch bei ihren Lebzeiten erscheinen. O, dieser Brockhaus!“

„Apropos, Brockhaus. Wird man Dir auch die Bücher wegnehmen?“

„Gott sei Dank, ja!“

„Alle?“

„Was sollte man übrig lassen? Etwa diese Mathematik, Logarithmik, Trigonometrie, Stereometrie, Planimetrie — Schulfutter, längst gekaut und wiedergekaut? Mein Gott, wozu das alles? Oder diese Taschendiebbibliothek — will sagen Taschenbibliothek, von der mir schon zweihundertundsechsundsiebenzig Bände im Staub ersticken? Jeder Band ein Galgen! In früheren Zeiten wären ganze Volksstämme gehenkt worden um das, was hier zusammengestohlen ist. Unser Jahrhundert hat Freipäss[illegible] dafür. Ja, ja — ‚Bildung macht frei‘; ein treffliches Motto! Sogar vom Galgen und Zuchthaus macht sie frei. Fort damit!“

„Aber meine Goldschnitte? Höre, die darf man mir nicht anrühren.“

„Was sind denn diese Goldschnitte? Laß sehen Die ‚Rabbiata‘ — hm!“

„Was, hm? Ist sie nicht schön? Mir gefällt sie.“

„Bis zu einem gewissen Punkte mir auch. Die Rabbiata ist von der Jungfer in dem Stadium, wo sie noch beißt und kratzt, ein recht hübsch entworfener Studienkopf. Man begreift ohne weiteres, daß jede Frucht, ehe sie süß wird, auch ‚revêche‘ gewesen sein muß. Warum das Begriffene noch weiter begreiflich machen? Aber da muß die Rabbiata eine Mutter haben, die von dem Vater mißhandelt wird, und daher ihr Jungferntrotz gegen die Männer. Daher! Man fällt aus den Wolken. Fragt man eine Statue, zum Beispiel der Venus oder des Apoll, wer ihre Eltern sind? Eine Gestalt ist sich ihr eigenes Motiv, wie ein Baum, eine Blume, wie ein Ding der Natur. Wer braucht eine Erklärung dazu? Eine Natur erklären! Es heißt ein Motiv motiviren!“

„Weißt Du was? Biete Du Dich der Kommission als Schätzmeister an. Da behalte ich doch meinen Büchertisch, denn Du, Du gibst wahrscheinlich gar nichts dafür. Laß mir den Ahasver in Rom liegen. Mir scheint, Du suchst Dir schon wieder neue Beute.“

„Sei ruhig. Ich krümme ihm kein Haar seines eisgrauen Schädels. Nur wundere ich mich, warum er überhaupt schon so eisgrau ist. Beim Tode Christi kann er noch ein junger Mann gewesen sein, denn die Legende zwingt nicht mit der leisesten Spur, schon

sein damaliges Alter als hoch anzusetzen. Hab' ich aber das Recht und die freie Hand, ihn bei der Kreuzigung Christi für jung zu halten, so war er dreißig Jahre später, nämlich in den Tagen des Nero, noch ein rüstiger und lebenslustiger Fünfziger. Und darum Räuber und Mörder? Und darum schon jetzt dieses urgreise Todesgestöhn? Ich habe diese Gedankenlosigkeit des Verfassers und all seiner Leser nie genug anstaunen können. Das Gedicht dichtet auf einen Begriff drauf los, der noch gar nicht da ist, der einstweilen noch Phrase ist. Als ob man bloß Ahasverus zu heißen brauchte, um schon die geborene Phrase des Alters zu sein!"

Frau Hermine lachte auf.

Landolin fuhr fort:

„‚Ich reite in den siebenjährigen Krieg', sagte Friedrich der Große, und ebenso Drolliges sagt buchstäblich dieses pathetische Gedicht. Der ewige Jude kann noch gar nicht wissen, daß er der ewige Jude ist und daß Christi Fluch sich bereits zu erfüllen anfängt. In den Tagen Neros würde ihn noch kein Minister in den Ruhestand versetzen, wenn der Schuster General oder Professor wäre."

„Uns Frauen kann es gleichgiltig sein, wenn sich die Männer mutwillig alt machen," sagte Frau Hermine.

„Wenn nur die Frauen jung bleiben, denkst Du

dabei im ſtillen. Und da haſt Du recht. Da iſt dieſer Ahasver in Rom der rechte Mann für euch Frauen. Er hat euch ein ganz neues poetiſches Motiv auf den Leib geſchrieben — die Poeſie der badenden Großmutter."

„Aber nun hörſt Du mir gleich auf!"

„Neros Mutter, Agrippina, könnte ganz bequem Großmutter mehrerer Enkelkinder ſein. Und doch ewig jung, ewig ſchön, je mehr Jahre, deſto mehr Jugend und Schönheit — ſo ſpricht jeder Waſſertropfen, der an ihr herabrinnt! Es iſt zum Entzücken."

„Und es kann auch wahr ſein!"

„Aber hier hätte Heine, oder überhaupt ein Dichter, die Tonart geändert und der koketten Großmutter mit Grazie ein bißchen die Zunge herausgeſtreckt. Hier iſt ſie ſterblich, die alternde Frau. Hier war die Bewunderung ein wenig mit der Satire zu vertauſchen, hier muß der Stoff, der mit einigen Reizen gefangen nahm, die Sinne wieder freigeben und dem Kenner, dem Weltmann, kurz, dem geübten Künſtler ein ironiſches Lächeln abgewinnen. An nichts erkennt man gewiſſer den Dichter, als daß er im rechten Augenblick ſpottet, nämlich ſeine Humorfreiheit an ſich nimmt, während der Schüler dieſen Wechſel der Stimmung nicht wagt und immer feierlich ſein will und ſich die Andacht nicht hoch genug ſpannen kann."

„Welcher Dichter es Dir wohl recht machen könnte?“

„Ich charakteriſire ihn ja. Aber es muß keiner ſein, der ein großmütterliches Modell in Bauſch und Bogen anſchwärmt wie ein Primaner.“

„Solche Reden verbitte ich mir.“

„Mangel an Modellſtudien! Das klagen wir auch in Düſſeldorf und bei den zeichnenden Künſten. Aber dem Verfaſſer des Ahasver könnte geholfen werden. Wäre ich ſein Landesherr, ich machte ihn zum Badeinſpektor in Pyrawarth, was ein Frauenbad kinderloſer, alſo wohl ältlicher Damen iſt, damit er ſeine Ideale . . .“

„Fido, faß!“

„Das hat die Welt nicht geſehen! Meine eigenen Hunde auf mich zu hetzen! Wie erſtaunt er uns anſchaut! Das kluge Tier! Man muß ſich ſchämen; er denkt ſicher, wir zwei ſind verrückt geworden. Komm, wir wollen ihm ſein armes Konzept wieder zurechtſetzen.“ Und Landolin faßte ſein Weibchen am Kopf und küßte es um und um.

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thüre. Frau Hermine ſchrak auf. Landolin aber rief feſt und ſonor: „Herein!“

Es war ein Dienſtmädchen aus dem Orte.

„Meine Madame thäte ſchön bitten,“ ſagte ſie, „ob Sie uns eine Theetaſſe leihen möchten. Wiſſen

Sie, etwas Apartes, zum Staatmachen. Da ist mit dem Dampfschiffe just eine Lady aus England angekommen — ich kann ihren Namen nicht aussprechen; die Engländer, wissen Sie, haben alle so verzwickte Namen. Unsere Madame war früher Gouvernante dort. Und da ließ sich die Lady herab und machte uns einen Besuch, und die Madame meint, unser Geschirr wäre zu geringe; ihre schöne Hochzeitstasse hat nämlich der Karl zerbrochen."

Landolin antwortete:

„Mein Kind, Sie stehen nicht auf der Höhe der Situation. Eine Tasse ist viel zu wenig. Ein ganzes Service müssen Sie haben. Es handelt sich um die deutsche Nationalehre. Wir müssen den Engländern imponiren, seit wir ein einiges Kaiservolk sind. Hermine gib ihr das Sèvreporzellan und das Silberzeug. Brauchen Sie sonst etwas? Haben Sie guten Kaffee? Aber Lady Mixtedpikles liebt vielleicht Thee. Hermine, gib ihr unser Pfund Spitzenthee. Ich beschwöre Sie, sorgen Sie für ausgezeichnetes Backwerk! Ich selbst bin leider nicht Bäcker — aber feine Konfitüren haben wir. Hermine gib ihr ein paar Gläser Mirabellen, Reineclauden, Erdrate und Ananas. Sonst brauchen Sie nichts? Etwa seidene Strümpfe, Manschetten, Chemisetten, Gardinen und Bettwäsche? Nichts?"

Das Mädchen machte ein Gesicht, in welchem deutlich zu lesen stand: „Ach ja, der Herr Landolin

hat einen Sparren, wir sagten es längst!" Auch Frau Hermine stutzte. Aber Landolin blieb vollkommen ernsthaft. Er legte selbst Hand an und übergab dem Mädchen im vollsten Ueberflusse die Gegenstände zu einem Gouter. Noch in der Thüre bedauerte er unter herzlichen Grüßen an die Madame, daß sie nicht auch einen Zobelpelz, ein Schreibpult, ein paar Lütticher Pistolen und ein Fortepiano brauche.

Als sie fort war, sagte Landolin:

„Wer zum Henker kann so schosle Gedanken haben? Ich hätte mir's nicht im Traum einfallen lassen, der Pfändungskommission eine Theetasse aus dem Wege zu räumen. Aber wenn die Gelegenheit selbst dazu anklopft, so bedaure ich wirklich, daß ich nicht alles, was beweglich ist, um die Ecke schicken kann. Das ganze Haus möchte ich jetzt ausleihen. Eigentlich liebe ich ja solche ungesetzliche Aufführungen."

„Jetzt verstehe ich Dich," antwortete Frau Hermine. „Aber wie unpraktisch ihr Männer seid! Wenn Du das wolltest, so hätten Dir statt Zobelpelz und Lütticher Pistolen doch eher unsere feinen damastenen Tafeltücher einfallen können. Was hilft Silber und Porzellan, wenn statt eines appetitlichen Kaffeetuchs etwa ein verblichenes und ausgebessertes . . ."

„Herzensweib! Harmonie! Dreiklang! Gretchen, kommen Sie herauf! Sie haben 'was vergessen. — O, was für ein Segen ist die Eintracht der Ehe!

Zwei Seelen und zwei Herzen, ein Gedanke und ein Schlag. Ach nein, zwei Gedanken und ein Schlag, oder zwei Seelen und ein Schlag oder zwei Herzen und ein Gedanke; wie ſetzt man nur dieſe Dominoſteine aneinander? Ich hab's vergeſſen. Kurz, Du biſt ein Engel. — Gretchen, machen Sie ſchnell! Aber brechen Sie nichts!"

Das Dienſtmädchen ſtand wieder da.

„Gretchen, Sie werden eine ſchlechte Hausfrau. Es thut mir leid, aber Sie ſind unpraktiſch, Gretchen. Warum vergaßen Sie, daß Ihre Madame ein feines damaſtenes Tafeltuch braucht? Ja, ja, ſie braucht ein Tafeltuch, zweifeln Sie nicht daran! Hermine, gib ihr eins heraus! Aber was ſag' ich eins? Gib ihr ein halbes Dutzend. Es iſt wegen der Farbenwahl. Vielleicht kann Lady Mixtedpikles, wie Büffel und Puterhähne, das Rot nicht vertragen, oder das Blau macht ihr hyſteriſche Krämpfe, oder das Saffrangelb berührt ſchmerzliche Saiten in ihrem Innern. So, nehmen Sie. Und ſeien Sie fein praktiſch, Gretchen! Nur häuslicher Verſtand und ein Sparkaſſenbüchel erwerben der Jungfrau einen Mann, ſagt Salomo. Gott mit Ihnen, Gretchen!"

„Glaubſt Du, Sie werden mir auch das Linnenzeug nehmen?" fragte Frau Hermine einigermaßen nachdenklich.

Landolin antwortete:

„Das Linnenzeug einer Frau iſt etwas ſehr Hübſches. Ich hatte ſtets eine gewiſſe Schwachheit dafür. So eine Pfändungskommiſſion aber iſt noch ſchwächer, ſie nimmt es auch aus der Spinde.“

„Mein Gott, aber man braucht es ja! Meine Leibwäſche werde ich doch behalten?“

„Je n'en vois pas la nécessité. Siehe, mein Kind, wie ſchön iſt die Mythologie! Welch eine Schatzkammer für Poeten und Künſtler! Aber die Mythologie fängt erſt an, wo die Leibwäſche aufhört. Oder hätte der große Schätzmeiſter Paris ſeine berühmte Kommiſſion überhaupt anfangen können, wenn das Trouſſeau der Göttinnen nicht früher aufgehört hätte? Es war gleich das erſte, was ihm zum Opfer fiel.“

„Lando, Du biſt ein Buffon. Sage mir, touchirt Dich die Geſchichte denn gar nicht?“

„Sollte ich mutloſer ſein als ein Weib? Ich bewundere ſchon längſt, mit welch ſchöner Gemütsruhe Du an dieſer Puppe herumflickſt. In einem ſo kritiſchen Augenblicke! Du kommſt mir vor wie jener Römer, welcher ſeine blanken Friedrichsd'or für ein Grundſtück bezahlte, worauf ſoeben Hannibal mit ſeinen Mitrailleuſen ſtand. Das iſt jenes ſtille weibliche Heldentum, wovon die männlichen Haſenfüße ſo ſchön deklamiren. Die Puppe wird wirklich hübſch. Du haſt Dir recht Mühe gegeben. Und noch dazu

für ein fremdes Kind! Mit welch mütterlicher Inſpiration wirſt Du erſt für ein eigenes arbeiten!“

„Laß uns vernünftig ſein, Lando. Ich bin wirklich ſo ruhig nicht, als es ſcheint. Und wenn ich es bin, weißt Du, warum ich es wäre?“

„Nun?“

„Ich denke mir was.“

„Das erſte Weib, das im Denken Troſt findet! Aber was denkt ſich das nußbraune Köpfchen?“

„Ich denke mir, Du ſagſt mir nicht alles. Du haſt 'was im Hinterhalte.“

„Zum Beiſpiel?“

„Irgend eine Reſſource, einen Ausweg, einen heimlichen Fonds.“

„Es iſt wahr, ich bin ein großer Kapitaliſt.“

„An Narrheiten?“

„Ich rede nicht vom Stammkapital, nur vom Betriebsfonds.“

„Wie treibſt Du's alſo?“

„Glorios! Ich bin einer der tugendhafteſten Charaktere. Ich habe zeitlebens unendlich viel Gutes gethan. Ich habe Wohlthaten ausgeſtreut auf all meinen Wegen durch Europa und Afrika. Was Wunder, wenn einer käme und ſagte: ‚Landolin, altes Haus, Du haſt mir aus ſchändlichem Pech geholfen; da haſt Du eine Million‘.“

„Iſt das alles?“

„Du bist schwer zu befriedigen. Heidnisches Weib, gilt Dir ein Guthaben bei Gott nichts? Und wie viele Wechsel habe ich auf dieses Haus! Lauter tausendprozentige, Vergeltsgott-tausendmalige."

„Ich bitte Dich, sage mir nichts von Wechseln, das Wort macht mir übel!"

„Du hast recht, es ist viel Schwindel bei dem Geschäfte. Da war aber einmal ein Armer, der mir kein Vergeltsgott sagte, und dieses Vergeltsgott war mir das liebste. Ich weiß nicht, ob ich nicht abergläubisch darauf bin. Ich werde den Mann nie vergessen."

„Ei, laß hören, Lando, wie war das?"

„Ich ging von Stuttgart nach Degerloch hinauf. Es war im Hochsommer und um die Mittagsstunde. Die schändliche Hitze kann sich kein Mensch vorstellen. Ich weiß heute noch nicht, was mir einfiel, daß ich diesen Weg zu Fuß angetreten — ich muß sehr zerstreut gewesen sein. Auf der Mitte des Berges aber merkte ich erst, in was für ein Unglück ich mich gestürzt. Ich brannte am ganzen Leibe; ich brannte wie eine Ballettänzerin, die den Lampen zu nahe gekommen und in Flammen aufgeht. Ich blickte sehnsüchtig nach einer Feuerspritze aus."

Frau Hermine lachte belustigt.

Landolin fuhr fort:

„Du hast leicht lachen, herzloses Weib; Dein

blühender Gatte, in Kraft und Jugend ſtrotzend, hielt es freilich noch aus. Aber hätteſt Du den alten, knöchernen Mann geſehen, der droben bei der letzten Straßenkurve an der wackeligen Weinbergsplanke lehnte und keuchte! Wie ſein ſchneeweißes Haar im Schweiß an den eingeſunkenen Schläfen klebte! Wie ſein Bruſtkaſten arbeitete, ſein ganzer Leib zitterte! Wie ſein Auge, voll Leiden und Vorwurf, zu ſagen ſchien: Es iſt zu viel! Nie habe ich einen ſolchen Menſchenblick geſehen. Tiefſte, innigſte Lebensſattheit! Ich blieb ſtehen und ſagte: ‚Aber, Alterchen, was fällt Euch ein, in ſolcher Hitze ſolche Gänge zu machen!‘

„‚Ich habe ein Haus in Stukkert,‘ antwortete er, ‚da bekomme ich alle Montag einen Sechſer.‘

„‚Solche Gänge für einen Sechſer!‘ rief ich.

„‚Und heute erhielt ich ihn nicht einmal,‘ ſagte der Greis. ‚Ich hörte eine neue, fremde Stimme im Vorzimmer, welche ſchalt und ſchnaubte; habe ich recht gehört, ſo zankte ein Sohn, der angekommen war, wie viel ihm ſein Vater verſchwende. Da retirirte ich, und ’s war wohl zum letztenmal heute. Ich kann’s ſchon nicht mehr vermachen!‘

„Du begreifſt, daß ich mein Portemonnaie ſtürzte und ihm geſchwind die Hand mit den Münzen füllte. Aber nun werde ich nie vergeſſen, wie er das aufnahm. Wie ihm die Hand ſo plötzlich von Silber

ſtrotzte, hob er ſie hoch gen Himmel und redete in den Himmel auf: ‚Du lieber alter Gott, ich danke dir, daß du mich doch nicht ganz vergeſſen haſt!‘ Das überraſchte mich. Er dankte nach oben, nicht mir dankte er! Und ſo ſtand er und hielt eine Weile die Hand himmelan, gleichſam als wollte er droben zeigen, daß hier unten ein Auftrag von oben vollzogen worden. Es handelte alles zwiſchen ihm und Gott. Ich ſelbſt war mir nichts weiter als ein Menſch, welcher Geld ſchenkte, ihm aber war ich ein Bote Gottes, ein Werkzeug des Himmels und ſah mich auf einmal von meiner ſtaubigen Degerlochſtraße an die höchſten Mächte angeknüpft. Ich ſchlich mich ſachte hinweg, und er ſah ſich auch gar nicht nach mir um, ſo wenig wie nach einem Raben, der ihm geſendet worden, aber indem er weiter wankte, hielt er noch lange Hand und Haupt wie ein Begeiſterter nach aufwärts gerichtet. Ich habe mich an dieſen ſeltſamen Alten noch oft erinnert und meine zuweilen, es war eine Art von Segen dabei.“

„Ich meine es auch,“ ſagte Frau Hermine ſtill und ernſt. „Haſt Du noch mehr ſolche Kapitalien? Sie fangen mich zu intereſſiren an.“

„Solche nicht, aber andere in Hülle und Fülle.“

„Alſo andere! Fahre nur fort, mir Deine Reichtümer zu zeigen.“

„Soll ich Dir erzählen, wie ich einmal einer Katze

das Leben gerettet? Sie hatte sich verstiegen — es war auf dem Stephansturm in Wien — und saß, kläglich miauend, auf einer gotischen Spitzsäule. Die Leute gafften, die Buben warfen mit Steinen nach ihr, ein Bürger vor seinem Laden sagte: ‚Das arme Vieh! Man soll sie herunterschießen; sie muß ja verhungern dort oben.‘

„‚Nein,‘ sagte ich, ‚herunterholen soll man sie, es soll einer mit Leitern und Stricken hinauf!‘

„Der Mann sah mich an und die guten Wiener um mich her lachten; sie mochten denken, es sei ‚halt gar g'spaßig‘, einer Katze wegen solche Umstände zu machen. Ich aber nehme fünf Fünferscheine in die Hand — ich hatte sie just im Spiel gewonnen — widerwillig, denn seit einer gewissen Gelegenheit spielte ich höchstens noch zwangsweise, und kein Gewinn freute mich mehr. Ich schwenke also die Banknoten in die Höhe und proklamire einem verehrungswürdigen Publikum: ‚Wer mir die Katze vom Turm holt, der kriegt die fünfundzwanzig Gulden!‘ Den Preis gewann ein Zimmermann, der just von seiner Arbeit kam und im Vorbeigehen in den Auflauf hineingeriet. Er ließ sich mein Wort geben, daß ich's im Ernst meine; ich schlug ein und hochpreisliches Publikum war Zeuge. Der Handel galt. Der Zimmermann verfügte sich hierauf zum Sakristan der Domkirche, und nach einer Viertelstunde voll Spannung krabbelt's

aus einer Turmlucke heraus. Ein Mann läßt ſich auf einem Seile herab, es iſt der Zimmermann. Augenblicklich erſieht die geſcheite Katze ihren Vorteil, ſpringt ihm auf den Buckel, der kühne Reiter windet ſich hinauf und erreicht glücklich die Turmlucke. Fünf Minuten ſpäter habe ich die Katze und er ſein Geld. Im Publikum aber rief jetzt ein Junge: ‚O je, das iſt ja die Katze von der engliſchen Herrſchaft im Hotel Munſch; ich bin Unterſtiefelputzer beim Hausknecht und kenne die Katze!‘ Der Junge hatte ein offenes Geſicht, es war ein hübſcher Empfehlungsbrief.

„‚Nun, ſo bringe ſie Deiner Herrſchaft und verdiene Dir ein Trinkgeld,‘ ſagte ich und übergab ihm meine Klientin.“

Frau Hermine lächelte.

„Das Abenteuer iſt recht hübſch und ging für die Katze ſehr gut aus; aber — zählſt Du es auch zu Deinen Kapitalien?“

„Und warum denn nicht?“ antwortete Landolin. „Da ſieht man euch Chriſten! Ihr glaubt an einen Gott, aber nur an einen Gott der Menſchen; wir, die wir an einen Gott alles Lebens glauben, heißen euch Ungläubige.“

„Du kannſt recht haben,“ ſagte die Frau aus Neufchâtel. „Im Muſeum zu Bern, wo er jetzt ausgeſtopft ſteht — mein edler Landsmann, der Bernhardiner Held, der Hund Barry, der ſiebenzehn

Menſchenleben gerettet hat, ſah ich einſt einen Fremden, welcher den Hut vor ihm zog. Eine Engländerin bot fünfzehn Guineen für eine Zottellocke von Barrys Fell, aber der Kuſtos ſagte die klaſſiſche Antwort: ‚Madame, dieſes Hundefell könnte der Schweiz mehr wert ſein als das goldene Vlies, ſo viele Angebote werden uns gemacht. Aber es gibt keinen Preis, um den wir unſern großen Toten verſtümmeln.‘“

„Bravo! Der Menſch iſt nie ſchöner, als wenn er gegen das Tier gerecht iſt; gegen die eigene Gattung iſt's doch nur ein idealer Egoismus.“

„Alſo die Katze wird zu Deinen übrigen Kapitalien feierlich intabulirt,“ ſagte Frau Hermine und reichte ihrem Manne mit einem freudigen Blicke die Hand. „Aber fahre fort, mein lieber Kapitaliſt!“

„Auf Deine Verantwortung! Denn wirſt Du's vertragen, daß ich auch einmal ein ſchlechter Kerl war und einen falſchen Eid geſchworen habe?“

„Oho, das glaube ich Dir nicht!“

„Siehſt Du! Es iſt unglaublich und doch iſt es wahr. Ich gab ein falſches Zeugnis, bekräftigte es mit einem Eid und verführte auch andere dazu. Kurz, ich war ein ſchlechter Kerl, wie die Gewürzkrämer ſagen, und die Gewürzkrämer müſſen es wiſſen.“

„Dahinter ſteckt etwas. Du ſchreckſt mich nicht ab. Erzähle es nur!“

„Die Geſchichte war dieſe,“ fing Landolin an.

„Als ich mein Militärjahr abdiente, hatten wir einen kleinen, angenehmen Abendzirkel von Landwehr- und Linienoffizieren, in welchem aber leider zuweilen gespielt wurde. Der einzige Zivilist unter uns war der Buchhalter Nurg, ein Mensch, der uns eigentlich nicht ganz angenehm war, aber es gab Gründe, ihn zu dulden. Mein Liebling dagegen war der junge Lieutenant Alexander von Korth. Ein delizïöser Kerl! Ganz Herz, Leichtsinn und Großmut. Seine Geliebte war die Tochter des reichsten Bankiers in der Stadt, eine Perle von einem Mädchen und die glücklichste Wahl, auch ohne ihr Geld. Mein Freund schwamm in Jubel und Seligkeit. Eines Abends verlor er stark. Er schlug's in den Wind, wie gewöhnlich, wir zechten noch scharf und gingen gottvoll nach Hause. Als ich ihn morgens besuchte, fand ich ihn erhenkt. Er hing mitten in seinem Zimmer vom Plafond herab am Haken einer großen Astrallampe. Ich schnitt ihn ab, er war noch ganz warm. Ich machte Belebungsversuche und sie gelangen auch. Als er die Augen wieder aufschlug, war sein erstes Wort: ‚Das hat man davon, wenn man sich erhängt statt erschießt. Aber mein Bursch war immer in meine Brüsseler Pistolen verliebt, die sollte er zum Andenken haben, und so durfte ich mich freilich nicht erschießen damit, denn das hätte ihm den Spaß ja verleidet.'

„Was sagst Du zu diesem Zug? Da hast Du

den ganzen Mann. Noch im Tode dachte er an die Schonung und die Freude eines andern!

„‚Korth,‘ rief ich aus, ‚was fiel Dir ein, Dich um fünfhundert Thaler zu erhängen?!‘

„‚Lando, Du bist auf ewig blamirt,‘ antwortete er, ‚daß Du an meinen Spielverlust denkst. Der Verlust meiner Braut ist's. Da lies!‘

„Die Sache war also diese. Sein gestriger Spielverlust war dem Bankier verraten worden und dieser schickte ihm morgens die Absage. ‚Er wolle keinen Schwiegersohn, der an einem Abend ein halbtausend Thaler verspiele. Für solche Herren habe er seine Tochter nicht. Ich ließ meine Augen noch in dem Billet stecken, dachte aber längst an was anderes. Ich dachte an Wiederherstellung und sollte es biegen oder brechen. Konfus war's, verzweifelt, am wenigsten ritterlich. Darum schwieg ich auch und sagte bloß: ‚Alexander, gib mir Dein Wort, daß Du vierundzwanzig Stunden leben bleiben willst.‘

„‚Ohne die Bertha keinen Augenblick!‘

„‚Behandle mich nicht schlechter als Deinen Burschen! Dem schenkst Du die Brüsseler Pistolen, schenke mir vierundzwanzig Stunden. Ich muß sie haben. Die fünfundzwanzigste gehört wieder Dir.‘

„Er stutzte, ich hatte ihn richtig gepackt. Ich erhielt die Frist. Jetzt nahm ich einen Wagen und fuhr bei den Kameraden herum. Wer kann's gewesen

ſein, der ihn verraten? Allgemeine Beſtürzung. Aber ein Geſicht ſo ehrlich wie das andere, der ganze Zirkel iſt rein.

„Alſo hört mich, ihr Herren! Da iſt nur eins zu thun. Wir rücken dem Bankier vor die Bude und geben ihm Mann für Mann unſer Ehrenwort: die ganze Spielgeſchichte iſt erlogen. Wahrſcheinlich eingebrockt von einem Nebenbuhler, der ihn ſtürzen will.“

„Unmöglich! Ein Ehrenwort auf Lügen! Lando, was fällt Dir ein?“

„Da wurde ich heiß.

„Zum Teufel mit Vorurteilen! Seid mir nicht alte Weiber! Was ſind Kriegsliſten anderes als Lügen? Wenn ich einen Scheinangriff auf den Punkt A mache, um den Punkt B zu überrumpeln, was ſonſt als erlogen war's? Ein Judas, wer für den braven Kerl nicht lügen kann! Was ſoll's jetzt mit ihm? Ich kann ihn nicht alle Tage abſchneiden, ſein Blut über euch! Noch ſchlimmer, wenn er am Leben bleibt, ſich verſauft, verlumpt — und vollends ſie! Das ſchönſte Menſchenpaar, Familienglück, Kinder und Enkel — eine ganze Zukunft lebt von eurem Ehrenwort. Her damit! Für was wollt ihr's weiter aufſparen? Für Manichäer und Juden? Alles an ſeinen Ort und die Ehrenpunktsfaxen an den ihrigen! Schwört Tänzerinnen ewige Treue, ſchwört Wechſelreitern Zahlung und werft ſie hinaus am Verfalltag,

aber dieſen Philiſter werdet ihr dann auch noch herumſchwören. Es iſt ja wahr, daß der Zweck die Mittel heiligt, nur muß der Zweck ſelbſt heilig ſein! Und welcher wär's mehr als der unſrige! Vorwärts, Männer, und den braven Jungen herausgehauen! Drauf und dran auf den Philiſter, ich blaſe zum Sturm. Wer folgt mir? Freiwillige vor! Mir nach, wer ein Herz hat und kein Brett vorm Kopf! Hängt eure Vorurteile an den Nagel, an den unſer armer Kamerad ſich gehängt hat, und lügt und rettet ihn! Er iſt's wert. Er thät' es auch für euch, für jeden von uns!'

„Kurz, ich weiß nicht, was ich redete, aber ich rede Kieſelſteine entzwei, wenn ich anglühe. Und der kräftigſte Vorſtoß iſt immer das eigene Beiſpiel. Daß ich ſelbſt thun wollte, was ich den anderen abdrang, wirkte entſcheidend. Am Ende genügte ſchon ihr paſſiver Beiſtand, wenn ich als Wortführer vortrat. Ich gewann alſo drei unſeres Kreiſes und darunter zwei Namen, die zu den edelſten zählten. Der Bankier empfing uns höflich, aber kalt und mit feſteſter Sicherheit.

„‚Ich bitte die Herren, überzeugt zu ſein, daß meine Quelle über allen Zweifel erhaben iſt.'

„‚Wenn ein Bürger von einem ſo ausgezeichneten Ruf der charakterfeſteſten Rechtlichkeit dieſes gewichtige Wort ſpricht, ſo iſt es erprobt wie Gold Nur muß

die lautere Quelle dann selbst aus einer trüben Quelle geschöpft haben. Sie hat auf Treu und Glauben nachgesagt, aber sie hat nachgesagt! Die Hand in Ehren, aber es muß die zweite Hand sein.'

„Der Bankier schüttelte leise den Kopf.

„.Es ist die erste,' murmelte er.

„.Dann ist es Nurg!'

„Er sagte nicht Nein und sein Schweigen bejahte.

„Jetzt galt's meine Rolle. Ich erwiderte:

„Der Mann ist unser täglicher Tischgenosse und die Quelle freilich klassisch. Ich wußte es ja, daß kein schlechterer, als ein solcher Schein, ein Schein, der wie ein direkter Beweis aussieht, den exaltesten Rechner unserer Stadt zu einem falschen Kalkül verleiten konnte. Also Nurg. Jetzt gilt es nur noch, die Hand zu kennen, die mit dieser Schachfigur spielt. Irgend ein Nebenbuhler hat den armen, unglücklichen Mann bestochen, daß er eine Verleumdung, die der Ruin eines menschlichen Glückes und ein moralischer Tod ist, bei Ihnen anbringen solle. Grenzenlose Verblendung! Wußte Nurg nicht, daß er sein falsches Zeugnis uns unter die Augen zu wiederholen haben wird? Rufen Sie ihn gefälligst! Es wird doch sehenswert sein, mit welcher Stirn er uns vieren das bübische Fünfhunderthalermärchen . . .'

„Der Bankier stutzte.

„.Wie? Sie können ihn Aug' in Aug' Lügen strafen?'

„Was sonst? Zu keinem andern Zweck sind wir hier!“

„‚Ja, meine Herren, wenn es so steht! Aber ich begreife nur nicht . . .‘

„‚Fordern Sie also den armen Sünder vor! Wir begreifen ja selbst nicht, welcher Satan sein Spiel mit ihm treibt. Er soll bekennen!‘

„Der Bourgeois verneinte.

„‚Ich liebe solche Scenen nicht. Ihr Antrag auf Gericht ist ja das Gericht selbst wert. Wozu es durchspielen?‘

„Das klang mir wie Tafelmusik! Jetzt erst fühlte ich ganz meine Sicherheit und benützte sie sofort. Ich griff den Ton hoch und sagte:

„‚Pardon, Herr Kommerzienrat, ich muß unsern Antrag auf das bestimmteste wiederholen. Es kann uns mit nichten genügen, hinter Nurgs Rücken die Wahrheit zu konstatiren, wenn Nurg zu lügen fortfahren wird. Es ist nur allzu klar, daß er das Werkzeug eines gegen Korth intriguirenden Nebenbuhlers ist. Nun, eines Tages könnte das Werkzeug besser arbeiten, die Intrigue feiner als heute sein. Wir müssen die Person dieses Anstifters kennen. Wir müssen die Quelle seiner Umtriebe auch für die Zukunft verstopfen.‘

„Der Bankier lächelte.

„‚Keine Sorge, meine Herren! Ich schicke Nurg,

der jetzt nicht anwesend ist, noch heute seine Entlassung und lasse noch heute die Verlobung meiner Tochter mit Herrn von Korth feiern. Ich kann dem ehrenwerten Kavalier, der das Opfer einer beispiellosen Erdreistung geworden, keine bessere Genugthuung geben.'

„Glückauf, es war gelungen! Wir machten uns jetzt noch an Nurg und stellten ihm die Wahl, entweder mit jedem von uns sich zu schießen oder fünftausend Thaler zu nehmen und sofort nach Amerika zu gehen. Natürlich zog er das letztere vor und wir schossen das Geld, das uns Korth später erstattete, einstweilen unter uns zusammen. So ist alles das Geheimnis von ein paar Männern geblieben, und auch einem Weibchen am Rhein erzähle ich's heute nur, weil Korth schon längst fern von Madrid auf einem Rittergut in Posen sitzt, wo er in glücklichster Ehe mit seiner Bertha lebt. Sein Haus ist ein Engelnest, das sich fast Jahr für Jahr um ein Köpfchen vermehrt — und das alles wäre erhängt, wenn ich kein schlechter Kerl gewesen wäre, der gelogen und falsches Zeugnis gegeben hat. Ja, ja, mein Kind, die Ehre Deines Mannes hat ein Loch!"

„Wie Schlachtfahnen von Kugeln durchlöchert sind!" rief Frau Hermine und flog an den Hals ihres Mannes. „Lando, warum hast Du mir diese Geschichte nicht an unserem Hochzeitstag erzählt? Wer

ſo einen Freund lieben kann, wie muß der ſeine Frau lieben! Ewig, ewig glaube ich an Deine Liebe!“

„Und das Gericht glaubt an meine Bürgſchaft und Unterſchrift. Wie das ſo hübſch zuſammenſtimmt!“

„In die Hölle gehe ich für Dich!“

Die junge Frau war ganz Feuer. Sie hing an dem Mund ihres Mannes und umklammerte ſeinen Nacken. Die iſabellfarbene Dogge räckelte ſich, ſprang dem Paare mit den Vorderfüßen auf die Schultern und leckte die Zunge.

„Der Fido wird auch ſentimental,“ lachte Landolin, der, wie alle Menſchen von ſtarkem Gefühl, gegen das Gefühl demonſtrirte. „Nein,“ fuhr er fort, „mit dieſem Rührſtück dürfen wir nicht ſchließen. Und wenn Du ſchon einen Falſchſchwörer ſo feurig liebſt, ſo wirſt Du auch einen Stiefeldieb in Dein Herz ſchließen. Ich muß Dir noch die Geſchichte erzählen, wie ich in Peſaro ein Paar Stiefel geſtohlen habe.“

Frau Hermine lachte ſich Thränen in die Augen.

„Jetzt will er gar noch ein Stiefeldieb ſein!“

Landolin ſagte beleidigt:

„Wer ſich nicht zu der Höhe meiner Thaten aufſchwingen kann, mit dem habe ich kein Wort mehr zu reden.“

„A Dieu ne plaise!“ rief die junge Frau. „Ich

küsse in Demut Deine gestiefelten Lorbeeren. Laß sie mich anbeten! Heraus damit!"

„In Pesaro," erzählte Landolin, „im Café de la Fogna, wo viel lustiges Blut sich zusammenfand, amüsirten mich ein paar prächtige Burschen, ihres Zeichens Juristen und Hungerleider, durch die brillantesten Fechterkünste ihrer Profession. Der eine war Substitut des öffentlichen Anklägers, der andere war gar nichts. Beide aber sprühten von Genie. Ich werde in allen Justizbuden der Welt nicht mehr so viel Geist, Witz, Scharfsinn, Originalität, Findigkeit, behende Schlagfertigkeit, einen so angeborenen üppigen Ueberfluß aller rabbulistischen Künste vom Gemeinsten bis zum Höchsten, vom Lächerlichsten bis zum Ernstesten und oft wahkhaft Großartigen vereinigt finden, als wie in der lustigen Schundgrube zu Pesaro. Das Nest war das Absteigequartier der Advokatenzunft von nah und fern, selbst Berryer hat es eines Tags auf der Durchreise nicht verschmäht, in der Schundgrube zu Pesaro das Handwerk zu grüßen. In dieser Spelunke habe ich nicht nur mein Italienisch ausgebildet, sondern die Italiener selbst kennen gelernt, das Feuer, die Helligkeit, die Genialität dieser südlichen Köpfe, und daß sie von Papinian bis Macchiavell im Rechtswesen zu Hause sind wie die Holländer im Wasser. Unvergeßliche Stunden verdankte ich meinen zwei Lieblingen. Sie improvisirten Prozesse

und plaidirten das Für und Wider, daß es Turniere gab, welche alle Welt entzückt hätten: aber während sie nichts dabei dachten, als sich eine hungrige Stunde bei einer Tasse schwarzen Kaffee zu vertreiben, dachte ich mit meinem gründlichen deutschen Gefühl an ihr Lebensglück. Ich dachte unaufhörlich daran, durch welche Mittel es möglich wäre, diese Sterne leuchten zu lassen und ihrem Genie Bahn zu brechen."

„Gibt es denn keine Prozesse in Pesaro?"

„Liebes Kind, ein Prozeß, der Aufsehen macht und seinen Mann auf einen Wurf poussirt, ist ein seltener Bissen. Und wer weiß, ob in Pesaro sogar der Halsbandprozeß Aufsehen gemacht hätte? Nein, ich dachte an gar nichts Großes und Wichtiges, sondern bloß an einen volkstümlichen Spaß. Es steckt im Italiener solch ein Geist der Bussonerie und bei aller Feuergärung des cholerischen Temperaments ein so naiver, kindischer Spielsinn, daß ich mir nie etwas anderes denken konnte, um die Volksphantasie dieser Naturkinder zu packen, als zum Beispiel den berühmten Prozeß um den Schatten des Esels."

Frau Hermine lachte.

„Warum nicht gar! Was ist denn das wieder für ein Spaß?"

„Mon Dieu, hat euer Hinterländchen Neufchâtel von diesem unsterblichen Weltprozesse nichts gehört? Das ist ja merkwürdig! Nun, ein Mann mietete

einen Esel und benützte ihn unter Begleitung des Eselstreibers zu einem Gang über Land. Unterwegs war es heiß und schattenlos, der Mann hält an, um im Schatten des Esels ein wenig auszuruhen. Dasselbe aber will auch der Eselstreiber. Da entsteht ein heftiger Streit zwischen den beiden.

„‚Wer den Esel gehütet hat, dem gehört auch der Schatten,‘ behauptet der eine.

„‚Nicht dran zu denken!‘ widerspricht der andere; ‚ich habe den Esel nur zum Lasttragen vermietet, nur seine Arbeitskraft. In allem übrigen ist der Esel mein Eigentum, folglich auch der Schatten, den er wirft. Den Schatten habe ich nicht vermietet.‘ So streiten sie hin und her, an einen Ausgleich ist nicht zu denken. Sie eilen zum nächsten Friedensrichter. Der kratzt sich den Kopf und findet den Kasus ungeheuer schwierig. Kurz, der Prozeß kommt bei allen Richtern herum, alles Volk nimmt daran teil, das ganze Land teilt sich in Schatten- und Esel. Ich glaube, diese Geschichte hat schon im Altertum gespielt, vielleicht gar nicht gespielt; kurz, dem Volk ist sie zum Modell und Muster geworden, wie ein Prozeß aussehen muß, der den Gelehrtesten Kopfzerbrechen kostet und den die Geringsten und Einfältigsten auch noch verstehen. Und ein solcher Prozeß, meinte ich, wäre eben das rechte auch für Pesaro und meine guten Freunde.

„In der That fand ich, was ich ſuchte und zwar durch einen Zufall, der unverſehens und von einer ganz andern Seite her mir entgegenkam.

„Ich hatte eines Abends ſpät im erſten Hotel des Städtchens zu thun — das heißt, ich hatte dort ein Stelldichein. Auf einmal tönt's von einem gellenden Krampfhuſten über uns — o weh, das iſt die ſchlafloſe und huſtende Großmutter. Es kommt näher und näher, ſie humpelt die Treppe herab — was ſucht ſie im untern Korridor? Sofort ſpringe ich auf, mache mich fertig und bin zur Thüre hinaus. Jetzt mag ſie kommen. Kaum wage ich, hinter mich zu blicken. Als ich es doch thue, ſteht die Alte, eingewurzelt wie eine Salzſäule, und ſtiert mir durch die Länge des dunkelbeleuchteten Ganges unverwandt nach. Ich bin nicht ſicher, was ſie geſehen hat, was nicht. Voll Verzweiflung blicke ich um mich her, ob es irgend etwas zu ſtehlen gäbe, damit es morgen heißen könne, ein Dieb war im Korridor, und die nächtliche Schleicherei von meiner Liebſten abgelenkt würde. Richtig! vor einigen Paſſagierzimmern ſtehen Stiefel. Ich ſtehle. Nun iſt's aber merkwürdig, wie viel Verſtand ein Menſch in einem einzigen Augenblick haben kann. Es gibt mir einen Ruck im Innern — war's ein dunkler Inſtinkt oder ein lichtvoller Blitz? Genug, ich ſtehle ein Paar Stiefel, das heißt nicht ein Paar, ſondern zwei Stiefel von zwei verſchiedenen Paaren.

Die Alte aber kreiſcht, wie nur Welſche ſchreien können: ‚Ein Dieb!‘ Wer war glücklicher als ich! Aufgeſeſſen! Ich kannte recht gut meinen Weg aus dem Hauſe, aber ich rannte abſichtlich verwirrt umher und wartete ſehnſüchtig auf den Hausknecht, dem ich in die Arme rennen wollte. Endlich kam ſo ein Ungetüm, ich fühlte mich gepackt — und nun war alles gut.“

„Ich begreife kein Wort davon. Was wollteſt Du eigentlich?“

„Zwei Fliegen mit einer Klappe! Meine Liebſte entſchlüpfte dem Argwohn und meine zwei guten Freunde bekamen eine Gerichtsverhandlung, wie ſie ſeit dem Eſels- und Schattenprozeß nicht mehr da war.“

„Wieſo?“

„Wenn Du Richter wäreſt, Hermine, wie würdeſt Du einen Dieb verurteilen, welcher zwei Stiefel von zwei verſchiedenen Paaren geſtohlen hat? Das Geſetz qualifizirt den Diebſtahl eines Diebes nach zwei Geſichtspunkten. Welchen Schaden er anderen zugefügt hat und welchen Vorteil er für ſich ſelbſt erlangt hat. Wenn man zwei Stiefel von zwei verſchiedenen Paaren geſtohlen hat, ſo iſt der angerichtete Schaden größer, als wenn man die zwei Stiefel eines einzigen Paares ſtiehlt. Das war mein Fall, und dieſer Umſtand iſt erſchwerend. Der Dieb ſelbſt aber kann die zwei ungleichen Stiefel auch nicht brauchen oder ſehr ſchlecht

und mangelhaft brauchen, und der Vorteil, den er ſich zugewendet hat, iſt alſo geringer. Das war nun wieder mein Fall, und dieſer Umſtand iſt notwendig mildernd. Der größere Schaden und der geringere Vorteil, beides paßte zugleich auf mich. Aber jedes war der Widerſpruch des andern, und dieſen Widerſpruch galt's nun zu löſen.

„Alſo ein Prozeß für die gewandteſten Klopffechter, für die feinſten Haarſpalter, Mückenſeiher und Skrupelbohrer — kurz, ein Prozeß für meine zwei Freunde. Die ganze Schundgrube fieberte, ein Gaſt ſteckte zehn, ein Kreis den andern an, und als man erſt merkte, wie gut der Zündſtoff ins Glimmen kam, bliesen wir im Wochenblatt von Peſaro mit vollen Backen hinein, und am Luftzug der Publizität ſchlug's hell in Flammen aus. Der Eſelsprozeß war wiedergeboren. Stadt, Land, die ganze Provinz teilte ſich in Ein- und Zweipaarige, und Alt und Jung ſtritt ſich auf allen Straßen, um meine größere oder geringere Schuld. Das Wochenblatt aber erſchien jetzt täglich.

„So kam der Tag meiner Gerichtsverhandlung. Das Volk belagerte den Sitzungsſaal, wer nicht im Sterben lag, trug ſeine Rippen zu Markt und mußte dabei ſein. Kurz, es war ein Prozeß, der ſeinen Mann macht. Bei ſolchen Prozeſſen hat noch der mittelmäßigſte Advokat das dankbarſte Publikum. Er

braucht nichts zu erobern, er hat Mühe, 'was zu verderben. Jedes Fünkchen zündet, jedes Wort kommt wie vom Dreifuß eines Orakels, wird verſchlungen, herumgeredet und bleibt unſterblich.

„Auf dieſem Boden denke Dir nun meine zwei Freunde! Endlich hatte ich ſie, wo ich wollte! Aber ſie übertrafen ſich heute auch ſelbſt! Mein Ankläger that Wunder, meine doppelte Schuld zu beweiſen, mein Verteidiger that noch größere Wunder, meine halbe Schuld, ja, meine Unſchuld zu beweiſen. Wie zwei Kometenſchweife fuchtelten ſie gegeneinander, man ſtaunte ſie an wie Meteore des Himmels. Publikum, Richter, Geſchworene ſchwammen in einem Fluidum von unausſchlürfbarer Wolluſt, und die letzteren thaten ganz handgreiflich Fragen, nur um den Prozeß in die Länge zu ziehen. Und als er nun doch aus war — denn alles Irdiſche verhallt! — war ſein Zweck glänzend erreicht. Der Ruf meiner Freunde ging an die Sterne. Sie waren die Helden des Tags. Sie hatten von nun an das Ohr der Stadt, der Provinz, Italiens. Es ging reißend vorwärts mit ihnen. Der eine iſt heute Gerichtspräſident, der andere Parlamentsmitglied, Führer ſeiner Partei — und ich ſehe den künftigen Miniſter in ihm!“

„Aber in Peſaro biſt Du ein Dieb!“ ſagte die empfindliche Gattin.

„Sei kein Närrchen!“ lachte Landolin. „Du hörſt

ja, daß ich das Wochenblatt für mich hatte, und wer ein Journal hat, hat alles. Wir zogen die Geſchichte ins Scherzhafte, was ſie auch war, gaben das Stichwort aus, es habe ſich um eine luſtige Wette gehandelt, und das übrige that der öffentliche Geiſt. Die Italiener verſtehen Spaß. Und als ich vollends für den Armenfonds von Peſaro zweihundert Franken ſpendete, war ich die populärſte Eccellenza der Stadt. Wenn wir heute hinkommen, ſo finden wir offene Arme und lachende Geſichter. Der Stiefeldieb hat ein ganzes Volk unterhalten und ſich ſelbſt nicht am wenigſten. Es war der ſchönſte Tag meines Lebens, als ich mit meinem Gendarm auf der Anklagebank ſaß und die Künſte meiner Freunde genoß und ihr Glück vorausſah. Es war ein allgemeiner Glückstag. Ich glaube ſogar, der Schuſter hat noch ſein Glück gemacht, der auf den emphatiſchen Antrag meines Verteidigers über die Verwendbarkeit meiner zwei ungleichen Stiefel ſein gewiegtes techniſches Urteil abgab."

„Nein, was das Streiche ſind!" Der jungen Frau ſtand der Mund mit all ſeinen glänzenden Zähnlein offen.

In dieſem Augenblick fiel ein breiter Schatten über den Rhein; im Weſten tauchte eine ſchwere ſchwarze Gewitterwolke über den Horizont.

„Das Ungetüm bringt uns Erlöſung," ſagte Landolin zum Fenſter hinaus. „Wenn ein ſolches Ge-

witter im Anzug ist, so geht die Pfändungskommission sicher nicht ab."

Und doch wäre es besser gewesen, dieses Wort gar nicht auszusprechen, denn stärker als der momentane Trost wirkte das plötzliche Wachrufen einer fatalen Vorstellung. Die Unterhaltung, welche Landolin so glücklich in Zug gebracht, verdunkelte ein Schatten, gleichsam das Seitenstück der Gewitterwolke, welche draußen die Landschaft verdunkelte.

Es war ein Ausdruck dieser veränderten Stimmung, daß Frau Hermine ihr braunes Auge mit Blicken voll dürstender Phantasie zu Landolin aufschlug, und ihre Frage verriet, was in ihr vorging.

„Sage mir, Landolin, haben Dir Deine heimlichen Reichtümer auch schon Zinsen getragen? Geh, erfinde mir 'was; Du bist nie wahrer, als wenn Du lügst," scherzte sie, um ihren Ernst zu verbergen.

Aber Landolin antwortete:

„Du irrst, mein Kind, ich brauche nichts zu erfinden. Es ist die Wahrheit, was ich Dir jetzt erzähle. Auf meiner Rückreise von Italien war ich in einer großen Verlegenheit. Ich spiele selten und noch seltener mit Glück, aber in Genua hatte ich wütendes Unglück und verspielte fast all mein Kies. Und just damals reiste ich zu dreien. Ich hatte Dame Carlotta bei mir, eine Primadonna, die mir aus Pesaro gefolgt war; ferner hatte ich mich eines alten banke-

rotten Kapellmeisters angenommen, dem ich bis Turin freie Station versprochen. Ich verkaufte einen Diamanten vom Finger, der uns glücklich aus Genua und bis nach Turin forthalf, wo ich meinen Kapellmeister unterbrachte. Jetzt aber galt es noch, Dame Carlotta in ihr Engagement nach Genf zu bringen und mit dem Nötigsten auszurüsten. Kaum wußte ich mir einen andern Rat dazu, als meinen Chronometer zu verschachern, und schon ging ich durch die Straßen Turins, um mir den Schacherer auszusuchen. Da stellt mich ein Mensch auf der Straße:

„‚Potz Blitz, Herr Landolin, Sie in Turin? Das ist mir ja lieber als ein Kuß meiner Großmutter!‘

„Ich staune über die deutsche Ansprache, sehe mir den Landsmann von oben bis unten an und studire, in welches Register meines Gedächtnisses diese Stimme, diese Züge gehören mögen.

„‚Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Landolin? Ich bin ja der Fritz vom Goldenen Engel.‘

„‚Ah so! Sei gegrüßt, Fritzchen; Pardon, Messer Frederico, wollte ich sagen, seien Sie schönstens gegrüßt. Freut mich, Sie wiederzusehen, was machen Sie in Turin?‘

„‚Ich bin verheiratet, Herr Landolin, bin Besitzer des ersten Hotels . . . wo sind Sie abgestiegen? Bitte, bitte, kommen Sie doch gleich zu mir!‘

„Dieses Abenteuer verhielt sich nun so: Im

Goldenen Engel hatte ich vor zehn Jahren meinen Mittagstisch genommen. Es war eine ziemlich angenehme Gesellschaft beisammen; nur einer ärgerte mich, den auch die anderen nicht liebten, aber fürchteten. Es war der Wühlhuber der Stadt, Eigentümer und Redakteur einer demokratischen Zeitung, Machtprotze, Einflußjäger, Lärmmacher und Tagsschreier, der unduldsamste Freiheitstyrann. Mir ein fataler Patron! Wie er sich die Serviette knüpfte, schien er zu sagen: ‚Jetzt erlaube ich auch der übrigen Menschheit, zu essen,' und wie er kaute und schmatzte, sagte jeder Zug seiner Mundwinkel: ‚So gute Dinge sind nur wert, von mir genossen zu werden.' Seine Fresserei war ihm ein Gottesdienst, seine ganze Person die wichtigste Angelegenheit in der Welt. Sein Kommen, sein Niedersitzen, sein Fordern mit den Augen, sein Aussenden von Winken, jede Nüance an ihm war brutaler Selbstkultus. Am liebsten hätte er sich mit Bahnwärtern und Eisenbahnsignalen bedienen lassen; er war in seinem Bewußtsein ein Extrazug in der Welt, und das ganze Hotel hatte nichts zu thun, als ihm die Weichen zu stellen. In meinem Leben habe ich den Egoismus nicht so widerwärtig gesehen. Nichts konnte impertinenter sein als die Airs, womit er sich beim Fortgehen bedienen ließ — hinter ihm ein Aufwärter, der ihm den Paletot anzog, vor ihm einer, der ihm die Cigarre anbrannte, ein dritter neben ihm, der,

seines Winks gewärtig, mit Hut und Stock dastand; er selbst, das Meisterstück der Schöpfung, in der Mitte, pfauchend, schnaubend, blasend, nicht atmend wie ein Mensch, denn der Kerl war dick und fett wie eine Ortolane, nur nicht so schmackhaft. Mit einem Wort und daß ich es kurz mache, eines Tages riß mir die Geduld. Ich weiß nicht mehr, hatte der Fritz an seine geheiligte Person angestreift, oder den Servietten-ring verwechselt, oder Senf statt Essig gebracht — es war ein Versehen, das ein gebildeter Mensch gar nicht bemerkt hätte; aber der Wühlhuber warf ihm die Saucière an den Kopf und warf ihm eine Flut von Schimpfwörtern nach. Der arme Junge stand da, blutrot im Gesichte, sein feiner Frack, sein weißes Chemisettchen verdorben — er trug sich eigentlich viel properer als der Wühlhuber und war überhaupt ein feines, patentes Kerlchen. Die ganze Tischgesellschaft sah einander an. Ich aber machte mein Maul auf und sprach:

„Herr, man verbittet sich Ihre Flegeleien an einem Tische, wo Sie die Ehre haben, unter Männern von Bildung zu sitzen. Ja, ja, glotzen Sie mich nur nicht so dumm an, ich rede im Ernst. Wir verbitten uns den Lümmel in unserer Gesellschaft. Ich protestire im Namen Ihres demokratischen Prinzips, daß Sie einen deutschen Jüngling wie Ihren Hund behandeln. Wenn unsere jugendlichen Mitbürger bei Tisch uns

bedienen, so sind sie nicht unsere Sklaven, wir nicht ihre Herren. Sie deklamiren ja immer von Bürgerstolz und Mannestrotz! Aber woher — bilden Sie sich ein — soll ein Wirt seinen Bürgerstolz und Mannestrotz nehmen, wenn ihm als Kellnerbursche der kriechendste Servilismus eingetrichtert worden? Unsere Kellner sind die Pflanzschule unserer künftigen Hotelbesitzer, speziell unser Fritz ist guter Leute Kind und kommandirt in zehn Jahren vielleicht das Hotel de l'Europe. Dann ist er ein Mann so groß wie Sie und wohl noch ein bißchen größer. Was gibt Ihnen ein Recht, ihn heute wie Ihren Hund zu behandeln? Er wartet uns auf, um sein Geschäft zu lernen, aber nicht, um zu lernen, wie man vor Augenbrauen zittert und wie man Fußtritte einsteckt. Schweigen Sie, das Reden ist noch nicht an Ihnen! Ich habe Ihnen noch folgendes zu sagen: Wenn Sie dieses Stück in Paris probiren, so sind Sie ein toter Mann. Und Paris ist ja Ihr Gott und Börne sein Prophet! Aber in Paris und ganz Frankreich ist jeder Knabe von vierzehn Jahren ein Monsieur, und unser Fritz hat sogar schon sechzehn. In Paris und ganz Frankreich haben Sie jeden Kellner um seine Dienste zu bitten, und keiner würdigt Sie eines Blicks, wenn Sie das „s'il vous plaît“ einmal vergessen! In Paris und ganz Frankreich präsentirt sich Ihnen jeder Kellner mit der Haltung und dem Ge-

fühl, daß das Dienen die égalité mit dem Herrn nicht aufhebt, daß er heute den Tisch bedient, aber vielleicht übermorgen Maréchal de France ſein kann. Das franzöſiſche Ehrgefühl macht die Franzoſen zu dem, was Sie an ihnen bewundern, nicht ihre Guillotinen und roten Fahnen. Aber danken Sie Gott, daß der Fritz kein Franzoſe iſt, ſondern der blonde deutſche Michel, über den Sie ſo fleißig ſchimpfen, Sie Kuckuck im Neſte des Vaterlandes! Wäre der Fritz ein Franzoſe, er forderte Sie auf Piſtolen und würde ſich ein Vergnügen daraus machen, einen ſo unnützen Fettklumpen, wie Sie, über den Haufen zu ſchießen. Das alles iſt touche, ich geſtehe es, aber wünſchen Sie Satisfaktion, ſo ſtehe ich Ihnen zu Dienſten, ich und meine ganze Verbindung.' Ich war damals Student," erläuterte Landolin.

„Der Wühlhuber wünſchte übrigens nicht Satisfaktion, er wünſchte bloß, zehn Klafter tief in den Erdboden zu ſinken. Die Ausſicht auf Säbel und Piſtolen benahm ihm all ſein Maulheldentum. Er wälzte ſich brummend von dannen, und nie ſah man ihn wieder. Der Goldene Engel aber feierte mich als ſeinen Befreier und Retter. Die Tiſchgeſellſchaft hatte ihm längſt eine ſolche Lektion gegönnt, und vortrefflich paßte es den ehrſamen Bürgersleuten, daß ſich ein fremder Student, ein Ritter Lohengrin aus der Ferne, gefunden, um ihn abzumurkſen. Was ſoll

ich erſt vom Fritzchen ſagen! Das goldene Knäblein hatte einen Eindruck für ſein ganzes Leben empfangen. Er ſah einen Mann in dem Alter, wo man ſoeben ſelbſt einer wird. Er betete mich an wie ein Ideal. Ich war ſein Vorbild, war ihm Vater, Bruder, Freund, alles. Kurz, er verehrte mich leidenſchaftlich. Mit hundert anderen Fäden riß freilich auch dieſer ab, und Achilles und Patrollus verloren ſich aus den Augen, was bei meinem ewigen Wechſeln und Wandern nicht anders möglich war. Inzwiſchen hatte ſich auch Fritzchen tüchtig gerührt, hatte zu ſeiner Ausbildung in England, Frankreich und Italien konditionirt, bis er in Turin faſt romantiſch ſein Glück machte. Vor einem Hausthor ſah er einſt ein Landmädchen in der maleriſch bunten und ſtilſchönen Bergamaskertracht, ein appetitliches und ganz allerliebſtes Dirnchen. Er ſtaunte es an und umſchlich es ſchüchtern, näherte ſich auch und wagte eine Begrüßung.

„‚Laſſen Sie mich! Meine Mutter muß kommen,‘ ſagte ſie abwehrend, worauf er aber dringend und bittend antwortete:

„‚Erlauben Sie mir nur, mit Ihnen zu ſprechen, ſo ſpreche ich auch mit Ihrer Mutter, denn ich habe keine Abſichten, welche ich Ihren Eltern verbergen wollte.‘

„Die Schöne lächelte mit einem Blick von Güte und Rührung, auch ein wenig Schalkhaftigkeit war

darin. Der Jüngling sprach weiter und stammelte, was ihm das Herz eingab; aber es war nicht der rechte Augenblick, es war ihr Ernst, ihn zu entlassen, nur auch ungekränkt zu entlassen. Sie gewährte ihm ein Wiedersehen. Kurz also, um vom Anfange zum Ende zu kommen — er sah sie zwei- oder dreimal an der Seite einer betagten Mutter, in einem kleinen Vorstadthäuschen, in einem Hauswesen, ganz Armut und Ehrbarkeit. Da betete er ihr das Credo seines ehrlichen Herzens vor — nur noch acht Monate, dann werde er großjährig sein und den Besitz eines kleinen Vermögens antreten. Damit wolle er eine Pension an der Riviera pachten, sie als seine Frau heimführen, und einem jungen, strebsamen Paare könne es nicht fehlen, sich in wenigen Jahren zu Eigentümern emporzuarbeiten. Sie lächelte nicht ungünstig zu dieser Schwärmerei, aber sie lächelte. Bald sollte er wissen, warum. Eines Tages läßt ihn der erste Hotelbesitzer der Stadt zu einem Gespräch einladen. Sie sprechen vom Geschäfte, der Junge merkt bald, daß ihn der Alte mit scharfer Meisterschaft prüft, aber der Alte findet den Jungen perfekt und sattelfest über sein Alter. Plötzlich unterbricht er das Gespräch:

„‚Apropos, wollen Sie meine Tochter heiraten? Sie gefallen mir.‘

„Den schlechten Witz parirt Fritzchen sehr männlich.

„‚Ich bin schon versagt.‘

„Wetter auch, ſo ſehen Sie mir das Kind doch erſt an!“ Und eine Thür fliegt auf und die Bergamaskerbraut fliegt ihm lachend an den Hals. Sie war die Tochter des Hauſes! Fritzchen hatte ſie in dem Augenblick kennen gelernt, als ſie mit ihrer Mutter bei einem Maler geweſen, um ſich für ein Koſtümfeſt die Nationaltracht eines Bergamasker Mädchens künſtleriſch komponiren zu laſſen. Seine Anſprache gefiel ihr, und an der Seite der Mutter war ſie Schelmin genug, das arme Landmädchen noch ein weilchen weiterzuſpielen. Die naive Herzlichkeit ſeiner ernſthaften Werbung entzückte die Tochter und beruhigte die Mutter, ſein Glück war gemacht. Sie führten ihn von der Theaterarmut des Vorſtadthäuschens, wo ſie bei einer ihrer Arbeiterinnen ihre neckiſchen Gaſtrollen gegeben, als Eidam in ihr Palazzo. Dort wirtſchaften ſie jetzt allein und unumſchränkt, denn der Schwiegervater war glücklich, mit ſeiner Gicht endlich in die Bäder zu kommen und ſeine ganze Regielaſt der deutſchen Arbeitskraft des treuen, beſcheidenen Jünglings anzuvertrauen.“

„Das iſt ja ein reizendes Hiſtörchen!“ ſagte Frau Hermine, der man anſah, daß ſie wieder guten Mut gewann. „Und ich verſtehe, daß Du ſie zu Deinen Renten zählen darfſt. Dein Schützling wurde Dein Rothelfer.“

„Und zwar großartig. Ich konnte nun ſorgenfrei

die arme Carlotta in ihr Genfer Engagement installiren, mußte aber meinen eigenen Turiner Aufenthalt noch wochenlang fortsetzen, denn Fritzchen erwartete soeben das erste Kind seiner jungen Ehe, und wen anders erbat er sich zum Taufpaten als mich? Ich benützte diese Frist, um mich selbst wieder zu rangiren, und bis dahin wurde mir sein Hotel eine Heimat und ein Haus, wie ich es kaum je so gut gehabt. Mein Täufling zuletzt machte mich vollends weich, ich schämte mich vor dem jüngern Freunde und Familienvater meiner Altjunggesellenschaft; kurz, ich war ganz in der Stimmung, ein besserer Mensch zu werden, wie man so schön sagt, und brauchte auf meiner Rückreise durch die Schweiz nur den Paradiesvogel von Neufchâtel kennen zu lernen, um mit ihm zu Neste zu fliegen — die letzte und schönste Dame meines Herzens, der ich soeben die Hand küsse, die kleine, böse Feenhand, die mich in einen soliden Ehemann und hausbackenen Philister verzaubert hat."

„Was Du Dir alles einbildest!" lachte die junge Frau. „Ein solider Philister will der Bruder Leichtfuß sein, der sich für einen andern Bruder Leichtfuß bis aufs letzte Hemd verbürgt und auspfänden läßt! Nein, Lando, tröste Dich, Du bist noch nicht aus der Art geschlagen."

Aber Landolin antwortete ernsthafter, als Hermine gesprochen hatte:

„Ein klein wenig irrst Du Dich doch, Herzensweibchen. Gar so leichtsinnig, wie es jetzt aussieht, nachdem es den Erfolg gegen sich hat, war es just nicht. Der Freund, dem ich mit meiner Bürgschaft diente, hätte mir in einer sehr wichtigen Sache wieder gedient; er brauchte momentan diese achthundert Thaler, aber wenn dann mein Moment kam, so hätte ich zu den brüderlichsten Zinsen von ihm wohl zwölftausend haben können. Eine Hand wäscht die andere, sagt der Philister, und wahrlich, kein Gott konnte voraussehen, daß ein Schicksalsschlag ohnegleichen seine Hand, welche die meinige waschen sollte — ihm abhauen würde! Wenn man einen Onkel mit zwanzigtausend Thalern in einer Lebensassekuranz versichert hat und dieser Onkel ist zweiundachtzig Jahre alt und ist krank, so läßt es sich schon verantworten, dem Neffen dieses Onkels bis zu tausend Thalern Bürgschaft zu leisten. Wer konnte voraussehen, daß der alte Mann am Vorabend einer Operation auf Leben und Tod aus Furcht vor der Operation sich selbst den Tod geben würde? Durch diesen Selbstmord ging der Anspruch der Lebenspolice verloren, und so sind wir beide, der Neffe und ich, freilich bankerott."

„Das ist allerdings Unglück, nicht Schuld," seufzte die junge Frau. „Aber darf man wissen, was für eine wichtige Sache das war, worin Dir Dein Freund hätte dienen sollen?"

„Herzlich gerne. Ich wollte Dich damit überraſchen, denn das Projekt war brillant und hätte Dich zu einer fürnehmen Bürgersfrau gemacht. Für gänzlich verloren halte ich es auch heute noch nicht, aber mit dem Ueberraſchen iſt's vorbei. Ich verſchulde Dir heute einen widerwärtigen Tag; was kann ich beſſeres thun, als daß ich Dir etwas Freundliches wenigſtens in der Möglichkeit zeige?"

„Wie gut Du biſt! Aber nicht gefabelt, Lando, hörſt Du?"

„Als ob ich das je gethan hätte! Du wirſt ja hören, daß es nicht fabelhaft klingt, ſondern rechtſchaffen trocken und geſchäftsmäßig. Die Sache iſt dieſe. Die Düſſeldorfer Kunſthandlung, deren Agent und Vertreter ich bin, iſt endlich aus dem Prozeß und ſteht zu verkaufen. Den Prozeß führten drei Weiber — die Schweſter des verſtorbenen Eigentümers, ſeine geſchiedene Frau und ſeine Geliebte in ihrem und ihres Kindes Namen. Es erwies ſich nun, daß die geſchiedene Frau ſchon bei ihrer Scheidung endgiltig abgefunden worden und in einer Phraſe, die ſie vielleicht ſelbſt nicht verſtand, auf weitere Anſprüche ausdrücklich verzichtet. Es erwies ſich ferner, daß die Geliebte ein Eheverſprechen präſentirt hatte, welches gefälſcht war, was ſich auch von der Anerkennung des Kindes erwies, welche eine Schrift des Verſtorbenen

angeblich geleiſtet haben ſollte. Facit: die Schweſter iſt Erbin und alleinige Erbin.

„Dieſe Schweſter nun iſt eine ſittſame Jungfrau von achtundvierzig Jahren, welche ſchon längſt mit einem Fuß im Kloſter ſtand, während das andere Füßchen, als das große Verjüngungs- und Verſchönerungsmittel des Mammons über ſie kam, zum letzten-, zum allerletztenmale zuckte, noch immer in die Ehe zu ſpringen. Sie dachte den Buchhalter des Geſchäftes zu beglücken, von dem ſie ſich eingebildet, daß er überreife Früchte zu ſchätzen wiſſe, als es ſich plötzlich ereignete, daß er mit der grasgrünen Jugend ihres neunzehnjährigen Kammermädchens durchging. Bei dieſem Schlag fällt die Alte in Ohnmacht, ihr ſtark beſchädigter Glaube an die Menſchheit geht endlich ganz unter; Beſchämung, Zorn — will ſagen, der Drang nach dem Himmel ergreift ihr Herz mit der ganzen Stärke eines ‚wahrhaft gefühlten Berufes', kurz, ſie geht ins Kloſter und bringt dem Kloſter ihre Kunſthandlung zu.

„Aber was macht ein Kloſter mit einer Kunſthandlung? Ein Kloſter, das nicht einmal eine Naturhandlung iſt! Die Aebtiſſin verkauft das Geſchäft, und meine Wenigkeit wäre der meiſtbegünſtigte Käufer, ohne daß ich ſelbſt wüßte, wie ich dazu komme — wahrſcheinlich durch die reine, unverdiente Gnade des Himmels."

„Geh, geh, Du wirſt es ſchon wiſſen!"

„Auf Ehre nicht. Natürlich, daß man artig iſt mit Damen, zumal wenn man Geſchäfte mit ihnen macht, und ich verkaufte der Aebtiſſin ein paarmal Heiligenbilder aus unſerer Kunſthandlung. Als ich das erſte Geld aus ihrer Hand empfing, ſtreichelte ich die Hand — es iſt wirklich ein hübſches Patſchchen — und ſagte, indem ich es küßte: ‚Wahrlich, Chriſtus kann verliebt ſein in ſolche Bräute!‘ Da bekam ich mit der belobten Hand einen Klaps und — bekäme die Kunſthandlung jetzt fürs halbe Geld!“

„Siehſt Du, Du Schlingel! Nicht einmal die Nonnen läßt er in Ruhe!“

„Nein, Unruhe mach' ich ihr nicht. Die Aebtiſſin iſt eine Gans, ohne Temperament, nur mit der nötigſten Würze von weiblicher Eitelkeit. Das iſt alles. Sie hört von Zeit zu Zeit gern etwas Schönes, aber damit begnügt ſie ſich auch.“

„Und Dein Freund hätte Dir den Kaufſchilling vorgeſchoſſen und Du hätteſt mich mit der Kunſthandlung überraſcht?“

„So iſt es, mein Engel. Von der Lebensprämie ſeines Onkels ſtanden mir zwölftauſend zur Verfügung, und mehr brauche ich nicht.“

„Hm! In einem ſo guten Geſchäfte könnte ja leicht einer ſein Geld anlegen. Weißt Du Dir nicht einen zweiten Freund dazu?“ Die Frau folgte dieſer Sache mit ſichtlichem Intereſſe.

„Einen zweiten Freund! Wenn Du willſt, einen dritten, vierten, fünften! Und doch wieder keinen! Zum Beiſpiel Fritz in Turin — es koſtete mich nur einen Brief. Aber kann ich es, nachdem er mich ſchon einmal ſo nobel unterſtützt? Aus der Ferne kann er das Geſchäft, die Sicherheit und den Vorteil der Anlage doch nicht beurteilen, aber zwölftauſend Thaler Perſonalkredit genirt mich, denn mit meiner Perſon hat er ſich ſchon mehr als freundſchaftlich und faſt mit fürſtlicher Großmut in Unkoſten geſetzt. Ferner Ritter Korth in Poſen. Erwürgen würde er mich, wenn er hörte, daß ich Geld gebraucht habe und nicht unumſchränkt über ihn verfügte. Und doch, ſo groß mein Verdienſt um ſein Leben und Glück iſt, ſo ſorgfältig muß ich vermeiden, was wie eine Erinnerung daran und eine Gegenleiſtung ausſieht. Delikateſſe hier, dort — auf allen Seiten!“

Frau Hermine nickte.

„Wüßte ich nur,“ fuhr Landolin fort, „wie weit die Aebtiſſin Spaß verſteht. Manchmal kommt es mir vor, ich könnte ſie beſchwatzen, daß ſie mir das Geſchäft überhaupt ohne Anzahlung überläßt und auf bloße Raten aus dem Betrieb ſelbſt. Am Ende wage ich doch einen Hauptſturm auf ihre ſchwachen Seiten.“

„Daß Du Dich nicht unterſtehſt! Davon will ich nichts wiſſen. Lieber gehe ich betteln mit Dir!“

„Milch des Mondes fiel aufs Kraut! Hilfu!“

In dieſem Punkt ſind ſie doch alle Megären! Wie Dir das Blut ins Geſicht ſchoß! Sieh doch 'mal im Spiegel."

Die reizende Frau ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſprang auf und plauderte allerliebſt in den Spiegel hinein:

„Nun ja, es iſt Blut! Friſches Blut! Eine Friſche, die ſich in Kloſtermauern nicht ſo erhält. Hat ſie dieſe Farbe auch, Deine Aebtiſſin? Iſt ſie hübſch? Iſt ſie noch jung?"

„Das merke Dir," ſagte Landolin, „bei Weibern, welche nur halbwegs ſo ſchön ſind wie Du, ſuchte ich zeitlebens meinen Vorteil — höchſtens als Mann, aber nie als Geſchäftsmann. Denke ich ans Geſchäft, ſo denke ich wahrlich an Dich, und daß ich jetzt eine Frau habe, für die ich eine ſichere und freundliche Exiſtenz brauche. Entſchließe ich mich und mache ich einem ſchwachköpfigen Weiblein ein biſſchen den Hof, ſo iſt es viel eher ein Opfer, das ich Dir bringe, als ein Opfer, das ich von Deinem Altare wegnehme."

Die junge Frau hörte dieſe Worte mit Vergnügen und Hochachtung.

„Das heißt, wie ein Mann geſprochen!" rief ſie. „Komm, Lando, da haſt Du einen Kuß dafür. Und jetzt will ich brav ſein. Ich will mir die Eiferſucht abgewöhnen, die grundlos iſt; aber nicht wahr, Landolin, Grund wirſt Du mir nie dazu geben?"

Landolin, welcher in sein reizendes Weibchen aufrichtig verliebt war, umschlang sie mit seinen Armen und küßte ihr überzeugende Antworten zu.

Ein Geräusch auf der Treppe störte das Paar. Hermine ließ Landolins Arme und rief erschrocken:

„Diesmal sind sie's!"

Landolin lauschte.

„Das klingt nicht vierfüßig oder mehrfüßig wie eine Pfändungskommission," sagte er kopfschüttelnd. „Ja, nicht einmal Männerschritte sind's."

„Ach, wäre doch dieser Tag schon vorüber!" seufzte die Frau. „Wie mir das Herz schlägt!"

Landolin streichelte die erbleichenden Wangen seiner Lebens- und Schicksalsgefährtin und flüsterte:

„Mut, mein Häschen, es kostet den Kopf nicht!"

Jetzt klopfte es. Aber ehe Landolin sein Herein! gerufen, stürmte Gretchen ins Zimmer, atemlos vor Eifer und Eile.

„Herr Landolin, kommen Sie geschwind! Ziehen Sie sich an und kommen Sie augenblicklich! Die englische Lady will Sie sprechen. Sie fällt aus einer Kränk' in die andere, sie sagt, Sie wären der größte Wohlthäter ihres Lebens."

„Wohl möglich," antwortete Landolin phlegmatisch.

Aber Frau Hermine fragte pikirt:

„Was soll das, Lando?"

„Weiß ich's? Wahrſcheinlich eins von meinen Kapitalien!"

„Kapitalien bei engliſchen Ladies?"

„Sei ruhig, kleiner Eheteufel. Die Tugend und die Füße der Engländerinnen waren mir immer zu groß. Sogar in Leporellos Don Juan-Regiſter prangt Albion durch ſeine Abweſenheit. Vielleicht hab' ich ihr einmal einen Mops aus dem Waſſer gezogen."

„Nein, nein, von einer Katze war die Rede!" rief Gretchen vorwitzig. „Ich hörte nur immer: ‚Cat, cat!', und ich weiß doch auch ein bißchen Engliſch von unſerer Madame."

„Alle Wetter, ſollte es gar meine Katze vom Stephansturm ſein?"

„Richtig, Herr Landolin, richtig, das iſt das Wort. Stephenstorm hörte ich wohl tauſendmal, und die Lady ſchrie, wie hoch es geweſen, und räckelte ihre kurzen, dicken Arme in die Höhe."

Hermine ſah auf die ihrigen und ſagte:

„Geh, Lando, man kann ja nicht wiſſen . . ."

Landolin ſah dumm aus.

„Ich weiß nicht, wird der Spaß ernſthaft oder der Ernſt ſpaßhaft — wie komme ich zu Ladies und Katzen?" Duſelig wechſelte er ſein Hauskleid — die iſabellafarbene Dogge ſtand auf und ſtreckte ſich. „Das iſt ein Mißverſtändnis, guter Fido," ſagte Landolin;

„Fido bleibt bei der Frau. Es muß doch ein vernünftiges Weſen im Hauſe bleiben!“

Der Hund kehrte zu dem Fußſchemel der Frau zurück und legte ſich in einen Ring zuſammen.

„Alſo, teures Weib, hüte das Haus. Und ... was ich ſagen wollte, wenn Du eine Roſe ſiehſt, ſag, ich laß ſie grüßen! Aber ſie kommen nicht mehr. Siehe, da fällt ſchon ein großer, ſchwerer Tropfen ans Fenſter. Der Rhein iſt eigentlich am ſchönſten im Regenwetter. Die Sonne macht ſich ſo dürr und grell in den Weinbergen. Aber dieſe tiefen ſchwarzblauen Schatten ...“

„Jetzt ſchwärmt er den Rhein an, ſtatt an die Lady zu denken! Geh, Lando, geh, und nimm den Regenſchirm mit — da!“

Landolin duſelte fort mit dem Gretchen.

Aber war das noch derſelbe Träumer, der nach einer Stunde mit idealem Sturmſchritt hereinflog, Hut und Regenſchirm hinwarf, daß es hallte, mit ausgebreiteten Armen ſeine Frau anfiel, ſie in die Luft ſchwang wie einen Federball, und dann ſein Geſicht in das ihrige ſenkte und mit einem ſtummen Kuſſe lang darin liegen blieb?!

„Siehſt Du,“ ſagte er nach dieſer Pauſe, „einen ſo langen Kuß kann man nur von einem Manne haben, der ein ſo famoſer Taucher im Rhein iſt, worüber Du immer zankſt und zappelſt. Heißt das den Atem aushalten?“

„Aber Du erſtickſt mich ja!“ lachte die Frau. „Als ob ich auch ein Rheintaucher wäre! Und ſind denn der Rhein und die Taucherkünſte die Dinge, die ich von Dir jetzt erwarte? Weißt Du nichts Vernünftigeres zu reden? Mann, Du biſt drollig!“

„Hm, ja, was ich ſagen wollte.“ Und mit neckender Bedächtigkeit entfaltete Landolin ſeine Brieftaſche. „Ich wollte dieſes ſagen. Siehſt Du, das iſt ein Papier. Und auf dieſem Papier bezeugt mir die Bank von England, daß ſie mir tauſend Pfund ſchuldig iſt. Nicht wahr, das iſt vernünftig geredet von der Bank von England? Ja, ja, beſieh Dir das Fähnchen! Du darfſt es auch angreifen, es beißt nicht. Das nennt man eine Tauſendpfundnote. Eine runde Summe! Haben wir das je in preußiſchen Kaſſaſcheinen geſehen? Ach ja, in Druck- und Preßerzeugniſſen iſt uns England doch weit voraus. Ich habe es immer behauptet.“

Aber die junge Frau war ganz ernſt und ſtill geworden. Sie hatte die Tauſendpfundnote in der Hand, wie ein lebendiges Weſen, dem man nicht weh thun darf. Faſt furchtſam fragte ſie ihren Mann:

„Darf ich das glauben? Ich verſtehe nicht engliſch.“

Landolin betrachtete ſie mit Rührung und ſagte:

„Ja, mein Engel. Aber wie glücklich bin ich, daß meine Hausfrau, die an eine Pfändungskommiſſion

glauben mußte, auch an dieſe Tauſendpfundnote glauben darf! Es iſt das ein reinerer, geläuterter Glaube — und ich bin ſein Prophet! Morgen krieg ich ſogar ein zweites Tauſend; ſie hatte nicht mehr ‚bei der Hand‘.“

Einen Augenblick lang war's von beiden Seiten ſtill in dem großen Zimmer.

„Ich kann's nicht faſſen,“ ſagte Frau Hermine, noch immer im Staunen. „Geh, Landolin, ſag mir die Wahrheit! Wie kann eine Katze ſo viel Geld wert ſein?“

„Aber was für eine! Das war keine gewöhnliche Katze, ſondern eine Unſterbliche, eine Heilige. Es war ein ideales Weſen, ein ſymboliſches, eine Hausgottheit. Sie griff in den Mythus der Völker ein.“

„Lando, flunkere nicht! Sprich vernünftig! Hat das Gretchen recht oder nicht? Erzähle mir alles, aber erzähle es ordentlich.“

„Zu Befehl, Madame. Alſo höre, ich will vom Anfang anfangen. Im Anfang war eine Theetaſſe. Landolin wollte, daß etwas mehr ſein ſollte, und ſogleich war ein ganzes Service. Und das Service war Porzellan und Silber. Und es war ein reiches Service, und die Engländerin ſah, daß es gut war. Und die Engländerin lobte es und bewunderte es und gratulirte ihrer geweſenen Gouvernante, daß ſie ſie in ſo guten Verhältniſſen finde. Und Karlchen lachte

und redete Kinderwahrheit mit Kindermund und ſagte, es ſei geborgt. Und die Frau Flims wurde rot und ſagte, es ſei wahr und nicht wahr, ich habe es ihr aufgedrungen. Da wurde die Engländerin rot und ſchüttelte die ſtrohgelben Schmachtlocken.

„‚Ei, ei, ſolche Gefälligkeiten!‘ Wer iſt dieſer Borger und Aufdringer?‘

„Da wurde Frau Flims wieder rot und ſagte:

„‚Es hat nichts zu bedeuten, der Mann iſt ein Narr.‘

„Zucke Deine Brauen nicht, Weib des weiſeſten Mannes, ſie ſagte es in der Angſt ihres Herzens, ſie wußte ſich nicht anders zu helfen. Kurz, ich ſei ein Sonderling, ein Mann, der ſeine ‚whims‘ habe, ein Großmutsnarr, und wenn der Raptus über mich käme, ſo gäbe ich fünfundzwanzig Gulden für eine Katze, die ſich auf einem Turme verſtiegen. Du mußt nämlich wiſſen, in jenem Katzenauflauf auf dem Stephansplatz zu Wien war zufällig ein Landsmann, ein Rheinländer aus unſerer Gegend, der den Ulk zu Hauſe erzählte. Wups war auch gleich ein Tierſchutzverein der Provinz bei der Hand, der mir ſein Ehrendiplom zuſchickte, weil nun 'mal richtige Deutſche, welche ohne Pathos nicht leben können, ſolchen Kleinigkeiten mit den feierlichſten Schleppen und Schweifen nachlaufen. Dadurch kam die Geſchichte auch hier im Volksmunde herum. Die gute Frau Flims nun,

welche dem Volksmund alle wahren und erlogenen Landolinianen nachklatſchte, um mich als Narren zu legitimiren, hatte ein dankbares Beweismaterial an der verſtiegenen Fünfundzwanzigguldenkatze. Dieſer ‚Schlager‘ aber ſchlug in die Nerven der Engländerin, welche laut aufkreiſchte — mich wundert, daß wir es nicht bis auf unſere Burg herauf gehört haben; ſo ein Kreiſchen von einer geſunden engliſchen Roſtbeeflunge iſt einer anſehnlichen geographiſchen Verbreitung fähig! Sie kreiſcht, ſie fällt in Ohnmacht, ſie riecht ein Oxhoft Kölner-Waſſer aus, ſie ſtrampelt mit Händen und Füßen wie eine Schildkröte, welche Ballet tanzt — aber ich ſollte wirklich erhabener von meiner Wohlthäterin ſprechen! Kurz, ich bin ihr Reiter, ihr Genius, ihr Haus iſt mir ewigen Dank ſchuldig — und alles von wegen der Katze.

„Nämlich jetzt kommt der Völkermythus. Paß auf! Die Familie bildet ſich ein, ſie ſtamme in gerader Linie von Richard Whittington ab. Kennſt Du dieſen Aufſitzer? Schwerlich, aber in allen deutſchen Leſebüchern wird er mit großer Andacht erzählt. Dieſer Richard Whittington iſt das rührende, ſchulgerechte Ideal — des bürgerlichen Muſterknaufers, wie er ſein ſoll. Er war ein Waiſenknabe, der in der Welt nichts ſein nannte als ein kleines, verwaiſtes Kätzchen, ſein Ebenbild, das man ihm aufzuziehen erlaubte und das er mit großer Zärtlichkeit liebte.

So lungerte er im Hauſe eines Kaufmanns herum, wo er ſich dadurch auszeichnete, daß er Papierſchnitzel, Bindfäden, alte Nägel und dergleichen Quark zuſammenklaubte, was dem Hoch- und Oberknauſer, ſeinem Chef, außerordentlich wohl gefiel. Eines Tages befrachtet dieſer ein Kauffahrteiſchiff nach fremden Ländern und fragt den kleinen Hungerleider, ob er nichts mitzugeben habe. ‚Was ſoll ich haben, Maſter; Ihr wißt ja, wie arm ich bin!‘ Inzwiſchen aber beſinnt er ſich doch, und da fällt ihm ſein Kätzchen ein, ſein Liebling, ſeine einzige Freude, das einzige lebendige Weſen, das ihm anhänglich iſt. Das holt er und offerirt es zum Verſchachern. Man möchte den Kerl ohrfeigen, aber im Grunde ohrfeigt er diejenigen ſchon ſelbſt, welche dieſe Herzloſigkeit mit der ihr eigenen, naiven Niedertracht ganz überſehen, indem ſie nichts zu lehren glauben, als die goldene Lehre eines Handelsvolkes: daß auch der Geringſte und Aermſte, wenn er nur acht gibt, noch etwas hat, was ein nützliches Tauſchobjekt iſt. Der Hoch- und Oberknauſer iſt natürlich entzückt von dem ſproſſenden Knauſergenie, das in ſeinem Hauſe ſo hoffnungsvoll aufblüht; er verachtet nicht das verächtliche Frachtgut, ſondern nimmt die Katze in dem ſchönen Geiſte, womit ſie gegeben wird, an. Das Schiff, ſagt nun die Sage, kommt zu den Küſten und Inſeln der Wilden, kommt in ein Land, wo das Golderz auf allen

Straßen liegt, aber auch Mäuſe und Ratten auf allen Eßtiſchen herumlaufen. Der König ſelbſt iſt von dieſer Plage nicht frei. Natürlich holt der Kaufmann ſeine Katze, und die Pointe davon iſt, daß der König für das Wundertier das ganze Kauffahrteiſchiff mit Gold beladet. Richard Witthington wird ein Krösus, und der bürgerliche Moralkodex: ſei ein herzloſer Schacherer, bläht ſich in ſeinem glorreichſten Triumphe. So der Mythus. Die Geſchichte ſieht auf ein Haar erlogen aus, was ich aber nicht unterſuchen will. Wer kann denn wiſſen, wie dumm ſo ein wilder König iſt? Es iſt ſchon möglich, daß ſie das Gold in ganzen Schiffsladungen hergeben — für ein Kätzchen! Wohlan, ein Körnlein Wahrheit enthält jede Tradition, und wahr iſt gewiß, daß in allen Zeiten irgend ein engliſcher Schlaumaier den gefabelten Richard als ſeinen Ahn adoptirte und ſich Whittington nannte — vielleicht als Reklame für ſeinen kaufmänniſchen Kredit oder um bei einer Parlamentswahl die Herzen von Krämern zu rühren. Kurz, die Katze war eine Melkkuh; ſie war zu gut erfunden, um ſterben zu können. Meine Engländerin ſchwört auf ihren Stammbaum von dem Katzen-Richard und vom Goldſchiff. Sie ſagt, ſeit dreihundert Jahren herrſche in ihrem Hauſe die Sitte, daß es eine heilige Katze ernährt, und daß jedes Mitglied des Hauſes, welches reiſt, nie ohne Katze reiſt. Kein Whittington darf auf irgend einem

Punkte der Erde eine Nacht ohne Katze zubringen. In dreihundert Jahren geſchah dies nur zweimal, und dann hätten ſie immer die Schwerenot gekriegt. Meine rettende That habe das Haus Whittington von der dritten katzeloſen Nacht errettet. Wer kann wiſſen, was geſchehen wäre? Frau Flims ſagt übrigens, die Leute kommandirten eine Jahresrente von hunderttauſend Pfund, und Du mußt geſtehen, es gäbe keine Gerechtigkeit mehr, wenn man für ſo viel Geld nicht das Recht hätte — verrückt zu ſein."

„Ei, laß ſie nur," ſagte Frau Hermine, „für uns ſind ſie die weiſeſten aller Menſchen."

„Ueberirdiſchen Verſtand haben ſie! Wahre Prophetengabe und Eingebungen Gottes! Im Ernſte, mein Seelchen, ich ſah fortwährend den Alten von Degerloch, wie er mit meinem Gelde die Hand zum Himmel hinaufhält. Ich glaube, er hat's herabgezaubert!"

„Ganz mein Gedanke. Ich fürchtete nur, er ſei zu frauenzimmerlich für einen Mann."

„Nicht doch, mein Schatz. Darum ſind ja Mann und Frau beiſammen, daß ſie das, was ſie ſind, an einander nicht fürchten."

Und mit einem Händedruck voll ſtummer Herzensandacht bekräftigte ſich das Paar ſein Beiſammenſein.

Dieſer Händedruck iſt der Schluß unſerer Geſchichte.

„Auf nach Düſſeldorf!“ rief Landolin. „Ich habe nach Köln an die Aebtiſſin ſchon telegraphirt. Wir ſind Kunſthandlung, verehrteſte Frau. Das heißt — und exakter geſprochen — ich handle mit Kunſt. Du, bleib' nur dort, wohin die Natur Dich geſtellt hat. Von Dir verlangt die Kunſthandlung nichts — Dein Chef hat es Dir ſchon geſagt — als Erben. Dein Engel von einem Mann hat Dir die Pfändung hinweggeengelt, jetzt, mein Engel, fehlt uns nur noch — das Pfand!“

Das Duell ohne Waffen.

Es war in einem der wildesten Seitenthäler des Berner Oberlandes. Auf einer steilgeneigten Voralpe beschäftigte sich eine kleine Familie mit ihrer Heumahd. Da rauschte es in der Höhe; Steinchen rollten und feiner Staub sprühte herab. Der Hausvater, die Augen reibend, schaute empor.

„Luget," rief er den Seinigen zu, „was für ein Wild wechselt dort oben?"

„Wenn es sich derfallen thät!" antwortete Ruodi, ein zwölfjähriger Knabe, indem er sein kluges Näschen mit sehnsüchtiger Witterung eines Bratens in die Höhe warf.

„Barmherziger Heiland, es ist ein Mensch!" schrie Klephe, die älteste Tochter, ein Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren.

„Es ist ein Mensch!" rief die ganze Familie nach, und alles starrte mit Grausen hinauf. Der Anblick war in der That ein schwindelnder. Auf der Höhe einer senkrecht abfallenden Felswand schwebte ein menschliches Wesen und hatte fürchterliche Eile — sich in sein Grab zu stürzen. Der Rand der Felswand war ihm verdeckt von dicht hinabwachsenden

Büschen, und zwischen diesen Büschen arbeitete er mit ungestümster Ungeduld, um auf dem kürzesten Wege, wie es schien, zu den Menschen zu gelangen. Daß zwischen ihm und den Heumähdern die turmhohe Felswand abstürzte, davon hatte er offenbar keine Ahnung. Man sah ihn von Busch zu Busch mit heftig ausgreifenden Armen gleiten, sich halten, sich schwingen, bald mit der Brust, bald nur mit der Spitze des Hutes von dem Gebüsch unterscheidbar. Seine Bewegung war so schnell, sein Greifen in die Büsche so krampfhaft, daß man wohl erriet, er behauptete schon jetzt nicht mehr das Gleichgewicht des Körpers — erreichte er den Rand der Felswand, so hatte er offenbar nicht mehr Gewalt genug über sich und fuhr unrettbar in die Tiefe.

„Halt!" schrie die Familie wie aus einem Munde dem Verirrten entgegen. Die Höhe war fürchterlich, aber die Kraft von vier Schweizerlungen schlug doch hinauf in die Höhe. Vielleicht daß auch die Felswand den Schall besser leitete: genug, in den Büschen droben wurde es ruhig. Auf der Voralpe aber sagte die Mutter zu ihrem Knaben:

„Lauf, Ruodi, lauf den Geißenpfad hinauf und weis' ihm den Weg."

„Bekomm' ich 'was?" fragte der Bube, ein echtes Bernerpflänzchen.

Schwester Klephe zuckte ihr Stirnfältchen.

„Pfuidi, garſtiger Schwab, der Fremde ſchenkt Dir ſchon was. Lauf, was Du kannſt.“

Man ſah die Büſche ſich wieder heftig bewegen.

„Halt!“ ſchrie die Familie noch einmal. Und der Vater, aus beiden hohlen Händen ein Schallrohr vor dem Mund bildend, ſtieß mit ſchärfſter Betonung ſilbenweiſe die Worte heraus: „Wart! — Ein — Weg—wei—ſer — kommt!“

Aus den Büſchen ſtreckte ein Oberleib ſich vor und lugte zur Tiefe. Ruodi ſchnallte ſein Höschen zurecht und verſchwand um die Felswand herum im Berggeſtrüpp.

Eine Pauſe der Erwartung trat ein. Vater, Mutter, Tochter, auf ihre Senſen gelehnt, ſchauten unverwandt in die Höhe.

„Lug, Mann,“ ſagte die Mutter, „was bedeutet das? So lang das Gadmerthal ſteht, iſt noch kein Menſch über die Tüfelswand in unſer Thal gekommen.“

„Das wird der Klephe ihr Mann ſein,“ lachte der Vater.

„Ich brauch' kein' Mann,“ ſagte das junge Mädchen ſtolz. Sie blickte ſcharf in die Buſchköpfe hinauf.

Der Knabe war ſchon hoch droben. Man hörte ihn einen Jodler anſchlagen, worauf es in den Buſchköpfen antwortete. Dasſelbe geſchah noch ein- oder zweimal, dann wurde es wieder ſtill. Man merkte, daß der Fremde und ſein Wegweiſer ſich erreicht hatten.

Einige Minuten später und man hörte bereits Schritte. Den Geißenpfad hinter der Felswand herab hallte der Auftritt starkbeschlagener Stiefel auf einem stark abfallenden Boden. Ruodi, welcher barfüßig lief und sich so stattlich nicht ankündigen konnte, ließ dafür ein jodelndes Triumphgeschrei los zum Zeichen seiner siegreichen Annäherung.

Im nächsten Augenblicke war die Grasmatte erreicht.

Der Knabe sprang vor, aber der fremde Mann hinter ihm warf sich so wie er war auf den Grasboden nieder. Es war ein Menschenkörper im äußersten Grade seiner Erschöpfung; er fiel hin wie tot.

Die kleine Familie umringte ihn teilnehmend.

Der Ankömmling schien kein „Landsmann". Er trug Kniehosen und Lodenjacke, zwar eine Bergtracht, aber nicht die des Bernerlandes. Seinem Alter nach war er ein Bursche oder ein junger Mann in den mittleren Zwanzigen. Er hatte sanfte, einnehmende Züge, welche im Kontrast zu seinen schwarzen Augen und Haaren noch weicher erschienen. Ein Hauch von Schwermut lag über ihnen, ein Hauch, der aus der Seele kam und mit seiner körperlichen Ermüdung nicht verwechselt werden konnte.

„Fehlt's wo?" fragte der Hausvater.

Der Fremde machte eine leise verneinende Handbewegung, während er seinen glühenden Kopf noch tiefer in den kühlen Grasboden einwühlte.

„Dann laßt ihn liegen," sagte der Landmann. Er ging hinweg an die Arbeit, die Familie folgte ihm. Mutter und Tochter vermochten ihre mitleidigen Blicke nur zaudernd abzuwenden von der keuchenden Bruſt, von den zitternden Flanken und Knieen des armen Leidenden. Ruodi aber zupfte ſeine Schweſter am Rock und flüſterte: „Er ſchenkt mir nichts."

Nach einer Viertelſtunde erhob ſich der Wanderer. Er trat die Familie an und ſagte, ſeine Glieder zurechtſchüttelnd, mit einem herzhaften Atemzuge:

„Hier könnte man ewig liegen. Ich muß mich nur losreißen, denn was mir notthut, das iſt ein Gaſthaus. Sagt mir, ihr Guten, wo ſind' ich das? Ueberhaupt, wo bin ich? Und könnte ich Gadmen oder Meyringen noch heute erreichen?"

Der Hausvater maß ſeinen Mann und antwortete bedächtig:

„Möglich wär's ſchon, aber Ihr ſeid ſchüli vor die Füß' gekommen. Und der Boden iſt ſchwierig und fällt immerzu ab wie eine Leiter. Auch ſchleppt Ihr, ſcheint's, nicht leicht an dem Torniſter auf Eurem Rücken."

„Der Herr ſammelt gewiß Steine oder Erzſtufen?" warf neugierig die Mutter dazwiſchen.

„Das nicht. Es iſt mein Handwerkszeug."

„Mit Verlaub, wer ſeid Ihr?"

„Ein Mechanikus. Ich reparire Schwarzwälderuhren, muſikaliſche Inſtrumenter, Kirchenorgeln —"

„Der Dunder ſchlag!“ rief der Landmann, in die Hände klopfend. „Da könntet Ihr wohl der Klephe ihren zerbrochenen Webſtuhl herſtellen?“

„Mit Vergnügen. Ich bin ohnedies in Eurer Schuld.“

Die Freude der Familie war groß. Alle Geſichter glänzten. Die Ausſicht auf eine prompte und noch dazu unentgeltliche Reparatur des Webſtuhls wirkte wie ein kleiner Glücksfall auf die Gemüter. Der gute Webſtuhl mochte wohl mehr als Kuh und Grasalpe der Ernährer des Hauſes ſein!

Dem Fremden wurde nun Herberge in der Familie angeboten und die Tochter geheißen, ihn ſogleich nach Hauſe zu führen. Bedurfte und wünſchte er doch ſeine augenblickliche Ruhe! Man übte Gaſtlichkeit, indem man mit praktiſchem Griff ſich des Nothelfers verſicherte. Die ländliche Klugheit wußte ſehr wohl das eine im andern zu thun.

Alſo traten die zwei ihren Gang an. Dem jungen Mann war nicht ſehr geſprächig zu Mute und auch das Mädchen ſchwieg. So gingen ſie eine Weile nebeneinander her. Da kamen ſie auf eine Felsplatte, wo ſie der Alpe den Rücken kehrten und der Weg in ein düſteres Stück Waldſchlucht einmündete. Auf dieſem Punkte blickte der Fremde ſich um. Ueber die Grashalde goß ſich ein warmes Abendlicht aus und die gefährliche Felswand leuchtete mit einem feurigen Gelb im kühlen Alpengrün.

Bei diesem Anblick sagte das Mädchen:

„Luget, da herab hättet Ihr stürzen müssen.“

Träumerisch murmelte der andere vor sich hin:

„Und so wäre ich jetzt tot!“

„Und sähet diese Sonne nicht wieder.“

„Und wüßte nicht, daß ich sie nicht sehe.“

„Das ist ein schrecklicher Gedanke,“ sagte das Mädchen nachdenkend.

„Schrecklicher ist das Gegenteil.“

„Was für ein Gegenteil?“

„Eine Sonne, die geschienen hat und die man mit offenen Augen nicht mehr scheinen sieht.“

Darauf schritt der Mechanikus wieder aus.

Aber Klephe hatte ihr Zünglein gelöst. Weibliches Mitleid und weiblicher Rededrang hatten den Mut geschöpft, sich zu äußern.

„Ihr müßt nicht so traurig sein,“ fuhr sie im Laufe des Weges fort.

Der Fremde schwieg.

„Ist Euch was Liebes gestorben? Aber nein; Ihr tragt ja kein Flörle am Hut, sondern eine Soldanella von prächtiger Farbe.“

Der junge Mann nahm die Blume herab und schenkte sie dem Mädchen. Sie nahm sie freimütig an.

Plötzlich besann sie sich.

„Luget, jetzt habt Ihr aber nichts. Und hier im

Waldtobel wächſt auch nichts. Was kann ich Euch gegenſchenken?"

„Ich verlange mir nichts."

„Sprechet nicht ſo. Die Blumen machen Euch Freude, ich ſehe es ja."

„Wenn ich ſie ſelbſt pflücke. Aus Mädchenhänden verwelken ſie mir allzu ſchnell."

Das Mädchen blieb ſtehen.

„Armes Mannle, jetzt verſtehe ich Euch. Gewiß iſt Euch Euer Schätzle untreu worden."

„Seitdem ging ich auf Wanderung. Bergauf, thalab durchirr' ich die Welt und kann zu jeder Stunde den Hals brechen."

Das Mädchen rief lebhaft:

„O Gott, nein! Kehret doch heim; vielleicht bekehrt ſie ſich wieder zu Euch."

„Sie hat geheiratet und iſt eine große Frau in Aegypten geworden."

Das Schweizerkind machte große Augen.

„In Aegypten? Wo unſer Herr Jeſus vor dem Herodes flüchtete?"

„Ja. Dort iſt ſie jetzt."

Die Kleine blickte verwundert. Sie ſchien zu glauben, Aegypten könne nur in der Bibel und im Altertum liegen und ſei gar kein Land von heute.

Sie that über Aegypten Fragen wie ein kleines Kind.

Aber Klephe war doch kein kleines Kind, das ver-

riet sie, indem sie aus Zeiten und Räumen zur Sache wieder zurückkehrte — nämlich zur Herzenssache.

„Loset, was ich Euch sage," hub sie mit Ernst an. „Diese Geschichte müsset Ihr mir erzählen."

„Das ist bald geschehen," sagte der Fremde kurz, aber nicht unwillig. „Sehet, ich hatte ein Liebchen. Ein liebes Liebchen. Ach, war das Mädchen lieb! Sie war eine von den Stillen, Sittsamen, hatte ein Gesichtchen wie aus Elfenbein geschnitzt, und einen Blick — einen Blick, sag' ich Euch, groß und klar und fromm wie ein Reh. Wenn sie lächelte, so sah man von ihren rundlichen Zähnchen kaum die untere Hälfte, so fein und bescheiden lächelte sie; aber es that einem wohler, als wenn andere lachen von einem Ohr bis zum andern. Wenigstens mir gefällt das, kurz, meine Anna hätte mich glücklich gemacht. Wir waren auch schon versprochen und zu Johanni sollte Hochzeit sein. Da schickte der böse Feind meinen Nebenbuhler ins Land.

„Im Schappacherthal — ich bin auf dem Schwarzwald zu Hause — war ein Waisenbub aufgewachsen, der Geißenloisl genannt. Der hatte schon von Kind auf einen Merk für allerlei gut Kraut und Gewächs, und wenn ein Tier fiel, so hatte er seine Freude, es zu zergliedern und manschte in den Eingeweiden wie in einem Schatzkästlein. Den schickte sein Pfarrer nach Heidelberg, um auf den Doktor zu studiren.

„Nun gebet acht. Am Sonntag Exaudi kam ein kleines Männchen auf den Schwarzwald mit großer Pracht und Herrlichkeit. Er kam in zwei Wagen mit acht arabischen Pferden, die sahen so galant aus, man hätte ihnen lieber die Hufe geküßt, als mancher gnädigen Frau die Hand. Und Bediente hatte er bei sich ein Stücker sechse, braune, klapperdürre Kerle mit brennenden Augen und geschorenen Köpfen. Der kleine fremde Herr war auch dürr, hatte eine gelbe, faltige Haut, trug grüne Brillen und eine braune Perücke. Das war der Geißenloisl. Er war Leibarzt beim Pascha von Aegypten geworden, man nannte ihn Herr Doktor, aber das war das wenigste. Er hatte außerdem noch Titel und Orden — ich glaube, alle Schulmeister auf dem Schwarzwald können sich diese Namen nicht merken. Es war alles arabisch.

„Dieser Mann war mein Unglück. Es war ihm in seinem Aegypterland eingefallen, eine Schwarzwälderin zu heiraten, und wie er nun kam und sich umguckte, so war ihm just meine Anna recht."

„Und sie nahm ihn?" fragte Klephe.

„Gott bewahre!" lächelte der Fremde bitter; „ein Mädchen nimmt nie, sie wird genommen."

„Pfuidi," rief das Schweizermädchen, „das war schlecht von ihr."

Der junge Mann blickte beleidigt.

„Schlecht ist meine Anna nicht, wenigstens soll

kein Mädchen ſich beſſer dünken. Wiſſet Ihr, was Ihr thätet? Ihr wiſſet es nicht. Es käm' auf die Probe an. Aber Gott behüt uns vor ſolchen Proben! Darum beten wir ja: Führe uns nicht in Verſuchung.

„Und der ägyptiſche Leibarzt, das war ein rechter Verſucher. Der Mann führte eine Pracht und einen Reichtum mit ſich, daß unſere Holländerfahrer ſich verkrochen wie arme Kirchenmäuſe. Seine Mameluken trugen ſeidene Hemden am Leibe und ihre Binden und Schärpen waren Shawls, wie ſie bei uns keine Hofdame hat. Und die Teppiche hättet Ihr ſehen müſſen! Da ſticken ſie ganze Gedichte hinein; Gebete und moraliſche Lehren und Redensarten aus dem Koran, was bei den Türken das Evangelium iſt. Und das alles ſticken ſie aus Gold, Perlen und Edelſteinen.

„Zu Hauſe haben ſie ihre Bedienten, wie wir Hühner und Tauben haben. Ganze Scharen davon! Der eine iſt bloß da für die Teppiche, der andere für die Wohlgerüche, der dritte hat die Bäder über ſich, der vierte muß den Herrſchaften Kühlung zufächeln. Und das alles ſollte meine Anna auch ſo haben. Sie ſollte eine gnädige Frau ſein. Und was für eine! Die gnädigen Frauen leben dort ſo, daß die unſrigen nur Aſchenbrödel dagegen ſind. So eine Dame wird geboren und ſtirbt und hat nie den Fuß auf eine Straße geſetzt. Lauter Sänften und Wagen."

„Und es hätte mich doch nicht verblendet!“ ſagte Klephe mit einem mutigen Trotzköpfchen.

Der Mechanikus antwortete:

„Habt Ihr keine Eltern? Keine Geſchwiſter, Freunde, Nachbarn, Gevatter und Geſchnatter? Mein Gott, mein Gott, die Steine auf der Straße ſchreien ja drein, wenn es mit einem abwärts gehen ſoll!“

„All dieſe Leute hattet Ihr wider Euch?“

„Ohne Ausnahme. Sonſt war ich geſchätzt; wir hatten zu leben und ich bin ein guter Holzſchnitzer in Kunſt- und mechaniſchen Sachen. Jetzt hieß es auf einmal: ‚Es iſt halt gar nichts mehr mit der Holzarbeit! Ja, wenn die Sachen noch bezahlt würden wie früher. Und das Lindenholz wird auch immer teurer und der Buchsbaum iſt ſchier gar nicht mehr zu kaufen.‘ Der alte Kräuterhans ſagte: ‚Ich weiß noch die Zeit, wo die Zirbelnußkiefer bis an mein' Zaun herab ſtand; jetzt iſt die nächſte Schonung drei Stund' von hier und wird erſt in zwanzig Jahren ſchlagbar.‘ Sogar der Pfarrer ließ mich im Stich. Notabene, ich bin ſein Liebling, und doch ſagte er laut vor den Leuten: ‚Ah, der Fabian wird vernünftig ſein, der Fabian wird ſie nicht um ihr Glück bringen.‘“

„Und die Anna? Was ſagte ſie ſelbſt?“

„‚Fabian, rat mir! Fabian, ich bin in einer grauſamen Lage! Fabian, was ſoll ich thun?‘ — ‚Himmeldonnerwetter, wenn Du das fragſt, ſo haſt

Du Dir ſchon geantwortet!‘ — Aber es gibt eine Gerechtigkeit, ich fühl’s, es gibt eine! O, der Menſch braucht keine andere Strafe, als ſeine eigene Reue! Und bereuen thut ſie’s, das weiß ich gewiß. Sie wird mich in Ewigkeit nicht vergeſſen. Auf Dornen wird ſie ſich wälzen und wenn ihr die Mameluken tauſend Hermeline unter die Haut breiten. Beißen wird ſie in ihre Thränen und ſchreien — ſchreien —“

Schluchzen unterbrach ſeine Stimme, er weinte laut und ſchrie ſelbſt, indem ſeine Phantaſie ihn dahinriß.

Klephe hätte bald mit ihm geweint. Unbewußt, was ſie that, hing ſie ſich an den Arm des Fremden und bat ihn flehentlich:

„Luget, Mannle, das gutet Euch nicht. Ihr müſſet Euch wieder ein anderes Schätzle ſuchen.“

„Ich bin wie in zwei Stücke zerriſſen,“ antwortete der unglücklich Liebende. „Einen Haß habe ich oft, daß ich das ganze Evageſchlecht vergiften könnte. Ein Geſicht, je ſchöner es iſt, deſto lieber möcht’ ich es oft zerkratzen. Ein andermal wieder iſt es ganz anders. Da guck’ ich der ganzen Welt verliebt in die Augen und halte kaum an mich, daß ich jeder Dirn um den Hals falle. Morgens ſtehe ich oft auf und denke mir: heut mußt du dich noch verloben. Gott ſei mir gnädig! Das kann ein Unglück geben. Wie leicht kann ich an die Unrechte kommen, und — ich halte auf mich!“

Wie eine Schneelawine über ein sonniges Hausgärtlein fiel in dieses Gespräch auf einmal ein fremder Ton. Eine kreuzfidele Stimme erscholl:

„Fräulein Kleophea, Ihr Diener. Habt Ihr endlich eine arme Seele erlöst! Gott sei Dank, daß ich wieder einen menschlichen Strumpfzwickel sehe!"

Wer war das?

Ein junger Mann trat unseren Ankömmlingen plötzlich vor den Weg, eine Sommer- und Badegastfigur. Sein Anzug, halb städtisch, halb ländlich, war ungenirt nachlässig. Ueber dem Magen baumelte ihm eine Lorgnette und das seidene Taschentuch hing halb aus dem Rock. Sein Panamahut lag windschief über dem Ohr, sein Reiseshawl schlotterte über die schmale, fast mädchenhafte Schulter und stak voll Disteln und Dornen; mit seinem Spazierstöckchen, diesem Fächer der Männer, fuchtelte er sich an Schenkel und Waden herum. Der Byronknoten seines Halstuches war halb gelöst, die Hemdknöpfe offen und eine weiße, aber nicht sehr muskelreiche Brust teilweise sichtbar. Seine Miene war sorglos, nicht ohne Verstand, aber voll von dem Ausdruck dessen, was der Student „Unsinntreiben" nennt. Kurz, ein Exemplar von dem Geschlechte der lustigen Finken und losen Zeisige, ein zahmer Zigeuner der wandernden Modewelt war es, welcher so unvermutet diesem Austausch von Schmerz und Mitleid jetzt ein Ende machte.

Die zwei Männer maßen ſich einander. Der Sommergaſt flüchtig und harmlos, der Schwarzwälder Mechanikus mit Mißtrauen und Argwohn. Seinen zweiten Blick warf er fragend auf Klephe. Das Naturkind wußte den Weltbrauch nicht, Fremde einander vorzuſtellen, und ſagte bloß:

„Hier ſind wir zu Hauſe.“ Der Schwarzwälder ſah ſie noch einmal an — lang und finſter.

Alle drei betraten das Haus.

Es lag hinter einem Grasbühel, von einem Tannenzaun eingehegt, und war faſt nur ſichtbar, indem man ſchon auf der Schwelle ſtand.

„Nun labt mich!“ rief der Sommergaſt eintretend. „Gebt mir vor allem eine geiſtreiche Kombination.“

„Wollt Ihr auch eine?“ fragte Klephe den Schwarzwälder.

„Was für Zeug?“

„Eine geiſtreiche Kombination,“ lachte das Landmädchen.

„Was iſt das?“

„Das.“ Sie ſchloß einen Wandſchrank auf, goß aus mehreren Flaſchen gebrannte Waſſer zuſammen und reichte ihm ein Gläschen dieſer Miſchung.

Der Mechanikus koſtete.

„Pfui!“ rief er ſofort und blickte dabei auf den Sommergaſt.

Der aber ſtand ſo, daß er den Blick nicht ſah

und zu dem „Pfui!“ lachte er nur. Er verſchlang zwei bis drei Gläschen raſch nacheinander.

„Schmeckt das prächtig!“ rief er aus. „Fräulein Klee-Fee, verſchreibt Euch nur neue Reize, wenn dieſe Flaſchen alle ſind. Sie ſind eine Zierde des Hauſes, das iſt eine haarige Thatſache! Aber habt Ihr auch was für mein Zahnweh?“

Das Mädchen, welches ſeine Redeweiſe ſchon kannte, bot ihm einen kalten Gemsbraten an.

„Darauf will ich heiraten!“ rief der Fremde; „für her damit!“

Klephe ging in die Küche und kam mit einem blendend reinen Tiſchbrett zurück, auf welchem in einer weißen Serviette und mit Kräutern umwickelt eine gekochte Gemskeule lag.

Der Schwarzwälder hatte ſich unterdes an den Webſtuhl gemacht und allem, was er ſah und hörte, den Rücken gekehrt.

„Laßt das,“ ſagte Klephe freundlich; „Ihr müßt eſſen und trinken und Euch ausruhen. Arbeiten, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, könnt Ihr immer. — Der Mann macht uns den Webſtuhl,“ ſetzte ſie zu dem Sommergaſt hinzu.

„Lobet den Herrn mit Trommeln und Pfeifen,“ antwortete dieſer, „daß Eure aſchgraue Mähderei endlich aufhört! Seit Ihr auf die Alpe geht, langweil' ich mich wie der Mops in der Schublade. Zeigt

Euer Pfötchen. Nun, hart ist's noch nicht, aber Euer Herz ist doch weicher, was?"

„Kümmert Euch, ob diese Gemskeule Euch weich genug ist, Ihr neugieriger Herr. Unser Gast langt nicht zu, eh' Ihr es auch thut. Und er ist hungrig und durstig. Der arme Mann hat sich auf dem Titlis schüli verrannt."

„Das Gute hat der Titlis an sich, daß ich ihn nicht besteige. Die Schweiz ist mir schön genug, so lang' ich einer Kleophea in die Augen sehe. Das ist eine haarige Thatsache!"

Die Gäste fingen zu essen an. Die Sommer- und Badefigur unter Schwatzen und Scherzen, der Mechanikus stumm und in sich gekehrt. Klephe war viel zu sehr Natureinfalt, um eine Unterhaltung leiten zu können und so blieb sie dem „Finken" allein. Er überließ sich ganz seiner Laune.

Die Dämmerung nahm überhand. Klephe ging, eine Lampe zu holen, der Schwarzwälder bat, es zu unterlassen. Es sei so kommlich im Dunkeln. Wollte er ungesehen seine Bissen hinabwürgen?

Aber nicht lange saßen sie so, als auch Vater, Mutter und Bruder, von der Voralpe heimkehrend. die Stube füllten. Da wurde nun doch Licht gemacht.

Der Schwarzwälder bat um sein Schlafgemach.

Der Hausvater hatte angefangen, ihn über den Webstuhl zu befragen, aber der Mechanikus sprach

von seiner Müdigkeit und vertröstete auf morgen. Er drängte zu Bette.

Da nahm die Mutter das Licht und führte ihn über eine Leiter in ein Oberstübchen.

„Wo schläft der andere?“ fragte er leichthin.

Das Weib sah ihn an. Sie lächelte wie auf einen, der nicht recht gescheit ist und sagte kopfschüttelnd:

„Das tügete schlecht. Der geht in sein Gadmen heim.“

Ein flüchtiger Strahl fuhr über das melancholische Antlitz des Schwarzwälders. Er drückte der Frau die Hand und sagte ihr freundlich gute Nacht.

*

Fabian — so wollen wir den Schwarzwälder Mechanikus nennen — nahm die Sache mit dem Webstuhl sehr ernsthaft. Er hatte damit angefangen, schon das Material zu verwerfen. Haltbare Webstühle sollten aus Eichenholz gebaut sein, dieser aber sei es aus Rotbuchen. Das Holz sei morsch, kein Falz, keine Leiste verspräche Dauer. Kurz, er sei entschlossen, wenn er gut ausgetrocknete Bohlen fände, einen neuen und eichenen Webstuhl herzustellen. Natürlich auf seine eigenen Kosten.

Klephes Eltern dankten in allen Tonarten. Wie aber ein Bauer nicht leicht zu kurz kommen will, so besann sich auch jetzt der Hausvater. Er meinte, es werde ein mächtig Stück Arbeit sein, der neue Web-

ſtuhl. Ob er den alten nicht wenigſtens aushilfsweiſe repariren möchte, damit Klephe nicht allzu lang feiern müſſe.

Das verſagte Fabian entſchieden. Er ſei kein Pfuſcher. Im morſchen Holz zu arbeiten, brächte er nicht über ſich. Klephe verliere ja ihre Zeit nicht, ſie helfe beim Grasmähen und Heuwenden. Und dem Mädchen ſchade es gar nicht, wenn ſie vierzehn Tage die ſitzende Arbeit mit der Bewegung im Freien vertauſche. Sei aber der Weberlohn allzu ſchwer zu entbehren — nun, er ſei kein Großhans, aber einen Louisdor habe er immer noch übrig. Er zahle ihn lieber aus ſeiner eigenen Taſche, als daß er flicke und pfuſche.

Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Die Landleute verwunderten ſich nur über ſo viel Großmut und Fabian hatte wiederholt zu erinnern — ſie hätten ihm ja das Leben gerettet.

Seine wahre Meinung war freilich eine andere. Schon als der Sommerjüngling aus Gadmen ſo unverhohlen gejubelt, daß Klephe nunmehr zu Hauſe ſein werde, hatte er in ſeinem Innern aufs Gegenteil geſonnen. Und als er ſodann trotz ſeiner grenzenloſen Ermüdung die erſte Nacht unter Klephes Dach ſchlaflos durchwacht hatte — wer war froher als er, daß ihm ſein erfindſamer Geiſt den Plan mit dem neuen Webſtuhl eingab! Damit erreichte er jetzt doppelte Zwecke: erſtens daß Klephe nicht zu Hauſe blieb und

zweitens, daß er ſelbſt ſeinen Fuß länger im Hauſe behielt.

Denn Fabian liebte Klephen. Das Mädchen erinnerte ihn mit vielen Aehnlichkeiten an ſeine Anna. Ihre Geſichtszüge waren fein, ja edel. Ihr Köpfchen, ihr Wuchs, ihr ganzes nettes Perſönchen atmete die zierliche Schönheit der Berner Oberländerinnen, jenes reizende Gemiſch von deutſcher und halb italieniſcher Weiblichkeit. Das zarte Bleich ihrer Wangen hatte vielleicht die Arbeit am Webſtuhl oder der Nebel ihres Hochthales ſo beſcheiden gefärbt; aber die Friſche ihrer Bewegungen und ihrer Laune, die untadelige Fülle ihrer weichgerundeten Glieder bezeugten, daß es nicht kränklich ſei. Es war nur eine Schönheit mehr in Fabians Augen. Es erhöhte ihren ſanften und beſcheidenen Ausdruck, und wir wiſſen, Fabian liebte ihn, dieſen Ausdruck. Seine Blumen unter den Mädchen waren nicht die Roſen, ſondern das Edelweiß.

So hatte ihn ſchon ihr erſter Anblick gewonnen, ihm ſelbſt noch unbewußt. Die Herzlichkeit ihres Mitleids hatte ihn unvermerkt, aber tief und ſüß getroffen. Er teilte ihr ſeine Liebesgeſchichte mit, gern und offen, die er ſonſt grimmig verbiſſen. Als er ihr Anna beſchrieb, war es ihm ſelbſt aufgefallen, wie viele Züge auf Klephen paßten. Und was noch fehlte, das ergänzte er ſich von Stunde zu Stunde. Nach wenigen Tagen ſchon war ihm Anna vollſtändig

hergestellt in Klephen und seine leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe begehrte sie heiß und entschlossen.

Er konnte sich nicht täuschen. Hätte sich ihm seine Liebe verhehlt, seine Eifersucht beleuchtete ihm grell seinen Herzenszustand. Dieses Gefühl kannte er allzu wohl. Und Eifersucht, brennende Eifersucht war es, womit er den Gadmer Besuch schon im nächsten Augenblicke betrachtete.

Aber wer war es denn nun, dieser Gadmer Besuch?

Pierre d'Orme nannte er sich und war mit zwei jüngeren Brüdern der Sohn eines angesehenen Handlungshauses. Sein Großvater, Aron aus Ulm, hatte die Firma begründet und einer reichen und eleganten Witwe zu liebe zugleich sich ins Christliche und ins Französische übersetzt. Pierre d'Orme hätte also schlecht und recht der Ulmer Peter geheißen. Aber das ging freilich nicht an für Leute, welche Pferde und Wagen hielten, Diners gaben, Badereisen und Sommertouren machten.

Letzteres indes that Pierre d'Orme nicht zum Vergnügen allein. Der junge Mann war ziemlich schnell aufgeschossen, hatte ziemlich früh gelebt, und als er die Jahre der Mündigkeit antrat, schien er ein wenig zu nerven- und lungenschwach, um die Lebenspflichten auf sich zu nehmen oder in den Lebensgenüssen fortzufahren. Da geschah ihm der süße Zwang, daß ihm statt dem Comptoir — Paradiese verordnet wurden.

Er ſollte ein paar Sommer lang Alpenluft atmen und Uebungen im Bergſteigen halten.

Er hatte ſein erſtes Logis im Berner Oberland am Brienzerſee bezogen und wie billig das modiſche Haslithal zum Ziel ſeiner Promenaden gemacht. Durch einen Zufall geriet er aber bald an einen jener Eingeweihten und Gutſchmecker, welche neben jeder Modeſchönheit viel größere und aparte Schönheiten zu entdecken wiſſen, Schönheiten, welche nur ſie allein kennen und für welche ſie eifrig Gläubige werben. Eine ſolche Schönheit war das einſam wilde und faſt unbetretene Seitenthal, welches von Brienz über Meyringen und Gadmen abzweigt, bis es bei einem kleinen Weiler, „Am Bühl“ genannt, zwiſchen dem Titlis und dem Susten in der Wildnis verläuft. In dem letzten und oberſten der Häuschen am Bühl hatte er bei dieſer Gelegenheit die Edelweißblüte Kleophen entdeckt. Dieſe Entdeckung würdigte er, indem er ſich gleich darauf von Brienz nach Gadmen umquartierte, worauf er anfing, dem ſchönen Mädchen ſeine Nachbarbeſuche zu machen.

Er war faſt der tägliche Gaſt zum Abendbrote. Wenn er in der nachlaſſenden Hitze des ſpäten Nachmittags von Gadmen heraufgewandert kam, ſo brachte er guten Appetit mit, den er in guter Laune zu befriedigen wußte. Er unterhielt dann, Fabian ausgenommen, die kleine Alpenhütte wie ein Kobold. Er wußte immer etwas Luſtiges zu erzählen oder zu

ſingen, und ſchon ſeine Ausdrücke und Redensarten waren luſtig. Sie ergötzten durch die phantaſievolle Komik der deutſchen Studentenſprache, denn Pierre hatte ſtudirt. Sein Vater war der Meinung geweſen, bei den vielen Rechtsverhältniſſen des Geſchäftes wäre ein Juriſt im Hauſe eine wohlthätige Sache. Aber Pierre trieb es zu toll auf der Univerſität. Dem Kaufmannsſohn war es keinen Augenblick Ernſt mit den Studien. Seine übermütigen Streiche verſchonten zuletzt keine Autorität mehr, und als das Karzer nicht ausreichte, wurde er relegirt. Aber für ewige Zeiten hatte er den Vorteil davon, daß er tauſend Schabernack zu erzählen wußte, den er ſelbſt oder andere getrieben und womit er vom Salon bis zur Alpenhütte ein unterhaltender Geſellſchafter wurde.

Fabian mußte zuſehen, wie Pierre alles bezauberte. Er mußte zuſehen, wie herzhaft auch Klephe lachen konnte, keineswegs „ſo fein und beſcheiden, daß man nur die untere Hälfte der rundlichen Zähnchen ſah“. Wie ſchmerzte es ihn um das feine Geſichtchen! Wie dumm, wie verzerrt erſchien es ihm oft! Wie ſah er es oft mit Blicken des finſterſten Vorwurfs an! Klephe blickte dann wohl zurück und ſagte in ihrer treuherzigen Weiſe: „Ihr müßt nicht ſo traurig ſein.“ Aber ihm klang es, als ſagte ſie: „Ihr müßt nicht ſo langweilig ſein.“ Und was er ſich einbildete, machte ihn noch unglücklicher, als was er ſah und hörte.

An den ersten Tagen hatte er sich jede Nacht vorgenommen, morgen, wenn er die Familie auf die Voralpe begleitete, dem Mädchen ihre Lachlust sanft zu verweisen, weil ja doch nur die Ansteckung der Leichtfertigkeit darin liege; diese Morgenstunde war die einzige, die ihm gehörte, und er wollte sie nützen. Aber just das Gegenteil war geschehen. Das Mädchen hatte immer zuerst angefangen, irgend ein Witzwort von gestern abend zu wiederholen und kindlich vergnügt sich den Morgen damit zu würzen. Da lachte er dann selbst mit, denn am Morgen war er fröhlicher aufgelegt.

Einen Augenblick fiel es ihm ein, mit dem glücklichen Kaufmannssohn in Scherz und Kurzweil zu wetteifern. Vielleicht hätte er auch Beifall gehabt, aber — er mißfiel sich selbst. Er gab den Versuch bald wieder auf.

Eine Woche war so vergangen. Fabian hobelte und leimte an seinem Webstuhl, Pierre, welcher gewöhnlich früher heraufkam, ehe die Familie von der Voralpe zurückkam, sah ihm plaudernd und possenreißend zu. Auf einmal fiel es ihm zu fragen ein, wie lange „der Schwamm" noch dauern würde. Einen wackeren Arbeiter mußte dieser Ausdruck verdrießen, und doppelt von einem Müßiggänger. Fabian antwortete unwirsch und absichtlich übertreibend: „Sechs Wochen." Pierre machte ein langes Gesicht. Plötz-

lich ſchwang er ſich auf dem Abſatz herum und rief: „Fort mit Krawatte! Das halt' ich nicht aus.“ Und wirklich lief er hinweg und ging der Familie, heute zum erſtenmale, auf die Voralpe entgegen.

Fabian ſah ihm beſtürzt nach.

Alſo der ſüße Gewohnheitshang nach dem Mädchen wuchs unter ſeinen Augen? Sonſt erwartete Pierre ſie zu Hauſe, heute geht er ihr entgegen, und bald bringt er vielleicht ſeinen halben oder ganzen Tag mit ihr auf der Voralpe zu.

Wo ſoll das hinaus?

Hat der Kaufmannsſohn ernſtliche Abſichten auf das Mädchen? Schwerlich. Hat er böſe Abſichten auf ſie? Kindliche Frage! Als ob ſich das Böſe nicht auch abſichtslos thäte! Möglich, daß er kein Verführer iſt, aber wenn das ſo fortgeht, ſo iſt die Gelegenheit einer!

Fabian ſann dumpf vor ſich hin. Was kann er thun? Daß ſolche Menſchen ſo gar keine Handhabe bieten! Wäre ein Ernſt in ſeinem Treiben, im Guten oder im Böſen, er könnte ihm reſignirt aus dem Wege gehen oder ihn ehrlich zu Boden ſchlagen. Aber was fängt man an mit einer liebenswürdigen Gedankenloſigkeit, mit einem harmloſen Sichgehenlaſſen, das ſcheinbar nichts will und doch dabei Herzen erobert oder wenigſtens es verhindert, daß andere und Beſſere ſie erobern?

Aus seinem Nachdenken erweckte ihn ein lustiger Wechselgesang. Die Familie kam von der Voralpe heim — voran Pierre und Klephe. Sie sangen ein komisches Duett in der Art jener Parodien, die wir aus „Deutschlands Leierkasten" kennen. Hatte denn der Kaufmannssohn gar kein Gefühl dafür, wie der Bodensatz der Städtekultur, der Witz der Bier- und Tabakkneipen in der reinen Alpenluft klang? Der Schwarzwälder fühlte es lebhaft. Es kann einem jungen Manne von natürlicher Ehrbarkeit gewiß nichts Aergeres passiren, als wenn er das Mädchen, das er im stillen anbetet, von einem andern so fahrig behandeln sieht und wenn sie selbst daran Wohlgefallen bezeugt. „Wie mir der Taugenichts mein Perlhuhn verschändet!" murmelte er wütend zwischen den Zähnen. Er ballte die Faust und hielt mit Mühe an sich, als die Gesellschaft herankam.

Nachts vor dem Einschlafen hielt Fabian große Gedankenmusterung. Er fühlte bereits das ganze Elend gegen sich anrücken, welches er durch den ägyptischen Doktor kennen gelernt. Durch diese Hölle durfte er nicht zum zweitenmale gehen!

Was war zu thun?

Den Webstuhl eilig vollenden und dann fliehen, so weit ihn die Füße tragen!

Als ob er nicht wieder zurückkehren würde! Als ob es möglich wäre, dem Reiz eines Mädchens zu

entfliehen, der wie eine Angel im Fleiſche ſitzt! Klephe war ſeine Anna geworden, das war nun nicht mehr zu ändern.

Alſo das Gegenteil: den Webſtuhl in die Länge ziehen und alle Gelegenheiten offen halten! Vielleicht, daß das Wetter umſchlägt und die Gadmer Beſuche vereitelt. Vielleicht, daß mit dem Wetterumſchlag der frühe Alpenwinter anbricht und den läſtigen Gaſt für immer hinwegſcheucht. Vielleicht —

Aber ein ehrbarer Arbeiter kann bei der Arbeit nicht zetteln. Und was für ein Leben iſt das, auf ungewiſſe Vielleichts hin!

Ein dritter Gedanke: Erklärung und Heirat!

Aber was erklären? Daß er ihr gut ſei? Was ſagte das! Auch Pierre war ihr gut. Daß er ihr ernſtlich gut ſei, daß er ſie heiraten wolle? Ein gewagter Wurf! Entweder er gelingt unmittelbar oder er erſchreckt das Mädchen und ſcheucht ſie nur zurück. Klephe, ſcheint's, denkt über ihre Lage nicht nach, ſie iſt noch das Kind des Augenblicks. Wie nun, wenn ein Heiratsantrag von ihm ſie erſt aufmerkſam machte, daß das auch Pierre thun könne? Dann finge ſie zu vergleichen an, was ihr jetzt noch nicht einfällt, und eine innere Stimme ſagt ihm, daß er bei dem Vergleiche zu kurz käme. Er, ein trauriger Mann, leidend, unglücklich, gramvoll, einem Kranken gleich, der nun eben zu ſtehen und zu gehen anfängt und noch wund

iſt an ſeinem tiefſten, edelſten Lebensmark. Pierre dagegen luſtig und lachend, fröhlich zu jeder Stunde, immer witzig, immer aufgelegt, glücklich und glänzend, ſorglos und wohlgemut wie ein ewiger Karneval. Was hätte er dieſem Beneidenswerten entgegenzuſetzen? Sein Herz! Aber ſein Herz kennt nur er; Pierre dagegen hat ſein lockendes Aeußeres und die Gabe der Unterhaltung. Und geſetzt ſogar, er erhielte das Jawort — würde Pierre deshalb aufhören, ſeine Beſuche zu machen? Würde Klephe aufhören, ihn für einen angenehmen Geſellſchafter zu halten? Und könnte er es anſehen, daß ſeine Braut ſich unterhält an den Poſſen eines andern? Der Schwarzwälder hat ein feines Gefühl in dieſem Punkte. Hieße das nicht, das Kleinod ihrer Frauentreue in ſeinem erſten, zarteſten Keime gefährden? Nein, ein Heiratsantrag wäre jetzt überſtürzt. Man macht dieſen Schritt nicht, um einem lachenden Mädchen den Geſchmack an einem luſtigen Kumpan zu verderben. Und wenn man ihn machte deshalb, man erreichte dieſen Zweck nicht. Der Mißbrauch beſtrafte ſich ſelbſt.

So dachte oder ſo fühlte er wenigſtens. Und die Nacht voll Ueberlegung und Mühe brachte ihm keinen Entſchluß.

Am grauenden Morgen erweckte ihn ein Schuß. Er fuhr aus einem ſchweren Traume auf und ſtarrte in die Dämmerung hinaus. „Das galt einem Auer-

hahn," ſagte er bei ſich. Aber knallte es doch in den Traum hinein — heiliger Gott, was für ein Traum! Schon die Erinnerung iſt ein Verbrechen. Fort mit ihm! Und wozu wäre der Aegypter leben geblieben, wenn es doch noch geſchehen ſollte! Fabian entſetzte ſich vor ſich ſelbſt. Er barg ſich in ſein Bett und verſuchte, ein reineres Stück Schlaf zu gewinnen.

Licht erfüllte die Dachſtube und über dem Suſten erglühte das Morgenrot, als Fabian zum zweitenmal aufwachte.

Er eilte in die Wohnſtube hinab. Vater und Mutter waren ſchon fort, nur Klephe hatte ſein Aufwachen abgewartet. Brüderchen Nuoi war bei ihr, wie ſie bei dem Fremden zurückgeblieben.

Die Geſchwiſter empfingen ihn mit Lachen. Er hätte ſich heute ſchüli verſchlafen. Nuodi wäre ſchon vor einer Stunde mit Rufen und Pochen vor ſeiner Thür geweſen; wer aber nicht gelofet, das war Herr Fabeli der Siebenſchläfer. Und wenn ihm ſeine Morgenſuppe jetzt ebenſo ſchmeckte wie ſein Morgenſchlaf, ſo ſpeiſe er heut wie ein König. Damit ſetzte ihm Klephe die dampfende Milchſchüſſel vor.

War es Täuſchung oder wirkte alles zuſammen: die Stube voll ſtrahlendem Morgenlicht, die erquickende Befreiung von ſchwerer Traumesangſt, das ungeſtörte, faſt feierliche Alleinſein nur zu dreien — Fabian hatte an Klephens Anblick eine Freude, als wäre ſie nie

ſo ſchön geweſen. Ihr kurzes Falteurröckchen, ihr enges Sammetmieder um die zierliche Bruſt, ihre weitbauſchigen, blendend weißen Hemdärmel, ihre ſtrammen Zöpfe mit den feuerfarbenen Schleifen — war eine Fee heute ihr unſichtbares Kammermädchen, daß ihr das alles ſo zauberiſch ſtand? Fabian verſchlang ſie mit ſeinen Blicken. „Was für ein freudenreiches Weibchen!“ jauchzte es in ihm, wie ſie die Schüſſel auftrug, wie ſie mit ihm an dem Tiſche ſaß, wie ſie plauderte und ſchaffte. Er träumte ſie als ſeine Hausfrau; die Stube war ſeine Stube, was ſie am Leibe trug, ſein Erwerb, wie ſie lachte und lieb war, ſein Verdienſt. Er ſah das Urbild eines häuslichen Glückes ſo nahe, ja ſchon ſo gegenwärtig.

So traten ſie in die Morgenſonne hinaus.

„Luget, es iſt doch luſtig auf der Allmend,“ ſagte Klephe. „Am Webſtuhl iſt's nicht ſo luſtig.“ Sie ſah ſich nach Ruodi um und warf geheimnisvoll eilig ihm das Wort ins Ohr: „Seid auch nicht allzu fleißig, Mannle, hört Ihr!“

Fabian fand, daß ihr dieſe vertrauliche Schelmerei allerliebſt ſtand.

„Wäret Ihr mein Weibchen, Ihr dürftet gar nicht mehr weben,“ antwortete er ſchnell und mit funkelnden Blicken. Sie wurde flüchtig rot und lächelte magdlich, mit niedergeſchlagenen Augen — nicht eben bedeutungsvoll, aber ſie lächelte. Fabian nahm ſie bei der Hand

und flüſterte ihr dringend die Worte zu: „Und höret, Ihr wertiges Maidle, nennet mich doch nicht Ihr. Ich ſage auch Du, wenn ich im Geiſte mit Euch rede, und das thue ich oft und lang — ſtundenlang, nächtelang. An Anna denk' ich nicht mehr ſo oft — ich wünſche ihr ſo viel Glück, als ich ihr ſonſt Reu' und Leid gewünſcht habe. Fühl' ich doch, daß es auch für mich noch ein Glück geben kann! Ein Engel hat mich auf Eure Teufelswand geführt, und wenn Ihr —"

In dieſem Augenblick fuhren zwei Hände in Klephens Geſicht und hielten ihr die Augen zu. Dazu rief eine Stimme:

„Ratet, wer bin ich? Mein erſter Buchſtabe heißt Pierre d'Orme."

In der That war es dieſer gute Freund.

Er war auf dem Nachhauſeweg geſtern abend von einem Nachbar am Bühl aufgefordert worden, ob er morgens vor Sonnenaufgang nicht mitgehen wolle, einen Auerhahn ſchießen, der ſich im Revier gezeigt habe. Er habe Ja geſagt und am Bühl übernachtet, heut morgen aber den ganzen „Ulk" rein verſchlafen. Nun wäre er doch „ein Kamel durch alle Inſtanzen" geweſen, wenn er nicht gleich dageblieben wäre und ſich vorgenommen hätte, mit ihr auf die Alpe zu ziehen.

„Gelt, Du nimmſt mich mit, gütige Klee-Fee? — Sie iſt halt ein niedlinettes Meitſch!" ſagte er gegen Fabian und ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen.

„Aber ein ſchönes Gebitt hätt' ich. Meine Feldflaſche iſt in der Mauſe — was meint Ihr zu einer geiſtreichen Kombination? Sollen wir leben und geſund ſein den ganzen Tag, müſſen wir ebbes haben zu lutſchen."

In dieſem Tone plauderte er fort und trieb Klephen die paar Schritte nach dem Hauſe zurück, um ihm die Flaſche zu füllen. Es geſchah unter Scherzen und Lachen.

Was in Fabian vorging, bedarf keiner Beſchreibung. Die Freude des Morgens war dahin, der goldene Faden der Gelegenheit durchſchnitten!

Aber war es nicht ſchon im erſten Augenblicke ſo? Damals, als er dem fremden Mädchen das Leid ſeiner Liebe geklagt, als das herzvolle Kind ſo warm, ſo lieb ihm ihr Mitleid bezeugt, wer war es, der plötzlich dazwiſchen geſprungen und ihm vom Munde weg den erſten, nach langem Harme den erſten erquickenden Augenblick geriſſen? Er, er, und immer er! Daß ihn der Abgrund der Hölle verſchlänge!

Bei ſo viel Bitterkeit war es nur eine ſchlechte Genugthuung für Fabian, daß Klephe ihn einlud, er möge lieber gleich auch mitkommen und heute Feiertag halten. Es wäre luſtiger zu dreien. Fabian antwortete: „Ich bin nicht luſtig," und blieb ſtandhaft zurück. Er ſah einen langen, martervollen Tag voll Zurückſetzung voraus, Zurückſetzung, die ihm Klephe bewies, auch ohne es zu wollen — ſie konnte eben nicht anders, wenn Pierre da war. So ließ er ſie ziehen.

Aber die Einſamkeit wurde ihm jetzt ein gefährliches Werkzeug.

Er ſann über ſeinen Zuſtand nach — ganz anders als heute nacht. Hatte ihm doch geträumt, er habe den Pierre d'Orme erſchoſſen! Und iſt ihm doch der ſchönſte, hoffnungsvollſte Sommertag von eben dieſem Pierre d'Orme gemeuchelmordet worden! Ein Tag ohnegleichen! Ein Tag, der ſo rein, ſo hochgeſtimmt angefangen, ein Tag, wo die Lebensluſt faſt zur Tugend wird! Er iſt dahin, der Tag — und die Tugend!

Noch einmal muſterte er ſeine Gedanken von heute nacht. Noch einmal überlegte er ſich den Gedanken eines Heiratsantrags. Ach, er hätte ihn faſt ſchon ausgeſprochen. Sein Herz war ſo voll, er drängte ſich unwillkürlich auf die Lippen. Ohne Pierres Dazwiſchenkunft —

Aber ſie war ein Glück. Denn über den Erfolg ſeines Antrags kann er jetzt nicht anders urteilen als in der Nacht. Der Erfolg war unſicher. Möglich, daß er Klephens Herz für den Augenblick gerührt hätte, aber dann kam Pierre und unter Luſt und Lachen ging der Eindruck verloren. Nur eins blieb: das geſprochene Wort. Das blieb und wurde vielleicht ſein Verräter. Sein Verräter — woran? Kaum wagt ſich's Fabian ſelbſt zu geſtehen — wir müſſen es für ihn.

Er macht in dieſem Augenblick den zweiten großen

Schritt auf der Bahn ſeiner Leidenſchaft. Was heut nacht ihm geträumt, er träumt es jetzt wachend. Er verweilt bei dem Traum, er gefällt ihm, der Traum. Haben ihm doch ſchon die Tannen im Schwarzwald dieſe Verſuchung zugeflüſtert! Aber der ägyptiſche Doktor kam mit dem Leben davon. Damals hatte der arme Junge noch die ganze Kraft eines reinen und unſchuldigen Herzens zu verbrauchen, und er verbrauchte ſie redlich. Heut iſt das anders. Noch einmal liebt er, und noch einmal ſoll er zurückſtehen. Die Dinge nehmen ganz den Gang wie im Schwarzwalde. Aber damals empfand er's mit Schmerz, heute mit Zorn und Erbitterung. Pierre d'Ormes Leben iſt nicht mehr ſo ſicher wie das des ägyptiſchen Doktors. Mit finſterer Entſchloſſenheit weidet ſich Fabian an dem Gedanken, daß dem Luſtigen — ein Unglück zuſtoßen könnte. Vielleicht ein unvorſichtiger Schuß, oder ein rollender Stein, oder ein Fehltritt in einen Sumpf, oder ein giftiger Schwamm . . . „Es wird ſchon kommen, was muß!" denkt Fabian. Und wie gut, wie gut, wenn er dann zuvor nicht um Klephe geworben hat! Weiß er Mund und Herz zu verſchließen, ſo kann das — Unglück geſchehen und kein Menſch wird Verdacht ſchöpfen. Wirbt er aber, wirbt er gegen Pierre und Pierre verſchwindet — dann iſt Gefahr, daß in Klephens Herz eine böſe Ahnung ſich einſchleicht. Und ahnt ſie und wird mit dieſer Ahnung

im Herzen ſein Weib — welches Glück könnte dieſes Weib ihm gewähren? Ach, ſein Glück wäre gebrochen genug und nur ein Engel der Unſchuld könnte ihn heiligen! Aber lernt dieſer Engel ſelbſt den Schuldgedanken ertragen, dann iſt kein reiner Punkt in der Schöpfung. Dann iſt alles verloren und ſein Leben des Lebens nicht wert.

Das waren die Gedanken, welche jetzt der hobelnde und hämmernde Mann dort oben am Bühl in ſeinem Innern zurechtzimmerte. Bald griff er raſch in die Arbeit, um die Unholde zu verſcheuchen, bald ließ er die Hände ſinken, um ſie brütend und hinſtarrend auszuhorchen. Wer den einſamen Mann ſo ſchaffen ſah in dem Grasgarten der Alpenhütte — wie hätte er das Bild des zufriedenen Fleißes geſegnet!

Die Sonne ſtand in der Mittagshöhe. Wie ſie aufgegangen heute und ehe ſie aufgegangen — es däuchte ihm tauſend Jahre. Was hat ſie ausgebrütet in ſeinem Gehirne! Wahrlich, ſo brütet ſie dort über den Schneefirnen, die rings am Horizont ſtehen — wie ſtill und unbewegt ſtehen ſie da! Und wie mag es donnern auf ihren Höhen und ſchäumen in ihren Tiefen und ſchmelzen und berſten überall! Wie heftig verändert ſie eine einzige Sommerſtunde, die ſie ſo ruhig beſcheint!

Als er ſeinen Mittag hielt, mußte er wieder an die Voralpe denken. Jetzt halten auch ſie ihre Arbeitsraſt, liegen im Schatten, plaudern und Pierre läßt

ſeine Feldflaſche kreiſen. Wie angenehm unterhält er ſie alle! Wie beluſtigt ſich Klephe, wie lacht ſie! Einen Augenblick iſt ihm zu Mute, er müßte behenden Fußes hinaufrennen. Aber nein! Er hält mit wütender Gelaſſenheit an ſich. Von heut an wird er ſich hüten vor bemerkbaren Eiferſuchtsſpuren. Geduld! Ruhe! Verſtellung! Das iſt das Wort des Tages. Er bleibt ſitzen und nickt ſich unheimlich Beifall zu.

Nach beendigtem Mahle legte er ſich ins Gras, ließ ſich von der Sonne beſcheinen und ſchlief ein. Solch ein Schlaf iſt ſonſt drückend und ungeſund. Aber der Aermſte hatte ſo viel Arges ſchon wachend durchgeträumt, daß es kein Wunder war, wenn jetzt ein Gegenſatz eintrat. Kurz, Fabian träumte himmliſch ſchön. Es war kein zuſammenhängender Traum, aber es waren Bilder und Zaubereien voll unausſprechlicher Süßigkeit. Rings auf den Alpen ertönte eine ſchöne Muſik und die Schaf- und Geißbuben waren leuchtende Engelknaben, dann ſah er die Flucht nach Aegypten, und das Meer und die Palmen und Anna und Klephe waren eins, und dieſe Einzige war ſein Weib. Auch ein Söhnchen hatte er ſchon, ein lichtes, lockiges Knäblein; und wenn er genauer zuſah, ſo war es gar das Jeſuskindlein. Aber das war doch ſelbſt für einen Traum zu ſtark, und vor Verwunderung erwachte er.

Er kam aus dem Lande, das hinter dieſem Leben

liegt, wie ein Verklärter zurück. Er war gebadet in Seligkeit. Welch ein Paradies von Glück und Unschuld war ihm erschienen! Mit Reue gedachte er seiner häßlichen Anwandlungen gegen Pierre, mit Reue und Scham. Thränen stürzten ihm über die Wangen und er betete laut, daß er überwinden möge.

Eine Stimme flüsterte ihm zu, er könne die Kraft zum Guten sogleich erproben. Er könne auf die Grasalpe gehen und mit neidloser Gelassenheit zusehen, wie die Munterkeit dort oben im Gange sei.

Gedacht, gethan. Er ordnete seine Werkstatt, schloß die Hütte ab und ging fort.

Aber unterwegs erging es ihm sonderbar. Er fiel wiederholt in kleine Rückfälle. Je mehr die Bezauberung des Traumes verblaßte, desto mehr fühlte er, daß ein Traum doch kein Beweggrund zum Guten sein könne. Es fehlte wenig und er wäre ein paarmal wieder umgekehrt. Nur seine Füße gingen noch, die Seele ging kaum mehr mit.

So war er bis in die Nähe der Grasalpe gekommen. Zwischen ihm und dieser lag nur noch ein kurzer Strich Tannenholz. Es war ein niedriges Kopfholz, kaum von Manneshöhe, und dicht unterwachsen mit Ellerngebüsch, Haselstauden, Farnkräutern und sonstiger Wildnis. Der Boden unter seinen Füßen war ein quelliger Moosgrund, sein Auftritt gab nicht das mindeste Geräusch.

Da hörte er Stimmen. Halblaut, ſcherzhaft, ernſthaft, eifrig, dringend. Die eine Stimme ſagte: „Einen Kuß in Ehren“ und: „Was nicht verboten iſt, das iſt erlaubt!“ — die andere antwortete: „Ich will nicht, laßt mich — aber geht doch — ich werde böſe!“

Fabian hielt an. Es war ein Kampf um einen Kuß. Er ſchlich näher und ſah, was er ſogleich geahnt — es war Pierre und Klephe.

Froh, daß er endlich auch einmal ſtören könne, fing er zu flöten an und brach mit Geräuſch durch die Büſche.

Die zwei blickten verlegen. Klephe faßte ſich zuerſt und rief dem Ankömmling entgegen:

„Das iſt fein, daß Ihr doch noch heraufgekommen ſeid. Aber warum ſo ſpät?“

Pierre biß die Lippen. Fabian ſchielte von der Seite nach ihm und verbarg mit Mühe ein Lächeln.

Sie gingen zur übrigen Familie. Es waren heute noch andere Mähder da, denn Klephes Eltern mähten längſt nicht mehr ihr eigenes Grundſtück, ſondern eine Gemeindeallmend, welche den Gadmern gehörte und welche ſie im Accord mit anderen bearbeiteten.

Fabian war anfangs vergnügt. Sein Augen- und Ohrenzeugnis, daß Pierre noch um den erſten Kuß ringe — eine Frage, die ihn ſchon manchmal gequält — war geeignet, ihn zu beruhigen. Aber doch nicht auf lange. Er wußte aus Erfahrung, wie

zwiſchen einem verſagten und einem gewährten Kuß der Zwiſchenraum klein ſein könne, und dann ſagte er ſich, daß ein Menſch wie Pierre weiter eile. So nahm er das, was er geſehen, mit jeder Minute ernſthafter. Was Zwiſchenräume! Pierre iſt Liebhaber, nicht bloß Geſellſchafter. Er hat aufgehört, harmlos zu ſein, er wird bald aufhören, ehrlich zu ſein. Er iſt ein Betrüger, ein Verführer. Ob mit, ob ohne Abſicht — genug, er iſt's. Er iſt auf der Bahn.

Seine Laune wurde immer finſterer. Er begriff zuletzt gar nicht mehr, daß ihm die Frechheit des Vergnüglings nicht gleich anfangs ins Blut gegangen. Ein Kampf um den erſten Kuß! Was gab's Tröſtliches daran? War ihm Pierre nicht immer noch um einen Schritt voraus? Was ſollte aus Klephe werden, wenn auch er ſo zu werben anfinge? Lüſte lernte ſie, nicht Liebe! Gezerrt von vier Armen, müßte ſie den Keckſten bald für den Berufenſten halten. Nein, nicht ſo ſoll ſie lieben lernen, Blümchen Edelweiß, nicht ſo! Davor muß er ſie behüten! Aus den Augen ſoll ihr der Frevler, und zwar bald. Seine Nähe iſt Gift — giftigſtes Gift, weil es das gleißendſte iſt!

Da waren ſie wieder, die Gedanken, die der Schuß auf den Auerhahn aufgeweckt hatte! Unter dem Schilde der Tugend ſelbſt kehrten ſie zurück. Sein Gefühl für Klephens Unſchuld war echt; aber welches Gefühl wüßte die Leidenſchaft nicht zu benützen?

Gegen Abend wurde die Gesellschaft noch lustig. Mähder und Mähderinnen tanzten auf dem glattgeschorenen Grasboden, Pierre pfiff Walzer dazu. Der Heimgang war feierlich. Pierre trug eine Fahne vor, eine Frauenschürze, die er mit Epheu umwand und mit Arvenzapfen statt der Quasten behing. Er stimmte das Lied an: „Die Pinzgauer wollten auf Wanderung geh'n" und ähnliche dieser Art und entzündete eine allgemeine Lachlust. Als die Truppe sich endlich zerstreute, forderte ihn alles auf, morgen wieder zu kommen.

Das that auch Pierre. Zur größeren Bequemlichkeit verließ er Gadmen und quartierte sich bei dem Bauern ein, der ihn zum Auerhahn geladen, das heißt am Bühl selbst. Schon tags darauf nahm er den Umzug vor.

Von Brienz nach Gadmen, von Gadmen an den Bühl! Fabian hatte dabei die Empfindung eines Belagerten, der sich und die Seinen in die Luft sprengen muß, denn alle Vorwerke sind genommen und die Citadelle selbst wird bedroht!

Was helfen ihm seine wilden Gedanken? Noch rascher schreitet der andere vor. Bleibt ihm noch Zeit, einen Anschlag auszubrüten, wobei er an sich selbst und an seine eigene Sicherheit denken kann? Sieht es nicht aus, als müsse er ihn um den Leib packen und mit ihm zugleich in den Abgrund springen.

Wahrlich, wenn er gestern noch darüber nachsann, den andern zu opfern und selbst glücklich zu werden, so muß er schon heute auch daran verzweifeln. Nicht: ich oder er! — wir beide! scheint heute der Schicksalsspruch. Auch das! Er ist dieses Zustandes müde. Er ist des Lebens selbst müde. Seine Kraft ist dahin, oder vielmehr der Rest von Kraft, welchen der Schwarzwald ihm übrig gelassen. In den nächsten Tagen arbeitete er an seinem Webstuhl, wie ein Tier an seinem Bau, ohne Sinn, ohne Gedanken, ohne ein menschliches Ziel, aber vorbereitet zu allem, was diesem Elend ein Ende machte.

So fand ihn am dritten Abend, als er mit saurer Verdrossenheit sich eben anschickte, den Mähdern entgegenzugehen, ein alter Dorfhausirer.

Von den Neuigkeiten, welche der Dorfhausirer herumtrug, wirkte eine wie ein Zunder auf Fabians Phantasie. Der Hausirer erzählte nämlich, ein Franzos und ein Engländer hätten sich gestern in einem Holz bei Brienz um eine Tänzerin duellirt. Heut morgen sei der Engländer gestorben.

Fabian hörte das — und dachte nicht mehr ans Gehen. Er fragte den Hausirer aufs eifrigste aus. Er wurde nicht müde, zu fragen, so wenig der Mann über den Brauch eines Duells überhaupt und über die Einzelheiten dieses Falles insbesondere zu sagen wußte. Seine Antworten waren ein Spiel ver-

worrener Vorstellungen und zuletzt, wie jedes Kind merken konnte, willkürliche Auffassung. Aber Fabian hörte wie ein Bezauberter zu.

Die Heimkehr der Mähder unterbrach das Gespräch, wenngleich nur auf Augenblicke. Denn Fabian ließ nicht ab. Ueber Tische bei der Abendsuppe fing er gegen Pierre wieder an.

„Ein Duell? Das ist einfach," sagte dieser. „Ich will einen Skandal kontrahiren, stürze dem Nächstbesten einen dummen Jungen, er muß mich fordern, und wir pauken uns." Worauf er dann fortfuhr, prächtige pro patria-Paukereien und gemeine Garten-Holzereien, samt zahllosen Abenteuern von der Mensur in seinem studentischen Kauderwälsch abzuhandeln. Fabian paßte scharf auf. Die Gesetze des Duells, die Meinung der Menschen, die eigene Meinung der Duellanten, die Justiz gegen das Duell, und wie schwankend und nachsichtig sie sei: das alles schälte er sich aus dem bunten Durcheinander nach und nach als den Kern der Sache heraus.

Nachts in seinem Bette dachte er weiter darüber nach. Das Duell, fand er, war ein Ding, welches den Tod eines Lästigen bewirken könne und doch kein Mord ist und das Gewissen nicht beschwert. Denn man versetzt den andern mit dessen eigener Einwilligung in die Todesgefahr, ja man begibt sich selbst in diese Gefahr. Das war der Begriff von der Sache.

Von dieſer Stunde dachte und träumte er nichts anderes mehr als Duell. Das Wort ſpiegelte all ſeine Wünſche zurück. Das Rätſel ſeines Zuſtandes war damit ausgeſprochen und zugleich die Auflöſung dieſes Rätſels. Ein Duell! Das wäre der Streich, der zwiſchen ihm und Pierre den Knoten durchhiebe!

Aber ach, wie ſollte er dazu gelangen, mit Pierre ſich zu duelliren? So viel er darüber phantaſirte, keine Möglichkeit war denkbar. Wie beneidete er jetzt die Stände, die ſich duelliren dürfen! Sie haben doch alles vor dem gemeinen Mann voraus, ſogar den vorſätzlichen Totſchlag.

So war der Duellgedanke wie eine lockende Frucht, welche dicht vor ſeinem Munde hing und welche er doch mit keinem ſeiner Organe zu erreichen wußte.

Aber mit Bindfaden und verroſteten Nägeln öffnet der Gefangene die ſtärkſten Feſtungen. Mit Waſſertropfen ſägt ein Quellfaden Alpen auseinander. Unwiderſtehlich iſt eine Naturkraft, die blindlings muß oder bewußt will.

*

Der Hauſirer hatte in Fabians Stübchen übernachtet. Er wollte tags darauf über den Suſten ins Urnerland. Fabian war aufgelegt, ihn ein Stück Wegs zu begleiten. Er hatte ſeinen Webſtuhl nahezu vollendet, Klephe dachte bereits an den „Aufzug“ und ging mit Ruodi nach Gadmen hinab, um eine

erfahrene Webersfrau zu bestellen, welche ihr bei diesem schwierigen und kunstreichen Geschäft helfen sollte. Fabian hatte einen Tag zu versäumen, und er bedurfte eines Rasttages in mehr als einem Sinne.

Der Morgen war wunderschön angebrochen. Als Fabian das prächtige Spätsommerwetter lobte und wie alle Anzeichen auf Beständigkeit deuteten, antwortete der Hausirer:

„Ihr habet dahier ein Wetterglas, welches die wenigsten Leute kennen. Das ist mehr wert als Spinnen und Laubfrosch.“ Dabei hob er seinen Stock auf und deutete auf eine Stelle am Sustenhorn. „Luget,“ sagte er, „wohin ich da weise, das ist der Steingletscher. Wie färbelt er Euch?“

„Blau,“ antwortete Fabian.

„Richtig, blau. Blau, wie die schönste Leinblüte. Nun loset. Wenn dieser Steingletscher rötlich oder rostfarbig anläuft, meinethalben wie ein rückwendiges Cyclamenblatt, und dazu trüb oder rauchig erscheint, so thut's in vierundzwanzig Stunden ein schüliges Wetter. Merkt Euch das.“

„Ich bin hier nicht zu Hause,“ antwortete Fabian leichthin. Aber er nahm sich vor, das Zeichen wohl zu beobachten.

Der Hausirer schien überhaupt ein bewanderter Mann in dieser Landschaft.

„Vor dreißig Jahren,“ sagte er, „galt der Grenz-

kamm vom Berner- und Urnerland noch für den wildeſten Teil der Schweiz. Die Leute ſprachen davon wie von der Hölle. Ich mein', das waren die Liſten der Gemsjäger oder Schmuggler. Denn ſeit die Goldfüchſe der Fremden dieſe Wildnis durchſchnobern, hat ſich's gewieſen, daß ſie allerwegs gangbar iſt. Ich behaupte ſogar, der Suſtenpaß iſt einer der wegſamſten im Lande."

Er erklärte dem Schwarzwälder das Gebirge wirklich ſehr gut. Mit jeder Viertelſtunde, als ſie höher ſtiegen und die Schroffen, Kuppen, Firnen und Hörner ihr Geſicht veränderten, lehrte er ihn die Unterſcheidungen des Wegs und der Gegend. Fabian ſah und hörte das alles ſehr aufmerkſam.

Bei einer andern Gelegenheit fingen ſie zu moraliſiren an. Sie überſchritten eine dürre Geröllhalde, auf welcher hin und wieder ein ſtruppiger Dornbuſch ſtand. In einem dieſer Dornſträucher lag ein totes Steinhuhn mit zerzauſten und aufgeſträubten Federn.

„Garſtige Spicknadeln, garſtiger Braten!" rief der Hauſirer. „Das arme Aas hat ſich vor einem Raubtier geflüchtet und in den Dornen geſpießt."

„Das ſichtbare Beiſpiel von manchem Menſchen," ſagte Fabian. „Mit Not ſalvirt man ſich oft vor einem Feind und gerät einem andern ans Meſſer. Seinem Schickſal kann niemand entgehen! Ich las einſt ein Buch, das ſo betitelt war."

Der Hausirer antwortete:

„Dafür gilt auch der Spruch: ‚Wie du mir, so ich dir'. Auch Eurem Feind ist's sein Schicksal, wenn Ihr ihm anwollt."

„Das ist wahr," sagte Fabian.

Der andere fuhr fort:

„Mein Gott, mein Gott, wenn Ihr die Franzosenzeiten gesehen hättet! Seht einen Spion an! Der zeigt dem Feind einen Weg, der Feind fällt Euch in den Rücken und erschlägt die Leute zu Hunderten, die vor der Front turmhoch verschanzt waren. Land und Leute gehen zu Grund, und wie viel unschuldiges Blut! Der Spion aber nimmt sein Stück Geld und sagt, er hat gute Dienste geleistet. Und da sollte sich ein ehrlicher Mensch ein Gewissen daraus machen! Habt Ihr von dem Colani gehört, dem berufenen Gemsjäger auf dem Bernina? Ich kannte ihn noch, den alten Kraftbold, ich trug ihm manchmal Tabak und Schießzeug hinauf. Nun, der Colani hat zeitlebens ein Stücker dreißig Menschen erschossen. Er duldete nie einen fremden Jäger in dem, was er sein Revier nannte. Erst schoß er ihm die Federn vom Hut, und ließ er sich nicht gewarnt sein, so bekam er zum zweitenmal sein Lot Blei in die Knochen, daß er nimmer aufstand. Das war feste Hausordnung beim Colani. Und nicht der allein. Ich wüßte Geschichten!"

In der That, er wußte Geschichten! Der Hausirer

kramte ſie aus — eine unſichtbare, tödliche Ware! Er fand einen begierigen Empfänger dafür an dem Nebenbuhler Pierres.

So wanderten die zwei einige Stunden lang hin. Endlich kommen ſie an ihren Scheideweg. Der Weg des Hauſirers ſtürzte jäh in einen Felsſchrund hinab, welcher Hals über Kopf ins Meienthal auf der Urner Seite führte. Rechts dagegen wand ſich eine Pfadſpur an das Wirtshaus hinan, welches auf der Höhe des Suſtenpaſſes am Fuße des Steingletſchers lag. An dieſem Punkte kehrte Fabian um. Auf dem Rückweg dachte er in einſamer, ungeſtörter Muße den Erzählungen und Lebensgeſchichten des Hauſirers nach. Noch vor Abend war er wieder in ſeiner Hütte am Bühl.

Was ein einziger Tag verändert! Am Bühl fand er Dinge im Gang, welche ſein lang vorbereitetes Gemüt raſch zum Entſchluſſe drängten.

Es iſt, wenn nicht Sitte, doch ein häufiger Fall, daß ſtrebſame Bauernmädchen in den Hotels der franzöſiſchen Schweiz Dienſte nehmen, zunächſt, um Franzöſiſch zu lernen, weiter aber, um mit Hilfe dieſer koſtbaren Kenntnis in den Cafés, in den Konditorläden und Modeboutiquen der europäiſchen Großſtädte ihr „Glück“ zu ſuchen. Denn ſeltſamerweiſe wird das liebe Glück auch von Menſchen geſucht, welche es ſchon haben und es kaum noch finden, wohl aber verlieren können.

Nun hatte die Webersfrau in Gadmen, welche,

wie wir wissen, am neuen Webstuhl den Aufzug einrichten sollte, ein hoffnungsvolles Töchterlein in einem Genfer Hotel, und von demselben Töchterlein hatte sie Nachrichten. Funkelneue, glücktriefende Nachrichten! Nur eins fehlte der guten Resi zu ihrem Glücke, ihr Mühmeli Klephe. Aber soeben sei ein Platz für ein Mädchen offen geworden und Klephe könnte „direktement" eintreten. Eintreten in den Freudenhimmel, der sich Genf, Hotel Metropole, nannte.

Darüber nun großes Reden und Raten in der kleinen Alpenhütte am Bühl. Fabian zweifelte keinen Augenblick, daß dieses Genfer Glück zwischen Pierre d'Orme und dem Gadmer Weib — abgekartet sei. Er hatte sich seit kurzem gefragt: „Aber wenn der Kaufmannssohn in der kurzen Sommerrast die Eroberung Klephens nicht mehr fertig bringt, was dann?" Da hatte er nun die Antwort darauf! Wahrlich, dieser Bruder Sorgenlos arbeitete gründlicher, als man ihm ansah. Er lockt das Mädchen nach Genf, einer bequemen Winterstation, wohin er ihr ohne Zweifel bald nachfolgte!

Ziemlich unbemerkt, wie er gekommen, setzte er sich einsilbig auf die Bank hin und hörte dem Reden und Schwatzen in scheinbarer Müdigkeit zu. Aber in seinem Innern stellte er bereits die Truppen auf, welche dieses Parlament sprengen sollten!

Ein einzigesmal warf man auch ihm die Frage

zu, was er davon denke? Mit einem seltsamen Lächeln antwortete er: „Fabian, was soll ich thun? Ich bin in einer grausamen Lage!“ Klephe stutzte. Sie allein wußte, was dieses Wort zu bedeuten hatte. Aber sie sah aus, als ob sie das Wort übel nähme. Ihre Phantasie war mit ihr durchgegangen. Wie kommt der Fremde dazu, ihre Phantasien zu stören? Sie war ganz Reiselust, ganz Genfer Schwärmerei. Fabian nickte vor sich hin und dachte: „Schon gut!“

Am andern Morgen traute Fabian seinen Augen nicht. Als er im Freien um sich blickte, fand er am Steingletscher das Wetterzeichen, welches ihn der Hausirer gelehrt hatte. Der blaue oder blau sein sollende Eisspiegel war dunstig und rostfarben.

Arbeitete ihm der Himmel selbst in die Hände? Das alles trifft ja herrlich zusammen! Einen Augenblick schlug ihm das Herz — denn jetzt galt's! Jetzt mußte sich's zeigen, ob er bloß brüten oder auch handeln kann! Er stand eine Minute — aufgeregt — tiefsinnig. Dann ging er hinweg als ein entschlossener Mann.

Mit vollendeter Verstellung kündete Fabian im Laufe des Tages an, als er gestern dem Hausirer das Geleit gegeben, hätte er sich mit einem Kirchpfleger aus dem Meienthal begegnet, welcher ihm von einer defekten Orgel gesprochen. Die wolle er übernehmen. Er wolle morgen ins Urnerland hinüber.

Die Familie ſah ſich an — und Fabian meinte, der Eindruck hätte ſtärker ſein können.

„Aber iſt denn das Stühl ſchon fertig?“ fragte Ruodi.

Die Mutter verwies es ihm.

„Sei nicht ſo ſchutzig, Du Aeffli. Fabeli kommt wieder.“

„Scheint's doch, Ihr braucht ihn nicht mehr,“ ſagte Fabian möglichſt ruhig. „Wenn Klephe nach Genf geht.“

„Ich bin noch nicht dort!“ antwortete das Mädchen.

„Und ſollſt es auch nie!“ ſagte Fabian bei ſich.

Und alsbald fing er an, ſeine Sachen zu ordnen, ſeinen Torniſter zu packen und die Reiſe vorzubereiten, morgen vormittag ſollte es hinweggehen. Die Hausleute bezeugten ihr Leidweſen, im ganzen aber wurde mehr von Genf geſprochen. Fabian glaubte ſogar zu fühlen, er zöge ihnen eben im rechten Augenblicke ab.

Nun! Sein Troſt war der Steingletſcher. So oft er zu dieſem hinausſchaute, freute er ſich, wie getreu das Wetterzeichen ſtand hielt: die rötliche Farbe, der Dunſt.

Beim Abendeſſen machte ſich Fabian an den ſchwerſten Teil ſeiner Aufgabe. Er machte ſich an Pierre d'Orme. Er meinte, es wäre doch hübſch, wenn ihm Monſieur Pierre das Geleite gäbe; wer ſonſt ſollte die Hausehre retten? Alle Köpfe wären

von Genf voll! Und wie wohl ihm das Bergſteigen anſchlage, hätten ihm ja ſeine Beſuche auf der Grasalpe bewieſen. Er ſei wirklich geſünder und ſtärker geworden. Hierauf beſchrieb er ihm eine Ausſicht auf dem Suſten, die er geſtern gefunden und die allein wert ſei, daß man die halbe Welt darnach reiſe.

Mit Bangigkeit wartete er auf den Erfolg ſeiner Worte. Aber es bedurfte nicht halb der Anſtrengungen, die er ſich eingebildet hatte. Pierre d'Orme ſagte ohne weiteres zu. Fabian wunderte ſich über dieſes Opfer des verwöhnten Herrn, dachte aber ſogleich: „Ah, der will mich los ſein! Gerne geht er mit mir, wenn ich nur ſelbſt gehe.“

So war alles im Zuge.

Am andern Morgen, nach einem etwas vordatirten Mittagsmahl, trat Fabian mit ſeinem Geleitsmann aus der Hütte am Bühl.

„Nicht wahr, Ihr kommt bald wieder?“ ſagte Klephe zu Fabian.

„Wenn es Gott will!“ antwortete dieſer und warf einen Blick nach der Steinalpe.

Ruodi fragte:

„Was bringt Ihr mir mit?“

„Was willſt Du?“

„Eine Schwegelpfeife.“

„Solche Wünſche ſind leicht zu befriedigen,“ lächelte Fabian. Er ſtrich dem Knaben über den Kopf, drückte

allen die Hand und empfing von Klephen einen niedlichen Gegendruck. Er sah sie dankbar an, sie ihn fast zärtlich. „Weiß ich's doch — wenn nur der erst fort ist! Aber, Gott sei Dank, so weit sind wir jetzt!"

Und die zwei schritten aus.

Die ersten Wegstunden legte Fabian in beständiger Unruhe zurück. Ein Wetter zählt so entscheidend in seiner Rechnung, und der Himmel ist nie schöner gewesen; wie, wenn es ausbliebe? Oder wenn es allzu rasch losbräche und seinen Gefährten früher, als er es brauchen kann, zurückjagte? Oder wenn dieser plötzlich von selbst die Lust verlöre? Unstät, wie er es ist, kann er's in jedem Augenblick.

Aber der Spaziergang war zu schön. Sie wanderten auf einem Boden, welcher Stunden wie Minuten hinwegzaubert, auf einem Boden, wo jeder Schritt reut, welchen man nicht vorwärts thut, auf einem Boden, ganz gemacht, sich selbst zu vergessen.

Sie hatten auf der zackig gewundenen Fahrstraße, welche die Höhe des Sustenpasses erklimmt, fast spielend die Nähe der Schneegrenze erreicht. Lag doch ihr Ausgangspunkt schon weit über der Wallnuß- und Kirschbaumregion! Aber blickten sie jetzt zurück, woher sie ausgegangen, auf die schluchtigen Winkel des Gadmerthals, so kauerten all die Weiler darin, Meyringen, Gadmen, Mühlestelden, sogar der höchste der-

ſelben, Am Bühl, klein wie Pappſchachteln und tief, tief unter ihnen. Dagegen die Großheit der Alpenwelt wuchs ihnen Schritt für Schritt aus den Wolken herab. Sie ſtanden jetzt dort, wo man in Brienz geſagt hätte: „Hier iſt die Welt mit Eis verrammelt.“ Aber indem ſie mitten hineinwanderten, legten ſich die Eisriegel links und rechts auseinander und die Welt that ſich auf. Wie rieſenhaft breitete in zahlloſen Terraſſen, Hängen, Ausſprüngen und Abſtufungen die ungeheure Berggalerie ſich aus, welche der Titlis heißt! Wie machtgebietend ſtand das Suſtenhorn da! Von den Schneebändern, welche an ſeinen Voralpen herabhingen, verfolgte das Auge ſchon die zarteſten Umrißlinien. Endlich ihre eigene Straße, durch den Stein gebrochen, vom Wald überhangen, über Bachſtürze gewölbt, welche ſchäumend und brauſend zur Gadmer Aare ſich durchſägten — wie ſpannend, ja wie aufregend beſchäftigte ſie alle Sinne!

Kurz, Pierre dachte an kein Umkehren.

Und ſtand doch auf alle Fälle das gut berufene Wirtshaus auf der Steinalp zu Dienſten! Darin ließ ſich übernachten, wenn ſich der Rückweg ins Gadmerthal verſpätete. Fabian tröſtete ihn damit und er ſich ſelbſt. Alſo immer vorwärts im Abenteuer.

Aber jenes Wirtshaus zu vermeiden, ſchärfte Fabian all ſeine Aufmerkſamkeit. Wohl hat er ſich geſtern die Ortslage eingeprägt.

Er hat ſich gemerkt und fußt darauf, daß die Suſtenſtraße aufhört, ehe das Wirtshaus in Sicht kommt. Denn wie der vordringende Steingletſcher die alte Straße begraben hat, ſo überließ es die neue den Suſtenfahrern ſelbſt, ihre Fahrgeleiſe der jährlich wechſelnden Gletſchergrenze anzubequemen. Die Straße zergabelte daher, und zwar noch unterhalb des Wirtshauſes, in eine Menge auseinanderfahrender Wagenſpuren, welche mehr oder minder friſch und verwittert waren.

Dasjenige von dieſen Geleiſen, welches am weiteſten rechts ablag, ſchlug Fabian ein. Faſt dicht darunter entſprang der Steinbach aus dem ſchmelzenden Abfluß des Steingletſchers, das heißt der Bach, deſſen abgrundtiefes Wildbett die Straße bisher verfolgt hatte. Daran erkannte Fabian die Stelle.

Das Wagengeleiſe verſchwand bald an dem Saum eines Schneefeldes.

„Jenſeits desſelben liegt das Bergſtöcklein," ſagte Fabian, „der Punkt mit der ſchönen Ausſicht."

„Alſo durch!" rief Pierre.

Aber der Schnee war ſtark erweicht, das Vordringen langſam, ſchwierig, zuletzt unmöglich. Fabian ſagte:

„Geſtern hatten wir noch ziemlich feſte Bahn. Was eine einzige Mittagsſonne thut!"

Nach langem und ermüdendem Waten kehrten die

Wanderer um. Der Vorſchlag war jetzt, das Schneefeld zu umgehen.

Sie verſuchten es. Sie folgten den Windungen der Schneezunge über Stock und Stein. Damit war der Weg aufgegeben, der Irrweg angetreten.

Denn von den drei Schneeſtrömen, welche der Steingletſcher, das Fundament des Suſtenhorns, ausſchickt, war der, dem ſie nachgingen, juſt der weſtliche Strom, das heißt derjenige, welcher in verwickelten Bogenwindungen bis ins Gebiet der Tierberge hinübereicht, wo er mit anderen, von den Tierbergen herabgreifenden Gletſcherarmen ſich verbindet.

Es brauchte daher nur wenige Viertelſtunden und die Richtung der Wanderer war eine vollkommen verkehrte.

Pierre ahnte nichts davon. Das Rauſchen und Brauſen, das er vernahm, hielt er für das wohlbekannte Getöſe des Steinbachs, der ſo lang ihre Fahrſtraße begleitet. Es klang jetzt freilich ein wenig entfernt, aber es verriet doch die Richtung der Straße. Der Rückzug war ſicher, meinte er.

Anders dachte Fabian. Er konnte das Geräuſch nicht für ein Bachrauſchen halten, weder dem Ton noch der Richtung nach. Bang ſchlug ihm das Herz, indem er dachte, ob es der erſte Herold eines ausbrechenden Wetters ſei. Zwar es klang noch gedämpft und die Luft war ruhig. Dafür befanden ſie ſich aber auch dicht unter dem Schutze des Suſtenhorns.

Wenn das Wetter von der Walliſer, das heißt von der Südſeite heraufzog, ſo konnten ſie hier im Norden noch kurz und täuſchend im Sommer wandeln. Das war klar. Er verſchwieg ſeinen Gedanken, aber — der Gedanke war richtig!

Das Geräuſch nahm zu, je mehr ſie dem Durchſchlupf zwiſchen dem Suſtenhorn und den Tierbergen ſich näherten. Es brüllte und ſchnob, es heulte und pfiff immer deutlicher. Zuletzt, bei einer Wendung um eine Reihe von Felſenriffen, welche bisher ihre Flanken gedeckt, traten ſie auf eine Halde hinaus und im Nu wirbelten ihre Hüte in der Luft. Gleichzeitig ſtrömte ihnen ein Etwas entgegen, das dem Rheinfall bei Schaffhauſen glich, nur hundertfach höher und breiter. Es war ein Schneewaſſerfall. Durch die Luke des Suſtenhorns und der Tierberge ſtäubte ein Schneeozean aus dem Wallis herüber und fiel auf die Seite, welche bisher ſchönes Wetter gehabt, in der wärmeren, das heißt dünneren Luft mit einer Geſchwindigkeit nieder, die das Auge ſchwindeln machte. Die Wanderer ſahen ſich an. Sie wußten nicht, ſchneite es oder war es ein Sturm, der den Gletſcherſchnee aufwirbelte, aber im Nu war Himmel und Erde nichts als eine einzige luftverfinſternde, raſende und heulende Schneehölle.

„Schöne Geſchichte!“ ſagte Pierre. „Iſt das die Ausſicht, zu der Sie mich heraufgeſchleppt haben?“

„Mich heraufgeſchleppt haben!“ entgegnete Fabian; „mich dünkt, ich ſchleppte mich ſelbſt auch mit.“

„Das hilft mir verzweifelt wenig.“

„Helfen Vorwürfe was?“

„Sie geniren wohl dieſe Vorwürfe?“

„Zum Henker, Monſieur, was ſind das für Redensarten? Im Stübchen am Bühl wär' es allerdings hübſcher oder in einem warmen Winterquartier — zu Genf. Inzwiſchen ſtehen wir hier und nun heißt's Mann ſein! Friß, Vogel, oder ſtirb! Ich weiß recht gut, welche Gefahr wir laufen. Wir haben uns verirrt, die Nacht bricht an, es wird kalt und ein Hochgebirgswetter iſt über uns. Es kräht uns kein Hahn nach, wenn wir erfrieren oder uns zu Tode ſtürzen. Aber welcher Hahn kräht darnach, wenn ſich ein paar Burſche auf die Menſur ſtellen oder in einer einſamen Au Kugeln miteinander wechſeln?“

„Unſinn, du ſiegſt! Wie gehört das hieher?“

„Das will ich Ihnen ſagen. Sie ſtehen in einer Gefahr, in die Sie mir freiwillig gefolgt ſind und die ich ehrlich mit Ihnen teile. Genau ſo iſt's bei einem Duell. Aber zanken ſich Duellanten und machen ſich Vorwürfe über ihren Gang?“

Pierre ſchwieg und dachte bei ſich, wie doch beim Volke Begriffe und Bilder ſich unlogiſch aſſociren. Von der Logik Fabians ahnte er freilich nichts.

Das Paar flüchtete unter die Felſenriſſe zurück

und duckte ſich, ſo gut es gehen wollte, in die Spalten derſelben. Keines ſprach ein Wort. Sie hätten ſich auch ſchwerlich vernommen. Der Sturm donnerte wie aus tauſend Schlünden, in der Tiefe brauſten die Wälder wie eine Meeresbrandung, in der Höhe aber pfiff der ſurrende, ſchleifende, ziſchende und klingende Schnee, der an den Alpenwänden dreier Kantone herumgefegt wurde, wie eine Geiſterſchlacht von Sägen und Schermeſſern.

Es war ein fürchterliches Ereignis. Fabian fühlte jetzt, was es heißt — ſeiner Wünſche teilhaftig werden. Er ſchauderte bis ins Mark hinein. Was iſt ein Menſch in der Uebermacht der Elemente!

Das Wetter hielt an. Die Finſternis, womit es den Himmel bedeckte, ging in die Dunkelheit des Abends über. Die Luft kühlte ſich raſch ab, ein durchdringender Froſt ſchüttelte die Glieder der Wanderer.

Pierre griff zur Feldflaſche. Nachdem er getrunken, reichte er ſie mit mürriſchem Schweigen auch dem andern. Fabian ſagte:

„Hüten Sie ſich! Der Liqueur könnte Sie einſchläfern vor der Zeit. Die Nacht iſt lang.“

„Was, von der Nacht ſprechen Sie?“ rief Pierre. „Denken Sie, ich werde die Nacht hier zubringen?“

„Was ſonſt?“

„Das Wirtshaus auf der Steinalp will ich mir aufſuchen. Es kann unmöglich weit von hier liegen.“

„Sind Sie von Sinnen?!“ rief Fabian. „Die Nacht bricht an, die Wege ſind verſchneit, das ganze Geſicht der Alpe iſt verändert. Da wollen Sie ein Steinhäuflein finden?“

„Ich bin ſo frei. Man wird doch Comment verſtehen im Wirtshaus? Wir ſind gewiß nicht die erſten, die dieſes Pech haben. Ich hoffe, es ſind Leute ausgeſchickt, denen wir nur zu begegnen brauchen, wenn wir den Fuß rühren.“

„Sie ſind ein ſonderbarer Menſch! Sagen Sie das im Ernſt?“

„Sacrebleu, wer Teufel wird hier ſcherzen? Was mach' ich mit einem Alpenwirtshaus, wenn es bei ſolchem Wetter nicht Glocken läutet, Raketen ſteigen läßt, mit Hunden und Fackeln auszieht —“

„Welche Einbildungen! Wir ſind hier nicht auf dem Gotthard.“

„Ei was! Kommen Sie mit? Hier will ich nicht erfrieren.“

„Bleiben Sie!“ rief Fabian mit ſtarker Stimme. „Wenn Sie nicht erfrieren wollen, ſo gehen Sie auf und ab, ſingen Sie, erzählen Sie was. Wehren wir uns gegen den Schlaf, ſo lang wir können, und müſſen wir ſchlafen, ſo thun wir's abwechſelnd, daß einer wacht, während der andere ſchläft. Das allein iſt Comment hier.“

„Das wäre ein Standpunkt! Hier übernachten!

Nein, lieber ins weichſte Federbett und müßt' ich es ſelbſt mit ſeiner Eigentümerin teilen! Wenn Sie nicht mit wollen, ſo bleiben Sie da, ich gehe für meine Perſon."

„Herr!" ſchrie Fabian mit aller Macht. „Nicht hundert Schritte kommen Sie in dieſem Wetter. Sie ſtürzen ſich in Schründen und Spalten zu Tode, denn alle ſind überſchneit."

„Geben Sie mir eine Abſchrift davon," ſpottete Pierre und wandte ſich zum Gehen. Fabian hielt ihn nicht länger.

„Fahr hin, Schlaraff!" dachte er mit einer Art Raſſenverachtung. „Bett — Kneipe — Kommodität — dies Volk will ſeinen Untergang!"

Pierre d'Orme aber rannte hinweg und Fabian hörte ihn ſingen:

„Lott' iſt tot, Lott' iſt tot,
Jule liegt im Sterben!"

Wollte er Lärmſignale machen mit ſeinem Geſang oder die Warnungen Fabians verhöhnen? Genug, er ſang und ſingend verſchwand er in der Ferne.

Fabian blieb zurück. Er that, wie er dem andern geraten. Er wehrte ſich den Schnee vom Leibe, erhielt ſeine Glieder in Thätigkeit, ſein Blut in Bewegung. Am mindeſten hatte er die Langeweile zu fürchten, dieſes einſchläfernde Gift der Seele. Wie arbeiteten ſeine Gedanken! Er dachte an Vergangen-

heit und Zukunft, er dachte an alles, was er je gelebt, geliebt, gethan und gelitten. Er dachte an den Ausgang der heutigen Nacht und an die Folgen davon. Werden sie glücklich sein? Glück! Er dachte über den Begriff Glück.

Wenn er in die Finsternis hinausstarrte, wenn die Stöße des Sturms und das Gekrach in den Waldthälern ihn erschütterten, dann dachte er — an die linden Lüfte in Kairo! Dann sah er Teppiche, Pfauenwedel, Springbrunnen, Vogelbauer, schwarze Sklaven und Sklavinnen, Gärten, Reisfelder, Baumwollpflanzungen, Pyramiden im Morgenlichte, den schlammigen Nil, das blaue Meer, Korallen und Muscheln. Und wenn er recht lebhaft das alles sah und dachte, dann erschrak er darüber und fürchtete, er habe geschlafen, ein Traum seine Einbildungskraft gesteigert!

Denn schon verwirrte sich ihm das Bewußtsein von Schlaf und Wachen. Immer dunkler wurde ihm zu Sinnen. Sogar sein körperliches Gefühl veränderte sich; er wußte nicht mehr, war es Frost oder Hitze, was in Gesicht und Augen ihn so schmerzlich brannte. Hände und Füße fühlte er gar nicht mehr.

Zuletzt hörte er ein Läuten wie von Glocken. Woher kam das? Hatte Pierre doch recht? Waren Wirtsleute ausgegangen, welche mit Glocken Zeichen gaben? Aber warum kamen sie nicht näher? Das Läuten klang so schön! Aber so fern — ach, so fern!

Der Arme! Er ahnte nicht, wie nah' es ihm war. Es war in ſeinem eigenen Ohre. Es war das Läuten, welches — Erfrierende zu hören glauben.

Aber Fabian erfror nicht. Noch einmal ſchlug er die Augen auf. Als er das that, war alles verſchwunden. Kein Schnee, keine Alpen, keine Nacht, kein Froſt, kein Sturm. Was ihn umgab, das war ein Zimmer, und wo er lag, das war ein Bett. Menſchen ſchauten ihn an und er ſie. Ein Geſicht erkannte er — es war Klephens Vater.

Wo bin ich? wollte er fragen, aber eine ſchmerzliche Geſchwulſt des Geſichts benahm ihm den Gebrauch der Sprachmuskel. Auch über ſeine entzündeten Augen legte man wieder den Umſchlag von Alpenwaſſer, der nur gewechſelt worden war.

„Den hätten wir durch!" hörte er einen der Umſtehenden ſagen.

Fabian machte eine fragende Geberde.

Klephens Vater erriet ſie und antwortete:

„Was Gott will! Einer iſt beſſer als gar keiner. Der andere hat ins Gras gebiſſen. Das iſt eine haarige Thatſache!"

Fabian mußte lachen, obſchon ihm das Blut aus den ſchrundigen Wangen ſprang.

Klephens Vater erzählte hierauf, wie ſie am Bühl eine ſchülige Angſt gehabt, als das Wetter ausgebrochen. Sie hätten ſich allſogleich aufgemacht und nachgeſehen,

ob die Wanderer das Steinalpwirtshaus erreicht, und es hätte ihnen wahrhaft gegruſelt, wie ſie dageweſen. Sie hätten darauf kurz und klein den Suſtenpaß abgeſucht und zuerſt den Pierre gefunden, welcher in eine Eisſpalte geſtürzt und ſchon hart geweſen ſei wie ein Ammonshorn. Er ſei der zweite geweſen, alle ſeine Glieder waren noch biegſam und ſeine Augenlider beweglich. Er atme ſchon ſeit einer Stunde, der andere aber hab's auf ewig verlernt.

Fabian griff an ſeine Bruſt: es war ein ſilbernes Kreuzlein, das er dort ſuchte, und mit Heftigkeit küßte er es.

Tags darauf wurde er in einer Tragbahre vom Steinalpwirtshaus in die Hütte am Bühl geſchafft. Dort lag er noch vierzehn Tage krank. Klephe pflegte ihn mit der Hingebung — einer Braut.

Denn die erſten Worte, welche Fabian zu ſtammeln vermochte, waren ſeine Erklärung. Klephe bat ihn um Verzeihung, daß ſie je daran gedacht habe, nach Genf zu gehen. Das war ihre Antwort.

Im Laufe des folgenden Tages erſchien ein Fremder am Bühl. Er legitimirte ſich als ein Bruder Pierres und war gekommen, die Leiche des Verunglückten abzuholen. Es war ein ſtiller, ſinniger Jüngling mit einem Weſen voll edler Beſcheidenheit. Er machte den beſten, im Kontraſt zu Pierre faſt einen bewundernden Eindruck. Als Fabian aufgefordert wurde, über ſeine

Persönlichkeit sich zu äußern, sagte er: „Ich danke Gott, daß die armen Eltern noch solch einen Sohn haben.“ Der junge Mann war beauftragt, seinem verunglückten Bruder ein Kreuz zu setzen an der Stelle, wo man die Leiche desselben gefunden. Das Kreuz stand ein paar Jahre, konnte sich aber gegen die wandelbaren Gletschermassen nicht behaupten. Jetzt ist es spurlos verschwunden.

Fabian blieb nach der Hochzeit mit Klephe im Gadmerthal, denn der Schwarzwald war ihm verleidet. Nur zog er näher gegen Brienz hinab, wo er sich eine der wohnlichsten Alpenhütten „erstellte“. Aber bereits vergrößert er sie. Denn seine Familie wächst. Besonders wächst die Werkstätte, er arbeitet mit Gehilfen und Lehrlingen. Er hat in dem kunst- und handwerksarmen Lande vollauf zu schaffen. Kurz, Fabian ist ein „hablicher“ Mann. Von Jahr zu Jahr wächst sein Wohlstand und sein Ansehen in der Gemeinde. Er ist nacheinander zum Armenpfleger, zum Schulvorstand, zum Geschworenen in den Gerichtshof gewählt worden. Letzteres Amt verwaltet er eigentümlich. Seine Mitgeschworenen haben bemerkt, daß er nie ein „Schuldig“ ausspricht.

Der schützende Schutzgenosse.

1.

Es war in Triest, der „allergetreuesten Stadt", und zwar im schönsten Hause der schönsten Straße. Und doch fängt unsere Geschichte mit dem Thema an: Thränen in Palästen!

Zwar nicht sentimentale deutsche Thränen, wie naßkalter Tau, der nahezu Reif ist, sondern ein paar gepreßte, glühende Tropfen, und das übrige: Wille, Feuer, Entschlossenheit! Tropfen, wie Lava aus Vulkanboden.

Ein junger Mann lehnt nachlässig in der Fensternische, wo er gedankenlos und verlegen mit der Gardinenquaste spielt. Ein hübscher Blondkopf! Freilich geht das Blonde ein bißchen zu weit; es geht — bis zum „blonden Charakter". Weiche, gutmütige Züge, ein Kind des Glücks, ein Mutterſöhnchen, ein Vergnügling. Leben und leben lassen ist seine Devise; natürlich mit dem Nebenbegriff: gut leben, angenehm leben. Leben mit Pflichten, Problemen, Konflikten, leben zur sittlichen Uebung des Charakters, das soll

ihm niemand zumuten, dem hübſchen Blondkopf. Man ſieht, wir ſprechen von dem, was die galante Ethnographie den „gemütlichen Oeſterreicher“ nennt. Gabriel iſt der reinſte Typus davon.

Den italieniſchen Typus, und zwar die liebenswürdigſte Spielart desſelben, den venetianiſchen, repräſentirt Candida, ſein junges Frauchen. Sie iſt in Affekt, die kleine Frau — und ſage man doch nichts von der „ruhenden Schönheit“! Wie eine Damaszenerklinge bewegt ſich ihr Gang. Wie eine Spieluhr arbeitet ihr Mündchen: melodiſch und taktvoll noch im heftigſten Preſtiſſimo! Alles iſt klare Linie an dem feinen Geſchöpfchen — Charakter, Leben, Potenz! Nur ihr Auge ſchwimmt in jenem Etwas von weiblicher Diffuſion, zu dem die Männlichkeit ſein ſoll — was das Steuerruder im fließenden Waſſer! Jetzt aber lebt und blitzt dieſes Auge, iſt voll von Nadeln und Spitzen, voll von der heißen dramatiſchen Willensthätigkeit des Südens, welche das direkte Gegenteil iſt von jener willensſchwachen Paſſivität, worin die glückliche öſterreichiſche Selbſttäuſchung eben ihre „Gemütlichkeit“ findet.

„So kann's nicht fortgehen,“ rief die junge Frau, und ihre Händchen zuckten, als ob ſie eine Schnur entzweiriſſen. „Darauf war ich nicht vorbereitet, und Du ſelbſt warſt es nicht. ‚Sie wird ſich am Anfang ein wenig ſtolz und zurückhaltend benehmen,‘

ſagteſt Du, und meinteſt es auch vielleicht. Das waren Deine Worte, erinnere Dich ihrer! Großer Gott, ſtolz und zurückhaltend! Hielte ſie ſich nur zurück; niemals verlangt' ich es beſſer. Aber iſt das Stolz, wenn ſie ihre Schwiegertochter auf Schritt und Tritt vor ihren eigenen Dienſtleuten erniedrigt? Iſt das Zurückhaltung, wenn ſie mich unabläſſig verfolgt, wenn ſie des Tags tauſend Gelegenheiten ſucht, ihren Haß, ihre Feindſeligkeit an mir auszulaſſen? Deinen Hund ließeſt Du nicht ſo behandeln! Wär' ich ein Tier, ſo müßte ſich ein Tierſchutzverein meiner annehmen. Aber ich bin — Dein glückliches Weib, und ſo bin ich ſchutzlos! Seid doch barmherzig! Legt mich mit einer Kette um den Hals vor euer Magazin und laßt den Tiras Schwiegertochter ſein. Wie oft beneide ich das gute Tier um ſein ruhiges Hundeleben! Wie oft wünſchte ich, das Weib Deines Herzens könnte ſo ein Hund ſein!"

„Sapperment, Canchen, Du drückſt Dich ſtark aus!" meinte der gemütliche Gabriel.

„Drück' ich mich aus? Warum drücke ich mich überhaupt aus? Warum muß ich reden, ſprechen, und iſt doch alles, was ich ſage, unſäglich, unausſprechlich? Ich drücke mich ſtark aus! Nein, nein, fürchte das nicht! Zanken iſt nicht meine Sache, ſo weit kennſt Du mich! Hielt ich Dir je Gardinenreden? Beunruhige ich Deine Ruhe? Gott ſoll

mich bewahren! Meine Lage ist viel zu unhaltbar, als daß mir das Reden was helfen könnte. Es muß zu einem Resultate zwischen uns kommen. So kann es nicht fortgehen."

Der Mann blickte seine Frau an, aber ohne zu begreifen, daß eine große Krisis zu ihm sprach. Fast frivol antwortete er:

„Das klingt ja kategorisch! Was soll ich thun?"

„Fortjagen sollst Du mich. Ja, ja, ich scherze nicht. Du mußt Dich scheiden lassen von mir. Deine Mutter will mich nicht, und sie ist der einzige Herr im Hause. Also fort mit der venetianischen Blumenmacherin! Man erlaubt sie Dir nicht."

Gabriel sagte empfindlich:

„Also so leicht könntest Du mich verlassen?"

„Aber nein! Du bist es ja, der mich verläßt. Nimmst Du Dich meiner an? Kümmert es Dich, ob ich es auch nur erträglich habe? Du bist eigentlich d'accord mit Madame. Gestehe es nur, ich habe fortwährend den Eindruck, Du selbst willst mich los sein und wartest nur darauf, daß ich auf und davon laufe."

„Was fällt Dir ein!" rief Gabriel und streckte seinem Weibchen sehr gütig die Hand entgegen.

Aber Candida warf ihre beiden Arme hinter sich und sagte fest:

„Nun, dann handle! Entweder, oder. Entweder

ich muß fort, oder — ich muß auch fort, aber Du gehſt mit mir und etablirſt Dich irgendwo oder nimmſt eine Buchhalterſtelle . . .“

„Ihr Weiber ſeid rein des Teufels! Prokter Sohn ſoll als Buchhalter konditioniren. Biſt Du bei Sinnen?“

„Bei Sinnen?“ rief Candida glühend; „bei Sinnen, ſagſt Du jetzt? Alſo ich hätte Dir nicht glauben ſollen? Alſo es war Dir nicht Ernſt, als Du mir ſelbſt ſchwurſt: ‚Und wenn mich die Meinigen toll machen, ſo gehe ich als Buchhalter in die Welt und heirate Dich tauſend Müttern zum Trotz?!‘ Nun ſage mir aber, was iſt denn ſeitdem anders geworden? Warum hältſt Du Deine Aufgabe jetzt für gelöſt? Du haſt Dein venetianiſches Blumenmädchen, das iſt richtig; aber habe ich Dich? Einen Mann, eine Stütze, einen Schutz? Weh mir, Gabriel, weh mir, wenn ich Dir's unter die Augen ſagen muß: dann gabſt Du mir den Stand der Ehe, aber nicht die Ehre der Ehe, und Du ſelbſt entbehrſt dieſe Ehre; denn wie, wie haſt Du mir dann Deine Perſon gegeben? Bei Gott, wie man Geld gibt!“

Ein Feuerblick ſchoß aus ihrem Auge, indem ſie den Mann beobachtete — dem ſie von ſeiner Ehre geſprochen! Aber das Wort ſchlug nicht ein, der Blick zündete nicht. Der Gemütliche ſtand da — hilflos gemütlich!

„Wenn Dich die Deinigen toll machen! Aber daß ſie mich toll machen . . . ah, das ſteht nicht in unſerem Vertrag! Ein feiner Unterſchied! Ich habe ihn leider überſehen. Und nun iſt die Klappe zu, die Maus iſt gefangen. Meinſt Du das, Gabriel? Aber wenn wir Kinder ſie zu Hauſe fingen — Venedig wimmelt von ihnen — da entſprang uns gar manche, die wir ſchon in der Falle hatten! Nun — dümmer als eine Maus will ich auch nicht ſein!"

Sie ſchlug ein Schnippchen, ſtampfte mit den Füßchen dazu und ihre Nüſtern ſchnaubten. Sie war außer ſich.

Der Blondkopf ſpitzte die Ohren. Es war vom Beſitz die Rede; er verſtand eine Drohung, welche direkt das Haben bedrohte. Da ermannte er ſich, und die große Ausgabe, die er jetzt machte, war das nichtsſagende Wort:

„Meine Mutter iſt nicht ſo böſe; Du ſollteſt Geduld mit ihr haben. Deine Probezeit wird vorübergehen."

Die Venetianerin ſah ihren Oeſterreicher an — mit einem Ausdruck gänzlichen Gedankenſtillſtands. In ihrem Köpfchen ging eine Scene vor, wie wenn ein dichter Gedankenſchwarm ſich vor ein enges Einlaßpförtchen drängte, und, da ſie alle zugleich drängen, kein einziger vorwärts käme. So entſtand eine Pauſe, ähnlich der Ruhe vor einem Gewitterſturm, aber dieſem

völlig entgegengesetzt. Denn als Candida endlich das Wort fand, hatte ihr Ton eine große Gelassenheit. Sie sagte:

„Ob Deine Mutter gut oder böse ist, weiß ein tieferer Kenner der menschlichen Herzen. Schwiegermütter sind wie entthronte Königinnen; wenn sie nicht bösen Herzens sind, so sind sie doch böser Laune. Die unsrige war schon böse genug darüber, ein armes Blumenmädchen in die reiche Firma Prokter & Sohn aufzunehmen. Damals ging's über Dich her. Du hast Deinen Willen durchgesetzt; jetzt geht's über mich. Mein erstes Verbrechen war, daß ich eine Bettlerin war; mein zweites und größeres ist, daß ich — eine Loredano bin! Wie ich sie jetzt kenne, so hätte sie der Bettlerin zur Not noch verziehen, vorausgesetzt, daß sie nur Bettlerin ganz und gar, durch und durch, von Charakter und Denkungsart. Dieser Person hätte sie dann imponirt, hätte ihre Bewundererin und Unterthanin an ihr gefunden; zu einer solchen konnte sie sich allenfalls in Gnaden herablassen, und wenn ihre Gnaden auch ein wenig derb ausfielen, so verträgt das die Bettlerin eben. Aber mein Name traf sie wie ein Blitzstrahl auf Throneshöhen, und als sie im adeligen Namen gar noch Adelssinn selbst entdeckte, als sie mich unfähig sah, die Majestät des Geldbeutels nur zu begreifen, geschweige denn anzubeten, vor der Firma Prokter zu kriechen, die Frau, von der das

Geld ſtammt, zu bewundern, als mein ganzes Betragen verriet, daß ich nach Geld und Gut nicht geheiratet, daß ich mir den Luxus einer Liebe, eines Herzens, eines Mädchenideals erlaubt, lauter Dinge, die nicht Pfeffer und Indigo heißen und die wohl niemals ihr eigenes Frauenleben vergoldet, da war ſie mein Feind, wie nur ein Weib dem Weibe es ſein kann! Ich that ihr das Bitterſte an: ſtatt ihren Stolz zu weiden, erregte ich ihren Neid! Das Facit iſt Haß. Frage nun nicht, ob Deine Mutter ſo böſe iſt: der Haß iſt böſe!"

„Und der iſt doch nicht gegenſeitig?" war alles, was dem armen Gabriel einfiel.

Candida antwortete:

„Sie iſt Deine Mutter und Dir bin ich an der Hand der Liebe in dieſes Haus gefolgt. Wäre dieſes Haus eine wüſte Inſel im Meere oder eine verrammelte und belagerte Feſtung, ſo würde ich dulden und ſterben. Aber wir ſind frei, nichts bindet uns. Warum zu Grunde gehen? Ich will für Dich ſterben, wenn es ſein muß. Sag, daß Du mich zum Tode hieher geführt haſt, und ich ſterbe. Aber ich ſoll für Dich leben und Dir zur Freude leben. Alſo mache mir das möglich. Befreie mich von dieſen Banden! Du irrſt Dich, wenn Du es für Bande der Hoffnung hältſt. Geduld haben! Probezeit beſtehen! Auf welche Hoffnung hin? Auf die langſame und ſichere Macht

meiner Liebenswürdigkeit, nicht wahr? Guter Gott, die wirkt ja umgekehrt; die eben zieht mir ja Haß zu. Glaube das uns; keine Frau gibt ſich auf, die in ihrer Liebenswürdigkeit noch einen letzten Faden von Hoffnung ſieht. Mahne mich nicht zur Geduld! Ich weiß, daß ich ſie habe, ich weiß aber auch, daß die Geduld aller Engel an Deiner Mutter verſchwendet wäre. Ja, brauchteſt Du ſelbſt meine Geduld! Du ſollteſt ſehen, wie ein Weib dulden kann! Und wäreſt Du plötzlich ein anderer geworden, hätte der böſeſte aller hölliſchen Geiſter über Nacht Dich mir ausgetauſcht, müßte ich zuſehen, wie Du, von Männern und Weibern verführt, in alle Laſter der laſterhafteſten Geſellſchaft bis über die Ohren hineingehſt, ich würde ſitzen und mich zu Tode gedulden und auf die Macht meiner Liebenswürdigkeit und auf Deine Beſſerung hoffen. Aber . . ."

„Topp, Canchen, das gilt!" rief Gabriel harmlos und faſt vergnügt wie über einen glücklichen Einfall. „Wenn Du mit meinen Laſtern Geduld haben willſt, ſo bilde Dir ein, mein einziges Laſter iſt — daß ich Dir eine ſchlimme Schwiegermutter gegeben. Ertrage auch das."

„Ja, tauſendmal ja!" rief Candida leidenſchaftlich. „Aber hörſt Du mich denn nicht? Rede ich taube Nüſſe? Gib mir dieſe Schwiegermutter auf einer Inſel, von der kein Entkommen iſt, auf einem Turm,

darin wir alle gefangen ſind, und ich verliere kein Wort darüber. Zeige mir einen Zwang, ein Schickſal, das auch einen Mann zwingt, und ich verende ſtumm wie ein Kalb. Aber iſt das unſere Lage? Biſt Du nichts? Biſt Du hilflos? Biſt Du nichts als der Sohn Deiner Eltern? Wie anders klang's: ‚Wir gehen auf und davon und ich werde Buchhalter!' Das Wort war mein Mädchenglaube, meine Mädchenbegeiſterung ... Und jetzt! und jetzt! Ich ſchäme mich meines Köpfchens, das ſo einfältig ſich beſchwatzen ließ; ich ſchäme mich des Mannes, der beſchwatzt hat und Manneworte dazu mißbrauchte! Gabriel, ich ſchäme mich unſer! Gabriel, kehre um! Ich rede ja nicht mehr für mich. Nein, ſei nicht gut mit mir, ſei böſe, mißhandle mich, nur mißhandle mich eigenhändig! Wer mich ſchlägt, der zeigt mir auch den Zorn, womit er ſchlägt, und einen Zorn kann man verſöhnen. Aber mich von anderen mißhandeln laſſen und es ruhig mit anſehen oder von dem Anblick ſich feige hinwegſtehlen, erſt vom Mittags-, dann auch vom Abendtiſch ausbleiben und nur noch nachts nach Hauſe kommen und den Kopf in die Kiſſen ſtecken wie der Vogel Strauß in den Sand ... Gabriel, wir ertragen alles, nur nicht einen unmännlichen Mann!"

Man glaubt, und in der Regel mag es wohl wahr ſein, daß Frauen nicht fähig ſind, dem Gedankengange der Männer zu folgen: ſie hören in einer ganzen

Reihe von Gedanken gewöhnlich nur einen einzelnen und bleiben feſt bei ihm ſtehen. In unſerem gegenwärtigen Falle aber war es umgekehrt. Gabriel antwortete mit einer faſt unglaublichen Beſchränktheit:

„Ich will mit der Mutter ſprechen.“

Die Wirkung war eine augenblickliche. Candida wandte blitzſchnell ihr Köpfchen weg, denn ſie fühlte, wie ein Strom von Verachtung aus ihren leichtbeweglichen Zügen ſprühte. Nach einer Weile ſagte ſie in einem Tone von eiskalter Temperatur:

„Alſo mit Deiner Mutter willſt Du — ſprechen? Es iſt wahr, Frauen werden durch das Ohr gewonnen, aber nur in gewiſſen Fällen. Sonſt verſtehen ſie einzig die Sprache der Thatſachen. Es iſt unglaublich, wie wenig wir Frauen Reſpekt vor Worten haben — ſelbſt die des Galans nicht ausgenommen, denn auch die ſchätzen wir nur als Vorrede zum Heiraten, alſo zu einer That. Wenn Du eine That thäteſt, wenn Du mit mir in die Welt gingeſt und ein Jahr lang verſuchteſt, auf eigenen Füßen zu ſtehen, ſo iſt nichts gewiſſer — als daß es kein Jahr lang dauerte. Dein Haus würde Dich mit fliegenden Fahnen zurückholen, ja, Madame wäre vielleicht die erſte, die uns die Schlüſſel entgegenbrächte. Ich glaube ſelbſt, daß ſie nicht unverbeſſerlich böſe iſt; ihre ganze Krankheit iſt vielleicht nur — daß ſie in ihrem Leben noch keinen Mann geſehen hat. Aber in Worten ſieht

man den freilich nicht. Warum, das ist leicht gesagt. Gegen Männerthaten haben wir nichts mehr ins Feld zu stellen, aber gegen Worte haben wir selbst Worte. Sprich mit Madame, ja, sprich nur mit ihr! Aber sei gefaßt darauf: sie wird auch mit Dir sprechen! Ich will Dir sogar sagen, was sie sprechen wird. Sie zertritt mich ja noch nicht ganz, so lang noch der zarteste Faden hält, der die Frau mit dem Mann verbindet. Diesen Faden also nagt sie jetzt an. Höre, was gestern passirt ist. Ich war zu San Giusto in der Messe, aber ach, auch das Beten erleichtert mein schweres Herz nicht mehr. Da probirt' ich's mit Wohlthun. Ich erinnerte mich, daß in der Nähe der Packer wohnt, welcher sich mit einem Oelfaß in unseren Magazinen den Fuß zerquetscht hat. Ich machte ihm einen Krankenbesuch, beschenkte und tröstete ihn. Natürlich kam ich um so später nach Hause. Wo ich so lange gewesen? examinirt mich Madame, und zwar vor der Josefa, die längst ihr Spion und nicht mehr mein Kammermädchen ist. Schon wollte ich antworten: ‚Ich frage Sie auch nicht um Ihr Kommen und Gehen und eine Frau steht nur ihrem Manne Rede.' Aber ich bezwang mich — ich habe ja Geduld, viel mehr, als Du wissen kannst — und so sagte ich bloß: ‚Ich habe dem alten Sarembo den Fuß verbunden.' — ‚Sie sind ja ein Engel,' spottete sie, und die Josefa sekundirte sie augenblicklich: ‚Er

verdient es, der alte Sarembo, er iſt ein gar braver Mann, der auch ſeine Kinder was Tüchtiges lernen läßt. Jetzt wird ſein Auguſtin, der Wiener Juriſt, wohl ſchon auf Ferien zu Hauſe ſein. Ein prächtiger Schwarzkopf!' — ‚Ah!' ſagt Madame und dehnt den Ton mit ihrer mokanteſten Anzüglichkeit. Dazu ein Winken und Lächeln und eine verſteckte Tücke hin und her ſpielender Augenſprache, und Deine Frau in der Mitte und Stichblatt dieſer Weibergemeinheit! Pfui! Wer das duldet, der hat es ſchon halb verdient. Zieht mir aus, was ihr mir angezogen habt, aber laßt mir die Ehre, die ich ins Haus gebracht. Es war mir zum Aufſchreien, dieſe Meuchlerhände an mir zu ſpüren, die mit perfideſten Griffen das Heiligſte, was ich habe, zerzupfen möchten. Und vor ſolchen Gewiſſenloſigkeiten ſchreckt dieſe ehrbare Kaufmannsfrau nun auch nicht mehr zurück! Du wirſt es zu hören bekommen. Es iſt die neueſte Giftmiſcherei, die ſie ſich ausgedacht."

„Und die lächerlichſte," ſagte Gabriel. „Zu einem Jago gehört ein Othello, aber die Dummheit dieſes Mohrenkopfes iſt nicht die meinige. Sei ganz unbeſorgt, Canchen."

Er ſagte es mit einem Behagen von Zärtlichkeit, halb verliebt und halb jovial, aber ganz zufrieden mit ſeiner Frau und ſich ſelbſt. Es ſtand ihm gut zu Geſichte — ungefähr wie ſorgloſe Großmut, die etwas

Warmes und Vornehmes hat. Es war der schönere Schein der österreichischen Gemütlichkeit, es war ein Moment jenes Zaubers, der das Blumenmädchen erobert hatte. Ach, wie bald war sie enttäuscht worden! Sie sah bald genug hinter die Coulisse jenes Zaubers und sah nichts, als die schlaffe Bequemlichkeit eines Vergnüglings, der nicht eifersüchtig sein will — weil Eifersucht unbequem und genußstörend ist. So bedauerte sie fast seine gute Rede, denn ein Gespräch, das sie ins tiefste geführt, verflachte damit und sie verlor ihre Zwecke.

In diesem Augenblick lugte das Kammermädchen herein.

„Madame läßt den Herrn bitten."

„Ich will nicht unterbrochen sein, wenn ich mit meinem Mann rede!" herrschte Candida, denn sie verstand die Absicht dieser Störung recht wohl.

Auf einmal traf es sie wie ein Blitz.

„Was ist das?! Ich glaube gar, Du trägst meine Brosche?!"

„Madame hat sie mir geschenkt," triumphirte Josefa mit einem boshaften Lächeln. Und ohne sich weiter in Anspruch nehmen zu lassen, entfernte sie sich mit einem arroganten Theaterschritt.

Candida bebte vor Aufregung.

„Ich habe da weiter nichts mehr zu sagen," sagte sie mit erstickem Atem. „Dieser Affront ist schon

wieder neuer als meine neueſten Klagen. Man geht über meine Schatullen und Schränke, behandelt mich wie ein Weſen, das kein Eigentum hat, verſchenkt meine Sachen und läßt den Schmuck der Frau das Kammermädchen tragen, zum ſichtbarſten Zeichen, daß ich meine Sklaverei auch öffentlich dulden muß. Sie tritt mir unter die Augen damit — unter Deine Augen! Es gibt keinen Schritt mehr, der weiter geht. Es iſt alles zu Ende, bis auf das Siegel!"

„Alles zu Ende!" dehnte der Gemütliche mit gemütlichſtem Phlegma. „Du wirſt doch dieſen Achatſtein verſchmerzen können? Ich kaufe Dir eine Broſche von Diamanten dafür."

Candida erbleichte. Sie ſtierte ihn an wie ein Geſpenſt. Sie verbeugte ſich eiſig und ſagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Prokter. Ich will keine Broſche, ich will einen Mann, der ſein Weib nicht beſchimpfen läßt. In dieſem Vorfall handelt es ſich nicht um einen Schmuck, ſondern um einen Charakter! Wenn ich geſchmückt ſein will, ſo ſchmückten meine Blumen mich beſſer, und, bei Gott, ich kehre zu ihnen zurück!"

Sie wankte zur Thüre hinaus.

Der Gemütliche begriff endlich, daß hier die Gemütlichkeit aufgehört. Was er am beſten, was er faſt einzig verſtand, war — der Verluſt. Was ſeinen Genuß bedrohte, das traf ſein Ohr.

Mit ausgebreiteten Armen flog er seinem reizenden Weibchen nach und rief ihr den Schwur zu:

„Sie müssen die Brosche herausgeben! In dieser Minute hast Du sie noch!“

2.

Die junge Frau verschloß sich in ihr Gemach und wartete. Sie wartete auf die Einlösung des Wortes, das diesmal eines von denen war, an die man glauben muß. „In dieser Minute hast Du sie noch!“ Eine Minute ist nicht wörtlich zu nehmen, aber — die drei handelnden Personen sind alle auf ihrem Platze. Nichts hindert, daß rasch gehandelt wird.

So wartet sie denn und heftet ihr Auge auf den Minutenzeiger. Die Uhr auf dem Kaminsims ist wie ihr Schicksalsgott. Ihr Auge wurzelt darauf. Sie zählt die Sekunden. Das Auge schmerzte sie endlich. Sie löst das Auge mit dem Ohr ab. Sie horcht. Sie horcht atemlos in ihr Haus hinein. Keine Eidechse könnte feiner hören. Das Straßengeräusch unterbricht sie zuweilen, aber in den Sekunden, wo es nicht geschieht, hört sie im Zimmer der Schwiegermutter den Pagagei an seinem Kettchen rasseln, hört sie im Comptoir drunten die Dose des ältesten Buchhalters knarren, hört sie jeden Pulsschlag und Atemzug des Hauses.

Und sie hört, was sie zu hören lechzte. Der Papagei fing ein grelles Geschnarre an, was immer geschah, wenn er ein lebhaftes Sprechen überstimmen wollte. Also Gabriel sprach mit der herrschenden Frau und Mutter und das Gespräch war animirt. Nach einer Zeit war der Papagei still. Gabriel wird ihn zum Schweigen gebracht haben. Ein wichtiger Vorpostensieg, wenn man die Frau und ihren Papagei kennt! Candida lauscht atemlos schärfer. Sie wohnt ja unmittelbar am Zentralkrater des häuslichen Vulkans, nämlich am schwiegermütterlichen Appartement. In der That hörte sie Stimmen herüber. Zwar das weiche, gemütliche Organ ihres Gatten hörte sie nicht, dagegen vernahm sie „die Macht des Gesanges" in den scharfen Accenten der Frau Prokter. Die Schlacht war im Gange.

Sie hielt ihre Spannung nicht aus. Das Ohr schmerzte sie, wie sie das Auge geschmerzt. Da warf sie das Fenster auf und lehnte sich nach der Straße hinaus. Sie that, als ob sie am Straßenleben sich zerstreuen, als ob sie vergessen könnte, daß in diesem Augenblicke die Geschichte ihrer Ehe gemacht wird. Aber sie wollte es vergessen. Die Thüre sollte unversehens aufgehen und Gabriel als Sieger hereinstürmen. Sie wollte sich überraschen lassen.

Und sie wurde überrascht. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da sah sie ihren Mann zum

Hauſe hinausſchleichen und mit hängendem Kopfe ſich längs der Straße hinabdrücken. Sie traute ihren Augen nicht!

„Gabriel!“ rief ſie zum Fenſter hinab; aber er blickte nicht auf, und doch hatte er ſie gehört, denn er beſchleunigte ſeinen Schritt und rief einen Fiaker an, mit dem er fluchtähnlich hinwegjagte.

Die junge Frau blieb im Fenſter liegen — gelähmt, betäubt. Die Sonne brannte heiß auf ihr ſchwarzes Köpfchen und ihren weißen Nacken — ſie fühlte es nicht. Sie fühlte nur ihren Schmerz. Himmel und Erde vergingen ihr vor dem Gedanken: „Deine Sklaverei iſt ewig! Eine Hölle ohne Erlöſung iſt das Haus deines Mannes!“ Sie faßte es nicht. Sie träumte ihr Daſein in ſich hinein wie im Fieberwahnſinn. Und das Heliotrop neben ihr, mit dem Dufte der Vanille wetteifernd, erzählte ihr das Sakontalamärchen der Wendekreiſe, und der geſprenkelte Edelfalter, welcher ſchaukelnd an einer Dahlia hing, rief ihr zu: „Streif ab dieſes Leben, verwandle Dich und ſei glücklich!“ und die Grasmücke im vergoldeten Käfig klagte der brütenden Schwalbe unterm Balkon: „Wär' ich frei wie Du, kein Menſch ſollte mich je wieder fangen!“ Und ſogar aus dem Canal grande hob ein Braunfiſch ſeinen treuherzigen Kopf in die Höhe und rief: „Wohin bin ich geraten? Auf nach Venedig! San Marco grüßt Dich, Du armes Kind!“

San Marco! Glückliche Zeiten, wo ſie noch auf der Piazetta ihre Kunſtblumen gemacht und verkauft! Die Direktrice des Geſchäftes war ſtolz auf ſie, denn ſie fühlte wohl, daß einheimiſche und fremde Kunden, daß der öſterreichiſche General und der engliſche Lord der ſchönen Candida wegen in ihrem Laden ſich einfanden. Und wenn der Fremde dann fragte: „Wer iſt das ſeine Kind?“ ſo gab die Einheimiſche zugleich mit Seufzen und Stolz die Antwort: „Nicht wahr, der ausgeſtorbene Adel Venedigs ſtirbt doch nicht aus? Sie iſt eine Loredano!“

Wie grell und ſcharf dagegen wehte die Luft in Iſtrien! Wie falſch ward ihr Trieſt als die Schweſterſtadt Venedigs vorgeſpiegelt! Ach, es iſt eine Stiefſchweſter! Wie fern liegen ſich beide, wie fern! Iſt es denn wahr, daß man in Iſtrien den vergoldeten Engel auf dem Campanile ſieht? — Aber indem ihr dürſtendes Auge in die geliebte Ferne hinüberträumt, ſieht ſie nicht deutlich über dem Ponte Roſſo den goldenen Engel ſchweben? Den Engel mit ſeinen großen, ausgebreiteten Flügeln? Er iſt's, er iſt's! Sage doch niemand, die Lichtſtrahlung auf dem Waſſerſpiegel des Kanals oder auf dem Zinkdach des fernen Eckhauſes erzeuge die erhabene Fulguration!

Sie ſieht ihn oder vielmehr, ſie hat ihn geſehen, denn ſchon iſt er verſchwunden oder beſſer — verwandelt. Ein Menſchenauge kann dem Wunder nicht

folgen, und doch iſt's geſchehen. Wie eine Sternſchnuppe fiel der Engel zur Erde herab und an der Stelle, wo er den Boden berührte, wandelt jetzt Pater Tinio, ihr Beichtvater von der Kirche Maria della Salute, ihrer ſtolzen und vornehmen Lieblingskirche, mit dem traulichen Kloſtergärtchen daran, wo unter Granatbäumen und Immergrün der alte, geiſtvolle Mönch ſie die Geſchichte Venedigs, die Erinnerungen ihres großen Vaterlandes gelehrt hat. Ein Strom von Troſt und Vertrauen kommt über ſie. Sie ſieht den Schritten des alten Herrn zu, wie den Schritten zu ihrer Erlöſung.

Was ſchaut er nur an den Häuſern herum, als ob er was ſuchte? Er kennt recht gut ſeine Wege! Er weiß ja, wohin er geſandt iſt. Richtig, da fragt er einen Eckenſteher nach Prokter und Sohn. Zwar die Stimme klingt verändert, und was für ein Einfall, daß er ſich weltlich trägt! Aber ſeine Augen, ſeine Stirn, ſein väterlich graues Haar — Pater Tinio iſt's ja doch! Verſtelle Dich nur! Prüfe, wie Du willſt, meinen Glauben! „Dein Glaube hat Dir geholfen!“ Da bin ich, Väterchen, da bin ich! Hilf Deiner Tochter! — Und der Fremde ſchellt und kommt zum Hauſe herein.

3.

Aber um der Phantaſie unſerer Zeitgenoſſen, welche den ſchwülen Hauch der Romantik nicht mehr erträgt, ſogleich die beliebte Kühle des Realismus zuzufächeln, ſo ſei ihr unweigerlich zugeſtanden, daß der alte, geiſtvolle Mönch weder der Engel vom Campanile, noch überhaupt ein Mönch oder auch nur ein venetianiſcher Landsmann, ſondern Herr Mörner, ein alter, abgewirtſchafteter Kaufmann war. Seine Firma war in einer unberechenbaren Handelskriſis unverſchuldet, faſt ehrenvoll unterlegen; ſeitdem privatiſirte er, denn es wollte ihm in ſeinen alternden Tagen nicht mehr glücken, das Einlaßpförtchen in die protokollirte Kaufmannswelt zurückzufinden. Er ſtand unter freiem Himmel und genoß einer unwillkommenen Muße. In dieſem Zuſtande ergriff er alles, was in ſeinen Beruf einſchlug, und war es keine regelmäßige Anſtellung mehr — dieſe wurde von der nachrückenden Phalanx der jüngeren Generation ausgefüllt — ſo übernahm er auch Mandate auf Zeit, einzelne Agenten- und Makleraufträge. Ein Schatz von Weltkenntnis, korrekteſte Treue und ein Unternehmungsgeiſt, worin er nötigenfalls zehn Jünglinge überbot, qualifizirten den alten Herrn wahrhaft muſtergiltig für dieſen Eclaireurdienſt ſeines Berufes.

Das war der Apoſtel des armen verwirrten

Köpfchens im ersten Stock. Nicht die unsichtbaren Fäden eines romantischen Wunders führten ihn ins Haus, sondern die kalte, brandende Sturzwelle des „Geschäftes".

„Sie sind erwartet, Herr Mörner," sagte der Bediente, indem er die Karte des Ankömmlings in Empfang nahm. Er führte ihn durch einen Korridor, in welchem verschiedene Thüren mit der Aufschrift „Comptoir" — „Kasse" und so weiter die Adern, Lungen und Herzkammern eines Gold ein- und ausatmenden Organismus bezeichneten, und öffnete ihm zuletzt eine Thür ohne Aufschrift. Das war das Arbeitszimmer des Prinzipals.

Für eine merkantilische Spinne war es ein recht appetitliches Netz. In der Mitte ein solid und elegant gearbeitetes Stehpult, in einem schwungvollen Halbzirkel herum eine Garnitur von prächtigen Mahagonifauteuils, in welchen den Maklern, Agenten, Sensalen und sonstigen Fliegen der Spinne Audienz erteilt wurde; an den Wänden Repositorien, aber dazwischen auch Gemälde und Statuetten auf Konsolen.

Herr Prokter senior war ein kleiner Mann mit schlaffen, aber begehrlichen Zügen und kleinen grauen Augen, welche er wie ein Träumender oder Müder halb geschlossen trug — aber wehe dem Comptoirneuling, welcher wähnte, er sähe nichts! Wie die Katze auf ein naives Mäuschen fuhr er auf den Verbrecher

los, zeigte ihm den gut versteckten Paul de Kock unterm Kopirbuch und konnte ihn vorm ganzen Comptoir so ausgesucht schlecht machen, daß der Arme vielleicht auf Monate und Jahre einen lächerlichen Unnamen davontrug.

Als Mörner eintrat, sah Prokter sogleich seine Pendeluhr auf dem Schreibpulte an und murmelte wohlgefällig: „Pünktlich!“ Hierauf wendete er sich um und öffnete eine kleine Tapetenthür, welche aus dem Heiligtum in sein Allerheiligstes führte, ein kleines, alkovenartiges Kabinet mit stark gedämpftem Lichte. Er präsentirte dem Fremden ein Fauteuil und setzte sich selbst in ein zweites, indem er langsam und andächtig seine Frackschöße zurückschlug, mit der Miene einer feierlichen Behaglichkeit.

„Sie wollen also die Mission nach Odessa übernehmen?“ fing er an.

„Ich bin dazu bereit,“ sagte der Fremde.

„Schön, schön. Um was es sich handelt, wissen Sie wohl im allgemeinen?“

„Wenn ich Ihren Herrn Sohn recht verstanden habe, um ein Interesse, das sich durchaus nicht anders als durch persönliche Intervention vertreten läßt.“

„Das will ich eben nicht sagen,“ meinte der vorsichtige Kaufmann und betrachtete gleichgiltig seine Nägel. Aber ich bin des Briefschreibens müde. Allerdings wäre es mir eine Satisfaktion, wenn ich die

zwei Spitzbuben unter eine tüchtige Kneipzange bringen könnte."

„Ich bitte um Ihre Erklärungen."

„Die Sache ist diese," begann Herr Protter, „ich bin mit dem Hause Sanga, Schulef und Comp. schon seit Jahren in einer teilweise genauen Verbindung. Das Geschäft beruhte auf der ganz gewöhnlichen Grundlage von Vorschüssen, welche mein Haus dem ihrigen auf Verschiffungen von Weizen zu machen pflegte. Ueberstiegen die Vorschüsse die Grenzen der stipulirten Raten, so folgten den Verschiffungen ohne Unterbrechung der üblichen Regelmäßigkeit in kurzer Zeit andere zur Deckung etwaiger Unterschiede, und es ergab sich nur selten, daß die letzteren weit hinter den ersteren zurückblieben. In ganz neuerer Zeit aber kamen Abweichungen von dieser Regelmäßigkeit vor; kleinere versprochene, selbst versicherte Sendungen blieben aus. Zuletzt erhielten wir den Auftrag, eine bedeutende Summe auf das dem Odessaer Haus zugehörige Schiff ‚Alexander' mit voller Ladung versichern zu lassen und neue Tratten kamen zum Vorschein. Die Ladung blieb lange aus, ungewöhnlich lange, Connossemente kamen gar nicht und zuletzt blieben wir ohne weitere Nachrichten von dem Schiffe selbst. Nun fällt mir zufällig ein Blatt aus Marseille in die Hand, welches den dortigen Hafenverkehr zu berichten pflegt, und — denken Sie sich mein Erstaunen — mein Auge haftet

auf folgender Notiz: ‚Ruſſiſches Schiff Alexander, mit Weizen beladen, an die Herren Foulon und Comp.‘ Ich ſchreibe ſogleich an das Haus in Marſeille und erhalte die Antwort: Das Schiff Alexander ſei von den Herren Sanga, Schulef und Comp. abgefertigt worden und für mehr als den Fakturenwert der Ladung — hören Sie wohl! — für mehr als den Fakturenwert der Ladung ſeien die Empfänger ſchon ſeit längerer Zeit unter Accepten. Was ſagen Sie zu dem Schurkenſtreich? Wir ſchrieben jetzt Briefe über Briefe nach Odeſſa! Aber wer nicht antwortet, das ſind meine ſauberen Freunde Sanga und Schulef. Es dauert mich bereits der Streuſand, um von dem Papier gar nicht zu ſprechen; genug, ich habe das Schreiben ſatt. Da warf ich meine Blicke in dem Comptoir herum, wen ich als Vertreter des Hauſes perſönlich nach Odeſſa ſchickte, denn dazu war ich entſchloſſen. Inzwiſchen werde ich nicht eins mit meiner Wahl. Die einen brauch' ich am Platze, die anderen ſind mir zu jung, und weil mir in dieſen Tagen juſt die Empfehlung unſeres gemeinſamen Freundes zukommt, der Sie mir als einen Mann ſchildert . . .“

Herr Mörner verneigte ſich abwehrend, und auch Herr Prokter hatte nicht eben Eile, die Ware, welche er kaufte, zu loben. So blieb der Satz in der Luft hängen und ein anderer fing an:

„Wenn Sie alſo zu dem Unternehmen ein Herz

haben, ſo werde ich Ihnen die nötigen Papiere zurechtlegen und Sie können mit einem Lloyddampfer ſchon übermorgen abgehen. Nach Tiſche nehmen wir wohl unſern Schwarzen im Lloydkaffeehauſe? Sie werden ſich dann den Antrag überlegt haben — ein Mann wie Sie braucht nicht lange zu ſolchen Entſchlüſſen. Was Ihr Honorar betrifft, ſo hoffe ich, ſoll uns das am wenigſten aufhalten. Ich werfe allerdings mit der Wurſt nach der Speckſeite; dafür will ich aber die Kerls auch ordentlich zauſen, und etwas herausſchlagen werden Sie doch! Man muß alles thun, den Halunken einzuheizen. Es handelt ſich um Geld und moraliſche Genugthuung. Zwei koſtbare Dinge! Ein Theekeſſel, wer ſie im Stiche läßt!"

In der That war das die Stimmung des Herrn Prokter. Er offerirte Mörner eine ziemlich liberale Geldvergütung, und noch mehr: er verſprach ihm eine ſplendide Tantième von allem, was er der betrügeriſchen Firma aus den Zähnen reißen würde. Letzterer Vorteil übte auf einen ſo warmen und aktiven Kopf wie Mörner einen beſonderen Reiz, denn mit einem Selbſtvertrauen, welches gerecht war, hoffte er dem kitzlichen Geſchäfte erfolgreich gewachſen zu ſein. Schon ſah er ſich wieder im Geiſte als Disponent eines kleinen Kapitals und Chef einer kleinen, ins Große wachſenden Firma.

Es iſt uns lieb, daß er ſein Unternehmen hoffnungs-

reich anfängt, denn da unſere Erzählung demſelben ſich anſchließt, ſo dürfen wir nicht ohne einen gewiſſen Anteil dafür bleiben.

4.

Frau Roſalie, eine muntere Witwe, die das beſcheidene Boardinghaus gepachtet hatte, darin Mörner in Trieſt abgeſtiegen, hatte alle Hände ihrer weiblichen Gutherzigkeit voll, ſich mit dem alten Herrn zu freuen und ihm Glück zu wünſchen. Sie half ihm zierlich und flink ſein Felleiſen packen und ſpendete außer der Rechnung eine Flaſche Proſecco dazu, worüber Wirtin und Gaſt faſt gehadert hätten. Der pünktliche Kaufmann wollte bezahlen und die freundliche Witwe nichts annehmen.

„Wenn Ihr glücklich zurückkommt," ſagte ſie. „Ich bin ſtolz, einen Schuldner in Odeſſa zu haben."

„Und ich bin ſtolz auf meinen Kredit bei Euch. Habt Ihr in Odeſſa etwas zu beſtellen? Freunde? Bekannte? Es ſind viele Italiener dort."

„Danke, danke. Ich habe nichts zu beſtellen, als daß Ihr uns friſch und geſund wieder zurückkommt. Thut mir den Gefallen und pflegt Euch! Apropos, Ihr reiſt doch nicht allein?"

„Mit Eurem Bild im Herzen, wie wär' ich allein?"

„O," lachte die geſchmeichelte Frau, „verlaßt Euch auf dieſe Geſellſchaft nicht. Mein Bild reiſt in der ganzen Welt herum, wenn ich den Artigkeiten meiner freundlichen Gäſte glauben darf. Scherz beiſeite, Signor, Ihr ſeid rüſtig wie ein Jüngling an Jahren; aber es iſt nicht ein Tag wie der andere; man muß Gott nicht verſuchen. Odeſſa ſoll ein garſtiges Land ſein. Ihr müßt eine Perſon um Euch haben. Wer ſoll Euch pflegen, wenn Euch was zuſtößt? Und ſelbſt geſund thäte Euch ein bißchen Bequemlichkeit wohl. Nehmt Euch einen Burſchen zur Bedienung mit!"

„Ich dachte ſelbſt ſchon daran. Aber das Zauberwörtchen — Oekonomie!"

„Freilich, freilich; weiß ich doch ſelbſt, wie ich mich plagen muß, um ein paar Hände zu erſparen! Aber unſereiner hält aus und lebt dahin in der gewohnten Nahrung und Luft. Eine Reiſe aber iſt wie ein halber Krieg. Und wenn Ihr irgendwo in einer Fatalität ſtecken bleibt, kann Euch das ganze Geſchäft zu Grunde gehen. Zwei Menſchen ſind nicht doppelt, ſondern gleich zehnfach."

„Wahr, ſehr wahr! Ich folge nicht ungern einer praktiſchen Frau, die recht hat und es gut meint. Wüßtet Ihr mir einen geeigneten Burſchen und der wenig Anſprüche macht?"

„Warum ſoll ich mich verſtellen! Ich könnte den Finger an die Naſe legen und den Kopf hin und

her ſchütteln wie ein hochſtudirter Doktor, welcher nachdenkt, ob er Fenchel mit Waſſer oder Waſſer mit Fenchel verſchreiben ſoll. Ich könnte Euch ein halbes Dutzend Beppos und Marcos nennen und dann jedem ein Aber anhängen und wie die Katz' um den Brei herumgehen. Ich will Euch die Wahrheit ſagen. Ich habe einen Burſchen im Hauſe verſteckt, der ſich mit den italieniſchen Patrioten und ihren geheimen Geſellſchaften eingelaſſen hat — was ſag' ich, eingelaſſen hat? Ein Seidenhändler in Venedig bittet ihn, ein Paket an einen hieſigen Schneider mitzunehmen, mit dem er im Konto ſteht. Nun, was ſoll in dem Paket geweſen ſein? Natürlich Futterſeide, Atlas, Giletſtoffe; ich wüßte nicht, was ſonſt. Du gebenedeiteſte Jungfrau, Flugſchriften waren es — Brandſchriften, wie ſie es nennen! Und mein guter Seidenhändler ſitzt, und mein lieber Schneider ſitzt, und mein Adulis, das junge, unſchuldige Blut, rettete ſich kaum noch vor der Polizei, und hätte ihm eine mitleidige Seele nicht in der letzten Minute noch einen Wink gegeben, ſo ſäße er auch. Ich bitt' Euch um Gottes willen, wie können ſich Menſchen nur ſo unglücklich machen! Sollte man nicht denken, ein Schneider hätte andere Dinge einzufädeln, als wie man Kaiſer und Könige ums Land bringt, und der Seidenhändler wird auch keine Seide mehr ſpinnen an dem Orte, wo er jetzt untergebracht iſt! Seht, dieſen Burſchen empfehle ich

Euch. Wenn Ihr ihn mitnehmt — es ist sein Vorteil und Eurer. Ihr könntet nichts Besseres finden. Seine Kosten wird er fast selbst bestreiten, ein paar Marenghi hat er immer noch übrig. Er verlangt nichts weiter, als aus Triest zu verschwinden, aber freilich mit einer anständigen Gelegenheit und unter Schutz und Geleite. Ich wüßte nicht, was besser zusammenpaßte. Ihr taugt für ihn und er für Euch. Ihr werdet an ihm keine gemeine Bedientenseele haben — Gott behüte! Das Bürschchen ist aus einem guten Hause und hat Erziehung und Sitten. Sein Vater war ein braver, wohlhabender Kaufmann, der rechtschaffenste Mann von der Welt. Nie ist ein ehrlicherer Bankerott gemacht worden, als wie er fallirte, und härtere Augen als die meinigen haben geweint, daß sich der arme, hypochondrische Mann eine Kugel vor den Kopf schoß. Seine Mutter kam ins Irrenhaus darüber und bildet sich ein, sie sei der letzte Mensch auf Erden, und wer sie besuchen wolle, könne nur ein Gespenst oder ein Teufel sein, ihr eigener Sohn nicht ausgenommen. Das Herz möchte einem brechen! Wie viel Unglück der gute Junge schon in einer Welt gehabt hat, wo ihm noch nicht einmal der erste Flaum gewachsen! Ich glaub' es in Ewigkeit nicht, daß er sich tiefer, als ich Euch gesagt habe, in die Konspiration einließ. Was 'geht ihn Italien an? Er hat an seinem häuslichen Kummer genug. Ich bitt'

Euch, macht ihn nicht viel davon sprechen. Ueberlaßt ihn seiner Tiefsinnigkeit. Wenn Ihr ihn halbwegs schonend behandelt — und Ihr seid ja der Mann dazu — so vergilt er Euch's zehnfach; denn das sage ich Euch: kein lieberes Kind hat je eine Mutter geboren! Ihr werdet wie Tobias mit einem Engel reisen, wenn Ihr ihn mitnehmt."

Aber Körner bedurfte längst keines Wortes mehr. Zwar die politische Affaire hatte sofort seine Stirn getrübt: das kann ein Kaufmann nicht brauchen. Aber den richtigen Ton schlug Frau Rosalie an, als sie den unverschuldeten Bankerott des Vaters und seinen tragischen Tod erzählte. Jetzt klangen die empfindlichsten Saiten seiner Brust. Jetzt sagte er zu, und zwar mit gerührtester Teilnahme. Ein Laufbursche des Prokterschen Geschäftes unterbrach die Konversation. Körner wurde abberufen und kam erst spät in der Nacht nach Hause.

Den Kopf von seinen Geschäften voll und körperlich müde, freute er sich doch, den jungen Kaufmannssohn kennen zu lernen, welchen Frau Rosalie ihm so lebhaft empfohlen; er schickte noch vor dem Schlafengehen nach ihm. Aber die herbeigerufene Wirtin berichtete ihm fast mit Thränen im Auge: im Laufe des Abends sei ein Mann in Zivilkleidung gekommen, der sich angeblich ein Zimmer in ihrem Hause aussuchen gewollt, ein stilles, ruhiges Zimmer und wo-

möglich nach rückwärts. Aber sie habe ihn als einen Agenten der Polizei erkannt und ihrem Schützling augenblicklich einen Wink geben lassen, sich aus dem Staube zu machen. Ihre Geistesgegenwart sei auch dringend notwendig gewesen, denn während er rückwärts entkam, sah man vorn in der Straße zwei Gendarmen auf und ab lungern, welche offenbar kommandirt waren, den Fang in Empfang zu nehmen, wenn der verkappte Polizeikommissär ihn erwischt hätte. So sei das Aeußerste freilich vermieden, aber wo der Arme sich nun herumtreibe, das wisse Gott!

„Das Kind hatte doch noch Glück im Unglück durch eine Beschützerin wie Sie. Er wird schon Mittel finden, von sich hören zu lassen.“ Mörner sagte es mit Vertrauen und Herzlichkeit und die Witwe war sichtlich zufrieden mit dieser Auffassung ihrer Geschichte.

Das war am zweiten Tage der Negoziation mit Prolter. Des andern Tags ging der Lloyddampfer ab.

Mörner ließ schon am Morgen sein Gepäck aus dem Hause schaffen und zu Schiffe bringen. Er sagte sein Adieu, denn er hatte noch Gänge, aber keine Ursache mehr, ins Boardinghaus zurückzukehren.

„Adulis wird am Hafen sein,“ flüsterte ihm Frau Rosalie mitten im schwärmenden Hausverkehr, worunter leicht ein Verdächtiger sein konnte, zum Abschiede zu. Mit Wink und Händedruck schien Mörner zu antworten: „Dacht' ich es doch, er meldet sich wieder.“

Der Tag verging nun in den vielerlei Gängen, Beſuchen und Beſorgungen, welche jedermann kennt, der eine Reiſe gemacht hat, zumal eine Geſchäftsreiſe. Im Fluge war die Stunde der Abfahrt gekommen.

Das aufregende Schauſpiel des Hafenlebens beſchäftigte einen Mann wie Mörner keinen Augenblick. Die abendlich beleuchtete, von Schiffen und Booten wimmelnde Waſſerfläche, der zuckende Luftzug, welcher die zahlloſen Wimpel luſtig durcheinander blies; die ſchmalen Schiffstreppen, welche mit ihrem Gedränge von Ein- und Ausladern kleinen, überſtürzten Bereſinabrücken glichen; die wogenden Menſchen am Ufer — braune Illyrier, blonde Slovaken, herkuliſche Dalmatiner, Griechen, Ruſſen, Armenier, Krinolinen und Turbans, die Reiſenden, die Abſchiednehmenden, die Gaffenden; dazwiſchen die An- und Ausbieter von Erfriſchungen, Melonen, Feigen, Granatäpfeln, oder von Muſcheln, Korallen und anderen zu „Souvenirs" geeigneten Seekurioſitäten: das alles war für den alten, in ſolchen Scenen ergrauten Kaufmann nichts als ein läſtiges Geräuſch und Gedränge, denn wir ſehen ihn, die Hände auf dem Rücken und begleitet von einigen Freunden, ein entlegenes Streifchen des Hafenquais ſuchen, wo einige Menſchen, mit der deutlichſten Abſicht, ungeſchoren zu bleiben, bequem auf und ab promeniren. Endlich ertönt die Schiffsglocke — man bleibt ſtehen, ſchüttelt ſich die Hände, ſagt ſich noch

dieſes und jenes, und ſagt ſich zuletzt Adieu, das verhängnisvolle Wort, welches dem zärtlichſten wie dem trockenſten, dem dümmſten wie dem tiefſinnigſten Geſpräche ein gleichmäßiges Ende macht.

Als ſeine Begleiter verſchwunden und Mörner im Begriffe war, ſich in das Gewühl am Landungsplatz zu drängen, ſah er plötzlich einen Menſchen neben ſich, welcher mit gedämpfter Stimme fragte:

„Herr Mörner?“

Dieſer nickte.

„Adulis,“ flüſterte der andere.

„Ah, dann kommen Sie!“

Der alte Mann faßte den Jüngling unter dem Arm und ging beherzt gegen die Landungsbrücke, indem er Blicke nach Häſchern umherwarf und mit der Hand an die Geldtaſche griff. Aber nichts Außerordentliches zeigte ſich in der Handhabung der Hafenpolizei. Das Paar war im Schiffe, es wußte nicht wie.

Das letzte Glockenſignal tönte, das Dampfventil keuchte, das Schiff ſtieß ab, und indem es mit langſamem Schaukeltakt auf dem flüſſigen Fundament ſich bewegte, fing Trieſt mit ſeinen Häuſern, Ufern, Bäumen und Menſchen zu ſchwanken an, und kaum, daß der alte Karſt im Hintergrunde noch feſtſtand. Ueber Miramar ging die Sonne unter.

5.

Die Seefahrt unſerer beiden Reiſenden verlief ohne Abenteuer. Die griechiſchen Inſeln, die Dardanellen, der Bosporus, Konſtantinopel verdienten gewiß, mit den Augen eines Jünglings geſehen und mit einer Jünglingsſeele genoſſen zu werden, aber der Dampfer verweilte allzu kurz in den Häfen, denn er war ja Geſchäfts- und nicht Luſtreiſender. Dagegen verſprach Mörner, auf der Rückreiſe und wenn er glücklich geweſen ſei, die Fahrt zu unterbrechen und an den ſchönſten Punkten zu landen. Wir erwähnen damit das einzige, was von dieſer Reiſe zu erwähnen iſt, nämlich daß Adulis, unſer junger Verſchwörer, trotz ſeiner ſtillen, in ſich gekehrten Gemütsart, oder vielleicht juſt deshalb, in kürzeſter Friſt das Herz des alten Herrn gewonnen, der ihn wie einen Sohn oder Freund hielt, nicht wie einen engagirten Bedienten.

Als das Schiff, gegen eine friſche Landbriſe lavirend, auf die Höhe von Odeſſa kam und alle Augen dem Paris des Pontus entgegenblickten, bemerkte man von der Gegend der Stadt her wie aus einem Kamin dicke, ſchwärzliche Rauchwolken qualmen, welche die ganze Avenue verfinſterten und weit ins Meer hinaustrieben.

„Odeſſa brennt!“ rief Adulis und ſah erſchrocken um ſich. Aber ein franzöſiſcher Offizier der Ehrenlegion lächelte ihm zu und ſagte:

„Riechen Sie Rauch?"

Adulis witterte und mußte es zu ſeiner Verwunderung verneinen.

„Natürlich!" meinte Monſieur Jaquin. „Was Sie da ſehen, das iſt der berühmte ſchwärzliche Steppenſtaub von Odeſſa. Wir haben Landwind und er kommt uns direkt entgegen."

Unter den Neulingen gab es lange Geſichter über dieſe Naturſchönheit.

Dieſelben Neulinge verwunderten ſich auch, daß das Schiff nicht im geraden Strich auf Odeſſa losſteuerte, ſondern ſeitab ſchwenkte, wo auf einer langen, ſchmalen Landzunge ein Haus ſtand, ein unmalerischer, viereckiger Kaſten.

„Es iſt das Quarantänehaus," erklärte Monſieur Jaquin.

„Halten wir hier Quarantäne?" fragte beſtürzt eine engliſche Gouvernante inmitten eines Damenzirkels verſchiedener Nationen, worin ſich der Franzoſe mit Vorliebe aufzuhalten pflegte.

„Olympiſche Sorgloſigkeit der Frauen!" rief dieſer; „und das fragen Sie jetzt? Aber tröſten Sie ſich! Die Quarantäne, die ihren Namen von vierzig Tagen hat, dürfte uns kaum eine Stunde aufhalten. Man wird uns bloß auf verſchiedene Gemächer verteilen, uns einladen, unſere ſämtlichen Kleider abzulegen, dieſe Kleider durchräuchern und dann . . ."

„Was, wir müſſen uns ausziehen?!“ ſchrie Fräulein Kreidel, eine naive Wienerin, zur Beluſtigung des ganzen Verdecks.

„Aber Sie dürfen ſich wieder anziehen,“ ſagte der Franzoſe zuvorkommend. Alles lachte. Indes war den Damen doch übel zu Mute. Von den friſcheſten Wangen verſchwanden die Roſen und ſelbſt Adulis erblaßte. Der Franzoſe gefiel ſich darin, dieſe kitzliche Situation noch eine Weile auszugenießen, dann aber erbarmte er ſich der allgemeinen Angſt und ſagte großmütig: „Uebrigens fürchten Sie nichts, meine Schönen. Sehen Sie dieſe Rubelnote hier? Ich wette mit Ihnen, dieſes Papier iſt groß genug, unſere ganze Geſellſchaft einzuhüllen.“

Und ſo war es denn auch. Der Quarantäneoffizier war ſo artig, die „Verantwortung“, das heißt ein ſplendides Trinkgeld auf ſich zu nehmen und die ganze Geſellſchaft mit einem Eid ſchwören zu laſſen, daß ſie weder in Konſtantinopel ans Land geſtiegen, noch ſonſt mit einer Perſon ſich berührt, von welcher vorauszuſetzen . . .

„Das wird eine ſchöne Geſchichte!“ mokirte ſich ein italieniſcher Franziskaner. „Bei unſerem Eid, ſagt er? Wir ſind hier Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Juden, Mohammedaner — alle Religionen der Welt ſind beiſammen. Wie wird er uns denn vereidigen?“

Aber auch dafür wußte der gewandte Ruſſe Rat.

„Unſer ruſſiſcher Gott iſt ein Gott für alle Fälle des Lebens," ſagte er mit amtsmäßigem Ernſt; „küſſen Sie dieſes Andreaskreuz hier und Sie haben geſchworen!"

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſah man die orthodoxeſten Mündchen Altenglands ſich ſpitzen und mit Ueberhaſt nach dem Kreuze ſich drängen.

„Mein Kreuz der Ehrenlegion gäbe ich darum, wenn ich jetzt hier gekreuzigt wäre!" ſchwur Monſieur Jaquin im Schwarm der Schönen.

So ging, wie alle Formalitäten, mit Geld und Scherz die Quarantäne vorüber. In der nächſten Stunde hatte ſich die ganze Schiffsgeſellſchaft über Odeſſa zerſtreut.

Folgen wir unſeren beiden Reiſenden, ſo haben wir nicht lange zu gehen. Auf dem Boulevard de Paris, alſo dem Meere zunächſt, ſtiegen ſie im Hotel de St. Petersbourg an der Ecke des Boulevards und der Rue Richelieu ab. Von ihren Fenſtern aus ſehen ſie die beiden Häfen, den Meeresſpiegel und den Uferrand der Steppe des Otſchakow. Im Innern ihrer Wände dagegen ſehen ſie — nichts, denn die Hotels waren damals, auf gut aſiatiſch, noch unmöblirt. Es blieb den Fremden überlaſſen, ſich Möbel zu mieten und einzurichten. Adulis wurde ſogleich ausgeſandt, dieſes Geſchäft zu beſorgen.

Mörner ſeinerſeits begab ſich ins Kaſino del Com-

mercio, als den geeignetsten Platz, wo er das Terrain studiren konnte. In der That begrüßte ihn gleich beim Eintritt eine bekannte Stimme:

„Servus, Herr Mörner!“ Es war Herr Kreidel, ein Wiener, den er das letztemal in Antwerpen, das vorletztemal in New-Orleans gesehen und dem er geschäftliche Gefälligkeiten erwiesen hatte. Er war jetzt in Odessa etablirt und befand sich in guten Verhältnissen. Der gute Freund bat ihn, an seinem Tischchen mit zwei Bekannten Platz zu nehmen, ehrlichen Leuten, vor denen sie sprechen könnten wie unter vier Augen. Mörner ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern benützte die Gelegenheit, um von einheimischen und wohlwollenden Personen Winke und Meinungen über sein Geschäft zu hören. Der offene Wiener war auch gleich zur Hand damit. „Der letzte Romantiker!“ rief er höchst ungenirt und blickte mit erstauntem Lächeln auf seine Gefährten.

„Wieso?“ fragte Mörner betreten.

„Sie kommen in dieses Raubnest, um Schulden einzukassiren, die nicht einmal Wechselschulden sind? Das ist romantisch. Im Odessa der Wirklichkeit wären Sie der erste auswärtige Gläubiger, der eine solche Zauberei je zu stande gebracht hätte.“

Das klang niederschlagend! Kreidel, welcher den Eindruck merkte, setzte gutmütig hinzu:

„Uebrigens gehört dieser Sanga zu den Leuten,

mit welchen ich näher verkehren muß; er besucht sogar mein Haus. Wenn Sie wollen, so bitte ich Sie beide morgen zu Tische und da können Sie gleich Ihre frommen Wünsche anbringen."

Bescheiden, aber nachdrücklich antwortete Mörner:

„Ich danke Ihnen, Herr Kreidel. Ich möchte diesem Herrn doch mehr Ernst zeigen, als ein Tischgespräch zuläßt. Aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so erzählen Sie Herrn Sanga, woher mein linker Arm etwas steif ist, und daß ich in New-Orleans einen Halunken seines Kalibers im Duell erschossen habe. Sagen Sie ihm, daß ich mein altes Leben noch mehr als mein junges für die Ehre des Kaufmannsstandes einzusetzen bereit bin."

Damit empfahl sich Herr Mörner, und er hörte es noch in seinen eigenen Ohren, wie Kreidel hinter ihm sagte:

„Solcher Kaufleute brauchten wir ein Stücker fünfzig in Odessa, dann würde vielleicht noch etwas aus diesem Raubneste."

Als Mörner gedankenvoll und müde nach Hause kam, war er ganz überrascht, wie wohnlich und angenehm er die drei Zimmer schon möblirt fand. Es war kein Aufwand gemacht, der Mietpreis mäßig, fast billig, und doch mit Wenigem so viel Comfort, durch Auswahl und Anordnung fast Eleganz hervorgebracht, daß Mörner verwundert, ja mit einer Art Hochachtung auf den bescheidenen Adulis blickte.

„Bravo, mein junger Intendant," rief er, „Sie sind ja ein kleiner Zauberer! Kein Frauenzimmer hätte das beſſer gemacht!"

Adulis errötete.

Am andern Morgen begann Mörner ſein Geſchäft in Odeſſa. Er ging nach dem Comptoir der Firma Sanga, Schulef und Comp.

Der dirigirende Chef des Hauſes, der Italiener Sanga, hatte das verhängnisvolle Aeußere eines „Gezeichneten". Er beſaß einen jener ſchielenden Doppelblicke, welche auf der Naſe ſich kreuzen, und ſchien ſich des abſtoßenden Eindrucks, welchen dieſer Naturfehler hervorzubringen pflegt, auch deutlich bewußt zu ſein. Er befleißigte ſich nämlich eines ewig grinſenden, heuchleriſch ſüßen Lächelns, von dem ihm die täuſchende Eitelkeit freilich nicht ſagte, daß er damit die Sache nur ärger mache und ſeine widerliche Erſcheinung vollends ruinire. Mörner zuckte faſt, als er dieſen Mann zum erſtenmal ſah.

Deſſenungeachtet machte er ihm ſeinen geſchäftsmäßigen Vortrag mit imponirender Sicherheit und beſchloß ihn mit der großen, entſcheidenden Frage, ob ſein Haus, da er die Schuld doch anerkennen müſſe, geneigt ſei, die Zahlen feſtzuſtellen und Vorſchläge zur Liquidirung derſelben zu machen, wenn man den Betrag erſt vereinbart habe.

Sanga hatte den Beſuch dieſer Nemeſis mit einer

an Schrecken grenzenden Verlegenheit aufgenommen. Mit ſchlecht affektirter Faſſung antwortete er jetzt, das ſei eine gewichtige und keineswegs ſo leicht abzumachende Sache. Er erwarte ſoeben Briefe von London, welche auf den Stand ſeiner disponiblen Fonds von Einfluß ſein würden. Er müſſe um eine Woche Aufſchub bitten.

„Drei Tage," ſagte Mörner, „da ja die Londoner Briefe ‚ſoeben' erwartet werden."

Aber nach drei Tagen war Sanga „aufs Land" gegangen und wurde, wie es hieß, erſt in zehn Tagen zurückerwartet. Mörner konnte nichts thun, als dieſe Friſt ſich gefallen laſſen.

In dieſen unwillkommenen Mußetagen empfand er ganz den Troſt einer Geſellſchaft wie Adulis. Nicht daß ein Mann von ſeinen Hilfsmitteln verlegen geweſen wäre, ſeine Zeit anſtändig auszufüllen. Alle Zeit wird ausgefüllt und von allen Geiſtern! Aber es war eine verdrießliche, peinliche Zeit, und ſie hatte ganz den Anſchein, es zunächſt auch zu bleiben. Da war es ihm doppelt von Wert, ein menſchliches Weſen um ſich zu haben, für das er ſich noch gemütlicher intereſſiren konnte, als mit dem bloßen Intereſſe des Zeitvertreibs.

Zwar ein munterer Geſellſchafter war Adulis nicht. Aber — wie hätte ihm Mörner ſein ſtilles, niedergeſchlagenes Weſen übelnehmen ſollen? War es doch

kein Charakter- und Temperamentfehler. Die Hand des Schickſals lag auf dem Jüngling! Dem alten Herrn wäre ein turbulenter Brauſewind unbequem geweſen, aber auch unbehaglich ein trübſinniger Kopfhänger. Er wußte es ſeiner Wirtin Dank, die ihm zwiſchen beiden in der Mitte juſt den ſchicklichſten Reiſebegleiter zugeſellt. Adulis erfreute ihn durch das Bild von Jugend und Schönheit und verſtimmte ihn nicht durch ſeinen Trübſinn, denn es war die Wirkung eines großen, tragiſchen Unglücks, welches Achtung und Teilnahme einflößt. So ließ er den ſchweigſamen, in ſich gekehrten Jüngling gewähren und nur mit leiſer, ſchonender Hand ſuchte er auf dieſe Natur belebend und weckend einzuwirken.

Wenn er nach Hauſe kam, fand er ihn gewöhnlich ſitzen und in einem Buche leſen. Milde ermahnte er ihn dann:

„Machen Sie ſich Bewegung, mein Freund! Sehen Sie ſich die Stadt und ihre Verhältniſſe an! Ein junger Kaufmannsſohn muß die Fremde ſtudiren.“ Und da es nicht ſchien, daß Adulis von freien Stücken ihm folgen würde, ſo nahm ihn Mörner wie ein liebender Vater an der Hand und machte zu Fuß und zu Wagen nähere und fernere Ausflüge mit ihm.

Einer der letzteren war es, als ſie ſich eines Tags faſt ſtehenden Fußes entſchloſſen, in einem Trabakel, welches ſoeben abſtieß, nach der Krim hinüberzufahren

und dieſe merkwürdige und altberühmte Halbinſel ein wenig in Augenſchein zu nehmen.

Sie fanden nun zwar, ſo wenig wie an Odeſſa ein Paris, an der Krim ein Italien, obwohl es mit Südtirol und Oberitalien in gleicher Breite liegt. Deſſenungeachtet durchſtreiften ſie das Ländchen mit dem Vergnügen, eine grillenhaft neue und eigentümliche Natur zu ſehen.

Sie fanden ein Hochplateau, vom Spiegel des Meeres etwa fünfhundert bis tauſend Fuß anſteigend, droben aber flach und nur ſporadiſch durchſetzt mit Kuppen und Klippen. Dieſe Fläche war unregelmäßig in Würfel und Tafeln zerſchnitten von den quellenden Flüſſen und Regenbächen, welche die Steppe mit Rinnen und Gräben austieften und ſo als die einzigen Bildner von Thälern auftraten. Die Thäler entſtanden hier demnach nicht durch Erhebungen über, ſondern durch Einſenkungen in die Erde. Sie waren ihrer Entſtehung gemäß ſchmale, ravinenartige Furchen, doch fehlten auch breitere und geräumigere Thalſohlen nicht. In dieſen Thälern lag dann Italien. Hier fanden die Wanderer den lieblichſten Anbau von Obſt- und Weingärten, und zwar in ſüdlich ſtrotzender Ueppigkeit. Hier fanden ſie in Cypreſſen-, Oliven-, Wallnuß- und Kaſtanienwäldchen die größten und reichſten Dörfer, hier jene halborientaliſchen Feenſchlöſſer Klupla, Marſanda, Livadia, Orianda und wie ſie ſonſt hießen, die

üppigen Sommerresidenzen der russischen Lords, welche seit dem Vortritt der großen Katharina und des Fürsten Woronzow die Villeggiatur in der Krim zur Mode erhoben. Stiegen sie aber aus den gesenkten und geschützten Lagen zur Hochfläche hinauf, so hatten sie Italien mit Rußland vertauscht. Sie atmeten dann eine rauhe, von Staub und Stürmen erfüllte Steppenluft, eine Luft, in welcher selbst die Bäume und Blumen Deutschlands nur verkrüppelt fortkamen und aller Pflanzenwuchs einen Hang zum Zwerghaften zeigte. Sie erlebten, daß sie morgens Sommer und abends Winter hatten. Sie erlebten außer diesem Wechsel des Klimas noch andere Launen desselben, zum Beispiel die schroffe Geschiedenheit zwischen Land und Meer. Sie fanden die seeumgürtete Halbinsel vom Einfluß der Seeluft fast gar nicht berührt: sie sahen unter Blitz und Donner lang ersehnte Gewitter vom Meere heraufreiben und über der lechzenden Steppe stillstehen und zerflattern; sie sahen Landgewitter mit brüllendem Ungestüm schwarz und regenreich dem Meere zueilen, aber ins Meer fiel kein Tropfen und keine einzige Welle kräuselte die besonnte ruhige Wasserfläche.

6.

Als die Wanderer von diesem Krimausflug nach Odessa zurückkehrten, fühlten sie sich von Asien nach Europa, ja nach der Heimat versetzt. Mit den Bildern der Steppe im Auge wurden sie gerechter gegen die Stadt und begriffen, mit welchem Selbstgefühl sie sich das Paris des Pontus nennen durfte, was sie, mit den Bildern italienischer Architekturen im Auge, fast mitleidig belächelt hatten. Mörner erzählte seinem jungen Freunde von dem Wachstum der amerikanischen Städte und ließ ihn nach diesem Maßstabe die Geschichte Odessas würdigen. Das graueste Altertum dieser Stadt — belehrte er ihn — reiche hinauf bis zum Jahre 1789! Damals war es, wo der russische Admiral Ribas, von Taurien den Halbmond vertreibend, diese Küste als eine menschenleere Einöde erblickte. Nichts als ein altes, kleines Fort, eine Strandwacht gegen Seeräuber, fand Ribas auf der Baustelle von Odessa. Dessenungeachtet schlug er den Platz seiner großen Kaiserin zur beabsichtigten Neugründung eines südrussischen Ausfuhrhafens vor. Nach vier Jahren war ein Anfang gemacht mit einem Leuchtturm, einem Bazar, einigen Magazinen und sechzig Häusern. Sechs Jahre später zählte die junge Ansiedlung schon viertausendzweihundert Einwohner, welche in fünfhundert Häusern wohnten und auf zweihundert

Fahrzeugen Getreide nach Konstantinopel führten. Dieses der Wiege entwachsene Kind übergab Alexander im Jahre 1803 seinem Krimgouverneur, dem Herzog von Richelieu, zur Erziehung. Mit diesem glücklichen Griff war die Zukunft Odessas entschieden. Richelieu wurde der Romulus und Washington von Odessa. Er ist sein Schöpfer, sein Vater, sein Ortsgott. Richelieu stellt sich uns dar in dem Charakter eines jener großartigen Idealisten, welche das vorige Jahrhundert so zahlreich hervorgebracht — das Jahrhundert der Philosophie, der Philanthropie, des Enthusiasmus für Menschenwohl, das Jahrhundert, wo Rumford die Armen speiste und Malesherbes die Tugend krönte, wo ein Kaiser in öffentlichen Inschriften sich einen „Schätzer der Menschheit" nannte und ein Müller gegen einen König den Prozeß gewann. Es war jener warmherzige, schöpferische Idealismus, welcher das Ideal nicht träumt, sondern verwirklicht. Richelieu verwirklichte das seinige. Sein Ideal war es, Wüsten in Gärten zu verwandeln, Einöden zu bevölkern, Armeen zu stampfen aus den Furchen des Pfluges, friedliche Arbeiterarmeen, denen er Brot und Sitten gab. Seine edle Persönlichkeit wirkte magnetisch in die weitesten Fernen. Von allen Seiten strömten Menschen herbei und brachten ihre Arme, ihre Kenntnisse, ihre Kapitalien mit. Die Revolutionen und Kriege jener Zeit entwurzelten unzählige Existenzen in ihren alten Verhältnissen, und alle Parteien fanden

in des Herzogs weiser und großartiger Liberalität ihre sichere Freistätte. Das Asylrecht, welches Rom und Amerika groß gemacht hat, diente auch ihm, ein obskures Stranddorf in die Reihe der Weltstädte einzuführen. So wuchs Odessa an diesem einen Mann empor. Nach einer zwölfjährigen Verwaltung übergab er seinem Nachfolger eine Stadt, welche fünfunddreißigtausend Seelen zählt, welche zweimalhunderttausend an Post- und zwei Millionen an Zollgefällen in den Staatsschatz lieferte, welche fünfundzwanzig Millionen in der Bank und fünfundvierzig Millionen Rubel in der Bilanz ihres Umsatzes hatte. Odessa war die Lunge geworden, durch welche Bessarabien, Volhynien, Podolien, die Ukraine, die Krim und Kaukasien lebten und atmeten.

Dieser Stoff war es, welchen der alte Kaufmann mit seinem jungen Gefährten zum Gespräche wählte, als sie jetzt wieder vor der Statue Richelieus in dem herrlichen Volksgarten standen. Und mit strömendem Gefühl knüpfte er daran eine Herzensäußerung von seinem Lieblingsgegenstande, von der Schönheit und Würde des kaufmännischen Berufes.

„Kaufmannschaft verdirbt den Charakter," antwortete Adulis kurz und trocken.

Mörner war wie aus den Wolken gefallen.

„Wie verstehen Sie das?" fragte er fast erschrocken. Aber Adulis wußte vielleicht selbst kaum,

was er gesagt hatte. Er warf solche Aeußerungen wie ein Geistesabwesender, ja wie ein Traumredender hin, als lebte er in einer inneren Welt und die äußere thue ihm fast Gewalt an, wenn sie ihn zu einer Rechtfertigung seiner Gefühlsworte dränge. Mörner kannte schon die Weise des Jünglings, aber diesmal war er allzu betreten. „Wie verstehen Sie das?“ fragte er noch einmal.

„Die Kaufleute sind geldstolz und weichlich,“ antwortete Adulis.

Mörner wurde warm.

„Geldstolz?“ eiferte er; „es gibt vielleicht keinen Stand auf der Welt, dem das Geld weniger Geld ist als dem Kaufmanne. Unser Geld ist so recht eigentlich nur ein Zeichen, eine Schicksalsmarke, möchte ich sagen. Während ich Geld zu haben glaube, falliren meine Buchschuldner, und während ich arm zu sein wähne, trägt mich die Springflut der Konjunktur über Nacht wieder ins Volle. Wir sind so wenig stolz auf angesammeltes Geld, als ein Vollblütiger auf sein Blut. Müßiges Geld kann uns unglücklicher machen als gar keins. Geld! Was ist denn Geld? Der Exponent von Thätigkeiten, multiplizirt mit Zufällen. Wir sind stolz auf unsere unternehmende Thätigkeit, wir sind stolz auf unsere scharfsinnigen Berechnungen des Zufalls; aber der Bodensatz, der sich aus diesem turbulenten Wechselspiel von Zufall und Thätigkeit in

unſeren Kaſſen niederſchlägt, ich meine das Geld, auf das iſt kein echter Kaufmann ſtolz; er denkt nicht daran. Wir fragen niemals, ob wir reich oder arm ſind, ſondern ob wir gut oder faul ſind. Eben deshalb ſind wir auch nicht weichlich. Wie Sie mich da ſehen, habe ich mehr Reiſen gemacht, als Napoleon, Cäſar und Alexander Märſche. Daß ich mir Wind und Wetter dabei nicht ausſuchen konnte, werden Sie mir wohl glauben. Auch Krieger ſind wir. Als im Jahre 1812 die Engländer New-Orleans angriffen, waren es wir Kaufleute, die es ſiegreich verteidigten. Und das thaten wir ohne die Fanfaronnade von Ruhm, Orden und Avancements, woran der Offizier, ohne die Ausſicht auf Sold und Beute, woran der Soldat ſich begeiſtert. Im Gegenteile, wir ſetzten noch zu. Einmal ſtand ich zum Beiſpiel, das Gewehr im Arm, bei meiner Batterie und ſah Wollſäcke auf die Schanzen führen, welche mein Magazinszeichen trugen. ‚Herr General,‘ ſagte ich zu Jackſon, ‚man hat mir meine Warenballen requirirt.‘ — ‚Vortrefflich, Herr Mörner, um ſo beſſer werden Sie ſie verteidigen,‘ antwortete er und ſchob kaltblütig ein Priemchen Kautabak in den Mund. Wir lachten, und meine zerſchoſſene Wolle war meine Kriegsbeute. Kein Menſch nahm Erſatz. Faſt keinem unter uns war New-Orleans ein Vaterland, aber wir machten dem Land keine Rechnung unſerer Opfer. Das war auch Geldſtolz.“

„Ah, solche Kaufleute!“ rief Adulis und küßte dem alten Herrn mit Feuer die Hand.

„Haben Sie deren nicht in Triest?“ wollte Mörner fragen, aber Adulis war schon fort — seine stürzenden Thränen zu verbergen.

7.

So war die Frist, um welche Mörner hingehalten wurde, abgelaufen und ausgefüllt. Er eilte wieder zu Sanga. Er fand den Italiener vom Lande zwar zurückgekehrt, aber —

„Meine armen Augen!“ seufzte der Schielende; „der Steppenstaub hat sie furchtbar angegriffen. Ich werde noch blind. Ich glaube, ich muß zu einer Konsultation nach Paris reisen. Liebster, bester Herr Mörner, entschuldigen Sie mich! Ich weiß, ich hätte an Ihre Befriedigung denken, ich hätte darüber mit Schulef sprechen sollen; ich weiß, ich weiß. Aber wer kann denken, wenn man blind wird? Ich hatte nähere Sorgen. Kommen Sie in drei Tagen wieder. Ich kann nur im Einvernehmen mit Schulef handeln. Der zähe, langweilige Russe! Ich wollte, ich hätte seine Compagnieschaft nie gesehen. In drei Tagen, wenn ich bitten darf.“

Mörner ging, aber er ging stehenden Fußes zu Schulef.

Er fand an Herrn Schulef einen ernſten, ſchon bejahrten Nationalruſſen, der ſogar ſeinen Bart trug und im Gegenſatze zum ewig lächelnden Sanga ſchwer und gewichtig wie ein Patriarch ſich gehabte. Als er Mörner angehört hatte, antwortete er mit ſeiner tiefen, langſamen Baßſtimme:

„Ich werde mich dieſer Sache nach Kräften annehmen, Herr Mörner, ſobald mein Compagnon vom Lande hereinkommen wird.“

„Er iſt es bereits,“ ſagte Mörner und fixirte ihn ſcharf.

Mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit fuhr Schulef fort:

„Dann wundere ich mich, daß ich ihn noch nicht geſehen habe. So iſt er. Seine italieniſche Unruhe und Zerſtreutheit verurſacht alle Augenblicke größere und kleinere Unzuträglichkeiten. Ich wollte, er könnte ſich an meine langſame, aber ſolide Ordnung gewöhnen. Die ganze ‚Alexander‘-Geſchichte iſt ſein Fehler. Wahrlich, der Mann iſt kein Kaufmann. Machen Sie keinen Gebrauch davon, aber ich könnte daran denken ... ſachte, ſachte. Kommt Zeit, kommt Rat. Haben Sie nur Geduld, Herr Mörner, ich will mit ihm ſprechen.“

„Welch ein Spitzbubenpaar!“ dachte Mörner. „Uebrigens kenne ich jetzt mein Geſpann und werde es zu fahren wiſſen.“

Nach drei Tagen kam er nicht zu Sanga, denn er wußte, der Herr würde doch nicht zu Hause sein; er ließ daher weitere vier Tage vergehen, um ihn sicher zu machen und desto unverhoffter zu überfallen. Am siebenten endlich fuhr er bei Sanga vor, sagte, er habe ihn dringend zu sprechen, denn von Triest seien Ordres gekommen, ungemein günstig für ihren Ausgleich. Leider könne er sich nicht aufhalten, seine Gichtschmerzen plagten ihn fürchterlich. Sanga möge mit ihm fahren und ihm erlauben, sich zu Hause in die Wärme zu begeben, da könnten sie dann in aller Gemächlichkeit konferiren.

„Sehr erfreut, sehr erfreut!“ lächelte Sanga und dachte bei sich: „Ohne Schulef bist du ein- für allemal inkompetent.“ Sie fuhren.

In demselben Augenblicke aber hatte Mörner seinen Adulis zu Schulef geschickt und ihm das Nämliche sagen lassen. Das Haus Prokter schlage neuere und günstigere Ausgleichsbedingungen vor, Herr Schulef möge sogleich zu Mörner kommen, welcher leider Zimmerpatient sei, und diese Vorschläge entgegennehmen.

„Dem blinden Heiden kannst du den Gefallen schon thun,“ dachte Schulef; „ohne Sanga läßt du dich einfach auf nichts ein.“ Auch er ging mit Adulis.

Mörner war seit einer Viertelstunde mit Sanga zu Hause. Er hatte angefangen vom Geschäfte zu sprechen und der Italiener immer höchst zuvorkommend

gegrinst und geschielt und alles charmant und vortrefflich gefunden, nur daß er auch mit Schulef sprechen müsse und Schulef leider nach Smyrna gefahren sei.

In diesem Augenblicke that sich die Thüre auf und Adulis mit Schulef trat ein.

Wie zwei Wildkatzen, vom Jäger umgarnt, den unmittelbaren Trieb empfinden, zu kratzen und zu beißen, so machte sich bei den zwei Raubgesellen jetzt die ergrimmte Tiernatur Luft.

„Das ist Verräterei!“ kreischte Sanga.

„Wollen Sie uns die Pistole auf die Brust setzen?“ brüllte Schulef.

Obwohl Mörner längst wußte, daß er mit Gaunern zu thun hatte, so war selbst er noch erstaunt, wie sehr sie die Maske abwarfen. Der Kaufmann, in Ehren ergraut, brach los:

„Also das ist das, was ihr mir zu sagen habt, wenn es zwischen uns zu einer Zusammenkunft kommt? Und ihr nennt euch Kaufleute! Fort mit euch! Hinaus! Besleckt mir dieses Zimmer nicht! Beim Handelsgericht sehen wir uns wieder.“

Aber der Italiener schlug ein helles Gelächter auf und der Russe höhnte mit einem langgedehnten: „Beim Handelsgericht!“ Damit entfernten sich die beiden Kumpane.

So hatte Mörner immerhin das erste Stadium zum Abschluß gebracht: die Ausflüchte und das Hin-

halten. Seine Schuldner hatten ihm Farbe bekannt. Aber er wurde dieſes Vorteils nicht froh. Die Gleichgiltigkeit der Compagnons gegen das Handelsgericht — als Mann von Erfahrung ſah er das wohl — war nicht affektirt, ſondern aufrichtig und ernſthaft. Er ſtutzte. Er erinnerte ſich an Kreidel und fing an immer unruhiger zu werden. Zuletzt beſchloß er, den Mann wieder aufzuſuchen. Er fuhr bei ihm vor und erzählte ihm den Fall.

„Nicht wahr, es geht verteufelt ſchwer in Odeſſa?“ ſagte Kreidel mit der Miene des Mannes, der das Gewöhnlichſte hört. „Ja ja, Herr Mörner, Sie unternehmen das achte Weltwunder. Was nun das Handelsgericht betrifft, ſo iſt der Präſes desſelben ein Koſak und ein ſtarker Schuldner von Sanga und Schulef; ich glaube, mit zwanzigtauſend Silberrubel. Natürlich hindert das nicht, daß der Spruch doch noch zu Ihren Gunſten ausfallen muß, denn Recht bleibt am Ende auch in Odeſſa Recht. Fatal iſt's nur, daß Sie damit kaum etwas erreicht haben werden. Einen Kaufmann in Odeſſa zum Falliren, alſo zur Liquidation zu bringen, iſt nur dann möglich, wenn er ſeine Accepte nicht einlöſt oder wenn er Wechſel auf das Ausland verkauft hätte, dieſe würden mit Proteſt und unbezahlt remittirt, während der Traſſant den Betrag nicht zurückzahlte. Obliegt er in dieſen beiden Fällen ſeinen Verpflichtungen nicht auf der

Stelle, so ist er eo ipso fallit. Im übrigen bleibt er bloß Schuldner, und keine, auch die klarste Buchschuld kann ihn zum Bruche zwingen. Sie werden daher mit der handelsgerichtlichen Anerkennung Ihrer Schuldforderung noch immer keine Liquidation derselben haben. Auch Beschlagnahmen gelten nicht."

Mörner hörte diese trostlose Antwort mit Ernst, aber nicht entmutigt an.

„Gleichviel," sagte er fest. „Ich bin der Mann, der nicht mürbe wird. Ich gehe hin, das achte Weltwunder, wie Sie es nennen, auszuführen." Er dankte, empfahl sich und reichte seine Klage beim Handelsgerichte ein.

Bei dieser Gelegenheit hätte der umsichtige und ewig thätige Mann bald noch ein anderes Geschäft negozirt, und zwar — eine Heiratsstiftung. Als er nämlich Kreidels Haus verließ, hatte ihn Kreidels Tochter — eben jene Wienerin, welche sich so naiv vor der Quarantäne gefürchtet — beim Weggehen zur Rede gestellt:

„Apropos, Herr Mörner, ich muß mich über Sie beklagen. Ich begrüßte Sie neulich mit Ihrem Privatsekretär vor der Statue des Richelieu im Volksgarten, aber die Herren haben mir nicht gedankt. Sie sprachen von Zoll und Ausfuhr und waren in das langweilige Zeug so blindlings vertieft, daß sie darüber eine Mücke wie mich zu ignoriren geruhten."

Mörner griff an den Hals und sagte:

„Nur gleich einen Strick her! Das ist ja ein todeswürdiges Verbrechen. In der That, mein Fräulein, ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Verzeihung — nicht für den Alten, denn der zählt gar nicht — sondern für den Jungen, der ist gemeint und von dem war's unverzeihlich, he?"

„Artig war's nicht von ihm. Erziehen Sie den jungen Herrn etwas besser."

„Zu Befehl. Er muß Ihnen die Hand küssen und Sie persönlich um Verzeihung bitten."

„Schaden könnte es ihm nicht."

Ah, das klang mehr als scherzhaft! Mörner ging fort und — wußte recht viel! Er überlegte den Fall, der so neu und unvorbereitet herantrat. Adulis war blind für das schöne Geschlecht, und da er Mörnern nichts zu bedenken gab, so hatte dieser überhaupt nicht gedacht. Jetzt aber mußte er's notwendig und seine Gedankenbilanz war bald gemacht. Er kam nach Hause und erzählte dem Jüngling von seiner Eroberung.

„Schon auf dem Schiffe," sagte er dann, „habe ich wohl bemerkt, daß sich die Blicke des Mädchens mit Ihnen beschäftigten. Aber auf Schiffsverdecken nennt man das Langeweile und Zeitvertreib und legt kein weiteres Gewicht darauf. Heute indes wissen wir's besser. Das Mädchen zeigt uns, so weit ein

Mädchen es darf, daß ſie eine Neigung hat, welcher ſie nachhängen möchte. Ihre Perſon iſt angenehm, ihr Ruf tadellos, ihre Familie gut. Ein junger Mann, denke ich nun, kann dieſe Neigung annehmen und ſie erwidern. Es kommt nur auf Sie an, mein lieber Adulis, daß ich in Kreidels Haus Sie einführe. Und thatſächlich rate ich Ihnen dazu. Bei mir können Sie doch nicht bleiben, meine Miſſion wird zu Ende gehen — und was dann? Ob ich etwas dabei verdiene, iſt noch die Frage, und wenn, ſo fange ich ein Geſchäft damit an, das vorerſt ein Kram iſt, gut genug für einen Alten, aber nicht wert, daß ein Jüngling ſeine koſtbaren Jahre dabei verſäumt. Ganz anders die Firma Kreidel. Das iſt ein Haus, fertig und unter Dach. Da findet die Jugend Raum und Fülle der Thätigkeit. Das iſt ein Feld für Sie. Sie praktiziren ein paar Jahre in Kreidels Comptoir, der Vater lernt Sie achten, wie die Tochter Sie lieben gelernt, Sie werden Schwiegerſohn, Aſſocié. Ihr Glück iſt gemacht. Es ſollte mich herzlich freuen, wenn die Aufopferung, womit Sie einem alten Manne zur Bedienung nach Odeſſa gefolgt ſind, der Grundſtein dieſes Glückes für Sie geworden wäre. Ich würde dann ſagen, gleichviel, ob ich reüſſire oder nicht: Geſegnet ſei mein Eingang in Odeſſa! Aber nun ſagen Sie auch etwas. Wollen Sie bei Kreidels eingeführt ſein?"

Adulis war erblaßt, er starrte den Boden an und flüsterte kaum hörbar:

„Ich habe an meine Zukunft noch nicht gedacht. Gönnen Sie mir Zeit!“ Damit verschwand er.

Am Abende dieses Tages fand Mörner ein Billet unter seiner Theetasse, welches von der Hand seines jungen Reisegefährten mit folgenden Zeilen beschrieben war:

„Verehrtester Herr! Als ich in einer schwierigen Lage mich Ihnen anbieten ließ, brauchte ich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit allerdings fremden Schutz; ich durfte mir dagegen einbilden, daß auch ich nützen könne und die Leistung eine gegenseitige wäre. Dem ist nun nicht so. Ich sehe Sie, wozu ich Ihnen herzlich Glück wünsche, gesund, rüstig, kräftig, fremder Dienste mit nichten bedürftig. Ich bin Ihnen unnütz, dies Gefühl drückt mich. Indem ich Ihnen für Ihre freundliche und wahrhaft väterliche Behandlung zu ewigem Danke verpflichtet bleibe, bitte ich Sie um die Erlaubnis, Ihnen mein Adieu sagen zu dürfen. Ich gedenke mit dem Lloyddampfer, welcher heut abend abgeht, nach Triest wieder zurückzukehren.

Ihr gehorsamster Adulis.“

Mörner war wie vom Blitz getroffen. In einer bitteren Pille empfing er die Lehre, was es heiße, seine Hand in das Schicksal eines Nebenmenschen zu

miſchen. Denn daß dieſes Billet die umgehende Antwort auf das Heiratsprojekt war, daran durfte er keinen Augenblick zweifeln. Was war zu thun? „Mit dem Lloydampfer, der abends abgeht.“ Aber es war ſchon Abend. Adulis konnte ſchon an Bord ſein. Holt er ihn zurück? Aber wie überredet er ihn zu bleiben? Ja, will er ihn nur überreden? Eigentlich fühlt er ſich innerlich ein wenig beleidigt. „Geh, Trotzkopf!“ iſt ſein nächſtes Gefühl. Sein nächſtes, aber nicht ſein ganzes. Adulis dauert ihn, indem er ihn intereſſirt. Dieſer Jüngling iſt ein Rätſel. Warum ſtößt er ein Lebens- und Liebesglück von ſich, das in anderen Köpfen lichterloh zünden würde? Iſt es jugendliche Unreife und Unvernunft? Iſt es unheilbare Melancholie? Iſt es kindiſches Rittertum und meint er gar ſchon gebunden zu ſein, weil irgendwo ein Schulmädchen ein Augenpaar hat, dem er kindiſche Treue ſchwur? Dieſe Fragen durchjagen raſch ſeinen Kopf. In ſolchen Fällen aber denkt ſich's tiefer und ſchneller als mit den Gedanken mit der — Eingebung. Mörner ſchellt, denn es fragte ſich zunächſt, ob der Junge überhaupt noch im Hauſe ſei; gleichzeitig faltete er das Blatt wieder zu und warf es zu Boden, als könnte es auch ungeleſen verſtreut worden ſein. Das übrige überließ er jetzt — wie der Entſcheidung eines Lostopfes.

Das Tatarenmädchen, die weibliche Bedienung des

Hauſes, trat ein. Wörner erſchrak. Er fühlte den Schmerz eines Verluſtes im Herzen.

„Iſt Adulis nicht da?“ fragte er mit künſtlicher Faſſung.

„Sie ſchickten ihn ja ſoeben auf den Lloyddampfer. Soll ich ihn zurückrufen?“

„Thun Sie es!“

Der kritiſche Augenblick war alſo juſt noch erhaſcht worden.

Adulis kam. Wörner ſah ſein verſtörtes, vielleicht verweintes Geſicht, obwohl er that, als merke und denke er nichts. Er ſagte zerſtreut:

„Mir ſcheint, Sie ſind in einem Ausgange geſtört worden. Das thut mir leid. Eis könnte mir ja auch die Antſchi bringen.“

„Eis? Ich dachte, Sie haben dem Gelati ſeit einer Kehlkopfkrankheit abgeſagt?“

„Ganz recht. Ich rede auch nicht von Gelati, ſondern von Eisumſchlägen. Mein Kopf rührt ſich wieder. Ich weiß nicht, ſoll eine Kopfgicht werden oder eine Gehirnentzündung — vielleicht iſt es auch nur eine Schwäche der Augennerven; aber dieſes Gefühl kommt mir jetzt öfter. Ich bin eben in den Jahren, wo einen der Schlag trifft. Glücklicherweiſe kenne ich das Mittel; bisher hat mir noch immer ein Eisumſchlag gut gethan.“

Adulis ſchrie auf. Leidenſchaftlich ſorgte und bekümmerte er ſich um ſeinen Beſchützer. Vor allem erſah er das Blatt am Boden und ſteckte es raſch und heimlich ein, was Mörner, wie ſein ganzes Betragen dieſes Augenblicks, luchsäugig beobachtete. Die Probe war gelungen. Mörners Erfolg war vollſtändig. Er hatte den Jüngling richtig beurteilt. Er entließ ihn nicht — er hielt ihn nicht — er legte es in ſein eigenes Gemüt, was er thun wollte.

Adulis blieb. Aber kein Wort dieſer Kriſis wurde mehr genannt — weder Fräulein Kreidel — noch die Kopfgicht — es war, als ob man ſich beiderſeits verſtünde. Und ſtill, zart, wortlos wuchs beiderſeits Schonung und Anhänglichkeit.

8.

Mit dem Handelsgerichte hatte Mörner Glück. Der Koſak, welcher Präſident desſelben war, ſtand, wie wir wiſſen, in Sangas und Schulefs Schuld; aber juſt dieſer Umſtand, ſcheinbar ſo ungünſtig für Mörners Sache, half ihm direkt. Der Koſak benützte ſeine vorteilhafte Lage, um auf Sanga und Schulef einen Druck auszuüben. Aber ſei's, daß er den Bogen zu ſtraff ſpannte oder der Geiz ſeiner Freunde zu groß war, genug, er befand ſich bald in der Situation ſo vieler Politiker, welche eine Demonſtration machen,

ohne ihren Zweck der Einschüchterung erreichen zu können; er mußte seine Drohungen ehrenhalber und gleichsam gegen seinen Willen ausführen. Er ließ das Handelsgericht bald und gerecht Mörners Prozeß entscheiden, also die Firma Sanga und Schulef zur Zahlung verurteilen.

„Alle Jahr einen Rubel," sagte Sanga.

„Um Gottes willen, ruiniren Sie mich nicht!" schrie Schulef; „alle hundert Jahre eine Kopeke."

So trieben sie ihren Spott mit den Zahlungsterminen. Sie lachten und höhnten. Kreidel hatte richtig vorausgesagt: die Entscheidung des Handelsgerichtes war machtlos. Mörner mochte sich zeigen wenn immer und Vorschläge machen, wie er wollte, er wurde einfach ausgelacht. Die Gegenvorschläge waren eine Satire auf jeden Ausgleich.

Eines Tags endlich griff Mörner zu seiner letzten und lang gesparten Waffe. Er setzte sich hin und schrieb:

„Finden Sie sich im Laufe von achtundvierzig Stunden nicht bei mir ein, um meine Forderung an Sie mit drei Vierteln ihres vollen Betrages bar zu berichtigen, so werde ich Sie auf der Börse aufsuchen und daselbst in einer Weise beschimpfen, daß Sie gezwungen sein werden, davon Kenntnis zu nehmen. Sollten Sie mir ein- oder zweimal aus dem Wege gehen und weiterhin dennoch wagen, Ihr Gesicht an

der Börse zu zeigen, so werde ich meine Beschimpfungen fortsetzen, und zwar so lange, bis Sie sich gezwungen fühlen, entweder die Börse von Odessa für immer zu verlassen oder das zu thun, was unter den gleichen Umständen selbst der Ehrloseste nicht vermeiden dürfte — mich zu fordern."

Dieses Billet schickte er im Duplikat an Sanga und Schulef. Ruhig wartete der Ehrenmann die Wirkung davon ab.

Als Sanga sein Exemplar empfing, erblaßte er, geriet in grenzenlose Wut, stieß ein paar Tintenflaschen um, gab dem jüngsten Comptoirlehrling eine Ohrfeige und rannte wie besessen zu Schulef. Seine schielenden Augen rollten so furchtbar, daß sie mit durchbohrenden Blicken gegenseitig sich selbst bedrohten. Auf der Mitte des Weges begegnete ihm wie ein angeschossener Eber, zornschnaubend, mit rotem Gesicht und blutunterlaufenen Augen — der Russe Schulef.

„Ich wollte soeben zu Euch," keuchte Schulef.

„Und ich zu Euch," sprühte Sanga.

„Da lest diesen Wisch!"

„Und diesen!"

Die Herren tauschten ihre „identischen Noten" aus. Hierauf blieben sie in der Mitte der Straße stehen — die Odessaer Straßen sind breit genug dazu — und sahen sprachlos einander an.

„Was nun?" fragte Schulef.

„Wir ſind zu Ende," antwortete Sanga und zerknitterte mit einem Fluche ſein Billet in der geballten Fauſt.

„Das iſt der erſte, mit dem wir nicht fertig werden," knirſchte Schulef.

„Wenigſtens auf unſerem gewöhnlichen Wege nicht," ſetzte Sanga hinzu.

Der Ruſſe ſchlug ſich vor die Stirne.

„Wie ſchade, wie ſchade! Ständen wir mit ihm noch ſo gut, daß wir ihn auf eine Taſſe Thee bitten könnten — ich wüßte ihn gründlich abzufertigen."

„Luminös!" rief der Italiener und lachte wie ein gekitzelter Affe. „Ihr hattet eine Idee wie eine saëtta! Und Thee nimmt er ſo wie ſo, wenn nicht bei uns, doch zu Hauſe. Was meint Ihr zu ſeinem blödſinnigen Amoroſo? Klopfen wir auf den Strauch! Gehenkt will ich ſein, wenn ihm dieſer Adulis nicht einen Thee zubereitet, der unſere Rechnung auf ewig ſaldirt!"

Die würdige Firma verſenkte ſich in eifrige Beſprechung dieſes Gedankens.

Aber während ſie noch redeten, ſahen ſie Adulis über die Straße gehen, welchen Mörner zur Poſt geſchickt hatte.

„Der kommt gerufen!" ſchrie der Italiener. „Auf, Gevatter, das iſt ein Omen! Der Würfel fällt, es ſoll ſein. Keine Zeit verloren! Macht Euch an ihn, ſchleppt ihn ins Sabanski-Kaffeehaus; nagelt ihn feſt!"

„Und Ihr?"

„Oho, ich komme gleich nach. Hört, was mir einfällt. Ich fahre auf Dewitschni Pole und hole Sophiechen ab; was meint Ihr? Während Ihr ihm alle guten Dinge der Welt vorsprecht — Geld, Anstellungen, Reisen, überrumple ich ihn mit dem Mädchen und gebe ihm vollends den Rest. Die Teufelshexe ist ganz der Brander dazu. Zur Kohle will ich ihn brennen."

„Ein kapitaler Einfall, Gevatter! Recht habt Ihr. Ohne Mädchen kein Teufel. Unser ist er mit Haut und Haar, wenn unser Sophiechen über ihn kommt. Vorwärts!"

Und thatlustig fuhren sie auseinander, der eine in den nächsten Fiaker sich werfend, der andere unserem armen Adulis nachjagend wie eine Schleiereule einem harmlosen Mäuschen.

Verwundern wir uns nicht, daß wir im nächsten Augenblicke Schulef und Adulis in einer Laube von blühenden Topfgewächsen vor dem Sabanski-Café finden. Auch der bescheidenste Diener fühlt sich geschmeichelt und fängt an zuzuhören, wenn man ihm mit geschickter Trugrede beibringt, daß man ihm Wichtigkeit beilegt, daß er vermitteln, versöhnen, ausgleichen, kurz, zwischen streitenden Parteien von Nutzen sein könne.

Mit solch einladenden Reden aber fing Schulef an. Als er damit erreicht hatte, daß ihm Adulis mit

Zutrauen sein Ohr lieh, rückte er näher und näher. Adulis erriet endlich, daß ein böser Anschlag gegen seinen Herrn im Werke sei. Um über diesen fürchterlichen Argwohn sich Licht zu verschaffen, holte er nun seinerseits den Russen aus und stellte sich, als ob er anfange, ihm entgegenzukommen. Der Russe legte nun ganz seine Karte auf. Adulis verlor vor Schrecken und Abscheu fast die Besinnung. Er saß wie auf Kohlen. Sein Kopf schwindelte, er wünschte sich weit hinweg von diesem Gespräche. Er blickte nach Rettung aus, die ganze Straße, die ganze Welt schien ihm ein Paradies voll unschuldiger Menschen, er wollte vor Scham in den Boden sinken, daß nur er mit diesem Verpesteten das reine Sonnenlicht schände. Zuletzt sprang er auf, und mit dem Rufe: „O, meine Zahnschmerzen! Ich muß zu einem Zahnarzte!“ hielt er einen vorbeifahrenden Fiaker an. Es war hohe Zeit. In der nächsten Minute kam Sanga mit seinem „Nichtchen“ angefahren.

„Schon fertig?“ rief er verwundert, als er seinen Spießgesellen allein fand; „nun, wie ging's?“

Schulef aber — sei's, daß ihn selbst die Eitelkeit täuschte, sei's, daß ihn im unrechtesten Augenblicke die menschliche Schwäche anwandelte, mit Erfolgen zu prahlen — genug, das Schicksal dieser Firma sollte sich erfüllen, denn ein entscheidendes Verhängnis war es, daß Schulef antwortete:

„Gut ging's, Gevatter, gut. Zwar ein bißchen kälbermäßig geberdete er ſich für den Anfang, dafür aber iſt er auch ein Neuling. Ich bin ganz zufrieden mit meinem Erfolg. Wir haben ihn, kein Zweifel, wir haben ihn!"

„Alſo drauf!" rief der Italiener mit mordfunkelnden Augen, „und das warme Eiſen geſchmiedet! Vorwärts ins Teufels Namen!"

9.

„Was iſt Ihnen begegnet, Adulis? Sie ſehen ja wie verwandelt aus!" war Mörners erſtes Wort, als ſein Diener vom Poſtgange nach Hauſe kam.

Adulis war ſtumm und verlegen.

Mörner machte perſönliche Bemerkungen nur aus Teilnahme und ließ ſie fallen, wenn ſie kein Echo fanden. Er ſagte daher bloß noch:

„Es iſt mir lieb, daß Sie gekommen ſind, denn ſoeben muß ich einen dringenden Gang machen, und doch erwarte ich die Freunde zur Spielpartie. Empfangen Sie die Herren, wenn ſie noch vor mir kommen ſollten, in vierzig Minuten komme ich ſelbſt wieder." Damit verließ er das Haus.

Adulis brütete in ſeinem Zimmer hin, faßte den Kopf in beide Hände und ſtarrte ins Bodenloſe. Es

war der erste einsame Augenblick, dem furchtbarsten Eindruck seines Lebens ungestört nachzuhängen. Es geschah denn mit einer Selbstverlorenheit, worin ihm die ganze Welt unterging.

Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter: Monsieur Lequile, der französische Handelskonsul, Mörners Freund und einer der Spielpartner, stand in der Wohnung.

„Munter, mein Lieber!“ rief der Franzose; „es ist keine Gefahr bei dem Handel. Geben Sie acht, sie schießen sich nicht.“

Adulis fuhr auf.

„Gefahr! Schießen! Was ist das? Wovon sprechen Sie denn?“

„Nun, von seinem Handel mit Sanga und Schulef. Den kennen Sie doch?“

„Sehr genau.“

„Also dann wissen Sie ja, daß Herr Mörner die zwei Halunken auf Pistolen gefordert hat, um couper court mit ihren Kabalen zu machen.“

„Mein Gott, nein! Kein Wort weiß ich! Was sagen Sie? Pistolen! Ich bin des Todes!“

„Ah, Pardon! Ein Mißverständnis, wie ich merke. Ich trat ein und fand Sie in einem so tragischen abandon, daß ich dachte, Sie bekümmern sich über dieses Pistolenduell. Tant mieux, wenn ich irrte. Aber nehmen Sie auch Ihre amours nicht zu tragisch.

Ein Junge wie Sie darf nicht seufzen. Hören Sie, Freundchen?"

„Herr Lequile, Sie zermalmen mich. Ein Duell ist im Zuge! Herr Mörner schießt sich! Ich komme von Sinnen! Abgründe von allen Seiten! Welch ein Entsetzen! Herr Mörner schießt sich!"

„Eh non! Ich sage es Ihnen ja. Die Kerle sind Hasenfüße. Es kommt nicht dazu. Herr Mörner jagt sie ins Bockshorn. Geben Sie acht, das Mittel wirkt. Die Spitzbuben zahlen."

„Sie zahlen nicht!" schrie Adulis heftig. „Sie denken nicht daran! Sie denken an ganz andere Auswege. Mein Gott, mein Gott! Auch das noch! Welche Gefahren bedrohen uns überall!"

Der Jüngling war außer sich. Er irrte händeringend im Zimmer herum und rang vergebens nach Fassung.

Jetzt trat Herr Pogowitsch ein, ein anderer Teilnehmer an der Spielpartie. Er war der Polizeidirektor von Odessa und mit Lequile einer der wenigen, mit welchen Mörner in Odessa Freundschaft geschlossen. Adulis war froh, sich zurückziehen zu dürfen. Es stürmte zu heftig und verworren in ihm.

Es war Mörners Abendordnung, wenn er eine Spielpartie hatte, daß das Spiel dem Thee vorherging, denn mit diesem beschloß er den Abend und begab sich dann bald zu Bette.

Während die Herren im ersten Zimmer nun spielten, brütete Adulis im dritten. Er hielt sich im Dunkeln und machte die Kämpfe dieses Tages und Abends durch. Es dauerte lange; es war ihm Zeit gegönnt.

So kam er endlich zum Thee, den er bediente, mit Fassung. Aber mit welcher Fassung! Er sah aus wie der Geist seiner selbst. Alle Aufregung, alles zitternd Nervöse und Bewegte war aus seinen Zügen verschwunden. Sie waren steinern und kalt. Ein Entschluß hatte sich durchgekämpft, ein Gedanke und Wille. Aber der Kampf hatte alles gekostet. Die Kräfte waren verbraucht, die Ruhe des Entschlusses war Tod. Mörner hätte zum zweitenmale sagen können: Sie sehen ja wie verwandelt aus!

Aber er sagte es nicht. Er sagte jetzt mehr und weniger.

„Adulis, Sie sind krank," sagte er. „Gehen Sie zu Bette! Willigen Sie endlich ein, daß den Thee die Antschi bedient. Ich werde sie Ihnen auch selbst zur Bedienung nachschicken."

Adulis schlug das Auge zu ihm auf. Mörner war betroffen; der Blick sagte ihm, daß er um das Duell wisse, und war ein Vorwurf, daß er ihm's verschwiegen. Welche Augen! Adulis hatte Blicke, welche von Seele zu Seele gingen.

Der Russe Pogowitsch inzwischen brummte gutmütig:

„Unſer Söhnchen bekommt wohl das Steppenfieber. Die Fremden bekommen es oft, aber geſtorben iſt noch keiner daran.“

„Ja, ja,“ ſpottete Lequile, „euer Paris des Pontus macht uns alles nach, nur unſere Pariſer Veilchenluft nicht.“

So hatten ſie ihn angeſehen und angeſprochen, alle drei. Die erſte Pein der Verlegenheit war überſtanden. Adulis gab ſich von innen heraus und faſt ſichtbar den letzten Anſtoß gegen die Schüchternheit ſeines Daſtehens und ſagte dann wie einer, der auf Leben und Tod an ſein Werk geht:

„Meine Herren, ſind Sie Jäger?“

„Ah, er ſpricht ſchon im Fieber!“ murmelte der Ruſſe; aber der Franzoſe ging auf die Frage ein, weil den Geſprächigen jedes Geſpräch intereſſirt. Er antwortete:

„Berufsjäger ſind wir freilich nicht, aber jeder Gentleman jagt. Warum fragen Sie das? Haben Sie Luſt, eine Jagdpartie mitzumachen?“

Adulis verneinte.

„Wenn Sie jagen,“ fuhr er fort, „dann ſagen Sie mir folgendes: Geht man auf der Jagd immer offen zu Werke oder iſt auch Liſt und Hinterhalt erlaubt?“

„O, das iſt ja der Hauptſpaß! Was wäre Jagd ohne ruse de guerre?“

„Das dachte ich auch. Die Robbenfänger, las ich einmal, gehen ſogar ſo weit und ſtecken ſich in Robbenfelle, kriechen auf allen vieren herum, machen den Robben pantomimiſch ihre Bewegungen nach, was ſehr poſſirlich ſein ſoll — kurz, machen von der Liſt den weiteſten Gebrauch, um die armen, ſanften Tiere in den Tod zu locken.“

„Er fiebert nicht,“ flüſterte Pogowitſch, und Lequile ſagte geſpannt:

„Sprechen Sie weiter, junger Mann!“

Adulis that es.

„Das thut die Jagd,“ ſagte er, „die Jagd auf die ſogenannten wilden Tiere. Und nun die höchſte der Hochjagd? Die Jagd auf wilde Menſchen, auf Beſtien, auf Ungeheuer, auf Meuchelmörder, auf Giftmiſcher? Meine Herren, was thut dieſe Jagd? Genirt ſie ſich? Hat ſie point d'honneur? Jagt ſie mit Skrupeln, mit Goldwagen, mit Sammethandſchuhen? Iſt Liſt und Hinterhalt auch gegen das menſchliche Raubtier erlaubt?“

„Unter Umſtänden, ja!“ ſagte der Konſul Lequile, und Pogowitſch, der Polizeidirektor, beeilte ſich hinzuzuſetzen:

„Unter ſehr vielen Umſtänden!“

Adulis hob ſeine Stirn und fuhr mit freierem Bruſtton fort:

„Meine Herren, Sie nehmen mir eine ſchwere Laſt

von der Seele! Es existiren in Odessa zwei Böse-wichter, welche Sie kennen oder vielmehr nicht kennen, denn in ihrer wahren scheußlichen Gestalt kenne nur ich sie und auch erst seit wenigen Stunden. Ich sage nicht mehr, als daß diese Unholde mich selbst zum Meuchelmörder gedungen haben. Das hat mich krank gemacht! Ja, ich bin krank, aber kein Bett-kranker. Ich bin krank am Entsetzen. Damit winkt mir kein Schlaf, kein Bett — ich wache heut nacht wie ein Jäger. Ein Netz habe ich gestrickt .und eine Fallgrube gegraben — einen Jagdplan gebaut auf List und Hinterhalt. Wie Todesschweiß brach es mir aus, ob er gelingen wird, denn nur durch Sie kann er gelingen. Und ach, Sie sind Männer und ich nur ein . . . Knabe. Durfte ich mich unterstehen, Männer wie Sie in den Hinterhalt zu legen, welche gewohnt sind, offen zu kämpfen und den Feind an der Stirne zu packen? Aber dieser Feind hat ja keine Stirne! Er ist ein feiges, tückisches Wesen, er geht mit Meuchlergedanken um, und ich wußte mir weder Hilfe noch Rettung, wenn es nicht erlaubt war, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Gott sei Dank, Sie sagen, es ist erlaubt! Sie ersparen mir eine Kriminal-anzeige und gerichtliche Verhöre und Prozeduren — ach, ich hätte sie nicht ausgehalten und sie hätte auch nichts genützt, denn ich habe ja keine Zeugen. Nein, nicht ans Gericht durfte ich denken. Ich mußte mir

den Mut faſſen, drei Männer zu einer abenteuerlichen Knabenliſt aufzufordern, zu einem kindiſchen Einfall, wie ich mir ſelbſt ſagte, und doch ſagt' ich mir auch: es gibt keinen andern! Es muß gewagt werden! Der Schlag muß gelingen, Sie dürfen nur Ja ſagen, Kommen Sie morgen zu einem Spiel, wo um Mörderköpfe geſpielt wird. Schenken Sie uns eine Stunde des Tages — nur den vierten Teil davon brauchen wir. Sagen Sie, daß Sie kommen! Sagen Sie, daß Sie mir vertrauen! Wenn Sie Jäger ſind, meine Herren, ſo verſuchen Sie es mit meiner Jagd. Helfen Sie mir zu dem Wild, das ein Tiger iſt! Bin ich krank, ſo machen Sie mich geſund und erfüllen Sie meine Bitte. Sagen Sie Nein, ſo überlebe ich dieſe Nacht nicht. Sagen Sie Ja, ſo triumphiren wir alle."

„Bei der iberiſchen Muttergottes," rief Pogowitſch, „das Kind iſt ganz Polizei! Er definirt unſere kunſtvollſte Praxis. Wie oft thun wir das Rätſelhafte, ja das ſcheinbar Abſurde und knüpfen unſere Fäden an Punkten an, wo andere den leeren Raum oder die helle Narrheit erblicken! Ich verſtehe ihn ganz. — Sollſt recht haben, mein Söhnchen," ſagte er zu Adulis, welchen er immer duzte, wenn er gemütlich wurde. „Morgen um drei Uhr ſteht Dir der Polizeidirektor von Odeſſa zur Verfügung."

„Pour la curiosité du fait," ſchwur der Fran-

zoſe, „ich halte mit! Origineller iſt noch nie eine Jagdpartie arrangirt worden!“

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, meine Herren!“ rief Adulis. „Alſo morgen um drei Uhr! Um dieſe Zeit, Herr Mörner, haben Sie Ihr Geld und behalten Ihr Leben. Um dieſe Zeit gebe ich Feuer auf Sanga-Schulef, nicht Sie — Ihnen ſtellt man ſich nicht.“

Wie auf Flügeln der Begeiſterung gehoben und als ein dreimal Verwandelter ſprach Adulis dieſe Worte. Er eilte hinweg und die drei Männer hatten den Eindruck — daß etwas Wunderartiges durch ihr Leben gegangen!

Auf ſeinem Zimmer aber ſchrieb er folgendes Billet:

„Ich ergreife dieſe Feder, zitternd vor Zorn über meine häuslichen Verhältniſſe. Ich erlebe ſoeben, was mich zum Aeußerſten treibt. Wäre ich vor wenigen Stunden in dieſer Verfaſſung geweſen, Sie hätten mich im Sabanski-Café entſchloſſener gefunden. Alſo morgen! Ich halte meiner Zahnſchmerzen wegen Klauſur und müßte ohnedies das Haus hüten, weil Herr Mörner aufs Land geht. Wir werden allein und ungeſtört ſein. Kommen Sie nach der Börſe zwiſchen drei und vier Uhr. Wir werden uns verſtändigen. Rache!

Ihr A.“

Dieſes Billet übergab Adulis dem Lohndiener, der es im Lampenſchein der Straßen noch an dieſem Abende zu Schulef trug.

10.

Schulef hatte ein dunkles Gefühl, daß dieſes Billet und der Schreiber desſelben, wie ſeine Haltung noch im Sabansli-Café geweſen, eben nicht ſehr zuſammenſtimmten. Die Frucht ſchien ihm etwas allzu ſchnell reif geworden. Er fand es für gut, ſeinen Compagnon Sanga vorzuſchieben. Auch dieſer hatte eine kurze und flüchtige Anwandlung von Verſtand und einen Augenblick lang — es muß zur Ehre der Wahrheit geſagt werden — war der Stand der Sache ein ſolcher, daß die Kriegsliſt mißlingen konnte. Hätte das Paar ſeine Bedenken ausgetauſcht, ſo konnte ein einziger Atemzug das Fünkchen zum Licht anblaſen und alles hell machen. Aber noch wahrer iſt es, daß die Oekonomie der Natur, welche das Böſe zuläßt, auch das Böſe unter ſich aufreibt. Das Fünkchen ſtarb. Jeder der beiden Kumpane hütete ſich aufs ſorgfältigſte, den andern irre zu machen, vielmehr hetzten ſie ſich gegenſeitig in die gierigſte Stimmung hinein. Und da der Ruſſe Schulef den Grund ſeiner Entſchuldigung aufs ſchlaueſte ausgedacht, und da Sanga ſtärker als

alles die leidenschaftliche Ungeduld empfand, diesen Duellkaufmann sich vom Halse zu schaffen, so fand sich zuletzt doch der Italiener darein, „das Geschäft“ auf sich zu nehmen.

Am Morgen des nächsten Tages ging Adulis zum Möbelverleiher und suchte sich die zwei größten Chiffonnières aus, welche er vorfand. Er ließ sie in die Wohnung transportiren und im mittleren Zimmer aufstellen.

Mit dem Stundenschlage halb vier Uhr nachmittags kam Sanga.

„Ist Herr Mörner zu Hause?“ fragte er den Portier.

„Er ist aufs Land und kommt vor Nacht nicht zurück.“

„Vielleicht sein Laufbursche doch,“ grinste Sanga mit affektirter Gleichgiltigkeit und schlüpfte die Treppe hinauf. Auf dem Korridor begegnet ihm Antschi, das Stubenmädchen. „Ich will zu Herrn Mörner.“

„Ist für heute verreist.“

„Und Adulis?“

„Weiß nicht; belieben nachzusehen. Links, Numero drei.“

Das hielt Sanga für seine Vorsicht! Zufrieden mit dem gleichen Wortlaute des doppelten Bescheides klopfte er an die verhängnisvolle Thür Numero drei.

Adulis öffnete.

„Was wünschen Sie?"

„Ich komme für Herrn Schulef."

„Warum kommt Herr Schulef nicht selbst?"

„Er hat zu thun. Fürchten Sie nichts! Wir sind Compagnons. Mein Name ist Sanga."

„Ich weiß, ich weiß. Ich kenne Sie ja. Aber Herr Schulef wäre mir lieber gewesen."

Der Italiener drängte sich wie der Fuchs in den Taubenschlag an der schlanken Person des Jünglings vorbei in die Wohnung. Adulis sperrte das Thürschloß.

Nach allen Seiten schielte Sanga herum.

„Sind wir sicher? Wohnen nicht Passagiere nebenan?"

„Wohl," sagte Adulis, „aber wir selbst bewohnen drei Zimmer. Folgen Sie mir ins mittlere, so stoßen wir links und rechts an uns selbst."

Der Italiener fletschte zufrieden die Zähne. Sie gingen ins Mittelzimmer. Sanga öffnete links und rechts die Flügelthüren zu den beiden anderen, und da ihm Adulis mit Befremden zusah, lächelte er diplomatisch schlau:

„Bei offenen Thüren sichert man sich am besten vor Lauschern."

Nach diesem Kunstgriff rückte er sich einen Sessel zurecht, daß er durch die offenen Thüren die ganze Wohnung übersehen konnte, hieß den Jüngling neben sich sitzen, räusperte sich und fing an:

„Ich glaube, ich kann heute kurz sein, nachdem Ihnen gestern mein Compagnon . . ."

Adulis trug den Kopf eingebunden, wovon er jetzt Gebrauch machte.

„Reden Sie lauter," sprach er. „Meiner Zahnschmerzen wegen band ich mich ein, aber ich höre nicht gut durch das Tuch. Was sagten Sie? Sie müssen laut sprechen."

„Mein Compagnon wird Ihnen gestern gesagt haben . . ."

„Mein Gott, ich weiß gar nichts mehr," unterbrach ihn Adulis. „Wiederholen Sie mir's. Gestern, gestern! Ich war so verwirrt gestern!"

„Herr Schulef bemerkte es. Es muß Sie allerdings erschüttert haben, zu hören, daß es hier in Odessa Männer gibt, welche in Ihrem Herrn Mörner den entsprungenen Galeerensträfling erkannten, den Mann, welcher zwei Frauen vergiftet, welcher in New-Orleans einen Börsensyndikus erschossen hat, welcher durch eine Reihe von Jahren das thätigste Mitglied einer Gaunerbande zur Verbreitung falscher englischer Pfundnoten war, den Mann, hinter dem fast in allen Sprachen der Welt Steckbriefe her sind, den Mann, der in zahllosen Verbrechen mit dem Galgen gespielt hat und leider nur an der Galeere hängen blieb, von der er sich mit der List und Gelenkigkeit aller Raubtiere gleichfalls abzuschrauben im stande war."

„Sie entſetzen mich!“ rief Adulis. „Aber wozu da einen Giftmord? Den Mann denunziren wir der Polizei.“

„Und Sie?“ grinſte Sanga mit verzogenem Munde.

„Ich? Ich weiß von nichts; ich bin unſchuldig.“

„Hoho!“ höhnte der Italiener, „ſo entſchlüpfen Sie uns nicht. Keine Verſtellung, junger Herr! Das müßte eine hübſche Unſchuld ſein, der Privatſekretär eines ſolchen Verbrechers! Aber wäre es auch! Wiſſen Sie ſelbſt, wie weit Sie unſchuldig ſind? Können Sie wiſſen, wie viele falſche Banknoten durch Ihre Hand gegangen? Können Sie wiſſen, welche Briefe Sie beſtellt und an wen? Wie wollen Sie Ihr Nichtwiſſen beweiſen? Sie haben die Präſumption des Komplizen für ſich. In der Geſellſchaft eines Verbrechers ertappt, ein Bedienſteter, ein Freund, ein Intimus, wie es ſcheint, dieſes gemeingefährlichen Subjekts — können Sie wiſſen, wie weit Sie angeſteckt, mitſchuldig, mitverpeſtet und in ſeine Verbrechen verflochten ſind? Ihn der Polizei denunziren! Sie Kälbchen! Thun Sie das nur in Ihrer vermeintlichen Unſchuld und reißen Sie Augen und Ohren auf, wie ſich im Nu die feingezahnten Räder der Polizei in Ihr eigenes Höschen verfangen! Haben Sie bedacht, wo Sie ſind? Sie ſind in Rußland! Sie ſind in einem Lande, wo man ſelbſt einen Stockblinden — den engliſchen Marinelieutenant Holman

— als Spion behandelte und auf die Warſchauer Citadelle ſetzte. Da, leſen Sie, wenn Sie mir nicht glauben; leſen Sie dieſes Zeitungsblatt. Spielen Sie nur mit der Leimrute einer ruſſiſchen Polizei und ſehen Sie zu, welcher Heilige Sie wieder loskriegt! Ihr ſauberer Herr Mörner, welcher die Polizei von zwei Welten zum Narren hat, kann auch bei uns durchbrennen und Sie bleiben allein im Garne. Was ſage ich? Es iſt ja die Taktik dieſer Hochſtapler, an jedem Ort, den ſie abgaunern, juſt die Polizei ſelbſt in ihr Intereſſe zu ziehen. Hier in Odeſſa geht Ihr Herr Mörner mit dem Polizeidirektor Pogowitſch um, einem Schuft, der direkt aus dem Zuchthauſe kam und nur angeſtellt wurde, weil er ſelbſt die Verbrecherlaufbahn durchgemacht hat und alles Polizeiwidrige aus eigener Erfahrung kennt. Ein anderer Freund Ihres Herrn Mörner iſt der franzöſiſche Handelskonſul Lequile, der unter den Augen des Zollamtes ſchmuggelt und der größte Dieb zwiſchen dem weißen und ſchwarzen Meere iſt. Einen ſolchen Mann denunziren Sie der Polizei! Sie läßt ihn durchſchlüpfen und hält ſich an Sie. Merken Sie das! Sie ſind eigens engagirt als ſein Strohmann; hören Sie das von einem Erfahrenen, wenn Sie's in Ihrer Unſchuld nicht wiſſen. Unſchuld! Ja, ja, pochen Sie nur auf Ihre Unſchuld! In den Bergwerken des Ural und in Sibirien wird man Sie ſchon lehren, was Unſchuld heißt, und

wenn Sie's nicht begreifen, ſo hilft die Knute nach, junger Herr!“

Adulis ſtellte ſich ganz ſo eingeſchüchtert, als dieſe Worte es beabſichtigten und ſagte kleinlaut:

„Um Gottes willen, ſchonen Sie mich! Sie wiſſen ganz anders zu ſprechen, als Herr Schulef geſtern im Sabanski-Café. Der ſagte mir nicht den zehnten Teil dieſer ſchrecklichen Dinge.“

„Strohkopf!“ murmelte der Italiener. Er triumphirte über ſeinen beſſeren Erfolg und fuhr ſiegesgewiß fort: „Alſo zur Sache, junger Herr! Dieſer Mörner iſt ein gemeingefährliches Individuum, welches als Magnetiſeur, Croupier, Spion, Kuppler, Schmuggler, Sklavenhändler, Erbſchleicher und gelegentlicher Meuchelmörder ſeit dreißig Jahren die beiden Hemiſphären unſicher macht. Mit der Piſtole in der Hand kaſſirt er fingirte Schulden ein, ein Verbrechen, wovon Sie ſelbſt Zeuge ſind. Da ſehen Sie her! Glauben Sie ſeiner Handſchrift, wenn Sie mir nicht glauben. Von unſerer Firma erpreßt er Geld, indem er Schulef und mich mit der Piſtole bedroht. Thut das ein Kaufmann? Ein Meuchelmörder iſt Ihr Herr Mörner, ein gemeiner Meuchelmörder. Wir ſind nur im Rechte der Notwehr gegen ihn, wenn wir ihn aus der Welt ſchaffen. Wir bezahlen ihn mit ſeiner eigenen Münze. Uns will er umbringen, und Sie — Sie läßt er dem Kriminalgerichte als Erſatzmann zurück! Wir

haben also beide dasselbe Interesse, dem Galgenvogel zuvorzukommen. Will er Pulver — hier ist es! Aber ein Pulver für die Theetasse, nicht für die Zündpfanne. Hahaha!"

Adulis sagte:

„Und doch ist er mein Versorger. Was bieten Sie mir, damit ich den Menschen wenigstens fürs erste entbehren kann?"

Sangas Augen leuchteten bei dieser Frage. Sie war das Jawort! Mühsam seine Freude verbergend, antwortete er:

„Haben Sie von dem weltberühmten Schloß Kliutschi gehört? Es ist nach dem Modell von Neuilly bei Paris gebaut, gehört einer Gräfin Bilienbajenska und liegt in der Ukraine, in einem Naturpark von Wiesen und Wäldern, die das Schönste auf Erden sind. Wir haben starke Hypotheken auf das Haus gegeben und müssen oft Nachsicht wegen der Zinsen haben — die Gräfin ist in Dependance von uns. Dorthin schicken wir Sie. Sie verschwinden aus der Welt — in ein Paradies! Uebrigens ist eine Nichte von Schulef dame de compagnie bei der Gräfin und ohne Hyperbel das schönste Mädchen in Südrußland. Sie werden also keineswegs Langeweile haben. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Ausgezeichnet! Aber . . . ich werde nebenbei doch auch ein bischen Taschengeld brauchen. Was können Sie mir in barem geben?"

„Sie ſind ein zäher Kaufmann. Aber wir wollen coulant ſein. Wir unterzeichnen ſofort Verſicherung und Gegenverſicherung für zweitauſend Rubel, zahlbar an Mörners Todestag. Gilt's?"

„Her mit dem Gifte!" rief Adulis.

Der Italiener händigte ihm ein weißes Paketchen ein.

Adulis trat jetzt zwei Schritte zurück und rief mit erhobener Stimme:

„Alſo der Pakt iſt gemacht. Sie geben mir zweitauſend Rubel, um meinen Herrn zu vergiften und das Gift halte ich hier in der Hand. Zeugen herbei!"

Da thaten ſich plötzlich die zwei Chiffonnières auf und Sanga ſah ſich umringt von Mörner, Lequile und Pogowitſch. Alle drei waren bewaffnet.

Sanga ſtieß einen Schrei aus wie ein angeſchoſſenes Tier. Pogowitſch packte ihn an der Bruſt, aber er brach zuſammen und lag wie ein zertretener Wurm zu ſeinen Füßen.

„Ich zahle," winſelte er.

Da ſich Adulis eine Gerichtsprozedur verbeten, ſo ſtand das Urteil über den Sünder ſchon feſt.

„Allerdings zahlen Sie," ſagte Herr Mörner. „Sie zahlen die Buchſchuld der Firma Prokter und Sohn im vollen Betrage von vierzigtauſend Rubeln."

„Dreißig verlangten Sie."

„Das ist wahr. Wir proponirten Ihnen fünfundsiebenzig Prozent. Der Kaufmann wollte nicht — der Giftmischer zahlt jetzt voll."

„Ich thu's," stöhnte Sanga.

Mörner fuhr fort:

„Was meinen Sie, Herr Polizeidirektor, welche Summe zahlt Sanga als Sühne für einen beabsichtigten Meuchelmord an das Handlungskranken- und Waisenhaus in Odessa?"

„Hunderttausend Rubel," antwortete Pogowitsch.

„Erbarmen! Ich werde zum Bettler!" wimmerte Sanga.

„Möge der Bettelstab Sie bessere Wege führen," war die Antwort.

„Fünfzig."

„Hier wird nicht gehandelt. Hunderttausend oder Sibirien! Ihre Firma ist ein Schwamm voll ungerechten Gutes — heraus damit!"

Man gab dem Verbrecher zwei Cassaanweisungen zu zeichnen. Er zeichnete.

„Es ist gut," sagte Pogowitsch. „Für den Incasso werde ich selbst sorgen."

Mehr tot als lebendig stürzte Sanga zum Hause hinaus.

In der Rue Richelieu erwartete ihn Schulef.

„Nun, wie ging's?" rief er den Compagnon heißhungrig an.

„Vermaledeiter Ochſenkopf!“ ſchrie Sanga und verſetzte ihm einen Fauſtſchlag, mit dem er die platte Naſe des Ruſſen vollends entzwei ſchlug.

11.

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen.“ Wieder waren die Anker gelichtet und unſere Reiſenden fuhren ins Meer hinaus. Adulis ſaß mit dem Rücken gegen den Schiffskurs und ſah auf Odeſſa zurück.

„Von der Seeſeite iſt's eine ſchöne Stadt,“ ſagte er zu Mörner. „Wie auf einer Altane ſteht ſie auf ihrem ſteilen Uferrand dort oben. Man ahnt nichts von der Steppe, die dahinter liegt und die überall in ihre langen, geraden Straßen hereinblickt. Ah, ſie ſind zu breit, dieſe Straßen! Das bißchen Trottoir, das man ſo koſtſpielig von Malta herbeiſchleppt, hält weder den Staub nieder, noch ſchützen die Bäume in den Straßen gegen Wind und Sonne. Es gehört die Bevölkerung von Paris dazu, um dieſe Straßen auszufüllen. Richelieu muß ein großartiger Mann geweſen ſein. Ich liebe ſolche Männer. War er verheiratet?“

„Ich weiß es nicht.“

„Es iſt ſchändlich! Man müßte die Biographie dieſes Mannes an allen Straßenecken von Odeſſa verkaufen. Das iſt in Venedig anders. Da weiß jeder

Facchino von den Namen Morosini, Mocenigo, Ziani, Dandolo. Die Arsenalotten wissen die ganze Geschichte Venedigs auswendig. Ah, das sind Menschen! Die lieben ihr Vaterland, und ich sage Ihnen, der niedrigste Mann wird ein König, wenn er was Großes liebt!"

„Nun, nun, lieben Sie Ihr großes italienisches Vaterland nur nicht allzu königlich!" drohte Mörner lächelnd seinem kleinen Verschwörer.

Adulis antwortete nichts. Er sah träumerisch auf Odessa hin, bis die hochliegende Stadt immer tiefer und tiefer zu den Wellen herabsank, bis ihr fern schimmernder Häuserstreifen zuletzt unter den Wellen verschwand.

Mörner betrachtete ihn so empfindungsvoll, wie er die Stadt.

Er legte dem Jüngling die Hand auf die Achsel und sagte fast schamhaft über seine zärtliche Rührung:

„Sie haben was Großes in dieser Stadt ausgerichtet! Sie nehmen Abschied von dem merkwürdigsten Schauplatz Ihres Lebens."

Mit einem flehenden Blicke in Mörners Augen verbat sich Adulis die Schmeichelei, die ihn beschämte.

Mörner verstand diesen Blick und änderte den Gegenstand seiner Unterhaltung. Er sagte:

„Also vorwärts die Sinne, mein Freund! Konstantinopel liegt vor uns, das goldene Horn, seit dreitausend Jahren die berühmteste Landschaft zwischen

Europa und Asien. Da wollen wir uns ein paar Tage lang gütlich thun."

„Nein, nein, nichts von der Türkei!" rief Adulis lebhaft. „Wir müßten dann in christlichen Häfen Quarantäne halten, und ich mag keine Quarantäne."

„Gut, mein Freund. Ihr Wille soll auch der meinige sein. Und genau betrachtet, haben Sie nicht unrecht. Die Tage der Quarantäne können wir uns ersparen und lustiger zubringen; sie gehören uns, nicht der Firma Prokter. Wir haben sie redlich verdient. Ich will also nach Triest schreiben und unsern Ankunftstermin etwa auf vierzehn Tage später ansetzen. Diese vierzehn Tage machen wir uns Ferien auf irgend einer Station, die Sie selbst wählen sollen. Schlagen Sie also was anderes vor statt Konstantinopel."

„Zante."

„Zante? Gut. Sie hatten die Wahl schon vorrätig, wie ich sehe. Also Zante. Was hat Sie auf Zante aufmerksam gemacht?"

Adulis recitirte vor sich hin, wie man Verse rezitirt:

„‚Es ist nicht der Charakter der Pracht, noch das romantisch Ungeheure oder gewaltsam Ergreifende; es ist die himmlische Ruhe, die lyrische Form, der Ueberfluß eines vollendeten Daseins, welche diese Gegenden charakterisiren und in der Seele des Beschauers so süße Befriedigung zurücklassen. Der Eindruck dieser Landschaft glich in nichts dem, was ich bisher ge-

funden; ich ward lebhaft von dem Gedanken ergriffen, daß wenn ein Leidender, ein Unglücklicher hier von einem tiefen Schlafe erwachte, er leicht glauben könne, schon gestorben zu sein und die Gefilde der Seligen vor sich zu sehen.'"

„Wer sagt diese Worte?"

„Pückler-Muskau. Ein Jude in Odessa hielt eine Leihbibliothek von allen Sprachen und da fiel mir das Buch in die Hände."

„Die Beschreibung ist freilich anlockend."

„Das will ich meinen! Ein Leidender, ein Unglücklicher, der gestorben ist und in den Gefilden der Seligen aufwacht! Kann man mehr sagen?"

Aber Mörner war traurig, daß sich sein junger Freund in dieser heiteren Beschreibung just wieder das Elegische, das melancholisch Gedämpfte herausgesucht hatte. Seit ihm die Katastrophe in Odessa gezeigt, was für tiefe und fast dämonische Fähigkeiten in diesem wunderbaren Jünglinge ruhten, sah ihn Mörner wie ein inspirirtes, wie ein höheres Wesen an. Tausendmal dachte er an die Worte der Frau Rosalie in Triest: ‚Wenn Ihr ihn mitnehmt, werdet Ihr wie Tobias mit einem Engel reisen.' Und dieser Engel war nicht glücklich! Ein unbezwinglicher Bann von Gemütsverdüsterung lag über ihm! Wohl hielt sich Mörner sein Familienunglück gegenwärtig: der Vater ein Selbstmörder, die Mutter im Irrenhaus — aber manchmal

dünkte es ihm, als reiche ſelbſt das nicht zu. Sind achtzehn Jahre nicht ein Glück über allem Unglück? Hat der Jüngling nicht alles voraus, was beim Aelteren höchſtens eine leidige Nachnahme iſt, genannt Troſt, Geduld, Faſſung? Hält irgend eine Macht der Erde das Rollen des Blutes in ſeinen Adern auf? Er lebt ja ſein eigenes Schickſal und nicht das von anderen, die wieder das ihrige leben. Könnte die Welt ſich ergänzen, wenn glückloſe Eltern freudloſe Kinder zur Folge hätten? So dachte Mörner oft und mit tiefer Herzensinbrunſt erflehte er ſeinem jungen Freunde das Glück der Jugend vom Himmel herab.

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen!“ Konſtantinopel vorbei, wo man nach Abulis' Willen nicht anhielt, ging's ins ägäiſche Meer. Es waren die Wellen, in welchen Homer und Sappho und Anakreon ſich geſpiegelt! Wie in einem ſchönen bräutlichen Frühlingstraum ſchwamm der Dampfer durch die Cykladen, einem Bogen gleich, der über die Saiten ſtreicht und ſein Gang war eine Melodie!

Als er die Südſpitze von Morea umſchifft hatte, hielt er ſich ſo nahe an der Weſtküſte des Peloponnes, daß man auf dem Verdecke deutlich das Ufer ſah. Oelberge, Weinberge, Häuſer und Villen, weißſchimmernd im grünen Verſteck, bald einzeln, bald zu Städten und Dörfern gruppirt, im Hintergrunde eine ſchöne Gebirgslinie, hier bewaldet, dort nacktes Geſtein, farben-

ſpielend in violetten und purpurnen Tönen der Fernſicht: das waren die Bilder, welche in ihrer Heiterkeit und Abwechslung ſtundenlang das Auge beſchäftigten. Der ſonnigſte Himmel blaute darüber und das kriſtallklare Meerwaſſer ſpiegelte ſie mit plaſtiſcher Schärfe zurück.

Und wieder wendete das Schiff und fuhr direkt gegen Weſten. Die waldreichen Baien von Zante breiteten ihre grünen Arme aus. Und wieder tanzte auf dem Lande und im Widerſchein des Meeres eine weiße Doppellinie von Häuſern vor den Augen der Reiſenden — es war Zante, die Stadt. Da lag ſie mit ihren flachen italieniſchen Dächern, erſt zerſtreut wie ein Dorf in Obſtgärten, dann dichter und dichter zuſammenſchließend, zuletzt eine breite, ſtattliche Maſſe mit einer maleriſchen Hafenavenue. Der Anker rollte auf den Grund, man landete.

Im nächſten Augenblicke lagen unſere Reiſenden in den Armen des „Kefs". Auf einer Terraſſe am Hafendamme ſtand das Hotel del Orient, in welchem Mörner ſogleich abſtieg.

„Jetzt will ich Ihnen zeigen, was ein türkiſcher Kef iſt," ſagte er zu Adulis. „Aber damit Sie nicht in Spannung geraten — der Kef verträgt keine Spannung, da er ſelbſt die ſüßeſte Abſpannung iſt — ſo will ich Ihnen wenigſtens vom Wort eine Vorſtellung geben. Kef iſt die abſolute Faulheit. Das iſt ſelbſt das

dolce far niente nicht, denn dabei kann man immer noch tanzen, ſingen, das Tambourin ſchlagen, Mora ſpielen, was alles nicht Kef iſt. Mit Recht hat daher ein witziger Kopf den Kef einen Zuſtand genannt, gegen welchen das dolce far niente noch eine ſaure Arbeit iſt. Der Kef verträgt gar keine Bewegung, er darf nach dem Genuſſe kein Glied rühren. Er iſt müheloſer Genuß. Liegen, ins Blaue hineinſtarren, wenn's hoch kommt, an einer Süßigkeit ſaugen oder einem Pudel das Ohr krauen und zuletzt beim monotonen Geleier eines Märchenerzählers einſchlafen — das iſt der Kef."

Und Mörner beſtellte Zimmer im Hotel, und im Zimmer ein Bad; auf die Plattform des Daches aber ließ er Erfriſchungen bringen und Kiſſen und Teppiche und niedrige Schemel und Tiſchchen; den Baldachin erſparte die Laubkrone einer Palme, welche über das Dach hin ihren Schatten warf, und in dieſen Schatten lagerte ſich Mörner mit Adulis. Hier ſahen ſie auf den Landungsplatz im Hafen hinab, wo die geſchäftigen Zweifüßler noch immer den Lloyddampfer umwimmelten, ſahen von der Sonne, welche hinter ihnen im Weſten ſtand, den klaren, flüſſigen Schatten der Inſel weit ins Meer hinausfallen, ſahen die gegenüberliegende Küſte des Peloponnes im Roſenlicht aufleuchten und Clarenza und Torneſe und andere niedliche Uferſtädtchen wie Schmuckſachen von Perlmutter herüber-

glänzen. Das Meer zu ihren Füßen war ruhig wie ein Landsee, nur ein Abendhauch ſtreiſte es manchmal und trieb in gleichen Abſtänden weite Halbbogen über den Waſſerſpiegel der Hafenbucht. Am Lande hinauf und hinab ragten eine Menge von Vorgebirgen, Hügeln und Abhängen, beſät mit ſchimmernden Villen, welche ausſahen, als habe ſich ein Schwarm weißer Seemöwen ins Grüne gelagert. Von allen Seiten fuhren Segel hin und wider und führten die ſonderbarſten optiſchen Neckereien auf, denn aufs täuſchendſte ſchien's oft, als ſteuerten ſie direkt in Gärten und Weinberge hinein oder ſchlüpften aus Felswänden heraus; ſie ließen einen grenzenloſen Formenreichtum des Ufers ahnen und machten auf allen Punkten des Landes die Allgegenwart des Meeres kund, des ſchönen, herrlichen Elementes, das der Reiſende bald ſo leidenſchaftlich als die eigentliche Menſchenheimat lieben lernt.

„Sehen Sie, das iſt der Kef," ſagte Mörner. „Bei ſo viel Ruhe ſo viel Genuß. Rings um uns her ein Paradies und wir mitten drin, mit ausgeſtreckten Händen und Füßen an der Faulheit arbeitend. Das Bad, das uns ſo notthut, könnten wir drunten im Meere nehmen, aber der Kef badet nicht im Freien, wo ihm alle Bequemlichkeit fehlt — das thut höchſtens das dolce far niente. Ich habe die Badewannen in unſere Zimmer beſtellt, und alles, was ein türkiſcher

Gentleman leiſtet, iſt, daß er ſich vom Dache herab gütigſt ins Zimmer bemüht."

Mörner war ſehr liebenswürdig, wenn er faul war. Der thätige Mann kokettirte allerliebſt mit dem Kontraſt ſeiner Natur, mit der Faulheit, und wenn er ſich ihr einmal hingab, ſo war er klaſſiſch darin und ganz Kind und kindlicher Spielſinn.

„Eins aber iſt ſchade," ſeufzte der alte Herr, indem er des Latakias aromatiſche Wolken von ſich blies und mitleidig nach Adulis ſchielte, welcher eine Feige ausſog. „Zum Kef gehört notwendig der Tſchibuk. Schade, daß Sie nicht rauchen! Ich ſage Ihnen, mein Engelchen, rauchen heißt eine zweite Seele haben."

„Man hat an der erſten oft ſchon zu viel," warf Adulis hin.

Dieſe Antwort nahm Mörner doch wieder ernſter, obwohl ſie ſeine Behaglichkeit nicht ſtörte. Mit läſſiger Milde ſagte er:

„Man hat an der erſten oft ſchon zu viel! Aber bedenken Sie, daß wir mit dem lieben Seelchen bis über ſiebenzig Jahre ausreichen ſollen, da müſſen wir mit zwanzig wohl einen Vorrat, einen überflüſſigen Vorrat bekommen, der uns ſchier zu viel däucht und oft Schmerzen verurſacht. Aber bekämen wir ihn nicht, nun, ſo bliebe das Alter dann kalt und ſeelenlos, was doch wieder zu wenig wäre. Alſo lieber

ein Zuviel in der Jugend als ein Zuwenig im Alter. Meinen Sie nicht?“

„Sie dürfen das sagen,“ antwortete Adulis mit einem pietätvollen Blicke, „Sie sind ja selbst ein lebendiges Beispiel von Seelenvorrat.“

Der alte Herr wurde fast rot über diese Bemerkung, denn Adulis schmeichelte nicht. Nach einer Weile sagte er:

„Das eine wenigstens ist wahr, ich war in meiner Jugend weit mehr Poet als Kaufmann, oder besser, ich trieb die Kaufmannschaft selbst als Poesie. Das Wetten und Wagen, das Reisen mit seinen Abenteuern und namentlich die Menschenkenntnis, das Studium der Charaktere und ihrer Behandlung . . . Doch darin fand ich an Ihnen selbst meinen Meister. Sie haben an Sanga und Schulef ein Meisterstück geleistet. Bitte, lassen Sie mich sprechen, lassen Sie mich ganz aufgeknöpft sprechen. Jener Augenblick hat uns auf ewig verbunden. Erst in jenem Augenblick verstand ich Sie ganz. Ich verstand Sie noch nicht, als Sie mir das Heiratsprojekt mit Fräulein Kreidel so kurzweg zu Boden fallen ließen und hab's Ihnen im stillen nachgetragen. Jetzt seh' ich es anders an. Der Plan war vielleicht doch ein bißchen philisterhaft, ja vielleicht nicht einmal so glückverheißend, als es mir schien. Kreidel steht gut, aber wie wir das Raubnest Odessa jetzt kennen — was steht gut auf diesem Boden? Und

das leichtblütige Temperament ſeiner Tochter, das jetzt ſo naiv liebenswürdig iſt, könnte wohl ſpäterhin zu einer Frivolität ausarten, die einem Ehemann nicht ſehr wünſchenswert iſt. Möglicherweiſe hatte ich unrecht und Sie haben blind das beſſere getroffen. Jedenfalls aber hat Sie Ihr Meiſterſtreich gegen Sanga als einen Jüngling geoffenbart, welcher unermeßliche Fähigkeiten beſitzt, welcher nicht en passant mit zwei blauen Augen zu angeln iſt, ſondern welcher fühlt, daß er ſich ſein eigenes Glück ſchaffen kann und größere Mannesaufgaben hat, als der nächſtbeſten Schäferin ins Netz zu gehen. Ich ſprach daher kein Wort mehr von Kreidel, als wir Odeſſa verließen; ich wußte, Sie ſind zu groß für meine Vorſorge. Eben deshalb redete ich Ihnen auch nicht zu, das Offert des Polizeidirektors anzunehmen, als Sie der Mann jubelnd in die Luft ſchwang und ausrief: ‚Söhnchen, Du biſt mit dreitauſend Rubel mein Sekretär und in zwanzig Jahren mußt Du ruſſiſcher Polizeiminiſter ſein!‘ Ich wunderte mich nicht, daß Sie das ſo wenig annahmen als Fräulein Kreidels Hand, obwohl es tauſend andere gethan hätten. Sie ſind eine viel zu edle Natur, als daß Sie aus dem genialen Polizeidienſte, welchen Sie mir geleiſtet haben, ein gemeines Handwerk machen wollten. So fuhren wir aus Odeſſa hinaus, und ich weiß, ſie werden mich dort jetzt einen Egoiſten ſchelten, daß ich einen jungen Menſchen nicht zurückließ, welcher

in zweierlei Form ſein glänzendſtes Glück machen konnte. Nun, geſteh' ich es nur, ich bin auch ein Egoiſt. Ich möchte Sie jetzt behalten. Nach dem, was wir miteinander erlebt, möchte ich mich nie mehr von Ihnen trennen. Hoffentlich habe ich Ihnen doch jetzt noch mehr zu bieten als damals, wo ich Ihnen meine Zukunft ſo zweifelhaft vorſtellte. Sehen Sie, wir beide haben uns um die Firma Prokter verdient gemacht, namentlich Sie. Nun war der Alte ſchon in Trieſt nicht ungeneigt, eine Kommandite etwa in Marſeille oder Palermo zu gründen und mir in Procura zu geben. Kommen wir nun mit unſeren Lorbeeren zurück, die das kühnſte übertreffen, was ſich die Prokters erwarten können, ſo realiſirt ſich wahrſcheinlich die Sache. Sie bleiben bei mir in der Kommandite, nach ein paar Jahren löſen wir ſie dem Stammhauſe ab und ſie geht in kurzem auf Sie allein über. Freilich wird es zu dieſem Zwecke notwendig ſein, daß wir beide bei Prokter ein paar Monate arbeiten, um das Geſchäft zu ſtudiren; aber wenn Sie politiſch nicht ernſtlicher kompromittirt ſind, als Frau Roſalie mir geſagt hat, ſo können Sie ohne Gefahr in Trieſt auftreten. Eher könnte Ihnen eine andere Gefahr drohen. Sie dürften der jungen Frau Prokter nicht zu tief in die Augen gucken. Ich höre, Prokter Sohn hat ſich die ſchönſte Venetianerin zur Frau herübergeholt. Leider habe ich ſie nicht ſelbſt geſehen. Warum lächeln Sie?"

„Weil — weil ich finde, daß Sie eigentlich viel mehr an das schöne Geschlecht denken als ich.“

„Wie natürlich ist das! Ich habe in meinem längeren Leben viel mehr gesehen und geliebt als Sie. Und vor dem Schicksale, eine verheiratete Frau zu lieben, möge Sie nur der Himmel bewahren! Wenn Ihre Stunde 'mal schlägt', so werden Sie nicht bloß liebeln, das weiß ich; Sie werden lieben — Aug' um Aug' und Zahn um Zahn! Den Schmerz möchte ich nicht erleben, Sie in einer Wertherliebe unglücklich zu sehen.“

Adulis schlug die Augen nieder und drückte dem alten Herrn die Hand.

So unterhielten sich unsere Freunde auf dem Wonneplätzchen dort oben in der Stunde ihres Kefs. Ueber ihrem traulichen Geplauder sank die Nacht herab und am Himmel entbrannten die Sterne.

12.

Am andern Morgen ging's auf Ausflüge in die Insel hinaus. Aber im Reiten, was hier die landesübliche Art der Ausflüge war, zeigte sich Adulis auffallend ungeschickt. Er bemerkte, daß es bemerkt wurde und wurde sehr unlustig über die Lustbarkeit. Der alte Herr saß viel strammer als der junge. Um des letzteren willen kürzte Mörner die Landpartie ab und

in die Stadt hinein kehrte man vollends zu Fuß zurück.

Am nächsten Tage half der Wirt, ein gewandter Franzose, mit einem zweisitzigen Cabriolet aus. Das war willkommen. Unser Paar bestieg es mit Hochgenuß und suchte sich, mit einer guten englischen Karte in der Tasche, ohne Führer den Weg.

Bald hatten sie die Stadt hinter sich, die sich nach und nach in einzelne Höfe auflöste. Diese Höfe waren von Mauern umgeben und die Mauern ganz überdeckt vom Pflanzenwuchs. Bald sahen sie Kaktusstauden, welche über Mannshöhe an den Rand der Mauer emporwuchsen und mit üppigem Flechtwerk nach allen Seiten darüber hinausquollen, bald waren es Weinstöcke, oft nur ein einzelner, welche in ungeheurer Dicke das ganze Gebäude umrankten und Tausende von Trauben, auf der Nordseite nicht minder reich als gegen Süden, zu strotzenden Kränzen flochten. So kamen sie um das Kastell herum, welches sie links liegen ließen, an rötlichen Marmorwänden vorbei, aus deren Ritzen und Klüften überall Guirlanden von wuchernden Schlingpflanzen drängten, bis sie zuletzt an einem Straßenkreuz hielten, wo links der Weg zwischen Oelgärten sich hinaufwand, rechts ein Thalgrund sich öffnete, welcher wie ein krummes Horn gegen die Stadt sich zurückbog und nach dem Meere hin abfiel.

Das war ein ſchöner Punkt. Unter ihnen der grüne Thalgarten, ſeitwärts das blaue Meer, im Hintergrunde die Gebirge des griechiſchen Kontinents.

„Hier könnte Pückler-Muskau geſtanden und jene Worte geſchrieben haben," ſagte Adulis. „Dieſe Thalkrümmung iſt eines von den Gefilden der Seligen. Ein kleiner ländlicher Anbau, welcher von Hütte zu Hütte durch fleißige Nachbarſchaften geht, macht das Ganze zu einem großen Naturgarten, in welchem jeder einzelne an ſeinem Stück Grundeigentum ſein Stück Glückſeligkeit hat. Die ganze Thalfurche und alle Abhänge webt ein großer Mantel von Grün wie zur Hülle eines einzigen Leibes zuſammen, und wenn wo in Blöcken oder Felswänden nacktes Geſtein hervorſieht, welches des Anbaues geſpottet hat, ſo liebt es dann erſt die Natur zu zeigen, was ſie auch ohne Menſchenhände vermag und preßt mit ihren volleren Händen das ſaftige Grün aus den Steinen heraus, wie den Saft aus der Frucht, und naſchende Ziegen durchſtreifen es und von der Seeſeite kommen Vögel und brüten darin. So krümmt ſich zwiſchen wildem und angebautem Grün das Thalhorn wie eine gewundene Schnecke von Bild zu Bild, keines dem andern gleich und jedes dem andern ähnlich. Es iſt eine Welt für ſich, eine kleine, zufriedene Hirtenwelt. Und dann das Meer und die blauen Berge in der Ferne! Wie beſcheiden und doch wie mächtig deuten ſie an, daß die

Welt noch weiter und größer ist als dieser Thalwinkel! Sie verhindern den Geist, im Kleinen unterzugehen, laden ihn ein, ohne ihn just zu zwingen, ans Ganze zu denken und versetzen ihn in jene mäßige Spannung, welche seine Beweglichkeit übt, ohne seine Ruhe zu stören. Es ist das schönste Gleichgewicht hier zwischen den Kontrasten von Niedlich und Großartig, Nah und Fern, Genügen und Sehnsucht, Traum, der sich reizend verwirklicht, und Wirklichkeit, die wie geträumt aussieht. Ah, das ist doch ein anderes Land als die Krim! Man hat hier eine Stimmung wie im Frühling. Es ist, als geschähe was Neues, als stünde das Alte vor einer Wendung — ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Es ist einem so hoffnungsselig zu Mute! Ich muß immer an die Worte des Fürsten denken."

„Und sind Sie doch selbst ein Prinz und sprechen schon längst besser als er!" sagte Mörner, indem er den Jüngling bewundernd anhörte und ansah. So beredsam hatte Adulis noch selten gesprochen. Innig freute sich Mörner, daß es doch etwas gab, was ihm die Zunge löste. „Wie froh bin ich," — er mußte es ihm laut sagen, — „wie froh bin ich, daß Ihr Wunsch nach Zante Ihnen so gut Wort gehalten hat! Und so wollen wir uns noch manch guten Tag machen und das treffliche Inselchen uns zu Gemüte führen."

Mörner lenkte das Fuhrwerk nun links dem Berge zu, welcher aus der Ferne ein mächtig breiter Oliven-

wald geſchienen, im Näherkommen waren es Weinberge, in welchen die Oelbäume einzeln, aber freilich zu Tauſenden, als Nebennutzung ſtanden. In vielen Weinbergen war die Traubenleſe vorüber und man hatte ſie Herden von Ziegen, Schafen und Eſeln geöffnet, welche die Reben ohne Gewiſſensſkrupel zuſammenfraßen. Unſere Wanderer ſahen das mit Staunen und kaum wagten ſie es, an die unverwüſtliche Vollkraft einer Natur zu glauben, welche, wie ihnen die Landleute ſagten, im nächſten Jahre den ganzen Rebwuchs wieder hergeſtellt hätte.

In einigen Lagen aber fanden ſie die Korinthenernte noch im Gange. Das Verfahren, wodurch die Weinbeere zur Korinthe wird, konnten ſie faſt vom Wagen aus ſtudiren. Es war einfach. Sie fanden im Weingarten den ſonnigſten Teil ſeiner Fläche ſorgfältig zu einer Tenne geebnet und dieſe Tenne mittelſt kleiner Gräben, welche eine Spanne breit und tief waren, in längliche Würfel von zwölf bis ſechzehn Schritt Seitenlänge abgeteilt. Man ſchüttete die reif abgeſchnittenen Trauben zwar nicht über-, aber dicht nebeneinander von Würfel zu Würfel ſo lange auf, bis die ganze Tenne voll war. Das Blut der Traube fing bald zu gerinnen an und nach acht oder neun Tagen war die Dörrung vollendet. In jenen Würfeln, wo dies zuerſt geſchah — denn ungleich geſchah es doch — wurden dann die Korinthen eingeerntet und

frische Trauben aufgeschüttet, so lange, bis der Weinberg abgelesen war. Das Einernten der Korinthen geschah folgendermaßen: Die Leute rührten die Traubenbeete mit Harken um, worauf die Beeren von den Traubenskeletten mit Leichtigkeit abfielen. Die letzteren wurden dann mit Rechen von der Tenne hinweggestreift, ungefähr wie man eine flüssige Oberfläche abschäumt. Auf dem Grund der Tenne aber schaufelte man zuletzt das süße, schwere Korn, nämlich die Korinthen, mit Wurfschaufeln zu Haufen, um sie gelegentlich einzuheimsen. Das war alles.

Unsere Wanderer sahen diese Arbeit in ihren verschiedenen Abschnitten. Am meisten verwunderte sich Adulis, daß die Korinthen, welche unsere Hausfrauen nicht leicht verwenden, ohne sie abzuspülen, am Ort ihrer Erzeugung rein und klar wie Bernsteintropfen waren. Um die Wette aber priesen er und Mörner den entzückenden Süßduft, welcher von den Dörrstellen der Weinberge aufdampfte und mit seinem Wohlgeruch die ganze Insel erfüllte.

Mörner lenkte den Einspänner immer bergan, nicht stets auf dem Fahrweg, sondern in Kreuz- und Querzügen durch die Weinberge, aber der Richtung nach aufwärts immer getreu.

„Ich vermute," sagte er zu Adulis, „wenn wir erst auf der Wasserscheide sind, daß wir dann oben irgendwo einen Punkt finden, wo wir auf die andere

Seite der Insel hinübersehen, vielleicht von Meer zu Meer. Länglich schmal, wie sie ist, müßte sich eigentlich jeder Höhenpunkt dazu eignen, vorausgesetzt, daß die Höhen auch Spitzen haben und nicht die Form von Hochflächen — was sich ja bald genug zeigen muß."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so sah sich das Paar mit einem Ausruf fast von erschrockener Freude an. Sie hatten eine Einsattelung erreicht und die Aussicht, welche Körner vermutet hatte, lag vor ihnen. Sie sahen von der Ost- auf die Westseite der Insel hinüber, in eine Landschaft von durchaus verändertem Charakter. Zu ihren Füßen lag eine Fläche, welche auf diesem hügelverschränkten Inselraum eine ausgedehnte Ebene war. Die Fläche war hufeisenförmig von Bergen eingerahmt, und wo der Rahmen aufhörte, begrenzte sie der Horizont des jonischen Meeres. Also ein einfaches Motiv, fast ein monotones. Aber so weit das Auge reichte, wogte es über die Fläche von Rebenlaub und machte sie zu einem einzigen ungeheuren Weingarten. Und just das war das Hinreißende dieses Anblicks. Wenn die Kultur der Menschenhand auftritt — wie ein Wald, wie eine Prärie, wie das Element selbst in seiner Wildheit und Freiheit, so setzt es die Fassungskraft in Erstaunen, daß der Fleiß des Einzelnen Schritt halten kann mit einer Macht, die ein „Riese" ist, und über einen

Riesenleib den Mantel zu werfen ausholende Wurfweite hat. Es gibt ein Bild, in welchem das, was man sieht und das, was man denkt, zu einem Strom von Erhabenheit zusammenfließt und der Gedanke selbst eine sinnliche Größe wird. Es schien, als könne in diesem Fruchtgarten das halbe Menschengeschlecht seine Nahrung finden und die Quelle des Lebens in Jahrtausenden nicht zur Neige trinken. Wenn kühnere Landschaften mit dem süßen Schrecken des Wildromantischen aufregen, so fühlten sich die Beschauer hier aufgeregt — vor lauter Ruhe und Frieden! Sie glaubten die Erde von ihrer heiligen Seite zu sehen, sie sahen die Thore des Segens offen, sahen das Glück und sein Füllhorn, und die Begeisterung des Altertums wehte sie an, welches das Land der Verheißung ein Land nennt, „wo Milch und Honig fließt".

„Hieher wird das Wort Ihres Pückler-Muskau passen und nicht auf jene Thalschlucht dort vorne," sagte Mörner. „Er spricht vom ‚Ueberfluß eines vollendeten Daseins'. In dem schön gewundenen Thale, das Sie zuvor gepriesen, kämpfte das Dasein immer noch mit Fels und Stein, welche freilich malerischer waren, aber ‚vollendeter' und im ‚Ueberfluß' ist das Dasein hier. Kann man sich satt sehen an dieser Ebene, welche fast schäumt von Wein, welche fast Wellen wirft von Zuckerstoff und Gärungsduft? Und wenn das Auge ermüden wollte, so laden überall Höfe

und Villen, wie Inseln im Rebenmeere, als ebenso viele Ruhepunkte ein; mit dem Auge läßt der Geist, ja fast der Leib auf ihren flachen Dächern sich nieder, und das ganze Geschäft dieser Ruhe ist es, von Dach zu Dach solche Ruhepunkte zu zählen, denn so viel man deren auch findet, sie scheinen sich im Zählen selbst zu vermehren, gleich lebendigen Kindern, welche Versteckens spielen, aber bald hier, bald dort aus den Verstecken hervorspringen."

„Dabei gefällt mir die anspruchslose Einfachheit dieser Besitzungen," sagte Adulis. „Es sind gewiß die reichsten Kaufleute darunter, aber sie haben taktvoll empfunden, wie protzig es wäre, mitten in einem Garten sich mit Gartenanlagen zu umgeben. Sie sondern das Haus vom Weingarten höchstens mit einer lebendigen Hecke ab, mit den Zäunen von Kaktus, Aloë, Myrten und Rosmarin, wie sie hier überall herumstehen, und pflanzen etwa noch ein paar Ulmen oder Pappeln vor den Thorweg, aber auch das nicht einmal zu Putz und Staat, denn sie sind fast notwendige Wegweiser und gleichsam Leuchttürme mitten in dem grünen Meere von Weinstöcken. Das ist schön und nützlich zugleich."

So erfreuten sich die Wanderer ihres landschaftlichen Fundes. Mörner aber suchte dazwischen immer noch mit den Augen umher, und als Adulis es bemerkte, antwortete er ihm:

„Ich ſuche einen Punkt, auf welchem wir ebenſo voll und bequem zurückſchauen können, als wir hier vorwärts ſchauen. Nun liegt aber unſere Einſattelung bereits hoch und frei genug, daß es dazu nur ein weniges brauchte, daß vielleicht jede Ziege ſchon, welche auf der nächſtbeſten Klippe um ein paar Meter höher ſteht, die Rundſchau, die mir vorſchwebt, beherrſcht. Leihen Sie mir Ihr Auge, junger Herr. Seh' ich *dort links auf der Anhöhe* nicht wirklich eine kleine weiße Linie zwiſchen dem Laub der Kaſtanien? Das ſcheint mir ein Stückchen Dachfirſt zu ſein."

„Es iſt's auch. Aber ſoeben läßt ſich ein Seeadler darauf nieder. Das iſt gewiß ein Wüſttum im Dickicht, eine menſchenleere Ruine, verwildert und unzugänglich, wo ſtatt der Taube der Adler auf Dächern ſitzt."

„Das mag der freche Kerl mit ſich ſelbſt ausmachen. Uebrigens ſchließe ich anders. Wo die Bevölkerung nicht dicht oder das Meer in der Nähe iſt, nimmt ſich das Wild Freiheiten heraus. Der Adler beweiſt mir alſo nur, daß ich recht habe. Er wird ſich die dominirendſte Ausſicht geſucht haben, und die eben ſuchen wir auch. Dort droben wird uns der Peloponnes wieder in voller Pracht und Herrlichkeit auftauchen, der uns auf der Oſtſeite ein wenig zurücktrat in dem Maße, als wir dieſe Weſtſeite hier gewannen. Dort droben wird uns die meerumgürtete

Inſel wieder rund nach allen Seiten und alle vier Himmelsgegenden und alle zweiunddreißig Strahlen der Schiffsroſe fallen in unſern Geſichtskreis. Und daß dieſen Punkt ein Haus beſetzt hat, ein menſchliches Dach, das geſchah eigens auf Beſtellung für uns. Wahre Glückskinder ſind wir! Das Adlerdach wird jetzt unſere Zanteresidenz. Dort bringen wir unſere Ferien zu. Ah, wie uns alles nach Wunſch geht."

„Sind Sie denn ſicher, daß das Haus auch ein Gaſthaus iſt?" fragte Adulis unſchuldig.

Aber Mörner lachte nur.

„Das kümmert uns wenig, genug, daß es uns gehört. Wir nehmen es in Beſitz. Den Hausherrn werden wir freilich noch dulden, denn das iſt menſchlich, übrigens machen wir es uns bequem, richten uns ein darin und bleiben, ſo lang es uns gefällt. Wetter auch, zwei junge luſtige Burſchen wie wir erobern die Welt! Die unnachteten Inſulaner müſſen froh ſein, wenn ſo weitgereiſte, erfahrene Weisheitſpender bei ihnen vorſprechen. Im Ernſte, Adulis, der Kaufmann iſt überall willkommen, denn er bringt ſeine Kenntniſſe mit und ſtreut Samen aus, welche mit Nutzen aufgehen. Denken Sie nur, wie wir alle Taſchen voll Platzkenntniſſen von Odeſſa haben! Mit dieſem Wiſſen hätte das Haus Prokter viel erſpart. Ah, was haben wir zu erzählen! Und dieſe Inſelgriechen haben es immer gerne gehört, wenn einer aus Kolchis, aus Tauris,

aus Scythien kam und ihre neugierigen Ohren mit den Abenteuern der Fremde kitzelte. Aber noch ist Zante das alte Zakynthos und wir kommen wie zwei alte Griechen, und alles Inselvolk lauscht, wenn ich nun meinen Gesang anhebe, den Ruhm meines erfindungsreichen Odysseus und wie er in Odessa die Cyklopen Sanga und Schulef überlistete. Was meinen Sie! Ich muß Glück damit machen wie der Vater Homer und noch besser, denn ich führe meinen Helden gleich mit an der Hand. Bei Gott, ums Hineinkommen ist mir nicht bange, man wird uns gar nicht wieder hinauslassen!"

Mit diesem Worte, das prophetischer war, als Mörner es ahnte, lenkte er hügelan dem Landhause zu, und als das Fuhrwerk auf den Rauhwegen steckte, übergab er es einem Weinbergarbeiter in die Hut, der dem Paare, das auf italienisch um Auskünfte über das Haus fragte, im bäuerlichsten Inselromäisch antwortete. Ihren Weg zu Fuß verfolgend, erreichten Mörner und Adulis unbelehrt, durch Stein und Gestrüpp die lockende fremde Besitzung.

13.

Die Eindringlinge erkannten bald, daß sie ihr Ziel von einer unwegsamen Seite erreichten und wurden sich über die Lage des Landhauses klar. Es

lag der Länge nach zwiſchen Oſt und Weſt und hatte auf dieſen Fronten ganz jene Ausblicke vollkommenſter Schönheit, welche Mörner erwartet. Die kürzeren Nord- und Südſeiten — und von letzterer kam unſer Paar — waren die Kehrſeiten des Hauſes, umwildert von undurchdringlichen Hecken, aus welchen Kaſtanien- und Maulbeerbäume aufragten, und Hecken und Baumkronen machten den Bau hier faſt unſichtbar. Hier war es, wo Mörner ein Streifchen des Daches entdeckt hatte und Adulis den Seeadler auf dem Dache.

Nicht ohne Mühe durchbrachen Mörner und Adulis die Hecken, denn ein Zwiſchenpförtchen fanden ſie nirgends. Aber als ſie ſich durchgedrängt hatten, lag's wie ein aufgeſchlagenes Buch vor ihnen. Das Haus, von ſeiner Stirnſeite genommen, zeigte von ſelbſt ſeinen Situationsplan, ſeine Zugänge, ſeine Verkehrswege, denn der Auftritt dieſes Hauſes war der Schlußſtein einer Bodenfigur, ja, war die Rampe dieſes ganzen Landſchaftstheaters. Sie ſtanden auf dem Höhenpunkt jenes Thales, welches die erſte Scenerie ihres Ausfluges war und welches mit der Spitze ſeines Krummhornes faſt zu ihren Füßen heraufſtieß; ſie ſtanden auf dem Höhenpunkt jener weinvollen Ebene, welche zwiſchen ihnen und dem joniſchen Meere ſich ausbreitete und deren geprieſenes Bild ſie ſich hier noch vervollkommneten. Sie ſahen hemmnislos rund um die Inſel, in ſie und über ſie. Drüben im Oſten

lag der Peloponnes, ſchräg im Oſten Cephalonia, jenſeits im Weſten die Küſte Kalabriens, welche freilich nur geahnt wurde. Man konnte ſagen: Italien und Griechenland ſah zu den Fenſtern dieſes Landhauſes herauf. Der Erbauer wußte, was er gethan; er hatte den Punkt gewählt, wie ihn Mörner erraten hatte. Es war der Schlüſſel des ganzen Panoramas.

Und ſo gut wußte er's, daß er die Mitte des Hauſes mit einer offenen Galerie durchbrochen und von Meer zu Meer das Diesſeits und Jenſeits, Oſt und Weſt, Bild und Bild zu einem Anblick vereinigt hatte. Das war ein Zug, der ſelbſt die Ueberraſchung noch überbot. Man brauchte nicht einmal ums Haus herumzugehen, man brauchte nicht Inſaſſe zu ſein und im erſten Stock durchgehende Zimmer zu bewohnen; man ſtellte ſich in dieſe offene Halle, wendete den Kopf bald rechts, bald links und legte ſich zwei unvergleichliche Ausſichten zu einer einzigen und ganzen zuſammen.

„So weit wären wir alſo!" ſagte Mörner. „Jetzt unſere Zimmer! Heda, Bedienung! Sollte der Seeadler der einzige Portier geweſen ſein? Meldet er uns im Himmel an? Werden uns Engel aufnehmen? Oder Jupiter mit Iris und Hebe? Wes Glaubens war der Geſelle?" Mörner ſtöberte ſcherzend und ſuchend herum, aber das Haus, obwohl ſichtlich bewohnt, war einſam und menſchenleer. Endlich ſchlug er folgenden Plan vor: Er wolle auf der Weſtſeite

in die Weinbergsterraſſen hinabſteigen, wo er arbeitende Menſchen vermute; Adulis aber, um ſich dieſe Kletterarbeit zu erſparen, bleibe oben zurück, und wenn es im Hauſe oder auf der Oſtſeite lebendig würde, rufe er ihn herauf. Das Paar trennte ſich und alsbald verſchwand Mörner im überlaubten Abſturz des Weinberges wie in einer Theaterverſenkung.

Der Weinberg war von oben nach unten in querlaufende Terraſſen geteilt, auf welchen die gewölbten Rebengänge ſtanden von der Höhe eines aufrechtſtehenden Menſchen. Die Terraſſenflächen untereinander verband eine Gliederkette von ſteil geſtuften Treppenabſätzen. Mörner hatte alſo abwärts zu ſteigen und rechts und links ſeitwärts zu blicken. Mit den Blicken aber war es oft genug nicht gethan, denn mancher Rebengang war von oben herab faſt zugewachſen mit zuchtlos rankendem Laubwerk und Mörner ging oder drängte ſich mit dem Hut in der Hand auf und ab durch die Wölbung.

Ein ſolcher Sucher muß finden. Es war in einem dieſer Terraſſengänge, da begegnete ſich Mörner, indem er ſich einwühlte, mit einem andern, der herausdrängte. Aber wie groß war beider Erſtaunen, als ſie im dichten Rebengeſchling aneinander prallten.

„Was ſeh' ich, Herr Mörner?!“

„Sehe ich recht, Herr Prokter junior?!“

„Wer verriet Ihnen, daß ich hier bin?“ ſagte der junge Mann, der ſichtlich verlegen war.

„Kein Menſch. Der Zufall. Wir ſind auf der Rückreiſe von Odeſſa begriffen, wollen uns vom ruſſiſchen Staub und Sturm ein bißchen verſchnaufen und fallen in dieſes Weinparadies ein wie die Vögel aus der Luft.“

„Sie ſagen: ‚wir‘. Wer iſt dieſe Mehrzahl?“

„Ich und mein Reiſegefährte. Ein merkwürdiger Junge, ein Wunderkind! Sie werden ihn mit Vergnügen kennen lernen, aber mit wahrer Hochachtung anblicken, wenn ich Ihnen erſt unſere Odeſſaer Geſchichte erzähle.“

„Nun, ſo erzählen Sie.“

„Gemach, gemach. Das erzählt ſich nicht ſtehenden Fußes. Zum Anbiß nur ſo viel: Ihr ganzes Guthaben iſt hereingebracht!“

„Sie ſind ja ein Zauberer. Sie wären gut nach verlorenen Schätzen auszuſchicken!“ Der junge Prokter ſagte es mit einem Seufzer, den Mörner, an Menſchenbeobachtung gewöhnt, ſich auffallen ließ und um ſo mehr, als er Jubel ſtatt Seufzern erwartete.

Mörner kämpfte, ob er ſeine Empfindlichkeit, die ihn faſt anwandelte, auch verraten ſollte, aber ſein tüchtiges Menſchenherz ſiegte. Was er verriet, war nur Teilnahme.

„Sie ſcheinen nicht heiter,“ ſagte er ſchonend „Komme ich mit meiner Glückspoſt zu einem Manne des Unglücks? Es würde mich innig betrüben.“

Gabriel fühlte ſich wohlthuend angeſprochen, was ein Leidender bald fühlt. Er gewann Vertrauen und ſagte zu Mörner:

„Wenn ich Sie um einen Gefallen bitten darf, werter Herr, um einen perſönlichen großen Gefallen, ſo ſagen Sie in Trieſt nicht, daß ich hier bin. In Trieſt ſoll mein hieſiger Aufenthalt ein Geheimnis bleiben.“

Mit männlicher Geradheit antwortete Mörner:

„Aber wenn in Trieſt von Ihnen die Rede iſt? Dann bewahre ich nicht ein Geheimnis, dann verhehle ich es ſchon ein wenig. Das iſt ein Unterſchied. Was man verhehlt, ſollte man eigentlich ſelbſt wiſſen. Pardon, ich thu's auch unbeſehen, nur bitte ich, der guten Form wegen, um Ihr Ehrenwort. Man kann ſich ja tauſend korrekte Geheimniſſe denken und doppelt leicht in der Jugend. Sie ſind ein junger Mann und wären Sie nicht verheiratet, ſo wäre mein nächſtliegender Gedanke — ein Roman.

Gabriel hatte ſich ſchon, als Mörner nicht „ſtehenden Fußes“ erzählen wollte, in Bewegung geſetzt und fuhr jetzt, aus dem Weinberg dem Hauſe ſich nähernd, fort:

„Bleiben Sie, bleiben Sie nur bei dieſem Gedanken, Herr Mörner. Auch die Ehe hat ja ihre Romane, nicht bloß die Liebe. Freilich zählt man die letzteren in der Regel allein, denn ſie ſind der Phantaſie — der Eitelkeit ſollte ich ſagen — um vieles ſchmeichelhafter. Wer liebt, der begehrt, und wer begehrt, der ſtrebt.

Aus dem Phlegma wacht er zum Pathos, aus der Faulheit zur Thätigkeit, aus dem Egoismus zur Aufopferung auf — kurz, der ganze Burſche wird größer. Er wird, wie der Roman ſagt, ein ‚Held‘. Ach, das bleibt er in der Ehe nicht leicht. Guter Gott, nein! Und die Heldin, die Figur, die im Roman faſt Hauptſache iſt, das Weib — die verſchwindet erſt recht in der Ehe. Sie war ein Gegenſtand, der ſich beſitzen laſſen ſoll; ſie wird nun beſeſſen, und ihre Rolle iſt aus. Sie zählt nicht mehr mit. Erſt wenn das Weib ihre Nullität durchbricht und ſo frei iſt, auch noch ein bißchen zu ſein, erhebt ſich die Ehe wieder zum Romane; aber von dieſem Eheromane ſpricht man nicht gern. Er iſt unbeliebt, er ſchmeichelt und amüſirt nicht und ſeine Kataſtrophe zumal endet oft herzlich ſchlecht. Es kann paſſiren, daß die Heldin nicht ſowohl entführt wird, ſondern Heldin genug iſt, ſich ſelbſt zu entführen.“

„Verſtehe ich Sie recht . . .“

„So iſt mir mein Weib durchgegangen; ſehr wohl, verehrteſter Herr! Ich habe ſie von ihrer Schwiegermutter ſo lange peinigen laſſen, bis ſie ſich erinnerte, daß ſie eine Perſon und nicht eine Sache ſei. Ach, Herr Mörner, in welchem Zuſtande finden Sie mich! Ich könnte der glücklichſte aller Menſchen ſein und bin der unglücklichſte. Ich hatte alles. Es iſt nicht möglich, etwas zu wünſchen, was ich nicht hatte. Und

vor allem hatte ich ein Weib — ein Weib, das ich liebte, verehrte, anbetete, ein Weib, das mir lieber war als eine Legion von Engeln, für das ich mich totschlagen ließe, wenn ich es wieder hätte, und das ich moralisch totschlagen ließ, als ich es noch hatte. Sagen Sie, Herr Mörner, was für ein Teufel reitet uns Männer, daß wir taub, blind, lahm, an allen Sinnen paralisirt sind, wenn wir das Ding, das wir lieben, in unsere vier Wände gesetzt haben? Ein Kaufmann assekurirt doch sein Baumwollenlager, wir aber, wir wären im stande, unser Haus anzuzünden und uns höchlich zu verwundern, wenn das Weibchen zum Fenster hinausspränge, anstatt ruhig wie ein Schaf zu verbrennen. In ein brennendes Haus hab' ich mein Canchen geführt, ich wußt' es, ich wußt' es genau; ich sah sie leiden, aber ich steckte wie der Strauß den Kopf in den Sand und ließ brennen und brennen. Ich möchte rasend werden! Noch am Vorabend warf sie sich mir in die Arme, und daß mir ja nicht die Ausflucht bliebe, ich sei ungewarnt, so sagte sie mir fast mit offenen, unbedingten Worten, daß sie sich retten müsse und nur die Wahl habe, es mit mir oder ohne mich zu thun. Ich verstand sie sehr wohl; ich war erschrocken genug, aber ich dachte zuletzt — sagen Sie mir, was ich dachte? Ich weiß es selbst nicht. Was denkt man, wenn man gedankenlos der Gewohnheit folgt? ‚Ehe ist

Ehe. Es muß so sein. Andere haben auch Schwiegermütter. Sie muß es tragen. Von Tag zu Tag — es verteilt sich. Jeden Tag etwas. Es wird schon gehen. Sie wird's nicht so arg machen' — und so fort. Pfui über mich, tausendmal pfui! Der lumpigste Kameltreiber, wenn er sein Kamel beladet, hütet sich, daß es nicht zu viel wird, er merkt auf den Wink des stummen Tieres und befolgt ihn genau. Und ich, ich höre die Menschensprache des geliebtesten Weibes, höre den rührendsten Notschrei und — überhöre ihn! Mit brechenden Lasten drücke ich es wund bis zum Tode, mein armes, edles Geschöpfchen. Ich habe nicht die Lastträgerrücksicht eines Kameltreibers! O, was für menschliche Menschen sind wir Europäer! In Indien soll sich nach dem Tode ihres Mannes keine Witwe mehr in die Flammen stürzen, aber in Europa soll die Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes im schwiegermütterlichen Fegfeuer braten! Das ist Eherecht und Ehepflicht. Und das steckt in unseren Schädeln, fester und dümmer als alle Vorurteile der asiatischen Barbaren!"

Mörner sagte bedächtig:

„Sie drücken die Schuld, die Sie zu haben glauben, mit einem so lebhaften Gefühle aus, daß es das beste Zeugnis für die Güte Ihrer Natur gibt. Aber vielleicht gehen Sie auch zu weit. Vielleicht wäre es ein Trost, freilich ein leidiger Trost, wenn

Sie in Ihrem Unglücke denken dürften, daß die Schuld desselben — nicht ganz so einseitig auf Ihrer Seite allein liegt."

„Gott soll mich bewahren, daß ich das Andenken meiner teuren Verlorenen nur mit dem leisesten Schatten eines Verdachtes beleidige. Denn das wollen Sie doch sagen. Nein nein, Herr Mörner. Candida war ein reines Weib. Was wollen Sie? Sie sollte mit einem andern durchgegangen sein? Lag sie doch auf den Knieen vor mir, daß ich mit ihr selbst durchgehen sollte! Sie hätten es hören sollen, wie sie in mich drang! Sie verlangte nichts von mir, als was billig und thunlich war, aber sie verlangte es wie ein Geschöpf, das seinen letzten Schrei ausstößt. Gott, Gott, wie jedes ihrer Worte mir gegenwärtig ist! Ich hatte ihr, als es mit unserer Heirat am schwierigsten stand, versprochen, den Eltern zum Trotz zu heiraten und irgendwo als Buchhalter hinzugehen. Buchstäblich recht hatte sie, daß ich das jetzt noch sollte und daß meine Mutter vielleicht nichts brauche als einen solchen Beweis von Festigkeit zu erleben, um für ewig die Waffen zu strecken. Glauben Sie, ich that es? Es fehlte wenig, so lachte ich auf. Die Idee, die doch meine eigene war, als ich um ihren Besitz noch rang, kam mir so überspannt, so überflüssig vor, nachdem ich den Genuß ihres Besitzes erreicht — es schien mir so unmöglich, daß Triest ohne mich und ich ohne

das Tergeſteum und ſeine Spielpartie exiſtiren könne ... o, jetzt kann ich es! Sie lehrte mich, was ich kann! Wer nicht hören will, muß fühlen. Als ich in jener letzten Nacht ihren Zettel an mein Bettkiſſen genadelt fand mit dem Schreckensworte: ‚Addio!‘ da überlegte ich in den langen, ſchlafloſen Stunden, daß ich nichts Beſſeres thun könne, als am Morgen ſelbſt zu verſchwinden. Die Welt ſollte glauben, meine Eltern nicht ausgenommen, ich ſei bei meiner Frau und der Schritt zwiſchen uns beiden verabredet. Bei einem Schulfreunde von der Handelsakademie, Gaëtano Pineſtre, welcher ausgedehnte Weingüter auf Zante beſitzt, ſuchte und fand ich dieſes Aſyl und beſchäftige mich in ſeinem großen Produktenhandel. Ich kam zur Korinthenernte aufs Landhaus heraus — und nun ſehen Sie ſich um! In welchem Paradieſe lebe ich! Hier das Meer, dort die Berge, zu unſeren Füßen eine ganze Grafſchaft voll Reben — und dieſer Himmel! Dieſe Luft! Dieſer Geruch über allen Höhen und Tiefen! Haben Sie auf allen Ihren Reiſen ein ſolches Zauberland je geſehen. Und das alles könnte ich mit meinem Cauchen genießen! Es war die ganze Heldenthat, die ſie von meiner Energie verlangte, uns in einen Zuſtand zu verſetzen, der ſchon beim erſten Verſuche ſo glücklich geriet. Aber in Güte vermocht' ich es nicht. Gar nichts vermochte ich, das Kleinſte, Nächſte, Bequemſte nicht. O, wie ſie mich verachten

mußte! Seit ich auf dieser Insel hier Mann geworden, sehe ich mit Schaudern, was für ein Schlaraff ich in Oesterreich war und welche Geduld ein Charakter wie Cauchen mit mir hatte. Ich schäm' mich vor mir selbst; eine Hand, einen Fuß gäbe ich darum, wenn ich meine Ehe von neuem anfangen könnte, wenn ich den Lüften eine Botschaft auftragen könnte: ‚Cauchen, ich bin gebessert!'"

„Gabriel!" rief plötzlich eine Stimme und Adulis hing als Candida am Halse des reuigen Ehemannes.

14.

Die Ueberraschung war grenzenlos. Ebenso die Verwirrung. Gabriel glaubte, Mörner habe um alles gewußt und die Frau in dieser Verkleidung ihm zugeführt; ganz dasselbe aber äußerte Candida, welche diese Vereinigung mit ihrem Gatten für eine Veranstaltung Mörners hielt. Mörner aber war gar keines Lautes mächtig, sondern stand sprachlos, wie zu einer Salzsäule versteinert. Er ließ das Kreuzfeuer der Ausrufungen über sich ergehen; hörte fragen, jubeln, unter Freudenthränen schluchzen; sah Umarmungen, Küsse, wechselnde Farben, und vermochte es nicht zu fassen: das alles bedeute — sein Adulis sei plötzlich zur Frau geworden!

Und doch! Im Fluge ging sein Zusammensein

mit diesem Reisegefährten durch seine Phantasie und blitzschnell sah er jetzt alles erklärt, was ihm so manchmal ein Rätsel gewesen: wie sich Adulis zu dem Heiratsprojekte mit Fräulein Kreidel, zu dem Anstellungsprojekte des Polizeidirektors verhalten, seine Scheu gegen die Quarantäne, noch gestern sein linkisches Reiten, kurz, Züge in allen Schattirungen. Ja, selbst sein Meisterstück gegen Sanga und Schulef war jetzt natürlicher als Frauenlist und der jugendlichen Frau, welche dem gleichalterigen Jüngling so überlegen ist, im Charakter verwandter.

Nun ging's ans Fragen und Antworten. Erst erzählte Mörner dem jüngeren Prokter, wie er zu seinem Reisegefährten gekommen. Das war der Hauptsache nach einfach und nur durch die sinnreich gefädelte Garnitur der Frau Rosalie komplizirter. Diese unternehmende Frau bewies ihrer Freundin aus Kalenderanekdoten, wie oft Frauen als Männer, sogar als Soldaten durch die Welt gekommen und ihre Rolle jahrelang unter den schwierigsten Umständen durchgeführt hätten. Aber beleuchtet werden mußten hierauf die übrigen Zuthaten dieser Intrigue. Warum die Verschwörererfindung? Zur größeren Glaubwürdigkeit, daß ein feiner Jüngling, der nicht zum Bedienten gemacht war, unter dem Schutz eines Aelteren um jeden Preis das Weite zu gewinnen gedrängt sei. Warum die tragischen Erfindungen vom Selbstmord

des Vaters und dem Irrsinn der Mutter? Um Mörner durch Mitleid geneigter zu machen, mehr noch, um die Stimmung einer unglücklichen Frau auch für einen Jüngling, der lebenslustiger sein müßte, gut zu motiviren. Warum endlich den Humbug von der Polizeispionage im Hause? Um es auf den letzten Augenblick ankommen zu lassen und die Möglichkeit abzuschneiden, daß Mörner seinen Mann sich genauer ansehe und allerlei Examina mit ihm anstelle. Das zu fragen, war jetzt an Mörner und zu beantworten an Adulis-Candida.

Dazwischen fragte Gabriel immer wieder von neuem, wie alles gekommen und ob das Wunder dieses Zufalls nicht doch wohl eine veranstaltete Ueberraschung.

Da citirte Adulis seinen Pückler-Muskau und Mörner berühmte sich seines Blicks für die landschaftliche Lage dieser Villa. So seien sie hiehergekommen. Und während er nach Menschen den Weinberg durchsucht, habe sich Candida, sagte sie, vor der sengenden Sonne in die schattigen Lorbeerhecken verkrochen und die Aussicht auf Meer und Land am Boden liegend genossen, eine perspektivische Gourmandise von bekanntem Effekt. Im umlaubten Liegen sei sie dann ungesehen geblieben, als die Männer heraufgekommen, und habe alles gehört, was Gabriel, dicht neben ihr an die Säule gelehnt, so herzbewegend gesprochen.

Alle diese Fragen und Antworten hätten Musik sein sollen, wo mehrere Stimmen zugleich tönen können

und nicht eine die andere abwarten muß wie in der gesprochenen Rede. So aber gab's ein Reden wie Wasserfälle, wie fliegende Schwalben! Endlich war das Wissenswerteste gewußt und Mörner kam nun dazu — „Ende gut, alles gut," sagte er — seinem Adulis die Krone aufzusetzen und seinen Sieg über Sanga und Schulef zu erzählen.

„Und einem Weibe wie diesem habe ich mein kleinliches Hauskreuz zugemutet!" rief Gabriel wie vernichtet und doch erglühend von Stolz, daß es sein Weib.

Candida sagte ernst:

„Dafür bin ich auch aus meinen weiblichen Grenzen herausgetreten. Andere hätten ja doch die Schwiegermutter — bis in den Tod ausgehalten. Aber indem ich auf meinen Platz zurücktrete, preise mir diesen Adulis und sein Odessa nun nicht länger. Es ist mir lieb, wenn er's wettgemacht hat, was Candida in vielen Augen zu viel gethan. Laß uns diese Bubenstreiche aber mit keinem Worte mehr in Erinnerung bringen von dem Augenblicke an, wo ich mein Frauenkleid wieder anziehe. Und wahrlich, nach diesem Genuß schmachte ich jetzt. Dort vorne steht unser Wagen, laß mich nur gleich hinabfahren und in der Stadt meine Einkäufe machen."

„Das Gute liegt näher," lächelte Gabriel. „Ich habe Deinen Anzug der letzten Stunde zum ewigen Andenken mit mir genommen und führe ihn immer

mit mir. Du kannſt ſofort hier ins Haus eintreten und Dich nach Wunſch umkleiden."

Candida flog ihm an den Hals, aber ihr Blick flog zu Mörner. Der Blick leuchtete von Ausdruck. „Seht, das iſt mein Mann und er iſt doch meiner wert!" ſchien ſie Mörner zu ſagen.

Mörner aber machte ein eigentümliches Geſicht.

„Adulis! Adulis!" rief er, „werfen Sie mich nicht gar ſo ſchnell zu den Toten! Seid nicht ſo raſch, ihr jungen Leute! Laßt mir Zeit, mich daran zu gewöhnen! Laßt mir von meinem Adulis wenigſtens das Kleid!"

In dieſem Augenblicke wurde das Paar erſt aufmerkſam, was auch in Mörner Menſchliches vorging. In der That, der alte Mann hatte ſich an den jungen gewöhnt, er machte ſeine Pläne mit ihm, wollte ihm eine Handlung einrichten, wollte ihn an Sohnesſtatt annehmen, kurz, baute die Hoffnung ſeines einſamen Alters auf ihn. Das alles bedeutete ihm das Wort: Adulis' Kleid! Dieſen Blick machten ſie jetzt in Mörners Gemüt. Die zwei fühlten ſich wieder zu dritt — und ein Schatten flog über ſie!

Der alte Kaufmann aber, rüſtig wie immer, hub an:

„Kinder, laßt uns einen Plan machen. Wir müſſen auseinander — das liegt ſchon in der Natur der Sache ſelbſt. Ich denke nun ſo. Ich gehe nach

Trieſt und liefere mein Geld ab, ihr aber bleibt mittlerweile noch hier. Prokter ſenior, dem ich Geld über Erwartung bringe, zieht mich als Tiſchgaſt, wohl auch als Hausgaſt an ſich, was ich mir für einige Tage gefallen laſſe. Dabei ſtudire ich nun die Luft eures Hauſes und erſtatte euch ſchriftlich Bericht darüber. Je nach dem Stand der Dinge entſchließt ihr euch dann in aller Bequemlichkeit, ob und wie lang ihr noch hier bleiben wollt oder wie ihr's mit eurer Zurückkehr haltet. So vergeht Zeit, und auch ich alter Mann bin dann gefaßter — meinem Adulis in Damenkleidern die Hand zu küſſen!"

Den würdigen Mann umarmten vier Arme, und Kuß und Händedruck ſagten — was ſich nicht ſagen ließ!

Mörner blieb noch zwei Tage lang auf der Inſel und ließ ſich von dem Paare verhätſcheln. Adulis blieb ihm zu Ehren noch in Männerkleidern. Am dritten endlich — gab's ſechs feuchte Augen im Hafen von Zante, unausſprechliche, beredſame Blicke und nur wenige, wenige Worte! Das Schiff ſtieß ab, Mörner fuhr hin und — das Taubenpaar kehrte zu ſeinem Adlerſitz heim! Seit das weinduftende Zakynthos in ſeinen blauen Wellen ſich ſpiegelt, hat es wenig Tage geſehen, ſo götterſelig, wie ſie jetzt das paphiſche Taubenpaar feierte.

Als Mörner in Trieſt landete, war ſein erſter

Gang — nicht zu Prokter, ſondern ins Boardinghaus zu Frau Roſalie.

„Wo iſt Adulis?“ rief dieſe erſchrocken, als ſie ihn allein kommen ſah.

„Unglück über Unglück!“ antwortete Mörner. „Denkt Euch, der Junge, der immer niedergeſchlagen war und zu keinem Mädchen ſeine Augen aufhob, hatte das Glück, daß ſie ihm von ſelbſt an den Hals flogen. Aber dieſes Glück war ſein Unglück. In Odeſſa warf ſich ihm die Tochter des Gouverneurs in die Arme, aber der Vater überraſchte ſie dabei, riß den Jungen hinweg, gab ihm die Knute und ſchickte ihn ohne Urteil und Recht nach Sibirien.“

„Er iſt unſchuldig!“ ſchrie die Witwe; „ich weiß, daß er unſchuldig iſt! Auf, Herr Mörner, führen Sie mich hin! Ich bezahle alles. Ich raffe zuſammen, was ich habe, aber wir müſſen hin und ihn loskriegen! Fort, Herr Mörner, mit dem nächſten Lloyddampfer fort!“

Mörner antwortete:

„Das iſt ſchön von Ihnen, Frau Roſalie. Aber noch ſchöner iſt es — daß die ganze Geſchichte erlogen iſt. Denkt ihr, ihr könnt allein dichten, ihr verſchmitzten Weiberchen? Unſereiner kann's auch. Ihr ſollt mit dem Schrecken davongekommen ſein. Denn Strafe habt Ihr ja doch verdient, was? Seht mir ins Auge!“

Und Mörner erzählte, wie ſich alles begeben, und Frau Roſalie befeuchtete die Zunge, die ſo Vieles und Schönes zu ſprechen hatte, mit ihrem beſten Proſecco.

So ging's hier. Wie es bei Prokter ging, ſoll er in ſeinem erſten Berichtbriefe ſelbſt ſagen. Mörner ſchrieb:

„Ich fand die innere Politik Ihres Hauſes in einer Konſtellation, wie ſie die auswärtigen Mächte auf Zante nur wünſchen können. Herr Prokter ſenior, welcher durch Ihre beiderſeitige Abweſenheit zugleich das Nützliche und das Angenehme entbehrt — den Sohn und die Schwiegertochter — hat die Fahne einer ſiegreichen Inſurrektion aufgepflanzt und die weibliche Linie ſeiner Dynaſtie dethroniſirt. Madame iſt ein ſtiller Mann geworden, und der Mann des Hauſes — wieder der Mann. Aber Madame reſignirt ſich in dieſen Wechſel der Herrſchaft mit der muſtergiltigen diplomatiſchen Formel: ſie ſei das Opfer eines Mißverſtändniſſes. Das Miniſterium Joſefa, für dieſes Mißverſtändnis einzig verantwortlich, iſt in höchſten Ungnaden entlaſſen. Madame befolgt jetzt folgende Politik: Sie hat ihre Schwiegertochter nicht aus Geldſtolz, wie böſe Zungen ihr nachſagten, von der Geſellſchaft ihrer Kaufmannsdamen ausgeſchloſſen, ſondern umgekehrt: die junge Prokter ſchloß ſich ſelbſt ab, und zwar ihrerſeits aus Adelsſtolz! Sie iſt eine Loredano! Dieſes Wort iſt jetzt das mot d'ordre ihrer Haus-,

Hof- und Kabinetspolitik. Sie kolportirt es ebenso häufig, wie sie es vor kurzem noch totgeschwiegen. Alle Palazzi der Theresiastadt, alle Villen von Conti, Cassi, Chiozza und Mauritio widerhallen von dem Namen Loredano; wer in ihrer Koterie courfähig sein will, muß für den alten Hochadel Venedigs schwärmen und der Prokterschen Schwiegertochter als einer Königin huldigen. Schreibe: Königin! Die Loredani sind nämlich mit Katharina Cornaro, Königin von Cypern, verwandt, und — wissen Sie, wo Sie jetzt sind? Sie sind nicht auf Zante, wie Sie sich einbilden, sondern auf Cypern, studiren die titres Ihrer Familie und erheben bei Lösung der orientalischen Frage Ansprüche auf dieses altberühmte venetianische Königreich. So hängen die Sachen zusammen, und ich rate Ihnen ja nicht, die neuen Zukunftsmajestäten anzuzweifeln! Kurz, Madame, welche sich bessern mußte, hat sich gebessert, indem sie — vollständig die nämliche blieb. Sie ist nicht mehr stolz gegen ihre Schwiegertochter, aber auf sie. Ihr Geldstolz ist Adelsstolz geworden. So getreu bleibt sich unter allen Umständen der weibliche Charakter — sogar wenn er sich widerspricht!"

Das klang nach Friedensaussichten. Dessen ungeachtet beeilte sich das junge Paar nicht, sein Arkadien auf Zante abzukürzen und in die Triestiner Kaufmannsprosa zurückzukehren. Sie schlürften die Schönheit des Herbstes bis auf die Neige aus; ja, auf dem

Karste lag schon der Schnee, als sie zurückkamen und, um alles zu sagen, geschah es auch dann nur aus jenem triftigen Grunde, welcher der jungen Frau die Seeüberfahrt je länger desto unbequemer gemacht hätte.

Drei Monate waren vergangen, als sie Mörner zum erstenmale wieder sah — in Frauenkleidern — das Gesicht etwas länger und bläſſer — die Augenringe bläulich angehaucht in zarter Veilchenschattirung. Es war ein Bild, das der sinnliche Ausdruck nur leicht veränderte, aber geistig fast umschmolz. Er empfand's auf den ersten Blick, und bald, schneller, als er dachte, verschwand ihm Adulis — in der angehenden Mutter. Mehr und mehr trat ihm jener in Traumesform und fing ihm diese zu existiren an, als hätte er sie nie anders gesehen. Da endlich gab er nach, fügte sich den vereinigten Bitten, schlug in die dargebotenen herzlichen Hände und blieb bei der Firma und in Haus und Familie.

Die Familie gewöhnte sich, in Onkel Mörner ihr Patriarchenhaupt zu verehren, und im Laufe eines langen und glücklichen Lebens stand er noch manchem Ebenbilde seines Adulis Pate, während die Schwiegermutter an ihren Königssprossen von Cypern mehr und mehr zur „alten, harmlosen Närrin" ward und nach Art der gezähmten Widerspenstigen fast durch ein Uebermaß von Unterwürfigkeit sich auszeichnete.

Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt.

Das war eine einfache, aber durch Ort und Umstände merkwürdige Reflexion, die in einem Zwischenakte der „gezähmten Widerspenstigen“ aus einer Parterreloge heraus mein Ohr traf. Eine sonore Männerstimme intonirte mit einem schönen, pathetischen Baß die Worte:

„Käthchen und Petruchio werden immer dankbare Rollen bleiben, im übrigen gehört das Stück veralteten Sitten an. ‚Der Widerspenstigen Zähmung‘ müßte heute ein psychologisches Problem sein; nur in naiveren Zeiten durfte selbst Meister Shakespeare wie ein Menageriewärter es anfassen und die Widerspenstige durch Hunger zähmen.“ Worauf ein bildschönes Kind an seiner Seite, indem es mit feingantirter Hand die von einer kostbaren Perlenschnur durchblitzten Locken aus dem Gesichte strich, ernst und bescheiden die Bemerkung zum besten gab:

„Der Hunger thut aber auch wirklich weh!“

Ich hätte bald laut aufgelacht. Ei, du naseweises Frettchen, was weißt du von Hunger in deiner Theater-

loge und deinem Perlenkranze? Hast dein reizendes Näschen etwas früh in die sentimentalen Poesien der „sozialen Not“ gesteckt! Armes Fortschrittsfräulein! Die Mama durfte noch mit Geibel und Lenau schwärmen, das Töchterchen liest schon Freiligrath und Barbier und ist mit den „hohläugigen Gespenstern“ der modernsten Hungerlyrik vertraut. Seltsame Mädchenpoesie!

Auf einmal dachte ich an jenen ehrenwerten, aber noch immer etwas fremdartigen Teil unserer Mitbürger, welchen der größte Ueberfluß aller Theaterlogen und Perlenschnüre nicht vor dem Hunger schützt, nämlich vor dem gottesfürchtigen Hunger des Jom Kipur. Einer, aber ein Löwe. Ein Fasttag im Jahre, aber ein scharfer! Schade, daß ich das reizende Näschen nicht auf die Ahnen- und Wappenprobe jenes gewissen orientalischen Schnittes angesehen. Es war schon zu spät, es war schon im Nachhausegehen, als zwei Herren hinter mir in den kühnsten Modulationen ihres Jargons ein Duett über ein Wollgeschäft sangen und meine Phantasie plötzlich die Lichtspuren des Morgenlandes wandelte.

Uebrigens wären es doch falsche Spuren gewesen. Auf die rechte Spur führte mich erst der Zufall, der an jenen Augenblick wieder anknüpfte und ihn abschloß mit jenem kleinen Geschichtchen, womit ich selbst schließen will.

Ich wurde in der Stadt, die ich am Theaterabend

der Widerſpenſtigen als Fremder betreten, bald genug heimiſch — ich darf nicht ſagen, dank meinem geringen Namen oder meiner vielen Empfehlungsbriefe. Mit den letzteren ging es wie immer. Hochtönend vielverſprechende Adreſſen blieben unfruchtbar und zergingen in Nichts; beſcheidene, faſt nur als Lückenbüßer mitgenommene, wurden Stützpunkte und gaſtliche Heimſtätten.

So war die Frau Rat, die Gattin eines Kaufmanns, dem ſich der Titel Kommerzienrat zugeſellt, nur eine ſchlichte, arbeitſame Bürgersfrau, aber ſie beſeelte ein Haus, worin es jedem traulich und wohl wurde. Alles Schöne und Gute war da, aber ſo anſpruchslos, daß man es Zug für Zug erſt entdeckte, was die Freude daran nur vermehrte. Es war der einzige, aber der liebenswürdigſte Mangel dieſer Frau, der Mangel an Logik, daß ſie bei ihren Büchern ihr Hausweſen und bei ihren Hausgeſchäften ihre Bildung zu verſäumen fürchtete: in Wahrheit pflügte ſie dieſes wie jenes Feld und auf beiden ging's vorwärts. Sie konnte oft mit ernſthaftem Eifer fragen: „Sagen Sie, was iſt jetzt das Beſte unter den literariſchen Neuigkeiten; man wird ganz dumm bei den ewigen Küchen- und Wäſchzetteln.“ Aber das „beſte Neue“ mußte ſchon ſelten ſein, denn gewöhnlich kannte ſie es bereits, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Sie glaubte nämlich, es müſſe viel mehr ſein; ſie ſtellte ſich mit echt weib-

lichem Horizont das, was die Männer leisten, eigentlich als ein unbegrenztes Reich vor und war oft erstaunt (ich dann beschämt), daß sich unsere geistigen Männerthaten, welche wirklich zählten, so leicht an den Fingern abzählen ließen. Sie begleitete uns daher fast mühelos auf unseren Bücherwegen und erfüllte noch ihren eigenen großartigen Pflichtenkreis mit unverwüstlicher Spannkraft und ewig gutem Humor. Ihr Haus war versorgt, ihre Familie blühte, sie erzog Söhne und Töchter, Freunde und Freundinnen der Söhne und Töchter, sie strahlte Mütterlichkeit aus, so weit sie reichte, oder auch, es flog ihr zu, was von ihrem thätigen Menschensinn mit reiner Empfänglichkeit angezogen wurde. An ihrem Vesperkaffeetisch zum Beispiel fand ich regelmäßig ein oder das andere fremde Mäulchen: bald einen schüchternen Jungen, bald ein quecksilbernes Backfischchen, kurz, Kinder, welche „das Kind im Hause" waren, wie ich selbst „der Onkel" geworden. Und halb Kuchen, halb Klassiker im Munde (sehr frei nach Goethe), war es für Mutter und Onkel immer ein dankbares, oft interessantes Publikum.

So saß ich eines Tags am Kaffeetisch der Frau Rat, da kam ein junges, aufgeschossenes, aber sehr schönes Mädchen herein, das die Haustöchter sogleich mit den Worten anfielen:

„Das Gedicht! Das Gedicht! Was hast Du ihr Schönes und Spitziges ausstudirt?"

„Nichts.“

„Flauſen! Keine Ziererei! Her mit dem Stammbuchvers! Wir ſind neugierig. Was haſt Du geſchrieben?“

„Auf Ehre, nichts.“

Die Töchter ſtoben wie Sturmvögel auf, aber das fremde Mädchen lächelte in den Sturm und hielt ihn mit heiterer Gelaſſenheit aus. Als ſie wieder zum Worte kam, ſagte ſie:

„Im Ernſte, Kinder, bedenkt doch, die Paula hat eine kleine Anlage zur Koketterie und ihr ganzes Stammbuch wimmelt von Verſen, die darauf ſpekulirt und die ihr geſchmeichelt haben. Was ſoll man da ſchreiben! Eine leichte ſatiriſche Anſpielung, aber ohne zu verletzen und mit Liebe und Freundſchaft. Ihr habt es richtig genannt: Schönes und Spitziges. Nun, zum Schönen hätte ich vielleicht ein kleines, fades Talent, aber zum Spitzigen nicht die nötige Autorität. Seht ihr, daran ſcheiterte ich. Nach langem Hinundherſinnen gab ich's auf und deckte mich hinter eine klaſſiſche Autorität. Ich that zuletzt nichts, als daß ich ihr aus einem Trauerſpiele des Seneca den trockenen Moralſpruch abſchrieb:

Wer wahre Liebe ſucht
Und wahres Lob, der ſtrebe mehr
Nach Huldigung der Herzen als der Zungen.“

„Bravo, bravo!“ riefen die Töchter, und ſelbſt die Frau Rat ſagte beifällig:

„Das haſt Du gut gemacht, Meta. Es klingt mild, faſt galant, und ſie verſteht es doch.“

Dieſer Auftritt gefiel mir und animirte mich, daß ich, ohne noch vorgeſtellt zu ſein, mich drein miſchte. Ich ſagte:

„Erlauben Sie mir, mein Fräulein, daß auch ich Bravo rufe.“ Aber das berühmte weibliche Poſtſkriptum ſchien mir hier am Platze. „Wie ſollen junge Mädchen es wiſſen, ob das Herz huldigt oder die Zunge? Was iſt der Unterſchied, mein Fräulein?“

Sie ſah mich groß an und antwortete mit bündigſter Naivität:

„Natürlich, ein Heiratsantrag.“

Ein großes Gelächter erſcholl, aber obgleich ich mitlachen mußte, ſagte ich nicht ohne ernſtliche Hochachtung:

„Mein Fräulein, Sie beſitzen eine bewunderungswürdige Gabe, die Klaſſiker noch klaſſiſcher zu machen. Sie ſind die beſte Textausgabe unſeres Seneca. Ich habe den trockenen Moraliſten nie weniger trocken und mehr anmutig geſehen.“

Und ich fühlte mich gedrungen, ich geſtehe es, über den Veſperklatſch dem intereſſanten fremden Mädchen eine reſpektvolle Aufmerkſamkeit zu widmen.

Dafür lachte mich dann die Frau Rat wieder aus. Frauen lieben es, wenn ſie einen Mann in ſeinem Geſchäfte des Idealiſirens betreten, mit den derbſten Douchen der Realität ihm zu Hilfe zu kommen.

„Mein Fräulein, mein Fräulein," spottete sie hochtrabend; „Sie haben mir heute gefallen! Aber wenn Sie ‚mein Fräulein' erobern wollen, so brauchen Sie ihr nicht so hoffähig den Hof zu machen. Bringen Sie ihr künftig nur eine Mundsemmel mit."

„Eine Mundsemmel? Wie verstehen Sie das, Gnädigste?"

„Das verstehe ich so, mein Herr. ‚Mein Fräulein' feierte jüngst ihren fünfzehnten Geburtstag und klagte mir bei dieser Gelegenheit: ‚Da haben sie mir heute alle möglichen Glückwünsche und Blumen und Goldschnitte gewidmet, aber ich seufzte in meinem Herzen: Ach, wenn ich es zu meinem fünfzehnten Geburtstage lieber erreichen könnte, daß ich zu Hause die zweite Semmel zum Kaffee bekomme. ‚Eine Semmel wird mir wirklich schon zu wenig, liebe Frau Rat.'"

„Das ist gelungen, Frau Rat," antwortete ich lachend. „Aber gesiegt haben Sie doch nicht. Auch wenn Sie es noch so gut verstehen, ‚das Erhabene zu schwärzen', Sie haben mir das poetische Kind durch seine Liebe zum Bäckerladen höchstens menschlicher, nicht unpoetischer gemacht." Noch redete ich, da durchhuschte plötzlich ein Bild meine Erinnerung. Ich sah das schöne, schmalgesichtige Mädchen am Theaterabend der Widerspenstigen, ich hörte den Ton jenes aufrichtigen Seufzers: „Der Hunger thut aber auch wirklich weh." Ich lachte nicht mehr. Ich wurde

ernsthaft. Die Frau Rat bemerkte es und ich zauderte nicht, ihr den Grund davon zu erzählen. Ich sprach die Vermutung aus, daß ihre junge Hausfreundin Meta und jene Sprecherin in der Loge, deren Bild mir wieder aufdämmerte, wohl dieselbe Persönlichkeit sei. Die Frau Rat ließ sich die Loge, so gut ich konnte, beschreiben und bestätigte meine Vermutung. Es war die Loge eines berühmten Dichters. Er hatte sich in der Literatur jene schwer definirbare Stellung errungen, ein Schriftsteller zu sein, „der in den Händen aller Gebildeten ist". Aller Gebildeten! Das ist eine Stärke und eine Schwäche. Darin lag der Glanz und — die Schwierigkeit seiner sozialen Position. Den Glanz mußte er repräsentiren — war er doch auch Ritter mehrerer Orden, hatte ihm doch auch sein Staat den Titel „Hofrat", wenngleich sonst nichts, verliehen; kurz, er mußte ein Haus machen, einen Bedienten halten, Gäste bewirten, die seinem Ruhme den Hof machten, und das alles aus knappen Mitteln, aus Mitteln eines Dichters, dessen Werke mehr gelobt als gekauft, dessen Theaterstücke als „Ehrenpflicht" und „Ehrenschuld" aufgeführt werden; mit einem Worte eines Dichters, der „Kaviar fürs Volk" schreibt. Natürlich wurde die arme schöne Meta vom Kaviar nicht satt und wünschte die zweite Kaffeesemmel und seufzte: „Der Hunger thut aber auch wirklich weh!"

Meine ganze Teilnahme war rege.

„Hören Sie, beste Frau Rat," sagte ich, „geben Sie ja acht, daß mir dieses Mädchen nicht sitzen bleibt. Bei ihrer Armut hat sie leider Aussicht dazu, und doch wäre das liebenswürdige, gebildete Kind des schönsten Loses wert. Da ist eine Frau wie Sie so recht in ihrem Amte als glückliche Ehestifterin. Versprechen Sie mir, in diesem Punkte sie zu bemuttern, und wenn ich einst wieder komme, lassen Sie mich etwas recht Gelungenes hören."

Mit diesem Vermächtnis verließ ich die Stadt, die ich erst nach drei Jahren wieder betrat. Ich brauche mich nicht zu rühmen, daß ich des Dichters Töchterlein nicht vergessen hatte. Eine Spmpathie, deren Gegenstand so interessant, ist wahrlich kein Verdienst.

Ein wenig im Sturme überfiel ich daher meine liebe Frau Rat mit der Frage:

„Nun, meine gnadenreiche Gnädigste, lassen Sie hören: haben Sie unsere schöne Meta verheiratet?"

„Das hat sie schon selbst gethan," war die Antwort.

„Um so besser. Und wer ist der Glückliche?"

„Ein starker Esser."

„Aber hören Sie auf! Was sind das wieder für Humoresken?"

„Daß ihr Herren immer nur Idealisches hören wollt."

„Ernsthaftes wenigstens. Sprechen Sie im Ernste, Frau Rat.“

„Aber wenn mein Geschichtchen ein bißchen spaßhaft wäre?“

„Nennen Sie das einen Spaß, meine schöne Seele so zu erschrecken?“

„Ja, sehen Sie, dafür bin ich eine nüchterne, prosaische Kaufmannsfrau. Romantik habe ich nicht. Die finden Sie in den Leihbibliotheken. Ich habe nur eine Geschichte: wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt.“

„Als starker Esser?“

„Ganz recht, durch Essen und Trinken. Durch guten Appetit beim Souper.“

„Was will ich machen? Ich bin Ihr frommer Knecht und ertrage Ihrer Launen Uebermut, wie der Balladen-Fridolin. Wenn nur meine Meta gut versorgt ist.“

„Das ist sie. Gott sei Dank, ja! Glänzend versorgt, glücklich verheiratet, und das alles, weil ein prosaischer Mann, anstatt ihr Bild zu verschlingen, das ganze Souper ihrer Familie verschlang.“

„Dabei bleiben Sie also! Ich bin neugierig.“

„Nur nicht zu sehr, wenn ich bitten darf. Meine Geschichte ist ungeheuer einfach und hausbacken. Urteilen Sie selbst:

„Der Hofrat und sein Verleger hatten jahrelang

aus der Ferne verkehrt und ihre Geschäfte durch Korrespondenz besorgt. Ein größeres Unternehmen — ich glaube, eine Gesamtausgabe — machte die Brieflast drückender, zumal da ein strenger Winter die zarte Gesundheit des Dichters molestirte. Der Verleger, der seinen Mann, wenn nicht gewinneshalber, doch als ‚Perle seines Verlages' außerordentlich hochschätzte, machte ihm die Avance einer weiten Reise und fand sich am Wohnort des Dichters zu einer persönlichen Zusammenkunft ein. Er war angekündet, zwar auf den Tag, aber nicht auf die Stunde, und überfiel den Hofrat im Reisepelz, als die Familie sich just zum Souper setzte. Natürlich wurde dem Gast ein Couvert aufgelegt, und ebenso natürlich nahm er es an — womit der Knoten unseres Dramas geschürzt ist.

„Der Verleger ist ein steinreicher Mann; seine Person müssen Sie sich rundlich, rotwangig, recht muskulös, aber gar nicht historisch vorstellen; seine Laune heiter, jovialisch, voll Lebenslust und Genußfähigkeit. Kurz, ein Typus von Glück und Gesundheit. Ihr Poeten in eurem Neide nennt das: ‚ein kleiner Vierschröter', wenn ich nicht irre. Und dem kleinen Vierschröter gegenüber sitzt Ihr Ideal, die feine, schmalgesichtige Meta. Was würdet ihr Dichter aus einem solchen Kontraste herausschlagen! Ich denke mit Schadenfreude daran, denn die Wirklichkeit machte gar nichts Effektvolles daraus, sondern bloß, — ein

Menſchenglück. Im übrigen iſt die Proſa dieſes Soupers ſo ſchrecklich wie jedes Geſellſchaftskauen, ja, noch ein wenig ſchrecklicher.

„Denn wie der Bediente nun die Vorlegſchüſſel mit dem zerlegten Huhn herumreicht und ſie dem Gaſte zuerſt hinhält, ſchaut ihn dieſer großmächtig an und ſagt mit vernichtender Ruhe: ‚Stellen Sie nur nieder, mein Lieber, Sie könnten lange ſtehen und warten, bis ich aufgegeſſen habe. Ich kann ja das Huhn nicht auf einmal verſchlucken, ſondern nur biſſenweiſe; ſetzen Sie ab, mein Beſter.‘ Mit dieſen Worten faßt er den Präſentirteller, wippt alles auf ſeinen herüber und fährt gemütlich fort: ‚Einen Wolfshunger bringe ich den Herrſchaften mit. Die Mittagsreſtauration in Hundeshauſen wird immer polizeiwidriger; ich verſparte mir meinen beſten Appetit aufs Souper. Und mein Appetit iſt ein Altmärker; bei uns zu Hauſe haben wir das Sprichwort: „Dem Manne eine Ente!“ Ich brauche vier. Ich fürchte, ich eſſe das ganze Haus auf. Aber wir arrangiren uns ſchon. Sie haben einen „Charcutier“ da drunten, einen gar guten Nachbar. Im Vorbeifahren ſah ich einen beachtenswerten Rehrücken im Schaufenſter; den bringen Sie uns herauf, mein Guter!‘ wandte er ſich an den Bedienten. Und da dieſer, mit der Weinflaſche andächtig trippelnd, einzuſchenken begann und ſein wie ein Liqueurgläschen ſchmächtiges Weinglas tropfenweiſe

füllte, fiel ihm der Buchhändler raſch in den Arm und vergröberte die zarte Arbeit, indem er die ganze Weinflaſche mit kurzem Prozeß in ſein Waſſerglas ſtürzte. ‚Heut muß ich tiefere Züge machen,‘ ſagte er freundlich. ‚Was ſo ein Schnellzug Rauchmaſſen in die Gurgel wirft, iſt nicht auszuſprechen; ich werde tüchtig zu waſchen haben, um meinen inneren Menſchen zu ſäubern. Bringen Sie mit dem Rehrücken gleich vier Flaſchen Lafitte mit; ein Charcutier wird ja auch Wein haben. Aber machen Sie ſchnell, Sie verdienen ſich eine Rettungsmedaille.‘ Sprach's und ſchob dem Bedienten einen Fünfundzwanzigthalerſchein in die Hand und ihn ſelbſt zur Thüre hinaus.

„Die gute Meta war aus den Wolken gefallen. Bewandert in den Literaturen, kannte ſie wohl jenes finnländiſche Epos, worin die Helden einen gebratenen Ochſen verzehrten, der ſo groß iſt, daß ein Eichkätzchen drei Tage lang an ihm hinanläuft, aber ſie hätte ſich nimmermehr träumen laſſen, von dieſer Bratenpoeſie ein Stück Wirklichkeit zu ſchauen. Da ſaß er, der Rieſe aus der Altmark, die von Finnland gar nicht ſo himmelweit entfernt iſt. Dem Mann eine Ente, ſagen ſie dort. Welch ein Land! Und das verſchweigt Ritters Erdkunde! In dieſem Zauberlande würde man wohl auch ſagen: Der Frau ein Huhn. Ach, nur ein halbes, ein Viertel! Aber bei ihr zu Hauſe wird das Viertel in Achtel und noch

das Achtel in Sechzehntel zerlegt, und wenn ſie beim zweiten Herumreichen ein zweites Sechzehntel nimmt, riskirt ſie ſchon einen Rügeblick der Mama, oder gar die laute Zurechtweiſung: ‚Aber, Meta, was werden die Gäſte denken, wenn Du alles allein ißt!‘ Und dort fliegen die Sechzehntel ungezählt in den Mund — großartig anzuſehen!

„Ihr Geſichtskreis erweitert ſich. Jetzt weiß ſie, was eſſen heißt. Es heißt weder naſchen noch faſten. Das Schauſpiel iſt ihr neu. Und es ſieht ſich ganz angenehm an. Mitzuſpielen wäre freilich am beſten, aber auch das Zuſehen iſt ſchon ein Genuß. Schon die Thatſache iſt beglückend, daß man überhaupt eſſen darf. Von dieſer Seite war ihre Weltanſchauung immer nur lückenhaft.

„Und ſage man nicht, daß es unäſthetiſch iſt und das gebildete Auge beleidigt. Der Mann dort macht ſeine Sache gar nicht ſo rüde, wie das ſtarke Eſſen gewöhnlich den Ruf hat. Er iſt wie ein lachender Sommertag, wo alles einerntet — poetiſcher mag der ahnungsvolle Frühling oder der elegiſche Herbſt ſein; aber — Sommer iſt Sommer! Und der Sommer iſt kein Egoiſt; er lebt nicht nur ſelbſt, ſondern von ihm lebt eigentlich eine jede Jahreszeit. Und ganz ſo dieſer rotwangige Sommermann. Denn als nun der Rehrücken und die Bordeauxflaſchen kommen, da ſchneidet er das köſtliche Fleiſch in Scheiben, dicker

als man an diesem Tische sonst das Butterbrot schnitt, lancirt rings in die Teller die mächtigen Stücke und bedankt sich dabei fortwährend: ‚Wirklich, das ist zu liebenswürdig, daß Sie mir Ihr warmes Souper opfern und mit meinem kalten vorlieb nehmen. Gott lohne es Ihnen, was Sie an einem armen Reisenden thun; Sie erweisen mir eine unschätzbare Wohlthat. Mein Magen war kalt wie ein Eiskeller, aber mit dem warmen Hühnchen im Leibe fühl' ich's wie einen Rosengarten, ich schäme mich, daß ich das Opfer annehme. Nun, einmal im Jahre schadet's den Kindern wohl nicht, auch kalt zu essen. Nur ein Gläschen Bordeaux rate ich darauf zu setzen, Bordeaux wärmt auch!' Und als man ihm in den Arm fällt: ‚Um Gottes willen, nicht so viel Wein, Sie töten die Kinder!' da lacht er nur und sagt: ‚Ja nicht, Herr Hofrat! Ihr Verleger bringt Ihre Kinder nicht um, weder Ihre Geisteskinder noch Ihre leiblichen. Ein kleiner Schwips kostet den Kopf nicht.' Und unwiderstehlich muß alles essen und trinken, köstlich, reichlich, im Superlativ; der Sommermann macht den glänzendsten Wirt und bedankt sich dabei wie der dankbarste Gast.

„Wohlan, da haben Sie nun einen Eindruck auf ein poetisches Mädchenherz! Machen Sie daraus was Sie wollen — ich mache eine Hochzeit daraus.

„Das Herz nämlich hat der vortrefflichste aller

Buchhändler freilich nicht gesehen; aber im Nachhausegehen und droben in seinem Hotelzimmer klingt es ihm mehr und mehr nach, wie ihn das junge Mädchen mit ihren Blicken beachtet. In ihren Blicken war ein Erstauntsein — und zwar kein spöttisches; nein, ein Erstauntsein mit Wohlgefallen. In dieser Verbindung aber heißt es Bewunderung. Er ist bewundert worden! Was war das?! Koketterie war es nicht — er ist ein längst geschulter Kenner — es war noch das unschuldigste Gegenteil davon. Wenn ein Backfischchen das enfant terrible passirt hat, das mit dem Munde herausplatzt, so kommt noch ein Jahr oder zwei, wo es mit den Augen herausplatzt. In dieses Stadium versetzt der gewiegte Mann die kleine Meta. Sie hat ihn mit aufrichtigen Blicken bewundert. Wie das zugeht, weiß er selbst nicht. Er zündet alle Lichter seines Armleuchters an, er beschaut sich im großen Ankleidespiegel, ob irgend etwas geheim Bewunderungswürdiges, was man zu Hause noch nicht entdeckt hat, an ihm sei; denn kein Prophet gilt ja im Vaterlande ... ‚Ah bah, Einbildung oder Château Lafitte; du bist ein Narr, leg dich schlafen!‘

„Aber in seine Träume lacht noch das Auge hinein, das ihn angesehen — mit lachendem Herzen! Und so wacht er auf. Die Träume sind fort, Château Lafitte ist fort, aber die Einbildung ist da. Wahrlich, es muß doch mehr als Einbildung sein. Du

Zaubermädchen, du! Ob das keine Frau für einen großen Verleger wäre? Sie ist gebildet, hochgebildet, hat Literaturkenntnisse weit über ihre Jahre hinaus, obwohl sie nur wenig und mit größter Bescheidenheit gesprochen. Aber" — erinnerte mich die Frau Rat — „vor drei Jahren hat Ihnen der Stammbuch-Seneca ja selbst imponirt. Oft genügt ein einziges Wort.

„Ob das keine Frau für einen großen Verleger wäre? Da haben Sie die Pointe meiner Geschichte: Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt! Der prosaische Mann nämlich ist noch an demselben Morgen beim Hofrat vorgefahren und hat mit einer Armensündermiene gestottert:

„‚Herr Hofrat, sprechen wir heute noch nicht von unserem Geschäfte. Ich bin gekommen, um einen andern Artikel von Ihnen zu verlangen. Ich muß leider fürchten, daß Sie damit höher hinauswollen — und ich müßte Ihnen noch dazu recht geben — denn es wäre das Kostbarste, was ich aus diesem Hause mitnehmen könnte. Herr Hofrat, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Meta.‘

„Den bleichen, geistvollen Dichterkopf färbt plötzlich ein höheres Rot — der Mann wäre ihm schon recht — aber Meta! Sein poetisches Töchterlein erträumt sich gewiß einen Heldenliebhaber, und der Buchhändler, alles in allem, ist doch nur ein recht

gelungener, wohlkonditionirter Bonvivant. Welch eine Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit! Nicht minder verlegen stottert er den Bescheid:

„‚Ihr Antrag ehrt mich, und wenn mein Kind von seiner großen Jugend schon so gut sich beraten findet, einen Mann wie Sie gebührend zu würdigen . . .‘

„Der Dichter der gewähltesten Worte weiß zum erstenmale nicht: hat er ein Kompliment oder eine Grobheit gesagt. Worauf der Verleger:

„‚Bitte, bitte. Versichern Sie mich wenigstens Ihrer väterlichen Unterstützung.‘

„‚Von ganzem Herzen.‘

„Vorletzter Auftritt: Hofrat und Hofrätin — zwei lange Gesichter. Das Glück, das das Kind macht, ist enorm; aber das Kind! Das Kind ist in heller Romantik und eitel Poesie erzogen worden, und nun schlägt einem doch das Gewissen. Hat man das Kind je gelehrt, daß das enorme Glück auch die Prosa sein kann?

„Letzter Auftritt: Die vorigen, das Kind. Hofrat und Hofrätin stottern zusammen; kaum wagen sie, der jungen Direktrice einen Bonvivant als Heldenliebhaber zu offeriren. Aber die junge Direktrice stößt einen Freudenschrei aus, wirft sich in die Mutterarme und ruft: ‚Mama, ich bin zu glücklich!‘ Die Eltern sehen sich an — staunend, lächelnd. Gott sei Dank! Aber wer hat das Kind so viel praktischen Sinn gelehrt?

„Sie haben es nie erfahren. Nie hat ihnen Meta gesagt, wodurch ihr Mann sie erobert. Sie hat es diesem selbst nie gesagt. Nur mir sagte sie es. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir sagen die Leute alles."

„Das kommt' daher, Frau Rat, weil Sie selbst, offen und klar, ein Spiegel der Wahrheit sind, alles Menschliche anziehend und unzugänglich nur dem Monströsen."

„Nun eine kleine Schmeichelei verdient mein Geschichtchen schon, aber ich schenke es Ihnen auch gratis. Ist es doch eine jener kleinen unzähligen Lehren, wie Ideal und Wirklichkeit — sich in der Wirklichkeit verhalten, denn es gibt noch immer humorlose Selbstquäler, die das nicht wissen!"

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ferdinand Kürnberger

Das Schloß der Frevel

I. Band

Das
Schloß der Frevel

Roman

von

Ferdinand Kürnberger

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Karl Rosner.

US 1187

I. Band

2. Auflage

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vom Verleger vorbehalten.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Zur Einführung.

In der Vorrede zu seinem im Herbst des Jahres 1875 erschienenen Romane „Der Haustyrann“ spricht Ferdinand Kürnberger in humorvoller Weise über seine litterarischen Pläne. Er ist bisher „buchfaul“ gewesen, sagt der Dichter, der Journalismus hat ihm seine Manuskripte noch naß unter der Feder weggenommen, die Tagespresse hat sein Werk verzettelt, und allzuspät nur erinnert er sich, „wie schön der Abglanz der Unsterblichkeit ist, der auf einem wohlgebundenen Buche ruht!“ — So will der „Sterbliche“, den nun das Alter mahnt, seinem Pulte voll Manuskripten die Unsterblichkeit assekurieren durch Druckerschwärze und Buchbinderkleister. Er will der Herausgeber seines eigenen „Nachlasses“ werden und schreibt: „Ich gedenke innerhalb fünf oder sechs Jahren damit fertig zu sein, wenn ich alljährlich ein Buch erscheinen lasse.“

Des Dichters Plan, alljährlich dieses eine Buch hinauszubringen und sich so noch bei Lebzeiten jenen Platz in der deutschen Litteratur zu erringen, auf den er unbedingtes Anrecht hat, scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse in jener Zeit. Nur noch mit einem neuen Buche trat Kürnberger ein Jahr nach der Ausgabe des mit größtem Beifalle aufgenommenen „Haustyrann“ an die Öffentlichkeit, mit seinen „Litterarischen Herzenssachen“, jener Sammlung von glänzenden Reflexionen und Kritiken, welche gleich den älteren „Siegelringen“ aus der Vergänglichkeit des Tagesdienstes in die Zukunft retten sollte, was den Wert in sich trug, auch der Zukunft dienen zu können.

Die anderen Manuskripte, die damals im Pulte des geistvollen und nie genug in seiner einsamen Größe gewürdigten Poeten und Denkers ruhten, blieben zunächst un-

gedruckt — und als der Tod am 14. Oktober 1879 das Leben dieses Mannes mähte, da war dem Pult voll Manuskripten die Unsterblichkeit zum kleinen Teile nur „assekuriert". Und doch hat jenes Pult mit anderem damals ein Werk im Manuskript umschlossen, das Kürnberger in seinen Briefen als „den Schatz seines Lebens", als „sein Bestes" über all seine anderen Schriften hinaus bezeichnet hat, den Roman „Das Schloß der Frevel".

Über 23 Jahre sind seitdem verflossen, das Werk der Herausgabe des „Nachlasses", das Kürnberger mit bitterem Humor selbst begonnen, das haben seine Freunde in diesen Jahren fortgeführt. Schembera, Wilhelm Lauser und Leopold Rosner haben sich der Manuskripte angenommen, und manch „nachgelassenes Werk" des Meisters ist im Druck erschienen. Nur eines blieb durch eine Reihe eigenartiger Fügungen bis nun den zahlreichen Verehrern des Dichters vorenthalten, der „Schatz seines Lebens": „Das Schloß der Frevel".

Es ist nun etwas über zwei Jahre her, daß mir das Manuskript dieses Werkes im Namen von Kürnbergers Erben übergeben wurde, damit ich es lese und die Herausgabe in einem großen deutschen Verlagshause besorge — falls ich die Drucklegung überhaupt für möglich hielte. Die Erfahrung, die Heinrich Reschauer mit dem Romane gemacht hatte, als er — noch zu Kürnbergers Lebzeiten — die Veröffentlichung in der „Deutschen Zeitung" in Wien versuchte und wegen mehrfacher Beschlagnahme des Blattes die Fortsetzung des Werkes sistieren mußte, hatte die Hoffnung der Erben, es könnte auch dieses Werk Kürnbergers noch zum Drucke gelangen, arg heruntergedrückt.

In der Prein, am Fuße der Raxalpe las ich damals die machtvolle Schöpfung in rasch weiterdrängendem Zuge an einer Reihe herrlich schöner Herbsttage, und als ich die zwei Quartbände, die vollgeschrieben waren, mit Kürnbergers zierlicher, peinlich sauberer Schrift, endlich beiseite legte, da stand es fest in mir, daß hier ein echter Dichter ein Werk großartigen Stiles geschaffen hatte, dessen Herausgabe mir Freude und Ehre sein sollte.

Es gelang zunächst, die neu gegründete Wiener Tageszeitung „Die Zeit" für den Roman zu interessieren, und sie

brachte das Werk, wenn auch in stark gekürzter Form als ihren ersten Roman. Den gewaltigen Eindruck der meisterlichen Schöpfung vermochte dieser Zeitungsabdruck, der viel des Besten oft verschweigen mußte, nicht zu geben.

Wenn ich nun „Das Schloß der Frevel" in nahezu völlig ungekürztem Umfang als Buch dem Drucke übergebe, so bin ich mir bewußt, daß ich damit beitragen darf zu der Enthüllung eines Denksteines, der in unverlöschlichen Zeichen das Zeugnis von des heimgegangenen Dichters Größe in fernste Tage tragen wird. Freilich weiß ich nicht minder gut, daß es dem Werke, das mit so unerhörter Kühnheit dem religiösen Pathos des modernen Katholicismus zu Leibe geht, und das nicht minder kühn in seine Handlung ein Problem verwebt, das ohne alle Töne einer voll klingenden Erotik nicht zu fassen ist, an unbedingten und erbitterten Gegnern nicht fehlen wird. Jedem ehrlichen Streiter wird dieses Werk sich gerne gegenüberstellen. Verwahren aber möchte es sich schon an dieser Stelle gegen das Lob von Seiten solcher „Freunde", die hier für ihre religiöse Unduldsamkeit ein Dokument, oder für ihre sexuellen Pubertätsbeschwerden einen Kitzel suchen. „Das Schloß der Frevel" ist ein reines Kunstwerk, aus dem ein reifer Mann zu reifen Männern spricht, als ganze Menschen nimmt es seine Leser, und als ein Ganzes will es selbst genommen sein.

Universell gebildet, ein Dichter, Philosoph, Politiker, ein Kunstgelehrter und zugleich ein Mann mit dem starken Sinnenleben machtvoller Persönlichkeiten, breitet er hier ein Bild von reichstem, mannigfachstem Farbenglanze vor dem Beschauer aus. Aber er schafft allein für solche, die, wie er selbst, harmonisch durchgebildet sind, die es vermögen, seine Schöpfung in ihrer Ganzheit zu erfassen, und nicht für jene armseligen Geisteskrüppel und Mucker, deren Kunstinteresse an den klassischen Gemälden und Skulpturen in unseren Galerien nur eng umschnittene Partien sieht, die heimlich und mit Gier nach diesen schielen, laut aber nach Kastriermesser und Feigenblättern zetern. — Nürnberger war ein echter Dichter, eine Natur, erfüllt von edler, stolzer Isolierungskraft, die unbekümmert um die Tagesmode und den Geschmack der Menge die eigenen Wege ihres gesunden,

starken Geistes ging — ein Mann, der hier mit Selbstpräge ein Werk geschaffen hat, das, über alles Kläffen der Kleinlichen hinaus, in fernste Zeiten ragen wird. —

Was nun an reinen Daten zu der Geschichte des Romanes anzuführen wäre, ist nicht gerade viel, obwohl „Das Schloß der Frevel" auch im Hinblick auf die Jahre, während welcher es seines Schöpfers Geist beschäftigte, als ein „Lebenswerk" in wörtlicher Bedeutung erscheint. Denn aus dem Jahre 1863 datiert die Urschrift des Romanes, der erst am 9. August des Jahres 1876 — nach dreizehn Jahren! — in der Fassung, welche diesem Buche zu Grunde liegt, zum Abschlusse kam. In die Zwischenzeit fallen allerdings etwa zweihundert Feuilletons und zahlreiche Novellen, die Nürnberger schrieb, um das Nötige zum Leben zu erwerben. Immer wieder aber nahm er im Laufe dieser langen Zeit sein „Schloß der Frevel" vor, feilend, bessernd, ummodelnd, bis er es endlich in jene vollendete Form gegossen hatte, in der wir es nun besitzen.

Interessanten Einblick in Nürnbergers Urteil über seine Arbeit gewährt unter anderem ein Brief, den er am 18. März 1877 an den Hofrat Dr. W. Hemsen in Stuttgart geschrieben hat. Im Auftrage des Verlagsbuchhändlers Wilhelm Spemann hatte Hemsen sich an Nürnberger gewendet, um dessen Mitarbeit für einen Almanach zu erbitten, der von Friedrich Bodenstedt herausgegeben werden sollte und das Ziel verfolgte, „den Almanach von ehedem in einer den Bedürfnissen und Mitteln von heute genügenden Form wieder ins Leben zu rufen". Hemsen war damals seit langer Zeit ein glühender Verehrer von Nürnbergers Werken; sein Brief war kein Geschäftsbrief, sondern ein Bekenntnis der Verehrung und Bewunderung, und dieses tat dem einsamen Dichter wohl. Es drängte ihn, dem litterarischen Freunde, der da in sein Leben trat, einen besonderen Beweis seiner Wertschätzung zu geben, und aus diesen Gefühlen heraus wurde jener erwähnte Brief von ihm geschrieben, aus welchem hier ein Passus folgen möge:

„Es ging mir ans Herz, daß ich für Sie (wie für jeden) ‚vom Amerikamüden bis zu den Litterarischen Herzenssachen' in einer gewissen Rundung und Fertigkeit dastehe,

während ich für mich selbst ein Fortschreitender bin, und von dem Amerikamüden bis zu den Herzenssachen kaum etwas getan zu haben glaubte — wenn ich nicht den Roman geschrieben hätte, der über diese Dinge hinaus mein Bestes ist und der — in meinem Pulte liegt. Dort liegt er seit Jahr und Tag, und wie ich mich kenne, so wird er noch lange dort liegen. Fürs Publikum habe ich nie Eile, aber Männer wie Sie gehen mir ins Gewissen.

Um Ihre Freundschaft nun zu erwidern, die mir als bloßer Geschäftsträger von Spemann viel zu kostbar ist, biete ich Ihnen diesen Roman zum Lesen an, denn eine Handschrift auszuleihen, pflegt das einzige Mittel zu sein, das ein Autor hat, um einen Menschen als einen engeren Freund und Vertrauensmann zu ehren. Die Handschrift ist rein und leserlich, ist sie doch von Feile zu Feile vielleicht die vierte Abschrift, womit sich das Operat im Laufe von Jahren auf seine letzte mir mögliche Form redigiert. Es war mein eigentliches litterarisches Hauptwerk, welches alle Aufsätze der ‚Siegelringe' und der ‚Herzenssachen' nur als Tagesepisoden unterbrechen durften — auch mußten.

Gestattet Ihnen Amt und Beruf die Muße dieser handschriftlichen Lektüre, so steht sie Ihnen zu Diensten. Sagen Sie mir, ob die lakonische Adresse, ‚Akademie', deren ich mich jetzt bediene, genügt, denn was ich zu schicken habe, ist — der Schatz meines Lebens (um in meiner kleinen Welt ein großes Wort zu sprechen), aber selbst in der Sprache der Post eine ‚Wertsache'."

Es mag die Leser interessieren, zu erfahren, wie Hemsen selbst dann über dieses „Schloß der Frevel" urteilte. Seine Meinung ist in einem Briefe niedergelegt, den er am 10. Juli 1877 an Kürnberger gerichtet hat. Ich muß es mir mit Rücksicht auf den Raum versagen, das ganze Schreiben, das acht Briefseiten umfaßt, hier wiederzugeben. Nur einige Sätze seien herausgegriffen und hierher gesetzt.

„Hätte ich im ersten Augenblick nach dem Empfang Ihrer Sendung gelesen, lesen können" — schreibt Hemsen — „und dennoch bis heute geschwiegen, so wär' es noch immer kein leeres Entschuldigungswort, wenn ich sagte: Verzweiflung an der Möglichkeit, dem ungeheuren Eindruck, der

auf mir lastete, auch nur von ferne mit dem Wort der Wiedererstattung und Redenschaft gleichzukommen, war es, was mich verstummen gemacht. Da ich nun heute spreche, um so viel kürzere Zeit nach der zum letzten Male beendeten Lesung, ist es wahrlich nicht, daß ich etwa durch irgend ein Wunder das geringste Mehr von jener Fähigkeit in mir spürte. — — — Das Glück einer neu geschenkten Welt streitet sich seltsam in meinem Herzen mit der Traurigkeit ebenso jähen Verlustes, seit ich der inneren Pflichtmahnung gehorchend, Ihre Handschrift wieder eingepackt habe. Was Sie mir geschenkt haben, bleibt ja mein, aber doch war ein anderes, nun entschwundenes Gefühl des Besitzes, so lange die Blätter, auf denen so tiefsinnige Kunst geschrieben stand, mir noch vor Augen waren. — — — Mit dem Allgemeinsten ist so wenig gesagt, dem Wunderreichtum des Buches gegenüber: — daß ich gar kein Schriftwerk eines neueren Menschen kenne, worin auf gleich hoher Stufe gleichmäßiger und gleichmäßig entwickelter Anlage, Intellekt, Charakter und schauende Seelenkraft in gemeinsam gezeitigter und vollbrachter Arbeit offenbar würden; aber es sind lauter ganz bestimmte, lebensvolle und lebensfarbige Erscheinungen, die mir beim Aussprechen dieses farblosen Gesamturteils vor Augen stehen." —

Und noch ein zweites interessantes Briefconcept, das in engster Beziehung steht zu dem „Schloß der Frevel" fand sich unter den Skripturen des heimgegangenen Dichters. Es ist der Entwurf zu einem Briefe, den Kürnberger gleichfalls im Jahre 1877 an Oswald Ottendorfer, den Wiener Barrikadenkämpfer von 1848, den Dresdener und Badener Revolutionär von 1849 und den späteren Besitzer und Leiter der einflußreichsten Tageszeitung der Vereinigten Staaten, der „New Yorker Staatszeitung" schrieb. Mit diesem Briefe reichte der Poet sein Werk der Redaktion der Staatszeitung zur Lektüre und zur eventuellen Annahme als Feuilleton-Roman ein. Das Schreiben ist darum von besonderer Bedeutung, weil auch aus ihm klar erkenntlich wird, daß der Verfasser ein Hauptgewicht auf eine universelle Betrachtung seines Werkes legt.

„Nicht daß der Hauptaccent des Romanes" — so schreibt er in Bezug hierauf — „wie bei Ardinghello oder Lucinde just auf dem Thema der Sexualität läge. Eher das

Gegenteil! Der ganze Kopf raucht und brennt ihm von religions-philosophischen Interessen; er spricht sich aus dem Innersten alles vom Herzen, was der römische Katholicismus für so viele, an der Kirchlichkeit noch mitinteressierte Geister Zeitbewegendes hat. Angeekelt von der Flachheit des landläufigen Zeitungsliberalismus geht er, ich möchte sagen seiner Anatomie und Physiologie auf den Grund und spricht, wovon über dem Striche niemand spricht, von den Wurzeln dieser Dinge. Just um Vor-Recht und Über-Recht zu beseitigen, wird in jede Fuge und Ritze der Berechtigung hineingeleuchtet. Der liberalisierende Halbgebildete, welchen die Zeitungsphrase nicht aufklärt, weil sie die Aufklärung schon voraussetzt, möchte über den Stand der großen Frage hier zum ersten Mal klar sehen, und z. B. ein platonisches Symposion wie Kap. 9*) als einen ewigen Leitfaden seiner Orientierung nach Hause tragen. Und da ein Roman nicht dociert, sondern gestaltet und handelt, so ist das letzte Resultat dieser Evolutionen das handelnde Charakterbild eines Jesuiten, welcher, wie ich glaube — vielleicht aus mangelhafter Belesenheit glaube — in der Romanlitteratur kaum seinesgleichen hat. Nichts ist leichter und wohlfeiler, denn „Jesuiten" nach dem Geschmack des großen Haufens zuzubereiten; aber preiswürdig erschien es mir, einen Jesuiten, ohne ihn zu beschönigen, auch einmal schön aufzufassen, und alles, was ihn zum Jesuiten stempelt, indem der typische Grundzug bewahrt bleibt, mit jener Freiheit und Vornehmheit durchzuführen, daß die Idealität der Zeichnung auch ein gebildetes Auge erfreuen kann.

Wo so viel Spiritualismus in Kraft tritt, wäre der Sensualismus schon als äußere Kompensation geboten, auch wenn er nicht, wie hier, die innersten Lebensnotwendigkeiten des Romanplanes bedingte. Aber an diesem Punkt ist es nun, wo ich Prüderie fürchten zu müssen glaube. Gilt doch Sensualismus und Unsittlichkeit für gleichbedeutend!"

Diese leidige Gleichstellung zweier himmelweit geschiedener Begriffe zählt auch heute — über ein Vierteljahrhundert nach

*) Die Besprechung zwischen dem Marchese Santastore, Balm, Neugart und der Contessa Dezia Caradosso in der Pergola von Villa Malvana.

dem Datum jenes Briefes von Nürnberger — noch immer zum bleibenden Bestande, — auf die Gefahr hin, verstanden zu werden — zum eisernen Vieh im Katechismus unserer orthodoxen Vertreter landläufiger „Moral“. Es hat sich für den Herausgeber des Romanes hieraus die Notwendigkeit ergeben, einige kleine Striche in dem Werke vorzunehmen. Diese erstreckten sich nur auf Partieen, welche ohne schädigenden Einfluß auf die Gesamtwirkung des Romans weggelassen werden konnten, deren Streichung aber andererseits das Werk vor der Gefahr bewahren sollte, einer übereifrigen Censur zum Opfer zu fallen. Im übrigen ist das Werk in seiner vorliegenden Gestalt bis auf ganz wenige stilistische Kleinigkeiten dem Originalmanuskripte völlig getreu.

Berlin, im April 1903.

Karl Rosner.

Bibl. Univers. Lips.

1.

Es war einer der dichteſten Nebel der „nebelreichen Lombardie", wie Platen ſie ſchilt. Er verfinſterte das Land dies- und jenſeits des Ticino: dort die Lombardei, hier die Lomelina.

Und in dieſem Nebel war die Nacht angebrochen. Eine Nacht, ſo undurchdringlich für menſchliche Sehnerven wie Stein und Mörtel. Ein Fiſch, welcher eingefroren im Eiſe ſteckt, war nicht beſſer um den Gebrauch ſeiner Floſſen gebracht, als in dieſer Luft ein Wanderer um den Gebrauch ſeiner Augen.

Unſer Held, ein junger Mann, welchen wir Balm nennen wollen, befand ſich in einer kritiſchen Lage. Nacht und Nebel hatten ihn auf freiem Felde überraſcht, nun trieb er gänzlich im Innern. Die ausgetretenen Frühlingswaſſer hatten ihn ſchon am Tage genötigt, manchen Umweg zu nehmen; was Wunder, daß die Umwege Irrwege geworden, ſobald er aufgehört hatte zu ſehen, ſeine Karte zu befragen. Und hätten ſich alle Bäume in Leuchttürme verwandelt, alle Rohrdommeln, Kibitze und Taucherenten des

sumpfigen Schilflandes verabredete Signale statt wüstes Geschrei von sich gegeben, sein Stand wäre noch schwer genug gewesen in den Wassern dieses überschwemmten und ihm unbekannten Landes. Längst hatte daher seine menschliche Weisheit abgedankt zu gunsten des tierischen Instinkts; sein Pferd verfügte so frei über die Zügel, als ob Trense und Kandare niemals erfunden gewesen. Aber es half wenig. Das Pferd war totmüde, und Instinkt ist am Ende auch nicht Allwissenheit. Balm glaubte sich bloß verlassen zu dürfen, daß Mann und Roß nicht plötzlich in die bodenlosen Moräste des Ticino hinabsänken, dessen tückische Nähe er beständig an seiner rechten Seite fürchtete. Wenn er nun Wasser unter seinen Füßen aufrauschen hörte, so ging es vielleicht über ein überschwemmtes Reisfeld, oder wenn das Tier mit kurzem Schritt und prüfenden Hufen bis an die Kruppe in ein Wasser eintauchte, wo er flüglich den Leib breit machte und sich schwimmbereit hielt, so setzte es wahrscheinlich über einen der vielen Bewässerungsgräben, welche das kanalisierte Land in allen Richtungen labyrinthisch durchschnitten. Das wußte er ungefähr; wohin es aber sonst mit ihm wollte, welches Ziel seinem Pferde vorschwebte und ob überhaupt eins, blieb ihm ein tiefes Geheimnis.

Er folgte blindlings seinem Tiere. Das Stadium der Furcht, der Anstrengung, der Aufregung hatte er längst hinter sich; seine Lebensgeister, wie gesagt, hatten resigniert zu gunsten der animalischen Hell-

ſeherei, und er wartete nur mit leidender Geduld ab, ob dieſer Thronwechſel, glücklicher als mancher andere, eine gründlich verfahrene Situation ins rechte Geleiſe brächte.

Was an ihm war, ſo that er nur eins: er horchte ſcharf auf. Es entging ihm nicht, wenn eine Nachtſchwalbe in der Nähe ein Schneckchen zerknuſperte, oder ein Reiher mit knarrendem Schrei einen Nebenbuhler in die Ferne trieb, oder eine Schildkröte im Sumpf ihren ſtillen Pfiff vor ſich hinziſchte. Er hielt es für das Miauen einer Hauskatze, ja, für die Töne eines kleinen Wiegenbewohners, wenn ein Käuzlein im Rohr ſeine weinerliche Kinderſtimme hören ließ, und er rief herzhaft ſein „Qui vive?", wenn die Nachtluft durch eine Weide oder eine Cypreſſe ſtrich, an der er dicht vorbeiritt, ohne ſie ſehen zu können. Ein paarmal erblickte er eine Gruppe dieſer Bäume als einen ſchwarzen maſſiven Fleck im Nebelgrau; jach fuhr's ihm in die Zügel, denn er hielt es für ein ſtarkes Kaſtell und ritt kühn darauf los. Aber der Fleck löſte ſich auf als das, was er war; Balm aber ſchämte ſich vor ſeinem Pferde und überließ ihm die Zügel williger als je.

Der junge Mann befreundete ſich mehr und mehr mit dem Gedanken, die Nacht unter offenem Himmel zu kampieren. Ein naſſes Lager, gewiß! Die Luft naß, der Boden näſſer — aber was war zu thun? Sein Pferd wird endlich ſtille halten oder in die Kniee brechen und nicht mehr aufſtehen. Und liegen nicht

Tauſende jetzt in ihren naſſen ungeſunden Biwaks, und waren es nicht Millionen, die je ſo lagen, und auch nur Leiber von Fleiſch und Blut, warmblütige Geſchöpfe wie er, mit nichten Amphibien? Verzeih mir, Agathe, denkt der junge Mann und ſendet in Gedanken einen brünſtigen Gruß an ſeine Braut über die Alpen. Er hat ihr ſo heilig verſprechen müſſen, ſich zu ſchonen. Schöne, wohlgemeinte Leibeigenſchaft der Liebe! Wer rebelliert nicht gegen dich? Verzeih mir, Agathe, aber — was ein Mann ſich zutrauen darf, das thut er wie jeder andere. Ein naſſes Nachtlager iſt noch nicht der Tod eines Mannes. So dachte unſer junger Deutſcher und nahm ſich vor, ſein ganzes Augenmerk nur noch auf ſchützende Hecken und möglichſt trockene Böſchungswälle der eingekoppelten Felder zu richten.

Endlich machte ſein Pferd eine Bewegung, welche ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Es reckte den Kopf, wieherte, ſetzte den Fuß hoch und ſtreckte den Leib zu einem faſt galoppierenden Trab aus. Wie freundlich klopfte Balm das kluge Tier! Was für dankbare Worte gab er ihm! Gewiß, es witterte mehr als Menſchen, es witterte — Pferde!

Und ſo war es. Nicht lange ritt Balm dieſen belebteren Trab, ſo dunkelte wieder ein ſchwarzer Fleck im Nebel, in dieſem Fleck aber gab's einen trüben roten Funken, wie glimmend im naſſen Schwamm; — immerhin war's ein Lichtſchein. Jetzt antwortete ſeinem wiehernden Pferd ein anderes, der ſchattige

Fleck wurde größer, — eine Wendung, und der Hufschlag klang von einer Straße.

„Halt, wer da?" tönte im gebrochenen Deutsch der Ruf einer Vedette.

„Gut Freund!" Balm stellte sein Pferd, Bewaffnete traten aus dem Dunkel hervor, welchen sich der Fremde überantwortete. Er stieg vom Pferde, führte es am Zügel und verlangte von den Bewaffneten, welchen er folgte, vor ihren Wachkommandanten geführt zu werden.

Es ging auf ein Gebäude zu, welches, im Nebel vergrößert, einer Riesenburg glich, überragt von ungeheuren Türmen — wenn das nicht etwa Cypressen waren. Es aus dem Gröbsten zu sehen und schon ins Innere hineinzugehen, war fast eins. Es ging in einen tiefen, steinernen Thorweg, in welchem, von Soldaten umlagert, ein großes Feuer brannte. Balm wurde von der halbbarbarischen Truppe angestarrt, mit aller Naivetät neugieriger Naturkinder, mit Geierblicken, welche gescheidt, aber unwissend, dreist, aber schüchtern zugleich, in den Ankömmling hineinluchsten, ob er ein Gefangener wäre, ein Spion, oder — eine vornehme Herrschaft?

Im nächsten Augenblicke stand er in einer niedrigen, düster gewölbten Halle des Erdgeschosses, welche mit Uniformen, Tabakqualm und qualmenden Lichtern angefüllt war. Das Gemach bot den ganzen schwer zu beschreibenden Anblick von Schmutz, Eleganz, Mangel und Unordnung, welcher „das Offiziersquartier

auf dem Marſche" kennzeichnet. Der junge Mann war viel zu müde und viel zu vertraut mit ſolchen Scenen, um ſich neugierig umzuſehen; er beeilte ſich vielmehr, die jetzt nötige Formalität raſch abzuthun. Er wies ſich als den Berichterſtatter einer großen deutſchen Zeitung aus, übergab ſeine Legitimationen, deklarierte kurz und bündig ſein Woher und Wohin und langte bald bei dem Wunſche an, daß er in dem Hauſe, wohin ihn Zufall und Irrweg geführt hatten, ein gaſtliches Nachtquartier finden möge, welches ihm und ſeinem Tiere aufs dringendſte nötig.

Der Offizier, welcher den Fremden in Empfang genommen hatte, ſchien den Ziviliſten mit Mißtrauen zu betrachten und war doch behutſam genug, es nicht merken zu laſſen, um ſich keine Blöße zu geben. Der gute Mann hatte keine Idee davon, ob die Zeitung, deren Berichterſtatter vor ihm ſtand, ſeiner Regierung gute, üble, oder gar keine Dienſte leiſtete, und geriet in Verlegenheit darüber. Ueberhaupt ſchien ihm das Preßweſen fremd zu ſein, vielleicht ſelbſt fatal. Seine Haltung war daher kühl, gemeſſen, und als er die Papiere zurückgab, ſo that er es im knappen Geſchäftsſtil, indem er hinzufügte, was ſeine Verpflegung betreffe, ſo möge er mit dem Kaſtellan Rückſprache nehmen, es gehöre nicht in ſein Reſſort.

Balm, welcher gedenken mochte, wie freundlich er in ähnlichen Fällen von Offizieren intelligenterer Truppen aufgenommen worden, war zu ſtolz, um Worte zu ſeiner Empfehlung zu verlieren. Er ver-

ließ ſich auf ſein Glück und auf ſeine Börſe. So wendete er ſich zum Gehen und ließ ſich von einer Ordonnanz die Wohnung Signor Cencios weiſen, welcher der Kaſtellan dieſes Gehöftes hieß.

Es war nicht leicht, dieſe Perſon zu finden. Der Ordonnanzmann, welchen ein Trinkgeld liebenswürdig gemacht hatte, fragte einen Kameraden, dieſer rief einen dritten, alle wußten es und alle wußten es nicht. Cencio hatte, wie ſich nun zeigte, im ganzen Hauſe zu thun. Er mußte beim Major ſein, beim Wachtmeiſter, beim Leutnant, in den Stallungen, im Keller, beim Oberleutnant, im erſten Stock, im letzten, in der Wachtſtube oder im Hinterhaus. Das waren nach und nach die Antworten der teilweiſe ſchlaftrunkenen Soldaten. Endlich begegnete man in einem Korridor einem Manne mit einer Laterne und einem Schlüſſelbund in den Händen. „Das iſt er!“ ſagte die Ordonnanz und war froh loszukommen.

Es war ein alter oder gealteter Mann von kleiner Statur und markanten, leidenſchaftlichen Zügen. Balm fing ſeine Unterhandlung an, die aber ſofort wieder zu Ende war. „Bei Gott und allen Heiligen, unmöglich!“ ſchwur Signor Cencio kurz und beſtimmt. „Keine Maus mehr unterzubringen! Das ganze Haus überfüllt mit Soldaten!“

Balm nannte den Preis, den er zahlen wollte. Er erſchrak, daß der gehoffte Zauber ausblieb. Anſtatt wie verwandelt zu ſein, ſtand der Italiener ſchroff da, wie zuvor.

Balm besann sich. Seine Empfindlichkeit ließ es nicht zu, sich noch einmal an den Truppenchef um dessen Gastfreundschaft zu wenden. Er verwarf den Gedanken daran augenblicklich. Cencio seinerseits wandte sich mit einem: „Verzeihung, mein Herr!" zum geschäftigen Weitergehen.

Balm hielt ihn fest. Er fixierte bei dem trüben Scheine der Laterne die Physiognomie seines Mannes, um zu erraten, ob ihm mit Geld, Einschüchterung oder Höflichkeit am besten beizukommen wäre. Es war schwer zu entscheiden. Er hatte ein Gesicht vor sich, voll Schlauheit, Heimlichkeit, List, Trotz, Energie, Schlaffheit und Gier, ein Fuchs- und Diebsgesicht, vom Alter verwischt und verschärft zugleich, ähnlich einer alten Kupferst[illegible]platte, welche stark abgenützt, aber betrügerisch aufgekratzt wurde. Von Gemütlichkeit keine Spur, eher ein gewisser Ausdruck, welcher auf Erziehung oder wenigstens auf Umgang mit Erzogenen schließen ließ.

Und ehe der Deutsche noch einig war mit sich, wie dieser Teig zu kneten wäre, that er es schon mit beiden Händen.

Er betonte mit Nachdruck, daß er jede Bequemlichkeit für sich und sein Pferd mit Gold aufwägen werde, wobei er wirklich Gold sehen ließ, was der Alte mit einem geschickten Ruck seiner Laterne beleuchtete. Er ließ nicht undeutlich merken, daß er sich mitten unter seiner Partei fühlte, daß dieses Haus eigentlich heute in Deutschland läge und daß

italieniſche Hausbeſitzer im Laufe des Krieges noch froh ſein würden, wenn ihre Gemächer ſtatt mit Kolbenſtößen mit Gold aufgemacht würden, wofern dieſe nicht etwa gar das Blut ihrer ungaſtlichen Hausherren zu trinken bekämen. Er freue ſich, einen Mann vor ſich zu haben, mit dem man offenbar zarter umgehen könne und mit Vernunft und Höflichkeit ausreiche. Er hoffe, noch eine gute Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, bei der ſich la Spada d'Italia, Tedeschi und Italianissimi, wie es Leuten von Welt ziemt, freundſchaftlich ignorieren laſſe.

In dieſer Rede war alles: Geld, Höflichkeit, Drohung. Auch glaubte Balm wirklich zu ſehen, daß er Eindruck gemacht hatte. Der Kaſtellan überlegte. Nach einer Weile fragte er, warum Balm ſich nicht an die Offiziere wende, welche ja maîtres de logis wären. Offenbar ſuchte er heraus zu bekommen, welchen Rückhalt der Fremde am Militär hätte, um ſein Betragen danach einzurichten.

Balm erriet ihn und antwortete dreiſt, er habe die Einladungen der Offiziere ausgeſchlagen, er bedürfe der Ruhe. Jene würden wahrſcheinlich bei Wein und Karten einen Teil der Nacht durchwachen, er aber ſei müde und wünſche möglichſt gut zu ſchlafen. Auch habe er die Gewohnheit, jeden Abend ſein Tagebuch zu redigieren, und darum allein ſchon ziehe er vor, ſich ungeſtört abzuſondern.

Die letzten Worte verwandelten den Italiener,

der ſchon nachgiebig ausgeſehen hatte, wieder zu voller Schroffheit. Mit einer Entſchloſſenheit, deren Härte und Tiefe ungeheucheltſter Ernſt war, ſchlug er ihm augenblicklich ſein Nachtlager ab. Balm ſuchte vergebens zu erraten, worin er gefehlt hätte. Er brauchte all ſeine Angriffswaffen, welche Menſchenkenntnis und Weltumgang ihm lieferten, um dem zähen Italiener nur die karge Erklärung abzupreſſen, ein Nachtlager mit Licht könne er um alle Schätze der Lorettokapelle nicht hergeben.

Es koſtete unſeren Landsmann nun weitere Künſte, aus der unwilligen Seele des Alten den Grund davon heraus zu winden. Dieſe Operation war außerordentlich ſchwierig. Der Italiener druckſte und würgte wie an einem Geheimniſſe und ſah dabei ganz ſo ehrlich aus wie ein Lügner, der etwas Wahres empfindet, das er mit einer Lüge nicht augenblicklich zu decken weiß. Endlich fuhr er barſch und faſt zornig heraus: „Was hilft es, wenn ich Euch geſtehe, daß ich noch einen Saal frei habe, einen Saal, welchen ich lieber in meiner Tabaksdoſe verſtecken möchte, wie eine Tonkabohne, einen Saal, welchen ich dem ganzen Kommando, das mir am Halſe liegt, hartnäckig zu verſchweigen gewagt und in welchem Pulver lagert, mehr als genug, um die halbe Lomelina in die Luft zu ſprengen? Natürlich! wo ſollte es ſonſt liegen? im Keller ſteht Waſſer wie in einer Braupfanne. Ich unglücklicher Mann! mußt' ich das auch noch ausſchwatzen? Ihr werdet

nun eure goldene Prise da verdoppeln, verdreifachen, werdet mich quälen, bedrohen, und ich armer Thor werde gutmütig genug sein, Euch nachzugeben, um an Eurer Cigarre oder Lichtschnuppe zu meinem Herrn und Heiland gen Himmel zu fliegen."

Balm senkte seine Frankstücke in die Hand des Alten und sagte ungemein ruhig: „Ihr irrt Euch, Herr. Ich werde diese Prise weder verdoppeln, noch verdreifachen, weil sie beides schon ist für das was ich brauche: ein Viertel Hafer, eine Matratze zum Ausstrecken und eine Flasche Wein für den Durst, da mir den Hunger die Müdigkeit vertrieben hat." Aber mit der anderen Hand gab er seine Cigarrentasche und sein Feueretui ab, worauf er unwiderstehlich heischte: „Und nun sperrt mir den Pulverturm auf! Mein junges Leben ist mir so lieb als jedem Invaliden sein altes."

„Ich bereue, was ich gesagt habe!" seufzte Cencio. „Ich werde kein Auge schließen. Laßt Euch was sagen, Herr; schlaft in meinem eigenen Zimmer!" Die Frankstücke hatte er übrigens eingesteckt.

„Ihr hört ja, daß ich Ruhe brauche", antwortete der junge Deutsche. „Wie sollt' ich bei Euch schlafen, den die Soldaten beständig überlaufen und aufwecken können?" Damit kneipte er den Alten am Arme, um führend von ihm geführt zu werden. „Auch die Pistolen werde ich Euch übergeben", setzte er hinzu — „sobald ich an Ort und Stelle bin."

Dem Kastellan zwickerte es nervenzuckend im Ge-

ſicht. Balm ſchleppte ihn mit, das Pferd zu verſorgen, und erſt als er es freſſen ſah, begehrte er Wein und Nachtlager für ſich.

Der Preis ſeiner Standhaftigkeit ward endlich erreicht. Mit der Weinflaſche unter'm Arm, führte ihn der Alte vor eine Thür, die Balm ſehr abgelegen ſchien, und drehte den Schlüſſel im roſtigen Schloſſe.

„Ich wäre des Todes", flüſterte er, „wenn die Kerls, die mir in allen Zimmern herumſchnarchen, eine Ahnung hätten, daß ich ihnen das beſte verheimlicht und obendrein von wegen Pulvervorräten. Haltet Euch ruhig, Herr, ich beſchwöre Euch! Wir armen unbewaffneten Leute müſſen gegen's Militär zuſammenhalten!"

„Ich werde ſchlafen wie ein Sack", lachte Balm. „Aber werdet Ihr endlich fertig? Das knarrt ja wie alter verdammter Roſt, der ſich ſeit Jahren eingefreſſen hat! Wenn Ihr das Pulver, wie Ihr ſagt, weil der Keller überſchwemmt iſt, heraufgeſchafft habt, ſo muß das erſt kürzlich geweſen ſein und Euer Schloß geht ſo hart, als ob es, ich weiß nicht wie lang ſchon, kein Schlüſſel berührt hätte."

Der Alte murmelte grinſend einen Fluch zu dieſer Bemerkung und machte eine übermenſchliche Anſtrengung, wodurch das Schloß endlich aufſprang. In gleichem Momente aber, wie er den ächzenden Thorflügel öffnete, blies er das Licht der Laterne aus, indem er ausrief: „Hu, welch ein Luftzug!

Ein Funke, und wir fliegen mit Haut und Haar alle stelle!“

Balm konnte von einem Luftzug nichts spüren.

Der Alte zog seinen Gast trippelnd und tastend in einen finsteren Raum nach sich. „Ich führe Euch an eine Ottomane“, flüsterte er, indem er ihm Hände und Körper richtete. „Habt Ihr sie?“

„Gott sei Dank, ja!“ Und der junge Mann warf sich sofort auf den Pfühl. „Nun die Weinflasche her, und — gute Nacht!“

„Noch eins“, flüsterte Cencio. „Ich hoffe, Ihr schlaft nicht lange. Ihr seid jung, vier oder fünf Stunden können Euch wieder zu Kräften bringen. Ich erwarte mit grauendem Morgen unsere Herrschaft samt starkem Gefolge. Dann brauchen wir selbst diesen Raum. Macht Euch gefaßt, daß ich Euch vor Tage noch wecke.“

Hol dich der Henker, hätte Balm mit Lust geantwortet. Indes brummte er bloß: „schon gut!“ und hörte mit Vergnügen, wie der Alte sich endlich entfernte und die Thür hinter sich abschloß.

Balm war allein.

Er überließ sich jetzt ganz der Wollust der Müdigkeit. Wer schuldenfreier Besitzer von jugendlichen Gliedern ist, empfindet in der Ohnmacht selbst einen Genuß; er ahnt schon die Kraft, die ihm zurückkehren wird als Reaktion gegen diese Ohnmacht, und just an ihr mißt er den Grad seiner unendlichen Gesundheit.

Eine Flaſche Wein und eine Ottomane! Was für ein Königreich hat er ſich erobert!

Er dachte zurück an ſeine Irrfahrt, an die deſperate Möglichkeit, wie er jetzt im Nebel auf einer durchnäßten Grasnarbe biwakieren könnte. Biſt du zufrieden, Agathe? dachte er lächelnd, und dehnte ſich, „ekſtatiſch faul", wie Goethe ſo maleriſch ſagt. Sollſt leben, Kind! und die entkorkte Flaſche wurde in üppigen Zügen geleert.

Es war ihm gar zu wohl. Faſt mit ironiſcher Luſtigkeit fing er zu prüfen an, ob ſeine im Finſtern erweiterten Pupillen die grauſigen Pulverfäſſer ſchon zu ſchauen vermöchten. Wo biſt du, mein feuriges Liebchen? Hu, mit Schwefel und Salpeter in einem Zimmer zu ſchlafen! Wer in dein Herz den Feuerbrand würfe, ſchwarze Schöne! So ſcherzte Balm, wie Kinder im Spielen einſchlafen, — und die ſchlaftrunkenen Lebensgeiſter taumelten luſtig aus dem Bewußtſein hinaus.

Denn wenn er Thüren auf- und zumachen, Schritte hin und wider gehen, Soldaten ſich anrufen und ähnliche Geräuſche hörte, wovon das fremde nächtliche Haus keinen Augenblick ruhig blieb, ſo fiel das nicht mehr in ſein Bewußtſein; es lieferte höchſtens Fäden für ſeine Traumgeſpinnſte. Wer könnte ſie verfolgen? Wer könnte nachzeichnen, welche Deſſins daraus gewebt wurden? Das Knarren jener Thüre giebt vielleicht einen Rhythmus an, der zum ſchönſten Motiv einer Lieblingsmelodie wird,

und der Träumende wiegt ſich in Himmelsmuſik; das Wer da! der Schildwache verwandelt ſich in die Stimme eines längſt verſtorbenen Schulmeiſters, der den kleinen Balm um ſeine Lektion ängſtigt; oder ein Soldat, der lüſtern nach einem Weinkrug ſchleicht, wird zum Bilde der zärtlichen Braut, und mit Wonneſchauern hört er das liebe verſchämte Füßchen ſeinem Lager ſich nahen. Will's nicht kommen? Wie heiß er atmet!

Aber träumt das Auge wie das Ohr? Welches Schauſpiel geht ihm da auf? Ein Lichtſchein erhellt plötzlich den Saal. Woher das Licht? Wer da? qui vive? wer bringt Flammen ans Pulver? Ha, von außen bringt's ein! Durch die Schalter der mangelhaft ſchließenden Jalouſien brechen [illegible] Glutſtreifen. Ein Dorf brennt oder ein Magazin.

Unheimlich flackern die ſpielenden Lichter im Dunkeln. Wie neugierig wäre er, einen Raum, der ihm ſo unzugänglich geweſen, nun heller zu ſehen! So nahe iſt das Licht, ſo kokett neckt es ſich mit der Finſternis, züngelt hier, — dämmert da, — aber ein Huſch! und ſchwarzer Schatten iſt wieder alles. Schwarze, tiefe Nacht! Nur oben, will's ihm ſcheinen, am Plafond und hoch an den Wänden fahren die Streiflichter länger und häufiger hin und her.

Und da oben fängt es zu leben an. Welch üppiges Gaukelſpiel! Schöne weibliche Glieder blitzen in der Dämmerung auf, wie ſchwellende Früchte im dunklen Laubſchatten winken. Weiße göttliche Nacken

drängen ſich vor, Brüſte wie Alabaſter-Vaſen leuchten auf und verſchwinden im Dunkeln; blendende Arme ringen im Finſtern, wie der Taucher in der Ballade mit der verſchlingenden Flut. Jetzt lächelt ein Mädchenkopf zu ihm nieder, blitzſchnell iſt er verſchwunden, und vielleicht nie wieder trifft das Flackerlicht den nämlichen Punkt; aber ſiehe, gleich daneben ſchaukelt ſich ein zartes rundliches Knie in ſeinen roſigen Grübchen. Und dort, welch dreiſter lockender Reiz! Eine ſchwungvolle Hüfte iſt's, aus der Finſternis bacchantiſch ins Licht ſpringend. Mehr und immer mehr des Schönen! Ein Schoß, dem die Hand der mediceiſchen Venus fehlt, — Beine voll Luſt und Leben, wie blühende Ranken durch einander geſchlungen —

Unſer Schläfer ſtarrt wie bezaubert. Das zerſtückte, halb verſtandene Schauſpiel peitſcht wie mit Neſſeln ſeine Neugierde. Er ſpringt auf, um Fenſter und Jalouſien zu öffnen und mit einem vollen Lichtſtrom ſich klar zu machen, welch aphrodiaſtiſcher Wirbel um dieſe Wände kreiſt.

Die hohen Fenſter ſcheinen vernietet. Er rüttelt vergebens. Mit Pein muß er den Feuerſchein am Himmel durch die Lücken der Jalouſien anſehen, mit einer Pein ohnegleichen den geheimnisvollen Spuk ſeines Zimmers. Seine Augen ſprühen von Licht, ſein Blut iſt Zunder, ſeine Seele Strahl, es iſt ihm als dürfe er nur wollen, um zu ſehen. Aber die Finſternis bleibt unüberwindlich. Wie zum Hohn

lecken die Flammenzünglein an den Wänden umher, bald ſteigt, bald ſinkt die Lohe, und alles iſt nur Moment — Täuſchung — Ahnung. Endlich erliſcht der Feuerſchein gänzlich, und ſtarr und blind wie zuvor umgiebt ihn die Nacht.

Er glaubt zu erſticken. Als hätten die Tropen ihre Glut und die Roſengärten von Schiras ihren Duft auf den Raum dieſes Zimmers verdichtet, ſo ſchwül und betäubend atmet er dieſe Luft. Wie im Fieber wirft er ſich auf ſein Lager zurück und denkt an die Friſt, bis ihm der Morgen Licht bringen wird, wie an ein Jahrhundert. Auf einmal fällt ihm ein, daß Cencio noch vor Morgen ihn abholen kann. Dieſe Möglichkeit hat er ſich offen gehalten. Die Herrſchaft mit großem Gefolge werde erwartet. Balm ſtutzt. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Hier iſt ein Fingerzeig zu einem Geheimnis. Mit dieſem Zug hat der ſchlaue Alte ſich ſelbſt verraten. Gewiß, er hat etwas zu verheimlichen, aber etwas anderes als Pulver. Und kaum hat Balm dieſen Gedanken gefaßt, ſo erkennt er ſofort den Schlüſſel der ganzen Lage in ihm. Der auffallende Widerſtand des Alten, das Unwahrſcheinliche und Widerſpruchsvolle daran, alle Einzelheiten ſeiner Unterhandlung mit ihm treten in einem neuen und richtigen Lichte vor ſeinen Geiſt. Dieſem Raum ſind Geheimniſſe anvertraut, aber andere als Kohle, Schwefel und Salpeter! Das letztere hat Cencio erſt hinzugelogen. Nur ſo erklärt ſich ſein ganzes Betragen!

Wir würden irren, wenn wir uns vorſtellten, daß dieſe Schlüſſe eine klare und geordnete Gedankenreihe waren. Der übermüdete Mann dachte ſie halb, und halb träumte er ſie. Mitten im Denken fielen ihm die Augen zu, dann ſah er durch die Vexiergläſer des Traumes ſeine Gedanken als Zerrbilder, bis eins davon durch ſeine eigene Ungeheuerlichkeit ihn erſchreckte und aufweckte; hierauf dachte er vernunftgemäß weiter und fiel von neuem in Träume. Dieſes Spiel wiederholte ſich in unglaublich kurzen Intervallen und marterte ihn bis zur Verzweiflung. Er ließ ſeine Ankeruhr ſchlagen und erſchrak, daß ſie noch Mitternacht ſchlug. Das gab noch lange keine Erlöſung! Seine Ottomane wurde ihm zur Folterbank. Er entſagte dem Schlaf, gab die Nacht für verloren. Es gab nur ein Heil für ihn — Licht!

Er griff nach ſeinem Feuerzeug. Er iſt beſtürzt, es nirgends zu finden. Er muß es verloren haben! Indem er nachſinnt, wo? fällt ihm ein, daß er es dem Kaſtellan ausgeliefert hat. Er erſchrickt, daß er dieſen Umſtand vergeſſen konnte. Wie muß das unruhige, aufgeregte Halbträumen ſein Gehirn verwirrt haben!

Aber der Mangel macht ihn raſend. Es iſt ihm, als müßte er mit einem rieſigen Lärm das Haus aufregen, und er begreift nicht, warum er's nicht thut. Er ſinnt auf tauſend Surrogate, um Licht zu machen, er erwägt, ob man aus Kupfer, Silber, Gold Funken ſchlagen könne, und im Beſinnen beſinnt er ſich,

wie ſinnlos das alles iſt. Aber indem er um und um ſich durchſucht, ob ihm nicht Gegenſtände in die Hände fielen, die mit der Feuerungskunſt zuſammenhängen, entdeckt er in einer ſeiner Weſtentaſchen — ein Schwefelhölzchen! Ein bares, blankes Schwefelhölzchen! Er befühlt es, und ſiehe, das Phosphorköpfchen iſt noch unverletzt. Wie groß iſt ſein Glück!

Jetzt eine Kerze! Aber dieſe Sorge iſt ſchon geringer. Er hat eine Nummer der Times bei ſich und macht ſich Flambeaus daraus.

Nun das Reibhölzchen angeſtrichen! Es iſt ein großer Augenblick. Mitten in ſeiner Aufregung weiß er, daß er ſich mäßigen muß. Heftige Striche ſprengen den Phosphor ab. Lieber ein gelinder und mit Ruhe fortſchreitender Druck! Gut. Ans Werk!

Der erſte Strich verſagt. Auch der zweite und dritte thut's. Erſt der vierte fängt Feuer. Es kniſtert, es raucht. Der Funke ſprüht und — erliſcht nicht wieder. Das Hölzchen brennt. Er hat Licht. Er zündet die Papierfackel an, ſein Kerker iſt hell.

Auch nicht ein einziges Pulverkorn liegt im Saale. Aber die Wände! Und wenn er tauſend Augen hätte, er hätte nicht genug. Er leuchtet ſich an den Wänden herum, — in welch einen Wirbel ſchaut er! Ein Schwindel erfaßt ihn. Wie Räder drehen ſich die Wände um ihn, wie Meereswellen ſchwanken ſie vor ſeinen Augen. Sein Auge taumelt, flirrt, löſt ſich auf in Schauen und Staunen; — wohl, das ſind Geheimniſſe!

Auf einmal ſtarrt er, wie feſtgebannt. Er tritt näher, er leuchtet genauer — träumt er? raſt er? Er leuchtet und ſchaut, er ſchaut, daß alle Nerven ſtieben, — heiliger Gott, keine Wahrheit iſt wahrer! Er ſchreit auf, er taumelt zurück, er ſtürzt — nicht zu Boden, ſondern in die Arme des Kaſtellans. Der umkrallt ihn wie eine Katze, ſtößt einen Dolch gegen ſein Herz und kreiſcht: „Wer das geſehen, muß ſterben!“

Das Notizbuch in der Bruſttaſche fing den Stoß auf. Balm war gerettet. Jetzt packt er ſeinerſeits den Mörder, reißt ihn zu Boden, knebelt ihm Kehle und Hände zuſammen. Der Alte ſtöhnt, das Papierlicht iſt zertreten, erloſchen.

„Ihr ſeht, ich bin wehrhaft, — wenn ich mich wehren *will*“, ſagte Balm. „Aber ich will nicht. Wer das geſehen, muß ſterben! Stoßt zu, aber ſtoßt beſſer!“ — Der Lebensinſtinkt eines Angefallenen, der erſte überraſchte Moment war vorbei; — er gab ihm den Dolch zurück.

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte auf dem Gange. Der Alte zuckte zuſammen. Die Angſt zerſtörte ſeine ganze Auffaſſung von Balms Worten, die ihm völlig verloren waren. Er vergegenwärtigte ſich nur ſeine Gefahr. Hier ein junger ſtarker Mann, auf den ihm ein Mordverſuch mißlungen, dort die Nähe von Soldaten, die nicht alle ſchliefen, die herumwandelten, die Wand an Wand gegenwärtig waren. Angſt und Feigheit hatten im Nu ſeine ganze Lage

verwandelt. Balm fühlt sich an den Knieen umfaßt und spürt den Atem des Alten, der ihm aufgeregt zuraunte: „Es war nur ein Scherz, Signor, nichts als ein Scherz. Verdammt will ich sein mit all meinen Eltern und Voreltern, wenn es kein Scherz war. Ein Schreckschuß! durchaus nur ein Schreckschuß! Ich schröpfe Maccaroni mit dieser Klinge. Beim Heil meiner armen Seele, das Messerchen hätte Euch so wenig geschadet, wie ein Bienenstich. Gebt mir Euer Ehrenwort, von diesen Geheimnissen nichts zu verraten, und es ist mir so lieb, als wäret Ihr tot. Ganz so lieb, Herr; bei meiner Seelen Seligkeit! Seht, ich bin Hüter dieser Geheimnisse, bin dafür angestellt, beeidet, bezahlt, verantwortlich und beargwohnt. Tot und kalt, rein tot wäre ich, von dem Augenblicke an, wo ich einem menschlichen Auge zeigte, was die Eurigen gesehen haben. Glaubt mir, es war ein Scherz. Ich bin immer auf der Hut, ein Spion kommt mir über den Hals, ein Emmissär von meinem Patron, der mich auf die Probe stellt. Da muß ich so thun. Aber gebt mir Euer Ehrenwort, — o, ich verfluchter welscher Tölpel hätte ja wissen können, daß ein deutsches Ehrenwort bessere Sicherheit bietet, als meine dummen albernen Dolchfaxen. Verzeiht, Herr, verzeiht! Gewohnheit, — will sagen, böses Beispiel, — o verfluchtes Banditenland! ich bin ein ehrlicher Mann. Diensteifer, nichts als Diensteifer! Aber die Sache ist gut. Ihr schweigt, Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr schweigt und alles ist

richtig. Wir wollen einander nicht unglücklich machen!"

Balms fürchterlicher Seelenzustand verschlang all seine Sinne, und kaum ein Wort von all diesem Geschwätz berührte seine Lebensgeister.

„Cencio!" rief eine fluchende Stimme auf dem Gang. „Wo steckt denn der alte Mäuserich?"

Der Alte schrak auf. „Ich muß fort! Also unser Geschäft ist gemacht. Ihr schweigt, Signor; nicht?"

„Ich bin ein Grab!" stöhnte Balm besinnungslos.

„So ist's recht! Will sagen, in gewissem Betrachte. Im weiteren Sinne. Ein Grab in der Blume. Im Uebrigen wünsch' ich Euch Leben und Gesundheit, denn aufrichtig, mein Schröpfmesserchen da hätte Euch kein Haar gekrümmt. Es sollte nur eine Verwarnung sein, nichts weiter. Es war nicht böse gemeint."

Aber von Balm war nichts zu fürchten. Er hatte kaum Gefühl seiner Gegenwart genug, um sein Pferd zu fordern, und der Kastellan beeilte sich, es satteln zu lassen und es dem Gast, den er herzensfroh scheiden sah, eigenhändig und mit ausgezeichneter Artigkeit vorzuführen.

Balm bestieg es und ritt — nicht unglücklich, sondern wie die Person des Unglücks selbst, wie ein nächtlicher Thanatos in die gespenstischen Nebel hinaus.

II.

„P. T. Es ist ein Ereignis eingetreten, und ich habe Ueberzeugungen gewonnen, welche es mir unmöglich machen, mich fernerhin als Agathens Bräutigam zu betrachten. Zu Ihrer eigenen Schonung verschweige ich Ihnen nähere Angaben. Eben deshalb widerrate ich Ihnen auch, mein Eheversprechen gerichtlich geltend zu machen, weil mich das in den grausamen Zwang versetzen würde, einen Schleier zu lüften, welcher zwar keine Tugend, aber vielleicht noch immer den Schein derselben schont und schützt. Was könnten Ihnen auch Gerichte zusprechen, was ich nicht freiwillig und reichlicher zu leisten mich bereit erklärte! Moralisches ist unwiderbringlich verloren, materielle Opfer aber bedürfen gerichtlicher Schritte nicht. Ich bringe sie in jeder Größe, welche Sie als der natürliche Vertreter Ihrer Tochter zu beanspruchen für gut finden werden. Der Vertrauensmann, dessen Adresse ich beilege, soll sich hiermit für bevollmächtigt halten, die Lösung des Eheversprechens von meiner Seite mit jeder Ersatz-Forderung von der Ihrigen im Wege des gütlichen Privatvergleiches ganz nach Ihren eigenen Diktaten zu ordnen.

Nachschrift. Agathens Briefe samt Bildnis sende ich hiermit zurück. Meinerseits verlange ich nichts zurück und erkläre die verabredete Mailänder poste restante-Adresse hiermit für erloschen.

Justus Balm."

Dieſe Zeilen waren die letzten, welche Balm noch mit Bewußtſein ſchrieb. Sein Abkommen mit der Redaktion, deren Berichterſtatter er war, diktierte er ſchon auf ſeinem Krankenlager zu Mailand, und raſch umnachteten ihn nun die Delirien eines heftigen Nervenfiebers.

Der Arzt verwunderte ſich, daß das Sumpffieber, worauf er ihn behandelte, und das ihm durchaus die naſſe Lomelina, wie er meinte, zugezogen habe, all ſeinen erprobten Verordnungen ſich hartnäckig widerſetzte. Erſt als ein deutſcher Journaliſt, welcher den kranken Landsmann beſuchte, dem Italiener die Worte überſetzte, welche Balm in ſeinen Fieberphantaſien ſtammelte, ließ ſich der Doktor herbei, den Grund der Krankheit wo anders zu ſuchen, als in den Lomelina-Sümpfen, und indem er ſeine Behandlung änderte, bekam die Natur, der er nicht mehr widerſtrebte, endlich freie Hand, den jungen, lebensfähigen Mann aus eigenen Mitteln zu retten. Balm genas, und Doktor Bacchiaccia — hatte eine glänzende Kur gemacht!

Er empfahl dem Rekonvaleszenten ſtatt der Mailänder Luft eine reinere, z. B. am Comoſee. Der Rat war gut, aber Balm befolgte ihn nicht. Er war an einem Punkte getroffen, wo die Einſamkeit raſend macht, wo die Selbſteinkehr — Gift wird, wo die Natur zerſtört und aufreibt, was nicht ſo kalt und gelaſſen iſt, wie ſie ſelbſt; wo nur eins die Lebensluſt reizt — Zerſtreuung!

Er ſehnte ſich nach Italien. Oberitalien war es

ihm noch nicht. Er gab der alten Geographie recht, welche Italien am Rubikon enden ließ und drüber hinaus nur Gallien ſah, wenngleich ein cisalpiniſches Gallien. Am Schauplatz des Krieges war ihm der Krieg faſt unverſtändlich geworden. Wozu brauchen die Italiener Gallia cisalpina zu einem italieniſchen Vaterlande? Seltſam! Faſt alle patriotiſchen Bewegungen Italiens gehen von dem altrömiſchen Ideale der Republik aus, aber die römiſche Republik kannte kein Italien jenſeits des Apennins. Als er dieſe Meinungen niederſchrieb, nannten ihn die Italiener — ſchwarzgelb. Er blieb bei ſeiner Anſicht. Mußten nicht auch Kongreß-Polen und Kongreß-Griechenland Anteile entbehren, welche viel echter und hiſtoriſcher polniſch und griechiſch ſind, als Ligurer und Veneter ſich einbilden dürfen, Italiener zu ſein? Warum verwarf Oeſterreich die Idee eines Kongreſſes? Hätte ihm der Kongreß ſeine oberitalieniſchen Provinzen abgeſprochen, um ſie dem altitaliſchen Apennin-Italien zuzuſprechen? Hat denn die Diplomatie dem Kongreß-Polen Teile zugeſprochen wie Podolien, Volhynien, die Ukraine, Galizien, Poſen, Oſt- und Weſtpreußen mit Danzig und Königsberg? Oder hat die Diplomatie dem Congreß-Griechenland Teile zugeſprochen, wie Candia, Cypern, die joniſchen Inſeln, oder wohl gar Byzanz? Was hätte Oeſterreich von einem Kongreß zu fürchten gehabt? Warum ſetzte es in blinder Tollheit ſeinen italieniſchen Beſitz aufs Schwert, anſtatt daß der Kongreß im ſchlimmſten Falle dieſen Beſitz

nur in ein ſtaatsrechtliches Verhältnis zu einem italieniſchen Bundesſtaate gebracht, dafür aber neu ſanktioniert und unter die Garantie aller Kongreßmächte geſtellt hätte? Als er ſo ſchrieb, nannten ihn die Oeſterreicher — einen Emiſſär Palmerſtons.

So war daher ſeine Politik ſchon früher iſoliert und weder mit Feind noch Freund in Akkord; in Como aber, mitten auf dem Kriegsſchauplatz, hätte er ſie unter fortwährenden Reibungen zu vertreten gehabt, und wie abgeſtorben war er ihr jetzt, wie fürchterlich gleichgültig gähnte ſie ihn an! Noch einmal ein Grund, das oberitalieniſche Como, das auf der Heerſtraße der Debatten lag, zu meiden und ſich in das Innere Italiens, in die großen Umgebungen und neutralen Verhältniſſe der prieſterlichen Ruinenſtadt Rom zu ſehnen.

Balm ging nach Rom.

Er war fremd in der ewigen Stadt. Er wußte ſich keine Freunde dort, er brachte keine Empfehlungen mit. Es kümmerte ihn nicht. In ſeiner Stimmung ſucht man zwar Menſchen, aber nur als Haufen; man will allein ſein, aber im Gewühl.

Dieſer Zweck war vollſtändig zu erreichen auf dem römiſchen Korſo, oder in den Künſtler-Kneipen am Monte Pincio, oder im Trastevere unter dem zerlumpten Geſindel vom echteſten Blut der altrömiſchen Götterſchönheit. Denn auch vor dieſen Schönheiten verſchloß Balm ſeine Augen nicht. Ach, das iſt ja das Unglück eines verlorenen Ideals: das

Niveau, auf das es herabgefallen, wird das unſerer eigenen Denkungsart; wir fallen mit. Glücklich, ſo lange das Unglück noch ſchmerzt! ſchlimmer, wenn ſeine Wunde heilt; im Laufe dieſer Heilarbeit haben wir uns nach und nach — zu ihm erniedrigt! Einheit iſt ſo ſehr das Geſetz der Natur, daß die geiſtige ſo wenig wie die leibliche einen Pfahl im Fleiſche ertragen kann. Iſt der Pfahl nicht auszuſtoßen, ſo wird er eingeſaugt; das Fleiſch ändert ſich nach ihm. Nicht dort geſchah Unrecht, ſagt jetzt die Denkungsart, ſondern bei dir, daß du ſo dachteſt! Verbeſſere dich! Liebe! das war das Unrecht, ſagt die verlorene Liebe. Das Weib iſt nicht ein Ideenweſen und ein idealiſches Individuum; es iſt ein Naturelement, und Schuld und Unſchuld ſind das Recht deiner Begriffe. Wie auf die Meeresfläche der Regen herabfällt, — nicht jener Regentropfen iſt für dieſen Meerestropfen, ſondern jeder für jeden, ſo iſt der Mann für das Weib: nicht Herz für Herz, ſondern Element für Element. Gattung, Gattung ſind wir; das merke dir endlich, grauſam beſtrafter Perſönlichkeitshochmut!

Kurz, Balm fing „zu leben" an. Er mußte ſich „beſchäftigen". Nennt es Herz — nennt es Sinne — fort mit den Namen!

So lange er Rekonvaleszent war, hielt ihn nur noch eins zurück: die Eitelkeit. Er ſah blaß aus und leidend, auch wollte er den Nachwuchs ſeiner Haare abwarten, denn das Todesfieber hatte ihn buchſtäblich beim Schopfe gepackt.

Aber tüftelnde deutsche Umständlichkeit gedeiht nicht auf römischem Boden. Dieser Boden will alles Leben lebendig, das kranke wie das gesunde, das schüchterne wie das dreiste.

Jedermann weiß, man braucht in Italien nicht zu suchen, um zu finden. Auf Straßen und Wegen, in Kneipen und Kirchen ist der Vermittler der weltlichen Freuden zur Hand, — der nicht einmal immer ein weltliches Kleid zu tragen braucht.

Balm hatte bald sein Liebchen.

Es war ein drolliges Geschöpf. Als er sie zum erstenmal besuchte, ging sie um ihn im Kreise herum, als ob sie ihn kaufen wollte wie ein Roßkamm, und sagte dann unbefangen: „Gott sei Dank, man kann Euch lieben!“ Sie hieß Domenica und war eine wilde üppige Distel, feurig, trotzig und gutherzig. Ihr angenehmer Wuchs, ihr bräunliches Gesicht mit heißen aber launenhaften Augen, ihr schwarzes Haar, das eine heitere Stirn und einen vollen Nacken umwogte, ihre ebenmäßigen Glieder voll derber, runder Gesundheit bei raschen und fast sprunghaften Bewegungen, das alles gab ihrer Person etwas Auffallendes und Einladendes. Ihren Geliebten hatte kürzlich ein unglücklicher Messerstich auf die Galeere gebracht, ein Unfall, den sie in einer Osterie unter Freundinnen erzählte und mit dem Schwure verband, künftig nur Fremde zu lieben. Einer von dem Chore der — Dienstfertigen hatte das aufgeschnappt und sich sofort in ihre Verhältnisse eingedrängt. Ihr

Vater war ein Herrendiener gewesen, ein Bruder war Soldat, eine Schwester verheiratet und Domenica allein bei der Mutter. Diese, eine Freundin von Kirchen und Priestern, schien bei ihrem langweiligen, und wie auf der Hand lag, erfolglosen Ehrenhüteramte nach und nach mürbe geworden und Domenica, leichtsinnig und launenhaft, dabei voll Lebenslust und Freiheitstrieb, ganz dazu geschaffen, statt zu den Madonnen, wohin ihre Mutter lief, zu den Magdalenen sich zu gesellen.

Das war das Spielzeug, womit sich Balm die Martergedanken an sein angebetetes deutsches Mädchen vertreiben wollte, das noch vor kurzem sein ganzes Herz ausgefüllt hatte.

Die Stunden, die er diesem Spielzeuge nicht widmete, schwärmte er durch die Straßen und Gärten. Vor Galerien, Museen und ihren Kunstwerken, deren Gegenstand so häufig das Nacktschöne ist, bezeugte er einen Widerwillen, der an einem gebildeten Deutschen vielleicht zum erstenmal da war. Um sich nicht ewig darüber verantworten zu müssen, vermied er überhaupt die Gesellschaft der Gebildeten und zechte lieber mit Bauern, Soldaten und lustigen Mönchen in den verschiedenen, schön gelegenen Osterien. Kam der deutsche Hang des Alleinseins über ihn, so fand er Lieblingsplätze genug, wo er ihm nachgehen konnte.

Das Colosseum war ihm ein solcher Lieblingsplatz. Als er es zum erstenmal sah, legten sich diese

Mauern wie Bande um seinen Geist. Er stand unter der Bogenhalle des Einganges und zauderte absichtlich, weiter zu gehen. Die kolossale Steinmasse lag da, im klarsten, flüssigsten Himmelsblau. Zu allen Thoren, Oeffnungen, Mauerspalten und Bogenwölbungen perlte das schöne Licht herein und umschnitt jeden Umriß mit Kraft und Genauigkeit. Das heiße Sonnenlicht, das auf den uralten Quadern spielte, ließ deren Naturfarben grünlich, bläulich, violett, in allerlei zarten Tönen schillern, was hier und da ein Anflug von Schimmel oder eine sickernde Feuchtigkeit noch verschönernder markierte. Balm nahm bald diese bald jene Wendung und sah sich das steingraue Altertum an, wie einen schönen, greisigen Bart, der sich scheinbar in einer grauen Einfärbigkeit darstellt, aber gegen die Sonne fast in jedem Haare und Härchen das Farbenspiel einer reichen Mannigfaltigkeit zeigt. Ein starker Schlagschatten durchschnitt das großartige Rund in zwei Teile: in der Blendung der Sonne schien der beschattete Teil tief und schwarz wie ein Krater; aber ließ das Auge den feurigen, allseits spiegelnden Reflexlichtern nur eine Minute Zeit zu ihrer Wirkung, so zerfloß er in ein mildes duftiges Braun, und vom Schatten blieb fast nichts mehr übrig, als der Hauch einer Kühle, welchen die glühende Stirn oder die Phantasie in ihr zu empfinden glaubte. In Licht und Schatten aber herrschte ein Schweigen, welches die Seele angenehm schaudern machte, indem sie sich

vorſtellte, daß es eine Stille — im größten Theater der Welt war! Um ſo lieber lauſchte das nordiſche Ohr den Stimmen der Singvögel, dieſen ſeltenen Gäſten Italiens, welche hier in allen Ritzen und Spalten des alten Gemäuers zu Hunderten brüteten. In jedem anderen Hofe hätten dieſe vielen ſingenden Zungen faſt einen Lärm erzeugt; hier aber ſchien es, als ſollten ſie nur die Größe des Raumes bewundern laſſen, worin ſie ſich wie ein Windharfengeſäuſel, wie ein ſchwankender Traum verloren. Noch beſcheidener waren die Bienen zu hören, welche Blumen und Honig auch im Koloſſeum zu finden wußten und das grüne, hier und da ſproſſende Mauergebüſch in wühlenden Kreiſen umſchwärmten, ihren emſigen Sammelfleiß mit einem Summen begleitend, wie mit dem ſtillen Beifallsgemurmel eines guten Gewiſſens.

Wie ſeine Heimat fand Balm die ſüße nordiſche Melancholie in dieſer Ruine, und viele Stunden verträumte er hier. In den erſten Tagen wäre er am liebſten der Einſiedler geweſen, der in einem der vielen Bogengewölbe mit ſeiner Zelle ſich angebaut hatte.

Bald aber erweiterte er die Grenzen ſeiner phantaſtiſchen Streifereien.

Eines Tages ſchlenderte er die Tiber entlang an Ausſprüngen von Felſen und alten Mauern vorbei, indem er den angenehmen Weg verfolgte, der nach dem Monte Teſtaccio führte. Als er das Thor von St. Paul erreicht hatte, erblickte er in der Nähe

desſelben eine kleine Pyramide, deren Backſteingemäuer mit weißen Platten von Marmor belegt war, welche bloß durch einen dunkleren ſilbergrauen Ton ein Alter verrieten, das ſie im Norden längſt durch Schutt und Verwitterung erzählt hätten. Eine Cypreſſe ſtand an ihrer rechten Seite und warf ihre ſchwarzgrünen Schatten auf das alte Denkmal. Balm erkannte die Pyramide des Ceſtius. Er wußte, daß er nun hier auch die beiden proteſtantiſchen Friedhöfe zu ſuchen hatte. Kaum hätte er gewagt, was er fand, für einen Ort der Verweſung zu halten. Er fand Gärten, bepflanzt mit Cypreſſen und Lorbeern, Myrthen und Roſenhecken, kurz, Baum- und Blumengärten, in deren Grünen und Blühen kein Menſch an abgelaufene Lebensuhren dachte. Gut ſtimmte zu dieſer ſchönen Stille des Ortes die nahe Ausſicht auf Rom, auf die Peterskirche und auf den Janiculus, der eine ſanft geſchwungene Linie gehügelter Vordergründe mit einem ſchroffen Abſturz zur Tiber, wie eine fließende Melodie mit einem pikanten Cadenzenſprung, abſchloß. Balm nahm ſich vor, ſeine Spaziergänge recht oft nach dieſen Friedhöfen zu lenken.

Die Villa Borgheſe, dieſen großen Gemeinplatz aller Gaffer und Begafften, dieſes Stelldichein von ganz Rom und in Rom von halb Europa, dieſe klaſſiſche Läſterallee aller Zungen der Welt, dieſe Berühmtheit erſten Ranges, beſuchte er faſt zuletzt und mit Selbſtüberwindung, denn das allgemeine Pfauenradſchlagen der gehenden, reitenden und kutſchierenden

Faſhion, deſſen Brennpunkt dieſer größte und ſchönſte der römiſchen Parks iſt, ſagte ihm höchſtens in Stimmungen zu, wo er ſich zu ſatyriſchen und diaboliſchen Selbſtunterhaltungen aufgelegt fühlte. In anderen Momenten ſuchte er von der ganzen Villa Borgheſe nichts als jene einſame Seite, welche am Hügelrand eines Wieſenthals den nördlichen Spaziergängen auf dem Monte Pincio gegenüber liegt.

An dieſem Orte war es, wo Balm eine intereſſante Bekanntſchaft machte.

Als er zum erſtenmal in dieſem Himmelchen ausruhte, — nicht lange nach ſeiner Ankunft in Rom — gingen zwei Spaziergänger an ihm vorüber, welche er nicht beachtet hätte, wäre nicht das Gegenteil von ihrer Seite der Fall geweſen. Einer von ihnen, ein ältlicher Herr mit gebleichtem Haar und zartem ſchneeweißem Teint, ließ nämlich im Vorbeigehen ſeinen Blick auf ihn gleiten. Sogleich ſonderte er ſich von ſeinem Begleiter ab und trat an Balm heran. Er ſagte:

„Sie ſehen leidend aus, mein Herr; fehlt Ihnen etwas?“

Balm hatte vertieft dageſeſſen und war einer Anrede nicht gewärtig. Er blickte auf, maß den Mann und antwortete: „Ich danke Ihnen, mein Herr; aber wenn ich litte, ſo würde ich mich ſchwerlich entſchließen, im Publikum davon zu ſprechen.“

„Alſo leiden Sie doch, ſcheint's.“

„Was könnte Sie veranlaſſen, Intereſſe daran zu nehmen?“

„Das fragen Sie am Sitze des Chriſtentums?“

Balms Züge verdunkelten ſich. „Warum nennen Sie die Menſchlichkeit Chriſtentum? Spräche der Ausdruck des Leidens nicht auch zum Herzen eines Hindu oder Mauren?“

„Gewiß. Auch Heiden haben Menſchlichkeit. Aber pflichtmäßige Menſchlichkeit hat das Chriſtentum allein.“

„Das iſt ein Prädikat, das an der Hauptſache wohl nicht viel ändert.“

„Ich bitte um Verzeihung. Sie ſind vielleicht Künſtler, wenn ich vermuten darf. Aber würden Sie ſagen, es ändert nichts an der Kunſt, ob man ſie ausübt mit dem Prädikate eines Naturaliſten oder Stiliſten? Der Heide iſt gleichſam Naturaliſt in der Menſchlichkeit. Vielleicht [illegible] ein geiſtreicher Naturaliſt. Aber im Chriſtentum iſt die Menſchlichkeit Stil.“

„Das läßt ſich hören!“ murmelte Balm unwillkürlich.

Der alte Herr ſah ihn freundlich an. In [illegible] Art, die nicht väterlicher ſein konnte, ſagte er: „Beſuchen Sie mich, wenn Sie Zeit und Luſt dazu haben.“ — Er gab ihm ſeine Karte, grüßte und ſetzte ſeinen Weg mit ſeinem Gefährten fort.

Der junge Deutſche ſah ihm lange nach.

Tags zuvor hatte er sich bei Domenica eingeführt!

Balm war rascher Eindrücke fähig. Nun frug er sich, ob er den Weg zu seiner schönen Liebsten auch heute noch gegangen wäre. Er mußte unwillkürlich vergleichen zwischen den Wegen, welche ein trostbedürftiges Herz einschlagen kann, und war beschämt über den seinigen. Ob dieser Mann ihm nicht mehr bieten könnte, als den negativen Zeitvertreib: vergessen, zerstreuen!? Ist Philosophie, Kunst, Religion, ist eine Welt voll Geist und Gedanken, die dem Gebildeten offen steht, ist der Umgang mit Männern, welche den Idealen von Jahrtausenden nachstudiert, welche durch Schule, Alter und Schicksal selbst wieder den Rang eines bildenden Ideals erreicht haben . . .

Hier unterbrach sich Balm. Er schlug sich hohnlachend vor die Stirn. Ins Narrenhaus die Ideale! Es giebt keine, ich hab es geschworen! Wenn es nicht einmal möglich ist, das passive Ideal einer Mädchenunschuld zu erleben . . . nein! nein! „Was ist der Mensch? ein Schuft!" Recht hatte Platen.

Und er ging hin — zu Domenica.

Deß ungeachtet brach er am folgenden Tage eine Lanze für den alten Herrn.

Ein junger Engländer, sein Tischnachbar, warnte ihn nämlich, er möchte sich vor Proselytenmachern in acht nehmen. Er wäre noch nicht lange in Rom und schon hätten sich Pfaffen an ihn gedrängt, wie

man gestern in der Villa Borghese bemerkt haben wollte.

Da antwortete Balm, empfindlich über Bevormundung trotzig und kalt: „Ich danke Ihnen, mein Herr. Auch ich will bemerkt haben, und zwar mit Verdruß, daß aus dem Hafen von London Jahr für Jahr ganze Schiffsladungen von Missionären und Bibeln abgehen, um die nackten unschuldigen Völker eines schöneren Himmels zu der kältesten und herzlosesten Sorte von Christentum zu bekehren, zu einem Christentum für geldstolze, Sovereign zahlende, Kirchenstuhl abonnierende Gentlemen, zu einem Christentum der Pharisäer, der Reichen und Prasser, der Käufer und Verkäufer im Tempel. Wie eine Nation, welche die Bekehrung im kolossalsten Fabrikstil betreibe, die teilnehmende Ansprache eines einzelnen Katholiken als Bekehrungssucht verdammen könnte, hätte jener Christus, nach welchem sich beide Christen nennten, wahrscheinlich Mücken seihen und Kameele verschlucken genannt.

Auf diese Antwort erwiderte der Engländer aufs neue, und der Streit der jungen Männer erhitzte sich.

Noch warm von dieser Unterhaltung, ging Balm sogleich hin, seinen barmherzigen Samariter aufzusuchen, was er sonst später vielleicht gar nicht gethan hätte.

Marchese Santafiore nannte sich der alte Herr. Er wohnte hinter dem Hofe des Bramante im Vatican. Als Balm sich melden ließ, empfing ihn ein

Diener in Schwarz, welcher ihn zu warten bat, bis der Herr Marcheſe von ſeiner Hausandacht, die bald zu Ende ſei, aus der Kapelle zurückkomme.

Balm blieb. Er ſah ſich während des Wartens das Empfangszimmer an.

Es war mit Statuetten, Büſten, Gemälden ehrwürdig-reizend ausgeſchmückt. Auf den erſten Blick glaubte er Antiken zu ſehen und war überraſcht, wenn hier eine Zeusbüſte „Salvator Mundi", dort ein Venuskopf „Beata Maria Virgo" hieß. Dem deutſchen Proteſtanten war es neu, das heidniſche Schönheitsideal im Bilderdienſt der katholiſchen Frömmigkeit zu ſehen. Jenſeits der Alpen meint die gangbare Bildung mit dem Namen „Raphael" alles geſagt zu haben, was ſie von der Verſchmelzung der Antike mit dem Chriſtentum weiß; hier ahnte Balm, daß die Wurzeln davon tiefer reichten und daß er eine Erſcheinung ſähe, über welche er noch nicht nachgedacht. In dieſem einfachen Kabinette ging ihm Rom zum erſtenmal ins Gewiſſen, und er fing dunkel zu erraten an, daß er ſich in eine Welt begeben hätte, in welcher man nicht trotzen und ſchmollen, genießen und ablehnen könnte nach grillenhaftem Belieben, ſondern wo ein denkender Menſch ſich noch mehr ſchuldig wäre, als ſich zu „zerſtreuen".

In dieſer Stimmung traf ihn der Marcheſe. Er hätte ihn kaum in einer beſſeren treffen können.

Soeben kam der alte Herr vom Gebete heraus. Sein „sia il benvenuto" klang ſo melodiſch, ſein

weiches Auge grüßte ſo ſchön, ſein bleiches Geſicht lag in ſo edlen freundlichen Falten, — Balm betrachtete jetzt erſt mit Muße die Erſcheinung dieſes Mannes, der ihn geſtern überraſcht und nur flüchtig geſtreift hatte. Der Geſamteindruck wäre für jeden anderen Mann ein wenig zu weiblich geweſen; aber Balm ſagte ſich längſt, daß er am Marcheſe Santafiore einen Geiſtlichen oder wenigſtens einen Affiliierten vor ſich hätte und als prieſterliches Charakterbild war der alte Herr faſt ein Ideal.

Balm, welcher in der Unterhaltung mit dem Engländer einen jener Fälle erlebt hatte, daß einander ſich Widerſprechende im Stillen voneinander annehmen, beſchloß, den gordiſchen Knoten, den ihm der Engländer geknüpft hatte, ſogleich zu durchhauen. Mit der Verſtellung des Humors, in welchem ſich ſeine aushorchende Abſicht verbarg, fing er die Unterhaltung an.

„Sie ſehen, Herr Marcheſe", ſagte er, „Ihre geſtrige Freundlichkeit iſt auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Sie hätten einen günſtigen Anfang gemacht, wenn Sie Ihren Vorteil etwa verfolgen und einen Ketzer bekehren wollten."

Aber der Marcheſe ſagte mit einem naiven Erſtaunen: „Bekehren? wovon bekehren? Von Ihrem evangeliſchen Glaubensbekenntniſſe? Das Evangelium glaube ich auch! Nein, mein Freund, man ſoll einen Menſchen nur von ſeinen Sünden bekehren, nicht von ſeinem Glauben."

Balm war frappiert. Aber er faßte ſich und beſann ſich weltklug auf das „fistula dulce canit". Keck führte er ſeine Sonde noch tiefer, indem er antwortete: „Einen Menſchen von ſeinen Sünden bekehren, nicht von ſeinem Glauben! Ein ſchönes Wort, Herr Marcheſe, vielleicht zu ſchön! Wie alſo? Scheint es doch, Sie würden mich faſt tadeln, wenn ich ſelbſt etwa Luſt bekäme, in Rom katholiſch zu werden?"

„Das iſt ein anderer Fall", antwortete der Marcheſe. „Und dann — ich weiß nicht! Vielleicht würde ich ſagen: laſſen Sie Ihre Kinder katholiſch werden, aber beten Sie ſelbſt, wie Ihre Mutter gebetet hat."

Jetzt erſtaunte Balm nachhaltiger. Entweder er fand an dieſem Römer ſeinen Meiſter in der Verſtellungskunſt, oder er hatte wirklich einen Mann vor ſich, der ſich von dem gemeinen Haufen der Klerikalen aufs Vornehmſte unterſchied.

Jedenfalls gab er es für heute auf, das Geſpräch als ein Verſteckenſpiel zu führen. Es intereſſierte ihn an und für ſich. Er wiederholte: „Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat! Dieſes Wort iſt ſo ſchön, wie das vorige; aber es fällt mir doch ein Widerſpruch dazu ein. Der Fortſchritt liegt bei den Männern, nicht bei den Frauen. Wo wären wir, wenn wir, ſtatt vorwärts zu ſchreiten, in die Fußtapfen unſerer Mütter zurückſchritten? Ja, das Chriſtentum ſelbſt wäre nicht da, dieſer Fortſchritt gegen das Heidentum, wenn die erſten Chriſten gebetet hätten wie ihre heidniſchen Mütter."

„Darum iſt es ja meine Meinung, — ſoll und muß ein Glaube ſich ändern, — für die eigene Perſon beim alten zu bleiben, aber im neuen die Kinder zu erziehen. Beten Sie, wie Ihre Mutter gebetet hat; aber von Ihrer Mutter zu Ihrem Kinde, alſo von der Großmutter zum Enkel, dieſer moderierte und langſame Uebergang iſt ſchon naturgemäßer."

„Ich denke mir das beinahe unmöglich. Wenn ich einen Irrtum ablegen, wenn ich einer beſſeren Wahrheit Zeugnis geben will, warum ſoll ich beides erſt in meinem Kinde? Müßte der Feuereifer nicht ſchon mich ſelbſt . . ."

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Sie ſprechen von Irrtum und Wahrheit. Das ſind Worte, die ich in der Religion nicht kenne."

Balm ſah den Marcheſe groß an.

„Ich merke wohl", ſagte dieſer, „welche Unterſcheidung zwiſchen uns liegt. Sie denken ſich die Religion als Ueberzeugung; ich aber glaube, die Religion iſt Sitte."

Balm überſann dieſen Ausſpruch. „Iſt ſie nicht Beides?"

„Sehr wahr. Sie iſt beides: Ueberzeugung und Sitte. Nur ruht die Ueberzeugung im Verſtande, die Sitte im Herzen. Da denke ich nun, in einem Streitfalle beider ſollte der Verſtand die zweite, das Herz die erſte Stimme haben. Ein Menſch ſollte ſo zu ſich ſprechen: Liebe Mutter, ich bin zwar klüger als du, aber ich bin nicht ſo klug, — um dir wehe zu

thun. Ich will meine Klugheit auf meine Kinder vererben; dir ſelbſt aber will ich ein gutes Kind bleiben und wandeln in deiner Lehre und in deinem Beiſpiele. Ich will beten, wie deine Einfalt mich unterwieſen hat."

Balm, welcher wohl wußte, was die modernſten Heißſporne darauf antworten würden, war begierig, an dieſem Scheidewege ſich's entſcheiden zu ſehen, ob er einen Katholiken der alten oder der neuen Schule vor ſich hätte. Er antwortete im Sinne der Neu-Fanatiker: „Hier auf Erden iſt Liebe, ſelbſt Mutter- und Kindesliebe, ein ſchöner menſchlicher Wahn. Wie aber, wenn Gott es anders betrachtete? Wenn er unter den Poſaunen des jüngſten Gerichtes mir zudonnerte: Hebe dich hinweg, fauler Knecht! Du haſt meine Wahrheit erkannt und haſt die erkannte Wahrheit aus Schwäche zum ſterblichen Weibe wiſſentlich an dir vorübergehen laſſen! Wie dann?"

Mit einem ſokratiſchen Lächeln, das nicht anmutiger ſein konnte, antwortete der alte Herr: „In dieſem Falle würde ich zunächſt Silbenſtecher werden. Ich würde dem lieben Gott antworten: du ſprichſt: meine erkannte Wahrheit! Wie ſo, deine Wahrheit? So gut wird's einem auf Erden nicht, daß man deine Wahrheit zu hören bekäme. Man hört nur die Wahrheit deiner Gottesgelehrten, aber die iſt vom Apoſtel Paulus bis zum Profeſſor Paulus in Heidelberg vielhundertmal eine andere geweſen. Was Wunder, daß ich deine

Wahrheit den Gottesgelehrten überlaſſe und ſchlecht und recht zu dir bete, wie meine Mutter gebetet hat! Schwäche zum ſterblichen Weibe nennſt du das? Geh doch, das kann dein Ernſt nicht ſein! Haſt du doch ſelbſt ein ſterbliches Weib der göttlichen Empfängnis gewürdigt, die Jungfrau Maria, verwitwete Zimmermannsfrau und gegenwärtige Himmelskönigin, — was auch eine deiner erkannten Wahrheiten iſt! Und was die Schwäche betrifft, — lieber Gott, du könnteſt Gott danken, wenn uns die Religion nur allein zur Schwäche würde! Es wäre ihre größte Stärke. Denn was für weltliche Dinge eine Schwäche heißt, das heißt für geiſtliche und göttliche Gegenſtände Pietät, und nun wüßte ich nicht, was die Religion Beſſeres ſein könnte als Pietät. Etwa dogmatiſche Ueberzeugung, Rechthaberei, Eigenſinn, Gelehrtendünkel und Schulwitz? Leider Gottes, daß die Kirchen dieſen Gang genommen haben und nehmen! Jede Kirche befände ſich beſſer, wenn ihre Angehörigen, anſtatt die Streitluſt des Witzes, die Schwäche des Herzens für ſie hätten — die Pietät. Aber ſiehe da, das Wort Pietät bedeutet urſprünglich Eltern- und Kindesliebe. Da wären wir alſo, wovon wir ausgegangen. Bete, wie deine Mutter gebetet hat! Der erſte Katholik, der ſich die Meſſe abgewöhnen konnte und Proteſtant wurde, iſt nicht mein Mann; aber der erſte Hugenott, der ſich das fromme Choralſingen ſeiner Mütter abgewöhnen konnte und in die Meſſe ging, iſt wieder nicht mein

Mann. Glaubensänderungen ſoll man ſich zweimal beſchlafen. Eine Generation reicht nicht aus dafür. Von der Großmutter zum Enkel, das geht eher. Ich mag keine Konvertiten."

Balm bedauerte, daß an dieſem Punkte des Geſpräches ein Beſuch gemeldet wurde, ſo daß er ſeinen eigenen abzukürzen für anſtändig halten mußte. Der Marcheſe verabſchiedete ihn ohne einen Zug von fataler pfäffiſcher Süßlichkeit, aber nur um ſo echter und inniger in dem ſchlichten Ausdruck von Wohlwollen und Menſchenliebe. Als er um Balms Adreßkarte bat, hätte es dieſer wie eine Ziererei empfunden, ihm ‚die Bemühung' eines Gegenbeſuchs zu erſparen und dieſe ‚Ehre' abzulehnen. Das waren Töne, die nicht hierher paßten.

Balm ging. Er ging auf einen einſamen Spaziergang und unterhielt ſich noch lange damit, die Eindrücke dieſes Beſuches zu überdenken und nachzugenießen.

Heute fehlte ihm die Stimmung, mit ſeinem römiſchen Liebchen zuſammen zu ſein.

III.

Kommt der Berg nicht zu Mohammed, ſo kommt Mohammed zum Berge. Eine junge Römerin iſt nicht geſonnen zu ſitzen und zu warten, bis Zeus als Wolke oder Sonnenſchein zu ihr ſich herabläßt. Sie macht ſich ſelbſt ihr Wetter.

Am folgenden Morgen hatte Balm die Ueberraſchung, Domenica bei ſich eintreten zu ſehen.

Er hatte ſie nicht berufen, ſie kam ungeladen, und wie ſie ein ſo vertrauliches Gleichheitsrecht ſich herausnahm, befremdete ihn dieſe naive Dreiſtigkeit. Uebelnehmen konnte er ſie ihr aber doch nicht. Das Mädchen war reizend. Er ſah ſie zum erſtenmal außer dem Hauſe und im Beſuchskleide, und ſie hatte ſich allerliebſt zu kleiden gewußt. Ohne die Pariſer Moden der höheren Stände zu affektieren, hatte ſie ſchlaue Koketterie genug, ein römiſches Volksmädchen zu bleiben und befand ſich vortrefflich in der Tracht der Campagna, deren Motive ſie in zarten Nuancen wie eine Künſtlerin idealiſierte. Welcher Mann von Sinn und Auge gewinnt nicht Hochachtung vor einer weiblichen Perſon, die mit Geſchmack ſich anzuziehen weiß? Sie trägt ihren Verſtand gleichſam am Leibe! Dazu trat ſie mit einer gewiſſen Schüchternheit ein, als wäre ſie ſich ihrer gewagten Erdreiſtung bewußt, was der ungezogenen Wildheit ihres Weſens eigentümlich vornehm und faſt rührend zu Geſicht ſtand. Kurz, der geſtrenge Germane vergaß ſchleunigſt ſein angetaſtetes Hausrecht und die Ungleichheit der Partie; im Gegenteile, er wuchs beinahe in ſeiner Selbſtachtung, daß das Mädchen, zu dem er „herabgeſtiegen", eine ſo gute Figur mache. Er empfing ſie mit offenen Armen und lachenden Augen. Er empfing ſie faſt mit Stolz.

Und ehe er ſich's verſah, komponierte er ſelbſt eine Entſchuldigung, anſtatt die ihrige zuzulaſſen und bat ihr ſein geſtriges Ausbleiben ab. Er drang in ſie mit Fragen, was er ihr als Genugthuung anbieten könnte. Sie ſagte, es wäre heute eine Tombola in der Villa, ob er ihr ein paar Looſe dazu kaufen wollte? Ein beſcheidener Wunſch!

Im Laufe jener Schäferſtunde, die nun folgte, pochte es an die Thür. Das Paar hielt ſich ſtille, aber Domenica ſprach mit einem eiferſüchtig fragenden Blicke. Balm, der ſich unſchuldig wußte, ergötzte ſich an dem berühmten italieniſchen Dolchesblick, den er zum erſtenmal im Original ſah.

Der Beſuch wendete ſich an die Thüre gegenüber zu Balms Hauswirtin. Domenica atmete auf, als ſie eine Männerſtimme hörte. Dafür wurde Balm jetzt ſtutzig. Es war die Stimme des Marcheſe Santafiore.

Eine ernſte Mahnung! Und doch; er hatte ſchnell gelernt, dieſe Kontraſte zu bemeiſtern. Ebbene, dachte er ſich, im Arme dein Liebchen, auf dem Korridor draußen der Spiritualismus, — es reimt ſich alles zuſammen! Rom bietet dir, was römiſch iſt! —

Ein wahrer Triumph war ihm ſein heutiger Mittagstiſch. Er erzählte ſeinem Tiſchnachbar, dem Engländer, daß er den Marcheſe Santafiore juſt als einen Gegner und erklärten Feind der Proſelytenmacherei kennen gelernt hätte. Man ſoll einen Men-

ſchen nur von Sünden, nicht von einem Glauben bekehren; beten Sie wie Ihre Mutter gebetet hat; ich mag keine Konvertiten; ſogar ſeine gemütliche Neckerei mit dem Mariendogma; — nichts ſchenkte er dem Engländer. Er gönnte ſich die volle Genugthuung, die Jeſuitenriecherei der Hochkirchler zu beſchämen.

In der That hörte der junge Mann beſchämt und einſilbig zu. Er ließ alles über ſich ergehen. Als ſich Balms Uebermut endlich erſchöpft hatte, ſagte der Engländer beſcheiden: „Darf ich Ihnen ein Geſchichtchen erzählen?“

Balm rief hochgemut: „Natürlich! Wer wird allein reden wollen? Der britiſche Löwe hat das Wort!“

Der Engländer begann: „Als ich vom väterlichen Gute zum erſtenmal nach London kam, war ich ein wohlerzogenes, wohlgehütetes Mutterkind. Ich wohnte bei meinem Onkel, ſah nur gute Geſellſchaft, ging nur mit dem feinſtgeſiebten Mehle der Jugend- und Tugendmuſter um. Die Bekanntſchaft, die ich auf eigene Hand machte, war an dem einzigen Orte, wo ich dazu Gelegenheit hatte, in der britiſchen Bibliothek. Mein Platznachbar war ein ſtiller, fleißiger Menſch, mit dem ich zuweilen über Bücher und gelehrte Sachen ein flüſterndes Wort wechſelte. Wir gingen ein paarmal gleichzeitig fort, begleiteten uns und fanden Geſchmack aneinander. Ich habe all mein Lebtag kein Jüngferchen in Hoſen geſehen, das ſo

zimperlich ſittſam und eingezogen lebte, wie Mr. Chely, mein Bibliotheksfreund.

Ich geſtehe, ich hätte gern meinen Wildhafer geſäet, wie wir Engländer ſagen, und ein erfahrener Freund, der mich ein bischen verführt hätte, wäre mir lieber geweſen. Aber daran war bei Mr. Chely gar nicht zu denken. Wenn ich ſchüchtern zu zirpen anfing vom Café de la régence, oder vom Kaſino in Windmillſtreet, oder gar vom Regents-Park, — Dinge, die ich leider nur aus Zeitungen oder Romanen kannte, — ſo ſprach er von der Abtei meines väterlichen Gutes, von Forellenbächen und Norfolkfichten. Ihn als Städter intereſſierte das Land, ich als Landjunker hätte gerne einen Wegweiſer zu den verbotenen Reizen der Stadt gehabt. So begegneten ſich unſere Neigungen nie. Machten wir einmal einen Ausflug zu Zweien, ſo ſchleppte er mich irgendwohin „ins Grüne“ und ſtillte meinen Appetit, deſſen Leibfarbe er nicht erriet, mit Vegetabilien.

Eines Tages fuhren wir unter warmen dunſtigen Regenwolken nach Hampton-Court, denn, ſagte Mr. Chely, die Natur iſt in allen Beleuchtungen ſchön, wir profitieren ſicher einen „Regenbogen“ und ein „Abendrot“. Inzwiſchen fing es ganz tüchtig zu regnen an, und es blieb uns nichts übrig, als in einer Kneipe am Wege das Wetter abzuwarten. Aber der Regen hielt an. Wir langweilten uns. Mr. Chely fragte den Wirt, ob ein Schachſpiel da wäre. Der

Wirt verneinte. Er hätte nichts als eine Spielkarte. „Das taugt uns nicht", ſagte Chely. „Ich habe ſeit fünf Jahren keine Karte berührt und auch damals ſpielte ich nur aus Not, um einem kränklichen Pfarrer, von dem ich Bücher brauchte, die Zeit zu vertreiben. Dieſer Herr ſpielt wahrſcheinlich gar nicht." Ich ſagte, ich hätte mit meinen Geſchwiſtern Cribbage geſpielt. „Nun gut, ſo ſpielen wir Cribbage", antwortete er. Wir ſetzten uns hin und ſpielten das Altweiberſpiel.

Wir waren nicht lange allein. Bald erſchien eine Geſellſchaft von Herren und Damen, lachend und luſtig über den Unfall, denn der Regen hatte auch ſie ereilt. Sie baten uns, an dem Spiele teilnehmen zu dürfen, und ſo ſpielten wir abwechſelnd unter einander. Ich verlor zwanzig Pfund. Die Herren boten mir Revanche an und luden mich in ihre „Familien" in London ein.

In dieſen ſogenannten Familien fand ich nun vollauf die ſchlechte Geſellſchaft, nach der ich mich ſchon ſo lange geſehnt hatte. Die jungen Damen der Familien verſtanden meine Sehnſucht nach Regents-Park, während mir die Herren der Familien ſo gut Revanche gaben, daß ich nach und nach zweitauſend Pfund zahlte und mit noch viel mehr beſtändig im Rückſtande war. Ich erſchwindelte mir von Hauſe das Doppelte und Dreifache meines bisherigen Taſchengeldes, ließ mir koſtbare Bücher, Karten, Bildwerke, Inſtrumente für

Aſtronomie und Phyſik anſchaffen, welche ich im ſtillen wieder verkaufte, hatte faſt jede Woche, wie ich vorgab, meine Uhr, meine Hemdknöpfchen von Diamanten, meine diamantene Buſennadel, kurz jeden nur erdenklichen Wertgegenſtand verloren, verlor Börſen, Brieftaſchen und Geldbriefe. Mit einem Worte, ich wurde „der Londoner verlorene Sohn“. Meinen jüngferlichen Freund Chely ſah ich jetzt nicht mehr, denn unter dem Vorwande, in die Bibliothek zu gehen, ging ich in die „Familien“. Zu meinem Glücke ſah ich ihn endlich nach mehreren Monaten wieder, nämlich — auf der Anklagebank vor den Aſſiſen. Ich ſelbſt war ihm als Zeuge gegenüber geſtellt worden, und die Zeugen zählten nach Hunderten. Denn mein Geſchichtchen endet mit einem Monſtreprozeß, welcher einer Gauner- und Falſchſpielerbande gemacht wurde und Mr. Chely war einer der raffinierteſten Koſaken dieſer Bande. In dieſem Augenblicke iſt er mit einem Sträußchen meiner ſchönſten „Familien“-Damen — in der Botanybai.“

„Und die Moral dieſer Geſchichte?“ fragte Balm verwirrt und ziemlich überflüſſig.

„Daß es eine Menge Zielpunkte giebt, welchen man, wie die Ruderer — mit dem Rücken zuſtrebt. Man könnte es auch in der Sprache der Photographen ‚negative Aufnahmen‘ nennen. Hätte mein Mr. Chely mich direkt in die ſchlechten Häuſer geſchleppt, ſo hatte er von meiner guten Erziehung zu fürchten,

daß ſie mich bald genug abſchreckten. Aber er führte mich ‚ins Grüne‘ und in die ‚Familien‘.“

„Und die Nutzanwendung davon bezieht ſich auf meinen Marcheſe Santafiore?“

„Das ſage ich nicht, aber — ein Wunder wäre es nicht, wenn Rom endlich gelernt hätte, anders fängt man Mortaras, anders hyſteriſche Damen und anders mannhafte Proteſtanten. Der feinſte Roſak fängt — mit den Reizen ſeines Umganges, mit ſeiner Perſönlichkeit.“

Balm biß die Lippen. Jetzt war das Still- und Beſcheidenſein wieder an ihm. „Hm!“ ſagte er dann, „Sie geſtehen wenigſtens, dieſes Verfahren müßte ſehr langſam, ſehr vorſichtig ſein, und dabei hätte man immer den Vorteil eines liebenswürdigen und ſympathiſchen Geſellſchafters. Bis er meine Seele bekäme, genöſſe ich früher die ſeinige; er zahlte mir einen gewiſſen Kaufpreis für einen ungewiſſen Kauf.“

Das mußte freilich wahr ſein. Und ſo ſchüttelten ſich die jungen Männer die Hand und hatten ihren Dining-Diſput, der ihnen bereits anfing, Bedürfnis zu werden, für diesmal wieder beendet.

Balm aber verlangte es ja nicht beſſer, als gar nicht zu Atem zu kommen und aus einer Stimmung in die andere geworfen zu werden. Und ſchon war die Stunde der Tombola da, und fort ging's wieder zu neuen Bildern und Eindrücken, zu einer echtrömiſchen Original-Volksſcene.

Halb Rom wogte nach der Villa Borgheſe. Dort nämlich wurde die Tombola abgehalten. Der Schauplatz dieſer Schickſalskomödie war ein ungeheurer ovaler Raſenplatz, eingefaßt von einer breiten Rennbahn, auf welcher zum Schluſſe der Lotteriefeier ein Wettrennen zu erwarten ſtand. Die Rennbahn war gegen die Mitte des Raſenplatzes durch eine Taxushecke von halber Mannshöhe abgegrenzt. An der entgegengeſetzten Seite zogen ſich rings um dieſes Raſenoval amphitheatraliſch Steinmaſſen als Sitz- und Stehplätze bis zu der Höhe eines zweiſtöckigen Hauſes. Gegen die Nähe der Tombola verwandelten ſich dieſe Freiplätze in geputzte Tribünen für Zuſchauer von Rang oder bezahlende Fremde, und die Tombola ſelbſt erhob ſich in der inneren Mitte des Amphitheaters als ein mit Teppichen rot ausgeſchlagenes Gerüſte, auf welchem das Glücksrad, die Nummertafeln, der Waiſenknabe und die Direktoren der Lotterie vom ganzen Volke geſehen wurden.

Als Balm mit Domenica und ihrer Mutter ankam, waren die Zuſchauerreihen des Cirkus ſchon von einer anſehnlichen Volksmenge erfüllt. Männer und Frauen, Soldaten und Mönche, Fiſcher, Landleute, ehrſame Stadtbürger, Elegants und Bettler, alle Farbenſtifte des römiſchen Moſaikgemäldes hatten die großen Künſtler, Natur und Zufall, bereits mit dem prächtigſten Effekt aneinander gereiht. Das Volk ſchien die Tombola als ein Sonntagsfeſt zu betrachten. Die Frauen namentlich prangten in ihrem

glänzendſten Putze. Spangen und Gürtel, Kämme, Haarnadeln, Stirnbänder und Ohrgehänge, maſſiver Metallſchmuck auf Kleidern, Köpfen, Nacken, Ringe im Ueberfluß an allen Fingern, und alles war echt! Man glaubte wirklich die Matronen der Männer zu ſehen, welche eine Welt zu verpraſſen hatten. Unſer Nordländer ſah es mit Staunen. Kein falſches Schmuckſtück bis in die unterſten Klaſſen hinab; keine Imitation weder von Silber und Gold, noch Perlen und Edelſteinen! Und mit welcher Sorgloſigkeit das alles getragen wurde! Niemand hütete ſich, nahm ſich in acht, war mit Gedanken des Verlierens oder des Stehlens bei ſeinem Schatz; — als ſei jeder ein König und hielte auch ſeinen Nachbar für einen.

„Ei, ſiehe da, Signora Fulvia, der Himmel gebe Euch einen guten Tag, Euch und Donna Domenica! Herauf zu uns, wir haben Platz. Kommt, Weiberchen, kommt, ihr habt die Augen des Glücks. Wunder, was für ſchöne Sterne man am hellen Tage ſieht!“ — Balm ſah den rundlichen Bürger, der ſo ſprach, und etwa ein Nachbar Bäcker oder Wurſtmacher ſein mochte, mit Anerkennung an, was dieſem ſogleich ſchmeichelte, denn er fühlte, daß es ſeiner Galanterie galt, deren er ſich manchmal mit Glück befliß. Und ſo fuhr er fort: „Exzellenza Ingleſe, Ihr begnügt Euch mit einem ſchlechten Platz unter uns, aber er wird beſſer, wenn Ihr drauf ſteht. Kommt nur und ſeid willkommen!“ — Und

Mutter Fulvia, ihre Seidenrobe ein wenig hebend, ſchritt mit einem Anſtande, den ihr Balm nicht zugetraut hätte, die Stufen der Schaubühne hinan. Unſer Fremder war Aug' und Ohr für das liebenswürdige, ſüdlich polierte Volk. Aber dieſe ganze republikaniſche Oeffentlichkeit, wovon ſich deutſche Republikaner nichts träumen laſſen, verſchüchterte ihn, indem ſie ihm imponierte, und reflektierend, ſtatt tapfer mithandelnd, ſekundierte er nicht wie er ſollte ſeinen beiden Damen, welche mit Grüßen und Gegengrüßen nach allen Seiten hin arbeiteten.

Es half nichts, der nordiſche Gaſt mußte ſich erziehen laſſen. „Seid nicht ſo ernſthaft!“ flüſterte Mutter Fulvia ihrem Führer zu; „macht Euch bekannt! Wir ſind unter lauter Nachbarsleuten. Die ganze Via d'Omfale ſteht da.“ Und mit einem guten Beiſpiel vorangehend, warf ſie ihre munteren, lachenden Augen unterhaltungsſüchtig im Kreiſe herum.

Auch fand ſie ihre Beute ſofort. „Seid geſegnet, Bruder Jammerthal!“ rief ſie über ein paar hundert Köpfe einem Franziskaner zu. „Wie geht's Euch? Rückt näher zu uns!“

„Warum heißt er Bruder Jammerthal?“ fragte Balm.

„Ach, der närriſche Burſche! Er predigt 's ganze Jahr vom irdiſchen Jammerthal. Hängt ihm eins an, Signor, reibt Euch an ihm, Ihr ſeid ein Gelehrter, Ihr verſteht's. Bohrt ihn an, ſtecht ihm den Narren!“

Balm, der nur hergekommen war, um ſich mit zu tummeln, hatte ſein Rekrutenfieber im Augenblick überwunden, und that wie Frau Fulvia wünſchte. Mit lauter Stimme rief er dem Franziskaner zu: „He, Bruder Jammerthal, ich höre Gutes von Euch, es freut mich, Eure Bekanntſchaft zu machen. Wir müſſen ein paar Flaſchen miteinander leeren. Ihr müßt ein Bruder Freudenthal werden!“

„Als ob leere Flaſchen eine Freude wären!“ reſponſierte Bruder Jammerthal in ſeinem Charakter.

Balm fuhr fort: „In dieſem Falle wollen wir uns noch andere gute Dinge beilegen. Ich muß Euch durchaus bekehren. Was Jammerthal! Hätte der liebe Gott Auſtern und Mädchen erſchaffen, wenn die Welt ein Jammerthal ſein ſollte?“

Der Mönch antwortete: „Das eben iſt ja der Jammer, daß man Auſtern und Mädchen niemals genug hat!“

Das kindiſche Volk belohnte dieſe Worte mit einem unmäßigen Beifall. Halbwüchſige Knaben warfen ihre Mützen in die Luft, Mädchen riſſen Blumen aus ihren Sträußen und bewarfen den witzigen Franziskaner, und wer nichts thun konnte, ſchrie ein „Bravo!“ und ein „Evviva!“, als ob ein Held ſeinen Einzug hielte. Und doch konnte Balm bemerken, daß das Volk nicht jubelte, weil es einen guten Einfall etwa wie eine Seltenheit bewunderte, ſondern weil es eben luſtig ſein wollte. Denn im näch-

ſten Augenblicke war der Franziskaner wieder vergeſſen, und Scherz und Lachen ſprühten an anderen Punkten auf.

So vertrieb ſich das Volk die Zeit bis zum Anfang der Tombola. Dieſer feierliche Augenblick war endlich da. Ein handfeſter Kerl mit nackten Armen riß im Schwunge das Glücksrad herum, welches blitzend im Sonnenſchein die geſpannten Augen der Tauſende blendete. Ein paar Wirbel, dann ſtand das Rad ſtill. Phantaſtiſch geputzt, trat jetzt der Waiſenknabe vor. Affektvolle Weiber ſchrieen ihm zu, er möge gut ziehen. „Madonna, gieb ihm eine glückliche Hand! Engel Gottes, ſegnet das unſchuldige Kind!“ Und die verhängnisvolle Handlung beginnt.

Der Knabe zieht die erſte Nummer, übergiebt ſie dem Aufſeher, dieſer den Direktoren, dieſe dem Ausrufer. Ein ſchmetternder Trompetentuſch macht das ewig lärmende Volk ſchweigen. Der Herold erhebt ſeine Stimme und ruft laut: „Dieci!“ Zugleich erſcheint die Zahl auf vier Nummertafeln, welche nach vier Seiten hin errichtet ſind und zuletzt, im koloſſalſten Format, allein auf einer Drehſcheibe.

Alle Köpfe ſenken ſich auf ihre Lotteriezettel und jeder ſucht eifrig die gezogene Zahl darauf. Wer ſie findet, notiert ſie mit einem Nadelſtich. Jeder Zettel enthält fünfzehn Zahlen in drei Reihen. Der ganze Zettel, zuerſt ausgefüllt, gewinnt den Haupttreffer; eine Reihe, oder die beiden erſten, Neben-

treffer. Der Haupttreffer beträgt diesmal tausend Franks.

Die drei Billette, welche Balm seinem Liebchen gekauft hat, sind zwischen ihm, der Mutter und Domenica verteilt. Wirklich findet das Mädchen auf ihrem Billet die Zahl dieci. Alles gratuliert sogleich dem hübschen Kinde; der erste Schritt zum Haupttreffer ist gethan.

„Was würdest du thun, wenn du die tausend Franks gewännest?" fragte sie Balm.

Das Mädchen besann sich. „Bei Gottes Barmherzigkeit, ich glaube, ich würde versuchen, den armen Beppo von der Galeere loszukaufen."

„Bravo! Und ihn heiraten?"

„Natürlich!"

„Du bist ein gutes Kind. Aber was fingest du dann mit mir an?"

„Wahrlich, wir müßten vorsichtig sein. Der Mensch sticht zu wie eine Biene."

In einem Atem Treue und Untreue! Unberechenbare Naturen! dachte Balm.

Als fünf Nummern gezogen waren, wurde dem lachlustigen Volke ein schadenfrohes Intermezzo. Ein Bäuerlein im drolligsten Aufputz stieß einen Freudenschrei aus, kugelte sich von seinem Stehplatz herab und lief wie besessen der Tombola zu. Pfeifen und Zischen verfolgte den Mann, der zuerst seine Reihe ausgefüllt, d. h. den Uebrigen diese Chance entrissen hatte. Aber welch ein Hochgenuß! Das Bäuer-

lein hatte falſch notiert, die Wachen, denen er den Zettel weiſt, korrigieren den Irrtum und ſchicken ihn zurück. Hölliſch war der Lärm, der jetzt losbrach. Unendliches Gelächter erſchüttert das ganze Amphitheater. „Fort, Feldhamſter! verſchwinde, Kuhſchwanz!“ tönt es von allen Seiten; die Menge lacht, pocht, ziſcht, johlt, kurz, übt grauſame Volksjuſtiz an dem Majeſtätsfrevler, der es gewagt hatte, den Wünſchen und Hoffnungen des ganzen ſouveränen Haufens ein Prävenire ſpielen zu wollen.

Domenica zürnte: „Es wäre auch des Teufels Gerechtigkeit geweſen, wenn ein Fremder uns Römern den erſten Gewinn weggeſchnappt hätte.“

Von dem römiſch gekleideten Landmanne hörte Balm das mit Verwunderung. „Ein Fremder?“ fragte er; „woher iſt der Bauer?“

Domenica antwortete wegwerfend: „Aus der Gegend von Melletri, vier Stunden von Rom!“

Vier Stunden von Rom, — und den Römern „ein Fremder“! Balm merkte ſich dieſe Studie zur Italia unita!

Aehnliche Scenen, wiewohl in geringerem Maße, kamen noch öfter vor, denn das leichtſinnige und aufgeregte Volk notierte ſehr mangelhaft. In Balms Umgebung dagegen nahm das Schwätzen, Lachen, Schäkern, Spaß- und Gloſſenmachen kein Ende. Jede Kleinigkeit, jedes Nichts alarmierte. Der eine wird ausgelacht, denn er hat noch gar nichts notiert; der andere wird auch ausgelacht, denn er notiert ſehr viel,

aber zur Ausfüllung einer Reihe fehlt ihm beſtändig noch eine Zahl. Parteien bilden ſich und wetten, was ſie ſchon von den Engländern gelernt haben, dafür und dagegen, ob ſie herauskommen wird. Bei jeder neuen Ziehung brauſt's durch die Gruppe wie ein Sturm, welcher durch Baumblätter fährt und alles erſchüttert. Jeder macht in Furcht oder Hoffnung den möglichſten Lärm. Jeder Affekt wird Wort, jedes Wort Geſchrei und Geſtikulation. Domenica hat ſchon die meiſten Nummern ihres Billetts beſetzt und ſchreit in kindiſcher Freude auf, ſo oft ihr eine neue Zahl gezogen wird. Aber vergebens erwartet Balm die Aufregung, das Herzklopfen, das Blaß- und Rotwerden, die funkelnden und gierigen Blicke, kurz, die dämoniſche Seelenangſt des Spielteufels, welche, wachſend mit der Nähe der Kataſtrophe, den ganzen Menſchen beherrſcht und entſtellt. Keine Spur davon! Sie begrüßt jede Glücksnummer mit einem Freudenſchrei und kümmert ſich nicht um die Nieten. Sie ſchneidet den Leuten Geſichter, welche aus Neckerei gegen ſie wetten, ſie trumpft links und rechts ab, wer ſie bei Nieten zum Zorn reizen will, kurz, ſie amüſiert ſich. Es iſt, als ob ſie in der Welt nur das Vergnügen was anginge.

Auch merkte Balm längſt nur mit halben Sinnen auf die Spielereien um ihn her. Seine Gedanken kreiſten wie ein Raubvogel über der Scene. Die Tombola war ihm zu einem neuen und ganz anderen Abenteuer geworden.

Es hatte ſich folgendes zugetragen.

In einiger Entfernung von ihm war er ſeiner Hauswirte anſichtig geworden. Artigkeitshalber ging er hin und wechſelte ein paar Worte mit ihnen. Als er wieder zurückkam, ſah er ein Frauenzimmer neben Domenica ſtehen und hörte ſie die Worte ſagen: „Wer iſt dein kranker Liebhaber?“ Domencia ſtieß ſie an, denn ſie merkte, daß ihnen Balm ſoeben zur Seite ſtand. Jene trat zurück, und Balm nahm ſeinen Platz wieder ein.

Er und das Frauenzimmer maßen ſich aus der Diſtanz. Seine Blicke waren ſicher und feſt; er hatte in wenigen Tagen ſein ganzes Vertrauen gewonnen. Er war überzeugt, daß er Teilnahme einflöße. Vielleicht war er ſogar intereſſant. Warum nicht? War doch ſeine Krankheit Seelenleiden geweſen; das mußte ſich anders ausdrücken, als gemeiner irdiſcher Jammer. Vielleicht hat ihn ſein Nervenfieber idealiſiert!

„Wer iſt dein kranker Liebhaber?“ Das klang freilich wie Spott; aber offenbar wie Spott der Eiferſucht und des Neides. Nicht wie ein Spott auf den Kranken. Nach dieſem erkundigte man ſich. Man ſchmeichelte ihm!

Das war der Ausdruck von Balms Blicken auf die Donna. Was war der ihrige?

Was die Spitze eines Pfeiles für den Pfeil iſt, das war dem jungen Weibe dort der Kopf und das Auge im Kopf. Schlank, ſchmächtig, man möchte faſt

sagen, gefiedert wie ein Pfeil, spitzte sich der Schaft ihres Leibes von seinen Flanken zu seinen Schultern empor, und auf den Schultern vibrierte ein Schlangenköpfchen, das man mit einer Art von Bezauberung ansehen mußte. Wenn so mancher Alltagsrumpf rein überflüssig mit einem kopflosen Kopf abschließt, in welchem zu ihrer eigenen Verlegenheit zwei Augen stecken, wie zwei Leuchter ohne Kerzen und zwei Kerzen ohne Licht, so war der Leib jenes Weibes in seinem zartbenervten und doch nicht mageren Wuchse gleichsam selbst schon eine dunklere Seele, die im Sitz der Seele, in Gesicht und Auge, endlich lichterloh herausloderte. Ihr Auge hatte wenig Weiß und war fast ganz Stern, — das Licht darin scharf wie eine Lanzette. Was sie damit blickte, war der potenzierteste Ausdruck eines Menschenblickes. Blickte sie fragend, so fühlte man gleich die Daumschrauben einer peinlichen Frage; blickte sie glühend, so war es nicht wie Sonnenglut am Himmel, sondern wie Sonnenglut in einem Brennglase; blickte sie gleichgiltig, so war es Tod, und ihre Augenwimpern fielen wie ein Bahrtuch über den Toten herab. Ihre Mundwinkel und alle Gesichtsmuskel begleiteten die Blicke, wie eine Brut von Schlangen den Bewegungen ihrer Mutter folgt.

Nie hatte Balm ein Weib gesehen, welches so deutlich fühlen machte, daß das Geschlechtsverhältnis eigentlich ein feindliches, ein Verhältnis von Kampf und gegenseitigem Ueberwinden ist. Im zärt-

lichen Verhältnis heiraten ſich Mann und Weib wie Prinz und Prinzeſſin zweier feindlicher Reiche, um Frieden zu ſtiften und ſich gegenſeitig zu mediatiſieren; ein Verhältnis mit jenem Weibe mußte etwa demjenigen gleichen, wie es in England die zwei berühmteſten Ringkämpfer haben könnten, welche darnach lechzen, daß Einer von ihnen als der berühmteſte übrig bleibe. In dieſer Intention ſind ſie einander ein intimes Bedürfnis, ſchließen alle übrigen als ſchal und geſchmacklos aus, ſuchen ſich auf jedem Anger des Landes ihr Leben lang mit wechſelſeitigen Herausforderungen auf, halten in treuer, feſter Feindſchaft zuſammen und ſind ein Muſter von anhänglicher Verfolgung, womit ſie nicht voneinander ablaſſen können.

Wie ein Fechter umklammerte Balm das Weib mit ſeinen Blicken und bot ihr ſeinen Kampf an.

War ſie allein da? Wer war ihr Begleiter?

Er brauchte nicht lange zu ſuchen. Ein junger geputzter Mann guckte mit ihr in das gleiche Lotteriebillet, tändelte mit ihrer Hand, ſpielte mit den Ringen daran, korrigierte an ihrem Putz, an ihren Haarnadeln und Flechten, lachte und ſchwatzte mit ihr, kurz, unterhielt ſie.

„Wer iſt das Mädchen?“ konnte ſich Balm nicht enthalten, Domenica zu fragen. „Sie ſieht ſo [illegible]rk nach dir her“, ſetzte er ſchnell hinzu, um ihrer Eiferſucht keinen Verdacht zu erregen.

„Damerata“, antwortete ſie verdrießlich.

„Deine verheiratete Schweſter?“

„Ja."

Ich will mich hängen lassen, dachte Balm, wenn das Kinder eines Vaters sind. Man konnte nichts Ungleicheres sehen.

„Sie hat einen schönen Mann", fuhr er fort.

„Er ist ihr Pretaccio", sagte Domenica unbefangen.

Ihr „Priesterchen" hieß in dem Stammlande des katholischen Cölibats so viel als ihr Liebhaber.

Ein fataler Umstand! Dem Liebhaber sind die verheirateten Frauen treu. Neidisch betrachtete Balm die Doublette.

Es war ein Minente, wie man in Rom, oder Majo, wie man in Sevilla gesagt hätte, als diese Orte noch unmodernisiert ihr altnationales Figuralleben hervorbrachten. Im Deutschen hieße es ungefähr Stutzer, aber nicht allzu richtig. Denn wenn bei den formverachtenden Nordländern der Nebenbegriff der kultivierten Form dem Stutzer wie ein Makel und Vorwurf anhaftet, so legt der Süden, der die Form liebt und ehrt, seine Zustimmung und seinen Beifall in das Wort, denn Minente, das abgekürzte Eminente, heißt einer, der sich auszeichnet. Aber wie die Wurzel jeder Auszeichnung nur allzugern im klassischen Altertum gesucht wird, mit dem sich der Römer in stolzer Continuität träumen möchte, so kommt es, daß der Minente noch den weitern Nebenbegriff des Rassenadels hat, des echtesten Römerbluts der Fabier und Julier. Natürlich hat

das Volk Takt genug, daß ſich zum Minente keine unanſehnliche Erſcheinung aufwerfen kann, ſondern eine Figur, welche wirklich — Figur macht. Der Minente iſt ein junger hübſcher Burſche, mittlerer Größe, ſchlank und muskelkräftig, von blaſſem oder braungelbem Teint, mit großen ſchwarzen Augen und glänzend ſchwarzem Haar, das er um beide Ohren zierlich und ſorgfältig in Locken dreht. Er geht in Kniehoſen, Schuhen und weißen Strümpfen einher, kokettiert mit Knie, Schenkeln und Waden und nicht ohne Aufmunterung. Seine Bruſt bedeckt eine kurze Jacke, welche er ſtets offen trägt, um die feine weiße Wäſche und das buntſeidene, in zierliche Knoten geſchlungene Halstuch zu zeigen. Um die Hüften trägt er eine Schärpe und darin verſteckt ein Stilet, auf dem Kopf einen grauen niedrigen Hut von breiter Krämpe und ſtumpfer Kappe. Seine Heimat iſt Trastevere, ſein Beruf Liebe, Frauendienſt, kurz, das Cicisbeat. Heute, wo die höheren Stände franzöſiſch ſind, und die Nationalität, trotz ihrer neueſten Galvaniſierungen, als abgelegtes Kleid den unteren überlaſſen bleibt, iſt der Minente kaum noch eine Vorſtadtfigur und das Ideal der Damen zweiten oder dritten Ranges.

Dieſer Liebhaber gereichte daher Balm wieder zu einigem Troſt, und er empfand als moderner Foreſtiere ſeinen entſchiedenſten Vorteil über ihn. Wenigſtens war er entſchloſſen, dieſe Empfindung zur Schau zu ſtellen. Er maß den Burſchen mit

der ganzen Morgue eines überlegenen Bewußtseins und wechselte zwischen ihm und seiner Liebhaberin fragende Blicke.

Damerata sah ihn an wie ein Stein. Kein Nerv ihres Auges zuckte.

Balm ertrug es eine Weile, dann zuckte er die Achseln und sah mit Geringschätzung weg. Er fing an, mit Domenica zu kokettieren.

Auf einmal aber schoß er mitten aus dieser Beschäftigung wieder einen Blick auf jene. Der Ueberfall war gelungen. Sie hatte ihn fortwährend angesehen — sinnend, studierend.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen. Sie ärgerte sich, sie verbat sichs mit einem gereizten Blicke.

Balm trotzte ihr. Er sah sie an mit Stolz und Gelassenheit.

Sie wütete. Sie steinigte ihn fast mit Blicken. Balm sah ihr ruhig zu. Er stand in dem Aufruhr wie Einer, der scharf geladen hat und aus Mitleid und Kraftgefühl nicht schießt. Sie suchte es ihm gleichzuthun, und es gelang ihr ein paar Sekunden lang. Balm nickte ihr lobend zu, als wäre er mit seiner Schülerin zufrieden. Sie war erstaunt über diese Frechheit und jagte ihre Blicke wie Sturmkolonnen gegen ihn auf. Balm lächelte sie an — als würden ihm von Kindeshändchen Bart und Haare zerzaust. Diese ironische Bonhomie ließ er nach und nach in wirkliche Zärtlichkeit übergehen. Er gab ihr den süßesten Schmelz eines blauen deutschen Auges

zu koſten. Wie fromm, wie innig klang das! Sie war überraſcht, entzückt und fiel darüber her, wie Kinder über Zucker. Mehr! mehr von dieſem Naſchwerk praſſelte es durch ihre Blicke, wie Feuer, das in brennbare Stoffe fällt. Jetzt wollte Balm reinen Tiſch machen. Er ſah mit einem milden Vorwurf auf den Minente. Ah bah, der! antwortete ihr Auge. Sie that, als koſte ſie den Burſchen, aber that es ironiſch, zauſte ihm das Haar, gab ihm einen gelinden Rippenſtoß, wie einen Fußtritt und ſah Balm dabei an. Balm nickte zufrieden. Der Burſche aber lachte vergnügt und ahnte nicht — daß er in dieſem Augenblicke einem Nebenbuhler geopfert worden!

„Tombola!“ kreiſchte auf einmal ein Freudenſchrei auf. Wer ſo ſchrie, war niemand anders — als Domenica. Soeben war ihre fünfzehnte Nummer gezogen worden. Sie hatte den Haupttreffer gemacht.

Die verſammelte Volksmaſſe bot jetzt ein Schauſpiel, das Balm mit Luſt und Neugierde betrachtete.

Was für eine Schule des Lebens und des Charakters iſt doch die Oeffentlichkeit! Wie ganz anders, wenn in Deutſchland die ſtille Rechenſtube es iſt, wo die Ziehungsliſte eingeſehen, der Glückstreffer ausbezahlt wird! Du haſt gewonnen auf Koſten von Tauſenden, aber wo ſind ſie? auf dem Papier! Hier ſtehen zehntauſend getäuſchte Menſchen leibhaftig vor dir! Und jeder Eine iſt verzehnfacht von ſeiner Aufregung und Leidenſchaft. Der hat ſchon dreizehn, der vierzehn Nummern notiert, das Luftſchloß ſeiner

heißblütigen Hoffnungen steht fast schon unter Dach, da notiert ein Glückskind fünfzehn, schreit Tombola! und der ganze Bau stürzt zusammen. Flüche, Verwünschungen, Vorwürfe, und wenn der Italiener auch nicht so gemein schimpft wie der Nordländer, — ein Eseltreiber kann auch unartig sein! Inzwischen wird es auf allen Plätzen des tausendköpfigen Amphitheaters gesehen oder wenigstens gehört, wer eigentlich gewonnen hat, — es ist eine junge hübsche Römerin, — und nun giebts Evvivas, Glückwünsche, Huldigungen, Scherzreden, und — die Galanterie kann auch in Italien derb sein! Wie Domenica jetzt den weiten Raum bis zum Zahltisch der Tombola zu durchschreiten hatte, — ein deutsches Mädchen wäre auf jedem Schritt in die Erde gesunken! Aber Domenica mit ihrer Nereidenbegleitung von Mutter, Liebhaber, Schwester und Liebhaber der Schwester schwamm wie eine Meeresgöttin durch das brausende Volksmeer und Sturm und Wogen brachten sie nicht außer Fassung. Und um ihre Person war doch das Meer ein undurchdringlicher Seetang von Teilnahmsbezeugungen. Und wer sie nicht umdrängen konnte, der mußte in das Gedränge wenigstens etwas hineinschreien. „Ich wollte, sie hätte mich mit gewonnen!“ schrie der Eine; — „ich bin nur froh, daß es kein altes Weib ist“, tröstete sich der Zweite; — „wer ist der blonde Nebentreffer an ihrer Seite?“ rief der Dritte den Vierten an, — natürlich, Alles laut und über viele Köpfe hinweg! Dem guten Deutschen

verging Hören und Sehen in dieſem Aufruhr, aber deſto mehr bewunderte er, wie ſeine Weiberchen ſich zurechtfanden. Mutter Fulvia hatte Augen und Ohren für Hunderte zugleich. Dieſem Kapuziner verſprach ſie ein Faß Wein, jenem Franziskaner einen Zentner Wachskerzen, der Nachbarin links ſagte ſie eine Hoſe für ihren Buben zu und den Saufaus rechts hieß ſie zum Teufel gehen. So kam ſie Schritt für Schritt vorwärts und erledigte die Wünſche des Volks wie eine regierende Königin. Als aber am Zahltiſche nun die blanken Goldſtücke funkelten, war die Menge kaum noch zu bändigen. Lärm und Gedränge erreichten einen frenetiſchen Höhepunkt. Die Gendarmen hatten zu thun.

Dieſen Augenblick benutzte Balm, um Damerata zuzuflüſtern: „Signora, wie kann man Euch ungeſtört ſehen?“ — Augenblicklich nannte ſie ihm Ort und Zeit, ſo daß ſie die Frage in guter Vorbereitung und mit völliger Gewißheit erwartet zu haben ſchien. Der Minente, der dicht daneben ſtand, hing mit bezauberten Sinnen am Zahltiſch und ſeinem Golde und ſtieß ein „iddio!“ ums andere aus.

Erſt als Balm die leidenſchaftliche Spielhitze des Volkes geſehen hatte, begriff er, warum die Tombola mit einem Wettrennen endigte. Es war gleichſam das Nietenblatt für die Nichtgewinner und ſollte das Volk zerſtreuen, beruhigen, auf andere Gedanken und Bilder ablenken. Natürlich gelang dieſer Zweck ſo gut wie alles, was hier auf die Sinne berechnet

iſt. Gleich die erſten Luftſprünge, womit ſich die Clowns in die Rennbahn lanzierten, fanden ein Volk von Kindern, das Alles vergeſſen, was es eine Minute zuvor gewünſcht und geflucht hatte und dem ſich jetzt ein neuer Spielhimmel aufgethan. Aber ſelbſt Balm wurde aufmerkſam, als nach der Entrada der Clowns eine Kunſtreiterin von außerordentlicher Schönheit hereinſprengte und ein Solo ritt. Der Minente, als ein echter Trastevere-Vorſtadt-Enthuſiaſt, brach in laute Bewunderung aus. Damerata ſtieß ihn zornig an, blickte aber dabei auf Balm — mit einem Blick voll ſchlagendſtem Ausdruck. Das iſt ein Kind, ſchien ſie zu ſagen, aber wehe dir, wenn du ſie auch bewunderſt!

Verdrießlich ſagte auch Domenica faſt in dem nämlichen Augenblicke: „Gehen wir!“ Blitzſchnell und ohne Verabredung empfanden die beiden Schweſtern das Gleiche in Bezug auf ihre Liebhaber und die ſchöne Kunſtreiterin. In ſolchen Fällen iſt der Pantoffel zwar hart, muß aber reſpektiert werden.

Nachdem ſie wenige Schritte gegangen waren, brach ein Jubelruf aus, daß alles ſich umwendete, und auch Balm ergriff begierig die Gelegenheit, um ſich noch einmal den verpönten Anblick zu gönnen. Das feurige Mädchen hatte im fliegenden Galopp ihr Barettchen vom Kopfe verloren, — ſei's aus Zufall oder aus ſchelmiſcher Koketterie, denn ſie fing es mit einer ſo entzückenden Bewegung von Verve und Grazie wieder auf, daß es wohl auch zu ihren Kunſt-

ſtücken gehören konnte. Es war ein ſchöner Anblick, wie ſie von den befreiten Locken bacchantiſch umflattert wurde, wie ſie mit blitzgleichem Griff im Sattel ſich zurückwerfend das Käppchen erhaſchte und im Begriff, es aufzuſetzen, nicht vergaß, es dankend und lächelnd gegen das Volk zu ſchwingen. Ein Augenblick, aber wahrlich ein ſehenswerter!

Balm wendete dieſem Bildchen den Rücken — mit jenem Zug von Melancholie im Herzen, welcher den Nordländer immer beſchleicht, wenn er die Schönheit geſehen hat. Aber er tröſtete ſich, daß er — eine Kunſtreiterin geſehen. Dich ſeh ich wieder! dachte er.

So ging man fort. An ſeinem Arme Domenica, maß er mit durchdringendem Kennerblick den koſtbaren Wuchs Dameratens, aber beide ignorierten ſie ſich mit verſtändnisinniger Gleichgiltigkeit.

IV.

Die jetzt folgende Geſchichte iſt um ſo weniger zu erzählen, je mehr ſie gelebt wurde. Balm hat ſich verdoppelt. Er hat eine zweite Liebhaberin engagiert, oder vielmehr zwei erſte. Jedes der beiden Mädchen ſpielt das Rollenfach der anderen und muß in dem Wahn erhalten werden, das Repertoire beherrſche ſie ganz und allein. Wir wünſchen dem Direktor Kraft und Ausdauer zu ſeinem Unternehmen. Es iſt ein Stück deutſcher Herrſchaft in Italien,

das die ganze Tüchtigkeit der germaniſchen Raſſe herausfordert.

Es iſt nebenbei auch ein ziemlich verwickeltes Intriguenſtück. Er muß alles auseinander halten, was ſich ſo nahe mit ihm berührt. Zwar Damerata weiß, daß ſie eine Rivalin hat, ſie weiß, daß ſie die zweite iſt. Dagegen will ſie zur erſten vorrücken. Sie will ihre Schweſter verdrängen. Balm ſoll ſie aufgeben. Balm, welcher nicht Luſt dazu hat, macht ihr dieſe Hoffnung nicht, aber er benimmt ſie ihr auch nicht. Domenica dagegen dürfte von ſeinem neuen Verhältniſſe zu Damerata nicht die leiſeſte Ahnung haben. Endlich der Cicisbeo Dameratas darf wieder nichts von ihm wiſſen. Kurz, es iſt eine Situation, wo Balm zwiſchen dem weiblichen Dolch und dem männlichen Stilet mit Grazie balanziert. Er fordert nun freilich auch die Entlaſſung des Minente, aber es iſt ihm nicht Ernſt damit. Er will nur Dameratas Bedingung mit einer Gegenbedingung in Schach halten, denn er weiß, ſie wird auf den Minente ſo wenig verzichten, wie er auf Domenica. Er muß daher fleißig ſpionieren, wann und wie lang der Minente bei ihr war, welche Spaziergänge ſie miteinander machen und wohin, mit einem Worte, mit welch unveränderter Stärke ihr altes Verhältnis ſich fortſetzt. Er weiß aber, daß ſie das Nämliche thut über ihren Umgang mit Domenica, worüber ſie ſtets mit dem Laufenden bleibt. Ihre Spürkünſte alſo muß er vereiteln, aber mit den ſeinigen

überlegen bleiben. Welch eine Wachſamkeit über tauſend Kleinlichkeiten! Welch ſorgenvolles Nichts, welch unaufhörliches Schürzen und Löſen von Knoten! Wahrlich, wenn es ihm um Zerſtreuung zu thun war, um eine Gedankenſcheuche, die nichts Anderem Raum läßt, er hat ſie jetzt vollauf!

Und ſprechen wir von dem Manne Dameratas zuletzt? Er müßte ja der Fünfte in einem Bunde ſein, wovon Jedes das Andere ausſchließt, müßte Balms verwickelte und intriguenreiche Lage mit einem weiteren Faktor multiplizieren.

Aber ſeltſam! juſt dieſer Faktor fehlte. Signor Valori war — ein Begriff. Balm ſah und hörte nichts von dieſem Manne. Er iſt in Civitavecchia Schiffskapitän, ſagte Damerata, er kommt ſelten nach Rom.

Aber warum lebte ſie dann ſelbſt in Rom und nicht in der Seeſtadt? Weil ſie ihre Verwandten hier hatte!

Balm ſchüttelte den Kopf. Dieſer ganze Mann, dieſer unſichtbare Signor Valori — iſt eine Anſtandsfiktion, dachte er bei ſich. Aber es kümmerte ihn wenig. War es doch nicht die Reſpektabilität, die er unter den Reizen Dameratas ſuchte!

Bedenklicher klang es ſchon, daß er einſt zwei Nachbarinnen über Dameratas Schmuck ſchmälen hörte, wobei die Worte fielen, ſo könne nur ein Falſchmünzer ſein Püppchen ausſtatten.

Ein Falſchmünzer! Das hätte freilich noch mehr

als die Reſpektabilität verletzt! Das war ein Verbrecher und wenn er entdeckt wurde, ſo brachte es außer ihm ſein ganzes Haus, den ganzen Verkehr und Umgang ſeines Hauſes in Gefahr! Immerhin wert, darüber nachzudenken! Balm mußte ſich wenigſtens ſagen, daß die Umſtände nicht übel dazu gepaßt hätten. Der unſichtbare Ehemann war dann nicht auf dem Meere und in der Hafenſtadt abweſend, ſondern in Kellern und Höhlen, und daß er ſelten nach Rom kam, hieß wohl, er vermeide das Tageslicht und die ehrlichen Leute. Was aber den Schmuck des Püppchens betraf, ſo trug der Minente nichts dazu bei, der nicht in der Lage war zu geben, vielleicht noch eher zu empfangen; andere Anbeter aber, — das wußte Balm längſt ſchon genau, — hatte Damerata nicht mehr.

Balm nahm ſich alſo vor, dem Klatſch der Nachbarinnen auf den Grund zu kommen. Komiſcher Weiſe trat hier der Fall ein, daß nicht der Ehemann dem Nebenbuhler nachſpürte, ſondern der Nebenbuhler dem Ehemann.

Und wie ein Irrlicht neckte ihn hin und her huſchend der Gegenſtand ſeiner Neugierde. Eines Tages ſah er ein Medaillon bei Domenica, auf welchem ſie, vielleicht um vier bis fünf Jahre jünger, aber außerordentlich ſchön und charakteriſtiſch porträtiert war. Es war ein Juwel!

Voll Intereſſe dafür fragte Balm: „Wer malte dieſes Porträt?“

„Mein Schwager", war die Antwort.

„Ah, Signor Valori; iſt er ein Maler?"

„Er malt auch", ſagte ſie ausweichend. Sie war verlegen und blieb ſo einſilbig über den Schwager, wie ihre Schweſter über den Mann.

Ein Schiffskapitän, ein Falſchmünzer, ein Maler!

Ein Maler könnte freilich ſein Studio außer dem Hauſe haben und dieſer Umſtand paßte dann wieder auf den ewig Unſichtbaren. Aber auch nur dieſer Eine. Denn er käme doch regelmäßig nach Hauſe, und warum verleugnete man zuletzt den Maler und machte einen Schiffskapitän aus ihm? Leider ſtimmte es aber auch zum Falſchmünzer nicht übel, daß ein Mann, welcher mit Stechen und Gravieren umgehen könne, wohl auch des Pinſels mächtig und überhaupt ein Stück Künſtler ſei, ja vielleicht ein großer Künſtler und Jenes nur aus Mißbrauch Dieſes.

Endlich machte ſich Balm ſelbſt noch eine vierte Lesart. Eines Tages fiel ihm ein, die Ehe könnte ja auch geſchieden, oder, da katholiſche Scheidung nicht möglich, wenigſtens getrennt ſein. Und wäre ſie's z. B. durch die Schuld der Frau, ſo hätte dieſe Grund genug, die Wahrheit zu verdunkeln.

Es fragte ſich nun, ob das durch den Charakter Dameratas wahrſcheinlich wäre. Die Antwort darauf war nicht leicht, denn Damerata war ein ſchwieriges und ganz eigentümliches Rätſel.

Die Natur hatte ihr den ſchönſten Körper geſchenkt, deſſen das weibliche Modell fähig iſt, und

Damerata kannte und pflegte den Schatz. Dazu besaß sie keine einzige irgend merkliche Unart, welche die Annehmlichkeit ihrer Person beeinträchtigt hätte. Und doch! Sie war von einer dämonischen Kälte, — wollte sich Balm sagen; er fand aber bald, daß auch das noch zu gut gesagt wäre und anders gesagt werden müßte. Er sagte sichs endlich so: Ich habe nie ein Weib gesehen, welches vom ganzen Geiste ihres Geschlechtes — so geistesabwesend gewesen wäre. Alles was die Natur in einem Weibe denkt, das denkt sie für ihre Person nicht, sondern etwas völlig Anderes. Ihr Dichten und Trachten ist nicht weiblich, nicht einmal unweiblich, sondern — außerweiblich!

Balm hätte nicht mit so bestimmter, fast schneidender Schärfe dieses Charakterbild aufgefaßt, wenn sie nicht selbst durch den auffallendsten Widerspruch ihres Betragens, welches von einem Extrem schroff und unvermittelt ins andere übersprang, sein Studium fast gewaltsam herausgefordert hätte. Denn nur das scheinbar Einfache ist schwer zu verstehen, Gegensätze aber illustrieren einer den andern sich selbst und Widersprüche schärfen das Urteil. Wenigstens reizen sie zum Nachdenken und wie viel ist damit schon gewonnen!

Folgende Umwandlung erlebte Balm in der kürzesten Frist seiner Bekanntschaft mit Damerata.

Die Koketterie des Augenromans bei der Tombola, die rasch bewilligte Gelegenheit, ihre Bekannt-

ſchaft zu machen, ergab, wie es ſchien, ein nicht mißzuverſtehendes Charakterbild von ihr. Sie ſchien ein begehrliches, genußſüchtiges Weib, eine erklärte Liebhaberin des männlichen Geſchlechtes, erobernd und erbeutend, was zu erjagen war.

Der Anfang widerſprach dieſem Eindrucke nicht. Sie kannte am Manne nur eins: die Sinnlichkeit. Das Verhältnis zwiſchen Liebhaber und Frauen war ihr ein Verhältnis, — wie zwiſchen Spatzen und Kirſchen. Eine einfache Auffaſſung und ihre ganze Kunſt war darauf eingerichtet! Natürlich auch eine einfache Kunſt, aber ſie hatte darin, wie etwa ein Mongolen-Khan in der Strategie, eine barbariſche Größe. Ihre Ergebung war vollſtändig. Man konnte ſie in Beſitz nehmen, wie ein folgſames und willenloſes Kind. Keine von jenen Koketterien, womit Frauen ſich belagern laſſen und ihre Gunſt gleichſam von Fort zu Fort als den großen Kampfpreis um das letzte Reduit in der Defenſive halten! Im Gegenteile. Sie ergab ſich faſt angriffsweiſe. Sie ergab ſich nicht wie ein gebendes, ſondern wie ein nehmendes Weſen. Nie haben Abruzzen-Räuber abgeſchnittene Koffer ſo ruhig und ſicher aufgeſchnitten und ausgeleert, als Damerata überzeugt war, daß der Mann, dem ſie ſich ergeben, ihr Beſitz, ihre Beute, ihre Sache ſei, daß er ſeinen Willen in den ihrigen, wie Kleingeld in große Münze, umgewechſelt habe. Deshalb verſchwand auch ſchnell und faſt augenblicklich die Täuſchung, daß ihr die Sinnlichkeit verliebter

Selbstzweck und daß sie mit ihren hohen körperlichen Reizen das Glück, sei's auch nur das Sinnenglück eines Mannes machen könne. Allzu ernüchternd und erkältend ging das Gefühl ihres Egoismus von ihr aus.

Die Rechnung des Egoismus betrog sie nun bei unserem deutschen Landsmanne. Sie machte eine Erfahrung mit ihm, die ihr neu zu sein schien. Er war doch auch ein Mann, er bekannte seine sinnliche Natur aufs unverhohlenste; aber er hatte ein Bewußtsein von ihr, eine Herrschaft über sie, ja eine Ironie gegen sie, daß es eben so gut möglich gewesen wäre, ihn durch die Sinnlichkeit zum Sklaven zu machen, wie einen Adler — mit einem Mückenköder zu fangen. Das Wenige, was Balm that, um in Bezug anderer Damen wie Domenica und die Kunstreiterin, ihre Eifersucht zu schonen, erkannte und durchschaute sie als ein Weniges und das Wenige war ihr ein Nichts. Sie empfand, daß er seine moralische Freiheit behielt und legte nicht den mindesten Wert darauf, ob er es ihr mit einem Takt von Galanterie mehr oder minder verberge. Den Schein zu retten, galt vor der Art, wie sie es aufnahm, als eine völlig verlorene, ja kleinliche und verächtliche Mühe, und Balm fühlte das augenblicklich heraus. An diesem Punkte nun, — und nach wenigen Tagen war Klarheit über diesen Punkt, — hielt Balm, aller menschlichen Voraussicht nach, das Verhältnis wieder für gelöst. Sie fühlte, daß sie ihn sinnlich

nicht unterjochen könne und er fühlte, daß sie ihn nicht bloß sinnlich besitzen wolle, wie etwa den Minente, daß er ihre Erwartungen täusche, ihre Opfer umsonst annehme und nun war er gefaßt auf ihren Verdruß, oder italienisch zu sprechen, auf ihre weibliche Wut darüber.

Er erfuhr aber das Ge[illegible]teil. Wenn in den ersten Tagen dieses Verhältnisses die Naivität, womit sie ihn aufzusaugen meinte, eine cynische Größe hatte, so war es noch großartiger, wie gelassen und ruhig sie diesen Anspruch fallen ließ und nun gar nichts zu wollen schien.

So grell war dieser Umschlag, so rätselhaft blieb das Erwartetste aus und trat das Unerwartetste ein, daß dieses zweite Stadium auch einen harmloseren Kopf stutzig gemacht hätte.

Balm prüfte sie. Er wählte das Motiv der Eifersucht dazu. Er sprach eines Tages von Donna Selina, so hieß die Kunstreiterin, aber diesmal absichtlich in einem Tone, als ob es ihm unmöglich sei, sie zu vergessen.

Mit großem Gleichmut sagte Damerata: „Die dürfte schwer zu erlangen sein. Man sagt, sie ist die Geliebte eines Fürsten. Möglich, daß sie das selbst nur ausstreut, um ihren Preis damit zu bezeichnen, aber dieser Preis wird dann jedenfalls hoch sein. Willst du übrigens, daß ich mich über ihre Verhältnisse genauer erkundige?"

Balm traute seinen Ohren nicht. Noch vor weni-

gen Tagen war ſie eiferſüchtig auf alle Welt, auf den Schatten an der Wand — wie wir in Deutſchland ſagen würden. Er ſtand vor einem handgreiflichen Syſtemwechſel.

So wenig eiferſüchtig biſt du? ſchwebte es ihm ſchon auf der Zunge; aber er verſchluckte die banale Frage, weil er ſich noch rechtzeitig beſann, daß höchſtens mit einer banalen Heuchelei darauf geantwortet würde. Er beſchloß, ſie vorſichtiger auszuholen.

Nach Tagen fügte es der Zufall, daß von einer Frau die Rede war, welche ihre Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo weit trieb, daß ſie ſelbſt ſeine Liebſchaften unterſtützte.

Dieſe Gelegenheit ergriff Balm. „Ein unbegreifliches Geſchlecht ſeid ihr Weiber!“ warf er hin und abſichtlich nicht mehr, — um ihr die Frage noch offen zu halten.

Damerata ſeufzte wie ein Menſch, der viele Geduld braucht. „Nichts iſt unbegreiflicher, als das Mannsvolk ſelbſt“, ſagte ſie.

„Wieſo?“ fragte Balm.

Damerata antwortete: „Wie macht man's euch recht? Plagt man euch mit Eiferſucht, ſo wird man euch läſtig und langweilig; gönnt und verſchafft man euch eure verbotenen Früchte, ſo nennt ihr's auch wieder unbegreiflich. Warum unbegreiflich? Ein Weib macht ja fremde Reize zu ihren eigenen und vermehrt das Gefallen an ſich, wenn ſie durch andere gefällt. Und welches Ziel hat denn ein Weib

ſonſt, als dem Manne zu gefallen? Ich finde das ſehr begreiflich!“

Balm hatte recht gehört! Er wußte genug.

Sie verfolgte alſo das Ziel, Balm zu gefallen — um jeden Preis und unter allen Umſtänden. Im Vertrauen auf ihre Reize und auf die männliche Schwäche hatte ſie dieſen Erfolg von der Sinnlichkeit erwartet und ſich getäuſcht. Ihr Geiſt, ſo roh und ungebildet er war, verlor aber nicht ſeine Faſſung, ſondern arbeitete ſich von dem ungebärdigen deutſchen Pferde, das ihn abgeworfen, ohne Bruch und Quetſchung hervor und beſchloß, es beſſer reiten zu lernen. Sie unternahm es nun, ſeine Schwächen in ihren verborgeneren Schlupfwinkeln zu ſuchen, ſeinen Geiſt zu ſtudieren und ſeinen Geiſt zu unterjochen.

Aber zu welchem Zwecke? war jetzt die Frage. Es ſchien nicht eben zum Zwecke gemeinſter Ausbeutung, denn beſonders eigennützig oder geſchenkeſüchtig war Damerata ſo wenig wie ihre Schweſter Domenica. Beide Schweſtern nahmen mit italieniſcher Genügſamkeit mäßige Geſchenke auf eine Art, welche ungeheuchelt zeigte, daß ſie weniger die Gabe als den Geber beſitzen wollten. Und doch, — wie verſchieden war dieſe Art! Domenica, ein Kind des Augenblickes, raſch, feurig, leichtſinnig und gutartig, wollte ihn beſitzen wie einen Liebhaber; Damerata, erfüllt von anonymen Leidenſchaften und labyrinthiſchen Abſichten, ſchien ihn beſitzen zu wollen, wie ein

Zauberer seinen dienstbaren Geist! Wer errät all seine Zwecke?

Von dieser Frau nun hätte es Balm zur Not schon begriffen, daß sie Grund einer ehelichen Entfremdung sein könne. Ein kalter Himmel und doch voll gewitterischer Unsicherheit, ist gewiß ein unwirtliches Wetter. Wer liebt es, zugleich zu frösteln und den Blitzstrahl zu fürchten?

Einstweilen liebte es Balm. Fühlte er sich doch einen ganz anderen Mann, als der italienische Gatte es sein mochte, — er sei wer er sei! Jeder Deutsche zitiert Geister und spielt den Faust und liebt Geheimnisse und verkehrt mit Dämonen. Balm wünschte nichts anderes. Seine moralische Freiheit hätte es vielleicht bedroht, in den Händen einer Zauberin zu sein, welche die feurige Sinnlichkeit Domenicas mit einem pikanten Geist, oder die malerischen Reize Dameratas mit einer seelischen Poesie verbunden hätte. Er pries sein Glück, das ihn in Ruhe ließ, selbst indem er Unruhe suchte. Er freute sich, daß ihm Domenica nichts zu empfinden und daß ihm Damerata etwas zu denken gab. In den Armen dieser zweiten Liebhaberin freute er sich, wie sich ein Kenner über chinesisches Porzellan oder Bernstein und Elfenbein, über das seelenlos Schöne und Unbelebte, über Stoff und Form sich freut, und wenn er im Widerspruch mit ihrer gleichgültigen Sinnlichkeit ihr sensitives Nervenleben in Augen und Mienenspiel, ihr geheimes Wollen und Beabsichtigen, und

das ganze, obgleich nur geahnte aber ſtillgehäufte Rechnungsmaterial ihres Denkens und Zielens ſtudierte, ſo freute er ſich, auf ſeine einſamen Spaziergänge Stimmungen, Eindrücke und Nachklänge mitzubringen, welche, ohne ihn leidenſchaftlich zu packen, juſt ſtark genug waren, mit Spannung ihn momentan zu beſchäftigen. Soll mich doch wundern, wo dieſes Weib mit mir hinaus will! dachte er mit jenem Gefühl, welches von der Nähe des Unheimlichen nicht das Grauen, nur den Kitzel hat, alſo doppelt angenehm iſt. Er beſchloß nun auch ſeinerſeits einen kleinen Syſtemwechſel. Er beſchloß, einen Ton mit ihr anzuſchlagen, welcher ſcheinbar Vertrauen zeigte; manches mitzuteilen und auszuplaudern, was intim ausſah und es doch nicht war, um ihr ſelbſt die Zunge zu löſen und dem Rätſel ihrer Abſichten, die ſie vielleicht mit ihm hatte, auf ſeinen eigenen Wegen näher zu kommen. Kurz, er wollte handeln, nicht bloß ihr Handeln abwarten. —

Vertieft in ſolche Gedanken, flanierte er einſt durch die Straßen, da ſah er an der Seite eines geputzten, breitſchultrigen Weibes eine Hebe vor ſich herſchweben, die ihm auf einen Augenblick ein allerliebſtes und ihm bekanntes Profil zuwendete. Indem er ſich noch beſann, wo er das reizende Köpfchen wohl ſchon geſehen habe, begrüßte ſie ein Vorübergehender, und wie ſie dankend ſich neigte, huſchte ihm die Nüance dieſer Bewegung wieder als bekannt durch die Erinnerung. Ach, es war Donna Selina,

die Kunſtreiterin! Er hatte ſie im Phantaſiekoſtüm geſehen und ihre Promenadentoilette, ein Pariſer Modenbild wie anderer Damen, verwirrte ihm jenen früheren Eindruck.

Ueberraſcht und planlos ſtand er im erſten Augenblicke, dann folgte er den beiden Damen mechaniſch. Nicht lange, ſo verſchwanden ſie in einer ihm fremden Straße in einem Hauſe, das Balm verwundert anſah, denn es ſchien ihm kein Wohnhaus, wenigſtens zeigte es nach der Straße keine wohnliche Faſſade.

Aber deutſches Gaffen iſt in Rom nicht das abſtrakte Ding wie in Deutſchland; der dramatiſche Geiſt des ſüdlichen Volkslebens duldet das nicht, und im Nu taucht irgendwo der Dramaturg auf, welcher den Gaffer dramatiſiert. Kaum hatte Balm noch herausgegafft, daß er vor dem Portal eines Hauſes ſtand, welches auf orientaliſche Weiſe einem inneren Hof- und Gartenraum ſeine Reize zuwenden mochte und wahrſcheinlich ein Damencafé oder eine von den wenigen Oſterien war, wohin auch die Modewelt ihren Fuß ſetzt, ſo ziſchelte ihm auch ſchon ein Kellner ins Ohr: „Schon beſtellt, Signor; nichtswürdiger Umſtand! äußerſt fatal! Ein kleiner, buckliger Kerl — accidente! und knauſerig wie eine Mißernte. Aber wenn Exzellenza Ihren armen ergebenen Diener bedenken wollen, ſo hab ich ein Zimmerchen neben dem Glaspavillon — guden dem Zwerg in die Karten, paſſen ihm den Handel mit der Alten und Jungen

ab. Gut kaufen, Signor, wenn man den Markt kennt! Hören iſt Wiſſen und Wiſſen iſt Haben — gratuliere, Signor, ein Dirnchen, wie eine Stahlklinge! Folgen Sie mir!"

Unſer Landsmann war es in Rom ſchon gewöhnt, mit einem verbindlichen Lächeln ein Goldſtück zu geben, wo er in Deutſchland — eine Ohrfeige verabfolgt hätte. Im N. ſaß er mit ſeinem Glas Gelati in einem kleinen abgeſonderten Kabinett, — die Tapetenthür hatte ſich geräuſchlos bewegt, der Fußboden war mit einem Teppich belegt, — und behorchte durch eine verhängte Glaswand Menſchen, welche für ihr Ungeſtörtſein gewiß ebenſo gut bezahlt hatten wie er ſelbſt.

Auch wenn er gewollt hätte, zu einem anſtändigen Rückzuge war es zu ſpät. Als Balm eintrat, war die Unterhaltung ſchon ſo draſtiſch im Gange, daß kaum der beſte Kalenderheilige die verführeriſche Verſuchung, ſie zu belauſchen, mit Ruhm überwunden hätte. Denn kurz, im Glaspavillon hörte man eine Ohrfeige klatſchen. Gleichzeitig rief's mit Zorn und Verachtung: „Gehen wir!" Es ſchien die Stimme der Jüngeren. — Alſo ein Punkt des Dramas, an dem keiner die Loge verläßt, wenn er einmal ſitzt!

Eine ſchrille Männerſtimme kreiſchte wie ein Papagei: „Aber meine Süßeſte, was ſoll das heißen: gehen wir! Jetzt, wo ich Ihr Handgeld habe, iſt ja der Handel geſchloſſen. Eine Ohrfeige von Schö-

nen und ein Handſchlag von Roßtäuſchern hat all mein Lebtag den Handel perfekt gemacht!“

„Ich glaube gar, wir ſind eingeſperrt“, ſagte das Mädchen.

„Laß ihn reden“, antwortete ein tiefer weiblicher Alt.

„Das heißt wie eine vernünftige Duenna geſprochen“, ſchnarrte der Zwerg. „Recht ſo: laß ihn reden! Rede, damit ich dich ſehe, ſagte Sokrates. Und juſt ums Sehen reden auch wir! Ah, Donna Selina, es widerfährt Ihnen da eine unausſprechliche Ehre! Was will man denn eigentlich? Man will Sie porträtieren. Und zwar porträtieren im weiteſten Sinne des Wortes. Man will Ihr Bruſtbild, Ihr Magenbild, Ihr Schenkelbild u. ſ. w. bis zum Ende des Bildes. Kurz, man will Ihr Bild; nicht Ihres Schneiders und Schuſters Bild, wozu Ihre göttliche Perſon nur den Rahmen abgeben ſollte. Fi donc! Kleiderſtoffe gehören in Auslagekäſten, und die ſind Tiſchlerarbeit. Sie aber ſind Gottesarbeit. Sie will man ſehen ohne Kleiderſtoffe, im Koſtüm aller Koſtüme, in der Uniform der Engel. Das iſt ein liebes nettes Kleidchen, äußerſt paſſend und anſchließend, und nur Tröpfe nennen es Nacktheit. Was nackt? Wäre die Haut nichts? he? Die Haut iſt ſehr viel! Die Haut, ſehen Sie, beſteht erſtens aus der Epidermis, dann kommt das Malpighiſche Netz, hierauf die Lederhaut und zuletzt die Fetthaut. Ich bitte Sie, vier Enveloppen! Mehr als

genug in unſerem Klima! Und wär's auch kälter. Wiſſen Sie, was die Fürſtin Napoleon ſagte? Sie hatte ſich dem Canova zu ſeinem Venusmodell entkleidet, und eine prüde Freundin rief vorwurfsvoll: ‚Wie konnteſt du doch das thun!?' ‚Weil das Zimmer gut geheizt war', antwortete die adorable Frau. Das heißt Verſtand haben! Dafür iſt ſie auch die unſterbliche Venus des Canova. Pah, und Sie, mein Engelchen, werden die unſterbliche Kunſtreiterin von Zuppa ſein! Nehmen Sie nur erſt Ihren Weg über meine Palette, und jede Ihrer Schönheiten gehört der Ewigkeit an. Die zarteſten Zuckerplätzchen, Buſen ꝛc., benagt uns der Zahn der Zeit ſo wenig wie Diamanten. Ja, meine Liebſte, Schönſte; durch mein Auge geht der Weg zum Nachruhm, nur zieht man ſich die Kleider vor dieſem Tempel aus, wie die Türken die Schuhe."

„Und das ſoll ich anhören müſſen!" knirſchte das Mädchen; „in welche Falle ſind wir gegangen!"

„Falle? Wieſo, Falle? Verſteh ich noch gutes ehrbares Italieniſch? Was ſo ein Köpfchen in die Welt ſchwatzt! Ich bitte mir's aus; mein Studio iſt nichts weniger als eine Falle. Ah, meine Süßeſte, kommen Sie nur erſt in mein Studio; da ſollen Sie Augen machen! Da ſollen Sie Mäuschen ſehen, die ſich in der Falle gefangen haben! Ich ſage Ihnen, für zehn Bajocchi die Stunde laufen ſie mir herein — von Frascati, von Tivoli, von Albano, von Velletri, ſchlafen im Trastevere bei einer Muhme

oder einem Vetter, — die schönsten Leiber, die man sehen kann; es giebt nichts Schöneres! Natürlich Sie ausgenommen, wie ich Ihnen jetzt schon bezeuge. Unsereiner bekommt einen Blick, der sein Modell durch zehn Krinolinen taxiert. Sie sitzen vor mir da — schon so gut wie ausgezogen. Ja, ja, Sie sind das schönste jungfräuliche Modell — Pardon, ich meine jungfräulich im figürlichen Sinne, um Ihrem guten Herzen nicht zu nahe zu treten. Versteht sich, versteht sich! Ach, mein Engelchen, Sie wissen ja gar nicht, was Sie wert sind. Ich sage Ihnen, glühen, glühen werden Sie vor Wetteifer, wenn Sie nur erst meine Studienmappen sehen. Drei Toilettespiegel werden Ihnen zu wenig sein, um Ihre Reize zu studieren im Vergleich mit anderen Reizen. Corpo di Baccho, mein Wort ist Gold! Was?! wie Sie Ihr Pferdchen jagen — avanti! avanti! so jagt die Natur seit Adam und Eva nach dem Preis der Schönheit. Und wenn er da ist, soll ihn die Krinoline unsichtbar machen? Welcher Weise stellt sein Licht unter den Scheffel? und welche Schöne ihre Reize unter den Reifrock? Hahaha! man lache doch; es ist zu dumm! Künstlerin ist die Natur in Ihrem kleinen süßesten Körperchen und mit Künstlerehrgeiz werden Sie sich ansehen, wenn Sie nur erst sehen gelernt haben. Par exemple, nehmen Sie nur Ihren Oberschenkel. Bitte, bitte, ich spreche in meinem Amte, da laß' ich mir nichts drein reden. Also den Oberschenkel hab ich

geſagt. Betrachten Sie ihn einmal von oben nach abwärts. Welches Bild giebt Ihnen dieſes Gliedmaß, he? Droben am Stamme ſein ſtarker Durchmeſſer und drunten zum Knie hin ſeine ſtarke Verjüngung. Iſt das nicht die doriſche Säule, wie ſie leibt und lebt? He? Die doriſche Säule iſt's, abſolut nichts anderes! Ganz ihre Verhältniſſe; ich will Gaſſen kehren, wenn ein Künſtler es anders weiß! Nun aber wieder der Unterſchenkel, will ſagen das Bein. Am Fußknöchel zart und ſchmal, gegen die Mitte zu anſchwellend, was man die Wade nennt, und nach dem Knie hinauf wieder verjüngter. Sieht das nicht aus, wie die joniſche Säule? Juſt nicht genau, nicht ganz ſo ähnlich wie der Oberſchenkel der doriſchen, aber annähernd doch auch. Mehr die Skizze und das erſte Konzept. Aber nun bitte ich Sie, hätten Sie das gedacht, daß Schenkel und Wade ſo nahe Vettern zu den erhabenſten Kunſtidealen? Daß Sie ein Tempelchen unter dem Reifrock tragen, wovon Zeus Soſpita und Fortuna virilis, wie Sie hier in San Nicola ſehen können, wovon doriſche und joniſche Säulenſchönheit nur blaſſe Kopien ſind? Alſo her mit dem Tempelchen, daß der blaue Himmel hineinſcheint! Und ſehen Sie, da ſpreche ich doch nur von Ober- und Unterſchenkel, was Ihre beiläufigſten Schönheiten ſind; welche Geheimniſſe könnte ich Ihnen erſt von den übrigen mitteilen! Wahre Götterlehren! Aber warten Sie nur. Das alles lehrt ſich von ſelbſt. Meine Modelle la-

pieren's im Handumdrehen. Als dumme Dorfgänschen kommen sie mir herein und als Kunstphilosophinnen gehen sie fort. Wenn so ein Fischchen dasteht, — gewöhnlich haben sie die Mutter bei sich, — man kann nichts dümmeres sehen. Was das kostet, bis sie sich schuppen! Ich kann mich nie satt trinken an so einem Tage; das Reden trocknet mich aus, wie eine gedörrte Rindszunge. Endlich ist auch das Hemdchen gefallen. Bitte gehorsamst, — du barmherzigster Heiland! Gleich in die Knie gekauert; kein Igel rollt sich so sinnreich zusammen! Dazu die Händchen herumgeworfen, — oben, unten, an den Seiten; und wenn's ihrer hundert wären, jedes fände was zu bedecken. So geht's am ersten Tag. Am zweiten gucken sie schon nach der Leinwand. Und wenn sie nun merken, wie all ihre Pretiosen so hübsch herauskommen, — ah, meine Teure, wie überzeugt sind sie dann, daß Pretiosen ans Licht gehören und nicht ins Etui! Es ist merkwürdig! Zuletzt finden sie Stellungen — ich bin ein alter Schlehdorn, aber ich habe gelernt. Wie Quecksilberkügelchen rollen und drehen sie sich, daß kein Teil den anderen deckt, daß das Schönste womöglich zugleich erscheint. Ei ja, versteht sich, versteht sich! Es ist gar zu charmant, wenn von diesen zwei runden rosigen Bäckchen — vier auf die Nachwelt kommen!"

„Jesus Maria! der Teufel! der Teufel!" kreischte auf einmal der beredsame Zwerg. Balm

war durch die Glastafeln gebrochen, hatte ſich über ihn hergeſtürzt, ihn an der Kehle gepackt, zu Boden geworfen und trat ihn mit Füßen. „Verende, Hund!“ ſchrie er mit der Wut eines Raſenden, dem die Stimme lallend erſtickte.

Die Frauen entflohen mit Angſtgeſchrei; Kellner, Mägde, Hausleute aller Art ſtürzten nach dem Glaspavillon. Hätte dieſer nach der Straße gelegen, und nicht gegen das Innere eines Gartens, der zu dieſer ungewöhnlichen Stunde nicht beſucht war, die Scene hätte einen Auflauf verurſachen und unſeren Landsmann in ernſtliche Not bringen müſſen.

Die Hausleute aber nahmen an, Balm ſei ein Gatte oder Liebhaber, der einen Nebenbuhler bei einem Stelldichein gefaßt hätte, und da ſie weder Dolch noch Blut ſahen, ſo bewunderten ſie mehr die Sanftheit des Ueberfalls, als dieſer ſelbſt ſie erſchrecken konnte. Es war etwas Alltägliches in Rom und noch weniger. Schließlich war der Zwerg doch nicht erwürgt, und Balm warf Geld hin, welches die Glastafeln zehnfach bezahlte. Kein Menſch vertrat ihm den Weg ins Freie. —

V.

Im Schatten des Koloſſeums lag Balm — dumpf, betäubt, fühllos. In ſeiner Bruſt wühlten die Furien, die ihn vom Nachtlager in der Lomelina aufgejagt hatten. Jetzt war er Zeuge, er war

dabei und hat es gehört, wie ein Mädchen im Dienſte der Schönheit um ihre Reinheit betrogen werden ſollte. In den innerſten Fibern erbebte er über dieſe Schandthat. Einem armen unſchuldigen Kinde abzuſchwatzen, was ſo äußerlich iſt wie ein Kleid, aber ſo innerlich ſein kann, wie das zarteſte Seelenmark; in ſeiner unnahbarſten Heiligkeit den Begriff zu erſchüttern, der die Jungfrau jungfräulich macht, aber auf den frivolen Troſt hin, zwiſchen dem Aeußeren und Inneren, das ewig ungeſchieden bleibt, willkürlich zu unterſcheiden; wie nennt man dieſes Verbrechen? Aber nennt man es überhaupt ein Verbrechen? Genießen wir nicht ſeine Früchte, ſind wir nicht ſeine Mitſchuldigen, ſo oft wir eine „Suſanna im Bade", ein „Urteil des Paris", ſo oft wir das Nackte in der Kunſt anſehen? Hat denn die Kunſt aus der Natur nicht geſchöpft? Balm hat gelauſcht, wie ſie an ihrer Quelle ſchöpfte und war empört; aber tauſendmal hat er das abgebildete Nackte geſehen und war nicht empört, hat gar nichts gedacht dabei! Was iſt das?

Was iſt Verführung? Er hat verführen geſehen, — kein Gott könnte es ihm wegdemonſtrieren! Die ganze Welt hätte empfunden wie er, und doch nennt es die ganze Welt nicht mit dieſem Worte. Alſo es wäre zu glauben erlaubt, daß, was nur unberührt geblieben, deshalb auch unbefleckt geblieben? Nur die Berührung könne vergiften, töten, und nicht auch — ein Hauch? Nein! nicht der Letzte dieſes ver-

feinerten Zeitalters wird den Sinn ſo grob faſſen. Und doch; es iſt fein, Künſte zu genießen, es iſt Kultur, daß dieſe Feinheit ſich ausbreite; aber was die Lebensluſt der Künſte iſt, wird ein Peſthauch genannt!

Iſt es recht, in ſolchen Widerſprüchen zu leben? Denkt kein Menſch darüber nach? Oder wird es totgeſchwiegen? Und warum? Was iſt das? was iſt das?

So dachte Balm, während er in brütender Bewußtloſigkeit nichts zu denken glaubte und leidenſchaftlich ins Leere ſtarrte. Wie die luftloſe Glut eines Kohlenmeilers durchglühten ihn ſeine Gedanken. Fort und fort glühten ſie.

Hat Praxiteles die nämliche Scene aufgeführt, mit dem lebendigen Mädchen, das ohne Zweifel das Urbild ſeiner Venus geweſen? Das war die Antike! Aber kann ſich denn ein Gefühl, das in der Natur wirklich begründet wäre, nach Zeitaltern ändern? Haben Freundſchaft, kindliche Dankbarkeit, Ehrlichkeit im Handel und Wandel eine antike und eine chriſtliche Geſchichte? Kann weibliches Zartgefühl antik oder chriſtlich ſein? Und wenn es nicht ewig iſt, was iſt es? Ein Spielball veränderter Meinungen? Aber was iſt der Kern in allen Veränderungen? Was iſt das Bleibende im Wechſel, wie denkt das Weib aller Zeiten und Völker von ſich ſelbſt? Von ſich ſelbſt! Haben wir das je zu Geſichte bekommen? Iſt es nicht richtiger, zu

ſagen, ſie denken „von ſich ſelbſt“ — wie die Männer ſie denken machen? Wäre das weibliche Gefühl nicht ſchließlich das männliche Gefühl, von den Starken, in deren Händen ſie Wachs ſind, ihnen angewöhnt, angelernt, anerzogen? Die Männer hinweg gedacht — hätte das Weib aus ſeinem „weiblichen Gefühl“ heraus die Wandlung von der korinthiſchen Lais zur heiligen Eliſabeth, von der Antike zum Chriſtentum ... Aber iſt es denn nur eine Wandlung? Dort liegt der Chriſtenrieſe Michelangelo und ſeine Gruppe der Nacht ſchmückt die Hochburg der Chriſtenheit: aber hat ihm das chriſtliche Gefühl ſeine Modelle nicht ſo gut erlaubt, wie das heidniſche dem Praxiteles? Trägt die Kirche nicht mit Wonne und Stolz den Krönungsmantel der „ſchönen Künſte“, die Quinteſſenz des heidniſchen Geiſtes, den ſie verdammt? Und wenn dem ſo iſt — warum mußte dieſes Koloſſeum zu Staub werden, warum durfte jene Peterskuppel ſich wölben? Bloß damit man es vor dem Ohre dieſer keuſchen Kuppel nicht nennen darf, was die Seele dieſer keuſchen Kuppel nicht entbehren kann? Iſt das alles? Iſt das ein Wendepunkt? Das war der Mühe wert um eine zweitauſendjährige Weltgeſchichte!

Balm ſprang auf. Armer Träumer! dachte er, du zerſchlägſt dir vergeblich den Schädel an dieſem Koloſſeum und an jener Peterskuppel; dafür iſt man in Rom! Tauſende haben ſich ihren Schädel ſchon eingerannt und Tauſende werden es noch thun. Ko-

loſſeum und Peterskirche! Dieſe zwei ſteinernen Begriffe ſtehen da, wie zwei ſteinerne Heubündel und die ganze Menſchheit zwiſchen ihnen wie Bileams Tier! Kau' nur an der harten Speiſe, du verdauſt ſie nicht. In die Einſamkeit flüchteſt du, lungerſt wie ein Molch im alten Geſtein, kämpfſt mit dir ſelbſt einen Kampf aus, den du naiv wie ein Schulknabe, für deine perſönliche Streitfrage hältſt, einen Kampf, der ewig iſt und worin du der Märtyrer der ganzen Menſchheit biſt. „Knabe! Knabe!" ſchrie Balm wild und ſchlug ein grimmiges Lachen auf; ſchade um das Geld für die zertrümmerten Glastafeln! An dem ganzen Abenteuer wäre nur eins ſein Geld wert geweſen: das letzte Wort des Mädchens. Das haſt du dir verdorben, du Narr!

Balm ging fort — anders als er gekommen war.

Sein eigener Gedanke hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht: vielleicht iſt das weibliche Gefühl nur das männliche Gefühl!

Aber er ging fort in der widerwärtigſten Stimmung, die einem Menſchen möglich iſt. Er fühlte nur das eine Bedürfnis, aus ſich heraus zu treten und Geſellſchaft zu ſuchen. Welche? das war die wüſte Zerfahrenheit ſeiner Stimmung. Er hatte zwei Stimmungen, nicht eine. Was er in ſich aufgeregt hatte, war nicht zu ſchlichten; es gab dafür nicht einen Repräſentanten, ſondern es mußte gewählt werden. Zerfallen zwiſchen Extremen, fielen ihm zwei ſo ver-

ſchiedene Menſchen, wie Santaſiore und — Damerata, zugleich ein. Da begegnete ihm ſein Tiſchnachbar, der junge Engländer, und machte dieſer Zielloſigkeit ein willkommenes Ende. Er forderte ihn auf, mit einigen Landsleuten ein Trinkfeſt zu feiern, welches ſie wegen eines Wahlſieges ihrer Partei — echt engliſch — noch am Strand der Tiber zu begehen für wichtig genug hielten. Balm war ſofort dabei. Eine völlig neutrale Geſellſchaft und ein weitab fremdartiger Gegenſtand, mit einem Worte Zerſtreuung und luſtige Zerſtreuung, das war juſt das Rechte.

Und als ihm der nächſte Tag das Bedürfnis nach Menſchen erneuerte, wählte er mit geſundem Sinn — Damerata. Mit geſundem Sinn, ſagen wir, denn wenn ihm der Marcheſe zuletzt doch nur geben konnte, was er ſelbſt hatte, — Gedanken, ſo fühlte er richtig, daß in der großen weiblichen Frage, die ihn aufregte, das ſchlechteſte Weib noch ein beſſeres Studium war, als der beſte Mann.

Er machte ſeinen Beſuch zu einer ungewöhnlichen Stunde, aber Damerata empfing ihn wie einen, der juſt recht kommt. Es war ein Zug in ihrem Ausdrucke, der wieder um einen großen Schritt weiter ging, als jener, womit ſie ſo unbefangen ihre guten Dienſte in Sachen der Kunſtreiterin angeboten hatte. Balm war voll Spannung. Er fühlte ſofort, daß das Siegel ihrer Geheimpolitik, die er vermutete, entweder zum Schein oder gar im Ernſt heute gelöſt werden ſolle.

Schon der Austausch der banalen Grußfragen um Neuigkeiten führte sie in medias res.

„Weißt du, daß ich gestern bald Witwe geworden wäre?“ fing sie an.

„Was du sagst!“ antwortete Balm, ohne selbst weiter zu fragen.

„Ein epileptischer Toller überfiel meinen Mann an einem öffentlichen Orte und hätte ihn fast erwürgt. Es fehlte ganz wenig, und er wäre ihm tot unter den Händen geblieben.“

Balm horchte hoch auf. Das war ja er selbst und sein Abenteuer mit dem Maler!

Aber wo wollte das hinaus? Warum sagt sie nicht: gestern wäre mein Mann bald ermordet worden? Warum sagt sie, ich wäre bald Witwe geworden? Will sie ihn ausholen, was er etwa thäte, wenn ihre Hand frei würde?

Balm empfand ein gewisses Unbehagen. Er wünschte sich jetzt sachte hinweg. Diese Wendung hatte er am wenigsten erwartet; er wußte am wenigsten damit anzufangen.

Um doch etwas zu sagen, fragte er: „Konnte die Nachricht von Civitavecchia heute schon da sein? Oder war Valori gestern in Rom?“

„Ei was, Civitavecchia und Valori! Mein Mann ist ein Maler, heißt Juppa und lebt in Rom. Es ist endlich Zeit, dir reinen Wein einzuschenken. Du bist mir kein Fremder mehr. Ich kenne dich jetzt

als einen Mann von Charakter, dem man vertrauen kann."

„Ich hoffe es. Aber inwiefern ist eure Ehe eine Vertrauenssache für Intime und Eingeweihte?"

„Der Maler Zuppa hat gegen ansehnliche Vorteile einen Eid geleistet, sich nie zu verheiraten. Er hat diesen Eid gebrochen, denn ich bin seine Frau. Aber bis die Person stirbt, die seinen Schwur hat, muß unsere Ehe eine heimliche bleiben und das strengste Inkognito halten."

„Das ist ja wunderlich", sagte Balm. „Sonst geben sich Paare für verheiratet aus, die es nicht sind; du hast dich dem Scheine auszusetzen, in einer wilden Ehe zu leben und bist getraut. Aber sprich weiter!"

„Weiter? Es giebt kein Weiter mehr."

„Ich meine die Ursache, warum die Ehe eine heimliche sein muß."

„Aufrichtig, die weiß ich selbst nicht. Ich habe nie danach fragen dürfen."

„Wirklich?" Balm sah sie scharf an.

Sie hielt aber den Blick ruhig aus und sagte mit unverstellter Unbefangenheit: „Du kannst denken, was die weibliche Neugier darunter leidet. Das wäre mir einer, der es von meinem Manne herausbrächte! Aber ein Italiener ist mißtrauisch gegen Italiener, denn unsere Leute sind schwatzhaft, und die Zunge geht ihnen durch wie Weibern."

Balm lächelte. „Es müßte also ein Foreſtiere ſein. Und womöglich ein Ingleſe oder Tedeſcho, einer von jenen langweiligen maulfaulen Bären und Murmeltieren, denen die Zunge zwiſchen den Zähnen eingefroren iſt, die zwölf Monate im Jahre Winterſchlaf halten, die ſo lebhaft ſchwatzen, wie tote Fiſche und ſo zugänglich ſind, wie ein verſcharrtes Grab."

Damerata küßte ihn lachend. „Gott weiß, warum man euch traut, denn Schelme ſeid ihr doch alle! Aber du haſt recht. Ein Mann wie du müßte meinen kleinen Zuppa verſchlucken, wie ein Haifiſch eine Makrele. Und wahrlich, es wäre der Mühe wert! Es handelt ſich noch um ganz andere Dinge, als um meine Neugierde. Aus dieſem Manne iſt ein Geheimnis herauszuholen, das weit über eine Million Scudi wert iſt und das geſtern auf ein Haar mit ihm ins Grab geſunken wäre. Da fühlte ich recht, daß ich ein armes verlaſſenes Weib bin, das keinen Freund in der Welt hat!"

„Wichtige Urkunden? Verſchreibungen? Erbſchaftsanſprüche? Oder gar ein geheimer vergrabener Schatz?"

„Cospetto! du haſt es beinahe erraten. Vergraben iſt er zwar nicht, aber geheim! Verborgen und verheimlicht wie ein Phönixneſt. Ja, es iſt ein geheimer Schatz! Höre mich an. Was ich davon weiß, will ich dir mitteilen, denn dir vertraue ich. Du biſt der einzige Mann . . . was ſag' ich? du biſt ein Mann! Doppelt vertraue ich dir: daß du dem

Zuppa Meiſter wirſt und daß du mich nicht betrügſt um den Schatz . . ."

„Um den wir ihn zu zweien betrügen ſollen", lächelte Balm.

„Nein! nein!" rief ſie mit flammendem Eifer, worin das geübteſte Auge Ernſt oder Betrug nicht mehr unterſchieden hätte. „Er ſoll hundert Jahre alt werden und ſeinen Schatzort verſchweigen. Aber wenn er ſtirbt, plötzlich ſtirbt, wer hätte ein näheres Anrecht darauf als ſein Weib?"

„Das iſt wahr."

„Und doch werde ich die letzte ſein, der er es anvertraut und nie, nie wird er es freiwillig thun. In einer Nacht, wo ich ihn verſchlafen, verliebt, weintrunken und traumverwirrt, kurz, ohne Beſinnung glaubte, meint' ich wie Delila ſein Geheimnis heraus zu bekommen; aber dieſer Mann, der wahrlich kein Simſon iſt, war plötzlich ernüchtert, ſtand auf, zog ſich an, verließ mitten in der Nacht zu meinem unausſprechlichen Erſtaunen das Haus und beobachtete von dem Augenblicke an die Vorſicht, nie mehr unter einem Dache mit mir zu ſchlafen."

„Höre, Schatz, der Mann ſcheint wahrlich ein Charakter!"

„Nicht ſo viel!" rief Damerata heftig, und ihre Augen funkelten wild über den Widerſpruch. „Aber eine fixe Idee zu haben, dazu iſt auch der Schwächſte noch eigenſinnig genug. Und ſeine fixe Idee iſt: man darf gegen Weiber nicht ſchwatzen. Laß einen

Mann über ihn kommen, und er wird ſelbſt ein Weib. Ich kenne dich und ihn; ich weiß, was ich ſage."

„Nun gut, ſo unterrichte mich, worüber ich ihn ausholen ſoll."

„Es exiſtiert", fing Damerata an . . .

In dieſem Augenblicke hörte man Schritte, die Thür ging auf und ſorglos trällernd ſtand der Minente im Zimmer.

Balm ſtand auf und ſagte mit unvergleichlicher Würde: „Was ſoll das, Madame? Wenn Sie an einer Entzündung der Herzklappe leiden, wie meine Unterſuchung mit einer untrüglichen Gewißheit feſtſtellt, ſo kann Ihnen weder mein Rezept, noch eine Luftveränderung, noch ſelbſt die rationellſte Diät ſo gute Dienſte leiſten, als das Regime, das ich Ihnen wiederholt empfohlen: Ruhe, abſolute Ruhe! So lange wir die Entzündung noch als konſtant beobachten, muß ich Ihnen als oberſtes und ſtrengſtes Geſetz diktieren: keinen Beſuch zu empfangen. Haben Sie mich verſtanden, Madame? keinen! ſagte ich. Nicht einmal eine alte Nachbarin kann ich Ihnen erlauben, geſchweige einen jungen Mann, auch wenn es ein Bruder, Vetter, oder wer immer wäre. Man kann bei ſolchen Beſuchen durch irgend eine aufregende Neuigkeit in Gemütsbewegungen geraten. Ich empfahl Ihnen ſchon ſeit Tagen, wie eine Pflanze zu leben, nicht wie ein menſchliches Weſen. Wenn dieſer Beſuch hier angenommen wird und nicht ſofort ſich entfernt, ſo muß ich Sie bitten, mich nicht

mehr rufen zu laſſen, denn ich bin nicht gewohnt, daß man meine ärztlichen Ratſchläge vor meinen Augen mißachtet."

Der arme Junge aus Trastevere ſtand wie verſteinert bei dieſer Rede und hatte, noch ehe Balm das letzte ſeiner nachdrücklichen Worte geſprochen, maßlos erſchrocken die Flucht ergriffen.

Anders malte ſich Dameratas Erſtaunen. Ihre Augen funkelten, aber ihr Blick war furchtſam. Es war ein Doppelausdruck, der das Widerſprechendſte zugleich ausdrückte. Das iſt der Mann, den ich ſuche und brauche! jubelte es in ihren Mienen wie ein tauſendſtimmiger Triumphchoral, und die Freude über dieſen Fund, die Bewunderung, die Ueberraſchung, hob ſie wie auf Flügeln empor. Aber der Triumphchoral war nicht taktfeſt, und die Flügel flatterten ſchwankend und unſicher. Sie hatte einen jener Momente, wo auch das dämoniſch-unternehmendſte Weib fühlt, daß es doch nur ein Weib, und vor dem Zauber der männlichen Ueberlegenheit erſchüttert zurückbebt. Das iſt der Meiſter für Zuppa, aber wird er nicht auch mich übermeiſtern? Iſt dieſer Fund nicht zu groß für mich? dieſes Werkzeug für meine Hand nicht zu wuchtig? Und ſie begann zu zweifeln, wurde zaghaft und bedenklich.

„Wir ſind wieder allein; ſprich", ſagte Balm.

„Accidente! vielleicht iſt heute ein Unglückstag. Vielleicht war das ein Zeichen, daß es heute nicht ſein ſoll. Und warum auch heute? Mein Mann

wird ja nicht alle Tage erwürgt werden. Laſſen wir es noch für heute!“

Und wirklich war jetzt nichts mehr aus ihr herauszubringen. Um für die Sache kein anderes Intereſſe zu verraten, als was ſie ſelbſt hatte, drang Balm auch nicht weiter in ſie.

Damit endete aber doch dieſe Unterredung, daß ſie ihm Zuppas Wohnort nannte und ihm eifrig zuredete, die Bekanntſchaft des Malers zu machen. Balm verſprach es und entſchloß ſich auch gleich, ihn aufzuſuchen.

Als er fortging, ſah er in der Nähe des Hauſes den Minente auf und abwandeln. Der Pretaccio wartete nur den fatalen Doktor ab, um die verbotenen Gemütsbewegungen zu erregen.

Balm lächelte und — dachte an ſeine eigenen Anliegen.

So weiß er denn endlich die Zwecke und Abſichten dieſes Weibes. Es hätte noch ſchlimmer kommen können. Seine Phantaſie hatte ihm Streiche geſpielt; er dachte an dunkle Gräuel und ruchlos erſonnene Frevel. Ein zahmeres Geſpenſt enthüllt ſich, es handelt ſich um einen „Schatz“ des Mannes, für deſſen rechtmäßige Mitbeſitzerin ſie ſich hält. Freilich — im Innern dieſes unbedenklichen Eingangs könnte es ſchon abſchreckender ausſehen. Wieder fällt ihm das Geklatſch der Nachbarinnen ein, das er faſt ſchon vergeſſen hat. Iſt der geheimnisvolle Schatz etwa ein Depôt — von falſchen Banknoten? Denn

das bleibt wahr: einen zeichnenden Künstler und Falsifikate kann man in Ideenverbindung bringen! Daß die Kastanien, die er hier aus dem Feuer holen soll, eine lautere Ware seien, das bildet er sich keinesfalls ein. Damerata kocht in einer Hexenküche, es sei was es sei.

Und doch hat diese Stunde etwas Befreiendes für ihn, und er glaubt nach einem langen unheimlichen Alpdrücken sein Herz erleichtert zu fühlen. Das scheint wenigstens gewiß: Damerata ist kein Abgrund, in welchen ihr Opfer jählings hinabstürzt; er wird in die grundlose Tiefe schrittweise gehen und kann jeden einzelnen Schritt, wenn er nur selbst will, auch wieder zurückmachen.

Und so beschloß er, dem gruseligen Reize dieses Verhältnisses noch weiter zu folgen. —

Meister Zuppa war leider nicht zu Hause. Balm bedauerte es, denn er versprach sich recht starke, elektrische Reibungen mit dieser kaustischen Satansfratze. Da er ihn gestern nicht erwürgt hatte, so trug er den Mann wie einen ätzenden Brennstoff in sich.

VI.

Es war schon spät, als Balm nach Hause kam, es war schon bald Nacht. Deßungeachtet sagte ihm seine Hauswirtin, ein Herr warte bei ihr schon seit einer Stunde auf ihn. „Er soll herüber kommen", sagte Balm und schloß sich sein Zimmer auf. Der Besuch trat ein.

Balm traute ſeinen Augen nicht; — es war Signor Zuppa!

Mit ausgebreiteten Armen flog ihm der Zwerg entgegen. „Das iſt ein Labſal!“ ſchrie er. „Männer wie Sie muß man aufſuchen und wären ſie im Unterfutter des Veſuvs eingenäht. Sehen Sie, mein Verehrteſter, ich bin ein ſchlechter Kerl. Aber wer ſagt mir das? Wo iſt der Mann, der mir Gerechtigkeit widerfahren läßt? O, Signor, das iſt eine Qual! Wofür lebt man, als um erkannt, verſtanden, begriffen zu werden? Aber glauben Sie, ich habe in Rom nur die geringſte Chance dazu? Gott bewahre! Die Hallunken hier thun, als ob ich der rechtſchaffenſte Mann wäre. Das kränkt, Signor. Jeder Menſch hat ſeine Eitelkeit und mit Recht. Der Durſt, ſich bekannt zu machen, iſt ſo groß, daß ein ordentliches Scheuſal noch im Tode ſich drucken läßt, um wenigſtens aus ſeinen Memoiren verflucht zu werden. Nun, wie ich da ſtehe, treib' ich mein nichtsnutziges Zeug am Sonnenlicht, ſo hell es in Rom ſcheint. Aber hilft es mir was? Hab' ich ein Renommee? Spricht jemand von meinen Laſtern? Heißt es: dort geht das Alräunchen, der gottloſe Teufelsſohn Zuppa? Ja, wer mich je ſo ſchön gewürgt hätte, wie Sie geſtern! Wer mir je geſagt hätte: verende, Hund! Nicht wahr, Hund ſagten Sie? Sehr richtig. Das iſt das Wort. Aber ich hörte es ſeit vierzig Jahren wieder zum erſtenmal. In dieſem Spitzbubenlande finde ich nirgends mei-

nen Kontraſt. Ich reibe mich auf. Ich verſchmachte. Ich ſterbe ab. Ach, laſſen Sie mich ſchnaufen! Sie müſſen mein Freund werden. Wie neugeboren bin ich ſeit geſtern!"

Mit äußerſter Kaltblütigkeit ſagte Balm: „Neugeboren? Danken Sie Gott, daß Sie nicht neugeſtorben ſind. Sie könnten ſeit geſtern aus dem vertrocknetſten Menſchen die friſcheſte Leiche geworden ſein. Und wer ſagt Ihnen, daß ich heute nicht fortfahre, Sie zu erwürgen?"

Der Zwerg retirierte. „Bitte gehorſamſt! Sie können mir noch ganz anders nützen, als mit Ihren Fäuſten. Pfui, pfui, ſchlechter Geſchmack, ſich ermorden. Geſtehen Sie's nur, es war nicht chik, mich erwürgen zu wollen. Entzückt hat mich eigentlich bloß die Neuheit daran. Aber ſo läßt ſich nicht fortfahren. Nur Kinder wiederholen Witze. Pfui, pfui, Signor, ſagen Sie das nicht noch einmal!"

„Sie haben recht", antwortete Balm mit Würde. „Umarmen wir uns!"

„Hol' Sie der Teufel!" ziſchte der Maler wie eine böſe Katze. „Ich glaube gar, Sie werden liebenswürdig? Bleiben Sie im Charakter, Herr! Der Himmel hat Sie mir über die Alpen geſandt, wie das Rauhe zum Reibhölzchen. In dieſem Quarklande, Gott verzeih mir die Sünde, giebt es überall keine Friktion. Sogar im Beichtſtuhle nicht. Menſchliche Schwachheit, gähnen ſie kaltblütig, oder miſchen wohl ſelber noch ihre feiſten Diebesklauen drein, was frei-

lich oft die luſtigſten Händel ſetzt. Aber auf die Dauer wird es langweilig. Abwechſelung will der Menſch. Der ſtärkſte Mann kommt vor'm Hund bei einerlei Koſt. Ich liebe mir Laſter mit einem Tröpfchen Gewiſſen darauf, wie Citronenſäure auf Auſtern. Ich bin edler Gefühle fähig. Glauben Sie mir's, Herr, es iſt ſo. Mein Wort iſt Gold!"

Mit hohem Tone rief Balm: „Dann packe dich, Schurke, wenn du nicht einmal ganz biſt! Edle Gefühle habe ich ſelbſt. An dir, kleiner Tollhäusler, könnte ich höchſtens Geſchmack finden, wenn du unverwäſſert und unvermiſcht ein Faß voll Schlechtigkeit wäreſt, rein, wie dich der Teufel geleitert hat, ohne allen Beigeſchmack von Moral und moraliſchen Anſprüchen."

Der Maler machte ein nachdenkliches Geſicht. „Ich will mir's überlegen", ſagte er. „Es iſt eine weitläufige Theſis. Wir ſprechen noch darüber. Glauben Sie, daß ſich das ſtehenden Fußes abmachen läßt? Unmöglich, Herr! Was mich betrifft, ich finde, man muß die Farben verſchmelzen. Mit ungebrochenen Farben malen die Weißbinder. Nein, nein, Herr; Ihr ſeid kein Künſtler. Was ſag' ich, Ihr ſeid kein Chriſt, kein guter katholiſcher Chriſt! Je größer der Sünder, deſto größer der Heilige. Inzwiſchen — wie geſagt — es hat ſein Für und Wider. Ich weiß ſchon, was euch vorſchwebt. Ihr wollt Stil. Gehorſamer Diener, ganz meine Meinung. Ja, ja, Stil; darin habt ihr recht. Es darf zwiſchen Gut

und Schlecht kein charakterloſes Schwanken ſein. Aber daß ſie einander ausſchließen ſollten, das Gute nur gut, das Schlechte nur ſchlecht ſein, darin irrt Ihr gehorſamſt. Es wäre ein Unglück für den guten Geſchmack. Ueberlegt es euch, Herr, ihr werdet mir's danken."

Balm ſagte mit einer Verbeugung: „Mein Herr, Sie ſind ein denkender Kopf. Sofern ich Ihnen nicht das Genick breche, verſpreche ich mir Dauer von unſrer Freundſchaft."

Der Maler runzelte die Stirn. „Mit eurem Genickbrechen! Wer euch ſo anſieht, ſollte denken, ihr hättet beſſere Manieren. Was gehen euch meine Streiche an? Schimpft über ſie — das iſt mir juſt recht — aber gönnt einem alten Junggeſellen ſeinen letzten Faſchingstag!"

„Erſticke, Lügner!" donnerte Balm. „Was, Junggeſelle? Signor Zuppa iſt verheiratet, nennt ſich Valori und ſeine Frau heißt Damerata!"

Der Maler prallte zurück. „Sehen Sie, man kann nichts verreden. Unter dieſen Umſtänden bin ich genötigt, Sie ſelbſt ermorden zu laſſen. Es thut mir leid, Verehrteſter, aber wer das weiß, der gefährdet mich. Dem ſtopf ich das Maul mit Erde. Gott befohlen!"

Balm aber packte ihn, hielt ihm den Mund zu und ſagte ruhig: „Höre mich an, Kleiner. Mach keine dummen Streiche. Ich gebe dir als ein deutſcher Ehrenmann mein Wort, daß ich dein Geheim-

nis ſo gut bewahre wie du und noch beſſer. Ein Deutſcher kann ſchweigen, was ihr wälſchen Starmatze nicht könnt. Im übrigen höre dieſes. Wagteſt du wirklich ein Attentat auf mein Leben, ſo will ich wenigſtens nicht ungerächt ſterben. Ich hetze dir die fürchterlichſte aller Polizeien an den Hals, die Weiber. Stehenden Fußes geh ich zu deiner Frau und ſag ihr, wo ſie den Mörder zu ſuchen hat, wenn man mich tot findet. Dann warte ab, was geſchieht. Du haſt das ſicherſte Mittel ergriffen, dich um dein Geheimnis zu bringen."

Balm ließ ihn los. Der Maler machte einen Rundſprung, lachte und klatſchte wie toll. „Alſo ihr kennt ſie, die kleine Megäre? Hahaha, wie mich das freut! Wir fangen an, uns zu reimen. Ihr erdroſſelt mich nicht aus Moralität, ſondern weil ihr ſie alle allein wollt. Ausgezeichnet! Ihr ſeid ſchlau, wie eine Steinbutte. Aber ich hätte mir's ja denken können. Alle Magnetnadeln ſtehen nach Norden. Freilich, freilich; 's wär auch ſchad um euch. Nun, was ſagt ihr zu der Dama? Ein Leib wie ein Bergkriſtall, he? Ich beiße mir die Naſe ab, wenn ſie nicht der ſchönſte Leib in Italien iſt. Ein Fleiſch wie eine atmende Perle! Die Peterskuppel gegen einen Fingerhut, wenn ich lüge! Was, lügen? Redet ſelbſt. Dem Mann im Amte glaubt man für Zehne. Aber bildet euch nur nicht ein, ihr wäret der Einzige. Um Gotteswillen, ſeid dieſer Narr nicht. Das eben iſt ja mein Gram: ſo viel ihrer ſind, wir kennen

einander weniger, als der Jänner den Maulbeerbaum. Ich müßte billig das Recht haben, daß meine Hausfreunde mich unterhalten, mit mir zechen, ſpielen, Poſſen reißen, mich loben und bewundern, meinen Ruhm ausbreiten, oder — wir ſtünden gar im Tauſchhandel. Hol ſie die Peſt! Die Racers betrügen mich um all meine Benefizien!"

„Ei, Signor Zuppa, welchen Unſinn ſchwatzt ihr da! Habt ihr vergeſſen, daß eure Ehe eine heimliche iſt?"

„Teufel, Teufel, mein Konzept wird wackelig! Seht ihr, daß ich einen Freund brauche? Da ſeht ihr's ſelbſt! Ja, ja, es iſt richtig: der Papſt und ein Bettler denken mehr als der Papſt allein! Hol mich der Teufel, ihr habt recht. Meine Ehe iſt eine heimliche. Aber wieſo wißt ihr das, Meiſter Ueberwitz, he? Hat es euch die Dama verraten? An einem Reiskorn ſoll ſie erſticken! Gott und meine Seele, ich bin ein verlorener Mann! Welche Ehepakten habe ich ihr nicht bewilligt, daß ſie die Ehe geheim hält! O du Giftbüchſe, du Blasbalg des Teufels, du hölliſcher Vogelleim! Wie ſagt der Sizilianer? Wer Eſel treibt und ſich auf Weiber verläßt, kommt nicht ins Himmelreich! Das große römiſche Staatsſiegel darauf! Ich bringe ſie um, die Harpyie!"

„Gemach, mein ehrenwerter Freund! Ich appelliere an eure edlen Gefühle. Thut dem Weibchen ja nichts zu leide, ſie iſt unſchuldig. Ihr ſeid weit

mehr Plauderer, als ſie. Beſinnt euch, wie oft ihr ſelbſt eure heimliche Ehe ausgeplaudert, denn mein Konzept wird wackelig, ſagtet ihr juſt in dieſem Augenblicke."

Aber der Bucklige war ernſtlich in Kummer. „Unſchuldig! Die Dama unſchuldig! Wißt ihr, was ich euch ſage? Stellt eure Ohren auf Stelzen, horcht auf, ſo hoch ihr könnt! Es war ihr eigener Auftrag, daß ihr mich geſtern umbringen ſolltet! He, beizt das? Helf Gott zu der Priſe! Und nun laßt mich gehen, oder ich ſchreie, daß die Engelsburg wackelt!"

Balm ſtand erſchüttert. Welch ein Wort hatte er da gehört! Sprach der Zwerg mit Grund? Hatte es in dieſer Ehe einen Schein von Wahrheit, daß die Frau dem Leben des Mannes nachſtellen könne?

Zu wichtig war dieſe Frage. Balm mußte einen Einblick in das Innere einer Ehe gewinnen, welche ihm Geſichter zeigte — bald mit poſſenhaften, bald mit tragiſchen Zügen ihrer Charaktermaske.

Ernſt aber gelaſſen ſagte er zu dem Maler: „Signor Zuppa, ihr ſprecht da ein großes Wort! Mehr kann ein Mann nicht thun, als ſein Weib für ſeine Meuchelmörderin halten. Hegt ihr dieſe Meinung im Ernſte? Gibt euch der Charakter der Damerata einen Grund dazu? Oder wißt ihr euch ſchuldig, daß ihr ſie ſelbſt zu ſo verzweifelten Abſichten treiben könntet?"

„Ich? ich? von den Eskimos bis zu den Hottentotten findet ihr einen ſo exemplariſchen Narren und

närriſches Exemplar eines guten Ehemanns nicht wieder! Was will die Dama? Liebhaber? Freiheit? Geld? Wenn ſie alle Spatzen Roms zu Liebhabern will, ſo laſſe ich ſie ihr! Wenn ſie mit allen Toten des Campo ſanto verheiratet wäre, ſo könnte ſie nicht mehr Witwenfreiheit haben! Und Geld? Pah, in dieſem Punkte bin ich zu ſtolz, mich zu rühmen. Fragt ſie ſelbſt, welcher Mann in dieſem Knauſerlande einer Frau ihres Standes mehr und williger Geld giebt?"

„Nun denn, warum ſprecht ihr einen ſo abſcheulichen Verdacht gegen ſie aus? Welches Intereſſe könnte ſie haben, euch nach dem Leben zu trachten?"

„Weiß ich's? Vielleicht daß ſie ſich einbildet, ich wäre, Gott weiß, mit welchen Schätzen zu beerben?"

„Einbildet! Was hat ſich da einzubilden? Verheimlicht ihr nichts! Zeigt ihr Vertrauen!"

„Hört, Signor, Alles hat ſeine Grenzen. Wenn ihr langweilig ſein wollt, ſo erwürgt mich lieber noch einmal. Ich finde das viel amüſanter."

Balm hatte nicht die Abſicht, das Schatz-Geheimnis im Sturm zu erobern, wie es ohne Zweifel Damerata, trotz ihrer lauernden Klugheit, mit rabiatem Eigenſinn verſucht und — verfehlt. Er kannte jetzt ſeinen Mann und hielt es für ein wahres Kinderſpiel, dieſen Menſchen zu überliſten, wenn er es eben männlicher anfing als ein Weib. Daß er heute nur die Sonde anzuſetzen vermocht, war ihm für

die erſte Stunde der Bekanntſchaft ſchon Erfolg genug.

Es war teils wirkliche Regung, teils Plan und Berechnung, daß Balm jetzt einen gemütlichen Ton anſchlug. Er legte dem Zwerg ſeine Hände auf die Schultern und ſagte mit einem Gemiſch von Wohlwollen und Mitleid: „Alſo ihr traut unſerm Weibchen den ſchlechten Geſchmack zu, euch aus der Welt zu ſchaffen. Einen ſo großen Künſtler! Einen Ehrenmann von ſo liebenswürdigen Grundſätzen! Ei, Meiſter Zuppa, was fällt euch ein? Kein zartes Frauenhändchen würde dieſen kühnen Griff in die Weltgeſchichte wagen. Die Sonne am Himmel, eure Palette auf Erden! Ihr müßt leben; ich befehle es. Hätte Damerata wirklich die weibliche Schwachheit, euch ein bischen totſtechen zu wollen, ſo würde ich dieſen Geſchmacksfehler in Güte oder mit Gewalt zu verbeſſern wiſſen. Seht, ſo ſchön ſie iſt, aber eher dreht' ich ihr eigenhändig ihr Taubenhälschen um, als daß ich euch nur ein Haar krümmen ließe. Fürchtet ihr dergleichen, ſo wißt, daß ich es nunmehr für meinen providentiellen Beruf halte, meine Stellung in eurer Ehe, mein Verhältnis zu euch und eurem Weibe als Wächter eurer Sicherheit aufzufaſſen und euer guter Engel zu ſein. Von dieſem Augenblicke an ſteht ihr unter meinem Schutz, Meiſter Zuppa!"

„Topp!" rief der Maler, „ich nehm' euch beim Wort. Steh ich unter eurem Schutze, ſo bleib ich

drinn ſtehen — bis der Sultan Kapuziner wird. Aber ſagt mir, Verehrteſter, was für ein Ding iſt euer Schutz? Was thut er, wie ſieht er aus, wie definiert ihr ihn? Denn ich verſichere euch, die ſpaniſche Treppe iſt zwar breit, aber ſie wimmelt von Bettlern, und ein Dieb, der im Tageslicht gehängt wird, iſt übler dran, als ein Bräutigam, der nachts im Finſtern tappt. Gar erſtaunlich ſind alle Dinge verſchieden! Drum hört mich, Herr Schwager. Wenn ihr mich wirklich ſchützen wollt, und es iſt eure aufrichtige Meinung, ſo geht in die Apotheke und holt mir das Giftrezept zurück, nach welchem ich ſchon zehn Jahre lang behandelt werde. Das heißt, um euch mit wünſchenswerter Deutlichkeit aufzuwarten, lockt der Damerata meinen Ehekontrakt heraus. Seht ihr, das iſt das Hübſche an euch, daß ihr ſie küßt, aber nicht geheiratet habt. Nicht Jeden hat der Himmel mit ſo viel Verſtand geſegnet. Wahrhaftig, ich glaube, ihr habt meine Portion mit bekommen. Nun, ſie ſei euch gegönnt. Der Verſtand iſt Gemeingut; wer ihn hat, der hat ihn, wie der Hund die Flöhe: für ſich ſelbſt und für ſeine Umgebung."

„Mich dünkt, Meiſter Zuppa, ihr habt die Schurkerei auf eine ähnliche Weiſe. Ein armes Weib nach zehnjähriger Ehe um ihr gutes Recht zu betrügen! Wie nennt ihr das, he?"

„Ihr thut es ſehr billig, Gevatter, wenn ihr die Ehe nur zehnjährig nennt. Wenigſtens zweihundertjährig iſt ſie. Während ſie verheiratet iſt

BIBL. UNIVERS. LIPS.

mit mir, war und ist sie verheiratet im Trastevere, auf dem Korso, im Vatikan, auf der Piazza Navona, auf allen sieben Hügeln. Summiert diese Ehen zusammen und sagt mir, warum just ich der auserwählte Esel sein soll, der für den kleinsten Posten das ganze Konto saldiert? Ihr gutes Recht, sagt ihr? Wißt ihr, was ihr gutes Recht ist? Erinnert euch an Vater Herodot. Irgend ein Kriegerstamm in Egypten, was weiß ich? wollte auswandern, was dem König sehr in die Quere kam. Er hätte sie gerne festgehalten und legte ihnen, da gar nichts mehr verfing, ihre Weiber und Kinder ans Herz, die sie ja doch nicht mitnehmen könnten. Sie aber wiesen auf ihre Lanzen — hasta virilis, nennt sie Ovid, — und meinten, mit diesen Waffen würden sie sich Weiber und Kinder allerwegs wieder erobern. Genau das nämliche, aber kein anderes, ist auch das gute Recht der Dama. Und wahrlich, das nimmt ihr kein Mensch. Sie ist überall damit aufs trefflichste ausgerüstet."

„Ihr seid der garstigste Kerl, auf den es je Wasser geregnet hat. Warum habt ihr sie geheiratet, wenn sie keine bessere Meinung verdiente?"

„Merkwürdig! Das fragt ihr, mein Compagnon? Warum liebt ihr sie? warum besucht ihr sie? Und ihr habt sie doch kennen gelernt — in Kleidern bis an den Hals und ihr Gesichtchen ist noch lange nicht das schönste. Mich hat die göttliche Gnade gewürdigt, sie zu sehen — da ihre Kleider auf dem

Tiſche lagen, aber ſie ſelbſt auf dem Sopha. Herr, das macht in der Weltgeſchichte einen Unterſchied, wie zwiſchen Siegern und Beſiegten, zwiſchen gewonnenen und verlorenen Schlachten. Kurz, ich lernte ſie kennen als mein Modell, und dieſer göttliche Körper war damals fünfzehnjährig!

Aber was red' ich mit euch von ſo heiligen Dingen? Was verſteht ihr davon? Juſt ſo viel, wie der Mühlſtein von Diamantenſchleifen. Fünfzehnjähriger Mädchenkörper! Euch Spatzen läuft das Waſſer im Mund zuſammen, aber wir Künſtler haben damit etwas Scheußliches geſagt. Hier iſt ein Muskel noch dünn und mager, dort eine Drüſe ſchon rund und plaſtiſch, kein Glied weiß vom andern, jedes lebt auf eigene Fauſt in die Welt hinein, der ganze Körper iſt wie geiſtesabweſend. Alles Unordnung, Chaos, Diſſonanz, Kindergeſchwätz und Prophetenſtimme; der ganze halbreife Leib wie eine grüne Miſpel — was ſag' ich? nicht einmal grün, denn die Farbe bricht ſich ſoeben und iſt mißfarbig. Ein unausſtehliches Schauſpiel, ſo ein fünfzehnjähriger Mädchenkörper! Wie das Inſtrumentenſtimmen im Orcheſter, vor dem Anfang der Oper, wo denn auch kein anſtändiger Menſch ſchon in ſeiner Loge ſitzt.

Bei meiner Seele, kein anſtändiger Künſtler wird ſich einen fünfzehnjährigen Wechſelbalg zu malen verlangen! Das Modell war mir beſtellt — ein höherer Auftrag — doch, das gehört nicht hierher — mit einem Worte, ich mußte. Und wer nicht muß, der

beißt wahrlich nicht freiwillig in ſolch ſaure Aepfel. Ach, Herzensmann, in dieſem Augenblicke fühle ich doch, wie fremd ihr mir ſeid, denn nur ein Künſtler könnte mich ganz verſtehen! Das probiert mir einmal, nehmt eine Hand voll Thon und modelliert mir ein fünfzehnjähriges Mädchen. Macht mir einen weiblichen Körper, dem man ſeine Jugend von fünfzehn Jahren anſieht und der doch harmoniſch iſt, oder, wie die Eſel ſagen, ‚in allen Teilen' harmoniſch iſt, als ob ein einzelner Teil harmoniſch ſein könnte und nicht eo ipso alle Teile zuſammen! Aber wenn ihr dieſen fünfzehnjährigen harmoniſchen Mädchenkörper ſchließlich modelliert habt, nun, ſo wird es eben ein Kunſtwerk ſein und als Naturwerk unmöglich. Aus jeder Linie ſchreit's heraus: noch kann die Natur das nicht! noch kann ſie es nicht auf dieſer Stufe!

Nun ſeht ihr, das hat die Natur grimmig verdroſſen. Sie hat ſich dieſes Nichtkönnen ein paar tauſend Jahre lang müſſen nachſagen laſſen und platzte zuletzt vor Ehrgeiz und Ungeduld. Und juſtement kann ich! ſchrie ſie eines Tags und machte die Dama! Ein fünfzehnjähriges Mädchen und ein vollkommener Leib! Als dieſer Leib aus ſeiner letzten Hülle heraustrat, da fiel ich rücklings auf meinen Buckel, ſtreckte die Beine gegen Himmel und ſchrie: miracolo! miracolo!

Verſteht mich recht. Natürlich kann ein Körper ſeine zärtliche Hülle ſchon in der Jugend haben,

wenn er bald darauf in unzarter Völlerei zu Käse und Talg entartet. Nun wißt ihr aber selbst am besten, daß die Dama nach zehn Jahren, — oder rechnen wir genauer, achteinhalb sind's eigentlich, — genug, ihr wißt, was ihr wißt. Das ist ein Leib, wie jene reizenden Flüßchen, welche tief und voll, etwa aus einem Bergsee entspringen, an der Quelle schon fertig sind, aber so fortgehen bis zur Mündung, gut gebettet und gut umufert, nicht zersanden, verschilfen und versumpfen, auch nicht ausdörren, austrocknen und verdunsten, an Hungerquellen nicht sterben, in Ueberschwemmungen nicht platzen, — eine angenehme perennierende Stromfülle, ein immer gleiches und reiches Fahrwasser — eine Wonne der Schiffer!"

Balm belächelte nicht ohne Wohlgefallen diese seltsame Sorte von andächtigem Cynismus, der seinen Kultus mit Geschmack, fast mit idealem Schwung treiben konnte.

Der Zwerg schloß mit Emphase: „In Wahrheit, ein genialer Leib! Ihr seid noch jünger, aber denkt an mich! Ihr könnt alle Unterröcke der Welt zu oberst kehren, bis ihr solch einen Leib wiederfindet!"

„Schamloser Mensch! Aber ich errate nunmehr das übrige. Ihr hattet auch Wünsche, und die Dama hatte Tugend. Sie erhörte euch nur unter der Bedingung, sie zu heiraten."

„Das wäre mir im Grunde nichts Neues. Geheiratet wollen die meisten Modelle sein, wenn sie

die Stärke des Künſtlers in menſchliche Schwäche umſchlagen ſehen. Aber ſie laſſen doch handeln, und weil alle Begriffe dehnbar ſind, ſo handelt man Trauung und Witwenſtand zuletzt auf den Zwiſchenraum einer Stunde herunter."

„Ei ſeht doch! Nun dann lob ich die Dama, daß ſie euch Mores gelehrt hat, an die lebenslängliche Angel anzubeißen."

„Das ſagt ihr, der ihr das Würmchen von der Angel naſcht und luſtig dann weiter ſchwimmt! Schlau ſeid ihr Tugendhelden, die ihr aus den Häuten der Sünder eure Riemen ſchneidet! Mir armen Sünder wards nicht ſo wohl. Ich verſchluckte das Würmchen, daß mir das ſpitzige Eiſen noch heute im Fleiſche ſitzt. O Dama, Dämona, Dämchen, der dämiſchen Fluch und Verdammnis! Was haſt du mir angethan, du Satanskind, du Schachbrett des Teufels, du Haupttreffer in der Höllenlotterie!"

„Nun, was hat ſie euch denn angethan?"

„Keine Puppe iſt ſo ſteif mit Werg und Sägeſpänen ausgeſtopft, als es dieſer fünfzehnjährige Wechſelbalg mit eiſerner Willenskraft war. Sie wußte, daß ich nicht heiraten durfte, ich ſagte es ihr, ich ſchwor es ihr, ich bot ihr Geld und Gut zum Erſatz, — Alles Windhafer! Nur meine Hand wollte ſie, meine kleine bucklige Hand! Vergebens ſtellt' ich ihr vor, daß unſere Ehe doch eine heimliche bleiben müßte, daß weder ſie noch die Götterkinder ihres himmliſchen Ledaſchoßes den unſterblichen Namen

Zuppa vor Italien und vor Europa öffentlich führen dürften; ihre Ehepakten wurden nur um so härter, aber auf der Ehe bestand sie. Ich steckte mich hinter ihre Eltern, die mir zu meinem Erstaunen gar keine Schwierigkeiten machten, so daß ich rein vereselt war, woher das kleine dumme Ding einen so starken Willen habe. Darüber ging ich zugrunde, und seit sich David um Jonathan gehärmt hat und Achilles um seine Briseis, war ein so großer Schmerz nicht mehr in der Welt.

Ihr lächelt. Wälscher Fanfaron, denkt ihr in eurer gefrorenen Rentiershaut. Ach, mein lieber deutscher Eiszapfen, wenn ihr mich damals gesehen hättet! Ich wurde mager. Mein Bauch verschwand, mein Brustkasten fiel ein und gegen alles Ebenmaß wölbte sich rückwärts mein Buckel. Die Leute sagten mir nach, wenn ich mich auf dem Bauche zu Boden legte, so sei Rom eine acht Hügel-Stadt. Die Peterskuppel werde nicht mehr bemerkt und der Soracte sei aus den Reisehandbüchern gestrichen, weil man die Fremden auf meinen Buckel aufmerksam mache. Er werfe täglich längere Schatten und mache das Klima von Italien kälter. Das war damals die öffentliche Meinung in den Kaffeehäusern.

Ich verordnete mir eine Reisezerstreuung. Als die Kleine meinen Ernst sah, sie zu vergessen, wurde sie endlich mürbe. Sie gab nach. Sie lud mich zu einer Zusammenkunft ein. Nur in mein Studio wollte sie nicht kommen, sondern bei ihr zu Hause sollte das

große Liebhaber-Theater aufgeschlagen sein. Ich bemerke nämlich, daß diese ganze Zeit her vom Malen nicht die Rede war. Zum Aktmalen hatte ich sie nur einmal gesehen, und in dem Handel, den ich da anfing, bestand sie darauf, daß sie nie mehr als mein Modell, sondern nur als meine Frau sichtbar sein würde. Seitdem handelten wir um Frau oder Liebhaberin, und als letztere bestellt sie mich jetzt in ihr Haus.

Aber wo war die Damerata zu Hause? Wäre sie zu Hause gewesen im Trastevere, oder im Ghetto, oder gar im Agro Romano, kurz in einem verrufenen Nest der armen und verdächtigen Leute, so hätte ich Verdacht schöpfen mögen, daß ich in eine Falle gelockt werde, etwa z. B. so: Sie stecken mich in ein Brunnen- oder Kellerloch, in ein schändliches Gefängnis, wo ich mitten unter Spitzbuben keine Hilfe finde, wo sie mir Wasser und Brot vorsetzen oder mich gar hungern und dursten lassen, solange bis ich das Teufelszeug von einem Ehekontrakt oder Eheversprechen in Not und Verzweiflung unterschrieben hätte.

Nicht wahr, das heißt Fantasie haben? Ja, Herr, man sieht sich vor, man ist früh aufgestanden, man kennt seine Leute, man hat ausgelernt. Uebrigens seid ihr ein Narr in folio, wenn Ihr das wirklich glaubt, sobald von Weibern die Rede ist. Paßt einmal auf!

Ihr Vater, der damals noch lebte, war Zimmer-

wärter des Palazzo Sciarra auf dem Corso und dort wohnten sie auch. Palazzo Sciarra auf dem Corso! Ist das ein Schlupfwinkel, eine Mausfalle, eine Räuberspelunke? Welcher Römer nähme Anstand, dem Palazzo Sciarra auf dem Corso sich anzuvertrauen? Auch geschah mir dort keine Spur von Zwang oder Gewaltthat. Ich wäre ein Schuft, wenn ich das sagte. Nein, nein! es ging alles so ehrlich zu, wie beim Fuchsprellen. Ein Fuchs müßte ein Esel sein, wenn er sich beklagte. Sie haben mir nichts zu Leide gethan im Palazzo Sciarra. Hört nur zu!

Von meinem Studio hatte mich die Damerata selbst abgeholt, so gütig war sie jetzt. Den Kapuziner, der sie begleitet, schickte sie fort, als wir uns auf den Weg machten. Der Weg war nicht nahe nach dem Palazzo und ich wollte einen Wagen nehmen. Da sah sie mich eigen an — verschämt, furchtsam, und verbat sich den Wagen. So blieben wir auf dem Trottoir und durchwandelten wie zwei Lämmlein das Publikum. Mir aber brannte das Blut, und mein Herz schlug mir gegen den Buckel, wie das Feuer im Monte Vesuvio. Die Luft war schwül und kitzelte die Nerven, ohne sie abzuspannen. Endlich kamen wir an.

Sie führte mich in ein schönes gewölbtes Zimmer, welches im Erdgeschoß lag und schloß eigenhändig die Thür hinter uns ab. Sie fing an, sich auszukleiden. Auf einmal besann sie sich und sagte: ‚Wartet, mein Freund. Wenn ich mich wieder an-

ziehe, so könnte ich mich gleich für die Oper anziehen, die wir heute abends besuchen, denn die Exzellenze überläßt uns die Loge. Ich fliege hinauf und hole mir meinen Sonntagsstaat. Ich bin gleich wieder bei Euch.' Zauberisch lächelte sie mich an, klopfte mir die Wange, sperrte die Thür wieder auf, und fort war sie.

Ich hatte Muße, mir meine Mausfalle anzusehen. Ein Zimmer wie eine Halle und charmant eingerichtet. In der Mitte ein großer Tisch von rötlichem Marmor, ein Oktogon, mit Blumen, Früchten und Näschereien appetitlich besetzt, eine Karaffe voll Eiswasser war nicht vergessen. An der Wand ein quadratisch länglicher Tisch mit Büchern und Schreibzeug, an einer zweiten ein Schlafdivan, lang, breit, geräumig, mit schwarzem Lederüberzug, ein Toro, wie ich ihn selbst in meinem Studio habe, weil von Schwarz am besten die Fleischfarbe absticht. Durch ein hohes, halbrundes Fenster an der dritten Wand fiel ein treffliches Oberlicht herein. Man sah ein Stück von einer Platane im äußeren Fensterraum fächeln. Das Oberlicht fiel direkt auf den Schlafdivan, den ich selbst auch nicht besser beleuchtet, nur daß ich etwa den grünen Baumschatten mir weggewünscht hätte. Durch die vierte Wand endlich ging's in die anstoßenden Räume, wie es schien, aber die Gitterthür, die ich hier sah, mochte nicht mehr benützt sein, denn sie war von der anderen Seite durch eine tüchtige Holzverschalung abgeschlossen.

Jedes Wort, das ich da ſagte, hat mich eine Sekunde von Höllenqual gekoſtet, d. h. zu warten, auf und ab zu gehen und all dieſe Einzelheiten zu bemerken. Nichts unterſchied mich von den Seelen im Fegefeuer, als — ein Körper im Fegefeuer! Ich trank mein Eiswaſſer aus, ich naſchte von den Näſchereien; nichts konnte mich laben. Hätte ich ſie lieber doch nicht mehr fortgelaſſen! Welche Minuten!

An der Thür rauſchte es endlich, aber an welcher Thür? Nicht an der äußeren, ſondern an der inneren, an der Gitterthür! Wie ein Theatervorhang rauſchte plötzlich die Verſchalung hinweg, und ich ſah in mein Nachbarzimmer. In dieſem Zimmer ſah ich mein Liebchen auf einem Sofa liegen, nackt wie eine Auſter, und vor ihr ſtand ein ſchöngewachſener, ſchwarzlockiger junger Mann, nackt wie ein Regenwurm. Etwas tiefer im Zimmer ſaßen zwei Männer, mit dem Rücken gegen mich.

Damerata redete durch das Gitter zu mir: ‚Nicht wahr, Freund Zuppa, Ihr kennt wohl auch den alten Improviſator am Theater des Marcellus? Der erzählte uns neulich von Ländern und Sitten, und wie es in Habeſſinien ein Volk gäbe, wo jedes Brautlager, um die Unſchuld der Braut zu beaugenſcheinigen, vor den Augen mehrerer Zeugen gehalten wird — was auf uns junge Mädchen einen großen Eindruck machte! Seht, Signor Zuppa, Habeſſinien liegt heute in Rom. Ich feiere ſoeben mein Brautlager — leider nicht mit Euch! Ihr verſagt mir

beharrlich Eure kostbare Hand. Aber weil ich Euch wohl will und weil auch Ihr mein Freund seid, so habe ich es so eingerichtet, daß Ihr wenigstens mein Zeuge sein könnt, denn ich vermute, Ihr betrachtet das Schauspiel, wie die kleine Dama das Weib dieses Jünglings wird, mit der ganzen Teilnahme Eures guten Herzens.'"

Groß und größer waren Balms Augen geworden, wie er den Zwerg im Verlaufe dieses ganzen Berichtes anstarrte. Jetzt packte er den Kleinen an beiden Schultern, schüttelte ihn und rief mit Stentorstimme: „Kerl, ich werfe dich meine zwei Stöcke zum Fenster hinaus, wenn du es wagst, mir solche Bären aufzubinden! Alles hat seine Grenzen."

Der Zwerg sagte gelassen: „Zwei Stöcke? Ich glaube, da wird man nicht augenblicklich tot sein. Folgt mir also eure zwei Treppen nach und wenn ich noch Atem habe, so will ich Euch alles Wort für Wort wiederholen. Es soll der letzte Hauch meines Mundes sein! Ich sage nichts als die Wahrheit. Das ist der Modus, die maniera und das artificio, wie mich die Damerata geheiratet hat. Wie ein brüllender Löwe stürzte ich an das Gitter, das aber fest versperrt war. Ich rannte nach meiner Zimmerthür, aber die Damerata hatte sie von außen hinter sich zugeschlossen. Das habessinische Brautpaar lachte inzwischen über mein Hin- und Herrennen und zeigte den vollsten Ernst, seine Ehe perfekt zu machen. ‚Den Ehekontrakt!' schrie ich rasend

und sofort standen die zwei Rückenmänner auf, — beeidete Notare waren's — und überreichten mir mit einer stummen Verbeugung eine gestempelte Schrift durch das Gitter. Ich malte etwas hin, das wohl mein Name gewesen sein wird, — gesehen habe ich nichts, mein Auge schwamm in Blut und Feuer. In diesem Augenblicke erhob die Damerata graziös ihren Oberleib auf dem Kissen und sagte zu dem schwarzlockigen Regenwurm mit einer unnachahmlichen Morgue: ‚Beppo, zieh dich an. Es schickt sich nicht, daß du vor Frauen so nachlässig dastehst, am wenigsten vor der Frau des berühmten Zuppa.'"

Lächelnd, aber zerstreut hörte Balm diese Worte, denn er folgte längst seinem eigenen Gedankengange. Es war ihm klar, daß hinter Damerata ein stärkerer Wille gestanden, ohne Zweifel Priestereinfluß. Blieb doch wahrlich noch genug für sie übrig, wenn sie es nur vermochte, solche Rollen zu spielen; den Dramaturgen aber suchte er außer ihr. Und folgerichtig schloß er nun, daß sie einen anderen auch bereits gegen ihn ausspiele, wie sie ihn selbst gegen Zuppa ausspielte; daß sie ihm nicht so unbedingt in der dunklen Schatzgeschichte vertraue, sondern ihre Sicherheit wohl auch gegen ihn genommen haben werde. Das Bild dieses Weibes wurde ihm jetzt erst vollständig; in diesem fünfzehnjährigen Debut sah er endlich, was er bisher geahnt.

„Nun, was spintiliert Ihr da? Was sagt Euer

Kapitolium zu dieſem beizenden Opferrauch, he? Sprecht Ihr noch von dem guten Rechte der Damerata? Als ich den Ehekontrakt las, gingen mir die Augen über und doch dankte ich Gott, daß ich mich in der nächſten Stunde nicht aufhängen mußte, denn wahrlich, es fehlte wenig, daß dieſe billige Forderung unter ihren guten Rechten nicht auch noch verzeichnet ſtand."

„Alſo, zum Beiſpiel, was forderte ſie alles?"

„Nun, Ihr werdet ja ſehen! Habt Ihr mir doch verſprochen, daß ich unter Eurem Schutze ſtehe, und ich habe geantwortet: dann macht, daß ſie mir dieſen Vertrag herausgiebt! Mehr Schutz braucht kein Damokles, als das Schwert an dem Haarſeile weg! He?? bleibt Ihr im Worte?"

„Wahrlich, Juppa, man hat Euch großartig geprellt! Ihr mutet mir jedenfalls eine Spitzbüberei zu, aber es wäre doch nur ein Fingerhut voll gegen den Eimer, den man über Euch ſelbſt ausgeſchüttet. Was läßt ſich da weiter ſagen? Am Ende iſt alles Polizeiweſen in der Welt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen."

„Meiner Seel', Ihr ſeid ein Gott!" jubelte der Zwerg. „Was Ihr da ſagt, iſt das ganze Rätſel meines Lebens. Nicht gut oder ſchlecht muß man ſein, ſondern halber und ganzer Spitzbube. So iſt's recht. Der halbe iſt ein Engel gegen den ganzen und der ganze tröſtet ſich mit der guten Geſellſchaft des halben. Der halbe iſt die Polizei des ganzen, und

der ganze verhütet eben, daß die Polizei nicht einschläft. Es ist ganz wie beim Malen: wir malen Licht und Schatten, aber unser Licht ist ja selbst wieder ein Schatten. Glaubt, wer malt und Farben mischt, versteht die ganze Moral. Aber Ihr habt den guten Kopf, das alles hübsch auszudrücken, was ich als simpler Praktiker bloß übe. Ja, ja, wir reimen uns. Wir ziehen an einem Strange. Wir sind Eier von einerlei Henne. Wo ich gick sage, da sagt Ihr gack . . ."

„Und jetzt sag' ich: Pack! Im Ernste, Kleiner, es ist spät. Und ich habe noch Briefe zu schreiben. Genug für heute!"

„Also, wann sehen wir uns wieder? Wißt Ihr was? kommt morgen in mein Studio! Ich male einen Akt, — ratet, wen? Dame Selina, die Kunstreiterin."

„Teufel!" rief Balm und packte den Zwerg; „du bist doch noch im stande gewesen, sie zu beschwatzen?"

„Freilich, freilich! Alles bin ich im stande, so lange ich nicht erwürgt bin. Also, Ihr kommt. Ich stelle Euch eine Staffelei auf, nenn' Euch Direktor, ihr nehmt einen Wisch in die Hand, und thut, als ob Ihr auch thätet. Obwohl — unter uns gesagt — viel verspreche ich mir nicht. Sie ist mir bestellt. Meine Wahl wäre sie nicht. Ein kleines, wildes Sprühteufelchen, — ganz recht, — aber alles Temperament, nichts Form. Ihre Schönheit ist mehr

dramatiſch als plaſtiſch. Ich vermute ſogar, daß ihr das Reiten die Schönheitslinien gewiſſer Partien in handgreifliche Unordnung gebracht hat. Nun, ihr werdet ja ſehen. Für euch wird es noch immer ein Schauеſſen ſein. Alſo man darf Euch abholen?"

„In Teufelsnamen!" rief Balm und ſtampfte mit dem Fuße. „Geſtern — ‚verende Hund!' und heute — Mitſchuldiger! Rom, Rom, was machſt du aus den Menſchen!"

„Topp", rief der Zwerg, „Eure Hand darauf! Ihr ſeid ein äußerſt traitabler Kerl! Man hat doch Spaß von Euch."

Und im Fortgehen ſchwatzte der Bucklige noch über die Treppe hinab: „Alle Polizei iſt eine halbe Spitzbüberei, um die ganze zu bewältigen! Wahrlich, der Mann hat Verſtand. Welch eine Theſis! O grande, sublime, maraviglioso! Ich mache ein allegoriſches Bild darauf!" — —

* * *

VII.

Pünktlich kam Zuppa tags darauf mit ſeinem Wagen und holte Balm in ſein Studio ab.

Ein Schauer überlief Balm, indem er ſeinen Fuß auf den Wagentritt ſetzte. Er hielt inne.

„Was habt Ihr?" fragte der Zwerg, der wenigſtens das Aeußere ſeiner Bewegung bemerkte.

Balm ſetzte den Fuß wieder zurück. „Ich habe etwas vergeſſen“, war ſeine einſilbige Antwort. Im nächſten Augenblicke war er im Thorweg ſeines Hauſes wieder verſchwunden.

Ich kann nicht mehr zurück, dachte er, indem er zerſtreut und zwecklos ſeine Treppe hinaufging. Ich werde lächerlich, wenn ich mich losſchraube. Der Mann verſteht mich nicht, und — verſtehe denn ich mich? Fauſt und Mephiſto auf den Blocksberg fahrend! ein Gedicht! ſchön! Aber anders die Wirklichkeit. Ich habe eine dunkle Ahnung, daß es infam iſt, was ich thue, und keineswegs dichteriſch. Und doch! Ich muß Zeuge ſein, wie ſich ein Mädchen benimmt, das nicht ein bezahltes Modell iſt. Ich muß es ſehen. Mögen alle Wunden aufreißen und bluten! Feige Selbſtſchonung hat noch nie vom Wehe befreit. Ich muß dabei ſein. Vorwärts! — Balm ſchüttelte ſich und kehrte mit haſtigen Schritten zurück.

„Habt Ihr das Vergeſſene?“ fragte der Bucklige.

„Gefunden!“ rief Balm und ſprang herzhaft in den Wagen.

Die Fahrt war lang und voll Staub und Hitze. Es ging nach jenem entlegenen Teile der Stadt, wo das moderne Rom ſeinen Bahnhof, das antike die Bäder des Diocletian hat, — heute mit Kaſernen verbaute Ruinen. Dort befand ſich Meiſter Zuppas Studio.

Der Wagen hielt. Dem öde gelegenen, im verworrenen Gartengrün versteckten Häuschen, ohne Stil und Architektur, hätte man eher eine Kesselflickerherberge, als einen Künstleraufenthalt angesehen; desto anheimelnder überraschte das Innere. Es bestand der Hauptsache nach eigentlich nur aus zwei Sälen, ja, selbst diese konnten in einen einzigen verwandelt werden, denn was sie schied, war nichts als eine Bretterwand. Der erste Raum präsentierte sich als ein Entrée, ein Empfang- und Wartesalon. Die Ausstattung war reich und wertvoll, aber noch mehr geschmackvoll. Pracht und Bequemlichkeit, Freiheit und Sitte! Scheinbares Durcheinander, aber kein Trödel, sondern eben nur Künstlervorhalle. Bizarres Vergessen der Etiquette und doch gutes Gedächtnis für sie! War das alles Zuppas eigener Takt? Oder waltete unsichtbar die Hand einer gebildeten Freundin hier? Oder hatte der kleine Bucklige so vornehme Bekanntschaften, daß es ihm gelingen konnte, die besten Salon-Vorbilder so frei und treu zugleich in die Künstler-Bohème zu übersetzen? Oder stand hinter diesen Dingen noch der Palazzo Sciarra und die kleine raffinierte Zimmerwärterstochter? Wie dem auch sei, dachte Balm, der kleine Satan versteht sein Geschäft. Das Hereinschwatzen vertraut er der Macht seiner Zunge, aber wer einmal da ist, der kommt gerne wieder.

Der zweite und innere Saal verriet sofort seine Bestimmung zur eigentlichen Arbeit. Hier stand am

unteren Ende desselben eine Art Thronbett, der Toro, wie es Juppa nannte, der Standort für das „Modell". Es war für den ersten Blick nur ein Ruhebett auf einer Estrade, ausgeschlagen mit einem dunkelfarbigen Tuche. Das Gerüst schien allerdings komplizierter geformt als ein gewöhnliches Hausmöbel zum Liegen und Ausruhen und wies über diesen Zweck noch hinaus. Juppa trat heran und manipulierte wie ein Zauberer. Drücker, Springfedern, Hebel und Kurbeln fingen unter seiner Hand leise zu ächzen und zu schnarren an; da nahm das Ruhebett im Flachen, Erhabenen und Vertieften auf allen Punkten Formwechsel vor; dazu ließ er vom Plafond, wie von einem Schnürboden, allerlei Bandagen und Gurten herabregnen und schließlich das ganze Gerüst um eine Axe eine Kreisdrehung machen.

„Das alles sind Vorrichtungen", sagte er, „um einem Modell das Ausharren in schwierigen Stellungen zu erleichtern; die letzte, um es ohne Veränderung seiner Lage von beliebigen Seiten aufzunehmen."

„Sollten die natürlichsten Stellungen vor allen ‚schwierigen', von welchen Ihr sprecht, nicht zugleich auch die schönsten sein?" wendete Balm ein.

Aber Meister Juppa mußte einen Fuchs gehört haben, wie sein unnennbarer Seitenblick und ein verächtliches Zucken seiner Oberlippe verriet. Eine Weile sagte er nichts, dann brummte er: „Sind es die ‚natürlichsten Stellungen', wenn die Jungfrau

Maria zum Himmel hinauf- und eine andere Jungfer, um ihren Endymion zu küſſen, vom Himmel herabfährt? Die eine hat ihren irdiſchen Schwerpunkt ſchon verloren und die andere noch nicht gewonnen. In der Kunſt iſt alles ſchöner Schein und ſchöne Täuſchung. Habe ich ſchön getäuſcht, ſo habe ich meinen Augenblick weg und hinterher ſagt meinethalben, der Augenblick war unmöglich. An der Kunſt iſt es eben, das Unmögliche zu verwirklichen."

„Aber ſollte das nicht beſſer die Phantaſie thun, als ſteife Maſchinenbehelfe?"

„Das iſt um einen Grau geſcheidter geſagt", antwortete der Bucklige gnädig. „In der Regel ſchließe ich ja ſelbſt vor all dieſem Krickelkrackel die Augen und warte den zündenden Funken der Imagination ab. Inzwiſchen — unnütz ſind meine Mechanismen doch nicht. Ich kontrolliere mich daran; — nennen wir's gleichſam die Korrektur im Bürſtenabzug, ehe die Phantaſie auf Velin druckt."

Balm nickte. Sie verließen den Modellſaal wieder, in welchem nichts weiter zu ſehen war. Von einer Puritaner Betſtube unterſchied er ſich nur durch weltliche Eleganz, welche ſeine Leerheit und Einfachheit ſchön erſcheinen ließ. Es war ein großer, faſt ungeheurer Raum, der Boden Marmormoſaik, die Tapeten lichtgrau mit Goldleiſten. Gegen allen Künſtlerbrauch war in dieſem Atelier kein einziges Bildwerk zu ſehen. Malereien und Skulpturen aller Art erfüllten den Eintrittsſaal; hier im Arbeitsſaal erblickte

man keinen einzigen Kunstgegenstand. „Es stört mich", sagte Zuppa, „wenn ich mein Modell vor mir habe, irgend etwas Abgebildetes daneben zu sehen." Dafür standen an den zwei Längenseiten Repositorien mit Portefeuilles und Mappen, — Stiche nach dem Louvre, nach dem Vatikan, nach dem Museo Bourbonico, die kostbarsten Bildwerke der ganzen Welt. Die Ständer waren vom edelsten Holze und idealisch schön in der Zeichnung, die Einbände der Mappen wahre Kunstwerke. Kein Stäubchen haftete an all diesen Dingen. Dem Toro gegenüber, der sich an der unteren Querseite immer als der große Mittelpunkt dieses Raumes, fast als sein Hochaltar präsentierte, stand am oberen Ende beim Eingang ein Tisch mit Malergeräten, rechts und links ihm zur Seite zwei Staffeleien.

„Die eine ist für Euch", sagte Zuppa mit faunischem Grinsen.

Balm sagte nichts, aber er wurde rot und fühlte seine Wange brennen.

Er warf sich im ersten Saal auf eine nach Art eines antiken Triclinium geformte Ottomane nieder. Die Zwischenthür der beiden Säle blieb offen, — teils des Luftzuges wegen und weil es ein hübsches Schauspiel war, die zwei Räume zu vergleichen. Dort grandiose Einfachheit, hier ein Ueberfluß von Möbeln, Bildern und Ausstattung. Zu dem gekuppelten Doppelfenster hier kontrastierte dort der fensterlose Saal mit seinem Oberlicht, das durch die

ganze Länge der Plafonddecke einfiel; zu dem Marmorboden des zweiten, der indische Teppich des ersten Saales und so weiter. Beide zusammen erzeugten einen wahrhaft fürstlichen Eindruck. Fast verblüffend entstand die Frage, wie paßt diesem cynischen Knirps ein so vornehmes Hauswesen auf den Leib? Immer klarer wurde es für Balm, daß Meister Zuppa die Mittel eines großen Herrn zur Verfügung habe, die er recht herzhaft, aber freilich auch geschmackvoll gebrauchte.

„Nun, wie gefällt Euch mein Studio?" fragte Zuppa mit Hausherrnstolz. „Ihr habt Euch's schlechter vorgestellt, he? Und erst das Mäuschen aus der Kunstreiterbude! Die wird Augen machen, daß die Mausfalle ein Palast ist und keine Bude, wie sie's gewöhnt sein mag!"

„Seid Ihr sicher, daß sie auch wirklich kommt?"

„Mein Schüler Camillo holt sie ab. Alles Weibsvolk vergafft sich in ihn; ich könnte mir einen besseren Vorstehhund gar nicht wünschen."

„Um so schlimmer für ihn!"

„Was brummt Ihr mir da? Geht, Ihr seid verstimmt, wie eine angefeuchtete Laute! Was fehlt Euch nur? Sollte die Malaria im Anzuge sein? Fremde, sagt man, wittern sie feiner als wir Römer. Kommt, trinken wir eins! Ich habe die Perle des Vesuvs da stehen, einen ausgezeichneten Lacrimae Christi, wie ihn ein Forestiere für's teuerste Geld nicht bekommt."

„Es ist mir zu heiß, um schwere Weine zu trinken."

„Wißt Ihr was, da hab ich auch leichtere. Asti spumante, ein Wein wie für Mädchenschulen. Der Orvieto, sein Vetter, steht gleichfalls zu Diensten." —

Der Kleine trat an ein Buffet, welches gegen die Fliegen durch einen Mousselinvorhang geschützt und mit Blumen, Früchten, Konfekt und Weinflaschen aufs appetitlichste ausgestattet war. Er entkorkte eine Flasche und füllte zwei Gläser, welche alsbald überschäumten.

„Avanti, Signor Pensieroso!" rief er kordial. „Trinken wir, solange die Flaschen noch voll sind. Meine weiblichen Gäste finden doch noch genug, um ihr bischen Gehirn zu benebeln. Die Duenna, scheint mir, trinkt nicht schlecht. Und auch der Kunstreiter-Engel schluckt wohl diverse Gläschen in sein Lilienhälschen hinab."

Balm trank schweigend. Nach einer Weile fragte er: „Kommen Euch auch spröde Modelle vor?"

„Modell ist eigentlich nicht das rechte Wort", antwortete Zuppa. „Das gewerbsmäßige Modell bringt sich ja selbst auf den Markt; es handelt mit seiner Schönheit und ist eo ipso nicht spröde. Nun, solche Modelle male ich nicht mehr. Ich male Schönheiten, die vom Modellstehen in der Regel nichts wissen, denen es neu ist und die aus den Wolken fallen, wenn man ihnen Anträge macht. Un-

anſtändig nennen ſie dieſe Anträge, die Gänſe, als ob es nicht ihre höchſte Ehre wäre, daß ſie maleriſch ſind."

Der Zwerg ſchüttelte ſich und ſpuckte mit großem Abſcheu vor den Gänſen aus.

„Und dieſe Modelle alſo findet Ihr ſpröde?"

„Das heißt, mehr oder weniger. Die Italienerinnen kapieren noch eher, wovon die Rede iſt, und haben für den Kultus der Schönheit ein natürliches Ingenium. Der Teufel aber hole Euer Deutſchland! Eine anſtändige Deutſche aus ihrem Hemdchen herauszuſchwatzen, iſt eine Roßarbeit!"

„Ach, Ihr ſeid auch in Deutſchland geweſen?"

„Was wollt Ihr? Der Spieß hat ſich längſt umgekehrt. Die italieniſche Kunſt iſt veraltet. Modern malen lernt man nur jenſeits der Alpen."

Balm fixierte ihn argwöhniſch. So plauſibel die Antwort klang, der Maler hatte im erſten Augenblick ein verlegenes Geſicht gemacht, gleichſam als hätte er ſich verſchnappt, von ſeinem Malen in Deutſchland zu reden. Balm merkte ſich dieſen Augenblick. Inzwiſchen fuhr er fort: „Und die kleine Pferdebändigerin, — ich bitt' Euch, wie habt Ihr ſie ſo ſchnell nur herumgekriegt? Es iſt ja ganz zauberhaft!"

„Denkt Ihr wirklich, ich kann zaubern? Ganz und gar nicht. Bloß ſpionieren und lügen. Es kann ihr vorgeſtern nicht Ernſt geweſen ſein, trotz der Ohrfeige. Ihr Liebhaber, oder einer ihrer Lieb-

haber, ist ein neapolitanischer Fürst. Sobald ich das wußte, verschaffte ich mir seine Handschrift, ahmte sie nach und ließ ihn einen Brief an mich schreiben, einen Auftrag, ihren Akt für ihn zu malen. An diesem Strick halte ich mein Kälbchen. Das ist alles."

Balm versank in ein Hinstarren. Er schüttelte den Kopf und dachte: Es ist nicht denkbar! Sie mußte mich besser kennen. Dann fuhr er zu reden fort:

„Ein Auftrag ihres Geliebten! Und wenn nun das unwahrscheinlich wäre? Wenn alle Uebereinstimmung mit seinem Charakter dabei fehlte?"

„Ihr redet wie ein Deutscher. Wer fragt hier nach solchen Allotrien? Charakter! Uebereinstimmung! Seelenbund! Was Ihr Euch träumen laßt!"

„Und sie glaubte Eurem Briefe? schrieb nicht selbst nach Neapel, ehe sie sich fügte?"

„Pfui doch, wer wird so indiskret sein? Wenn ein fürstlicher Liebhaber solche Wünsche hat, so thut man ihm den Willen, aber man spricht nicht davon. Das versteht sich von selbst. Sie ist doch nur eine Budenreiterin."

„Und er? Wenn der Tag kommt, wo sie wieder persönlich mit einander umgehen? Wird sie dann nicht merken, ob er auch seinerseits aus Diskretion schweigt, oder aus wirklicher Unkenntnis des gespielten Streiches?"

„Dann wird sie fein das Maul halten. Warum hat sie sich übertölpeln lassen! Und seid versichert,

ehe sie ein Paar Schuhe vertreten hat, ist sie längst wieder in anderen Händen. Mein Wort ist Gold!"

„Ihr seid leichtsinnig."

„Und Ihr ein Haarspalter. Mit Euren dreitausend Wenn's würde ich in einem Tautropfen ersaufen. Hol' der Teufel die Wenn's! Handeln muß man. Die Sicherheit kommt von selbst. Ein schlechter Dachdecker, der nicht schwindelfrei wird!"

„Ich kann Euch nur sagen, wenn ein Maler diesen Streich mir spielte, ich brächʼ ihm den Hals."

„Schon wieder? Aber gebt nur acht, daß sich der Spieß nicht umkehrt! Denkt an Damerata, an Domenica, denkt an Eure Damen und an die Liebhaber Eurer Damen. Euer Hals kommt mir viel gebrechlicher vor als der meinige. So ein buckliger Hals, sag' ich Euch, sitzt verdammt fest auf seinem knorrigen Wurzelstock. Uebrigens, lassen wir diese barbarischen Redensarten. Brechen wir lieber diesem dolce asciuto di Genzano das zierliche Hälschen."

„Also der Auftrag des neapolitanischen Fürsten war eine Fiktion. Aber in einem höheren Auftrage malt Ihr sie doch, wenn ich recht gehört habe?"

„Knackt Haselnüsse dazu, es schärft die Trinklust. Hol' mich der Teufel, daß keine Sardellen da sind!"

„Warum habt Ihr nicht ebensogut den echten Auftraggeber, statt eines falschen, genannt?"

„Oder zieht Ihr Pistazien vor? Eigentlich ein fades Geknusper, aber Fremden ist's neu."

„Hört, Meiſter Zuppa und merkt es Euch. Wenn ich um etwas frage, ſo verzichte ich nie auf die Antwort.“

„Ah, habt Ihr gefragt? Bitte gehorſamſt! Ich bin manchmal zerſtreut. Ihr könnt es an meinem Nervenzucken merken. Rollt nicht ein Wagen?“

„Nichts rollt. Erklärt mir den Fall, wenn es Euch beliebt. Er hat mir nachts über Kopfzerbrechen gekoſtet. Ich kann mir wohl denken, daß ein Liebhaber gemalte Nacktheiten ſucht und bezahlt. Aber ſolche Studien, dächt' ich, fände er genug. Wer überzeugt ihn dagegen, daß Ihr ihm juſt den Körper gemalt habt, den er gewünſcht?“

„Er kann ja dabei ſein. Entweder geſehen oder in einem guten Verſteck.“

„So ungefähr dacht' ich es mir. Ich wollt' es nur hören.“

„Und bald erwirbt man ſich Kredit. Eine jahrelange koulante Bedienung macht das Vertrauen unerſchütterlich.“

„Das man aber dann doch mißbrauchen könnte.“

„Warum?“

„Wenn ein Modell diffizil iſt. Z. B. Eure Kunſtreiterin. Ihr ſagt, es war ihr nicht Ernſt mit der Ohrfeige; aber ich hörte ſie doch durch eine Wand hindurchklatſchen!“

„Das iſt wahr, es war eine gute Ohrfeige. Man hätte drei daraus machen können. Was wollt Ihr? Seht meinen Arm an. Da ſeht!“ — Der Bucklige

ſtreifte den Rock auf und entblößte ſein linkes Aermchen. — „Von drei Treppen bin ich herabgeworfen worden. In fünf Stücke zerbrach mir der Knochen. He? Dieſer Bruch da verheilte ſchlecht und bildet ein Ueberbein. Fühlt her! Jedes Regenwetter ſpür' ich darin. Seitdem bin ich vorſichtiger geworden . . ."

„Und gelobt Euch endlich, dieſes ruchloſe Modellmalen mehr und mehr an den Nagel zu hängen?"

„Nein; und beſtelle mir meine Modelle an Sprechorte im Parterre, wo es wenigſtens nur Ohrfeigen und nicht mehr Beinbrüche ſetzen kann."

„Dieſen Amtseifer begreife ich nicht. Sollte man nicht denken, einen Auftraggeber von ſo halsbrecheriſchen Aufträgen müßte die Zunft übers Ohr hauen, wo es nur angeht?"

„Die Zunft; möglich! aber bin ich die Zunft? Ich bitte mir's aus. Ich bin Ich! Es giebt nur einen Zuppa. Uebers Ohr hauen? hinters Licht führen? betrügen? Pfui, das thun die Mietlinge. Ich bin kein Mietling. Ich bin ſelbſt Liebhaber in meinem Genre. Wäre ich nicht der Künſtler, der meine Bilder malt, ſo wäre ich der Liebhaber, der ſie beſtellt. Mein Patron wäre nicht er, wenn ich nicht ich wäre. So gern er beſtellt, ſo gern führe ich aus. Und der ſchwierigſte Auftrag iſt mir juſt der liebſte. Per aspera ad astra! Ich bitt' Euch, was reizt denn am Weibe, wenn nicht der Kampf mit dem Schamgefühl; he? Das Bedürfnis, ſeht Ihr, hat doch nur wenige Jahre des heißeſten Heiß-

hungers. Länger dauert die Luſt und noch länger die Luſt an der Luſt. Der Kampf, Freundchen, das iſt die Quinteſſenz! Der Kampf! Die Qual, die ihr dem Weibe anthut, die Thräne, die ihr ins Auge tritt, und ſchließlich habt Ihr ſie doch überſchwatzt und überwunden! Es ſind die männlichſten aller Siege. Marengo und Auſterlitz ſind nur Schneiderherbergen dagegen. Mein Wort iſt Gold! Ihr werdet's ſchon noch erleben. Ihr ſteht noch in den Jahren, wo der Kampf bloß ein Mittel iſt, aber ein alter Soldat liebt den Krieg um des Krieges willen. Gott ſegne mir mein Metier! Alle neun Chöre der Engel haben's erfunden. Ponce de Leon war ein Eſel, als er den Jungbrunnen in Florida ſuchte. Dort drinnen iſt er, das Aktmalen iſt die ewige Jugend. Man wird nicht alt dabei. Jeder Akt iſt neu. Jede meiner Damen benimmt ſich anders dabei. Die eine geht dran wie ans Butterbroteſſen — mit dem Maule nämlich. Aber ſteht ſie nun da, den Hemdzipfel in der Hand, ſo ſchaut ſie drein, wie die Ente, wenn's blitzt. Die Geſchichte kommt ihr doch ſpaniſch vor. Sie wehrt ſich, wie die Katz am Strick. Hilft alles nichts. Ihr ſeid der Mann und ſie nur das Weib. Sie muß. Corpo di dio, was fühlt Ihr in dieſem muß! Die anderen wieder gefallen ſich juſt im anderen Extrem. Beim erſten Antrag thun ſie's nie unter einer Ohrfeige. Dann machen ſie Kontrakte, bedingen ſich Draperie, wo? und wieviel? das möchten

ſie ausmeſſen auf Zoll und Linie, vor dem Staatsprokurator und zehn beeideten Zeugen. Stehen ſie aber Angeſicht zu Angeſicht hier in meinem Studio und vor dem Malerbett, ſo bekommen ſie einen Raptus — von Stolz — von Trotz — von Sinnlichkeit, — ſie werfen das Hemd von ſich, als wär's nur eine Auſternſchale, und wenn Ihr den Rücken malt, — Ihr verſteht mich ſchon, — ſo geben ſie ſich ein Air, als wollten ſie ſagen: da, küß mich! Ich verſichere Euch, das Ding hat wirklich Geſichtszüge. Ich bin ein Schuft, wenn es nicht Geſichter ſchneidet! Nun, Ihr werdet's ja ſehen. Gebt acht, die Kunſtreiterin macht's genau ſo. Ich bin ein Kenner. Mein Wort iſt Gold!"

„Lachen müßte ich, wenn ſie gar nicht käme. Wie würde ich Euch auslachen!"

„Heut abends reden wir noch von ihr. Es iſt offenbar, Camillo muß noch arbeiten. Nun, ich gönne es ihm. Er ſoll ſich üben, der gute Junge!"

„Ihr ſeid ein alter, nichtsnutziger Sittenverderber! Ich glaube, Ihr legt es gefliſſentlich drauf an, die Jugend Euere böſen Künſte zu lehren."

„Bleibt mir mit Eurem deutſchen Kauderwelſch vom Leibe. Verführung! böſe Künſte! Jugend! Wann ſollen die Geſchlechter ſich ins Auge ſchauen lernen, wenn nicht in der Jugend? Ich kenne einen, der ſeine Jugendblödigkeit mit blutigen Thränen bereut. Ha, wenn ich reden dürfte! Sagt mir, wie denkt Ihr eigentlich über das Geſchlechtsverhältnis?

Ihr ſeid ein ſo verdammt geſcheiter und denkender Narr, daß man Euch gerne hört, auch wenn Ihr den tiefſten Unſinn ſchwatzt."

„Es iſt eine offene Frage", ſagte Balm unluſtig und zerſtreut.

Aber der Zwerg lachte unmäßig. „Helf mir Gott, wenn das nicht prächtig geſagt iſt! Ihr ſeid ein Kerl nach meinem Herzen. Eine offene Frage! ausgezeichnet geſagt! Ich möcht' Euch küſſen. Ja, ja, die Frage iſt wirklich offen und ſehr offen iſt die Antwort darauf. Ich erſticke. Hol' mich der Teufel! Kommt, ſtoßt an auf die offene Frage. Der barmherzige Gott und die benedeiteſte Jungfrau ſoll ſie jedem guten katholiſchen Chriſten offen halten und zwar ſo lang als möglich. Allons, angeſtoßen! Es lebe die offene Frage!"

Balm ſtieß wirklich an. Er ſtürzte mit einer Art Wildheit raſch nacheinander ſein Kelchglas. Er fand es unerträglich, im Aufruhr ſeiner Empfindungen die äußere Ruhe zu behalten. Er fing an, wie ein Raubtier im Käfig hin- und herzugehen. Dann lehnte er ſich ans Fenſter und ſah durchs Feigenlaub dem plätſchernden Brunnen zu und dem ehernen Moſes, der mit ſeinem Stabe das Waſſer aus dem Felſen ſchlug. Aqua felice hieß der Brunnen, — o, wär' ich der Vogel, der ſich in den ſpielenden Waſſerſtrahlen da draußen badet! ſeufzte Balm.

Eine Sehnſucht nach Freiheit überfiel ihn plötz-

lich, nach Tand und Spiel und nach den harmloſen Einfältigkeiten, wie ſie Kinder und Tiere treiben. Nur die falſche Scham hielt ihn ab, daß er nicht ſtehenden Fußes hinwegrannte. Aber als ihn Zuppa an den Trinktiſch zurücknötigte und eine neue Flaſche anſtach, da that er ſich Gewalt an und ſagte mit erzwungenem Lachen: „Armer Mann, der mir den Kneipenwirt macht, weil er als Künſtler aufgeſeſſen! Auf was warten wir da? Aber bei Gott, ich warte nicht länger. Adieu, Meiſter Prahlhans, ich gehe. Man verſäumt bei Euch nur ſeine Zeit. Ich laß' Euch allein mit Eueren Einbildungen und Eitelkeiten. Pack ein, alter Sünder, pack ein. Deine Zeit iſt um. Man läßt dich ſitzen, wie du's verdienſt."

„Es iſt merkwürdig!" antwortete der Zwerg. „Alles wiederholt ſich im Leben. Wenn ich einmal ins Zuchthaus komme und Zeit zum Müſſiggang habe, ſo ſchreib' ich ein Handbuch der menſchlichen Seelenkunde. Ihr habt das richtige, regelrechte Rekrutenfieber. Ein Rekrut, der gelungen iſt, kneift entweder aus, oder er kann die Bataille gar nicht erwarten. Ein feſtes ruhiges Standhalten, wie es Unſereinen ziert, iſt nicht ſeine Sache. Kommt, ſeid kein Kind! Ich zeig' Euch meine Mappen, rare Sachen, die nicht jedermann ſieht. Ich hoffe, es unterhält Euch beſſer als der Wein, der Euch melancholiſch macht, wie einen Kirchhof."

Balm war entwaffnet. „Eure Mappen ein an-

deres Mal!" ſagte er kurz und beſtimmt. „Seid Ihr Eurer Beute ſo ſicher, ſo haben wir keine Zeit zu verlieren. Ich muß mich zum heutigen Abenteuer ein wenig unkenntlich machen."

„An was ſo ein Deutſcher nicht alles denkt!" rief der Bucklige aus und ſah erſtaunt zu, wie Balm eine Perücke, einen Bart und ein paar Staubbrillen auskramte, die er ſich vorſorglich mitgebracht hatte. Behend half er nun dem Pſeudo-Profeſſor die falſche Toilette machen und ließ ſich's nicht nehmen, ein paar Farbenſtriche ihm ins Geſicht zu malen, welche thatſächlich den ganzen Ausdruck wie auf einen Zauberſchlag veränderten.

„Und nun den Namen!" ſagte Balm, indem er ſich vor dem Spiegel muſterte. „Wen ſtell' ich vor?"

„Noch eins!" rief der geſchäftige Zwerg, der ganz in ſeinem Elemente war. „Einen Malerrock müßt Ihr mir anziehen, wie wir ihn beim Arbeiten tragen, zumal wenn man ſo reizend gewachſen iſt wie Ihr. Der lange Faltenrock wird Euch ein Anſehen geben, — wie ein Prieſter-Talar."

Während des Umkleidens hörte man mit donnernder Haſt einen Wagen heranrollen.

„Da ſind ſie ſchon!" rief der Zwerg. „Das heißt ſeine Zeit erraten! Ihr ſeid ein Mann der guten Stunde!"

Der Zwerg lief vors Haus hinaus. Balm hörte den Wagen halten, Pferde wiehern, — ein Ge-

miſch von Stimmen, — das Herz ſchlug ihm! Er hatte wirklich noch bis zuletzt gezweifelt, daß das Mädchen kommen würde.

Der Zwerg riß die Thürflügel auf — wie brandende Wellen, denen die Venus entſteigen ſoll! Die Damen trippelten herein, nach ihnen Camillo, zuletzt der Hausherr. Gleich hinter ſich ſchloß er die Thüre wieder ab.

Eine korpulente Frau in krachender ſchwerer Seide war das erſte, deſſen Balm anſichtig wurde. Hinter ihr eine verſchleierte Dame, jugendlich-ſchlank, halb Juno, halb Hebe. Das dritte war der Schüler Camillo. Ein Jüngling von bachiſcher Schönheit! Noch lag der blöde Jugendtraum wie Tau und Morgennebel auf ſeinen unſchuldigen Reizen.

So ſah Balm die kleine Geſellſchaft eintreten. Aber gleich auf der Schwelle zuckte die jüngere Dame zuſammen und hinter dem Schleier hörte man den erſchrockenen Ausruf: „Iddio, noch ein zweiter Herr!“

Da ſprang der Zwerg vor und ſtellte, auf Balm weiſend, dieſen mit erhobener Stimme den Damen vor: „Der berühmte Künſtler und König der deutſchen Maler, Ritter Wilhelm von Kaulbach, Direktor der königlichen Akademie der bildenden Künſte in München, Ehrenmitglied ſämtlicher Kunſtinſtitute Europas und Inhaber der höchſten monarchiſchen und republikaniſchen Orden.“

Balm war ſprachlos erſtaunt. Die Uſurpation eines wirklichen zeitgenöſſiſchen Namens, und eines

ſo hochberühmten, ging ihm weit über den Poſſenſpaß, als welchen die leichtſinnige Frechheit des Buckligen es zu betrachten ſchien.

Dieſer aber, nun die Damen vorſtellend, fuhr mit unerſchütterlicher Grandezza fort: „Marcheſa Bernardina Manellini von Muzello, Ehrendame der Donna Selina, Braut des Fürſten Mariano Roſelli da Loreggia.“ Die Ehrendame aber machte ein ſprachlos dummes Geſicht zu ihrem Titel und verriet deutlich, daß ſie von demſelben mindeſtens ebenſo blau angelaufen war, wie Balm von dem ſeinigen.

Zuppa rückte Fauteuils zurecht. Die Bernardina ſank ſogleich der Tiſchplatte zunächſt, wo noch die weinduftenden Kelchgläſer ſtanden, mit krachendem Schwergewicht auf den Divan. Selina dagegen, welche regungslos ſtehen geblieben, muſterte ſcheu und ängſtlich den Raum und blickte ſehnſuchtsvoll auf ihre Rückzugslinie, die Thür, durch die ſie hereingekommen. Dort ſtand noch, demütig und unbeachtet, der Schüler Camillo, auf dem Arm den Mops der Duenna, eine Mantille, eine Handtaſche und zwei Sonnenſchirme, im Auge aber nichts als den Anblick des berühmten Kaulbach, den er gefeſſelt und völlig erſtarrt in Bewunderung faſt buchſtäblich anbetete.

„Mein Gott, der junge Menſch wird doch nicht auch dableiben wollen?!“ rief das Modell mit unverſtelltem Entſetzen.

Balm beneidete den Schüler. Alſo der junge Menſch geniert ſie noch mehr, als der berühmte Kaul-

bach! Welch ein Unterſchied zwiſchen junger Menſch und junger Mann! Aber ach, er war auch das Letztere nicht mehr, denn ſoeben erinnerte er ſich, daß ihn der Bucklige älter gemalt hatte. Recht grimmig verdroß ihn das jetzt.

Auf einen Wink Zuppas verſchwand Camillo aus dem Empfangsſaal in den Modellſaal. Wie ihn die Blicke der korpulenten Dame verſchlingend begleiteten, — dieſes Glück ging ſchon hinter ſeinem Rücken vor. Es blieb eine von den vielen ungeahnten Eroberungen.

Als dieſer verſchwunden war, pfauchte die dicke Dame unter heftigem Fächerwedeln: „Eine formidable Hitze! Man wird ſo durſtig dabei!“ Und die Richtung ihrer verliebten Blicke galt jetzt den Weinflaſchen.

„Ich laſſe ſie noch zappeln, die alte Schlauchgurgel; ſie ſoll mir zahm und dankbar werden“, ſagte Zuppa auf Deutſch zu Balm. Er holte von ſeinem Buffet bloß eine reizende Bonbonniere von Florentiner Majolika und präſentierte den Damen Süßigkeiten — in ſeiner Art mit viel liebenswürdiger Galanterie.

„Ich danke!“ hauchte Selina und rührte ſich nicht; auch die Duenna ſagte ablehnend: „man hat wirklich zu viel Durſt, um Süßes zu eſſen“, — wobei ſie in die Doſe griff und eine dicke Handvoll Bonbons in den Mund ſchob.

„Sie läßt mir keine Ruh', die Pumpröhre!“

ſagte Zuppa zu Balm. Und der Duenna antwortete er: „Wenn Sie befehlen, ſo ſchicke ich den Camillo zu der Aqua felice hinaus; es iſt der köſtlichſte Brunnen in Rom, ein kaſtaliſcher Quell, wahrhaft erſchaffen für Damen, welche ja begeiſterte Waſſertrinkerinnen ſind. Nur fürchte ich, der Brunnen iſt allzu kalt und Sie ſind noch erhitzt. Für den erſten Durſt muß ich den Damen ſchon ein Gläschen Wein aufnötigen. Sie ſollen Waſſer haben, ſo viel Sie wollen; jetzt aber bringen Sie mir ein kleines Opfer und trinken Wein. Ich bin für Ihre Geſundheit verantwortlich in meinem Hauſe."

Nach dieſer mit grauſamer Grazie geſprochenen ironiſchen Neckerei füllte der wälſche Schelm die vier Trinkgläſer, und die Duenna war taktlos genug, die Geſundheit des Herrn von Raulbach auszubringen.

„Ich danke in ſeinem Namen und werde es ihm deutſch überſetzen", ſagte Zuppa ſchnell, „der Cavaliere Guiellmo verſteht das Italieniſche nicht."

Balm warf dem Buckligen einen zornigen Blick zu, ihm, der ihn erſt alt und jetzt gar noch ſtumm machte. Er hat mich zu ſeinem Spott und nicht zu meinem Vergnügen mitgenommen, grollte er in Blick und Miene. Immer ärgere Streiche ſpielt mir der Gnom! Der aber lachte ſich Beifall zu über den Schachzug, wodurch er den deutſchen Mentor matt geſtellt und ſich ſelbſt zu ſeinem Dolmetſch, d. h. zu ſeinem Vormund und Cenſor aufgeworfen hatte.

Zu Balm aber ſagte er: „Sie bringt Geſund-

heiten aus, die Muſe des Suffs, um deſto ungenierter auf einen einzigen Zug ihre Gläſer zu ſtürzen. Merkt Ihr den Marketenderwitz? Sie iſt fein wie ein Eſeltreiber! Aber ſie treibt nicht, ſondern ſie wird getrieben."

Balm mußte ſich ſtellen, als hätte er die Ueberſetzung ihres Toaſtes gehört. Er neigte ſich gegen ſie, dankend, aber mit einer zeremoniöſen Zurückhaltung, denn er fürchtete, ſie keck zu machen.

So klangen denn die vier Gläſer zuſammen. Selina zitterte, als Balm mit ihr anſtieß; aber — that's nicht auch ſeine eigene Hand? Drei Gläſer wurden geſtürzt, das vierte blieb voll. Selina hatte kaum genippt.

Sie flüſterte der Duenna Worte zu. Dieſe machte ein böſes Geſicht. Selina ſtieß ſie an und ſah ihr mit dringender Forderung ins Auge. „Du biſt kindiſch, daß man ſich ſchämen muß", brummte die Ehrendame. Dann ſagte ſie laut zu Zuppa: „Sie fragt, ob ſich der fremde deutſche Künſtler nicht bald entfernen wird." Ihr Ton aber war ſo wegwerfend, wie wenn jemand etwas nachſagen muß, das ihm gleichgültig iſt, ja, das er tadelt.

Auch antwortete Zuppa mit großem Nachdruck: „Wo denken Sie hin, wir werden ja mit einander malen! Herr von Kaulbach kam geſtern morgens in Rom an, und ich, kollegialiſch neidlos und nur für den Ruhm der Kunſt und der Schönheit begeiſtert, telegraphierte ſogleich nach Neapel an den

Fürſten, ob er den ausgezeichneten Glücksfall nicht benützen wollte, die Schönheit ſeiner angebeteten und anbetungswürdigen Braut von der Hand des berühmten Cavaliere, des erhabenſten Sternes an unſerem Kunſthimmel, in einem unſterblichen Bilde verewigen zu laſſen. Die Antwort war ein raſches und freudiges Ja! Der Fürſt, voll Bewunderung für meine Großmut und voll Entzücken über die unſchätzbare Gelegenheit, telegraphierte umgehend zurück, wir ſollten beide malen. Und ſo wird Donna Selina das unerhörte Glück in der modernen Kunſtgeſchichte haben, in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit gleichzeitig gemalt zu werden von zwei Künſtlern, in der Blüte und auf dem Gipfel ihres Ruhmes, von dem gefeiertſten Deutſchen und von dem berühmteſten Römer. Evviva!"

Und noch einmal füllte Zuppa die Gläſer, und begeiſtert von ſeinem eigenen Lügenſchwall, brachte er einen Toaſt aus auf das Gelingen der welthiſtoriſchen Kunſtbegebenheit.

Es war charakteriſtiſch, die Gläſer klingen zu hören. Zuppa ſtieß an mit einer wilden gierigen Verve, die Bernardina rein praktiſch und materiell, Balm leicht und vornehm, die Kunſtreiterin aber verfärbte ſich, und ihr Glas verbarg ſich unter den andern wie ein Vöglein unter ſtrömendem Regen ſich ins Laub duckt. Sie hatte von dem ganzen ruhmredigen Toaſt nur die Worte gehört: wir werden ſie ja mit einander malen! Das war zu viel! Auch

wenn sie seit zwei Tagen sich mühsam vertraut gemacht hätte mit dem Gedanken, sich vor Zuppa zur Schau zu stellen, so war es wieder ein neuer Gedanke, dasselbe vor zweimal zwei Männeraugen zu thun.

Balms Empfindungen wogten wie Wasser und Feuer durcheinander. Er dachte an jenen Augenblick wildschöner Furie, wie das feurige Mädchen auf den Flügeln des Galopps ins römische Volk hineinsprengte, das vor Entzücken laut aufschrie, wie sie ihr dankbares Zurücklachen gleich Blumen herumwarf, die Macht ihres Zaubers im Jubel der Bezauberten genießend und vom Genusse berauscht. Wie schmerzlich hatte er die allzu rasche Flucht jenes Augenblickes empfunden! „Ich seh dich wieder", seufzte er damals, als ihn das Schwesternpaar eifersüchtig entführte. Und jetzt sah er sie wieder, — sollte sie sehen, sichtbar im Unsichtbarsten, weit über sein Hoffen, weit über das Recht aller übrigen Menschenaugen! Aber wie das kühn-berittene Mädchen still und verschüchtert jetzt dasaß, fragte er sich — war jener Augenblick nicht ihr brillantester Reiz und [illegible] es nicht ein knabenhaft-greisiger Dilettantismus, weiter zu gehen? So saß er, in Sinn und Empfindung gespalten, nicht weniger verstört und verlegen da, als das weibliche Opfer dieser Szene.

Aber Zuppa, der seine Erwartung getäuscht sah, das Mädchen zu betäuben oder auch nur ‚anzuheitern', verlor die Geduld und drängte rasch zur Entscheidung.

„Wohlan!“ rief er, „wir haben unſer Werk leben laſſen, aber es lebt nicht von ſelbſt. Fangen wir an!“

Das Mädchen erblaßte.

Zuppa fuhr fort: „Die Poſe des Akts, — Pardon, meine Damen, das iſt ein Kunſtausdruck; wir Maler nennen eine menſchliche Figur, welche nackt nach dem Leben gemalt wird, einen Akt. Alſo die Poſe des Aktes, ich will nämlich ſagen die Stellung oder die Lage, in welcher ich mein Modell malen ſoll, iſt mir von dem fürſtlichen Auftraggeber nicht vorgeſchrieben. Es liegt daher in meinem Künſtlerrecht, die Stellung, die mir die ſchönſte dünkt, ſelbſt auszuwählen. Aber Sie ſollen ſehen, daß ich galant ſein kann. Ich trete mein Recht Ihnen ab, mein Engel. Natürlich hoffe ich, daß Sie fein fromm und verſtändig ſind und billig mit mir umgehen. Denn allerdings müſſen wir uns über eine Poſe verſtändigen, welche den Anblick der Schönheit nicht verkümmert, ſondern möglichſt vorteilhaft und vielſeitig entfaltet. Alſo zum Beiſpiel! Hier haben wir ein Album von weiblichen Schönheiten in den mannigfaltigſten und glücklichſten Stellungen des nackten Körpers. Kommen Sie, meine Verehrteſten, ſuchen wir uns die unſrige aus!“

Der kleine Bucklige ſchob ſich mit juckender Behaglichkeit zwiſchen die Damen und ſchlug einen prachtvollen Bildereinband auf, ein Album von den landläufigen weiblichen Nacktheiten — Badende Nymphen — Suſanne im Bade — das Urteil der Phryne

— das Urteil des Paris — Diana und Aktäon — Danae — Leda — die Venus mit ihren so und so viel Namen — u. s. w.

Die Kunstreiterin überwand sich mit sichtlicher Mühe, einen flüchtigen Seitenblick in das Buch zu werfen, aber sofort rief sie mit Heftigkeit: „Aus den Augen!"

Balm war erstaunt über Zuppas Verkehrtheit. Der stümperhafteste Menschenkenner hätte bei diesem Metier durch die Erfahrung selbst schon gewußt, daß es noch leichter sein müsse, ein Modell wie die Kunstreiterin, zur Hauptsache, nämlich der Entkleidung, geradeswegs zu führen, statt auf dem schwierigen und ganz unnötigen Umweg, erst die Pose zu debattieren und dabei Bilder zu zeigen, welche die Phantasie nur peinigen und abschrecken konnten. Oder wußte der Mensch genau, was er that, und war es die Frevellust dieses Satyrs, daß er sich absichtlich Schwierigkeiten machte und gegen den Strom schwamm, nur um den Effekt der Steigerungen stufenweise zu schlürfen?

Aber dann hatte er eine Schlappe erlebt. „Aus den Augen!" Um seine Niederlage zu verbergen, sagte er, wie aus einer tiefen Zerstreuung erwachend: „Aber Pardon, — ich muß ja meine Gäste bedienen! Die Gläser sind leer und dort stehen noch volle Flaschen." Er sprang an sein Büffet, wohin ihm die Blicke der Bernardina mit Lüsternheit folgten und sagte zu dieser leicht und lässig: „Teure

Marcheſa, Sie helfen unterdes unſerm Engelchen bei ſeiner Wahl, die ja wirklich ſchwer werden wird. Reden Sie auch ein Wort drein! Das Beſte wäre freilich, wir könnten das liebenswürdige Kind in all dieſen Poſen zugleich malen; ich bin auch überzeugt, daß das ſchöne Fräulein im Stillen das Nämliche denkt. Ei, warum denn auch nicht? Wert wär ſie's wahrhaftig!"

Dieſer Rückzug, womit er das Weibliche einem Weibe abtrat, war eben ſo geſchickt als geſchmackvoll. In der That fing Selina an, hin und wieder einen Blick auf die Blätter zu werfen und ſich mit ihrer Begleiterin auf einzelne Worte einzulaſſen. Die Bernardina aber betrug ſich ſo, daß ſie dem Teufel keine Freude verdarb, der zwiſchen ſich und Gretchen überall eine Frau Schwerdtlein als Bindeglied zu finden liebt. So hörte man zwiſchen den beiden zuſammengeſteckten Frauenköpfen bald dieſen bald jenen Namen von Göttinnen und Nymphen im wiſpernden Gemurmel nennen, während Zuppa bald dieſe bald jene Weinſorte nannte und ſeinen Orvieto, Aliatico, Marino, Marſala wie lebende Perſonen anredete, ihnen höfliches Betragen und gute Aufführung gegen die Damen empfahl und ritterliche Lehren mit auf den Weg gab, wie ſie ſich gegen das ſchöne Geſchlecht ſüß und feurig zu benehmen hätten. Es war zwiſchen dem Büffet und dem Gaſttiſch ein wunderliches Duett von zwei ganz verſchiedenen Melodieen, die aber doch punctum contra

punctum geſetzt waren, und worin ſich die Stimmen des Malers und der Duenna in jenem Einklange begegneten, wo die Aehnlichkeit des angeborenen Charakters Verabredung oder lange Bekanntſchaft mehr als erſetzt.

Endlich hatte Zuppa eine Unzahl von Gläſern als Stichproben ſeiner verſchiedenen Edelweine zum Koſten und Naſchen gefüllt, und ein Weinduft verbreitete ſich, ſo ſinnenbezaubernd, ſo wonneſchmeichelnd und herzverführeriſch, daß man deutlich herausroch, dieſes Netz von Düften ſollte als letzter Verſuch endlich die kleine ſpröde Venus einfangen, — denn für die Aja wäre es mehr als Luxus geweſen.

Mit ſeinem Cabaret voll Deſſertweinen, wie mit einer unüberwindlichen und im voraus ſiegesgewiſſen Batterie, in der andern Hand einen Teller voll edelſten Backwerks, rückte Zuppa den Damen an den Leib, und zum drittenmale erhob ſich ein Glockenſpiel von Gläſerklingen und ein Gläschen ſchmeckte pikanter und reizender als das andere, und alle verſchwanden ſie, denn buchſtäblich erfüllte ſich jetzt, was der Zwerg vorausgeſagt hatte, — die Duenna trinkt nicht ſchlecht und auch der Kunſtreiter-Engel ſchluckt wohl diverſe Kelchgläſer in ſein Lilienhälschen hinab.

Das that ſie, die holde, ſchüchterne Selina. Sie trank wie zuvor Balm getrunken hatte, wild, raſch und mit dem ſichtlichen Entſchluß, trinken zu wollen. Aber du biſt kein Balm, dachte dieſer ſelbſt. Armes

Kind, was soll ich da kommen sehen? Er betrachtete sie mit immer herzlicherer Teilnahme.

„Und nun lassen Sie sehen, was Sie gewählt haben", sagte Zuppa fest und herausfordernd.

„Etwa eine von diesen", sagte die Bernardina und wies einzelne Blätter vor. Es waren: eine ruhende Venus nach Canova, Titians Venus mit Spiegel und Amor, die junge Hebe nach Devivier, die Jo zu Canope nach einem pompejanischen Wandgemälde, die Sakontala nach Riedel und die Pastorella nach Bienaimé.

„Pfui Teufel", rief der Maler, „das ist ja lauter Leinwäsche! Sind Sie bei Trost? Ich glaube, Sie haben mich zum Besten. Alle diese Modelle sind nur am Oberleib nackt, aber der ganze Unterleib ist drapiert. Das wäre mir eine Hungerkur! Was für Schönheiten verbirgt noch so ein verhüllter Unterleib! Um Gotteswillen, weg mit dem Tuch! Es ist eine Todsünde in meinem Katechismus! Haben Sie schon gehört, daß die ewige Seligkeit halbiert ist? Wenn sie nicht ewig ist, so ist sie auch nicht mehr Seligkeit, denn der sterbliche Mensch will unsterblich sein und nicht mitten in der ewigen Seligkeit doch wieder aufhören. Gerade so ist's mit dem weiblichen Schönheits-Ideal. Es darf nicht aufhören in Tüchern, es muß ganz sein. Weg mit den verhüllten Unterleibern; suchen Sie Ihr Modell unter den ganz Nackten!"

Das Mädchen wurde flammend rot und biß die Lippen.

Mit wachsendem Mißfallen hatte auch Balm zugehört, ob sich die lüsternen Worte Juppas bis zur Beleidigung des weiblichen Ohrs versteigen wollten. Woher er nur das kostbare Gleichnis von der ewigen Seligkeit hat? dachte er; das könnte ein Santafiore gesagt haben! Aber um solcher Goldkörner willen war dem Wühler im Schlamme nicht recht beizukommen.

Die Bernardina indes blätterte geduldig noch einmal auf und ab, denn sie ersah dabei die Gelegenheit, gleichsam zerstreut und geistesabwesend, ungefähr wie ein tiefer Denker seine Prise Tabak nimmt, ihre geliebten Weingläser auszuleeren.

Endlich legte sie der Kunstreiterin mit einem fragenden Blicke ein Blatt vor. Es war Tizians Venus mit dem Lautenschläger.

„In Gottesnamen!“ sagte das Mädchen gleichgiltig und fast ohne es anzusehen.

Balm fixierte sie mit einem forschenden Auge. Was war das? Er glaubte zu finden, sie sei in das Stadium der falschen Scham gegen die wahre getreten. Sie schäme sich ihres Zagens und Zauderns, sie fürchte sich lächerlich zu machen, sie fühle sich in einer überhandnehmenden Verlegenheit, aus der sie noch bei Zeiten herauswolle.

Also hätte der Maler doch recht gehabt mit seiner Politik des Folterns und Mürbemachens?

Dieſer aber brummte das Blatt, das ihm die Damen vorlegten, mit Kopfſchütteln an: „Alſo Tizians Venus mit dem Lautenſchläger? Hm, hm! Schöner Akt, — nichts einzuwenden, — tadelloſe Haltung! Das ruhende Liegen — freilich — wenn man's genau anſieht — zu Ihrem Weſen paßt's eigentlich nicht. Sie ſind Feuer und Leben. Das Schulpferd iſt Ihr Element. Ihre Schönheit iſt Bewegung und Handlung. Der Fürſt hat Sie auf dem Pferde kennen gelernt, — er wird ſich nicht dreinfinden, wenn Sie ſo faul daliegen und in die Luft ſtarren. Das Bild wird ihm fremdartig vorkommen. Ganz ausgewechſelt. Hol mich der Teufel, es geht nicht! Je länger ich's herumkäue, deſto weniger ſchmeckts. Nein, nein! das ruhende Liegen iſt nichts für Sie. Ich möchte mehr Muskelſpiel bei Ihrem Akt. Thätigkeit, Spannkraft, ſagen wir geradezu Aufregung. Corpo di Bacchó, ich hab's! Sie ſind die Amazone von Riß. Da hat kürzlich ein Deutſcher — ſapriſti, wo ſteckt nur das Blatt? Camillo! Camillo! Ich glaube, der Haſenfuß verſteckt ſich vor Frauen. Gleichviel. Ah, ich weiß ſchon. Sehen Sie, da haben wir das Blatt. Das iſt die Amazone von Riß. Was ſagen Sie dazu, he? Ein reitendes Mädchen, hoch im Sattel gebäumt, den Arm zum Speerwurf erhoben, in atmender Haſt, mit ſchnaubenden Nüſtern, alles Muskelſpiel aufwärts geſträubt, dem erhobenen Arme nach, der Oberleib ganz Weite, Ausdehnung, Ueberholung,

der Unterleib tief in ſich ſelbſt gebogen, nach einwärts verjüngt — —"

„Ich reite nicht à califourchon", durchſchnitt ihm Selina kurz den ganzen Wortſchwall.

„Nicht? Schade, ſchade, — bedauere es ſehr, — jammerſchade, wirklich ein Unglück! Hätten Ehre eingelegt mit dem Bilde. Der Fürſt wäre dankbar geweſen. Ewig Schade. Dieſe Figur, — aufgeſchnellt wie ein Bolzen, — Pfeil und Bogen zugleich, — Leben bis in die Fußſpitze hinab, — ein Blitz von Frauenmuskeln, eine Rakete als Menſchenleib . . ."

„Hör einmal auf, alter Marktſchreier", unterbrach Balm den ſchmatzenden Schwätzer.

„Was ſagt der deutſche Herr?" fragte die Bernardina.

„Er ſchlägt uns die Bacchantin von Kallide vor", antwortete der Zwerg als geiſtesgegenwärtiger Dolmetſch. „Und bei Gott, mein berühmter Kollege hat recht. Er trifft den Nagel auf den Kopf. Ich bitte ſich ſelbſt zu überzeugen. Da haben Sie den Stich nach dem Original. Das iſt die Bacchantin von Kallide, die Poſe, die uns der Kavaliere anrät. War das ein Gedanke, he? Ein wahres Orakel; mein Wort iſt Gold. Dieſe Bacchantin von Kallide iſt die Muſter-Poſe des weiblichen Modells. Für ewige Zeiten! Nie kann ein Weib ſchöner liegen. Ich bitte Sie, betrachten Sie wohl, was wir da ſehen! Wir ſehen über den langgeſtreckten Rücken eines

Panthertieres hingegossen — einen strammen jugendlichen Mädchenleib. Und nun ist der Witz dieser: das Bacchusmädchen wirft sich auf sein lebendiges Ruhebett hin und streckt, wie man sagt, alle Viere von sich. Kopf und Hals liegen tief, links und rechts baumeln die müden müßigen Arme, hüben und drüben an den Flanken des Tieres die Beine herab, — sie läßt alle Glieder hängen. Ihre ganze Seele, aufgelöst in Trunkenheit, gewährt das Bild einer schlaffen Abspannung. Aber siehe da, just das entgegengesetzte Bild gewährt uns der Leib: seiner eigenen Schwere sich überlassend, versetzt er Alles in eine straffe energische Anspannung. Am Gewicht der herabhängenden Beine spannt und ebnet sich der Leib; am Gewicht des Kopfes und der Arme, die lässig zurückfallen, treibt sich der Brustkasten heraus, der an Wölbung gewinnt" . . .

„Das wähle ich nicht", sagte Selina einsilbig und hätte am liebsten gar nichts gesagt, so finster legte sie das Blatt auf die Seite. Und wahrlich, wer die Statue, von welcher die Rede ist, kennt, der kann keinen Augenblick glauben, daß das Mädchen, welches wir in der Kunstreiterin kennen gelernt, zu bewegen gewesen, diese Pose zu wählen, oder daß es Juppa überhaupt nur ernstlich damit hätte meinen können.

Der Zwerg aber schwatzte: „Also wählen Sie nicht; auch die Bacchantin nicht! Noch mehr schade als um die Amazone! Ei, ei, sind Sie ein Köpfchen!

Wären Sie nicht so schön und lieb, so könnte ich bereuen, Sie in diese Dinge drein reden zu lassen. Aber was thut man nicht, einem so unartigen allerliebsten Kinde zu Liebe! Ei, du kleiner, querköpfiger Engel, du widerspenstiges Himmelchen du, wie soll ich dich ausschelten, du Kaprizen-Prinzeßchen, du Blümchen Unfolgsam, du Granatapfel voll Nein- und Nicht-Körner, du — du — du — die Sprache hat kein Wort und die Phantasie kein Bild für ein so nichtsnutziges, verzogenes Trotzköpfchen, den Ausbund von Liebenswürdigkeit und Eigensinn! Setzt mir auch meine Bacchantin matt! Eine Pose, wie vom Himmel gefallen! Ein wahres Evangelium des weiblichen Körpers! Ich möchte wissen, was er sich Besseres wünschen kann? Welch eine Pose, der Rumpf auf der Horizontalen und sämtliche Extremitäten unter der Horizontalen! Das giebt eine Dehnung, Streckung, Spannung, ein Wölben hier, ein Glätten dort, daß es eine Fünfzigjährige wie auf einen Zauberschlag um dreißig verjüngen könnte!"

„Ob du wohl aufhören wirst, buckliger Priap!" rief Balm mit einem drohenden Blicke.

„Was sagt der berühmte Mann?" fragte die Duenna neugierig.

„Er sagt, seine Zeit ist kostbar."

Das Mädchen erbleichte. Alles Rot der Weingeister, die sie geküßt, verschwand wieder aus ihren Wangen.

„Hier herein, wenn ich bitten darf", kommandierte Juppa zum Eintritt in seinen Modellsaal.

Selina schauerte.

Juppa bemerkte es, und in seiner grausamen Weise mußte er es auch noch zur Sprache bringen. „Rekrutenfieber!" sagte er. „Aber desto ehrenvoller die Schlacht und ihre Orden und Auszeichnungen. Ja, mein schönes Fräulein, unsterblicher Ruhm erwartet sie!"

„Coraggio!" rief die Duenna, welche die Gelegenheit ersah, ein letztes Glas zu schwingen.

Selina sah sie mit Blicken der Verzweiflung an. Sie nahm das dargebotene Glas nicht. Moralischen Mut oder moralisches Vergessen im Trinken zu suchen, war so wenig ihre als Valms Sache.

Dieser betrachtete sie in dem Augenblicke, der sich zur Katastrophe zuspitzte, mit gespannterer Aufmerksamkeit. Keine Spur von Koketterie; der Widerstand ehrlich, nur leider weiblich! Keine Spur auch von Stahl und Eisen!

„Und nun vorwärts, vorwärts!" drängte der Maler. „Helfen Sie dem lieben Kinde", winkte er der Aja, die längst sein einverstandenes Werkzeug war.

„Komm!" sagte diese, mit Heroismus von dem weinbesetzten Tische sich abwendend.

Selina sah ihr trostlos ins Auge.

„Ein Fürst!" flüsterte ihr die Kupplerin zu und streichelte ihre Wange.

„Sie auch, Herr Direktor; kommen Sie!“ rief Zuppa zu Balm hinüber; reichen wir unſern Damen den Arm.

„Nein, nein!“ ſchrie Selina heftig, welche nicht die Worte aber die Bewegung verſtand. „Wir brauchen die Herren noch nicht.“ — Sie ſtürzte fluchtähnlich in den Malerſaal und warf mit der Duenna die Thürflügel hinter ſich zu.

„Das iſt auch eine von den Modell-Marotten“, ſpottete Zuppa. „Sie glauben Wunder was geleiſtet zu haben, wenn ſie ein ſepariertes Kabinet haben, oder hinter einen Ofenſchirm kriechen und ſich ungeſehen ausziehen. — Aber, Wetter, warum machen Sie nicht auch das Maul auf? Warum laſſen Sie ſich die Steigerung des Effekts entgehen, wie ein Fähnchen ums andere fällt? Saperment, das muß man ſehen!“

„Ich ſage Ihnen, das Mädchen iſt eine Märtyrerin!“ rief Balm, der mit Mühe an ſich hielt. „Laſſen Sie Ihre Narrenspoſſen! Wir treiben ein ſchändliches Spiel. Sie haben ſich furchtbar vergriffen in Ihrem Werkzeug. Ich ſage Ihnen, dieſe Kunſtreiterin iſt ehrbarer als eine ganze Puritaner-Gemeinde. Nichts dümmer als einen Menſchen nach ſeinem Stande taxieren!“

„Eins iſt noch dümmer: einen Menſchen nach ſeiner Nation nicht taxieren. Der Eſel war ich. Ich hätte Sie beſſer kennen ſollen. Sie ſind ſo langweilig wie alle Deutſchen. Im Genuß haben ſie

Gewiſſensbiſſe und bei der Gewiſſenhaftigkeit krepieren ſie vor Genuß-Hunger!"

Balm war betroffen. Alſo ſo ausgemacht war dieſe Wahrheit, welche Goethe's Fauſt ausſpricht, daß ſie jeder wälſche Schlingel faſt mit den nämlichen Worten zu ſagen weiß?! Mit kleinlauterer Stimme antwortete er: „Zwiſchen Genuß und Genuß iſt ein Unterſchied."

„Wunderbar richtig! Aber lebt Einer ſo lang, um den Unterſchied unterſcheiden zu lernen? He? Seid ihr wirklich der Narr, der Weiber auslernen will? was?"

Balm ſtampfte mit dem Fuße. Er war rot geworden.

Zuppa, ſeines Sieges mit Scharfblick bewußt, verfolgte ihn und fuhr fort: „So ein deutſcher Ideal-Narr kann hundert Phrynen anbeten und ſich lächerlich machen, eh die Veſtalin darunter iſt. Ein geiler wälſcher Affe, wie ich, vergreift ſich höchſtens einmal an der Veſtalin; wenn er Hunderte und Hunderte als Phrynen angreift. Aber bei Gott, lieber bin ich doch einmal ruchlos als hundertmal ein Eſel!"

Es war eine Kraft und Sicherheit in dem Kleinen, — wie ein Löwe, welcher Blut geleckt hat, wie ein Anteus, welcher auf ſeinem mütterlichen Erdboden ſteht und Mark daraus ſaugt. Balm ſelbſt war verwundert.

Zuppa nahm ſeinen Gaſt unter den Arm und machte den Modellſaal auf.

„Noch nicht!“ kreiſchte Selinas Stimme.

„Ei was, ſei'n Sie kein Kind!“ — Und der Kleine trat ein mit dem ganzen Aplomb ſeines Hausherrnrechtes.

Ein weißes zerpflücktes Röslein huſchte hinter die Aja und war ſehr gut verſteckt durch das Bollwerk. Auf dem Boden zerſtreut lagen Kleidungsſtücke umher.

Der Zwerg witzelte: „Die Nebel ſinken ſchon; bald werden wir die Sonne ſchauen.“

Hinter dem Rücken der Duenna vollendete Selina inzwiſchen ihre Modelltoilette. Sie warf ein Korſett, einen Unterrock, ein paar Strümpfe beiſeite. Noch ein Moment — und wie ein Blitz voltigierte die Kunſtreiterin auf das Malerbett. Dort lag ein grünes Tuch, zu Draperie-Studien dienend. Das zog ſie bis an den Hals an ſich. So zuſammengekauert und eingewickelt blieb ſie regungslos liegen.

Der Zwerg kreuzte die Arme über die Bruſt und ſtellte ſich mit Humor vor ſie hin. „Richtig“, ſagte er, „das iſt die Venus mit dem Lautenſchläger, wie ſie leibt und lebt!“ — So lächerlich war dieſe Zuſammenſtellung, daß ſelbſt Selina einen Augenblick lächeln mußte. Im Grunde war ſie ein munteres lebhaftes Weſen voll Heiterkeit und Mutwillen, eines jener Mädchen, welche, ſolange ſie nicht aufs Aeußerſte gebracht ſind, die Meinung erwecken, das Aeußerſte zu erreichen, ſei ſehr leicht.

Der Zwerg fuhr fort: „Ich kann Ihnen nur ſagen, ſo ein grünes Laken iſt wunderbar ſchön. Das

Publikum würde weit zahlreicher in unsere Gallerien strömen, wenn wir statt der Venus, der Jo, der Leda, der Danae, der Susanna, der Kleopatra — nichts malten als grüne Vorhänge. Was? Schade daß die menschliche Haut nicht grün ist. Aber in diesem Falle würden Sie sich in fleischfarbene Tücher wickeln. Sagen Sie, Kindchen, philosophieren Sie auch? Wirklich, Donna Selina, Sie könnten mich armen unwissenden Mann sehr zu Danke verpflichten, wenn Sie mir vordemonstrieren wollten, warum die Pferdedecke schöner sein soll als das Pferdchen? Oder schämen Sie sich auch in Ihrer edlen ritterlichen Kunst, eine Isabella zu reiten, weil die fleischfarben aussieht? Und wie wär's, wenn wir die Isabella in grüne Schabracken einhüllten?"

„Er spricht wie ein Buch!" rief die weinglühende Aja begeistert.

„Danke, meine Gnädige, aber sagen Sie, er spricht besser als ein Buch. Millionen Bücher setzen uns die Dummheit in den Kopf — daß die menschliche Schönheit sich schämen muß. Wir Künstler haben dann Teufelsnot, die Köpfe wieder zurecht zu setzen. — Allons, Donna Selina, coraggio! Weg mit dem Fetzen!"

Augenblicklich veränderte sich ihr Gesicht. Sie zog die Draperie fester an sich.

„Wenn Sie nicht gutwillig folgen, so lege ich selbst Hand an", drohte der Zwerg mit glaubwürdigster Entschlossenheit.

Balm rief sofort: „Unterſteh dichs, alter Sünder, oder ich breche dir das Genick! Vor meinen Augen rührſt du keinen Finger an ſie!“

„Was ſagt der Deutſche?“ fragte die Duenna.

„Er ſagt, ſie ſoll froh ſein, daß es keine ärztliche Unterſuchung iſt.“

„Bei Gott, der Mann hat recht!“ rief die Duenna ein wenig voreilig.

Selina ſah ſie vorwurfsvoll an.

Aber die Duenna fuhr fort: „Du biſt wirklich ein Kind. Was werden die Herren denken!“ Und ſie unternahm es ſelbſt, das junge Mädchen von der Draperie zu entblößen. Nur einen Zipfel des Tuches behielt Selina krampfhaft in der Hand. Sie breitete das Tuch über den Schoß und ſchlug ihre Hände vor's Geſicht.

Es war erreicht!

Einen unausſprechlichen Blick des Triumphes warf Juppa auf Balm. Dieſer hatte den Eindruck, als neckte ſich der Faun faſt auch mit ihm ſelbſt, ſo ſchadenfroh war ſein Blick.

„Was ſagen Sie, Herr Direktor? ein ſchönes Modell!“ ſagte er auf italieniſch, gleichſam als bräche ſeine Mutterſprache wie ein Naturlaut hervor, und habe er im Feuer dieſes Anblicks vergeſſen können, daß ja der Fremde ein Deutſcher. „Corpo di Baccho“, fuhr er fort, „wenn es an mir wäre, über einen Leib, welcher Fürſten gebären ſoll, Bemerkungen zu machen, ſo würde ich . . .“

„Nein, es ist nicht an dir!“ rief Balm; „halte dein lüsternes Schandmaul.“

„Was sagt der Herr aus Deutschland?“ fragte die Aja.

„Er sagt, das Modell ist zu stark bedeckt. Und bei Gott, diese Bemerkung ist zu richtig als daß ich . . .“

„Wir haben's ausgemacht!“ rief Selina heftig und zog das Tuch nur noch stärker an sich. Ihr Gesicht, durch diese Handbewegung frei geworden, flammte gewitterisch. Sie schien zu Ende mit Nachgeben und passiver Schüchternheit.

Balm war starr über die Frechheit Zuppas. Ein Augenblick — und er hatte sich gefunden. „Mademoiselle, parlez-vous peutêtre français?“ wendete er sich an die Reitkünstlerin.

„Un peu, Monsieur“, war die gelispelte Antwort.

Und nun fuhr Balm auf französisch fort: „Herr Zuppa scheint Ansprüche an Ihre Pose zu machen, die ich nicht teile. Nur ein Modell, das sich um Lohn verdingt, hat sich den künstlerischen Ansprüchen des Malers zu fügen, mit nichten aber eine Dame, welche der Kunst ein freiwilliges Opfer bringt. Sie besitzen die vollkommenste Freiheit Ihrer Bewegungen.“

„Ah, Sie wissen mit Frauen zu sprechen!“ rief das junge Mädchen entzückt, und übte sogleich ihr Frauenrecht, indem sie die ganze Draperie zusammen-

raffte und ſich hocherrötend bedeckte. Balm glaubte das alte Wunder erneuert zu ſehen: eine weibliche Statue beſeelt vom prometheiſchen Himmelsfunken! Er ſah die reinſte und unmittelbarſte Naturwirkung ſeiner Worte. Um wie viel reizender war dieſe Verhüllung als alle Entblößung!

Zuppa machte große Augen.

Das Mädchen aber fuhr fort: „Befreien Sie mich von jenem Manne. Er mißfällt mir gänzlich. Malen Sie mich allein. Der Fürſt wird einwilligen müſſen. Verlangt er ſo viel, ſo darf ich auch etwas verlangen. Muß ich mich malen laſſen, ſo will ich nur von Ihnen gemalt ſein."

Balm glaubte in die Erde zu ſinken, wie ſein Lügenanteil an dem frivolen Spiel auf ihn jetzt zurückfiel. Er ſtotterte Ausflüchte — „kollegiale Rückſichten" — „Keinen verdrängen wollen"; — aber das ſüdliche Feuerköpfchen war nicht mehr zu halten. Wie von einem Blitz erleuchtet, mit einem plötzlichen Aufſtrahl des Auges und des zündenden Gedankens darin, rief Selina aus: „Hören Sie, was mir einfällt! Malen Sie mich gar nicht! Portraitieren Sie bloß mein Geſicht und malen Sie einen beliebigen Körper dazu!"

„Das ſprach ein Gott aus dir, du, du, meine Erlöſerin!" Balm ſtürzte auf die Knie vor das Malerbett hin und bedeckte die Hand des Mädchens mit ſeinen Küſſen.

Jeder als Menſch-Erſchaffene hätte geahnt, daß

hier eine große innere Geſchichte zum Durchbruche kam und ein tiefes, wenngleich verſchwiegenes Seelenleben von einer entſcheidenden Kriſis ergriffen worden. Nur Zuppa nicht. Ein knieender Mann vor einer jungen Schönen, das paßte nun einmal in ſein Gehirn bloß unter einer einzigen Form.

Hinter Balm zappelnd und geſtikulierend, ſchnarrte der Zwerg: „Ah, mein Freund, ihr betet da in jener ſchmuckloſen Puritanerkirche, von welcher mein Freund David in Paris zu ſagen pflegte: ‚nu comme un mur d'eglise.' Bin ſelbſt ein fleißiger Kirchenläufer in dieſem Bethaus. Mir ſcheint, ich ſehe da eine Verlobung vor meinem Hochaltar? Wird ſchon Beilager gehalten? Soll ich den Pfaffen holen? Oder genießt ihr das Sakrament gleich au naturel? — Und ich? O, mein verfluchter Buckel! Leutnants-Taille wollen ſie Alle."

Dieſe Worte erinnerten Balm, was zu thun war. Er ſtand auf und ſagte zu Selina: „Mein Fräulein, die Sitzung iſt aufgehoben. Wenn Sie mir erlauben, Sie nach Hauſe zu begleiten, erweiſen Sie mir eine Ehre, die ich dankbar annehme." — Den Buckligen aber führte er mit den Worten hinaus: „Kommen Sie, Zuppa, die Damen machen Toilette und müſſen allein ſein."

„Bitte gehorſamſt", ſträubte ſich dieſer, „was bedeutet das alles? Ich begreife Sie nicht. Ich bin doch ſozuſagen der Hausherr in meinem Studio . . ."

Aber nichts erklärt ſich leichter als der handelnde Wille eines Menſchen. Ohne zu begreifen, begriff Zuppa, daß er nachgeben müſſe. Balms Recht, zu gebieten, lag in der Art, wie er es ausübte. Seine Stimmung war gebieteriſch; ſein ganzer Zuſtand ein Bild des Außerordentlichen; Blick, Ton, Schritt, Gebärde, die ganze Geſtur von einem gehobenen, faſt idealen Maße. Zuppa, der nie den Ernſt teilte, mußte zuweilen doch an ihn glauben. Ein ſolcher Augenblick war der gegenwärtige, und er imponierte ihm.

Im Nu hatte die Scene ſich jetzt verändert.

Selina ſtand angekleidet an der Seite ihrer Duenna wieder vor ihm, ehe ſich Balm noch beſonnen, ob ſie lang oder kurz dazu gebraucht, ob er in der Zeit oder in der Ewigkeit gelebt. Er bot ihr den Arm, ließ den Wagen vorfahren, rief den Schüler mit den übrigen Sachen herbei und ſchob den zappelnden Zwerg, der wie eine windſtille Windmühle in die ganze, ihm unverſtändliche Handlung vergebens einzugreifen ſuchte, mit den paar Worten bei Seite: „Halten Sie uns jetzt nicht auf; wir ſprechen ja noch!“

„Maeſtro, was geht da vor?“ Verſtändnislos ſtarrte der Schüler dem davon rollenden Wagen nach.

„Camillo, wir haben einen Buckel!“ ſeufzte der Zwerg und ſchlich in ſeinen Fuchsbau zurück.

VIII.

„Portraitieren Sie bloß mein Geſicht, aber malen Sie einen beliebigen Körper dazu!“ Entſtand dieſer Gedanke einmal in einem weiblichen Kopf, ſo konnte er öfter entſtanden ſein. Aber noch mehr. Es könnte ein Mädchen gar nicht ſo weit gegangen ſein wie die Kunſtreiterin, ſondern der Zumutung des malenden Kupplers gleich anfangs und ſo entſchieden ſich verſagt haben, daß dieſer aus eigener Ratloſigkeit den Betrug erfand, welchen ein ungebildetes römiſches Mädchen zu ſpät und erſt in der verzweifeltſten Marter ihres Gefühls erfunden. Was Zuppa von der bewunderungswürdigen Treue zwiſchen dem Maler und ſeinem Auftraggeber gefabelt hat, — wer wäre denn naiv genug, ſolche Ruhmredereien buchſtäblich zu nehmen? Und wenn! Mag er die Regel beteuert haben; aber Ausnahmen wird die Regel doch zulaſſen? eine Ausnahme!

Wie ein Taucher am Meeresgrunde wühlt Balm in ſeinen Gedanken. Zugeſchlagene Pforten ſind wieder aufgethan, aber noch kann er nicht hineingehen. Ergrimmte, verhärtete Seelenfinſternis wird wieder von einem Lichte durchſtrahlt, aber noch iſt es geſtaltloſes Licht, das nur blendet, nicht zeigt. Sein Schmerz iſt haltlos geworden, und die Gewißheit ſeines Unglücks iſt erſchüttert, aber er hat keinen neuen Halt und keine Gewißheit des Glücks. Er hat eine Möglichkeit, eine befreiende, erlöſende, alles

wieder gut machende Möglichkeit, aber keine Wirklichkeit. Nein! wirklich iſt ſie noch nicht. Wie macht er ſie wirklich? An welchem Punkte greift er den zarten, ſchwer zu entwirrenden Faden an? Wie überzeugt er ſich?

Leidenſchaftlicher, verworrener Zuſtand! In einem anderen Sinne wieder unerträglicher, als das entſchiedene und feſt geglaubte Unglück! Ein Glück, das möglich aber nicht bewieſen iſt. Ein Beweis, der unmöglich iſt!

Balms Frage liegt ſo einfach nicht, wie Schuld oder Unſchuld. Sie iſt zweiköpfig, ſie hat ſich verdoppelt. Löſt ihm die erſte Frage aufs glücklichſte; — neue Frage, iſt es noch ſein Glück? Iſt ſein Recht nicht verloren? ſeine Spur übergraſt? ſein Andenken gerichtet? ſein Daſein bei den Toten?

Und zuletzt?!

Tiefer und immer tiefer forſche mir nach, unſeliges männliches Gewiſſen! Iſt deine Treue nicht ermattet? Wünſcheſt du nicht deine Freiheit, heißhungerige Beſtie des männlichen Freiheitstriebes? Sage dir auch das noch. Sag Alles. Doch nein; ſage es nicht. Es gibt Scheußlichkeiten auf dem Grunde der menſchlichen Seele, welche die Unaufrichtigkeit zur Pflicht und die Aufrichtigkeit zum nackteſten Cynismus machen. Schrei auf, wenn du ſie am Grunde deiner Seele entdeckſt, aber ſage der Welt nicht, warum du aufſchreiſt. Sage nicht Alles!

Wie ein Rasender irrte Balm auf seinen Wegen umher.

Er fühlte Dank gegen Rom, das durch den Mund eines harmlosen Mädchens solche Lichtspuren in sein nächtiges Wähnen geworfen, das ihm eine Erscheinung geschickt, gleich jenen Barmherzigen auf dem Schlachtfelde, welche den vergessenen Sterbenden im hilflosen Verbluten doch noch zu finden und der Wunde, so lang sie noch heilfähig, Heil zu bringen wissen. Nicht umsonst ist er nach Rom gegangen; es hat ihn zu einem Wendepunkt geführt. Aber eben deshalb fühlt er ein Stadium abgelaufen und doch kein neues mit Deutlichkeit vorgezeichnet. Ein zernichtetes, zielloses Irresein martert ihn. Was beginnen? wohin sich wenden? Tausendmal fragt er's und nicht einmal findet er die Antwort darauf. Nach Deutschland zurück? Mit einem wahren Sturm von Sehnsucht und Reue ergreift ihn oft mitten auf der Straße der Magnet nach Norden; aber durchläuft er die ganze Gedankenreihe, was seine Anwesenheit in der Heimat eigentlich auszurichten vermöchte, so bleibt er eingewurzelt und still auf der Straße stehen. Also den römischen Aufenthalt fortsetzen? Aber zu welchem Zwecke? Vielleicht, daß in diesem rätselhaften Schlund von Geheimnissen, die sich selbst aufklären, der Ariadnefaden seines Labyrinthes, den er schon zu halten glaubt, doch noch länger, sicherer und zuverlässiger wird. Vielleicht! Aber zu Hause inzwischen wälzt sich die Zeit in seine Verhältnisse, de-

moliert, baut um. Und kann er in Rom, wo alles in ihm verändert iſt, unverändert weiterleben? Heute morgens begegnet ihm auf dem Korſo Domenica; er verſpricht, abends zu kommen, und ſchickt abends ein Billett, daß ihn ein ankommender Landsmann in Beſchlag genommen. Abends begegnet ihm Damerata in der Villa Borgheſe; er verſpricht für morgens ſeinen Beſuch und läßt morgens abſagen, weil er unpäßlich ſei. Endlich iſt er nicht mehr auf dem Korſo, nicht mehr in der Villa Borgheſe ſichtbar, er vermeidet die Promenaden und ſucht die Einſamkeiten auf, — aber wie lange friſtet ihn das? Entweder, Oder! Dieſe leeren Verbindungen reizen ihn nicht mehr, nein! er ſchämt ſich ihrer, aber ſo lange er in Rom iſt, hält er es doch für unmännlich, für unritterlich, ſie fallen zu laſſen, denn nicht *ſie* haben ihm die Urſache dazu gegeben.

Aber indem er noch berät, was zu thun, bleibt er ſchon hier, und die kleinen Verlegenheiten ſeines Hierſeins okkupieren ihn ebenſo, als ob er für ſein Bleiben ſich ſchon entſchieden. Zunächſt nur ein Aſyl aufgeſucht, wo er überhaupt geſammelt und ruhig beraten kann!

Das wird in Rom ſtündlich unmöglicher. Wir leben in jenem denkwürdigen Hochſommer der großen italieniſchen Wiedergeburt. Der Krieg, von deſſen früheſtem Vorſpiele Balm als deutſcher Berichterſtatter im Anfang unſerer Erzählung abgedrängt wurde,

hat inzwiſchen ſeine großen Loſe geworfen. Die beiden oberitalieniſchen Schlachten, Magenta und Solferino, ſind geſchlagen, und nach tauſendjährigem Stillſtand fällt die alte klaſſiſche Halbinſel in einen Schmelztiegel von Ereigniſſen, deſſen Brodeln und Blaſenwerfen nicht abzuſehen iſt. Das Wort frei bis zur Adria blieb uneingelöſt und Oberitalien eng und ſchmal zur Verzweiflung aller Patrioten. In Unteritalien aber vergrößert ſich das neue Vaterland über die kühnſten Erwartungen, denn ein Privatmann, Garibaldi, reckt ſoeben die Arme, um das Königreich beider Sizilien aus den Angeln zu heben und in die große Maſſe der Italia unita zu werfen. In der Mitte liegt Rom, vom Fiſcherring keineswegs umringt und zuſammengehalten, denn inſtinktiv fühlt die ewige Stadt, daß juſt ſie der Nabel und die Angel all dieſer Bewegungen iſt. Lichterloh brennt Rom an allen Enden von der politiſchen Debatte, wie ſie nur ſüdliche Feuerherzen und Feuerzungen führen können. Balm ſoll mit debattieren, mit politiſieren; auf Schritt und Tritt erfüllen ihm die ſchreienden Geburtswehen der Weltgeſchichte die Ohren und doch klingt ihm das alles wie ein gräßliches Charivari von zerbrochenen Gläſern, Taſſen und Tellern, denn es ſtört die leiſe Stimme ſeines Innern, das brünſtig mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, und mehr als alle Reiche der Welt ſich ſelbſt in Ordnung zu bringen bemüht iſt.

Er entſchließt ſich, auf vierzehn Tage nach Capri

zu gehen. In der Einſamkeit dieſer ſtillen Inſel hofft er Klarheit zu finden.

Er geht herum, Abſchied zu nehmen.

Bei Domenica ſowohl als Damerata, die er in den letzten Tagen vernachläſſigt hat, läuft es glücklicher ab, als er gefürchtet. Auch hier wird über Hals und Kopf politiſiert, denn die Weiber Roms debattieren die große Frage, ob ſie ihre Prieſter behalten werden, oder ob Garibaldi, wie vor zehn Jahren, ſie wieder fortjagt, der böſe Garibaldi, der Garibaldiner braucht, der die weltliche Mannſchaft an ſich zieht, um die geiſtliche zu vertreiben, und das Reich der Liebe zweifach entvölkert. Hier machte Balm ſchon lieber den politiſchen Klatſch mit. Die unwiſſenden Weiber horchten und glaubten. Jedes Orakel war ihnen recht. Ja, nicht einmal unrecht gaben ſie ihm, daß er ging; ſie waren es gewohnt, daß alle Fremden um dieſe Zeit Rom verließen. Daran hatte Balm gar nicht gedacht und er freute ſich, ſo wohlfeilen Kaufes durchzuſchlüpfen.

Er wollte Rom nicht verlaſſen, ohne die Kunſtreiterin, ſeinen holden Schützling, vor den ferneren Beläſtigungen Zuppas ſicher zu ſtellen. Er beſuchte Donna Selina, um ſie für die Tage ſeiner Abweſenheit zu beraten, überhaupt, ohne juſt einen Verräter Zuppas zu machen, ſie zu orientieren und ihre ſchutzloſe Lage in beſſere Ordnung zu bringen.

Es war glücklicherweiſe überflüſſig. Auch hier hatte die Politik ihre Wellen geſchlagen, denn das

gute Kind jubilierte ihm mit lachendem Herzen entgegen, daß ihr der Fürst soeben einen Brief aus Neapel geschrieben, einen krausen Brief, von dem sie aber doch eins verstehe und das sei die Hauptsache: „Er kommt morgen selbst nach Rom. Da ist der Brief!“ jauchzte sie laut, „leset ihn selbst und macht mich gescheidt, denn ich fürchte fast, ich bin für einen Fürsten zu dumm.“

Balm umarmte sie lachend und küßte sie auf die Wange. Hierauf las er den Brief, wobei ihm Selina ungeheuer aufmerksam zusah. „Mein Kind, das ist einfach“, sagte er, als er zu Ende war. „Das Königreich Neapel hat zwei Könige. Der eine heißt Viktor Emanuel und ist König von Sardinien, wird aber übermorgen König von Neapel sein. Der andere heißt Franz der Zweite, ist König von Neapel, wird aber übermorgen nicht mehr König sein. Die Fürsten und Herren am Hofe von Neapel sind nun genau in der Lage, wie ein Mann, der eine Dame heimlich liebt, aber einer anderen öffentlich den Hof machen muß. Vielen mißfällt diese Heuchelei, und sie gehen ihr aus dem Wege. Deshalb kommt auch der Fürst nach Rom. So wenigstens scheint es, denn Sie haben allerdings recht, der Brief ist kraus geschrieben und besser zu erraten, als aus den Zeilen zu lesen.“

„Nicht wahr, der Brief geht schwer in den Kopf“, sagte Selina mit einer drolligen Amtsmiene.

„Wenn nur der Briefschreiber um so leichter

ins Herz geht!“ tändelte Balm und ſtrich ihr die Haare aus der Stirn.

Denn er hatte das Mädchen in Friſur und Anzug auf echt italieniſch in einem tiefen Negligé gefunden, war aber trotzdem, ohne einen Augenblick warten zu müſſen, ſogleich vorgelaſſen und mit herzlicher Unbefangenheit willkommen geheißen worden. Das Bild, das ihm ihr natürliches und häusliches Weſen gewährte, kontraſtierte mit dem etwas hochidealiſierten Phantaſiebild, das er aus Zuppas Studio mit ſich genommen hatte, im erſten Augenblicke verwirrend; er fand die poetiſch ſenſitive Mimoſe jenes Ortes mit einem aufgeblätterten Röslein verwechſelt, das ſich um den zwangloſen Faltenwurf ſeines lilienweißen Hemdchens, um eine entblößte Achſel oder ſichtbare Bruſt wenig Sorge machte. Wird doch der weibliche Inſtinkt nur dann entſetzt und beleidigt zurückſchaudern, wenn es ein Mann wie Zuppa ſchlecht oder gar nicht verbirgt, daß er das Weib als Spielball einer kaltblütigen Freiheit ſich dienſtbar macht. Das war der Eindruck, welchen Selina in ihrem Heim auf Balm machte.

Und ſobald er ſich darein gefunden, gefiel ſie ihm um ſo beſſer. Die Freiheiten ihrer häuslichen Unordnung waren nach ſüdlichen Begriffen erlaubt, und ſo wußte er es anzuerkennen, daß er wenigſtens nichts Saloppes und Unſchönes ſah. Die Kunſtreiterbude wies ihm nicht ihre verrufene und vielgeſchilderte Kehrſeite. Im Gegenteil ſtand Selina

zwar nachläſſig aber nicht vernachläſſigt vor ihm, ſondern in jener Haltung von Eleganz und Grazie, welche ihm noch immer die ideale Seite ihres Berufes zeigte. Und was brauchte er mehr, wenn ſeine Phantaſie ſchon idealiſieren wollte, als dieſe Tochter des Volkes auf die künftige Fürſtin anzuſehen? Unterhaltung genug und gar anmutiger Art, dieſe Manege-Tournüre in die Salon-Tournüre, dieſe Ungeniertheit in Hoheit und Würde hineinzuphantaſieren! Balm ſah ſich ſeine hübſche Equilibriſtin an — wie der Muſiker ein allerliebſtes Volkslied, in eine edlere Tonart transponiert, ſchon als air pathétique und danse spirituelle hört.

Die Unterhaltung mußte, wozu der Schelmenſtreich Zuppas genötigt, franzöſiſch geführt werden. Selina ſprach nicht fließend, noch weniger elegant, und Balm merkte leicht, daß die nicht kunſtmäßig erzogene Italienerin weit mehr die Manege und den Stall als den Salon zu Lehrern gehabt. Er konnte nicht umhin, dem reizvollen Munde manches Bedenkliche zu korrigieren, denn wer enthält ſich des Raupenleſens von einem edlen Baume? Das ſranke Mädchen war nicht prüde genug, ſich zu ſchämen; ſie dankte es ihm, ſie bat ſich's mit beſter Manier ſogar aus, und ſo gewann die Konverſation an Scherz und Spiel des Humors juſt durch ihre unbemäntelten Mängel. „Wiſſen Sie auch, daß Sie mir mit jedem Augenblicke jünger vorkommen, als noch vor kurzem?“ fragte ſie im Laufe dieſer Unter-

haltung mit unschuldigster Heiterkeit. Balm fühlte sich von einer Röte überflogen; er hatte den Umstand seiner Maske völlig vergessen. Aber schnell gefaßt, antwortete er dreist: „Es geht uns Deutschen allen so, daß wir uns in Italien verjüngen." Sie nahm das mit einem Gemisch von Patriotismus und Gedankenlosigkeit unbesehen hin, und es fiel ihr nicht ein, an andere Deutsche oder Engländer zu denken, ob die Probe auch stichhaltig sei. Der Mann, der das sagte, war nun einmal der Mann ihres Vertrauens! Es war der Mann, der sie aus den Krallen eines Raubtieres gerettet hatte, und ohne zu ahnen, daß er sein Mitschuldiger gewesen, ohne zu ahnen, welch weitaus wichtigeren Dienst sie selbst ihm geleistet, sammelte sie mit niedlichsten Händchen Kohlen auf sein Haupt — durch den Respekt einer dankbaren Ergebenheit, die ihn zugleich bestrafte und entzückte.

Endlich verließ er das Mädchen, in jener Stimmung von bequemer Verliebtheit, welche nicht leidenschaftliche Wünsche oder fesselnde Selbstzwecke hat, sondern bloß Wohlgefallen und Teilnahme ist. Er wünschte für sie, nicht für sich. Er wünschte dem liebenswürdigen Mädchen, das er, trotz aller Komplimente baldigen Wiedersehens, wohl nicht mehr sah und dem er für immer Adieu sagte, ein schönes, volles Glück ihrer Zukunft und segnete sie im Stillen gerührter als er zeigen durfte. Er dachte mit Trost daran, daß der Fürst sie treu und ernst zu lieben schien,

denn sein Brief enthielt einiges von dem Charakterkorn des älteren Mannes, welcher mit Entschlossenheit liebt, und das kann mehr als Leidenschaft sein! —

Auf der Straße war sein erstes Begegnis — Meister Zuppa. „Verdammt lange droben gewesen!“ raunte ihn der Zwerg sogleich an; „war sie am Ende gar noch Jungfer?“

Balm mußte laut auflachen über den Ideenkreis dieses Menschen, der ein für allemal in stehende Typen gegossen, nicht der geringsten Textänderung mehr fähig schien.

Zuppa kam aus dem Hause gegenüber, auf dem Fuße folgte ihm ein ältlicher Mann. Beide sprangen in einen bereitstehenden Wagen und fuhren davon. Balm setzte seinen Weg fort.

Nach einer Boudoirvisite bei einer interessanten Kunstreiterin war der Besuch, den er jetzt vorhatte, ein starker Scenenwechsel. Er machte mit dem Mittagstisch und seiner Tischgesellschaft einen Zwischenakt, denn er liebte es nicht, in den extremsten Stimmungen und Eindrücken allzu rasch sich herumzuwerfen.

Sein Nachmittagsbesuch galt — dem Marchese Santafiore. Er hatte diesen merkwürdigen Mann schon lange nicht gesehen, er war ihm seinen Gegenbesuch schuldig — seit jener ihn selbst besucht, aber bloß seine Karte abgegeben, weil Balm den Besuch Domenicas bei sich gehabt. Eine lange Zeit! Balm

dachte es ungerne und hoffte bloß, daß ihm's der Marcheſe gar nicht gedachte, weil ihm die Zeitereigniſſe wahrſcheinlich mehr und ſchwerer zu denken gaben. Wie ſich der alte Herr wohl zu ihnen geſtellt haben mochte. Balm war ſehr neugierig.

Zunächſt aber fand er ihn gar nicht in ſeiner Stadtwohnung. Er hatte Rom verlaſſen und wohnte jetzt auf dem Lande. Freilich in nächſter Nähe von Rom; — man nannte ihm die Villa Madama auf dem Monte Mario. Ein anmutiges und buſchreiches Gehügel, das Balm von ſeinen einſamen Spaziergängen kannte. Jetzt gebot ihm ſein Achtungsbeſuch den Gebrauch eines Wagens, aber ſein Fiaker erſetzte ihm den Effekt einer Fußwanderung durch die Langſamkeit, womit er auf der anſteigenden Straße ſeine Pferde ſchonte, oder mit großer Zuvorkommenheit faſt fortwährend ſtill hielt, um die zahlreichen Bauernkarren paſſieren oder vorfahren zu laſſen. Balm ließ den Schlingel gewähren, denn es ergötzte ihn ſelbſt, dieſen ländlichen Straßenverkehr mit Muße in Augenſchein zu nehmen.

Ach, wie hörte unter dieſen Bauern und Maultiertreibern hundert Schritte von den Stadtthoren die ganze Politik der Kaffeehäuſer und Zeitungsleſer, der Korſo-Flaneurs und ſonſtigen Müſſiggänger ſo gründlich auf! Wie ſahen dieſe wirrhaarigen Bauernköpfe mit ihren großen glühenden Augen ſo indolent glotzend in die Welt hinein, die ſich in ihrem Namen die Köpfe zerbrach! Alſo das iſt das Volk,

das römiſche Volk, ſagte ſich Balm, der große Souverän, mit deſſen Intereſſen ſie ihre Noten und Schlachtbulletins aufdonnern, und der ſich, ſoviel auf dieſer Straße zu ſehen iſt, einſtweilen für nichts intereſſiert als für Trauben- und Seidenwurmkrankheit, für die Olivenernte und für große Blumenkohlköpfe! Dieſe Dinge verhandeln ſie und rufen ſie einander zu, in halb gekürzten Dialektworten, welche nicht Sprache, ſondern Skizze einer Sprache ſind, und welche der Buch-Italiener aus Deutſchland, der Dante- und Macchiavell-Leſer nur bruchſtückweiſe erraten kann. Da werden Marktpreiſe gefragt, über die Salzſteuer geſchimpft, der Wein und das Oel taxiert, der Wert der Kuh vor und nach dem Kalben bis auf den Centeſimo ausgerechnet; dort bricht einer dem andern den Hals, wenn er ihn noch einmal bei der Mariuccia findet, und ein Eſeltreiber mit der Stachellanze, welcher ſalz- und mehlbepackte Maultiere treibt, langt ſeinem Buben, welcher zu Fuß nebenher läuft, einen Streich mit dem Lanzenſchaft, weil er den Ingleſe im Wagen paſſieren ließ, ohne ihn anzubetteln.

Nur einmal rieſen zwei Kärrner einander an: „He, Beppo, wird dein Gio auch das rote Hemd anziehen?“ Und als zwei Franziskaner die Straße zogen, profitierte ein Bauer auf einem zweiräderigen Heukarren von der ſchönen Gelegenheit und rief zu einem Bekannten, der im ausverkauften Packſattel ſeines Saumtieres nach Hauſe ritt, die Worte hinüber:

„Ei, Rocco, was denkſt du? wir trinken wohl bald wieder wie Anno neunundvierzig: all' estirpazione di quella razza maledetta dei preti!" Balm machte Augen nach dem Sprecher, der aber tief in ſeiner Heufuhr lag und unſichtbar war. Er ſah nichts, als die prachtvollen, ſilbergrauen Stiere, womit der Karren desſelben beſpannt war, und ſiehe da — auch die Stiere des Pfaffenvertilgers trugen zwiſchen ihren Hörnern jene Muttergottesbilder, welche in reichverzierten Goldrahmen und blumenbekränzt auf den Rinderhäuptern des kirchengläubigen Campagnolen zu prangen pflegen! Die proteſtantiſchen Mundwinkel unſeres Deutſchen verzogen ſich zu einem Lächeln.

Mitten unter dieſen Straßenbildern ſchoß plötzlich ein Blitz in ſeinem Gedächtniſſe auf. Der Mann fiel ihm ein, den er an Zuppas Seite geſehen, und er hatte das entſchiedene Bewußtſein, daß ihm ſein Bild bekannt ſein müſſe. Er durchſtöberte alle Ideenverbindungen nach dieſem Bilde, aber ſchon war es wieder erloſchen. Je mehr er ſich anſtrengte, deſto unwiederbringlicher entglitt ihm der Faden. Die Erinnerung iſt wie das Traumleben und verträgt keine Reflexion. Wer zu träumen ſich zwingen wollte, würde nur immer wacher. Dieſer Erfahrung gab Balm endlich nach und ließ es auf einen wiederholten Zufall ankommen, ob ein ſtärkerer Gedächtnisblitz von ſelbſt wieder kommen und mit dem Bilde zugleich die Erkenntnis erzeugen wolle.

Er war froh, daß die Villa Madama erreicht

war und sein unfruchtbar sich marterndes Nachdenken vollends zerstreute. Soeben hielt sein Fiaker vor dem grandiosen Gebäude, das aber, halb Ruine oder auch unausgebaut, weniger imponierte als befremdete. Die Villa stand rings in Grün gebadet, und welche Architektur dekoriert ein südlicher Garten nicht!

In der That schien die Vigne das Paradies zu sein, denn Balm sah sich von Engeln empfangen. Zwei kleine Mädchen, von einer Kindesschönheit, die fast überirdisch war, durch die Erscheinung des Wagens neugierig angezogen, kamen ihm entgegen und staunten den Fremdling aus herrlichen Vergißmeinnichtaugen groß und abenteuerlustig an. Aber plötzlich stoben sie laut kreischend und lachend in die Flucht, und zwitscherten dazu italienische Scherzkinderworte, die Balm nicht verstand. Er wußte nicht, was hier vorging, und erst als er selbst von ein paar Kügelchen sich beworfen fühlte, merkte er, daß es ein Hagel von Confetti war, welcher aus dem unsichtbar Laubigen heraus die allerliebsten Kleinen in ihre humoristische Flucht getrieben.

„Pardon! Sind Sie auch im Kugelregen verwundet worden?" rief plötzlich eine Stimme. Er schaute auf, und aus den Weinreben heraus blickte patriarchalisch heiter wie ein umlaubter Anakreonkopf das schneeigweiße, wohlbekannte Gesicht des Marchese Santasiore. „Wir haben ein Gesetz mit den Kindern gemacht", fuhr er fort, „daß sie uns außer der Schußlinie bleiben, denn sie stören unsere

Gespräche, die zwitschernden Spatzen." — Der Anakreonkopf in der Laube bewegte sich Balm entgegen. Dieser, das Terrain übersehend, flog hinan, denn es waren ein paar Stufen, welche er jenem ersparen wollte, ein paar Stufen zu einer terrassierten Pergola. Schon stand er oben, und der Marchese reichte ihm, noch lachend und den Kindern drohend, die Hand.

Balm war in der Villa Madama. Sein Eintritt in die Vigne glich dem eines alten Bekannten, von jung und alt mit einem Impromptu zwangloser Gastlichkeit gefeiert. Er lobte den schönen Tag und die gute Stunde.

IX.

In der Pergola fand sich eine Gesellschaft zu Dreien versammelt. Der Marchese stellte die zwei anderen Anwesenden vor. Contessa Dezia Carabosso, nannte er eine Matrone in schwarzem Anzug, mit ergrauenden Haaren und blauen Augen, welche es verstanden hatte, schön zu altern, was im Süden eine Seltenheit ist. Legationsrat Baron Neugart, hieß ein Herr neben ihr, ungefähr von Balms eigenem Alter; aber kaum hatten die zwei jungen Männer einander angesehen, so schüttelten sie sich die Hände und begrüßten sich als Bekannte und Landsleute. Der Baron war von der Gesandtschaft desselben Landes, in welchem Balm einer der höheren Beamtenfamilien angehörte, und sie hatten sich in der deut-

ſchen Heimat zu Hauſe, wenngleich nicht in einem nahen Verkehr, doch ein paarmal geſehen und geſprochen. Balm umgekehrt wurde den beiden anderen von dem Marcheſe Santafiore als ein lieber Freund vorgeſtellt. Das letztere ſchien er ſich faſt ſelbſt, denn in demſelben Augenblicke, als ihm ſein Stuhl zurechtgerückt war, nahm er ſeinen Platz in dieſem Kreiſe vor den ſchönen Augen der Matrone und des Marcheſe und dem ſchneidig-markigen Charakterkopf ſeines rheiniſchen Landsmannes mit einem Behagen ein, als ob er im trauten Heim unter alten bequemen Freunden ſeinen Sitz inne hätte.

„Das iſt menſchlich von Ihnen", ſagte der Marcheſe, „daß Sie den weiten Weg nicht ſcheuen, einen alten Mann in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit zu beſuchen. Vergelte Ihnen Gott Ihr barmherziges Liebesopfer!"

Balm mußte lächeln, einen weiten Weg, ein Opfer und eine Abgeſchiedenheit nennen zu hören, was auf die Villa Madama nicht anders paßte, als ob es ein Wiener vom Belvedere oder ein Berliner vom Kreuzberg ſagte. Und doch meinte es der Marcheſe mit keiner Spur von ſalbungsvoller oder ſüßlicher Uebertreibung, ſondern völlig naiv und ſelbſtüberzeugt. Aber freilich hatte Balm ſchon längſt es bemerkt, welch ſeltſame und enge Begriffe die heutigen Römer, den alten unähnlich, von Land und Landleben haben.

Balm antwortete etwas von der Tugend, die

ſich ſelbſt belohne, und lobte das Haus und ſeine Lage, worauf Signora Dezia mit dem ſtrahlendſten Feuer ihrer blauen Augen die herrliche Ausſicht, die Stadt, das Land und den ganzen Horizont dieſes Panoramas in ſo reichlich geſpendeten Ausdrücken italieniſcher Superlative glorifizierte, daß Balm Mühe hatte, das alles ernſthaft und höflich zu beſtätigen. Juſt weil er ſelbſt ein Freund der Natur war, hätte er viel darum gegeben, wenn ihm dieſe Beſuchsſtunde gegönnt geweſen wäre, auf der Höhe des Monte Mario in der Villa Mellini und nicht am niederen Abhange desſelben in der Villa Madama. Dort oben konnte wahr ſein, was die römiſche Matrone mit ihrer maleriſchen Phantaſie ſchilderte und was hier unten zwar auch noch galt, aber weitaus unvollkommener. Wieder ſah er das landſchaftliche Naturleben — in italieniſchen Begriffen.

Den Faden der Unterhaltung aufnehmend, erwiderte er der Matrone: „Wir loben dieſen Aufenthalt mit Recht, denn ſo ſchön der Ausblick iſt, war mein Eintritt noch ſchöner. Ich ſchwärme für ſchöne Kinder, aber ich habe nie ſchönere geſehen, als die zwei kleinen unbefiederten Engel, die mich an der Gartenpforte empfingen. Von Wurfgeſchoſſen bedeckt, hat ſie der Herr Marcheſe als kriegsrechtlich verurteilte Störenfriede unſchädlich gemacht, aber mir wird weh dabei, denn wenn ſolche Himmelskinder einen Frieden ſtören, was werde dann ich erſt gethan haben!“

„Just umgekehrt, Signor Giusto;" antwortete die Matrone, „Sie können Frieden stiften, denn die Ketzer und Heiden bedrängen uns arg!"

„Ach, erwarten Sie von den jungen Herren dieser Zeit doch keine Hilfe", sagte der Marchese, aber mit einem Lächeln, als ob er widerlegt sein wollte.

„Hilfe gegen Ketzer und Heiden?" lächelte Balm mit einem diplomatischen Kopfschütteln. „So schnell stürzt man sich heutzutage nicht in Allianzkriege! Aber wenn ich meine Vermittelung anbieten darf ...? Lassen Sie hören, um was streiten die Großmächte?"

„Dieser Herr da", — es galt dem Baron, — „ist einer von den Liebenswürdigen, welche das Christentum für einen Patienten halten, dessen Tage gezählt sind. Hundert Jahre — fünfzig Jahre ..."

Balm atmete auf. Das versprach harmlos zu werden. Er war gefaßt gewesen, daß das Gespräch viel nähere und peinlichere Zeitfragen, Parteifragen zwischen dem revolutionären Königreich Italien und der weltlichen Papstherrschaft angehen werde. Offenbar war dieser Stoff auch der Ausgangspunkt gewesen, und man bewegte sich jetzt schon in der Steigerung. Aber das eben war das Harmlose. Das Gespräch, wo er es fand, war kein Interessenstreit, sondern bloß ein Prinzipienstreit. Mußte in diesen sturmvollen Tagen schon gestritten werden, so war ihm die unschuldige Christusfrage lieber, als die heikliche Papstfrage.

Aber ehe er noch das Wort nahm, remonstrierte

Baron Neugart: „Ich muß ſehr bitten, Signora, daß ich eine Anzahl von Jahren als Friſt geſetzt hätte. Eine Zahl habe ich nicht genannt."

„Nein; weil Ihnen die kleinſte eigentlich die liebſte wäre. Gaben Sie uns Römern nicht zu verſtehen, wir möchten das Kreuz, das wir von Rom zu den Nordländern trugen, nur fein ſäuberlich einpacken und über die Alpen wieder zurücktragen? Was ſagen Sie zu dieſem Menſchenfreſſer?" wendete ſie ſich an Balm.

„Zweierlei. Erſtens, glaube ich, iſt das Kreuz überhaupt nicht mehr jenſeits der Alpen, und zweitens frage ich, wozu man es diesſeits brauchte?"

„Kenne ich meine Leute!" ſpottete der Marcheſe; aber die Matrone drohte mit dem Finger und ſagte: „Ein wenig ernſthafter, wenn ich bitten darf!"

„Im Ernſte!" antwortete Balm beſcheiden. „Wir haben von dem Kreuze die Früchte gepflückt, nämlich die chriſtliche Moral, aber das Holz dieſes koſtbaren Baumes — iſt nun verfügbar!"

„Die alte Erfahrung!" rief der Marcheſe; „man will nur Sittenlehre, nicht Glaubenslehre. Aber wären ſie trennbar, ſie wären ſchwerlich mit einander entſtanden."

„Das war in älteren Zeiten", ſagte Balm. „Aber ich glaube, allen Chriſten wäre es heutzutage genug, wenn Chriſtus ſo unverwundet wie Elias gegen Himmel gefahren wäre und ſtatt des Kreuzes

uns nichts hinterlassen hätte, als seine Heilslehre allein, sein Gebot der Nächstenliebe, sein Evangelium von der Gleichheit der Menschen als Kinder Gottes."

Die Matrone blickte aufmerksam.

„Vergessen wir nicht", sagte der Marchese, „daß das alles durch das Blut zusammengehalten wird; daß es ohne das Blut zerfiele — in die Lehren der Essäer, der Stoiker, der Platoniker u. s. w.; daß Blut und Kreuz unsere Pfeile in ein Bündel binden, welche vereinzelt zerbrechlich sind, wie alles Juden- und Heidenwesen."

„Ich bin der letzte, der das vergißt", antwortete Balm. „Der Naturmensch ist so geartet, daß er seine Pflichten nur annehmen will, im festen Glauben, daß sie der Wille eines Gottes sind. Ich vergesse es nicht, wie Moral und Dogma, wie Sitten- und Glaubenslehre zusammenhängen."

„Nun also?"

„Aber ich drückte mich wohlweislich aus: der Naturmensch. Nicht, der Kulturmensch! Und das sind wir doch heutzutage. Fast in allen Religionen ist die körperliche Reinlichkeit ein Dogma, und die Gläubigen wuschen sich, weil es Gott befohlen hatte. Heute wäscht man sich auch im Unglauben. Dampfbäder und Kaltwasseranstalten haben keinen gottesdienstlichen Charakter. Kurz, man thut seine Pflicht um ihrer selbst willen, nicht um Gottes willen. Das Bild des Aesopischen Pfeilbündels möchte ich heute umkehren: das Band, welches angeblich zusammen-

hält, zerfällt und wird morsch; der einzelne Pfeil, welcher angeblich zerbrechlich ist, erweist sich als unzerbrechlich, ist nicht aus Holz und Rohr, wie sie Aesop noch kannte, sondern aus modernem Bessemerstahl."

„Da haben wir's!" lachte der Marchese zur Gräfin Caradosso. „Man wird mit der Chemie noch dogmatische Kontroversen entscheiden! Studieren wir also nur gleich einen neuen Kirchenvater — den heiligen Bessemer!"

„Um Gotteswillen, verderben Sie es mit diesem Herrn nicht!" gab die Signora lächelnd zurück. „Er läßt uns doch etwas! Er spricht wenigstens von christlicher Nächstenliebe. Wenn er dabei das Kreuz umgeht und ein bischen blutscheu ist, so dürften wir Frauen es am wenigsten tadeln."

„Ja, ja, die Frauen!" spottete Santafiore mit Patriarchenwürde. „Wenn sie nur von Liebe hören, gleich laufen sie jedem neuen Propheten nach! Geht, geht, auf euch ist kein Verlaß! Konservativ in Kisten und Kasten, seid ihr in der Ideenwirtschaft revolutionär wie Polinnen. Ein bischen blutscheu! Und sagt doch schon der große Kirchenspalter Luther: Entweder rund und rein alles geglaubet oder nichts geglaubet. So die Glocke an einem Orte birst, tönt sie auch nicht mehr und ist gar verdorben. — Aber das sieht euch nicht an. Eure liebe Liebe tönt euch dergestalt angenehm, daß euch der Ton selbst von geborstenen Glocken noch schmeichelt."

„Weil wir das Gefühl haben, daß die geborstene Glocke, kann sie noch heil werden, nur durch die Liebe allein es kann."

„Hm, kein übles Wort!" nickte der Marchese zufrieden. „Aber", fuhr er fort, „die Herren thun nur so. Glauben Sie ja nicht, meine Gute, daß sie es mit der Liebe wirklich gut meinen — nämlich mit der geistlichen Liebe. Wie barbarisch behandeln sie schon längst die Madonna! Was habe ich nicht alles gegen die unbefleckte Empfängnis hören und lesen müssen!"

„Nahmen Sie dieses Dogma in Schutz?" fragte Balm betreten.

„Warum hätte ich es nicht thun sollen?"

Balm schüttelte den Kopf und sah durch die Nebenfestons in die Aussicht auf Rom hinab.

„Was haben Sie gegen den Marienkultus?" fragte die Matrone mit sichtlichem Interesse für Balms Meinungen.

Der Baron Neugart sagte zu diesem: „Ergreifen wir die Offensive. Fragen wir die Signora: was haben Sie dafür?"

„Verderben Sie mir Herrn Balm nicht, Sie Sansculott!" schalt die Matrone. „Was wir für den Marienkultus haben? Wollt denn ihr Herren den Himmel allein? Wunderlich seid ihr Modernen! Auf Erden verlangt ihr Frauenemanzipation, aber im Himmel verfolgt ihr die Weiblichkeit. Ist es nicht einer der schönsten und liebenswürdigsten Ge-

danken des Christentums, der eine Himmelskönigin schuf? Wollt ihr das Ideal, vor dem ihr so gerne auf Erden kniet, entthront haben im Himmel, der just die Heimat der Ideale ist?"

Neugart antwortete: „Der Himmel ist geschlechtslos. Sie werden freilich sagen, das ist nur der philosophische; der religiöse soll nichts sein, als die Transfiguration der sinnlichen Dinge, die auf Erden sind. Gut denn! Aber transfigurieren wir doch ein bischen vernünftiger. Oder giebt das noch eine Figur, die irgend einer menschlichen Vorstellung entspricht: eine Jungfrau, die einen Sohn gebiert? Ich frage! Wo bleibt da der Begriff der weiblichen Natur? Nur die Möglichkeit dieses Begriffes? Die Natur aufheben, heißt doch nicht, die Natur verklären?"

Signora Dezia blickte nach Trost auf den Marchese.

Dieser zog einen Ring vom Finger, reichte ihn dem Baron und sagte: „Unter den geschnittenen Steinen, die aus dem Altertume auf uns gekommen sind, ist mir diese Gemme eine der liebsten Reliquien. Aber halten wir uns jetzt nicht bei der zarten und zierlichen Arbeit auf, sondern sprechen wir von dem Gegenstande des kleinen Kunstwerkes. Das Bild ist der Vogel Greif. Was ist ein Greif? Ein Greif ist ein Tier, halb Löwe, halb Adler. Wo existiert dieses Tier? Nirgends. Es ist ein Geschöpf unserer Einbildungskraft. Wie kommt der

Menſch, der gebildete, vernunftbegabte Menſch dazu, ſolch unmögliche Gebilde ſich einzubilden? Iſt das nicht ein Mißbrauch der Einbildungskraft? Ich habe gefragt, aber nun antworten Sie ſelbſt, lieber Baron. Verletzt Sie der Vogel Greif? Haben Sie etwas gegen den Vogel Greif? Oder nehmen Sie das Bild an, laſſen Sie ſich's gefallen? Und wenn, ſo erforſchen wir unſer Gefühl und geben wir uns Rechenſchaft, was die geiſtige Naturgeſchichte dieſes Vogel Greif, reſpektive was unſere eigene menſchliche Naturgeſchichte iſt, die wir die Wege ſolcher Erfindungen wandeln ſehen.

Wir ſtellen uns gerne die gedachten Dinge unter ſinnlichen Bildern vor. Die Beſcheidenheit iſt ein Veilchen, die Treue ein Anker, die Liebe eine Flamme, der Ruhm ein Lorbeerkranz, die Sanftmut ein Lamm oder eine Taube. Was iſt das Genie? Was iſt eine ſouveräne überlegene Kraft, welche alles beherrſcht und ſelbſt von keiner anderen Kraft und Weſenheit beherrſcht wird? Oh, das iſt der Löwe! Der König der Tiere, welchen alle fürchten und der ſelbſt nichts zu fürchten hat. Der ewig feurige, hurtige, ſprungfertige, allgegenwärtige, nie ermüdende Schweifer und Jäger von Raum zu Raum, die er leichter und auf größere Entfernungen durchmißt, als irgend ein anderes Tier. Sind Sie zufrieden damit? Wählen wir dieſes Sinnbild? Gut, wir wählen es. Das Genie iſt ein Löwe. Aber halt! da fällt uns ein anderer in die Arme und ruft: Das alles iſt

der Löwe doch nur auf der Erde. Wie mögt ihr ihm nachrühmen, daß er weite Räume beherrsche, wenn ihm ein so unermeßlicher Raum wie der Luftraum verschlossen bleibt? Nein, das Genie ist ein Adler! Wie Segel spannt er riesige Fittige aus und erhebt sich in Höhen, unter welchen all eure weiten Räume zusammenschrumpfen. Mit stählerner Flugkraft schwebt er dort oben in der majestätischen Einsamkeit, wo keine Löwenmähne mehr ist und kein atmendes Tier und kein Nebenbuhler außer ihm, weil alles Erschaffene in verschwindender Tiefe unter ihm liegt; aber mit stählerner Sehkraft schaut er in die Scheibe der Sonne, das einzige, das über ihm ist, und das er nur schaut und sonst kein anderes Auge. Was sagen Sie dazu? Ist's Ihnen recht? Wählen wir zum Symbol des Genies den Adler? Aber ach, jetzt sind wir schon irre! Freilich hat der Löwe auf Erden und der Adler in den Lüften nicht ihres Gleichen, aber — sie sind sich doch selbst ihres Gleichen! Und das Genie soll unvergleichlich sein. Das Genie ist nichts, wenn es nicht als einzig gedacht wird, und Löwe und Adler sind zwei! Das Genie soll ein unbegrenztes Herrschervermögen sein, eine Kraft, der nichts unmöglich ist; aber der Löwe ist beschränkt auf die Erde, und die Luft ist ihm unmöglich, aber der Adler ist beschränkt auf die Luft, und die Erde ist ihm unmöglich. Ja, wenn der Löwe mit dem Adler um die Wette fliegen könnte! Ja, wenn der Adler mit dem Löwen um die Wette rennen und

jagen könnte! Wenn der Löwe Flügel hätte, der Adler eine muskelkräftige Croupe und vier Pranken! So aber können wir sie beide nicht brauchen.

Da kam ein dritter, er kam mit dem Ei des Kolumbus und rief: Just umgekehrt! Einen von beiden können wir nicht brauchen, aber beide können wir brauchen! Der Löwe *hat* Flügel. Der Adler *hat* vier Füße und Löwenleib. Ich will's! Ich lege beide zusammen und mache den Greif. Das ist's, was ihr braucht, das ist das Symbol des Genies!

Wahrlich, der Mann, der den Greif erfunden, war selbst ein Genie. Aber dieser Mann ist die Menschheit. Als die Menschheit sagte: die Bescheidenheit soll ein Veilchen, die Sanftmut eine Taube sein, da stand sie noch auf ihrer untersten Kinderstufe. Da war sie sich erst ihrer *Begriffe* bewußt und entlehnte von der Natur für die Begriffe ein Bild. Als sie sich aber ihrer *Ideale* bewußt wurde und ihrer Fähigkeit des Idealisierens, mit einem Worte, ihrer Freiheit, da entlehnte sie von der Natur nur noch *Motive*, aber das Bild machte sie sich mit eigener Freiheit.

Wir wollen das Ideal der Weiblichkeit denken. Nun giebt uns die Natur das Weib entweder als Jungfrau oder als Mutter. In welcher dieser zwei Formen ist das Weib das Ideal der Weiblichkeit? Lassen Sie alle Parlamente der Welt jahrtausendelang darüber debattieren und sie werden's nicht finden. Natürlich! Sie suchen das Idealweib im wirklich

erſcheinenden Weibe, aber die Wirklichkeit kann nicht Ideal ſein; — ſo wenig wie das Quadrat ein Zirkel oder umgekehrt ſein kann. Das Ideal der Weiblichkeit kann die Prädikate jungfräulich und mütterlich nur zugleich beſitzen. Eins ausgeſchloſſen und wir ſind beim wirklichen Weibe, nicht im Reiche der Freiheit, nicht im Reiche des Ideals. Eins ausgeſchloſſen, und wir ſind beim einſeitigen Weibe, aber Einſeitigkeit und Idealität, das iſt ein Widerſpruch. Ein innerer Widerſpruch! Mutter und Jungfrau ſind nur ein äußerer.

Wahrlich, Neugart, Sie irren ſchwer, wenn Sie ſagen, die Natur aufheben, heißt nicht, ſie erklären. Wie anders wollen Sie ſie erklären, als durch ein wenigſtens teilweiſes Aufheben? Meſſen Sie alle unſere Antiken am natürlichen Körper nach, und Sie werden das natürliche Maß teilweiſe überall aufgehoben finden. Und wieviel Natur iſt denn aufgehoben an unſerem Madonna-Ideal? Bei Gott, nur ein Minimum! Die Jungfrau iſt natürlich, und die Mutter iſt natürlich. Aufgehoben iſt einzig die Zeitfolge zwiſchen beiden. Es iſt noch lange nicht geſchehen, was im Vogel Greif geſchehen iſt, wo die idealiſierende Kunſt zuſammengelegt hat — nicht was durch neun oder ſieben Monate getrennt iſt, ſondern was für ewig getrennt iſt.

Gerne komme ich auf meinen Greif zurück, denn ich habe noch folgendes zu ſagen. In den Flegeljahren des Idealismus hat die Menſchheit, z. B.

die altasiatische, um Allmacht, Allwissenheit u. s. w. auszudrücken, Götter mit hundert Armen, hundert Augen mit der rohesten Vervielfältigung oder Vergrößerung von körperlichen Organen gemalt, unbekümmert, was für ein fratzenhaftes Zerrbild dabei für den sinnlichen Anblick herauskam. Die Griechen, welchen wir den taktvollsten Schönheitssinn, welchen wir die höchste Menschenkunst des Idealisierens nachrühmen, die Griechen haben sich von dieser orientalischen Barbarei doch auch nicht völlig befreit. Da haben wir noch einen Minotaurus, der halb Mensch, halb Pferd ist, einen Greif, der halb Löwe halb Adler ist, einen Cerberus, der drei Köpfe hat u. s. w. Ganz rein von dieser Ungeheuerlichkeit ist erst der christliche Idealismus. Ich mache die Herren darauf aufmerksam, daß das Christentum kein einziges Bild oder Idol hat, welches zu gunsten einer Idee den Möglichkeiten der sinnlichen Körperwelt widerspricht. Ich dächte, das wäre immer etwas. Diese Schonung der Natur sollte anerkannt werden, wo man die Verletzung der Natur tadeln zu dürfen glaubt. Die Ideale des Christentums — die Identität der Menschheit und der Gottheit in Christus, die Identität der Jungfräulichkeit und der Mütterlichkeit in der Madonna, — sind alle dorthin verlegt, wo die geheimnisvolle Mutterstätte des Idealismus ist, in den Geist selbst. Gehen Sie ihnen aber auch dort noch zu Leibe, so sagen Sie's doch lieber gleich, daß Sie Ideale überhaupt nicht wollen und den Idealismus,

das edelste Kapitel in der menschlichen Naturgeschichte, entschlossen sind, mißzuverstehen."

Darauf wußte Baron Neugart nichts mehr zu sagen, und er sah jetzt nach Trost auf Balm, wie die Signora auf den Marchese gesehen hatte.

Balm aber sagte: „Ich fühle mich an meiner schwächsten Seite gefaßt, denn Ideal und Idealismus sind eigentlich Wörter, welche der Poesie angehören."

„Ah, Sie sind Poet?" rief Signora Dezia.

„Welcher Deutsche wäre es nicht?" antwortete Balm. „Aber ich bitte Sie, sich zu beruhigen. Meine Krisis ist überstanden; ich bin nicht mehr gefährlich. Ich schrieb im Winter des Jahres achtundvierzig mein erstes Trauerspiel; ich zählte damals siebzehn Lenze. Ich gab es unserem großen Professor Gervinus zu lesen; einem Gelehrten, dessen Ruf auch in Italien bekannt sein möchte, und der zu den Stammfreunden meines Vaterhauses gehörte. Im Trubel der Revolution kam er spät dazu, es zu lesen, und als er es endlich hinabgewürgt hatte, gab er mir mein andächtig kalligraphiertes Manuskript mit folgenden Worten zurück, indem er mir väterlich den Scheitel berührte. ‚Sehen Sie, junger Freund', sagte er, ‚auch das gehört zu den Segnungen der großen Geschichtsepoche, in welche Deutschland jetzt eingetreten: der poetische Saftüberfluß der deutschen Jünglinge, welcher jetzt in Trauerspiele austritt und einen König Theodorich oder Kaiser Heraklius braucht, um sich

thatlos vergeuden zu können, wird künftig die parlamentarische Rednerbühne eines großen und einigen Vaterlandes zur Verfügung haben und zu wirklichen Kaisern und Königen reden. Ihr Kinder werdet Geschichte machen und sie nicht mehr in Jamben skandieren. Das ist ja der unausrottbare poetische Dilettantismus in unserm Deutschland, gegen welchen ich theoretisch vergebens ankämpfe, daß die armen Jungens eben nichts andres haben, als Druckpapier oder höchstens Theater, um ihr Feuer und ihren Thatendrang auszulassen. Das ganze Pathos der französischen Kammerreden und die ganze Aktion einer englischen Nachtsitzung im Unterhause wird in Deutschland zur Poesie und verschlechtert die Poesie, da es doch gutes politisches Material wäre. Wir Beide werden das künftig sich bessern sehen; das walte Gott! der Anfang ist endlich gemacht.'

So sprach Gervinus, und Justus Balm verbrannte noch selbigen Abend sein Trauerspiel. Die Worte des Meisters schlugen wie ein Blitz in mich; sie erhellten mir unsere ganze literarische Situation. Ja, so fest überzeugten sie mich, daß ich z. B. auch unsern großen Nationaldichter Schiller eigentlich für einen feurigen Redner und Aktionsmenschen, kurz, für den deutschen Mirabeau halte, was ich aber laut in Deutschland kaum sagen dürfte, weil man dort einfür allemal die Poesie über jede andere Menschengröße stellt. Item, ich ging mit Sack und Pack in die politische Carriere über, die in meiner Familie

ohnedies erblich ist. Nur daß ich mit meiner poetischen Ader die Sache doch origineller angriff und mich z. B. für den Staatsdienst präparieren wollte — im Dienste der Publizistik, was der verknöcherte Bureaukrat entsetzlich, ich aber vernünftig finden muß, seit die Presse der Mitregent der Regierenden und die Kontrole der Staatsmänner geworden ist. Aber der verknöcherte Bureaukrat ist ja eben das leidige und notwendige Gegenstück zum poetischen Dilettanten und wie dieser selbst eine echt deutsche Spezies. Wo Jeder, der Poesie im Leibe spürt, gleich Poet von Metier wird und für das Bureau sich zu gut dünkt, bleiben dem armen Bureau freilich nur die Knochen übrig."

Die Römer hatten diesen persönlichen Exkurs mit wirklicher Teilnahme, aber Baron Neugart mit heimlicher Ungeduld angehört. Jetzt, da er wieder zum Worte kam, sagte er: „Wenn damit unsere Debatte geschlossen, oder besser abgebrochen sein soll, so bin ichs zufrieden, denn ich zöge ja doch den Kürzeren. Ich stehe Einer gegen Dreie. Ich habe gegen mich die uralte Tripelallianz: Frauen, Poesie, Religion; diese Macht ist mir zu stark."

„Mit nichten, Herr Landsmann", antwortete Balm, „so ist es nicht gemeint. Sie werfen mich zu schnell zu den Toten. Wir dürfen den Wälschen kein Schauspiel deutscher Uneinigkeit geben. Wir wollen wieder Fühlung mit einander suchen. Die Abschweifung, die ich mir erlaubt habe, führt meine Poesie nicht

ohne weiteres in beſagte Tripelallianz; ich nannte im Gegenteile die Poeſie, um ausdrücklich zu markieren, worin ſie ſich von der Religion unterſcheidet. Ich hätte etwa noch Folgendes zu ſagen:

Unſer verehrter Padrone ſprach von Ideal und Idealismus, was ſonſt kein Kirchenausdruck iſt. Die Sache war damit ſubtil und unmerklich aber ſehr geſchickt von der Religion auf den Boden der Poeſie hinübergeſpielt und allerdings klingt meine ganze Seele mit, ich geſtehe es noch einmal, wenn von Poeſie die Rede iſt. Religion und Poeſie ſind Produkte der idealiſierenden Kunſt; in dieſer gemeinſamen Abſtammung können ſie ſich ſtets und immer verſtehen. Und bedürfen ſie nicht beide des Glaubens? Ja, auch der Glaube iſt ihnen gemeinſam, denn was in der Religion der Glaube heißt, dazu haben wir einen verwandten Begriff in der Poeſie, wo es Illuſion oder poetiſche Täuſchung heißt.

Ha, aber jetzt dünkt mich, ſpitzen ſich unſre Ohren wie bei dem edlen Wild, und wir werden ſtutzig und aufmerkſam. In dieſem Worte thut ſich der ganze Unterſchied auf, den uns eine feine, attiſche Zunge ſo wohlredend verſchleiert hat. Der Unterſchied, denk' ich, iſt dieſer: der Kunſt gegenüber bin ich vollkommen frei. Sie wartet ruhig ab, daß ihre poetiſchen Täuſchungen eintreten. Ja, ich darf mir ſogar — und das iſt der Hauptumſtand! — des Getäuſchtſeins bewußt bleiben. Nun! unter dieſer Bedingung glaube ich herzlich gerne an den Geiſt von Ham-

lets Vater und an die Hexen Macbeths. Wie aber, wenn vor dem Theater Kanonen mit brennenden Lunten, Dragoner mit blanken Säbeln, Dominikaner mit Fackeln und Kohlenbecken stünden und allen Zuschauern Edikte verkündet wären: wer nicht an den Geist von Hamlets Vater und an die Hexen des Macbeth glaubt, der soll nicht heiraten, der soll kein Staatsamt bekleiden, der soll nicht Grund und Boden besitzen, der soll nicht leben?! Wir konfiszieren seine Güter, wir machen seine Kinder ehrlos, wir verbrennen ihn bei lebendigem Leibe oder töten ihn aus besonderer königlicher Gnade mit dem Richtschwerte?! Wie dann? Mich dünkt, das wäre ein Mittel, das mir den Shakespeare gründlich verleiden könnte! Sie hatten ganz recht, Herr Marchese, der Madonna mindestens das gleiche Recht wie dem Vogel Greif zu vindizieren und in der Madonna und im Vogel Greif die nämliche ideale Wurzel nachzuweisen. Aus ein- und demselben Prozeß sind sie *geworden*. Aber wie verschieden betragen sie sich hierauf! Der Vogel Greif geht in die Welt hinaus und sieht gemütsruhig zu, ob einer naiv genug ist, an das Tier, welches halb Löwe halb Adler ist, zu seinem Privatvergnügen zu glauben; die Madonna dagegen durchrast mit Feuer und Schwert die Welt und macht den blutigsten Ernst daraus, daß man an die Mutter-Jungfrau glaubt, buchstäblich glaubt! daß man das Ideal für bare Wirklichkeit, Wahrheit und Wesenheit nimmt! Sie

kann ſehr unliebenswürdig werden, die liebe Frau, um den Menſchen dieſen Idealismus einzubläuen."

Baron Neugart ſah mit jubelnden Augen auf Balm.

Der Marcheſe aber hatte leiſe den Kopf geſchüttelt und mit den Mundwinkeln gezuckt, wie einer, deſſen Antwort längſt fertig iſt. Jetzt ſagte er zu Balm: „Sie haben einen richtigen Unterſchied betont, aber laſſen Sie mich noch einen hinzufügen. Ein Ideal wie der Greif iſt ein Phantaſieſpiel, ein Ideal wie die Madonna iſt ein Gemütsernſt. Die Kunſt entſpringt dem Spieltrieb des Menſchen, die Religion dem Glückſeligkeitstrieb des Menſchen. Das giebt weſentlich andere Grade des Glaubens. Hier trennt ſich und trennt ſich für immer das Geſchwiſterpaar Kunſt und Religion. Jene will über Stunden hinwegträumen und nimmt zur Führerin die leichte loſe Gauklerin Illuſion; dieſe will über den Tod in die Ewigkeit ſchreiten und ſtützt ſich auf ihren herkuliſchen Führer, den ſtarken energiſchen Glauben. Daher Freiheit in der Kunſt, aber Bindung — wovon ſie den Namen hat — in der Religion. Und je mehr Ihnen die Kunſt aus einer Phantaſieſache zu einer Gemütsſache wird, deſto unfehlbarer erfahren Sie an ſich, daß auch die Kunſt dem Gemüte nicht völlige Freiheit läßt. Haben Sie als Kunſtliebhaber nur eine tiefere Leidenſchaft, einen Glaubensartikel, eine excluſive Parteinahme, ſo geben Sie Acht, wie wenig frei und unparteiiſch Sie bleiben. Zum Bei-

ſpiel! Man hört jetzt viel von einem gewiſſen Richard Wagner drüben in Deutſchland, welchen die Einen für den fleiſchgewordenen Gott der Muſik ausgeben, dieweil ihn die Anderen für einen unerträglichen Lärmmacher halten. Nehmen wir nun an, Sie ſind ein Operndirektor und ein leidenſchaftlicher Mozartiſt. Dann ſollen Sie etwas ſpüren, wie man einen reinen Glauben aufrecht erhält und eine verdammliche Ketzerei unterdrückt! Was die Herren von der Kirche verlangen, daß ſie ſich auf die Mittel der ‚moraliſchen Ueberzeugung' beſchränken und die ‚vorausſetzungsloſe Forſchung' zulaſſen ſoll, das werden Sie nicht einmal als Theaterdirektor thun. Ich glaube wenigſtens, Sie werden es nicht. Oder ſollten Sie wirklich den Richard Wagner ganz ſo paritätiſch wie Ihren geliebten Mozart aufs Repertoire ſetzen, einſtudieren und aufführen, um ſeine Muſik ‚dem geſunden Sinne des Volkes' zur ‚vorausſetzungsloſen Forſchung' anheimzugeben? Thäten Sie das wirklich? Oder hielten Sie es nicht für geratener, dem gedankenloſen, neuerungsſüchtigen und nachbetenden Haufen, wie Sie jetzt den geſunden Sinn des Volkes nennen würden, das Beiſpiel des Verderbens, wie ein Mozartiſt die vorausſetzungsloſe Forſchung im Richard Wagner nennen müßte, aus allen Kräften und ſo lang es nur anginge, ferne zu halten, alſo den Richard Wagner von Ihrem Repertoire auszuſchließen, das Verlangen nach ihm zu bekämpfen, in der Preſſe Partei zu nehmen, ſein Lob zu verhindern, ſeinen Tadel aus-

zubreiten, kurz, ſeine Kunſtrichtung zu ächten. Anathema sit! Und wäre das Alles nicht auch ſchon phyſiſcher Zwang? Aber wo hört er auf, der phyſiſche Zwang, wenn er einmal angefangen hat? Und wo fängt er nicht an? Ueberall iſt er, wo Körper ſind! Kann oder ſoll ſich denn der Körper die Hände auf den Rücken binden? Kann oder ſoll denn die Phyſis ſich ſelbſt morden? Ich bin erſtaunt, mit welchem Leichtſinn man die Ausübung des phyſiſchen Zwanges anklagt, — als ob wir reine Geiſter wären! Wie wir da ſitzen, ſitzen wir in einer phyſiſchen Natur da und werden ſie anwenden, wo wir ſie brauchen, und für das, was uns am liebſten iſt, natürlich am ſtärkſten. Alſo in allen Glaubens- und Herzensſachen. Ich bitte! Lieben und glauben Sie nur etwas mit Herz und Seele und Sie lieben und glauben es auch — mit Händen und Füßen! Sind denn das getrennte Dinge: moraliſche Ueberzeugung und phyſiſcher Zwang? Sie ſind das Nämliche! nur in der doppelten Erſcheinung von Leib und Seele. Aber wenn der Phyſiolog geboren iſt, der mir ſagen kann, wo der Leib aufhört und die Seele anfängt, dem erlaube ich dann auch, von meiner moraliſchen Ueberzeugung den phyſiſchen Zwang abzutrennen. Inzwiſchen iſt es umgekehrt. Die Phyſiologen, die heute geboren werden, finden überhaupt keine Seele im Leibe und leugnen die Seele. Und bei dieſem Triumph der Phyſis das Geſchrei gegen phyſiſchen Zwang! Wahrlich, ein wunderliches Zeitalter!“

„Mozart und Richard Wagner!“ lächelte Baron Neugart. „Da ſind wir ſchon wieder in den ſchönen Künſten, und Herr Balm braucht nur Mozartiſt zu ſein, ſo brennt Herr Wagner recht ſchön auf einem äſthetiſch moderniſierten Scheiterhaufen! So iſt jedes Licht auf einen Leuchter zu ſetzen, auf dem es einleuchtet. Das ganze Unglück der Irrwiſche iſt eigentlich nur, daß ſie keine Leuchter haben!“

„In der That“, ſagte Balm, „ſind Licht und Leuchter einleuchtend genug, und es fehlt mir gewiß nur ein Organ, daß ſich die Lichtwellen ſo ſchlecht in mich fortpflanzen. Ich kann Sie ſiegen laſſen, Herr Marcheſe, aber nicht auf der ganzen Linie. Eine Poſition muß ich noch halten; immer aber iſt es juſt die, um welche der ganze Streit ſich bewegt. Laſſen Sie mich ſuchen; ich muß die Formel finden, mich auszuſprechen.“

„Darf ich es an Ihrer Statt thun?“ bat der Marcheſe mit mildernder Beſcheidenheit. „Ich glaube, Ihr Gefühl zu erraten und mitzufühlen.“

„Um ſo beſſer!“ antwortete Balm; „ich kann bei dem Tauſch nur gewinnen.“

Der Marcheſe dankte mit einem verbindlichen Lächeln und ſagte: „Ich fürchte, Ihre ſchmeichelhafte Gewinnſucht täuſcht Sie. Ich werde etwas unerhört Simples ſagen. Zum Beiſpiel Dieſes: Wir beſprechen hier Gegenſtände von überſinnlicher Natur, die wir anſchauen, wie ſie angeſchaut ſein wollen, mit der Vernunft. Auch die Laien haben über-

ſinnliche Bedürfniſſe und Ahnungen, aber ſie können ſie nicht anſchauen mit der Vernunft, ſondern bloß mit der Phantaſie, mit der Einbildungskraft, mit der Bildkraft, alſo mit den Sinnen und mit der Sinnlichkeit. Das Ueberſinnliche, verwaltet in Erzählungen, Bildern, Symbolen, kurz im Sinnlichen, heißt Religion und die Verwalterin heißt Kirche. Wäre nun die Philoſophie mit ihrer Vernunft und die Religioſität mit ihrer phantaſierenden Sinnlichkeit, wären dieſe beiden Sphären zwei ſo feſtbeſchloſſene Kreiſe wie dieſe zwei Münzen hier" — der Marcheſe nahm zwei Goldſtücke in die Hand — „ſo könnten wir friedlich nebeneinander durch die Welt rollen, und keiner Münze fiele es ein, ſich mit dem Rande der anderen Münze zu reiben. Aber die Münzen ſind lebendig, haben von dem Mittelpunkt gegen die Umfangslinie eine Ausdehnungskraft, und jede dehnt ſich in einem Raum aus, in welchen auch die Ausdehnung der anderen hinüberwirkt. Daher Druck und Gegendruck an den Rändern. Im Zentrum würden ſie ja ruhig beharren, ewig gleichgiltig oder gerecht ſich zu einander verhalten wollen; am Umkreis aber merken ſie ihre große Lebendigkeit, welche eben ganz und gar Ausdehnung heißt, und zwar für jede von beiden. Keine iſt voll und nimmt ihren Raum ein, wenn ſie der anderen den Raum nicht ſtreitig macht. Es iſt ein Streit um die Selbſtbehauptung, es iſt ein Angriff zur bloßen Verteidigung. Die Vernunft hat das Auslöſchen ihres Lichtes

zu fürchten, wenn Kirche, Schule, Beichtstuhl, Kanzel, in ungestauter Flut sich ausbreitend, es dahin bringen, daß die Sinnlichkeit allein den Raum der Welt einnimmt, die Sinnlichkeit, welche den Geist nicht anders faßt als in Bildern, Wundern, Legenden, Zeremonien, Reliquien, Berührungen und Betastungen. Nicht minder aber hat auch die Kirche zu fürchten, daß die Menschheit ins Mark verletzt werde, wenn freie Presse, emanzipierte Schule und das ganze Arsenal der Aufklärung unausgesetzt daran arbeiten dürfen, den Glauben abzuschwächen, ohne das Wissen ausbreiten zu können, weil nun einmal, so lange die Welt steht, während der Philosoph denkt, seine Wäscherin wäscht, sein Schneider näht, sein Bäcker bäckt, und außer den Gedanken auch Korn, Wein, Fleisch, Wolle, Ziegel und Holz erzeugt werden müssen — von lauter Leuten, welche eben deshalb nicht Zeit haben, mit dem Philosophen zu denken. Es ist nicht möglich, die Massen auf den Geist zu stellen, wohl aber den Boden, auf dem sie stehen, zu lockern und zu erweichen, — ihre Sinnennatur, ihre Tüchtigkeit im Handgreiflichen, ihr fröhliches Vertrauen aufs Unmittelbare und Sichtbare. Lebendige Kräfte sind dann zerstört worden, ohne Gewißheit eines äquivalenten Ersatzes. Nichts mag leichter sein, als einer Mutter am Bette ihres sterbenden Kindes den Causalnexus zwischen Opferkerzen und Heilungsprozessen auszureden, aber nichts schwerer, als sie zu trösten mit dem — ‚Kreislauf des Lebens in der Materie.' Dies der Kriegsfall

zwiſchen Vernunft und Glauben! Es iſt ein Krieg ohne Haß, ja ſogar ohne Wunſch des Sieges; reiner Krieg um das Gleichgewicht. Oder wünſchten Sie wirklich den Ruin des Senſualismus? Oder ich den Bankrott der Philoſophie? Mit nichten. Ich wäre ſehr beſtürzt, wenn eines Tags kein Juſtus Balm und kein Baron Neugart mehr in der Welt wären; aber vielleicht Sie nicht minder, wenn Wiſſenſchaft ſo landläufig würde, daß ſogar Ihre Geliebte anſtatt von göttlichen Gedanken von phosphorreichen Gedanken ſpräche. In dieſem Sinne iſt es faſt gleichgiltig, ob Einer auf dieſer oder auf jener Parteiſeite ſteht, ſein Gewicht links oder rechts in die Wagſchale legt; Hauptſache iſt, daß er dem Andern das Gleichgewicht hält. So wenigſtens, Signor Giuſto, erkläre ich mir das Gefühl, wofür Sie den Ausdruck ſuchten. Sie fühlen Billigkeit gegen den Kirchenglauben und beſtreiten ihn, ich fühle Billigkeit gegen die Vernunft und beſtreite ſie auch. Wir ſtreiten eben nicht zum Angriff, ſondern zur Verteidigung. Jeder fühlt, daß der Andere ein Recht hat, zu exiſtieren, daß er aber nicht ein Recht beſitzt, zu überwuchern."

„Das iſt das Wort!" rief Balm. „Ich beantrage, daß wir uns damit zufrieden erklären."

„Nicht ohne eine Schlußbemerkung", ſagte Baron Neugart. „Der Herr Marcheſe ſtellte die Dinge dar, wie ſie vielleicht geweſen ſind, aber ſchon längſt iſt's umgekehrt. Nicht die Philoſophie ſtört das Sinnen-

glück der Maſſen, ſondern die Kirche ſtört den Vernunftdrang der Maſſen. Die Maſſen wollen, ſie haben Partei ergriffen. Und ihre Partei iſt die unſrige, die Vernunft. Die Schneider und Bäcker des Philoſophen ſind nämlich dahinter gekommen, daß ſeine Philoſophie gar keine Hexerei iſt und kein ganzes Leben braucht, wenn nur das Leben nicht mit dem Katechismus angefangen wird, das heißt, mit der Schwächung der Denkkraft."

Der Marcheſe antwortete: „Dieſe Bemerkung ſcheint mir Wahres und Falſches zu enthalten. Wahr iſt's, daß die Maſſen in Oppoſition gegen die Kirchen ſind, aber mir ſcheint, das iſt nicht ſowohl Vernunftdrang als Freiheitsdrang. Die Kirche hat Macht und Gewalt, und darauf ſind die Maſſen heute eiferſüchtig; ſie wollen das ſelbſt haben. Es iſt mehr die äußere Stellung der Kirche, welche negiert wird; nicht ihr innerer Sinn und Begriff, nämlich der Glaube und das Wunder. Den Wunderglauben mögen ja auch die ungläubigen Zeiten nicht entbehren. Als Reimarus und Voltaire die Wunder Chriſti preisgaben, waren St. Germain und Caglioſtro beliebte Wunderthäter, und in unſeren Tagen ſind's Hume und Davenport. Amerika aber, das republikaniſche, angelſächſiſch-proteſtantiſche Amerika, das Paraderöß-lein aller demokratiſchen Muſterreiter, erzeugte ſich gar die Wunder des Tiſchrückens und Geiſterklopfens und macht nicht übel Miene, nächſtens eine neue Religion, den Spiritismus, ſich anzupäpſteln. Das ſieht

mir ſchlecht darnach aus, als ob der Vernunftdrang in die Maſſen gefahren und der Glaubens- und Wunderdrang in ſeinen uralten Vorräten aufgezehrt wäre."

„Ebbene!" meinte der Baron, „mehr wünſche ich ja gar nicht als das Zugeſtändnis, daß die weltliche Machtſtellung der Kirche den Trieb des Jahrhunderts wider ſich hat. Der Wunderglaube mag nach wie vor in Dogmen oder im Eau de Lob ſeine Ventile ſuchen und finden; wir Politiker haben es nicht mit den Dogmen, ſondern bloß mit den politiſchen Machtanſprüchen der Kirche zu thun."

Der Marcheſe wendete ſich an die Matrone und ſagte: „Es war mir, Verehrteſte, als ob Sie gleichzeitig mit Baron Neugart den Mund geöffnet hätten, um etwas zu ſagen. Iſt es nicht ſo?"

„Es fiel mir auf", antwortete Signora Dezia, „daß Sie zuvor Vernunft und Glaube einander entgegenſetzten. Wohl iſt der Vernunftmenſch oft glaubenslos, aber iſt der Gläubige vernunftlos? Sie erſchrecken mich, lieber Marcheſe! Die Kirchenverſammlungen, welche in den erſten Jahrhunderten die Dogmen unſers Glaubens feſtgeſtellt haben, — waren es nicht in der ganzen damaligen Welt die Spitzen der Intelligenz? Hat die Kirche bei ihren Auslegungen und Definitionen nicht allen Scharfſinn angewendet und die ganze Summe der menſchlichen Vernunft gebraucht? Bedienen ſich unſere wiſſenſchaftlichen Kirchenſchriftſteller nicht der Vernunft? Be-

kennen wir nicht einen Glauben, der es uns zur Pflicht macht, mit unſerm Pfunde zu wuchern und unſer Licht nicht unter den Scheffel zu ſtellen? Erklären Sie ſich näher, lieber Marcheſe!"

Wenn Frauenzimmer mit Männern philoſophieren, ſo wiſſen die Letzteren von vornherein, daß ihre ganze Rolle — Geduld heißt. Der Marcheſe antwortete mit himmliſcher Ruhe:

„Philoſophieren heißt Begriffe beſtimmen und das kann man nicht anders, als indem man ſie trennt und zwar aufs ſchärfſte. Vorausgeſetzt wird dabei, daß ſich Jeder bewußt bleibt: die Trennung dient nur dem Zwecke des Moments, will aber den natürlichen Zuſammenhang der Dinge nicht aufheben."

„So wohlfeil verkaufe ich nicht!" ſpottete Baron Neugart. „Was ich da hören muß! Möchte meine gute Mutter Kirche auch noch vernünftig ſein! Nein, lieb Mütterchen, das biſt du nicht; ich leugne es. Vielmehr bitte ich, noch folgende Trennung zu machen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Vernunft und Anwendung der Vernunft. Der Dichter, der ein Kindermärchen fabuliert, der Spielwarenfabrikant, welcher Trommeln und Pfeifen macht, haben auch Vernunft angewendet, aber ſind Kindermärchen oder Trommeln und Pfeifen vernünftige Sachen? Nicht das iſt die Frage, Exzellenza, ob die Kirche Vernunft hat, ſondern ob ſie Vernunft-Zwecke und Ziele hat! Aber freilich möchte mein guter Chriſtianismus nicht gar ſo nackt und bloß herumlaufen, wie jeder andere

Fetiſchismus, denn er iſt nicht unter tätowierten Wilden zu Hauſe, ſondern mitten unter hochgebildeten Europäern, welche die feinſten wiſſenſchaftlichen Kleider tragen. In guter Geſellſchaft erſcheint man doch comme tout le monde! ach, und die arme Kirche wäre kein femininum, wenn ſie aller Welt Mode nicht mitmachte. Da mietet ſie ſich denn die Vernunft als Kammerzofe, bezahlt und behandelt ſie elend, ſchimpft den ganzen Tag auf die arme Vernunft, auf die weltliche Vernunft, auf die frevelhafte, hochmütige und anmaßende Vernunft, auf die armſelige Leuchte der bloß natürlichen Vernunft, welche um vieles ſchlechter als das übernatürliche Licht der göttlichen Offenbarung, und hat unter lauter Keifen und Schelten endlich die hohe Gnade, ſich unter dem Pudermantel hinzuſetzen und von dem armen Aſchenbrödel Vernunft ſich Toilette machen zu laſſen.

Aber ſo haben wir nicht gewettet. Und wenn ich in allen Zimmern des Vatikans die Vernunft hin und her laufen ſehe; wenn ich ſie aber dienen ſehe, ſo ſage ich, ſie iſt gar nicht da. Die Vernunft iſt nur da, wo ſie als ihr Selbſtzweck da iſt. Die Vernunft kann kein Mittel zu fremden Zwecken ſein, ſie kann nur Mittel zugleich und Zweck ihrer ſelbſt ſein. Die Vernunft iſt nicht Magd, ſie iſt ſouverän, und ſie herrſcht."

„Wer befreit mich von dieſem Lindwurm?" rief Signora Dezia, indem ſie Balm und den Marcheſe anſah. Aber Balm that, als hörte er nicht und ſah

einem großen Vogel zu, der mit wenigen Flügelschlägen über ganz Rom hin und her flog; — der Lindwurm blieb dem alten Herrn überlassen.

Santafiore nahm das Wort. „Der Herr Baron meint, die Vernunft ist sich Selbstzweck und soll nicht dienen. Ich vermute aber, der Herr Baron würde es sehr übel vermerken, wenn die Vernunft nicht diente: ihm zum Beispiel. Und dient sie ihm, so ist er gewiß nicht so unedelmütig, ihre Dienste dergestalt zu erschöpfen, daß sie nicht auch uns andern davon noch zukommen ließe. In der That, diesem Lindwurm hier spaltet man vielleicht das Haupt, wenn man seinen Vernunftbegriff spaltet, nämlich in den Begriff der theoretischen und der praktischen Vernunft. Die theoretische Vernunft, die Philosophie im engsten Sinne, mag sich Selbstzweck sein; in Gottesnamen! ich beneide sie nicht um ihr absolutes sich-selbst-Wissen. Dagegen dient die praktische Vernunft auch praktischen Zwecken. Ich sage, sie dient, denn sie dient wirklich: von Newton und Copernikus herab — vielleicht bis zur Biene, wenn Anaxagoras recht hat. Warum sollte sie nicht auch der Kirche dienen? Möglich, daß die Vernunft, durch das Medium praktischer Zwecke gehend, Wolle lassen muß; aber in diesem Falle fragt man nicht mehr was verloren, sondern was gewonnen ist.“ —

Der Marchese hielt einen Augenblick inne und sann mit Kraft und Spannung im Blicke vor sich hin. Nach einer Weile fuhr er fort: „Lassen

Sie mich Ihnen eine Parabel erzählen. Der borgheſiſche Fechter war einſt ein lebendiger Mann. Das Volk, das ihn geſehen hat, verging faſt vor Schmerz bei dem Gedanken, daß dieſer Leib verweſen ſollte. Könnte er ewig ſo ſtehen bleiben! Könnte man die Welle des Augenblicks aufhalten, worin ſie untergehen ſoll, dieſe unnachahmliche Stellung, wie die linke ſo maleriſch abwehrt und die rechte ſo ſpannungsvoll ausfällt, könnte man dieſen Moment, der im Sein ſchon nicht mehr iſt, zeitlebens genießen und noch ſeinen Kindern und Kindeskindern überliefern! In ſeiner Inbrunſt rief das römiſche Volk die Götter an, und die Götter erhörten es. Auf that ſich der Olymp, und herab ſtieg Minerva, die Göttin der Vernunft, — wir können ganz eigentlich ſagen, der praktiſchen Vernunft. Sie trat unter die Zeitgenoſſen des borgheſiſchen Fechters und redete alſo: ‚Ich will euern Herzensdrang ſtillen. Aber ihr müßt mir ein Uebereinkommen bewilligen. Ihr müßt verzichten auf das Blitzen und Wetterleuchten dieſes hurtigen Muskelſpiels, verzichten auf dieſe ausdrucksvollſte Lebendigkeit in Mimik und Geberden, verzichten auf dieſen ſprühenden Zunderfunken des beſeelten Augennervs, verzichten auf dieſen brauſenden Odem des mächtigen Bruſtgewölbes. Der Leib, den ich euch herſtelle, kann ſich nicht regen und rühren. Er iſt ſtarr; die fließende Welle des Pulſes wird ihn nicht mehr durchfluten. Ihr müßt verzichten ferner, wie auf den Puls, auch auf die Blutwärme,

jene geliebte Wärme, ohne welche ihr einen Leib gar nicht denken wollt und welche auf die Oberfläche der Haut mit einem feuchten, zartſpiegelnden Anhauch ausſtrahlt, der wie der Flaum auf Pfirſichen, gleichſam ein Flaum iſt ſaftvoller Lebensſchwüle. Der Leib, den ich euch herſtelle, wird nicht warm ſein, ſondern kalt wie Eis. Ihr müßt verzichten endlich ſogar auf die Farbe der Haut, jene wunderbare Farbe, welche das Auge reizt und doch ruhen läßt, welche glänzend und doch gedämpft, welche matt und doch friſch iſt, jene geheimnisvollſte Farbe der Welt, welche zu allen übrigen harmoniert und abſticht zugleich, welche den einzigen Ton bildet, der zwiſchen allen ungebrochenen Tönen mitten inne liegt — von der wäſſerigen Lymphe des Inſekts bis zu dem brennenden Schillerglanz eines Pfauenrades. In der ganzen Welt iſt nicht ihres Gleichen! Ihr ſchaut ſie an, dieſe Hautfarbe, die zugleich transparent und dicht iſt, die in ihren ausdrucksvollen Brechungen faſt die Seelenzuſtände des Inneren zurückſpiegelt, die arme nackte Hautfarbe, die für das Auge ſo einfach aber ſo unendlich iſt wie für den Geſchmack das Brod, und die ihr mit längerem Augenappetite zu genießen vermögt als die Pracht der Flamingos und Colibris, Hyacinthen und Tulpen.'"

Iſt mir doch, als hörte ich den Maeſtro Zuppa, wie dieſer würdige alte Herr von der menſchlichen Hautfarbe ſpricht! dachte Balm bei ſich im Stillen. Welche Herrſchaft doch der Geiſt der Antike auf ſeinem alten Heimatsboden ausübt!

Und der Marcheſe fuhr fort: „‚Dieſe Farbe, die bald bläulich wie Milch, bald hellgelb wie Bernſtein ſchimmert, wie blaſſes Morgenrot auf den Schläfen ſcheint, wie Roſen auf den Wangen blüht, wie Nelken auf den Lippen glüht, mit feuchtem Kriſtallglanz die Augen umleuchtet und mit Atlasſchiller die Schultern umſpielt, dieſe Farbe, ein ſinnliches Myſterium, faſt dem überſinnlichſten ebenbürtig, auch dieſe Farbe muß fort. An ihre Stelle ſetze ich ein kaltes, kreidiges Weiß, trocken und ſaftlos, grell und ſtumpf zugleich.‘ Sie erraten, wo Minerva hinaus will. Vom borgheſiſchen Fechter ſchwebt ihr ein Marmorbild und von dieſem ſeine Gipsabgüſſe vor. Was die praktiſche Vernunft vorſchlägt, ſieht auf den erſten Blick äußerſt ſtümperhaft aus; es könnte ſcheinen, ſie verpufft ihre ganze Leiſtung in Täuſchung und Thorheit. Und doch hat ſie etwas gethan, was alle Welt erfreut und ihr dankt. So bin ich denn der Meinung, auch die Philoſophie macht ihre Sache nicht ſchlecht, wenn ſie auf Koſten ihrer reinſten Forderungen, der Faſſungskraft, den Umſtänden, den Wünſchen und Bedürfniſſen der Menſchheit leiſtet, was ſie zu leiſten im ſtande iſt, und nicht fragt, wie kommt es meiner Selbſtherrlichkeit zu paß, ſondern wie ſetze ich mich ins Gleichgewicht mit Natur und Verhältniſſen der Menſchen, welche nicht ſelig werden durch die Vernunft allein.“

Jetzt erhob ſich Signora Dezia und ſagte mit der heiteren Würde der Hausfrau: „Ich denke, die

Herren Ketzer könnten an diesem Punkte unsrer Sitzung das Protokoll des Monte Mariotischen Konziliums unterschreiben, denn ich muß Sie jetzt auffordern, mir in den Speisesaal zu einer kleinen Kollation zu folgen, und schismatische Vesperbrote gebe ich nicht; das kann ich Ihnen versichern!"

„Sie wissen, Exzellenza", sagte Baron Neugart, indem er der Dame die Hand küßte und ihr galant den Arm bot, „Sie wissen es längst, daß ich ein rechtgläubiger Bekenner Ihrer unübertrefflichen Gelati bin. Für ein Gelato à la Napolitaine, wie es in Ihrem Hause bereitet wird, könnte ich sogar die Forderungen unserer oberrheinischen Bischöfe bewilligen, die doch nicht blöde im fordern sind."

„Und ich", sagte Balm, „habe meine Seele den zwei Engeln verschrieben, die mir den Eintritt in dieses Haus gesegnet haben, und die ich nicht vergessen kann. Ich glaube, sie sind leibhaftig aus einem Bilde von Raphael oder Correggio herausgesprungen."

„Da wird mir die Fremdengemeinde in Rom wieder nachsagen", scherzte der Marchese, „daß ich ein Proselytenmacher bin und eines der wirksamsten jesuitischen Kunstmittel, Begeisterung für Frauen, benützt habe, um Ihre Seele zu fischen. Nun, es wäre ein doppelter Meisterstreich von mir, einen so schönen lutherischen Hecht mit so winzigen Mücklein geangelt zu haben!"

„Sie wissen gar nicht, Herr Landsmann", sagte

Baron Neugart, „was für ein feines Kompliment Sie unſrer huldreichen Wirtin gemacht haben. Ihre zwei kleinen Lieblinge ſind nämlich die Enkelinnen der Komteſſa Dezia Caradoſſo.“

„Das kann mir nur lieb ſein, daß ich ſo richtig ſehe“, antwortete Balm, „denn die ganze Zeit über, als wir in der Pergola geſeſſen, habe ich mir im Stillen eine Familienähnlichkeit eingebildet.“

Mit einem hübſchen Erröten lächelte die Matrone: „Ich nehme Ihre Artigkeiten an, meine Herren. Man kann ja doch nur einmal ſchön ſein. Und faſt finde ich es vorteilhafter, ſchön geweſen zu ſein: es iſt ein Ruhm, der nicht mehr die Verlegenheiten des Ruhmes mit ſich bringt, und welcher der lieben Eitelkeit doch auch noch ein wenig ſchmeichelt.“

Inzwiſchen kamen die zwei kleinen Mädchen herangehüpft.

„Ihr Wildfänge, wo iſt die Carlotta?“ rief der Marcheſe.

„Sie hat die Marenda machen helfen.“

„Unterdes habt ihr den Garten allein durchtollt? Ihr hättet zur Großmama kommen ſollen.“

„Es war uns ja verboten!“ — Sie machten die Pantomime des Confettiwerfens und lachten dazu.

Der Marcheſe nickte lächelnd gegen Balm und dieſer flüſterte: „So fallen alle Geſetze auf die Geſetzgeber zurück!“

„Juſt ſo meinte ich's“, antwortete der Marcheſe und nahm freundlich Balms Arm an.

Ein allerliebſter Anblick von ländlicher und doch ſtilvoller Gaſtlichkeit war das Gôuter. Ein runder Tiſch aus Moſaik von farbigen Marmorarten war mit den Ingredienzen einer römiſchen Jauſe appetitlich-einladend ſerviert. Schinken und Feigen, die landesüblichen Hauptbeſtandteile erſchienen unter Begleitung von allerlei Zuthaten, welche Abwechslung verhießen, ohne die Einfachheit aufzuheben. Dem Schinken ſtand Backwerk, den Feigen faſt alle übrigen Früchte der Jahreszeit zur Seite; die Schönheit der Fruchtkörbe, Vorlegplatten und Speiſeteller war von klaſſiſchen Formen, während die trotzige Einfachheit der Weinflaſchen einen klaſſiſchen Inhalt verſprach. Ein hübſcher Gedanke war es, daß jedem Couvert eine Vaſe mit einem Blumenbouquet zugeteilt war; ein neuer und wirklich allerliebſter aber die Art, wie die Sträußchen gebunden waren. Sie bildeten nämlich einen kelchartigen hohlen Raum, den die Blumen nur als Rahmen umgaben, und der Sinn davon war — daß den Rahmen ein Bildchen ausfüllte, irgend eine Schönheit nach einer Antike. Die Unterſchrift nannte das Original, die Ueberſchrift ‚Souvenir‘ dedizierte das Bildchen den Gäſten als Gaſtgeſchenk. Augenblicklich erinnerte ſich Balm an die Sitte, ſo die Campagnolen ihre blumenbekränzten Madonnenbilder vor der Wagendeichſel, ja zwiſchen den Hörnern der Ochſen anbrachten, und er konnte nur den originellen Einfall bewundern, welcher das bäueriſche Motiv in dieſer zarten Nüance für den Salon er-

oberte. Er hatte es aber ſonſt nirgends in Rom geſehen, es ſchien eine Erfindung der Villa Madama, und ſo beeilte er ſich, der Dame des Hauſes über das reizend gedachte Tiſchbijou ſein Kompliment zu machen. Aber Signora Dezia lehnte es ab, indem ſie ſagte: „Pardon, der Gedanke iſt und bleibt ländlich. Es iſt ein Einfall unſerer Carlotta, und ich habe kein anderes Verdienſt dabei, als daß ich ihn hübſch gefunden und angenommen.“

In dieſem Augenblicke erſchien die Carlotta, um auf den Dreſſoir ein blechernes Gefäß in Eiswaſſer zu ſtellen, welches ohne Zweifel die von Baron Neugart ſo hochbelobte Glace enthielt. Es war ein junges Mädchen in der Volkstracht von Albano und ein wahres Muſterbild der berühmten Schönheit des weiblichen Schlages im Albanergebirge. In dieſem Hauſe ſieht man nur Schönes! dachte Balm und bewunderte mit offenen Augen das quadratiſch-zarte Napoleonköpfchen der jungen Römerin, ihre ſchwarzen Mandelaugen voll Feuer und doch voll Weichheit und Gutmütigkeit, ihre prächtigen Augenbrauen, ihre heitere Stirn, ihre ſüßen lieblichen Mundwinkel, ihren ſüdlich braunen kräftigen Teint, deſſen Dunkel aber noch immer vom Rot der Wangen mit einem feinen und doch energiſchen Purpurpigment durchbrochen wurde, ihren graziöſen tanzenden Gang, der einen Körper voll reifer Mädchenfülle leicht und edel zu tragen wußte, — kurz, alles bewunderte er. Gegen den Eindruck der Kunſtreiterin am Morgen war dieſe

ſchöne Albanerin am Abend ein kräftiges Antidot, ſchier ein zu kräftiges! Er freute ſich zwar, wie ihm all dieſe Mädchenbilder die Wohlthat erwieſen, eines das andere zu überwinden, aber nur deſto banger wünſchte er, daß die ſchwüle Rechnung zuletzt ohne Reſt aufgehen möge.

Die Carlotta bediente die zwei kleinen Mädchen, deren Wärterin ſie war, bediente aber auch die übrigen Gäſte, denn die Hausfrau dirigierte mit Winken und wenigen Worten, was die Hände der ſchönen Albanerin ausführten. Auch entſchuldigte ſich die Matrone: „Meine Tochter hat die ganze Valetaille nach Piſa mitgenommen; die Herren müſſen ſich unſere ländliche Bedienung ſchon gefallen laſſen.“

Balm wurde rot, denn da er das böſe Gewiſſen hatte, daß er ſich die Carlotta wirklich gefallen ließ, ſo bildete er ſich ein, die Padrona habe dieſe Worte mit einem ſchalkhaften Doppelſinn gewählt.

Auch entfernte Carlotta ſich bald wieder, als die Kleinen gefüttert waren und die Gäſte, indem ſie gelernt hatten, ſelbſt zuzugreifen, bei der zwangloſeren Unterhaltung des Unterſichſeins angelangt waren.

Balm ließ ſeine verwaiſten Blicke jetzt in die Ausſicht hinausſchweifen, die ſich unter ſeinen Augen zu verändern und zu verſchönern ſchien. Das, was die Hausfrau ihren Speiſeſaal genannt hatte, war nämlich eine nach Rom hin offene Loggia und lag höher als die Pergola, die man zuvor beſetzt gehabt

hatte. Hier oben war die Ausſicht ſchon weiter, die Perſpektive tiefer und der Horizont beſchrieb einen größeren Bogen. Ueberdies neigte die Sonne zum Untergang, und alles was Schatten hatte, warf ihn jetzt lang und länger. Unter dieſem Wechſel gewann die Landſchaft Charakter und Leben und beſeelte ſich mit tauſend neuen und feinen Zügen. Erſt jetzt ging ihm der Sinn für das Lob der Signora Dezia auf, welche dieſes Bild geprieſen, aus ſeinen beſten Momenten heraus, und nicht wie Balm zuvor es geſehen hatte, auf tieferem Standpunkte und im grellen, ſchwüldunſtigen Sonnenbrande ohne Form und Farbe. Die Nachmittagsſonne hatte den Buſchgrund des Hügels in allen Zweigen und Ruten mit nüchterner Deutlichkeit beleuchtet, jetzt aber ſchmolz den Monte Mario hinab Schatten um Schatten zu einer dunkelgrünen, faſt waldigen Laubmaſſe zuſammen, von welcher ſchon ein kühlerquickendes Feucht, wie die feinſten Nerven ſich einbildeten, zur Loggia aufwallte. Von dieſem kräftig beſchatteten Vordergrund hob ſich nun erſt das beleuchtete Rom, das mit ſeinen Monumenten und Kirchen, Türmen, Säulen, Kuppeln und glitzernden Fenſtern wie in einem orangegelben Feuermeere ſchwamm, mit der vollen Wirkung und der ganzen Pracht ſeines ewig erhabenen Anblickes ab. Ueber Rom hinaus dämmerten die tiefernſten, unverſöhnlich traurigen Oeden des Agro Romano, aber um ſo heiterer blinkte das Albanergebirge mit ſeinen Städtchen, Gärten, Villen und zuletzt mit der vornehmen

Kontur ſeiner Höhenlinien herüber. Es war einer der ſchönſten Abende. Immer klarer und blauer wurde es oben, indeß die gelben Lichter auf Erden ſich röteten und kühlten. Man ſah den Sonnenuntergang für jede Straße, für jedes Fenſter in Rom anbrechen, man ſah die Beleuchtung ſich in Streiflichter auflöſen, welche von Punkt zu Punkt an die höheren Dinge hinanhuſchten, bis ſie zuletzt Rom und das Tiberthal ganz den Schatten überließen und an die Berglehnen des Albanergebirges wie flimmernde Goldblättchen anflogen. Und ſchon ſuchte das Auge, in die liebliche Elegie des Scheidens ergeben, den Reſt der Tagesſtrahlen droben am Himmel, in den bläulich violetten Tönen der weichen aber dunſtfreien Abendluft, im glühenden Lichtſaum eines hochſtehenden Federwölkchens, und ſchon ſah es jenſeits der Wolke nach der bleichen Perle des erſten ſichtbaren Sternes aus.

Tage haben ihr Glück wie Menſchen, und das ſchönſte Glück eines Sommertags iſt ſein Abend, wenn das einfache und ewig großartige Phänomen der Umwälzung vom Licht zum Dunkel in jeder Sekunde ſeinen reinen und vollen Klang giebt, der tonreich anſchlägt und ungetrübt ausklingt. Eines ſolchen Tages war Balm zu ſeinem Beſuche auf dem Monte Mario teilhaftig geworden.

Spät am Abend fuhr er mit Baron Neugart nach Rom zurück.

X.

Ein ſchöner Tag will nicht enden; man betrachtet die Nacht als ſeine natürliche Fortſetzung, zumal in Italien, wo das Nachtleben die Flut und der Tag die Ebbe des Lebens iſt. Als unſer Paar nach Rom hinabgekommen, durchwogte das Volk die nächtlichen Straßen, und vor allen Kaffeehäuſern ſaßen die Gäſte im Freien, auf den Tiſchen Eis, aber unter den Füßen die noch nachglühenden Pflaſterſteine.

„Wenn es Ihnen beliebt, ſo vertreten wir uns auch noch ein wenig“, ſagte Baron Neugart, indem er Balm unter den Arm nahm und von ſeinem Hauſe, wo der Wagen gehalten hatte, wieder ablenkte. „Bei uns daheim“, fuhr er fort, „hätten wir vom Monte Mario herab die ſchönſte Abendpromenade zu Fuß gemacht; aber hier, in dieſem heiligen Gurgelabſchneiderlande iſt es uns bei den Geſandtſchaften geradezu offiziell intimiert, vor den Thoren Roms keine nächtlichen Spaziergänge zu machen, damit nicht etwa einmal ein unverletzlicher Geſandter abgemurkſt wird und ein Weltbrand zwiſchen Rom und Naſſau-Dillenburg ausbricht.“

„Nun, ich hoffe, ſie pfeifen auf dem letzten Loch, die Kutten und ihre guten Freunde, die Mörder e tutti quanti di quella razza maledetta dei preti!“

„Ja? hoffen Sie das?“ rief der Baron mit einem feurigen Händedruck; „Gott ſei Dank, daß

ich das so deutlich und bestimmt höre. Beim Alten droben wurde ich, aufrichtig gesagt, doch nicht ganz klug aus Ihnen."

„Das wundert mich. Wir haben doch unsere Konversation wahrhaftig nicht in jenem bon ton-Stil geführt, der kein Thema vertieft; eher das Gegenteil! Wir gingen so tief und packten uns so ernsthaft, wie nur je ein Streit um die Wahrheit geführt worden. Wir wären uns, meinte ich, vollkommen klar geworden."

„Ja, ja, tausendmal ja! Sie haben recht. Theoretisch war alles in schönster Ordnung. Aber wenn ich in politischen Fragen von einem Poeten höre, — Pardon, so wird mir nicht wohl zu Mute. Die schöne poetische Gerechtigkeit verträgt sich nun 'mal nicht mit einem so gehäuften Unrecht, wie es die Hierarchie ist."

„Wer möchte aber auch einem so denkenden und fühlenden Menschen, wie Santafiore, allzu weh thun! Ich ehre den alten Herrn, ich vertraue ihm und fast möchte ich sagen, ich liebe ihn."

„Manches davon thue ich selbst", sagte Neugart. „Der Marchese ist so liebenswürdig wie Montalembert, an den er mich erinnert und der es im hohen Grade ist. Als ein Funktionär der modernen Staatsgesellschaft vergesse ich freilich den Ultramontanen in ihm keinen Augenblick."

„Den Ultramontanen?" fragte Balm ein wenig betreten und von dem schroffen Parteinamen nicht

angenehm berührt. „Sonderbar, daß ich den Ultramontanen noch keinen Augenblick in ihm gesehen! Santafiore ist mir ein ausgezeichneter Mann, nichts weiter."

„Gewiß müssen es ausgezeichnete Männer sein, welche die Weltherrschaft begehren — für eine Oblate!"

„Aber sie begehren sie nicht, sie fällt ihnen zu; man hat sie ihnen freiwillig entgegengebracht."

„Mit Nachhilfe von Scheiterhaufen, Kanonen, Folterknechten, Dragonern, Verschwörungen, Bluthochzeiten, Gift und Dolch, verfälschten Urkunden und wie das ganze Zahngebiß des römischen Wolfes heißt, war es gewissermaßen eine Freiwilligkeit. Aber lassen wir das! Alles, was sich darüber sagen läßt, ist droben gesagt worden. Sie haben ebenso gut gesprochen, als der Marchese geantwortet hat. Er traf den Nagel auf den Kopf mit seinem Schlagwort der defensiven Feindschaft. Aber was thut's? Genug, wir sind Feinde."

„Das Bewußtsein thut viel. Es thut alles. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich blind haßt, oder ob man weiß, warum und in welchem Sinne. In letzterem Falle sind Kompromisse möglich, welche die Seele der Politik sind."

„Erlauben Sie mir eine Frage. Haben Sie die belgischen Kirchenaffären verfolgt? Es scheint nicht. Wohlan, da haben Sie Kompromisse nach Noten! In Belgien ist durch lauter Kompromisse

die Kirche ſo frei geworden, als ſie nur wünſchen kann. Aber juſt in Belgien beweiſt ſie, daß ſie nicht Freiheit, ſondern Herrſchaft will, daß ſie die Freiheit einzig als Vorſtufe zur Herrſchaft anſtrebt. Wer ſich von unſerem Jeſuitengeſchrei nach Kirchenfreiheit noch irren ließe, der müßte die Geſchichte der belgiſchen Kirchenoppoſition ſtudieren. Es iſt der Muſterfall für katholiſche Kirchenpolitik."

„Tröſten wir uns. All dieſe Froſchmäuſlerkriege, belgiſcher Kirchenſtreit, oberrheiniſcher Kirchenſtreit, zu geſchweigen vom öſterreichiſchen Konkordat, haben jetzt einen Stoß nach vorwärts bekommen und rollen von den grünen Tiſchen zu den roten Hemden herunter."

Der Baron ſah ſeinem Landsmann unter die Augen wie einem fremden Menſchen und ſagte: „Meinen Sie das? Ich nicht. Es giebt ſcheinbare Freiheitsſchlachten, welche der Freiheit am allergefährlichſten ſind. Es giebt Revolutionen, welche gemacht werden — unter lauter Bücklingen gegen die Reaktion. Louis Napoleon hat Oeſterreich nur verdrängt, um Oeſterreich zu beerben. Als alleinige Schutzmacht der Kurie wird er den Papſt mächtiger ſtützen, als es je das öſterreichiſche Beſatzungsrecht in Ferrara und Commacchio gethan hat. Italien aber iſt befriedigt und dankbar und wird einem franzöſiſchen Winke gehorſamer ſein, als je einem öſterreichiſchen Standrecht! Nationale Befreiungskriege von einer Fremdherrſchaft pflegen die Nationen ſehr nachſichtig

zu ſtimmen gegen internen Druck. Deutſchland hat ſeine Befreiung von den Franzoſen ziemlich duldſam — mit Mainzer Kommiſſionen bezahlt, und Italien bezahlt ſeine Befreiung von den Oeſterreichern vielleicht noch williger mit einer Papſtherrſchaft, welche ſo vielen Inſtinkten des Nationalſtolzes ohnedies ſchmeichelt. Nein, nein; Magenta und Solferino waren Befreiungsſchlachten, aber ſchwerlich Freiheitsſchlachten."

„Zugegeben; aber etwas kommt noch in Rechnung. Der aufgeregte Nationalgeiſt hat hier eine Erſcheinung zutage gefördert, wie die Garibaldiner, und die Rothemden ſind nicht ganz ſo blond wie deutſche Burſchenſchafter. Das iſt kein Stoff für Mainzer Kommiſſionen. Es iſt der Kern einer nationalen Aktionspartei, welche nicht den Weg nehmen wird von der Minorität zum Nichts, wie weiland bei uns, ſondern umgekehrt, Majorität zu werden und Geſchichte zu machen."

„Um dann — wie noch alle Zeiten gelehrt haben — ſich in ſeine natürlichen Beſtandteile zu zerlegen, deren größere Teile doch bald aus Bewegungsmüden beſtehen. Nein, auch die Rothemden imponieren mir nicht. Man wird nach zwanzig Jahren unzählige fette Wurſtmacher hier finden, welche Rothemden geweſen ſind."

„So ungläubig denken Sie von der Freiheitsära, welche Italien jetzt in Entzücken verſetzt?" fragte Balm.

„Nicht ungläubig, aber — ‚mein Glaube ſteht auf feſter'm Grund', wie der Graf von Saverne ſagt. Ich finde in der ganzen Weltgeſchichte das Geſetz: kein großes Prinzip wird durch ſeine Oppoſition geſtürzt, ſondern durch ſich ſelbſt. Auch die römiſche Hierarchie, — denn von dieſer ſprachen wir ja, — hat nicht die Rothemden zu fürchten, wohl aber iſt jede Linie wahr, welche Maſſimo d'Azeglio von den Symptomen ihres eigenen inneren Verfalles, wie ein zweiter Tacitus, gezeichnet hat."

„Der Mann könnte ſeinen Stoff allerdings kennen", ſagte Balm. „Er war, wenn ich nicht irre, lange Jahre piemonteſiſcher Geſandter am römiſchen Hofe."

„Ganz recht. Und ſchrieb dem ſeinigen zwei Memoranden, eins im Jahre 1849 und ein zweites im Jahre 1856, alſo beide vor Magenta und Solferino, welche heute der Tageslärm ſind."

„Ich werde Sie bitten dürfen, dieſe Studien mir mitzuteilen. Was iſt der Gedankengang derſelben?"

„Er ſagt ungefähr folgendes. Einſt war die römiſche Prälatur eine Karriere für alles, was durch Geburt, Reichtum und Bildung zur Ariſtokratie gehörte. Damals fand man den päpſtlichen Hof geſchmückt mit den erſten und edelſten Namen ihrer Nation. Heute iſt es längſt dahin gekommen, daß nicht nur die Abbati ein Gegenſtand der Lächerlichkeit ſind, was ſie wohl früher ſchon geweſen, ſondern daß auch die Prälaten, die Monſignori und Eminenzen,

welche durch Bildung und Würde immer Stützen der Autorität waren, angefangen haben, verachtete und verspottete Leute zu sein. Diese Erscheinung ist neu und gehört erst dem neunzehnten Jahrhundert an. Möglich, daß die Ursache davon das Aufhören der durch die Revolution versiegten Finanzquelle des römischen Hofes ist, welche ihm erlaubte, für seine glänzend dotierten Aemter auch den Glanz von Namen und Talenten zu fordern. Genug, die Prälatur ist heute in Verachtung und Dürftigkeit gesunken. Obskure Leute, Glücksritter, Abenteurer, Spieler, Menschen ohne Bildung und Studien, Menschen ohne Familie, Einfluß, Anhang, Ruf und Verdienst, Körper, die keinen Schatten werfen und Bäume, auf denen nichts wächst, das sind mit immer spärlicher werdenden Ausnahmen die heutigen Monsignori und Eminenzen. Mit solchen Beamten ist eine Politik eigentlich gar nicht mehr möglich. Jene wenigstens äußerliche Milde, welche den römischen Hof sonst charakterisierte, jenes vornehme Abwarten, jene maßvolle Selbstbeherrschung, jenes imposante Vorschreiten und großmütige Nachgeben, jenes Berechnen der Zeiten und Chancen im großen Stil, jene Nachsicht im kleinen, welche nichts vergiebt und doch so liebenswürdig ist, jene majestätische Festigkeit im großen, welche unzersplittert ist und dabei tiefe Eindrücke und nachhaltige Wirkungen hervorbringt, — die ganze Reinheit und Eleganz des Vatikans ist verloren gegangen. Es giebt aber in der politischen Kranken-

geſchichte aller geiſtlichen und weltlichen Imperien kein ſo ſicheres Symptom des Verfalles, als den Verfall der Regierungskaſte. Leſen Sie die Römer bei Gibbon, die Osmanen bei Hammer-Purgſtall, leſen Sie alle Dekadenzen der Welt, ſie bezeugen dieſe Wahrheit in Fraktur-ſchrift. Wenn ſchon die Maſſen verdorben ſind, kann es noch immer von einzelnen Regentengeſtalten heißen: ſie waren beſſerer Zeiten würdig, und kann die Regierungskaſte, ich will nicht einmal ſagen in poſthumen Tugenden, nein, in der Tradition, im Stil, noch geſund geblieben ſein. Das 19. Jahrhundert dürfte in Gottesnamen ungläubig ſein, hätte nur die Kurie weiſere Diener, welche geſchickter damit zu rechnen verſtehen. Sie bemerken, daß ich anfange, von d'Azeglio in meine eigenen Worte überzugehen; das kommt daher, weil meine beſcheidenen römiſchen Erfahrungen mit ſeinen großen und reichen ganz und gar zuſammenfallen. Ich bitte Sie! Sehen Sie nur, welchen Einfluß ein Polterer und Klopffechter wie Louis Veuillot hinter dem Rücken gebildeter Erzbiſchöfe im Vatikan ausübt. Mit Hausknechten will heute das Papſttum die Welt regieren! Was ich mir in Deutſchland Vorſtellungen machte und Angſt hatte, als ich nach Rom kam, vor dem bewußten: ‚Wer fänd' im Vatikan nicht ſeinen Meiſter!' Und was fand ich? Meiſterloſe, plumpe Geſellen, deren Borniertheit ich anfangs für die ſuperfeine römiſche Brutus-Verſtellung hielt, aber ſie war leider ganz echt. Die Prälaten unwiſſend,

die Archive in Verfall, die Nuntiaturberichte ohne ſtaatsmänniſchen Wert, die Jeſuiten unjeſuitiſch im ſchlimmſten Sinne des Wortes, ohne Feinheit, Geduld, Takt, Mäßigung, Ausdauer, mehr Wölfe als Füchſe. Die Kurie ſieht wie eine Börſe aus: Haß, Gier, Leidenſchaft, Beuteſucht, Verzagtheit, Uebermut, Tollheit, Wildheit, Gemeinheit! Alles iſt rauh, grob, trotzig, ungeduldig nach den Erfolgen des Augenblickes, voll extremer Anſchläge, welche mehr die Verblüffung als die Gewinnung der Maſſen zu bezwecken ſcheinen. Und um das Maß voll zu machen, ſchleicht hier ein Männchen herum, ein Abenteurer aus Holland, der ſich Graf Lagrand-Dumonceau nennt, — merken Sie ſich den Namen, er wird von ſich reden machen! Der Projektmacher giebt die Parole aus: das Kapital zu katholiſieren, d. h. die Religion auf die Börſe zu führen. Und geben Sie acht, man geht ihm ins Garn! Wie ich das Terrain hier kenne, ſo geſchieht es. Dann wird aber die Gasentwickelung der Fäulnis in Kreiſe gedrungen ſein, wohin Mazzinis Wort und Garibaldis Schwert nicht reichen, und wir ſind der Kataſtrophe um einen Rieſenſchritt näher gekommen. Kurz, wie man ſonſt ſagte: päpſtlicher als der Papſt, ſo kann man von ſeiner Kirche jetzt ſagen: weltlicher als die Welt! Und daran geht ſie zu Grunde. Nicht weil der Plebs ſie beſtürmt, ſondern weil ſie ſelbſt plebejiſch geworden."

„Sie haben gewiß recht", antwortete Balm dem

eifrigen Redner, „aber was gäb' ich darum, wenn ich das audiatur et altera pars, von einem Gegenredner wie der Marchese Santaflore, hören könnte!"

„Ei, redet er denn nicht ſchon unwillkürlich? Was ſitzt uns der Mann als ein müſſiger Privatmann hier im Grünen? Solche Juwelen benutzt die heutige Kurie nicht! Der Marcheſe müßte auf einem der exponierteſten Poſten eine der wichtigſten und ſchwierigſten Nuntiaturen bekleiden. Welch unermeßlichen Gewinn könnte die Kurie von den ſeltenen Eigenſchaften dieſer problematiſchen Natur ziehen! Juſt was ich ſeine Charakterfehler nennen möchte, gäbe ihm die höchſten Vollkommenheiten eines geiſtlichen Staatsmannes."

„Was nennen Sie ſeine Charakterfehler?" fragte Balm nicht wenig geſpannt.

„Das iſt leichter zu fühlen als zu ſagen", antwortete Neugart, „denn geſagt klingt es vielleicht hart und ungerecht. Nicht wahr, der Marcheſe wird z. B. Ihnen und wohl jedem, der ihn nicht in gewiſſen intimſten Zügen belauſcht hat, als eine reiche und volle, ja univerſelle Natur erſcheinen? Nun, ſehen Sie, ich halte ihn für einen fragmentariſchen und geradezu tief zerklüfteten Charakter. Aber eine Kluft hat zwei Ränder und ein Bruch zwei Teile und dieſe Zweiheit ſieht bei ihm wie die Fülle eines Doppelbeſitzes aus, während ich — eine Halbheit darin wittere. Die Sache verhält ſich nämlich ſo. Der Graf, ſcheint mir, iſt von der großen Familie derer,

welche einen ſtärkeren Geiſt als Willen haben. Was ſie mit ihrem Geiſte umfaſſen, ſind ſie ſchwach genug, auch mit ihrem Willen umfaſſen zu wollen, und das giebt ihnen einen Schein von Größe und Hoheit, von Fülle und Spannweite; für mich aber ein Bild des Gegenteils! Alles nämlich, was ich als angehender Staatsmann zu lernen fand und noch finde, iſt dieſes: der Blick kann nicht unbeſchränkt genug ſein, aber der Wille muß ſich beſchränken. Der Wille muß Partei ergreifen! Es giebt mir das ſicherſte Symptom des genialen Dilettantismus, wenn ich einen Willen ſehe, der mit dem Geiſte gleichen Schritt halten möchte. Es ſah ſo liberal aus, wie er mit uns ſprach, nicht wahr? Er ſchien mit uns zu teilen, — in Wahrheit aber will er auch unſeren Teil."

„Vortrefflich!" murmelte Balm.

„Achten Sie wohl darauf", fuhr Neugart fort, „wenn Sie über die Bildung eines Menſchen ein Urteil faſſen wollen, daß Sie ſich mit nichten beſtechen und zerſtreuen laſſen von der Bildung ſeiner Intelligenz! Sehen Sie ſich nach ſeinem gebildeten Willen um. Es iſt freilich das ſeltenſte, was man ſehen kann, denn was ſieht man gewöhnlich an der Stelle des Willens? Trieb oder Eigenſinn! Auch die ſcheinbar gebildetſten Menſchen haben in der Regel keine Ahnung davon, daß der Wille, wie alles Menſchliche, ein Produkt der Kunſt und der Vernunft ſein muß. Sie überlaſſen den Willen der Natur, aber dann iſt es nicht Wille, ſondern Trieb.

Oder sie legen ein Schwergewicht von Vernunft und Charakter ins Wollen, aber am unrechten Orte, auf kurze Zeit und dafür stark übertreibend; das ist dann wieder kein Wille, sondern ein Eigensinn. Oder endlich, sie möchten ihren Willen soviel umspannen lassen, wie ihren Geist; dazu reicht aber der Wille nicht aus: er wird dünn, zerflossen, schmachtend und sehnsüchtig, mit einem Worte, er wird ein bloßes Wünschen. Diesem Zustande entspricht gewöhnlich ein Handeln und sündiges Handeln, ohne daß überhaupt gewollt worden ist. Es ist der spezifisch weibliche Zustand. Wenn Sie Geschworener sind, können Sie dann Blut schwitzen, die Zurechnung, nämlich den bewußten Willen, zu suchen. Die Handlung hat sich zusammengesetzt aus Geist, der aber Phantasie war, und aus Willen, der aber Wünschen war. Die weiblichen Männer dieser Art sind Genies, nur zeugungslose und unproduktive. Mir doppelt unheimlich! Ich möchte sie *passive Dämonen* nennen. Diese Menschen haben den Mephisto verschluckt, aber das Gretchen mit!"

„Und das ist Ihr Schema zu unserem Marchese?" fragte Balm, innerst betroffen, aber ganz Ohr. „Haben Sie den Mann so genau zu studieren Gelegenheit gehabt?"

„Ja und nein. Wer viel und mit vielerlei Menschen verkehrt, dem erklärt oft ein Charakter den anderen und wieder eine Stunde oft mehr als ein Jahr. Auch will ich nicht eben buchstäblich recht

haben. Ich wollte nur sagen, was für ein unvergleichliches Werkzeug Roms ein Mann wie Santafiore an den Höfen, in großen Verhältnissen, unter Männern und Weibern der großen Welt sein müßte. Ich glaube, er wäre der ausgezeichnetste Verführer, denn er steht immer auf der Seite der Verführten und verführt sich selbst mit."

Der Baron hielt inne, denn er sah den Eindruck, welchen diese Worte auf Balm machten, und ließ ihm Zeit dazu. Balm hörte das alles mit einem psychologischen Interesse, was Neugart mit einem politischen sprach. In diesem Sinne fuhr der letztere fort:

„Welch eine Politik, die solche Leute rosten läßt und den Ausfall dafür mit — Mortara-Knaben deckt! Welch eine Decadence! Aber vielleicht ist unser Marchese, weil er ein Freund Passaglia's ist und mit Heiden, wie wir, umgeht, am römischen Hof nicht persona grata, und das gehört ja auch zur Signatur unserer schwächlich-hysterischen Zeiten, daß sie so wählerisch zwischen persona grata und ingrata unterscheiden, während der große politische Stil nur den Unterschied der brauchbaren und unbrauchbaren Person kannte und die persona ingratissima großzog, wenn sie die brauchbarste war. Wie nervös ist dieses Rom heute um ein Mehr oder Minder der offiziellen Nuance, und der tapfere, hanbüchene Merode und ein Silberglöckchen wie Santafiore sind, weil sie die Nuance nicht haben, außer Aktion gesetzt, als ob die

größten Aktionsmenſchen, durch welche Rom am beſten bedient worden iſt, nicht oft genug — Atheiſten und Heiden geweſen wären!“

„Das waren die Zeiten“, ſagte Balm, „in welchen es auch noch möglich war — die Komödien eines Aretin aufzuführen. Es waren jene Zeiten der genialſten Gewiſſenloſigkeit und robuſteſten Frivolität, wo die That Alles und die Geſinnung Nichts galt. Vielleicht verlangt man heute That und Geſinnung aus einem Guß, beim Herrn ſowohl als beim Diener. Vielleicht iſt man beiderſeits ehrlicher geworden. Dann bezeichnete das, was Sie tadeln, eigentlich einen Reinigungsprozeß und einen ſittlichen Fortſchritt. Die laxen und elaſtiſchen Zeiten wären eben ſtrammer geworden.“

Neugart zuckte, wie einer, der überraſcht iſt, und ſagte etwas kleinlaut: „Da haben Sie wohl auch Recht. Aus dieſem Geſichtspunkte ſah ich's nie. Es iſt freilich ein moraliſcher, nicht ein politiſcher.“

Während dieſes Geſpräches waren die neuen Freunde in dem Stadtbezirk zwiſchen Neugarts und Balms Wohnung unzähligemale auf und ab gegangen. Endlich blieben ſie ſtehen und reichten ſich die Hand zum Abſchiede. Baron Neugart ſagte mit ſeinem feſten entſchiedenen Weſen: „Ich hoffe, Landsmann, wir haben uns nicht zum letztenmal geſehen. Eigentlich ſollte ich Sie ſchelten, daß Sie Ihre Geſandtſchaft nicht aufgeſucht haben und ſich ganz zufällig von ihr finden laſſen. Aber“ — ſetzte er ſchlaulächelnd

hinzu, „Sie sollen entschuldigt sein. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie Rom seine Ankömmlinge zerstreut und lobe Ihren Geschmack, wenn Sie sich interessantere Bekanntschaften wußten als Ihre Legations-Bureaukraten."

Junge Männer glauben sich nicht miteinander unterhalten zu haben, wenn ihren tiefsten und weisesten Reden schließlich diese Würze von Anspielungen fehlt. Balm schüttelte lachend die Hand des Lächelnden und das Paar sagte sich für diesmal Adieu.

Für diesmal! Aber reiste Balm nicht morgen nach Capri? Und von da? Es fuhr ihm wie ein Stich durch die Seele. Er wäre sich lieber eines Mordes bewußt gewesen als seines ratlosen beklemmenden Zustandes!

So lenkte er seinem Hause zu, körperlich müde, aber durch und durch wachen und beschäftigten Geistes.

XI.

Als Balm sein Haus erreichte, sah er vor demselben eine kleine gnomenhafte Gestalt auf und ab wandeln, die er im märchentrauten Deutschland zu Hause, in hochgegiebelter Gassen nächtlichem Dunkel, für ein Wichtelmännchen gehalten hätte, aber in Rom konnte es nur — Meister Zuppa sein.

Er war es wirklich.

Mit der Freude eines Erlösten lief ihm der Zwerg

entgegen und ſeine kranichartige Stimme begann geläufig zu ſchnarchen: „Nun, Bruder Liederlich, wo ſteckt Ihr ſo lange? Seid Ihr auch ſchon ein Nachtſchwärmer geworden? Seit einer Stunde ſchildere ich hier auf und ab. Eure unartigen Hauswirte wollten mir ſo ſpät Euer Logis nicht mehr aufſperren, obwohl ich ſie in meinem beſten Römiſch zuſammenfluchte, wie notwendig ich Euch zu ſprechen habe. Seid ſo gut und gebt ein- für allemal Ordre, daß der Herr mit dem joniſchen Säulenwuchs zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bei Euch eingelaſſen wird. Ich habe die Baſtonade von dieſen nichtswürdigen Flußkieſeln, ein Hundepflaſter, das man in ganz Rom nur noch in Eurer hochromantiſchen Sackgaſſe findet. Bocca d'Averno, ich bin wie gerädert auf dieſem barbariſchen Straßenpflaſter! Abgeſehen daß ich ſeit einer Stunde von allen Phrynen Roms in Verſuchung geführt werde, die juſt heute wie Pilze aus der Erde ſchießen. Gott ſei's geklagt, man wird nicht fertig. Man mag thun, was man will, es iſt wie ein Schlag ins Waſſer. Je mehr man arbeitet, deſto mehr wächſt der Stoff. Woher nur all dieſe jungen Mädchen kommen, da man doch ſelbſt immer älter wird? Mir ſcheint, es geſchieht einem zu Fleiß!"

„Was wollt Ihr?" fragte Balm. „Macht's kurz, ich will zu Bette gehen."

„Dinge von höchſter Wichtigkeit! Sperrt auf und führt mich hinauf. Es iſt hier ein Stehen wie auf Stalaktiten. Alle Minuten bekomme ich ein neues

Hühnerauge. Der Teufel hat Eure Straße gepflastert."

„Allons, vorwärts! Gehen wir in Gottesnamen."

„Bin schon da. Wartet, wartet! Gott, der Mann ist hastig wie der Hund eines Kesselflickers!" — Und der Zwerg schob sich hinter Balm auf die Treppe nach.

Balm aber, der keine Aussicht hatte, von dem späten Besuch dieses verzweifelten Freundes in Güte loszukommen, that ganz so als ob er allein nach Hause gekommen wäre. Kaum hatte er Licht gemacht, so fing er an, sich auszukleiden und legte sich mit der Tagesnummer des Pungulo zu Bette.

Leider waren solch deutliche Fingerzeige bei einem Manne wie Zuppa verloren, der erst vergnügt wurde, wenn man ihn schlecht behandelte und zu allem Frechen und Nachlässigen eine natürliche Wahlverwandtschaft hatte. Zuppa war höchlich erbaut von Balms Negligé und brach in ungeheuchelten Beifall aus. „Corpo di Baccho!" rief er. „Ihr seid ein kapitaler Junge. Ich kann Euch nur sagen, so groß mein Buckel ist, ich tausche gleich mit Eurer Taille. Sapperment ja! Das ist ein Leib, wie auf Bestellung gearbeitet. Ihr wäret ein Narr, wenn Ihr das schöne Material nicht benützter. Ein ganzer Esel wäret Ihr, santissima madre! ich sage, was ich weiß. Inzwischen — Oekonomie ist die Seele der Liebe. Geht mit Eurem Pulver um wie in einer belagerten Festung. Qui va piano va sano. Merkt Euch das. Ein Kerl wie

Ihr darf die Weiber auch kurz halten. Es iſt ein kindiſcher Ehrgeiz — fausse honte ſagen die Franzoſen — ihren Inviten immer Gehör zu geben. Ueberlaßt das den Knaben. Bedenkt, der Forſt iſt groß, das Wild zahlreich und am Ende hat man doch nur, was man hat. Mancher ging als Fürſt zum Frühſtück, aß als Bettler zu Mittag und hungerte am Abend. Ich warn' Euch bei Zeiten, mein Wort iſt Gold."

„Iſt das alles, was Ihr mir zu ſagen habt? Und darum rückt Ihr mir ſo ſpät vor's Kaſtell?"

„Bocca d'Averno!" rief der Zwerg, „ich habe ein Gedächtnis wie ein Schuldenmacher. Der Teufel hole die Aufklärung, ſie paßt nicht für Italien! Seht Ihr, als ich geboren wurde — ich wurde zu früh geboren, — da war meine Wiege noch nicht fertig, und meine Mutter legte mich vorderhand in ein Mehlſieb. ‚Thut es nicht', ſagte die Hebamme, ‚das Kind bekommt ein ſchlechtes Gedächtnis.' Aber meine Mutter war aufgeklärt und verlachte den Aberglauben. Da ſeht Ihr, was Erziehungsfehler thun."

„Ihr ſeid überhaupt verfehlt, Meiſter Zuppa, in mehr als einer Hinſicht."

„Das verſteht Ihr nicht, Werteſter. Meint Ihr meinen Buckel? Der iſt bloß ein Ueberfluß von Schönheit. Er beſchreibt jene Schlangenlinie, welche in der Aeſthetik ſo hoch geſchätzt wird: der Fehler iſt nur, daß die Schlangen nicht auf zwei Füßen gehen; man wäre ſonſt den Anblick gewöhnter. Meint Ihr

meine Moral? Aber woher könnte die Tugend im Lichte wandeln, wenn Meister Zuppa ihr nicht die kräftigsten Schlagschatten anschraffierte? Die Tugend ist meine Herrin und ich bin ihr Diener, der in ehrfürchtiger Distanz seiner gnädigen Herrschaft folgt und sich ängstlich hütet, ihr auf die Schleppe zu treten oder wohl gar sich öffentlich mit ihr zu berühren. Ja, nicht einmal im Geheimen thu ichs; ich weiß, was ich der Tugend schuldig bin! Mag die ganze Welt sich in Tugenden teilen; ich eigne mir nichts davon zu: nicht das geringste. Ich bin ein edler Bruder, welcher sein Erbteil seinen Geschwistern abtritt und für sich selbst keinen Deut behält."

„Das ist schön von Euch. Plaudert so fort, edler Mann, und wenn Ihr mich schnarchen hört, dann löscht das Licht aus und schlaft auf dieser Rehdecke. Gute Nacht."

„Macht keine Dummheiten! Ihr müßt mich anhören. Sapperment, ein Mann wie ich will gehört sein. Hört, was ich Euch sage. Wir sind bedroht. Wir schweben in Lebensgefahr. Des Teufels Schwanz kitzelt uns dicht an der Nase herum. Der Fürst ist in Rom! Der verfluchte, breitmäulige Neapolitaner, Euer Nebenbuhler bei der Selina! Wenn uns die Gans doch noch verriete! Es könnte ein Unglück geben. Mein Camillo, den ich hingeschickt hatte, um mit der Bernardina den Faden, den Ihr mir freventlich abgerissen, wieder anzuknüpfen, macht eine schauderhafte Beschreibung von dem garstigen Kerl. Ein

Bramarbas in Stiefeln und Sporen iſt meine Ausſicht; ein Geſicht, ſagt er, wie ein Nadelkiſſen voll Dolche! Der Fürſt iſt ſoeben angekommen, ſitzt mit der Selina auf dem Sopha und tändelt; aber die Bernardina ſchickt mir meinen Junggeſellen zurück, — die Luft ſei nicht rein, der Herr da drinnen auf dem Sopha ſei der neapolitaniſche Liebhaber. Wie gefällt Euch die Botſchaft? Pfui, pfui, mir gefällt ſie nicht. Eine garſtige Geſchichte! Die Neapolitaner ſind ein rohes Volk. Gott hat ſie zur Schande Italiens erſchaffen. Eine verfluchte Geſchichte. Accidente! Nadelkiſſen voll Dolche! Was heißt das? Ich ſag Euch noch einmal: das gefällt mir nicht. Aber ſagt auch etwas! Was ſagt Ihr?“

Balm durchlief mit raſchen Gedanken die Worte Zuppas, und wenn er nicht glauben ſollte, daß der Fürſt aus den Hofwirren Neapels förmlich die Flucht ergriffen, oder ein kindiſch-toller Anfall von Sehnſucht und Zärtlichkeit ihn nach Rom getrieben, ſo war es das Wahrſcheinlichſte, daß er ſein römiſches Liebchen um einen Tag früher, als er ſich angekündet, unvorbereitet überfallen wollte und mehr als das ‚Nadelkiſſen voll Dolche‘ zeichnete dann dieſer Zug von Eiferſucht ſeinen Mann.

Da ihm aber der bucklige Kleine immer die Laune des Spaßes und des Sarkasmus zu erregen pflegte, ſo wurde es ihm auch jetzt nicht leicht, ſeine Affaire ernſthaft zu nehmen, ſondern er ſagte, indem er ihn mit ſpöttiſchem Behagen anlächelte: „Alſo

ſo weit ſeid Ihr herunter, Maeſtro, daß ſich ſchon die unbärtigen Knaben über Euch luſtig machen? Merkt Ihr denn nicht, daß Euch Camillo mit ſeinem Nadelkiſſen voll Dolche grauſam aufſitzen läßt?“

Aber Zuppa antwortete: „Mit Vergunſt, Meiſter Ueberwitz, das redet das deutſche Fiſchblut aus Euch, ihr Schneckenſeelen, ihr Schildkröten, ihr Regenwürmer! Ich kann Euch nur ſagen, das Nadelkiſſen voll Dolche iſt ein echt italieniſches Landesprodukt. Ich kenne die Firma und ihre Fabriksmarke. Durchaus national, — paradieſiſche Halbinſel, nennt man es artig. Wir Kinder Heſperiens müſſen das wiſſen. Die Dolche ſind die Krone der italieniſchen Südfrüchte. Die edelſte Frucht, auf welche gleich der Himmel folgt. Rache iſt ſüß und ein Vorſchmack des Himmels, und an dem ſie geübt wird, der hat ihn als Nachgeſchmack. Wäre ich wie Ihr, der Fürſt ſäße mir bald ſtatt in Selinas Schoß in Abrahams Schoß. Eure Gedanken ſind in Milch gekocht und Eure Leidenſchaften mit Butter beſtrichen. Eure Sünden ſind Waſſertrinker und Eure Verbrechen glauben mehr an die Polizei als an ſich ſelbſt. Geht, geht, Ihr ſeid mir Männer! Zehn von Euch geben ein Zehntel.“

Balm ſagte gähnend: „Du könnteſt mir einen Gefallen thun, kleiner Zuppa. Mach 'mal das Fenſter auf und wirf dich ſelber hinaus!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ ſchnarrte der Zwerg. „Ihr verlangt eine Wohlthat von mir, die ich nicht

verſchenke, ſondern verkaufe. Das Glück meiner Abweſenheit gewähre ich Euch nur unter einer Bedingung: Schwört mir, daß Ihr zu Selina geht und ihr Vernunft beibringt. Sie ſoll uns ihr Nadelkiſſen voll Dolche unter gutem Verſchluß halten. Keine Minute ſind wir ſonſt ſicher."

„Ich fürchte mich nicht."

„Nun gut, ſo thu ich's an Eurer Stelle. Ich ſehe ſchon, daß ich alle Schwachheiten der Menſchheit auf mich allein nehmen muß. Ceterum censeo, geht zu der Selina! Ich borg Euch meine Furcht, wenn Ihr ſelbſt keine habt. Ich kann ſie auf eine Stunde entbehren. Aber geht hin zu dem Teufelskind und ſagt ihr . . ."

„Warum geht Ihr nicht ſelbſt? Werft Euch ihr zu Füßen, geſteht, bereut, bittet um Verzeihung, und wie ich ihr gutes Herz kenne . . ."

„Papalapa! ein Weib iſt nicht zu bitten, wo es nicht liebt. Selbſt hingehen! Dem Drachen direkt in den Schlund rennen! Ja, wenn ich Eure Taille hätte! Wenn mein Rücken ſo flach profiliert wäre wie der Eurige!"

„Ob du das Maul hältſt!"

„Nein. Ich bleibe da und ärgere Euch die ganze Nacht, wenn Ihr mir nicht einen ſteifen Eid leiſtet, daß Ihr morgen zu der Selina geht."

„Ich bin nicht aufgelegt dazu."

„Wieſo? warum? weswegen? Seid Ihr inſolvent? Habt Ihr Euch verausgabt? Dummes Zeug!

Man kennt Euch ja doch! Ihr habt Euren Meiſter gezeigt und müßt notwendig Kredit haben. Nein, nein, fürchtet gar nichts, wenn Ihr morgen nicht à la hausse ſpielen könnt. Es ſchadet Euch nichts. Glaubt mir, ich rede aus Erfahrung. Geht immer hin, auf mein Wort!“

„Mir iſt, als hört' ich tauſend Staare ſchwatzen!“

„Ein Geſicht wie ein Nadelkiſſen voll Dolche! Hat man je ſolche Redensarten gehört? Man möchte ein Schneider werden vor Schrecken und Angſt. Auf Ehre, verſprecht mir, daß Ihr hingeht. Morgen Vormittag, gilt's? Und Nachmittag fahrt Ihr in mein Studio hinaus und bringt mir die Nachricht, daß alles in Ordnung. He? ich erwarte Euch ſicherlich. Zu einer klaſſiſchen Flaſche Wein erwarte ich Euch. Eine Verehrerin von mir hat mir einen Flaſchenkorb Vernaccio von Cagliari geſchickt; den müßt Ihr koſten. Etwas ganz delikates! Feurig, ſüß, eine Blume wie Balſam, nicht zu ſchwer; — er küßt ſich vom Glaſe! Tropfbare Küſſe, Venus in trinkbarer Form; obwohl ich das dichteriſch ſage, ſo iſts doch wahr. Auf Ehre, Vernaccio iſt etwas Ausgezeichnetes. Wer ihn ein Jahr lang trinkt, ſoll nichts als Buben machen. Meiner Seel, die Dame hat es mir ſelbſt geſchrieben!“

„Es ſieht Euren Damenbekanntſchaften ähnlich!“ lachte Balm unter der Bettdecke.

„Neapel iſt ein ſchlechtes Königreich“, ſchwatzte der Budlige weiter. „Ein Fürſt von Neapel und ein Bauer in Rom giebt zwei Bauern. Was will uns

der Tölpel hier auf dem Nacken? Seit ich den Kerl in Rom weiß, gehe ich herum wie mit Blei ausgegoſſen. Wie Laſtwagen liegts auf mir. Und das müßt Ihr doch ſelbſt einſehen, ich kann durchaus keine weitere Vermehrung meiner Laſten mehr brauchen. Bedenkt, wie ſchwer ich ſchon trage. Auf dem Rücken einen Berg wie der Soracte, auf der Stirn mehr Hörner als alle pontiniſchen Büffel zuſammen, und noch dieſen Stein auf dem Herzen, — es geht über menſchliche Kräfte. Erbarmt Euch meiner! Sprecht mit der Selina. Morgen Vormittag; — was ſag' ich, je eher je lieber."

Balm warf ſich herum und wendete ihm den Rücken zu.

„Ein prächtiger Rücken!" jubelte der Zwerg. „Ihr ſolltet den Faltenwurf ſehen! Und dieſe Hüftlinie! Eine Artillerie, wie gemacht zum Breſcheſchießen! Aus dieſer Kontur guckten tauſend luſtige Buben heraus. Ich bin ein Schuft, wenn ich lüge! Es iſt ein Erbarmen, wie ſich dieſer Goldjunge da ſo allein herumwälzt. In Euren Jahren darf keine Nacht verſäumt werden? Wißt Ihr was? ich geh hinab; ich hol Euch ein Liebchen herauf!"

„Das Genick dreh ich dir um!"

„Corpo di Baccho, ich habs! Die Damerata hole ich Euch! Das wird Euch lieber ſein. Augenblicklich geh ich und hole ſie. Das heißt —. Freilich, freilich, es iſt ſpät, — verflucht ſpät, — ſie wird ſich ſchon verſagt haben. Da iſt ſo ein Düten-

prinz, ein Manschettenheld, ein Vorstadtmuster aus dem Trastevere, ein junger hübscher Maulaffe, — aber Ihr kennt ihn ja wohl? ein Schotenspatz, der mir das Weibchen elendig zusammennascht. Schon legt sich ein bläulicher Schattenrand um ihr Auge und die Hüftgrübchen sind um fünf Linien tiefer. Fünf Linien, sag' ich, kein Millesimo weniger! Der Zahn der Zeit ist das nicht, der Trasteveriner ists. Accidente! Gebt einem Troßbuben ein edles arabisches Pferd zwischen die Schenkel und in einem Monat verdirbt er es gründlicher als hundert Kavaliere in einem Jahre nicht. Bocca d'Averno, hängen soll man diese Buben, diese Bettler und Hungerleider, die nur ein Liebchen haben und die Dreifelderwirtschaft, die jeder Bauer kennt, nicht kennen und nicht wissen, daß der weibliche Leib ein Kunstwerk ist und mit Kultur genossen sein will!"

„Was der närrische Kauz oft seine Stickerei unter seinem Schweinskoller trägt!" murmelte Balm in den Bart; aber sei's, daß Meister Zuppa ein feines Ohr hatte, oder daß sich Balm wieder herumgeworfen und seine Worte mit einem freundlichen Blick illustriert hatte; der Zwerg antwortete:

„Ich sagt' es Euch ja, ich bin edler Gefühle fähig. Aber Rom glaubt es mir nicht und doch ärgert sich Rom auch an meinen Schandthaten nicht! Ihr thut sowohl das eine als das andere und darum seid Ihr mein Freund, mein Abgott, mein Herzensbedürfnis. Mein Magnet seid Ihr und Kindsammen

würden ſagen, Ihr habt mich bezaubert. Wenn ich einmal drei Tage lang von Euch ausbleibe, ſo inſeriert in den Zeitungen: Mein Pudel hat ſich verlaufen. Aber jetzt flieg' ich nach Hauſe und ſeh, was mit der Damerata zu machen iſt. Corpo di Baccho, ein ſo einſchläferiges Nachten mit dieſem Lendenpaar! Man möchte Blut weinen. Jugend hat nicht Tugend. Geht man ſo mit der Gabe Gottes um? Na warte, du Schlingel! Die Dama ſoll dich Zucht lehren, du gottloſer Faullenzer. Einen Tagdieb laß ich mir noch gefallen, aber ein Nachtdieb iſt mir ein Greuel!"

„Seid Ihr ſo freigebig mit Eurem Weibe, warum ſchickt Ihr ſie nicht zum Fürſten, anſtatt mich zu der Selina?" fragte Balm ohne Abſicht und mit einem gedankenloſen Einfall.

Aber der Zwerg ſtand da wie vom Blitz getroffen. Er riß die Augen auf und ſeine Augen wurden förmliche Triumphbogen, wie ſie vor Staunen und Ehrfurcht ſich in die Höhe zogen.

„Küſſen muß ich Euch!" ſchrie er und warf ſich über Balm und küßte ihn und ſchrie dazu: „Ein Hund will ich ſein, wenn Ihr nicht ein Halbgott, ein Ganzgott und ein Doppelgott ſeid! Zum erſtenmal in meinem Leben küſſe ich einen Mann; es iſt das fadeſte Geſchäft von der Welt, Männer zu küſſen, aber Ihr ſeid gemacht zur Liebe und zur Bewunderung der Menſchen. Anbeten muß man Euch. Die Damerata zum Fürſten! Welch ein Gedanke! Er verändert alle Machtverhältniſſe. Er giebt eine ganz neue poli-

tiſche Situation. Uns bleibt die Dama doch, aber die Selina bekommen wir dazu, denn der Fürſt giebt ſie auf, oder erkaltet gegen ſie; ich bin gerettet fürs Vergangene und wiederhole es fürs Künftige, denn unter dieſen Umſtänden male ich die Selina doch noch. Die ganze Welt bekommt ein neues Geſicht. Es iſt ein Gedanke von unermeßlichen Perſpektiven. Und das ſchüttelt der Mann nur ſo aus dem Nachthemdärmel! Die Damerata zum Fürſten! Welch ein Maultier bin ich, daß mir das ſelber nicht einfiel! O der Schande! Ich ſchäme mich für ganz Rom und alle Delegationen, daß ein Deutſcher vor einem Römer ſolch feine Gedanken voraus hat. Wahrlich, das iſt der einzige bittere Tropfen darin — mein beſchämter Nationalſtolz, mein trauernder Patriotismus. Und doch bin ich wieder ſtolz, ſolche Männer zu Freunden zu haben. Signor Giuſto, ſeid meiner Anerkennung verſichert! Ihr ſeid ein großer Mann. Alle Deutſchen ſind groß. Es läßt ſich nicht länger mehr totſchweigen. Ich finde es rühmlicher, Euch zu bewundern als zu beneiden. Ihr ſeid ein geiſtreiches Volk. Nach ſolchen Proben glaube ich das Höchſte vom deutſchen Genius. Am Ende haben die Zeitungen doch recht, welche Euch ein großes Kulturvolk nennen."

Balm glaubte, der Bucklige halte ihn zum beſten und ſchwatze nach ſeiner Weiſe ins Gelag, um eben zu ſchwatzen. Er betrachtete beim Schein ſeiner Lampe das Männchen mit Intereſſe. Aber Zuppa befand

ſich in einer ſo freudigen Aufregung, war ſo glücklich über den Einfall, ſeine Frau einem neuen Liebhaber preiszugeben, daß Balm wohl merkte, es ſei platterdings unmöglich, dieſem Menſchen einen ſchlechten Witz an den Kopf zu werfen, denn wenn es nur irgendwie nach einem Mißbrauch der Liebe ausſah, ſo erklangen alle Saiten ſeines Mitgefühls und es wurde ihm ein tiefer wichtiger Ernſt daraus. Wahrlich ſtark, ſelbſt für einen Zuppa! Balm war ganz verblüfft, daß ſein frecher Scherz — ein guter Rat geweſen! Er blies heftig die Lampe aus und warf ſich im Bette herum, indes ihm der Zwerg ſeine „gute Nacht" mit den erhabenſten Fanfaronaden würzte und noch auf der Treppe ſein „grande! sublime! maraviglioso!" ſchnarrte.

XII.

Balm rang lange nach Schlaf. Die ſchwüle römiſche Sommernacht, die ſtimmungsreichen Nachklänge des bunt durchlebten Tages, zuletzt ſein verzweifelter Freund, in einem konfuſen Haufen von Mord- und Liebesgedanken daher wirbelnd, — dieſer Irrwiſch hatte juſt noch gefehlt! Balm ärgerte ſich, daß es ihm nicht gelang, ſollte er ſchon wach bleiben, wenigſtens an einem der ſchöneren Tageseindrücke ſeinen wachen Lebensgeiſtern ein Feſt zu geben. Am Morgen die ſchöne Kunſtreiterin, am Abend die ſchöne Albanerin, Santafiore, der heute wie ein Stern ge-

leuchtet, und der ſcharf geſchliffene Tubus des Sterns, die neue Bekanntſchaft, Baron Neugart, — all dieſe Flutwellen regte Balm wieder auf, um den Zwerg ſich hinweg zu ſpülen, um ſich angenehm ſchaukeln und einwiegen zu laſſen. Umſonſt! Er wurde mit jeder Viertelſtunde in die Nacht hinein nur immer geiſtiger, klarer, lebendiger, ſein Zuſtand wie transparent und faſt viſionär.

In dieſes Hellſehen blitzte plötzlich ein Licht hinein. Der Mann fiel ihm ein, den er im Wagen an Zuppas Seite geſehen und jetzt wußte er, wer es war. Cencio, der Kaſtellan in der Lomelina!

Als ob jene Lomelina-Nacht die heutige wäre, ſo gegenwärtig ergriff ihn das Bild. Ja, er erſchrak, daß ihm die Erinnerung überhaupt nur ſchwierig geweſen.

Alſo Cencio in der Geſellſchaft Zuppas! Der geheimnisvolle Maler und der geheimnisvolle Hüter von Malereien! Es waren die Bilder Zuppas, welche Cencio hütete! Dieſer Zuſammenhang wurde ihm jetzt klar. Das frevelhafte Kunſttreiben des einen und die unheimliche Kunſtwacht des andern; dieſer, der die Weiberzungen vermeiden und bei ſeinem Eid nicht heiraten ſoll; jener, der eine Zunge, die reden könnte, ſelbſt mit einem Meuchelmord ſtumm machen will: es waren Lichter, die ſich gegenſeitig beleuchteten! Wie zwei Feuergarben ſchlugen der römiſche Wagen von heute und jenes nächtliche Nebelſchloß über ſeinem Kopfe zuſammen!

Er ſprang auf. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Keine Macht hätte den Sturm ſeiner Lebensgeiſter auf den Punkt zurückgeworfen, wo man einſchläft. Balm machte Licht und ſtürmte zum alten roſtigen Hausthore hinaus. In den mitternächtigen Straßen brütete die windſtille Sommerſchwüle.

Balm rannte hin und her. Bekannte und unbekannte Straßen widerhallten von ſeinem Sturmſchritt. Er ſah nichts als den Bilderſaal in der Lomelina und jenes eine Bild darin! Er dachte an nichts als an Zuppa und wie ihm der Mann endlich die ſchuldige Verantwortung, die ungeheure fluchſchwere Schuld erſtatten könne.

Kaum ſchien es ihm möglich, den Tagesanbruch erwarten zu können. Waren es die letzten Nachtſchwärmer oder die erſten Morgengeſtalten, ſpärliche Schatten, die im weiten öden Häuſermeere hie und da durch die Straßen huſchten? Er ſah nach dem Himmel aus, ob ein Erbleichen der Sterne ſchon die nahende Morgendämmerung ahnen laſſe. Er befühlte ſich, ob er ſeine Uhr nicht vergeſſen. Sie fehlte nicht. Er ſah nach der Stunde, aber er ſtand in den brandſchwarzen Schatten einer engen und hochgegiebelten Gaſſe. Kein einziges Laternenlicht erhellte die Finſternis. Balm hatte gehört und unwillkürlich fiel es ihm ein, daß verwegene Räuber zuweilen eine Anzahl von Straßenlichtern auf einem Schauplatz, dem ſie ein Attentat zugedacht, auslöſchen. Er lächelte zu dem Keime einer Furcht und trat vor ein Lämpchen, welches

in einer Thorniſche einem blumenbekränzten Madonnenbilde als Opfer brannte. Er ſtrengte ſeine Augen an, bei der dünnen Mattheit des Scheins das Uhrblatt zu ſehen. Er vertieſte ſich ganz in ſein kurzes Geſchäft.

Plötzlich fühlte er ſich eine Blendkappe über das Geſicht gezogen, einen Knebel in den Mund gepreßt, von zwei Armen um die Mitte gepackt, indes zwei andere ihn an den Beinen vom Boden aufhoben, worauf die beiden Räuber, lautlos wie es nur Kork- oder Filzſohlen können, einige Schritte mit ihm fortſchwebten, — wie er fühlte, im Schwung um die Ecke herum, und ſich mit ihm in einen Wagen warfen. Das alles handelte raſch wie der Blitz, geiſterſtill, ſchattenleicht, mit der Geübtheit einer vollendeten Kunſt.

Der Wagen fuhr von dannen, aber nichts weniger als räuberiſch, ſondern in einem ſo gravitätiſch feierlichen Trab, als ob er die legitimſte Eminenz und ihr Podagra heimführte.

Kein Zweifel, Balm war in gewiegten Künſtlerhänden.

Nach einer Weile tönte der Wagen nicht mehr auf Straßenpflaſter und im Widerhall von Häuſern. Die Räuber ließen eines der Wagenfenſter herab und Balm fühlte Feldduft. Die Entführung hatte Rom hinter ſich.

Wieder eine Weile, und Balm ſpürte Sonnenſchein. Der Morgen war da.

Jetzt aber fehlte ihm alles Maß, wie der Tag zunahm und welche Zeit verging, denn Hitze, Durst und Unbequemlichkeit fingen so überhand nehmend an, ihn zu peinigen, daß er auch Minuten, um wieviel mehr wirkliche Stunden für Ewigkeitslängen gehalten hätte.

Wieder änderten sich Schall und Gefühl des Fahrens. Von weichen und ebenen Feldwegen gings eine gepflasterte oder wenigstens felsige Straße steil und lang in die Höhe hinauf. Zuletzt klang der Prall wieder so hart wie zwischen Häuserreihen. Balm hoffte, daß die Banditen ihre Räuberstadt, irgend ein Kastellfelsennest vielleicht im Volskergebirge, erreicht haben mochten. Er hoffte es, denn obwohl ihm nun erst die Katastrophe seiner gefahrvollen Lage bevorstand, so hatte er kaum noch ein stärkeres Gefühl, als die Sehnsucht, wenigstens diese Marterfahrt zu beenden.

Der Wagen hielt. Balm wurde herausgehoben, und wie gerne folgte er! Er sprang auf den guten geliebten Erdboden und schwenkte sich wie zum Tanze.

Der Genuß dauerte nicht lange. Er wurde eine Treppe hinabgeführt, indes rückwärts eine dröhnende Thüre zuschlug. Kühlende Kellerluft wehte ihn an, aber es ging, wie er zählte, nicht tiefer als zwölf Stufen.

Wieder knarrte eine Thür in den Angeln, die dicht vor ihnen aufgethan und sofort hinter ihnen wieder zugeschlagen wurde. Man schien am Ziele. Die Schreitenden standen still. Balm fühlte fast

ſelbſt nach ſeinen Führern — mit dem Inſtinkte des Blinden, wenn er nicht mehr geführt wird. Aber ſie ließen ihn. Die Kappe wurde ihm abgenommen, die Arme freigegeben.

Er ſah ſich in einem großen aber niedrigen Hallengewölbe ſtehen, das ein elender Lampenſchein henkerartig verdüſterte. Eine echte Mordhöhle! Noch ſah und unterſchied er gar nichts Geſtalthaftes, aber die Luchſe dieſes Ortes hatten andere Sinne! Denn mit einmal, als ſeine Geſichtsblende gefallen war, fluchte es auch ſchon aus dem Gruftig-Dunklen heraus: „Brutta bestia maledetta! Wen bringt ihr mir da? Das iſt der Rechte nicht!“

Balm atmete auf. In ſolchen Lagen iſt es angenehm, nicht der Rechte zu ſein.

Und ins Lampenlicht bewegte ſich eine Erſcheinung gegen ihn vor, — ein ältlicher Herr, klein, zart, raſiert, elegant, mit weichen Zügen voll Bonhomie. „Perdono, Excellenza,“ redete er ſeinen Gefangenen an, „ich bedauere den Mißgriff, meine Leute haben Rekrutenarbeit an Ihnen gemacht. So angenehm es mir iſt, Ihre ſchätzbare Bekanntſchaft zu machen, ſo ſind Sie doch leider unnötig bemüht worden. Der Streich iſt mir beſchämend und peinlich auf Ehrenwort. Perdono, mille volte perdono, Excellenza!“

Balm hielt ſich für verzaubert. Er traute ſeinen Augen und Ohren nicht. Wenn das der Räuberchef war, ſo war er's unmöglich im Kriegsdepertement;

höchſtens im Auswärtigen, — der Diplomat der Bande, der Thiers ſeiner Genoſſenſchaft.

Aber Balm beſann ſich nicht lange, ſondern beeilte ſich, zu antworten: „In dieſem Falle, Padrone, ſteht mir wohl Ihr Wagen für die Rückfahrt zur Verfügung, was mir wirklich zu ſtatten käme. Ich würde ihn mit Dank annehmen, mit einem Dank, den ich vielleicht in dieſer Börſe anbieten darf.“

„Wie das, Excellenza? Wo glauben Sie ſich zu befinden?“ trat der Staatsſekretär beleidigt zurück. „In meinem Hauſe ſchnappt man nicht nach Börſen. Indeſſen — wenn Sie meinen jüngeren Kindern ein paar Spielpfennige . . .“ Und die Börſe wurde graziös, aber mit einer Art zerſtreuter Nonchalance in Beſitzwechſel genommen.

Dieſe ſchnell geregelte Finanzfrage illuſtrierte doch wieder den Charakter der Situation, denn faſt hätte Balm ſelbſt zu zweifeln vermocht, ob ſeine Entführung ein Menſchenraub um Löſegeld war, oder vielleicht doch anſtändigere, z. B. politiſche Beweggründe hatte, was in den Wirren dieſer Zeit ſehr möglich ſchien.

„Vittoria! Räume unſerm Gaſt,“ rief der Hausherr ins Dunkel zurück, „den Brancaleone ein.“

Den Brancaleone? Offenbar ein Saal oder ein Zimmer, etwa mit einem verwitterten Freskenporträt dieſes alten energiſchen Senators, von dem es den Namen hatte. Aber was ſollte das? Balm wurde unwirſch und wiederholte das bedeutungsvolle Wort Rückfahrt noch etwas deutlicher.

Jetzt aber stürmte ein dralles Mädchen ins Licht, maß ihn mit funkelnden Augen und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott und Stolz auf den kühn aufgeworfenen Lippen: „Habt Ihr's so eilig, Signor? Fürchtet Ihr Euch zu langweilen?"

Balms Auge kreuzte sich mit dem herausfordernden Mädchen und sofort antwortete er: „Perdono, Signorina, ich dachte nur an meine dringenden Geschäfte, nicht an die gute Gesellschaft."

Das zündete. Das Mädchen sah ihn mit Anerkennung, mit Gnade an, nickend und lächelnd. Sah sich Balm zu einem Aufenthalte an diesem Orte gezwungen, so wußte er außer dem Was jetzt auch das Wie.

Was das Mädchen unterbrochen hatte, setzte der höfliche Brigant fort, nämlich die Antwort auf Balms wiederholte Erwähnung der Rückfahrt. „Mein Haus ist gewiß unwürdig, Sie zu beherbergen", sagte er mit einer Verbeugung; „aber ich muß Sie bitten, bis zum Abend vorlieb zu nehmen. Am besten wählen Sie doch wohl auch zur Rückfahrt wieder die Dunkelheit, denn wenn Sie nach Rom in einer späten Nachtstunde und ohne Aufsehen kommen, so werden Sie den Umständen wirklich konform handeln. Es ist nämlich eine alte Schwäche der Römer, daß sie gegen meine Equipage ein gewisses Vorurteil haben; aber was ist zu thun? die Vorurteile der Menschen muß man schonen!"

Das war ein unverhohlenes Selbstbekenntnis des

Räuberhauptmanns. Die letzte Spur eines Zweifels oder einer harmloseren Auffassung hätte jetzt weichen müssen. Fast hätte Balm erst jetzt etwas Menschliches sich anwandeln gefühlt, daß er in einer Lage war, wo ihm keine deutsche Gesandtschaft und keine Macht der Welt helfen konnte, wo die Zivilisation auf Mondfernen hinter ihm lag, seine Person nicht ihm selbst gehörte, seine Freiheit, sein Leben und Sterben der Willkür von Verbrechern zu Gebote stand! Wohl ihm, daß er nicht der Rechte war! Wohl ihm, daß die Schlange unter allen Blumen ihrer entsetzlichen Höflichkeit wenigstens ein Wort gesprochen, das seine Freigebung ausdrücklich aussprach! Er kam sich fast glücklich vor. Mit diesem Tage sollte das grause Abenteuer wieder zu Ende sein. Freilich, — was für ein Tag war es, just dieser Tag! Der wichtigste seines Lebens. Nie waren ihm zwölf Stunden so wertvoll gewesen. Ein Schlüssel, soeben gefunden — in allen Adern glühend, ihn zu gebrauchen, toll an den Pforten der Nacht rüttelnd, daß sie den gefangenen Morgen herausgebe; — er ist da, und alle Ungeduld wieder zu verbeißen, bis zur neuen Nacht und zum nächsten Morgen!

Und doch! Vielleicht hätte seine leidenschaftliche Ungeduld in dieser großen Sache alles überstürzt und verdorben. Selbst ein Mensch wie Zuppa verstand es ja, vorsichtig zu sein, und es handelte sich just um den einzigen Punkt, worin er's verstand. Und dieser Punkt war jetzt noch befestigt durch einen Mann wie

Cencio! Mit ſeiner natürlichen Ueberlegenheit, an Zuppa heranzukommen, durfte Balm nun nicht mehr wie früher erwarten; er mußte ſich auf kunſtreiche und fein durchdachte Behandlungen ſeiner Abſichten vorbereiten.

Und war er das heute ſchon? Vielleicht war es ein Glück, dieſen Tag verloren zu haben!

Kaum hatte Balm dieſe Erwägung gemacht, ſo war er auch mit ſich einig. Er begriff die Abſicht des Glückes und hätte ihm gern die Hand geküßt — oder in ſeiner Dankbarkeit auch den Mund der Vittoria dafür! Die extreme Fauſt-Deutſchheit in ihm ergriff dieſes Abenteuer jetzt mit einem wildgenialen Humor, aktiv und nicht mehr als leidender Teil. Wäre ich doch nicht in Italien geweſen, ohne einen Tag unter Banditen! und er freute ſich, dieſe pikanteſte Blume der Landesflora in ſein Knopfloch zu ſtecken.

„Brancaleone ſoll leben; Donna Vittoria, ich gehorche Eueren Befehlen!“

Aber aus dem Dunklen ging's ins Dunkelſte, indem ihn das Mädchen jetzt fortführte. Aus dem Hallengewölbe trat ſie den Weg in einen völlig finſteren Gang mit ihm an, und Balm mußte ſich begnügen, da jedes Führerlicht einer Fackel oder Laterne fehlte, ihr wie ein Kind an der Hand zu folgen, mit kürzeſten Schritten dicht und tappend ſich an ſie anzuſchließen und den Halt ſeines Körpers an den zitternden Gliedern des ihrigen zu ſuchen. Und kaum hatten ſie ſich entfernt, ſo brach hinter ihnen ein wildes Banditen-

geſchrei los, ein Aufruhr wie Mord und Meſſerkrieg. Die brutta bestia, ſchien es, bekam jetzt erſt ihre Lektion und nicht in höflichen Redensarten und nicht höflich erwidert! Balm ſchauderte vor dem Klang und Charakterausdruck dieſer Stimmen, welche heulend und dröhnend in den unterirdiſchen, dickgewundenen Mauern ganz infernaliſche Töne gaben. Er bedurfte all ſeiner Kraft, um keine Furcht zu verraten. Er war froh, daß ſie ſich weiter und weiter entfernten und wie es ſchien, juſt in die entgegengeſetzte Richtung von dieſem Toben der Hölle.

Die Labyrinthe, die ſie durchirrten, waren teils gemauert, teils in Felſen geſprengt und voll durchdringender Steinfeuchtigkeit; zuweilen paſſierten ſie lichtere, dann wieder dunklere Räume, immer aber unebene, welche treppauf, treppab ganze Fluchten von Häuſern und vielleicht das halbe Bergſtädtchen unter einander verankerten.

Endlich ſperrte Vittoria eine Gitterthür auf und man war zur Stelle. Das Paar betrat eine hochgewölbte Halle, worin Balm einen Sarkophag erblickte, der aber einen ſteingemauerten Tiſch vorſtellte, dabei eine rieſige Steinbank, bedeckt mit einer Ledermatratze. In deutſchen Augen eine echte Arreſtantenpritſche, begriff er, daß dieſer Pfühl ein leckerer Komfort, daß der wüſte Raum, mit Tiſch und Bett verſehen, eigentlich glänzend möbliert und ſeine Aufnahme darin eine wahre Auszeichnung war.

In einer Gewölbeniſche hoch am Plafond ver-

trat eine glaslose, halbbogenförmige Oeffnung das Fenster. Dicht vor demselben türmte sich eine schwarze Brandmauer auf, welche, wie man erraten konnte, soeben im Anprall der Sonne stand, denn in die Halle fiel ein Reflexlicht herab, das sie recht freundlich erleuchtete.

An der Hauptwand, auf die das Licht fiel, bemerkte Balm, der sich danach umgesehen, in der That einen rohen Farbenanstrich, welcher in seinen besten Tagen vielleicht eine Menschenfigur, jetzt aber ein verwitterter Kleds war.

„Der Brancaleone", sagte das Mädchen verachtungsvoll und mit sichtlichem Verdruß, daß sein Auge etwas anderes als sie suchte. „Ein Barbar, ein Vandalenkönig, der Rom zerstört hat", ergänzte sie in dem nämlichen Tone.

Mit historischen Mädchenkenntnissen zu rechten, läßt sich ein ernster Mann nicht leicht einfallen, aber schweigen konnte der deutsche Mund doch auch nicht, denn Patriotismus und sich zur Wehre setzen, lernt er unter den Menschen der Fremde. Balm antwortete: „Perdono, Signorina Vittoria; Brancaleone war ein guter römischer Senator und kämpfte einen langen verzweifelten Kampf gegen die römischen Räuber, denen er zuletzt nicht anders beizukommen wußte, als daß er alle Gebäude zerstörte, darin sie sich festgesetzt hatten — weit über hundert und leider die schönsten des Altertums darunter. Sein Bad müssen nun die Vandalen, meine Landsleute, aus-

gießen, weil es den Italienern paßt, die Hauptstadt der Welt von Fremden statt von den Römern selbst zerstören zu lassen. Aber ich versichere Euch, carissima mia, die braven Vandalen haben Rom so schön verlassen, wie sie es zu Gesichte bekommen, denn wir Barbaren verehren die römische Schönheit und auf unseren Beutzügen rauben wir nichts als Herzen . . ."

„Padrone, da hast du deine Beute!" scholl's im Gluthauch aus dem Munde des Mädchens, das nicht länger an sich hielt. Sie warf sich mit Wildheit in Balms Arme.

„Ich komme wieder!" fuhr später das Mädchen empor, wie von einem Blitze durchzuckt, sich verspätet, sich vergessen zu haben, — und stürzte hinaus.

Der wackere Deutsche, der im Brancaleone zurückblieb, klaubte aus allen Winkeln sein deutsches Bewußtsein zusammen. Was war das? Was bedeutete das alles? Er war geneigt, den schlechtesten Begriff von der Männerrasse des Städtchens zu fassen, daß ein Fremder nur kommen dürfte, um zu siegen; dann dachte er wieder an das uralte Prestige der Blonden und Blauäugigen in der Heimat der Brünetten und Schwarzen, und wenn er mit echt deutscher Bescheidenheit, eine Art selbstgefälliger Geckerei fürchtend, auch diesen Gedanken verwarf, so wurde er ernsthafter und er dachte an schlaue, tückische Fallen von unerhörter Schauerromantik, an blutige, unheimliche Hintergedanken dieser improvisierten Räuber-

braut; an Grauſen und Schrecken, die erſt noch kommen ſollten und deren Werkzeug ſie war.

Die Gitterthür lag im Schloſſe, die hohe Fenſterhöhle war ſo hoch, daß ſie höchſtens eine Fledermaus, aber ohne Leiter kein Menſch erreichen konnte, und die Brandmauer ſtand jetzt wie ein ſchwarzer Vorhang vor dem Fenſter. Balm, der die Mauerhöhe nicht zu Ende, noch viel weniger den blauen Himmel ſah, merkte nur allzuwohl, daß die Sonne aus dem vorteilhaften Beleuchtungswinkel, unter welchem ſie ſoeben hereingeſpiegelt, von der Mauer hinweggerückt war, und jetzt erſt zeigte der Brancaleone ſein wahres Geſicht. Sein Gefängnis wurde ſchwarz wie ein Grab. Eine wahre Mordhöhle! Dieſe herzbeklemmende Verfinſterung ſtimmte vortrefflich zu abenteuerlichen Phantaſien, oder half vielleicht unbewußt ſie erzeugen. Schatten um Schatten ſenkte ſich auf Balms Stimmung herab.

Auch der Hunger ſtellte ſich jetzt ein. Die Mordhöhle wurde zu Ugolinos Turm, eine Variante, womit nichts gebeſſert war! Die durchwachte Nacht und die Strapaze der Morgenfahrt ſchärften Balms Mittagsappetit in einem Grade, den der regelrecht ſpeiſende Kulturmenſch mit ſchaudernder Verwunderung kennen lernt. Balm wurde raſch und überhandnehmend ſo ſchwach und mutlos, daß ſeine ganze Lebensluſt auf das eine Gefühl zuſammenſchrumpfte, nur noch einmal in ſeinem Leben ſich ſatt zu eſſen. Einen Menſchen zu entführen, einen Menſchen mit

Judasküſſen zu verraten, alles ſchien ihm nicht ſo ſchwarz, als einem Menſchen nichts zu eſſen zu geben!

Mitten unter den Regungen dieſer wenig heroiſchen und eigentlich niedrigen Inſtinkte klirrte das Pförtchen und der Gegenſtand ſeiner unrühmlichen Sehnſucht trat ein. Vittoria kam mit Speiſen! Die ganze griechiſche Heiterkeit war wieder da! Das wuchskräftige Mädchen imponierte ihm wie eine ſäulentragende Karyatide, auf ihrem Kopfe das Speiſebrett, als einen Abacus! Ohnedies iſt das der ſchöne Doppelſinn dieſes preiswürdigen Wortes, welches ſowohl eine Säulenplatte als ein Tiſchbrett bedeutet.

Mit ſonorer Munterkeit ſagte die Karyatide: „Das hab' ich Euch ſelbſt bereitet und werde auch Euer Gaſt ſein. Wir haben jetzt Zeit."

Damit ſetzte ſie ihr Brett auf den Tiſch und ſich ſelbſt auf Balms Schoß.

Riſotto, Maccaroni, Schinken, Eier, Salat, zwei Flaſchen Wein, — Balm ſchämte ſich ſeiner Kleinmütigkeit.

Auch ſtimmten ſeine Dankbarkeit, ſeine Freude und Wärme vortrefflich zu dem Ton, welchen Vittoria angab. Sie betrug ſich jetzt beſcheidener, mädchenhafter. Hatte ſie zuvor mit ſtürmiſcher Leidenſchaft ihn ergriffen, ſo ſchien es ihr jetzt zu gefallen, ihn ſelbſt in der Liebhaberrolle zu ſehen und mit ſinnlicher Läſſigkeit bequem darin auszuruhen. Die zärtliche Rage war zerſchmolzen in eine ſüße zärtliche

Faulheit. Zuvor war ſie das Gewitter, jetzt die weiche wohlige Sommerlandſchaft unter dem Gewitterhimmel, der dem Jupiter gehörte!

Das ungeſchulte Naturkind pflückte damit Früchte, die ſonſt nur die ſchlaueſte Kunſt erntet. Denn wenn ihr erſter Anſturm ein Abenteuer war, das ein Mann ſich gefallen läßt, ſo war ſie jetzt ein Abenteuer, das ihn beſchäftigt und reizt und zwar um ſo mehr, als es eben weiblich zu ſein weiß.

Ja, es fehlte wenig, und Balm hätte ſich leicht auch auf deutſche Weiſe dafür intereſſiert. Es lag dem Manne aus Germanien nahe, ſeinen Fund zu ſtudieren, ein pſychologiſches Licht in das Abenteuer zu bringen, ſich träumen zu laſſen, ob hier eine Seele zu retten — ein Ritterdienſt zu leiſten — eine Unglückliche, die ein beſſeres Los verdiente, aus einem Abgrund in den Himmel der Deutſchheit emporzuheben, und ähnliche Buchfaxen der Buchmoral. Es machte ihm Ehre, daß ihm das einfiel, aber es machte ihm auch Ehre — daß er ſich auslachte! In Zuſtänden, wo Kardinal und Bandit gute Freunde und Vettern ſein können, iſt die ganze Geſellſchaft nach einem Bauplane gebaut, welcher dem Einheimiſchen wohnlich und ſicher und nur dem Fremden gefährlich ſcheint. Vittoria war ein Kind ihrer Berge und eine Tochter ihres Hauſes, worin ihr wohl war, worin ſie herrſchte und ſchaltete. Das war das Bild, das Balm mit ſeinen Fragen gewann, die ſie größtenteils gar nicht verſtand und trocken und leichthin be-

antwortete, nicht aus Geheimnisthuerei, ſondern wie ein Menſch, der überhaupt wenig zu ſagen, aber deſto mehr zu thun hat. Sie half ihm eſſen und trinken. Das war der gegebene Augenblick und dabei blieb ſie. Sie ſah und hörte nichts, was eine Entfernung hatte und bloß ein Gedachtes war, ſie trennte vom Nächſten und Gegenwärtigſten keinen ihrer vollbeſchäftigten Sinne.

Balm wußte es ſeinem Schickſale wirklich Dank, daß ein ſo unholder Anfang eine ſo holde Wendung genommen, und da ein Deutſcher nie aufhören kann, ethiſch zu empfinden, ſo empfand er faſt eine Art Hochachtung gegen das Mädchen, welches in einer Lage voll Nachſtellung und Hinterhalt die verkörperte Naturaufrichtigkeit war.

Als Vittoria ihren blonden Sieger oder Beſiegten endlich verließ, konnte dieſer in einen ſo herzlich tiefen Schlaf verfallen, als hätte er einer deutſchen Vorſehungspolizei und nicht einer römiſchen Banditenherberge ſein Haupt in den Schoß gelegt.

Als Balm erwachte, fehlte ihm jedes Zeitmaß, wie lang er geſchlafen haben mochte. Es war zwar Nacht, aber er wußte bereits, daß der Brancaleone ſich mit Vorliebe in Schwarz kleide und mit kurzen Ausnahmen eine Art von Tintenfaß war. Seine abgelaufene Uhr hatte er in der Verwirrung des Tages aufzuziehen vergeſſen, auch ſah er ſie kaum, als er ſie vor die Augen brachte.

Wieder übermannte den deutſchen Mann etwas

Menſchliches. Zu Hauſe hätte man ihm ſelbſt in einer Kriminalhaft ‚Licht und Lektüre' bewilligt. Solche Rückſichten empfand hier niemand. Er wartete lange. Die Finſternis nagte an ihm, wie früher der Hunger. Es kroch ihm doch unwirſch im Kopfe herum, wie man ihn hier bei Seite geworfen, in die Langeweile und Einſamkeit der härteſten Dunkelhaft verſtoßen. Das alles machte ein gar wildes Geſicht und zeichnete die Brutalität einer gemeinen Diebesſpelunke und roher barbariſcher Menſchen. Dieſem Orte war viel zuzutrauen und noch glaubte er nicht das letzte erlebt zu haben.

Oder wie? War es vielleicht Vittoria, welche verhinderte, wohl gar noch mit Witz und Feinheit verhinderte, daß ihm eine andere Geſellſchaft geleiſtet wurde, als ihre eigene?

Der Wolf in der Fabel! Kaum fingen dieſe Gedanken ihn zu beſchäftigen an, ſo klirrte das Schloß und es erklang die tonreiche Bruſtſtimme Vittorias.

„Es iſt Nacht geworden. Kommt. Ihr fahret nach Hauſe —". Sie leuchtete ihm vor.

Nun war faſt er es, dem das Scheiden ſchwer wurde.

Zum Andenken — denn wie möchte der vieldenkende Deutſche ohne Andenken ſcheiden? — glaubte Balm der gaſtfreundlichen Räuberin ſeine goldene Uhr anbieten zu dürfen, aber Vittoria beſchämte ihn wie die edelſte Römerin, denn ſie nahm nichts

als das Korallenhörnchen von der Uhrkette, das die Abergläubiſchen in Rom für ein Amulet gegen den böſen Blick halten und das ein Mode-Berloque auch für die Ungläubigen iſt.

So war Balms Banditenhaft zu Ende. Auf einem viel kürzeren Weg, als am Morgen, führte ihn Vittoria zum Brancaleone hinaus und in ein enges Höfchen, wo der ihm wohlbekannte Wagen ſchon ſeiner harrte. Die Blendklappe erſparte man ihm jetzt, nur die Wagenfenſter waren verhängt. Der Wagen rollte mit gräßlichem Lärm auf Stein und zwiſchen Stein zu dem Borgo hinaus. Keine deutſchen Tücher wehten zum Abſchied, aber der deutſche Mann dachte an das wilde gute Herz dieſer Mauern.

Den Himmel verfinſterte ein rieſenhaftes pechſchwarzes Gewitter, das den Anbruch der Nacht um eine Stunde beſchleunigte, die Balm gewonnen hatte. Wie ein Pulverturm ſtand die gefahrſchwangere Wolke in die Höhe und Breite gebaut. Balm fragte die Wagenbetrauten, ob ſie nicht ſchauderten, in dieſe Schwefelhölle hineinzufahren; ihm ſelbſt verdarb ſie die Freude an ſeiner Befreiung. Sie aber ſchüttelten lachend die ſchwarzen Köpfe und ſagten, die Wetter dieſer Seite gingen alle ins Meer hinaus, auf dem Lande werde kein Tropfen fallen.

Und ſo war es. Als die Banditen unweit der Oſteria an der Anlobrücke ihn ausſetzten, war das

Wetter ſpurlos verſchwunden, und er wanderte durch die Porta Pia nach Rom unter dem ſchönſten Sternenhimmel hinein.

XIII.

So genußvoll Balm wieder ſeine erſten ſicheren Schritte in der Freiheit machte, ſo gemiſcht waren ſeine Empfindungen dabei. Was bedeutete nun dieſe Räuberepiſode von zwanzig Stunden? Hat ihm das ganze Quiproquo nur geträumt und war er in der Löwentatze des Schickſals nicht mehr als ein Mäuslein, womit der Löwe geſpielt und das er verächtlich laufen läßt?

Balm fühlte einen feinen Stachel von — Lächerlichkeit in dieſem Abenteuer! Das ſind Dinge, womit doch ſonſt nicht zu ſpaßen, und nur für ihn verlief es als Spaß! Aber wer ſagt das? Iſt es denn ſchon verlaufen? Sieht denn ein Menſch die laufende Kette der Dinge? Stolze Anfänge enden in nichts, und was ein kleines kurzes Endchen ſchien, iſt oft nur die erſte Spitze eines Anfangs. Man braucht nicht eitel zu ſein und ſich für wichtig zu halten, um hinter einer Poſſe, weil man ſie ſelbſt erlebt, noch etwas mehr zu ſuchen. Oft genug nimmt das Tragiſche die Maske der Poſſe vor, ja die Romantiker hatten nicht übel Luſt, die ganze Kunſttheorie darauf zu gründen! Eine Wolke ging mit ihm herein — ſie ging ins Meer hinaus. Aber kein Wetterprophet ſagt ihm, welche Schickſalswolke

ein Schlag ins Waſſer und welche ein Schlag ins Menſchenleben. Er kommt aus Bergen, wo die Sybille von Kumä gehauſt hat. Er wandert ſeine Straße hinauf, an den Bädern des Diokletian vorbei in die römiſche Nacht hinein und im Wehen der Nacht ſchauerts ihn wie von Geiſterſtimmen an: Auf dieſem Boden iſt alles Geſchichte; kein Sandkörnlein rollt umſonſt!

So erreichte er die Piazza de Monte Cavallo und ging achtlos an einer Kutſche vorüber, welche vor dem päpſtlichen Palaſte auf dem Quirinal ſtand, als er ſich angerufen hörte. Es war der Marcheſe Santafiore, welcher ſoeben aus dem Palaſte trat und dem Wagen zuſchritt.

Aus ſeinen ſtimmungstiefen Träumereien aufgeweckt, ſah Balm ſo geiſtesabweſend-linkiſch empor, daß der Marcheſe lächelnd ſagte: „Nicht wahr, das Nachtſchwärmen ſteht nur euch Jüngeren zu und der alte Herr überraſcht Sie wohl, daß er nicht draußen auf ſeiner Vigne den Schlaf der Gerechten ſchläft? Ja, wenn es die Ungerechten nur erlaubten! Aber die Zeiten ſind recht unruhig geworden. Man zitierte mich dringendſt zu einer Beratung herein und während wir ſaßen, trafen wieder neueſte Nachrichten ein und vermehrten unſere Materialien.“

Balm antwortete: „Herr Marcheſe, ich ſchäme mich meines müſſigen Nachtſchwärmens, wenn ich Männer wie Sie ſo thätig ſehe. An uns wäre es,

die Last der öffentlichen Angelegenheiten auf unsere Schultern zu nehmen."

„Da müßte denn freilich das Haus erst bestellt sein", sagte der Marchese mit einer tiefen Beziehung, aber so väterlich-wohlwollend, wie es vor vielen Menschen die Grazien des Herzens just diesem verliehen. Er warf einen langen prüfenden Blick auf Balm, dann fuhr er fort: „Kommen Sie, mein junger Freund. Dieses Begegnis soll mir ein Zeichen sein, gleich zu thun was ich zu thun für Pflicht halte. Sie beichten mir wohl ein wenig. Ja, ja; ein Mensch hat gar Vieles mit seinem Gott zu besprechen und Sie mit dem Ihrigen! Aber am besten spricht man nicht zu Gott in eurer beliebten egoistischen ‚Einsamkeit', wie Ihr's nennt, sondern von Mensch zu Mensch, wo zwei sich vertrauen."

Balm empfand wieder den ganzen Magnet dieses Mannes. Was er von der Einsamkeit gesagt, traf ihn mitten ins Herz, denn ach, er hatte sie nie als Trost, nur als wühlende Selbstzerstörung kennen gelernt. Und wie schlecht sein Haus leider bestellt war, so erregte die Anspielung des Marchese in so hohem Grade seine Aufmerksamkeit, daß ihn dieses Wort allein schon wie eine fesselnde Kette in fremde Gewalt geschlagen hätte. Er folgte dem Marchese, der seinen Arm nahm, in großer Bewegung.

Im Palazzo betraten sie einen Saal, in welchem ein Kämmerling und eine Zimmerwärterin soeben

mit den Spuren einer Konferenzſitzung aufräumten, nunmehr aber innehielten und ſich entfernten.

Das Paar beſetzte zwei Fauteuils und der Marcheſe machte Miene, einen Brief zu leſen, indem er ſich einen Armleuchter näher rückte, welcher nicht allzu hell machte. Bevor er las, ſagte er:

„Dieſen Brief hat ein Diplomat geſtern bei mir verſtreut, einer von der jüngeren Schule, welche den Himmel ſtürmen, aber — auf ihre Brieftaſche nicht Acht zu geben wiſſen.“

„Baron Neugart?“

„Derſelbe. Ihr Landsmann und neueſter Freund. Nach dem Gentleman-Brevier“, fuhr der Marcheſe fort, „hätte ich den Brief, obwohl er ſchon entſiegelt und entfaltet war, nun freilich nicht leſen dürfen; aber ein Halbmyſtiker, wie ich, bekennt das Credo einer anderen, nämlich ſymboliſchen Weltanſchauung und da werden uns die kleinen Zufälle und ſcheinbaren Irrtümer zu einer Art Zeichenſprache der Vorſehung, welche in ihrem Drange, ſich zu offenbaren, einen Geiſterſamen ausſtreut, den das Gentleman-Brevier nicht zertreten ſoll. Genug, ich las dieſen Brief, mit Ihrer Gentleman-Erlaubnis, und zwar recht andächtig und aufmerkſam. Er kommt aus Ihrer und des Barons gemeinſamer Vaterſtadt und es iſt auch von Ihnen darin die Rede.“

Balm blickte auf.

„Sie ſehen mich an“, ſagte der Marcheſe; „Sie

ſind in Erwartung und hören Neues. Der Baron hat alſo den Gegenſtand noch nicht mit Ihnen beſprochen?“

„Einen Gegenſtand meiner perſönlichen Heimatsverhältniſſe? Daß ich nicht wüßte!“

„Ganz wie ich vermutet“, lächelte der Marcheſe vorwurfsvoll. „Wie ſäßen wir ſonſt hier? Ich wußte es ja, daß ich der erſte ſein muß! Ja, ja; dieſer Brief iſt nicht für ihn geſchrieben, ſondern für mich verzettelt worden. Der Himmel kennt ſeine Adreſſen, er iſt ein guter Briefträger. Der Baron ſprach mit Ihnen — ich wette — von den Ultramontanen und Garibaldinern, von Napoleon und Cavour, von der hohen Politik, von allem was wichtiger iſt, — als Ihr armes klopfendes Menſchenherz. Das iſt ſo Gentleman-Brevier. Dieſer Brief hier enthält einen zarten Punkt und zarte Punkte berührt man nicht. Nun, ich bin nur froh, daß Chriſtus kein Gentleman war, ſondern bei den Blinden, Lahmen und Ausſätzigen die zarteſten Punkte berührt und durch ſeine Berührung geheilt hat. Aber freilich iſt Chriſtus ſelbſt wieder ein zarter Punkt, den man in guter Geſellſchaft totſchweigt, weil die Herrſchaften fürchten, daß er zu einem hiſtoriſchen Sagendunſt unter ihren Händen zerfließt. Bitte ſich nicht zu genieren, meine Herrſchaften! Laßt ihn zerfließen! Hiſtoriſch oder unhiſtoriſch; aber das wird doch hiſtoriſch ſein, daß die Menſchen überhaupt eine ſo große und erhabene Vorſtellung von ihren Kräften haben; daß ſie glauben und fühlen, einer Menſchenhand entſtrömt noch ein

feineres Fluidum, als a + b, womit ſie Lokomotive und Panzerflotten hervorzaubern. Der Ingenieur iſt hiſtoriſch und der Prophet iſt es nicht; gut! aber hiſtoriſch iſt doch wieder der Glaube an den Propheten und das Bedürfnis, etwas Schönes und Tröſtliches zu glauben. An euren hiſtoriſchen Theaterſtücken iſt kein einziges Wort hiſtoriſch, aber das Stück nennt ihr hiſtoriſch."

Balm brauchte kein Zeichen von Ungeduld zu verraten, denn er war nicht ungeduldig. Wenn der Marcheſe in ſolche Betrachtungen abſchweifte, ſo war er ein unwiderſtehlicher Herzenszauberer. Man empfand gar nicht, ob er bei der Sache war oder nicht: ſein Herz war die Sache.

Der Marcheſe fuhr fort: „Sehen Sie, werter Freund, wie die Welt läuft. Da ſaßen Sie draußen auf meiner Vigne, waren geiſtreich mit den Geiſtreichen und ſprachen von Gott und Welt, Himmel und Hölle, — und zu Hauſe brechen Herzen und das Ihrige brach mit, denn Sie haben ja auch eins, und ich ſah es in der Villa Borgheſe auf den erſten Blick. So leben wir in unſerer menſchlichen Geſellſchaft und machen daraus — die gute Geſellſchaft! Die liebe gute Geſellſchaft! Nun, ich achte ſie ja, ich verſtehe ihre Geſetze; ſie müſſen ſo ſein, — aber traurig iſt's doch! Wie lieblos iſt das Uebereinkommen Aller, nichts zu berühren, was Teilnahme fordert. Wie unſittlich hinwider das andere: Teilnahme zu heucheln für das, was Jedem innerlich fremd iſt!

Aendert es an Ihrer Glückſeligkeit nur das geringſte, ob die Krim ruſſiſch oder türkiſch iſt, ob Rom geiſtlich oder weltlich regiert wird? Und wollen Sie etwas Anderes als glücklich ſein? Was ſuchen Sie ſonſt in der Welt? Wozu atmen Sie, kleiden ſich aus und an, unterwerfen ſich, ſind geduldig, ertragen Menſchen, als daß die Welt in Ihren Lebensteppich die Farben wirkt, die Ihre Leibfarben ſind? Fiele der Teppich ſchwarz aus, kein Gott könnte Sie überzeugen, daß ein Gott iſt! Warum ehre ich denn die Kirche? Weil ich von Paderborn bis Neapel, von Paris bis Warſchau mit eigenen Augen geſehen habe, daß ſie Menſchen effektiv glücklicher macht, welche es ohne ſie weniger wären. Aber ſagen wir das ja nicht weiter, mein Lieber. Auch die Kirche bildet ſich ein, Selbſtzweck zu ſein, und denkt, man unterſtützt ſie um ihretwillen, nicht um der Aufgabe willen, die ſie zu erfüllen hat. Meine Glückſeligkeitstheorie wäre ihr wahrſcheinlich epikureiſche Ketzerei, und von meiner Menſchenliebe verlangte ſie, ſie ſoll nicht Menſchen lieben, ſondern Dogmen. Zur Zeit des Tridentinums wäre die ganze Kirchenſpaltung zu verhindern geweſen durch Bewilligung des Kelches, nach welchem die geſamte Chriſtenheit inbrünſtig ſchrie; aber der römiſche Starrſinn liebte nicht die Menſchen, nur ſich. So wird die Natur auf den Kopf geſtellt und die Lüge iſt allgemein. Der Einzelne ſoll ſich mit ſeinen heißeſten Pulsſchlägen im Fahrwaſſer der Geſellſchaft halten und doch beſteht die Geſellſchaft

nur aus den einzelnen. Unſer Ameiſengeſchwätz über Pyramiden heißt Sinn für öffentliche Angelegenheiten, aber unſer Sinn für uns ſelbſt heißt Egoismus. Und den Egoismus des Individuums dämpfen wir ſorgfältig mit dem Egoismus der Geſellſchaft. Dieſer befiehlt Jenem: unterhalte mich, aber ſo, daß du mich nichts angehſt. Sprich mir von Allem, nur nicht von dem Einzigen, was dich wirklich intereſſiert: von deinem Leben und Sterben. Sprich von Ruſſen ınd Türken, von Wind und Wetter, von Opern und Schauſpielen, ſprich vom Geſprochenen, ſprich an allen Orten, zu allen Zeiten davon, nur von deiner Seele ſprich nicht! Erſchieße dich morgen und bleibe heute noch unverſtanden! Mit dem Mikroſkop in der Hand bete befruchtete Kehrichtshaufen an, aber kümmere dich nicht um Geſchöpfe, welche weinen können! Sei zart! Die âme incomprise gehe ſtumm vorüber; ſie winde ſich ihr Schnupftuch in die Zähne und verzweifle mit Anſtand! Und wenn ſie in einen Beichtſtuhl hinkniet, den einzigen Ort, der ihr Mitgefühl zeigt, ſo zucke die Achſeln, ſchilt ſie bigott und preiſe die Vernunftreligion des neunzehnten Jahrhunderts!

Das waren die Gedanken, — wenn Sie wollen, die Selbſtvorwürfe, die ich mir machte, als mir dieſer Brief in die Hand fiel. Wie harmlos haben wir geplaudert, und wie harmvoll war mein Gaſt, der da mitthun mußte! Wie ſchön und artig haben Sie ſich intereſſiert für die Jungfrau Maria, den Vogel

Greif, den borgheſiſchen Fechter, — der gute, manierliche Gaſt! Laut ſpricht er mit den Grazien und im Stillen ſprechen die Furien mit ihm! Von dieſer ganzen Unterhaltung konnte ſein Herz nichts brauchen, denn es leidet und macht leiden. Was es einzig braucht, das iſt ein Arzt, ein guter, guter Arzt, kurz, die indiskrete Hand, welche zarte Punkte berührt."

Der Marcheſe blickte gedankenvoll in den Brief, dann aber hielt er wieder inne und ſagte: „Aber es iſt wohl überflüſſig, daß ich Ihnen juſt den Wortlaut vorleſe. Sprechen wir alſo bloß von dem Kern der Sache! Dieſen Brief ſchreibt eine Dame an unſeren Baron, welche, wie man ſieht, die Dame ſeines Herzens iſt. Dieſe Dame hat eine Freundin und ſpricht von einem Intereſſe dieſer Freundin. Das Intereſſe aber ſind Sie. Sie hatten ein völlig ernſtes Verhältnis mit der ungenannten Freundin der Briefſtellerin; ſie war Ihre Braut. Das Verhältnis beſteht nicht mehr. Sie haben es von Italien aus abgebrochen, plötzlich und einſeitig gelöſt; Sie haben das arme Mädchen unglücklich gemacht."

„Das wenigſtens war nicht einſeitig, Herr Marcheſe!"

„Davon bin ich überzeugt, ich ſagte es ja. Auch bezeugt es der Brief. Sie brachen das Verhältnis unter Anzeichen ab, welche keine frivole Sinnesänderung, ſondern giltige Gründe, oder beſſer, den Schein von ſolchen vermuten ließen. Auch boten Sie die liberalſte Anſpruchsentſchädigung, was für die Rechts-

frage freilich korrekt, aber für das weibliche Zartgefühl nur noch verwundender war. Sie wünscht nichts von ihrem Gute, sie gäbe selbst noch ihr Alles und Letztes nur für ein einziges Wort, — für das Wörtchen: warum!

„Von Mailand verschwanden Sie der armen Verlassenen. Es vergingen Monate, — mir traten die Thränen ins Auge, mit welch blutiger Einfachheit das geschildert ist, — aber Sie werden ja mitgeweint haben! Also nichts davon! Endlich tauchten Sie in Rom wieder auf, was durch Ihre Briefe an Ihre Familie auch in den weiteren Kreisen Ihrer Vaterstadt zur Kunde gelangte. Das übrige erraten Sie. Baron Neugart wird nun beschworen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Ihre Freundschaft zu suchen, Ihr Vertrauen zu erwerben, kurz, sich auf einen Fuß mit Ihnen zu setzen, auf welchem jüngere Männer ihre Herzensgeheimnisse austauschen. Er möge den Grund Ihres Rücktrittes herausbekommen. Denn es ist doch traurig, schließt die Briefstellerin, seit Monden zum Tode verurteilt zu sein und das Urteil nicht einmal zu hören."

Der Marchese schloß: „Wie der Baron diese Sache nun zu behandeln gedenkt, bleibe dahingestellt. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß er einen solchen Brief verlieren konnte, dagegen ein gutes, wie landsmännisch-cordial, wie herzlich und grabsinnig er sich Ihnen anzuschließen schien, ganz nach Wunsch und Willen seiner Dame. Nebenbei bemerkt, eine lehr-

reiche Geſchichte, wie ſich oft Freundſchaften machen! Man ſchreibt es ſeiner Liebenswürdigkeit zu, wie man Eroberungen macht, hält auch den andern, der ſich erobern läßt, für beſonders liebenswürdig und inzwiſchen könnte er bloß — abſichtsvoll geweſen ſein! So mag man lernen, ſich vor den Täuſchungen der Eitelkeit zu hüten! Aber freilich iſt die Täuſchung auch eine Grazie, mit der wir's nicht ganz verderben ſollen: kein Moraliſt darf zu weit gehen! Uebrigens ſei dem wie ihm wolle. Was nun den Baron betrifft, ſo könnte er nur peu à peu mit Ihnen gehen, und doch iſt hier von einem Leiden die Rede, welches je kürzer deſto beſſer endet. Geſtehen wir's alſo, daß das Gentleman-Brevier denn doch nicht die ganze Weltweisheit iſt, und daß der Wink der Vorſehung, der Finger Gottes und ähnliche altmodiſche Redensarten, die mich zum indiskreten Leſer dieſes Briefes gemacht haben, immerhin auch noch ein Plätzchen in unſerer weiten Welt ausfüllen. Wir zwei können die kürzeſten Schritte miteinander machen. Ich bin ein Fremder, ein alter Mann, eine neutrale Perſon; — alles was der Gentleman-Codex Reſerve nennt, fällt von ſelbſt weg in dieſem Gemache, wo wir wie auf einer Inſel ſitzen, zwei Menſchen, welche dies- und jenſeits der Alpen verſchiedenen Sternen folgen und vielleicht nie wieder in ihrem Leben zuſammentreffen. Also ſprechen Sie, Freund Giuſto!"

Kurz, aber nicht ſchroff, ſagte Balm: „Sie ſcheinen ſich, Herr Marcheſe, ein verwickeltes Mißver-

ſtändnis zu denken, welches ein Pro und ein Contra zuläßt. Der feierliche Ernſt Ihrer Gemütsſtimmung läßt mich doppelt peinlich empfinden, wie rüde mein Gegenſtand iſt, wie gänzlich unwürdig jeder beſſeren Erwartung. Ich habe nichts mitzuteilen, als eine einzige brutale Thatſache. Was würden Sie alſo, Herr Marcheſe, dazu ſagen, wenn Sie den ſicherſten, nämlich einen Beweis des Augenſcheins dafür hätten, daß das Mädchen, welches Sie zum Altar führen wollten, von einem Manne vor Ihnen — in völligſter Körpernacktheit geſehen worden?"

Der Marcheſe zuckte.

Mit abtönender Stimme ergänzte Balm: „Daß ich meine Braut nicht aus Ständen wähle, wo man berufsmäßig Modell ſteht, darf ich mir zu bemerken erſparen."

„Ah, alſo in dieſem Sinne! Eine Skulptur oder Malerei?"

„Eine Malerei."

„Und was ich dazu ſagen würde, fragen Sie mich? Ich würde Sie erinnern, daß z. B. die altitalieniſche Komödie nach den noch älteren Vorbildern des Menander und Terenz faſt zwei Jahrhunderte lang von dem Intrigenmotiv der Verwechslungen und der Aehnlichkeiten lebte."

„Was aber immer gegen die Wahrſcheinlichkeit verſtoßen hat, wie ich mich gleichfalls erinnere. Uebrigens habe ich dieſen Einwand, weil er der einzig mögliche iſt, erwarten dürfen. Ich gebe Ihnen alſo

mein Ehrenwort, Herr Marcheſe, daß meine Sinne mich nicht getäuſcht haben. Ich ſage Ehrenwort, aber laſſen wir's gelten, daß Sie an Richters Statt hier ſitzen, ſei's der höchſte Richter, ſo ſag ich auch: Eid und Schwur!"

„Gemach, junger Herr, der Eid iſt das letzte; er ſchließt die Verhandlung, wenn erſt der Thatbeſtand aufgenommen und ſorgfältig aufgenommen iſt. So weit ſind wir noch nicht. Was ſagten Sie denn ſoeben? Von einem Manne vor Ihnen! Aber wenn der Mann eine Männin geweſen wäre? Der Maler eine Malerin?"

Balm ſtutzte. Im nächſten Augenblicke aber ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

Der Marcheſe ſagte: „Sie haben recht. Der Fall wäre noch unzart genug und dann dürfte eine Braut wenigſtens kein Hehl daraus machen, ſondern müßte ihren Bräutigam gefragt haben. So iſt mein Einfall kaum mehr als ein Spiel des Witzes. Kaum! Aber mehr, ein klein wenig mehr iſt er doch. Er mag immer beweiſen, daß in den zarteſten Punkten und bei Eid und Schwur alles Gewißheit ſein muß; aber Ihre ‚Männeraugen' waren eine Vorausſetzung."

Balm ſah ſchweigend vor ſich hin. Auch der Marcheſe hielt eine Minute lang inne. Dann — mit einer ſtilleren, überhaupt etwas veränderten Stimme ſagte er: „Erzählen Sie mir die Umſtände Ihres ‚Augenſcheins'. Ich möchte doch in einem

Falle wie dieſer auch mit meinen eigenen Augen ſehen können."

Balm erzählte. Er erzählte von ſeinem Nachtlager in der Lomelina. Zwar Namen nannte er nicht. Weder mit Namen noch mit Beſchreibungen deutete er mehr als nötig auf Orte und Perſonen. Die übrigen Umſtände und Einzelheiten aber ſchilderte er um ſo ausführlicher. Mußte doch ſichtlich werden, daß der Kaſtellan ſelbſt mit dem ganzen Bewußtſein gehandelt, ein Hehler von Schändlichkeiten zu ſein, und dann wieder, wie umſichtig Balm beobachtet, wie klar und ſcharf er aufgefaßt, wie lichtvoll ſeine Sinne, wie treu ſein Gedächtnis geweſen. Er ſprach langſam, gleichſam Silbe für Silbe mit Gewichten beſchwerend und auseinander haltend, um Ton und Atem, die es leiſe durchzitterte, überhaupt in ſeiner Macht zu behalten. Es war ein Sprechen, wie wenn ein Bahnzug im Schritt fährt — über ſchwindelnde Hängebrücken, kurvenbeſchreibend an geröll-rieſelnden Abgründen. Es ſind Formen von Mäßigung, bei denen die Seele bangt und das Blut ſtockt.

So erreichte er jenen verhängnisvollen Punkt ſeiner Bahnſtrecke, wo er ſeine Braut erblickt — als Bild unter Bildern, wie ſie nur im Vaterlande Aretins und Giulio Romanos gleichſam die Eingangspforte desſelben ſchmücken oder auch — beflecken konnten.

Er war zu Ende. Er hatte das alles vor ſich

hingesprochen, mit gesenktem Gesichte, zum Augenpunkt irgend einen Steinwürfel des Mosaikbodens. Als er jetzt aufblickte, meinte er den schönen weißen Gesichtsteint des Marchese bleicher und fahler zu sehen. Unwillkürlich sah er sich nach den Fenstern dieses Raumes um, ob diese Mißfarbe der Widerschein des Morgens sei, der schon zu grauen anfange. Jedenfalls war es hoch an der Zeit. Er bekam das Gefühl, Mitschuldiger eines Exzesses zu sein. Man hatte den alten Herrn in der Nacht, vielleicht gar aus dem Bette, hereinbemüht, und der Mann fährt fort, die Nacht mit ihm zu opfern, hält an, bleibt sitzen, hilft ihm Herzensgeschichten in Ordnung bringen und vergißt sich darin, als hätte es nie ein Gift der römischen Sommernachtluft gegeben, dem doch die Alten schon das ewige Feuer der Vesta zur symbolischen Reinigung anzündeten. Da nahm er sich die Freiheit, als der Jüngere, zuerst seinen Fauteuil zu rücken und das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Santafiore folgte seinem Beispiele. Er nahm seinen Arm und ließ sich von ihm hinausführen. So wortlos, so selbstverständlich geschah das, als hätte man die Unterhaltung beendet und nicht vielmehr abgebrochen. Draußen bot ihm der Kämmerling sogleich an der zweiten Seite den Arm und zwar mit einer gewissen Eilfertigkeit. Balm bemerkte das, und da der Diener die Art des Herrn jedenfalls scharf und genau zu kennen schien, so fand er sich in seiner Unruhe bestärkt. Nur wußte er nicht, war ein Ohn-

machtsanfall erſt im Anzuge oder war er ſchon vorübergegangen, während er dem Moſaikboden ſeine Geſchichte erzählt. Der Marcheſe ſtieg in den Wagen, drückte ihm leiſe die Hand und flüſterte: „Gute Nacht!“ Das war kein Abſchied nach dieſem Anfang und doch begnügte ſich Balm, daß es wenigſtens eine Spur von Bewußtſein der Lebensgeiſter war. Der Kämmerling beſetzte die Seite neben dem Marcheſe, der Kutſcher griff in die Zügel, und der Wagen bewegte ſich. In einem mäßigen Trab fuhr er von dannen. Balm ſah ihm nach ſo lange er konnte.

Er betrat ſeine Wohnung faſt in dem Augenblicke, als er ſie vor vierundzwanzig Stunden verlaſſen, und von den Räubern entführt worden. Geſtern um dieſe Zeit kreiſte ſein Bild-Roman wie in einem Strudel von glühender Verwirrung um Zuppa und Cencio; heute hat eine reinere Hand und an einem ganz anderen Ende des Fadens die Leichtigkeit einer Löſung gezeigt. Wahrlich, das alles hätte er ſich in ſeiner Einſamkeit auf Capri nimmermehr ſelbſt entwirrt. Er fing an, die menſchliche Geſellſchaft, wie die natürliche Erde, als einen Mutterboden von Samen zu betrachten, aus welchem Dinge aufgehen, die kein einzelner anbauen kann. Es überkamen ihn tröſtliche Ahnungen über das große Wunder des Daſeins, Fühlungen, wie ſie nur in auserwählten Stunden tiefer gehen und feiner taſten. So durchſchritt er lange und lange ſein Zimmer in einem hochbelebten und faſt begeiſterten Zuſtande. Erſt die ſteigende Sonne

konnte den entgegengesetzten Willen seines Körpers mit ihrem Druck überwältigen und eine Summe von Ermüdung und Abspannung als eine fällige Schuld gebieterisch anmelden. Die Schwüle des Tages legte ihn still und sacht wie ein Kind in eine Sofaecke hin, wo sie seine Augen verschloß und fast versiegelte.

XIV.

Nach der Erquickung, womit Balm aufwachte, meinte er viele Stunden geschlafen zu haben und doch war eine einzige noch nicht voll. So leicht haben sich auch die überreiztesten Nerven gesund, wenn schon der Körper selbst ins natürliche Gesundbad der Jugend eingetaucht ist.

In diesem Momente des Wohlgefühls dachte er mit einer Art von Gnade an den armen Zuppa und wie er in der letzten Nacht vor seinem Bette gezappelt, das von der heutigen noch unberührt dastand. Dieses unberührte Bett bedeutete jetzt, daß er inzwischen selbst in Banditenhände gefallen und unwillkürlich kamen ihm die Aengste Zuppas weniger lächerlich vor. In jener Nacht wäre es ihm unmöglich gewesen, den Buckligen ernsthaft zu nehmen; wußte doch nie ein Mensch, womit es ihm selber Ernst war, wenn die Sprühteufel seiner ironischen Schwätzerlaune ihr Spiel mit ihm trieben. Aber schließlich, — um was handelte es sich denn? Um einen Morgenbesuch bei einem liebenswürdigen Mädchen! Um

ein reizendes Plauderſtündchen, in welchem der Wink hingeworfen wird, wenn der Fürſt nicht ſelbſt die Bildgeſchichte berühre, ſo geniere es ihn wahrſcheinlich und ſie möge es auch nicht thun. Wahrlich, das ließ ſich leiſten.

Beim Umkleiden durchſchweifte Balm dieſe Gedanken und ſofort änderte er wieder einen Teil ſeines Anzuges, um Morgentoilette für einen Damenbeſuch zu machen. Schon im Begriff aus ſeiner Wohnung zu treten, bedachte er weiter, daß er ſeinen Beſuch auch verfehlen könne und ſchrieb, um auch für dieſen Fall keine Zeit zu verlieren, ein Billet, worin er um einen Empfang bat und zugleich fragte, welche Stunde genehm wäre.

Die deutſche Reflexion hatte ihre Sache gut gemacht, denn Balm war kaum auf die Straße getreten, als er aus einem vorbeirollenden Wagen gar anmutig begrüßt wurde — und zwar von der Kunſtreiterin. Wenn der Mann an ihrer Seite der Fürſt war, ſo ſtreifte ihn ein Geſicht, das unheimlich verwittert, aber durch eine düſtere Willensglut noch belebt war, gleichſam ein Mann, der viel gekämpft, wenig erſiegt und juſt deshalb die Ausdauer hat, Kampf und Sieg bis in die Nacht zu verfolgen.

Nachdem er ſein vorausſichtig-verfaßtes Billet durch einen Facchino beſtellt hatte, überließ ſich nun Balm mit dem ganzen Appetite, der ſeit vierundzwanzig Stunden nur einmal befriedigt worden, dem Studium eines engliſchen Frühſtücks.

Inzwiſchen hatte ſich die ſtechende Morgenſonne, ſehr zu ihrem Vorteile, in einen Schleier von blaßgrauen Dunſtwolken gehüllt, wozu ein friſches, vielleicht gewitteriſches Lüftchen leiſe wehte. Für den Augenblick ein einladendes Wetter! Und da jetzt Morgenpromenade in der Villa Borgheſe war, nämlich die Stunde zwiſchen elf und zwölf nach der ora française, ſo erinnerte ſich Balm ſeiner alten Vorliebe für jene Räume, die er ſchon lange nicht mehr betreten hatte, und ließ ſich dahin fahren.

Der Beſuch, in dieſer Saiſon kein Gewühl, zerſtreute das überſättigte Auge nicht, ſondern gab ihm Stimmung, behaglich auf das einzelne einzugehen. Balms Intereſſe hatte bald eine Dame erregt, die am Arme ihres Begleiters vor ihm her wandelte. Ihr ſchöner Wuchs, ihre wahrhaft maleriſch geſchwungene Nackenlinie, ihre natürliche Eleganz, fiel ſo angenehm auf, daß er eine Zeitlang abſichtlich die Diſtanz hielt, um dieſes Schauſpiel zu genießen. Natürlich trat er ihr zuletzt doch vor, mit dem begreiflichen Verlangen, die Schönheit auf der Geſichtsſeite zu betrachten. Und ſiehe da, es war wirklich eine Schönheit! Aber es war eine Schönheit, die er ſelbſt beſeſſen und — vernachläſſigt hatte, es war Domenica.

Auch ihr Begleiter war ein alter Bekannter, der junge Engländer nämlich, ſein täglicher Tiſchnachbar aus der erſten Zeit ſeines römiſchen Aufenthaltes.

Unter dieſen Umſtänden begrüßte man ſich beiderſeits mit großer Vertraulichkeit. Domenica ſelbſt hatte die Naivität, die beiden Herren in aller Unſchuld als ihre zwei guten Freunde einander vorzuſtellen. Die beiden Herren belächelten ihre Kollegialität und erheiterten ſich in ein paar franzöſiſchen Worten über ihr Genre von Freundſchaft zu dem Mädchen.

„Wahrlich, du biſt ein Mann von Wort", ſagte Balm zu Domenica wieder in der Landesſprache. „Du haſt geſchworen, künftig nur noch Fremde zu lieben und ich ſehe, dein Schwur iſt dir heilig. Recht ſo, ſtandhafte Römerin! Aber wie ging es mit Beppo, he? Du wollteſt ihn von der Galeere loslaufen. Nicht wahr, ſo ſagteſt du?"

Domenica antwortete: „Denkt Euch, die Mutter hat das Geld mit dem Pfaffen verthan. Der arme Beppo! Er muß für das Seeleben wirklich beſtimmt ſein!"

Balm erzählte dem Engländer, worauf ſich dieſe Worte bezogen und fuhr dann franzöſiſch fort: „Ich glaube gar wohl, daß es ihr Ernſt war mit dem Loslauf. Das Mädchen hat ein gutes Herz. Was ſag' ich, ein großmütiges Herz! Wenigſtens eine Art von großmütigem Leichtſinn. Sie macht ihre Rechnung mit der Welt mehr zum Vorteile anderer, als zu ihrem eigenen und zerbricht ſich mit Plus und Minus wenig den Kopf. Es iſt leicht, ihr Freude

zu machen, ſie iſt dankbar für Kleinigkeiten, ſieht an Geſchenken, wie es ſein ſoll, den guten Willen und den freundlichen Sinn, aber ſcheint keine Ahnung zu haben, wie reich ſie ſelbſt zu ſchenken hat. Ja, es iſt rührend, wenn ihr Machtbewußtſein über ſie kommt, daß ſie es zehnmal in kindiſchen Tyranneien ausläßt, ſtatt einmal in Anſprüchen, die ins Gewicht fallen. Wahrlich, es hat mir oft leid gethan, an ihre Zukunft zu denken und kein Mittel zu wiſſen, wie ſie vor dem Mißbrauch unſerer egoiſtiſchen Raſſe zu ſchützen ſei. Ich freue mich jetzt, ſie unter der Protektion eines Gentlemans zu ſehen, deſſen Wohlwollen vielleicht, glücklicher als das meinige, irgend einen praktiſchen Rat für ſie ausſinnt."

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen", ſagte der Engländer; „mein Rat liegt nahe. Ich werde ſie einfach verheiraten. Ich weiß mir auf meinen Gütern in Irland einen jungen Pächter, eine gute Haut und ein luſtiges Blut, wie gemacht für ſein römiſches Ebenbild hier. Man bewilligt ihm einen bevorzugten Pacht; ein Stück Land, das man dem Pärchen zum freien Grundeigentum ſchenkt, wird ſich wohl auch finden, und ſo werden wir alle zufrieden ſein: Pächter, Pächterin und Pachtherr."

„Ich würde von Herzen Proſit dazu ſagen", antwortete Balm; „Sie haben dem Bilde wirklich den paſſenden Rahmen gefunden. Nur Irland macht mir noch etwas Bedenken. Wird unſere Vollblut-Römerin unter dem nordiſchen Himmel gedeihen?"

„Irland und nordiſcher Himmel!“ lächelte der Engländer. „Mein Irland, das den Golfſtrom aus erſter Hand bekommt! Mein Munſter zumal, wo Myrte und Aloe im Freien überwintern! Könnte ich Sie mit verbundenen Augen hinbringen, ich wette, ſo hoch Sie wollen, die Römerin würde bei ſich zu Hauſe aufzuwachen glauben. Mein Munſter iſt ein zweites Italien, nur ein geſünderes. Wir haben keine Malaria und keinen Schirokko. Und erſt das Volk! Man hat die Polen die Franzoſen des Nordens genannt; nun, die Iren ſind die Italiener des Nordens. Mir ſcheint, ich ſage das zuerſt, aber um ſo mehr Schande für die Ethnographen. Es iſt ein Faktum: die Iren ſind wirklich ſo aufgeweckt, munter, witzig, geſellig, warmblütig, ſchwarzäugig, leidenſchaftlich, rachſüchtig, bigott, abergläubiſch, muſikliebend, dichteriſch und faul, wie das liebenswürdige Geſindel von Rom oder Neapel. Aber Sie werden ja ſelbſt ſehen. Sie beſuchen uns doch nächſtens in Munſter, he?“

„Warum nicht?“

„Die Hand darauf und eine Flaſche Sekt!“

Balm blieb beides nicht ſchuldig. Nach der Promenade im Garten wurde ein Erfriſchungsort aufgeſucht und die Gläſer klangen. Unſer Held lernte ein neues und nicht unangenehmes Gefühl in dieſer Geſellſchaft kennen. Hat man ein Liebchen aufgegeben, das ein guter Freund ſich behagen läßt, ſo

ſieht man mit freigewordener Seele auf eine Zeit zurück, die abgeſchloſſen iſt und findet doch nichts zu bereuen oder zu bedauern daran, weil die friſche Freude des andern wie eine lebendige Rechtfertigung empfunden wird. In der That ſchien Domenica eine Eroberung gemacht zu haben, zu der er ſie im ſtillen beglückwünſchte, und Balm bemerkte mit einem eigentümlichen Vergnügen, wie der Engländer viel Schwäche für ſie zeigte und faſt unter ihrem Pantoffel ſtand. Domenica aber behandelte beide Freunde, den alten und den neuen, mit ihrer natürlichen Unbefangenheit und ohne den mindeſten Unterſchied veränderter Intereſſen, Rechte und Verpflichtungen. Dieſe weibliche Anarchie, ohne Calcül, nach Laune, Willkür und allen Eingebungen des Moments zu leben war einer ihrer beſten, man dürfte ſagen edelſten Reize und verlieh ihr etwas Freies und Vornehmes, das auf der Stufe, auf welcher ſie leider ſtand, faſt als ein idealiſierendes Supplement ihr zu gute kam.

Als man ſich wieder trennte, waren Stunden vergangen und das heitere Trifolium, das ſich ſelbſt darüber verwunderte, ſchob ſich einander lachend die Schuld dieſes Raubes zu, womit ſie ſich gegenſeitig als geſchickt hantierende Ehrenbanditen ihre verkürzte Zeit, wie Felleiſen, abgeſchnitten.

Aber weder Champagner noch gute Kameradſchaft hatten die Lebensgeiſter Balms anders als auf der Oberfläche ergriffen und noch ſchüttelte er dem Paare

die Hand, ſo ſagte ihm ſchon eine tiefere Innerlichkeit: Da fällt ab von dir, was ſo wenig auf dir wuchs wie die vergoldete Nuß auf dem Tannenbaum! Sieh dich nach deinen Früchten um, es iſt Zeit! Und ungemildert ſtand das ganze Gefühl ſeines Schickſals wieder vor ihm.

Er dachte an Santaſiore. Es verlangte ihn ſehnlich, nach dem Ausgange der heutigen Nachtſzene dem Befinden des ſeltenen Mannes nachzuſehen, nur zweifelte er noch, ob ihm dieſe Aufmerkſamkeit mehr angenehm oder unerwünſcht ſein möchte.

Indem er darüber hin und her ſann, lenkte er ſeine Schritte mechaniſch ſeinem Hauſe zu, denn er war gewohnt, nach jeder Abweſenheit von mehreren Stunden, ſo oft es ſich thun ließ, nachzuſehen, was inzwiſchen eingelaufen ſein könnte.

In der That fand er ein Billet vor und zwar nicht, wie es ſein erſter Gedanke war, von der Kunſtreiterin, ſondern eben von dem Marcheſe ſelbſt. Er lud ihn ein, wenn es ihm möglich wäre, ihm noch heute ſeinen Beſuch zu ſchenken.

Wie wenig fehlte, ſo hätte ſich Balm ſeinem Champagner-Pärchen etwa zu einer Landpartie oder ſonſtigen Improviſation, auch für den übrigen Reſt des Tages, noch hingegeben und dieſes Billet dann verſpätet vorgefunden! So nahe begrenzt ſich das ſogenannte „leichte Leben“ mit dem wirklich zerfahrenen und unwürdigen und die Grenze iſt eigen-

lich nur noch der Zufall. Es war faſt unmöglich, dieſe Reflexion nicht zu machen.

Auf, nach dem Monte Mario! Balm warf ſich in den Wagen und fuhr hinaus.

XV.

Die Villa ſtand noch auf ihrem Flecke, aber das war auch alles. Sonſt ſchien es eine verwandelte, ja eine verzauberte Welt. Menſchen und Dinge machten ein fremdes, in allen Zügen faſt unkenntliches Geſicht.

Die ſchöne Dienerin aus Albano öffnete ihm die Pforte und führte ihn ſtumm und ernſt wie eine Sibylle nach dem Empfangsſalon. Hier fand Balm eine Gruppe, auf welcher es wie ein Reif zu liegen ſchien, — Signora Dezia, die zwei Enkelkinder und einen korpulenten, kahlköpfigen Herrn, welcher ſich bald als Hausarzt präſentierte. Die kleinen Mädchen duckten ſich in den Schoß der Großmama wie Niobidenkinder, und als Balm ſeine Lieblinge freundlich grüßend über die Lockenköpfchen ſtreichelte, ſahen ſie ihn groß und verſchüchtert an.

Fragend, faſt erſchrocken blickte Balm auf die Matrone.

Dieſe gab ihm einen Blick voll Kummer zurück, und Balm glaubte zu empfinden, daß ſelbſt ein leiſer Vorwurf mit beigemiſcht war. „Sie finden uns voll Sorge", war alles, was ſie ſagte, als die Hände

zu einem faſt unwillkommenen Willkomm ſich darreichten.

Mehr ſagte der Hausarzt, welcher mit einer Amtsmiene, worin Höflichkeit und Verdruß ein zweifelhaftes Wetter erzeugten, den Ankömmling anredete: „Der Herr Marcheſe hat Sie zu einer Unterredung bitten laſſen. Geſtatten Sie mir, daß ich für meine Perſon eine Bitte hinzufüge. Ich bitte Sie, was an Ihnen liegt, Ihre Unterhaltung mit dem Marcheſe ſo zu führen, daß eine Gemütsbewegung oder eine Gedankenanſtrengung möglichſt vermieden wird. Die Indikation ſtünde überhaupt auf Enthaltſamkeit von äußerem Verkehr; leider kann ein Arzt die freie Entſchließung ſeines Kranken nicht hemmen, er kann nur empfehlen und raten.“

Balm dachte bei ſich: das heißt, wir ſähen dich lieber, wo der Pfeffer wächſt und haben alles gethan, deinen Beſuch zu verhindern!

Balm war beſtürzt. Er hatte ſich auf einen unguten Tag des alten Herrn gefaßt gemacht; aber nun ergriff es ihn doch, wie viel Ernſt er davon hörte und ſah. Mit weichem Gemüte verſprach er, die Winke des Hausarztes zu befolgen.

„Ich bitte Sie darum!“ flehte Signora Dezia gepreßten Herzens.

Der Hausarzt führte ihn in das Kabinett des Marcheſe. Noch einen Warnungsblick warf er auf Balm, als er ſich zurückzog, um das Paar allein zu laſſen.

Aber Balm hätte ſich ſelbſt gewarnt. Der Marcheſe bot ihm ein Bild, deſſen Eindruck zu verbergen alle Übung der Selbſtbeherrſchung erforderte. Er ſchien ihm ſeit zehn Stunden um zehn Jahre gealtert. Der Marcheſe empfing ihn zwar mit der Haltung des vornehmen Mannes, welcher körperliche Gebrechen der Schauſtellung entzieht; aber juſt das war ein fremder Zug, und Balm ſah ihn zum erſtenmal ſo. Santafiore hatte mit ſüdländiſcher Grazie ſeinen Körper ſonſt ſeiner natürlichen Leichtigkeit überlaſſen können.

Als ob nicht das mindeſte vorgefallen wäre, begann er die Unterhaltung im Tone des Fortſetzens. „Ihr Fall iſt ſchwieriger als man denken ſollte", fing er an; „ich überlegte mir dieſe Verwicklung recht angelegentlich. Unſer Damenbrief aus Deutſchland wünſcht eine Anklageſchrift, aber was Sie äußern könnten, iſt ein Innerliches und heißt in der Außenwelt — ſubjektiver Eindruck, — Sinnestäuſchung, — Zufall. Ich begreife, daß Sie in dieſem Falle gebrochen, ohne den Grund zu nennen und lieber die höchſte Geldbuße dafür angeboten. Der Grund iſt eben Ihr Grund, eine Überzeugung, die Ihre perſönliche iſt, aber als Sachbeweis mangelhaft wäre, ſo ſehr das gymnoplaſtiſche Bild, das Sie geſehen, eine Sache zu ſein ſcheint. Faſſen wir alſo die Löſung des Knotens an dieſem Ende an. Das Schloß! Der Kaſtellan! Das Bild! Woher ſtammt es? Was iſt ſein Urſprung, ſeine Geſchichte? Der Kaſtel-

lan müßte um jeden Preis zum Sprechen gebracht werden. Wie ſagten Sie doch, daß jener Edelhof hieß?“

Balm blickte befremdet. „Es ſollte mich wundern, wenn ich Namen genannt hätte. Ich that es nicht. Ich glaube, erzählt zu haben, daß ich dem Kaſtellan ſein Ehrenwort gab, ſein Geheimnis zu bewahren.“

„Aber er hat einen Mordanfall auf Sie gemacht!“

Balm verwunderte ſich über dieſe Erinnerung, denn der Marcheſe ſchien nun doch nicht ſo bewußtlos-ohnmächtig zugehört zu haben, daß ſein Gedächtnis von allen Einzelheiten der Erzählung irgend etwas fallen gelaſſen hätte. Aber anknüpfend daran fuhr er fort: „Juſt ſein Mordanfall erweckte mein Mitleid. Er war alt und kraftlos, ich jung und ſtark. Er wollte mein Schweigen durch meine Ermordung; ich überwältigte ihn, aber ich ſchenkte ihm freiwillig mein Schweigen.“

„Ein Geſchenk, an das er nicht glauben wird! Oder denken Sie wirklich, daß ein Menſch, der ein Meuchelmörder iſt, einen Begriff von einem Ehrenworte hat?“

„Das iſt ſeine Sache. Hat es ein Meuchelmörder empfangen, ſo hat es ein Ehrenmann gegeben. Ich habe einen Begriff davon.“

Der Marcheſe nickte ſtill vor ſich hin. Nach einer Weile ſagte er: „Meine Meinung war, daß ſich der

Kaſtellan Ihr Ehrenwort wahrſcheinlich in Güte abhandeln ließe, da er an die praktiſche Sicherheit ſolcher Unterpfänder ohnedies nicht glauben wird."

Balm ſchüttelte nachdenklich den Kopf. „Und wenn!" ſagte er wie im Selbſtgeſpräch. „Und wenn! Es mag ſein; ich könnte ihn vielleicht verführen ... Pardon! das Wort iſt mir unbedacht entſchlüpft. Aber ſoll ich's zurücknehmen? Behalten wir's weil es ſich von ſelbſt eingeſtellt hat. Ja, verführen, in Verſuchung führen müßt ich es nennen, denn der Kaſtellan ſcheint mir ein treuer Diener ſeines Herrn. Was ſag ich, ſcheint? Er wollte mich ja ermorden im Dienſte ſeines Herrn und als Hüter ſeiner Geheimniſſe! Bald wär ich, auf ewig verſtummt, der ſprechendſte Beweis ſeiner Treue geworden! Ich ſehe da, mitten in der Abſcheulichkeit, irgend etwas Achtbares. Hund! iſt gewiß ein Schimpfwort für einen Menſchen; aber was gebührt mir ſelbſt, wenn ich dem Menſchenhund auch noch die Hundetreue abſchachern wollte? Wenn ich einen ſittlichen Charakter, der ganz Schatten und ſchwarzer Kleck iſt, um ſeinen einzigen Lichtpunkt brächte? Wenn ich einen Spitzbuben juſt dort verführte, wo er allein noch ehrlich ſein will?"

„Vielleicht thut er nur ſo! Können Sie glauben, daß unter Böſen wirkliche Treue beſteht?"

„Ja! Denn wenn man geſagt hat: auch die Hölle muß ihre Freuden haben, ſo könnte man ebenſogut ſagen: auch die Hölle muß ihre Tugenden haben."

Der Marcheſe zuckte wie von einem elektriſchen Schlag. „Welch ein Wort!“ rief er aus. „Auch die Hölle muß ihre Tugenden haben. Das iſt ein Fortſchritt über die ganze chriſtliche Ethik, die doch ein ſo großer Fortſchritt über die heidniſche iſt. Sie ſind ein bewunderungswürdiger Menſch. Ich bin ſtolz, Sie erkannt zu haben, wahrhaft ſtolz, wie prophetiſch meine innere Stimme für Sie geweſen. Ich glaube, Sie ſind der ſchönſte Fund meines Lebens.“

Wenn das eine von den Gemütsbewegungen war, die ihm der Arzt zu vermeiden empfohlen hatte, ſo bedauerte Balm die ärztlichen Kurzſichtigkeiten, denn der Marcheſe ſtrahlte! In dieſem Augenblicke ſchien er geſund zu werden, beſeelt von Jugend und neuem Leben. Naturen, wie er, werden von Gedanken erfriſcht, wie Ohnmächtige von ſtarken Geiſtern und Dufteſſenzen.

Und doch bedachte auch Balm, ob dieſe außerordentliche Wirkung ſeines glücklichen Wortes nicht eben wieder auf die Schwäche und Reizbarkeit eines Kranken zu ſetzen ſein möchte, und wie leicht ein anderes Wort, ein unſchuldiges aber verfehltes, den alten Herrn auch nachteilig ereifern könne. So fühlte er ſich gemahnt, Vorſicht nicht außer acht zu laſſen.

Aber das geſchah ſchon von anderen Seiten. Balm bemerkte, daß ſich mit einem leiſen, ſchüchternen Ruck die Thüre ein wenig geöffnet hatte und durch den handbreiten Spalt eines der Enkelkinder

verſtohlen hereinlugte. Durch die Richtung, welche Balms Auge nahm, bemerkte es auch der Marcheſe.

„Geduld, kleine Spionenbrut!“ herrſchte er mit der Kommandoſtimme eines ſcherzhaften Andonnerns. Eiligſt ſchloß ſich die Thüre, aber man hörte das Lachen des Kindes, das ſehr geſchmeichelt und beruhigt ſchien, ein ſo kräftiges Scheltwort erbeutet zu haben.

Deß ungeachtet war es ein Wink, den Balm nicht mißverſtehen wollte. Er rückte ſeinen Stuhl, gleichſam pantomimiſch und zum Fragezeichen, ob es beliebe, daß er ſich verabſchiede.

„Und ſo gedenken Sie denn“, ſagte der Marcheſe, „jenes Schloß der Frevel zu einer Studie, welche Ihr dringendſtes Lebensintereſſe iſt, nicht zu benützen?“

Balm antwortete: „Die verkannte Unſchuld ans Licht zu bringen, war der Himmel ſtets ſinnreicher als Menſchenwitz. Iſt meine Braut unſchuldig ...“

Er meinte den Ton ſeines Zuhörers anzuſchlagen; aber der Marcheſe blickte ernſt, faſt ſtrafend. „Iſt meine Braut unſchuldig! Denkt denn ein ſittlicher Menſch nur an ſich? Könnte jene Stätte des Fluches nicht noch zahlloſe andere Verwirrungen in der moraliſchen Welt angeſtiftet haben, wovon Ihr eigener Fall nur ein einzelner wäre? Könnte Sie der Himmel nicht zum Entdecker dieſer Frevel gemacht haben, in dem Augenblicke, wo das Maß ſeiner Rache voll

war und wo er ſich ein Werkzeug erkor, jenen Speicher geheimer Sünden wie ein giftiges Raupenneſt zu zerſtören, indem er das Licht Ihrer Augen, was ſag' ich! die Feder eines Publiziſten auf eine ſo wunderbare Art hinter den lang gehüteten Schleier dieſer ſträflichen Geheimniſſe führte? Egoiſten ſeid ihr doch, ihr Modernen! Kein Menſch ſteht für ſich allein; jeder ſteht für die ganze Welt!"

Aber Balm antwortete mit Gelaſſenheit: „Ich wollte meinen Satz vollenden und ſagen: iſt meine Braut unſchuldig, ſo muß ich es juſt nicht von ihrem Falſchmaler hören, ſo wenig wie von dem Falſchmünzer, ob die Münze falſch. Im Gegenteil, der Fälſcher hatte dann irgend ein Intereſſe an der Fälſchung, und weit entfernt, mir zur Wahrheit zu helfen, würde er ſie, wenn ich ſie ſelbſt ſchon hätte, nur verdunkeln und verwirren. Iſt meine Braut unſchuldig, ſo liegt mir aber auch keine Pflicht für die übrige ſittliche Welt ob, und ich habe an dieſem Schloß der Frevel, wie Sie es nennen, nichts zu rächen und nichts zu ſtrafen, denn von ſeinen Freveln weiß ich dann nichts. Es kann von makelloſen Urbildern mehr als ein gefälſchtes Abbild beſitzen; die echten Bilder aber können erworben ſein mit dem Willen ihrer Urbilder, und das Sittengeſetz ſo wenig kränken, wie in jeder Malermappe jede Modellmalerei nach der Natur. Mir entſteht dann kein Recht, an dieſen Geheimniſſen zu rütteln."

Der Marcheſe ſah den Sprecher mit einem langen,

herzdurchdringenden Blicke an und sagte beifällig: „Sie sind ein exakter Logiker!“ Er ließ eine Pause vergehen, während welcher er seinen Gast, freundlich, aber forschend, immer beobachtete. Balm hatte ihn noch nie so gesehen.

Der Marchese fuhr fort: „Ihre Logik hat Hand und Fuß, aber mir ist, als sähe ich nur die Hand oder nur den Fuß, aber noch nicht alles zugleich. Sie scheinen die Untersuchung des Schlosses aufzugeben, weil Sie Ihre Supposition: ‚ist meine Braut unschuldig‘ — sofern ich mit feinem Ohre höre — fast schon im Tone einer Ueberzeugung aussprechen. Woher das? Ist das von gestern auf heute die Wirkung und Nachwirkung des Briefes? Brauchte Ihre Braut eine Anklage nur zu fordern, um an ihrer eigenen Zuversicht den Halbtod oder Scheintod auch der Ihrigen wieder zu beleben? Oder fließt — wie ich fast durchfühle — auf Ihre Glaubensfreudigkeit irgend ein Unbekanntes mit ein, wovon Ihre Stimmung gewinnt? Aber ich bitte Sie dann: sagen Sie mir alles! Sie begreifen, wie sehr Ihr Fall meine Teilnahme erregt, meine ganze Teilnahme, und dabei thut dem Herzen auch nur eine ganze Befriedigung wohl.“

Balm bewunderte das „feine Ohr“ des Marchese, denn das war es in Wahrheit. Zauberischer als je berührte ihn dieser seltene Mann, der so seelisch die Seelenschriften zu lesen verstand. In zarten Punkten richtig zu raten und erraten zu werden, ist

unter Menſchen vielleicht der einzige Fall, der die höchſte Schmeichelhaftigkeit für beide Parteien zugleich hat. Balm wäre kein Menſch geweſen, wenn er dem Marcheſe jetzt nicht ſein ganzes Herz mit allen inneren und äußeren Erlebniſſen dargelegt hätte. Er erzählte ihm alſo — wieder ohne die Namen zu nennen — von ſeiner Bekanntſchaft — mit einem Maler und von dem Abenteuer — mit einer Kunſtreiterin! Wie ihn die ſinnreiche Selbſthilfe dieſes Mädchens zuerſt gelehrt, von Frauen zu denken und die Möglichkeit ihrer Ehre offen zu ſehen, dem dringendſten Schein des Gegenteiles zum Trotz, — dieſes ganze Ereignis, das Santafiore ſchon geiſtigerweiſe erraten hatte, war ohnedies ſein geiſtiges Eigentum und ſo gab ihm Balm, indem er es ihm vertrauensvoll hingab, nur was ſein war.

Der Marcheſe hatte ſeiner Erzählung gelauſcht, reglos in ſich gekehrt, den Blick auf ſeinen Fingerring mit dem Greif geheftet. Bei dieſer Stellung konnte Balm ſelbſt mit unbewachter Schärfe ſeinen Blick auf ihn ſpannen, um aufzumerken, daß kein Diätfehler gemacht werde. In der That war ein Moment, wo es ihm ſchien, als ob Santafiore bleicher würde und ein Ohnmachtsanfall eintreten könne. Es war vielleicht nur eine Sinnestäuſchung ſeiner Aengſtlichkeit, aber er machte raſch ein paar Skizzenſtriche in ſeiner Erzählung und beeilte das Ende.

Als der Marcheſe nicht mehr ſprechen hörte, blickte er gleichſam erwartungsvoll auf. „Und was

ſagen Ihre Freunde dazu?" fragte er den Innehaltenden, wie um den Schluß und die Spitze ſeiner Erzählung. Aber Balm erſchrak faſt über dieſes zerſtreute Danebenreden und antwortete mit all ſeiner Faſſung: „Meine Freunde? Ich glaube nichts erzählt zu haben, was man unter den Leuten herumträgt!"

„Alſo bin ich der erſte, der davon hört?"

„Der erſte und der letzte."

Jetzt ſtand der Marcheſe auf, was Balm ſogleich nachahmte. „Ich danke Ihnen für dieſes Vertrauen", ſagte er. „Sie waren ratlos — und kein Wunder, wenn Sie Rat und Urteil bei Freunden geſucht hätten. Aber Sie waren charaktervoll und wollten ſich mit ſich ſelbſt zurechtfinden. Das iſt freilich der beſſere Weg. Und mich wählten Sie zum einzigen Gefährten auf dieſem Wege. Ich danke Ihnen für dieſen Vorzug. ‚Der erſte und der letzte.' Ich danke Ihnen dafür. Und über welchen Entſchluß ſind Sie nun mit ſich einig geworden?"

„Ich reiſe ſofort nach Deutſchland zurück."

„Das machen Sie recht. Aber doch nicht, ohne unſerer Polizei den Sittenmörder zu nennen, der als Künſtler unter uns umſchleicht?"

Ein Schatten überflog Balms Geſicht, daß in der Nation Machiavells ſelbſt die Beſten von ſolchen Gedanken nicht loskommen. Er antwortete: „Ich bin nicht naiv genug zu glauben, daß ihn die Polizei nicht ohnedies ſchon kennt."

Der Marcheſe warf ſeinen Kopf auf, überraſcht, wie einfach und doch gelungen dieſe Antwort — der Antwort ſich entzog. Dann aber griff er vertraulich, faſt ſchmeichelnd an Balms Arm und drang weiter in ihn: „Betrachten Sie mich ſelbſt als Polizei! Nennen Sie mir den Namen jenes gemeinſchädlichen Menſchen! Dem Maler werden Sie ja doch nicht geſchworen haben, wie dem Kaſtellan; alſo krönen Sie Ihr Vertrauen und deponieren Sie mir den Namen dieſes Miſſethäters!“

Balm war in bitterer Verlegenheit. Wie ſchlägt man einem Manne etwas ab, der als ein Kranker geſchont werden muß? Er beſann ſich und ſagte mit einem Gemiſch von Ernſt und ſcherzender Leichtigkeit: „Dieſer böſe Mann hat leider gute Weine, wovon ich manch ein Glas mit ihm geleert. Ich war der Gaſt ſeines Zeltes, aber die Araber liefern den ärgſten Feind nicht aus, mit dem ſie Gaſtfreundſchaft getauſcht. Und das ſind doch Semiten; können wir Arier weniger thun?“

Santafiore lächelte in ſich hinein. „Man ſollte ſich von Ihnen nichts gewähren, nur verſagen laſſen. Sie machen das ſo hübſch!“

Arglos erwiderte Balm: „Und wenn ich es erraten hätte? Sie machen offenbar eine pſychologiſche Studie an mir, wovon wir ja beide Freunde ſind. Aber indem Sie meine deutſche Treue auf die Probe ſtellen, ſind Sie großmütig genug, die Probe recht

leicht zu machen, denn ich bin ſo eitel, auch noch ſchwerere beſtehen zu wollen."

Ein feines, flüchtiges Rot huſchte über das weiße Antlitz des Marcheſe. Balm war betroffen, denn es ſah faſt aus, als ob der Marcheſe ſich ertappt fühlte. Aber warum gefiel ſich der Marcheſe in ſolchen Verſuchen mit ihm? Was kümmerte ihn ſeine deutſche Treue und vollends bei einer Gelegenheit wie dieſer? Die Grillen eines Krankhaften! dachte Balm und machte nun Ernſt, ſeinen Beſuch zu beenden.

Aber das geſchah beiderſeits. Die letzten Wechſelreden waren ſchon zwiſchen Thür und Angel ausgetauſcht worden. Der Marcheſe hatte den Arm ſeines Gaſtes genommen und führte dieſen, von dem er wieder geführt wurde, in ſachten Plauderſchritten aus dem Innern des Hauſes allmählich nach dem Garten hinaus. Balm bemerkte, daß der Ausgang ein anderer war als der Eingang und daß ihm dieſe Seite des Gartens fremd war. Balm lächelte, ob er da nicht ein allerliebſtes Pantöffelchen ſähe, das in dem häuslichen Leben ſeines Sokrates ſpiele, denn es ſchien ihm faſt, daß er auf Schleichwegen fortpraktiziert werde, und daß es der alte Herr ſeiner Signora Dezia vertuſchen wolle, wie lang er ſeinen Gaſt behalten und wie ungehorſam er geweſen. Umſomehr hütete ſich Balm, daß unterwegs das Geſpräch von neuem ſich anſpinne.

Und da der Boden hier eine Steigung machte,

ſo ergriff Balm die Gelegenheit, die Begleitung ſeines Wirtes als eine körperliche Mühewaltung ernſtlich abzulehnen. Dabei kam ihm ein Gärtnerjunge zu Hilfe, welcher zufällig ſichtbar wurde, und ſofort übergab ſich ihm Balm als ſeinem weiteren Führer. Der Marcheſe ließ es geſchehen. Er ſagte ihm ſein Adieu mit wenigen, faſt zu wenigen Worten, denn Balm ſtand ja auf dem Punkte ſeiner Rückreiſe und es war vielleicht ein Abſchied fürs Leben. Aber durfte Balm ihn daran erinnern? Durfte er ſelbſt eine Emotion inſzenieren? Es war nur auffallend, daß der Marcheſe es vergaß. Er ſchien — unter der Energie eines großen geiſtigen Intereſſes — ſeine Schwäche lange beherrſcht zu haben, aber nun beherrſchte ſie ihn. Die Augenblicke ſeiner Kraft waren, wie eine auslaufende Sanduhr, zur Neige. Selbſt der vielſagende Blick, womit er ſeine wenigen Worte begleitete — es war noch ſein weiches, inniges Auge und doch ein fremder Zug darin. Er ſah ihm mit einem langen, wohlwollenden Lächeln nach — man konnte es kindhaft nennen, aber auch — greiſenhaft!

Balm ging den Monte Mario hinan, um die höhere Ausſicht bei der Villa Mellin zu genießen, nach der ihn gleich zum erſtenmal gelüſtet. Sein Junge ſchritt neben ihm und ſummte einſilbig ein Lied vor ſich hin — italieniſch-ſüß, aber, wie alle Volksweiſen, traurig und klagend. Der Anſtieg war bald zu Ende, der Abend ſo ſchön wie

jener, die Ausſicht ſchöner und doch verlor Balm ſeinen Zweck. Er irrte zerſtreut von Punkt zu Punkte. Er war heute mit ſeiner Seele nicht anweſend. Er fühlte ſich reif und überreif, all dieſem Römertum endlich Valet zu ſagen. Er ſah nicht auf Rom hinab, er ſah nordwärts nach Deutſchland. Er beneidete jeden Vogel, der in dieſer Richtung flog; er ſah ihm nach, er ſeufzte ihm nach. Und was er empfand, ſang ihm der Gärtner zu mit ſeiner melancholiſchen Volksmelodie.

Er dachte an den kränklichen Mann unter ihm und ob er ihn jetzt wirklich zum letztenmal geſehen. Sein deutſches Gemüt konnte ſich nicht darein finden, daß der heutige Abſchied — ein Abſchied geweſen! Soll er ihm einen Brief ſchreiben? Soll er die Gräfin Caradoſſo bitten, daß ſie ihm den nächſtguten Tag des Kranken zu wiſſen mache, damit er ſeinen Beſuch wiederhole? Er erwog dieſes und jenes, aber nichts paßte völlig nach Wunſch. Er kam zu keinem Entſchluß. Wie traurig lag ihm die Melodie des Gärtners im Ohr!

In Balm entſtand eine Stimmung, die faſt wie ein Unglück auf ihn eindrang und doch gegenſtandslos war. Wenigſtens ſo fein und unkörperlich war ihr ſtofflicher Gegenſtand, daß er die Empfindung zwar laſtend bedrückte, aber vor dem Verſtande, der Rechenſchaft fordert, ſich verflüchtigte. Inzwiſchen war auch der farbige Abend farblos geworden, die Nacht ſank

auf Rom herab und keine Stadt der Welt ſieht ohne Sonne wehmütiger aus, als dieſe.

Balm wandte ſich zum Gehen. Er übergab dem Jungen ſeine Karte an Signora Dezia, ſchrieb das formelle p. p. c. darauf, ſchritt rüſtiger aus und wanderte nach Rom hinein.

Ende des erſten Bandes.

„Wenn die Menschen reif zur Liebe werden"

Der Schluß eines langen „Zur Frauen- und Ehefrage" betitelten Aufsatzes von Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune in der letzten Nummer der wissenschaftl. Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung lautet folgendermaßen:

Nach Carpenter lassen sich folgende „als erste und dringendste Besserungsversuche" bezeichnen:

„Das vor der Pubertät über geschlechtliche Vorgänge und Gefahren aufgeklärte Kind wird mit offenen Augen in die Ehe gehen. Die Befriedigung des sexuellen Triebes wird als „eine natürliche Begleiterscheinung des Lebens auftreten, als etwas, das ungesucht kommt . . ., das aber niemals als ein Ziel an sich begehrt werden darf". Sie wird einen Spezialfall der ehelichen Gemeinschaft bilden und nur gerade die Kindererzeugung und die Verausgabung des physischen Kraftüberschusses zur Folge haben; sie wird den Charakteren und Wünschen beider Gatten entsprechend in ihrem Leben einen größeren, geringen oder gar keinen Raum einnehmen; sie wird jedenfalls nicht als der Gipfelpunkt des ehelichen Zusammenlebens, noch als „zum täglichen Brot gehörig" betrachtet werden. Vor allem aber — darauf läuft das ganze Werk hinaus — muß die Frau vor der Brutalität des Mannes, vor der „Unsittlichkeit in der Ehe" geschützt werden. Das kann auf doppelte Weise geschehen. Das in Frankreich nicht mehr unbekannte „Heiratszeugnis" bescheinigt ärztlich, daß das Vorleben des künftigen Gatten, wie es auch immer gewesen sein mag, seinen Gesundheitszustand nicht ungünstig beeinflußt hat; gewissenhafte Eltern werden von dem Bräutigam ein solches zu fordern den Mut finden. Zweitens wird der nötige Schutz durch den in Amerika bekannten Heiratsvertrag gewährleistet, worin die Bedingungen des geschlechtlichen Verkehrs festgesetzt und insbesondere die jedesmalige Einwilligung der Gattin als unerläßliche Bedingung vorausgesetzt wird. Bruch des Vertrags ist Grund zur Ehescheidung. Natürlich setzen derlei Zeugnisse und Verträge eben voraus, daß die Braut weiß, worum es sich handelt, und sich nicht schämt, es zu wissen. Wo ist sonst Wissen Schande? Und wie unsinnig, den Zeugungs- und Geburtsvorgängen ein Brandmal anzuhängen — „süßes Geheimnis", lautet der Euphemismus — während das glückliche Resultat mit Pauken und Drommeten gefeiert wird.

Es muß eine Zeit kommen, die dem Carpenterschen Buche unrecht tun wird, denn es ist das Produkt einer Uebergangsepoche, unbestimmt in seinem Programm, unpraktisch und zweifelnd in einigen seiner Zukunftsvorschläge. Messen wir es freilich an den gegenwärtigen Zuständen, so ist es ein kühnes und mutiges Buch, das Tausenden von Unglücklichen ihr Elend grell beleuchtet und andere Tausende vor dem gleichen Elend bewahrt. Loves coming of age ist ein Buch gegen die Frau von gestern und heute, es ist vor allem ein Buch gegen den Mann. Und wie gut ist es, wenn Männer gegen Männer schreiben, Frauen gegen Frauen! Die bequeme Anklage, man verstehe sich eben nicht und sei zur gegenseitigen Beurteilung zu verschieden, wird hinfällig, und wider Willen läßt man das Gericht des Geschlechtsgenossen über sich ergehen. — Es ist ein frisches und gesundes Buch und in der Schilderung der heutigen trostlosen Zustände beredt und ergreifend. Dem Uebersetzer gebührt Dank, daß er ihm seinen Weg durch die deutschen Lande geebnet hat."

☞ Das Buch von Carpenter (4. Aufl.) ist durch alle Buchhandlungen zum Preise von Mk. 3.— brosch. und Mk. 4.— eleg. geb. zu beziehen. ☜

Ferdinand Kürnberger

Das Schloss der Frevel

Roman. Band II.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig 1904
Hermann Seemann Nachfolger.

Im Verlage von **Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig,** ist soeben erschienen:

Die Vaclavbude

Ein Prager Studentenroman von **Karl Hans Strobl.**

Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—

„Nach der süßlichen Romantik „Alt-Heidelbergs" wirkt ein so gesundes Buch wie das vorliegende doppelt wohlthuend. Strobl schildert in seinem Studentenroman die letzten Tage der sturmbewegten Zeit unter dem Ministerpräsidenten Badeni. Plötzlich fühlt man sich in jene Zeit zurückversetzt und lebt den Prager Rummel bis zur Verhängung des Ausnahmezustandes mit . . . Die Schrecken dieser wenigen Wochen sind von dem Autor mit einer solchen Anschaulichkeit geschildert, daß es einem an mancher Stelle den Atem verschlägt."

„Deutsche Zeitung," Wien.

„Ein prächtiger Haß, eine lobenswerte Wut gegen die konventionellen Ausdrucksformeln ist hier in einer Weise zu Tage getreten, die in ihrer ganzen Bedeutung freilich nur der Selbstschaffende wird entsprechend würdigen können, der am besten weiß, wie viel fertige Phrasen an einen herandrängen, setzt man nur die Feder ans Papier."

„Mährisch-schles. Korrespondent."

„Strobl ist einer der nervösesten und sensitivsten unter den modernen Poeten. Er geht der Natur nicht bloß mit dem Auge, er geht ihr mit allen Organen, mit allen Sinnen nach. Selten ist wohl ein Milieu so sehr nach der Seite der Sensationen der Geruchsnerven durchwühlt, selten eine Oertlichkeit mit solch fast wissenschaftlichem Spürsinn nachgefühlt worden . . . An Gegenständlichkeit und „historischer Treue" leistet er, wie schon angedeutet, das Aeußerste. . . . Strobl hat den Ausschnitt eines Weltbildes gegeben und etwas wie den deutschen Prager Roman unserer Tage gegründet."

„Die Zeit," Wien.

„Strobls Erzählung, deren schlichte Helden ein paar Prager Burschenschafter sind, schildert mit großer dichterischer Kraft und Anschaulichkeit, die stellenweise an das Packendste, was Zola geschrieben hat, erinnert, Stimmungen und Vorgänge in den blutigen Prager Dezembertagen nach dem Sturz des Ministeriums Badeni, ohne dabei viel von Politik zu reden."

„Vossische Zeitung," Berlin.

„In der Beschränkung ein Meisterwerk, verdient Strobls Roman, aus Mähren die Reise durch ganz Deutschland und Deutschösterreich zu machen und das unwillkürliche Mißtrauen der litterarischen „Globetrotter" gegenüber dem neuen Namen zu besiegen . . . Im Nationalitätenkampfe steht der Brünner Dichter mit ganzer Seele auf der Seite der Deutschen, seiner Landsleute, von deren Berufung zur Weltherrschaft und kultureller Mission er fest überzeugt ist. Dabei steht er aber auch hier auf so hoher Warte, daß er die Gegner psychologisch verstehen und einschätzen kann . . . Knapper und gemäßigter in der Form als Conradi, etwas engeren Horizonts als Holländer hat Karl Hans Strobl den österreichischen Roman der Gegenwart, in dem das psychologisch-soziale Moment pocht und hämmert, erschaffen. Möchte er dafür auch die gebührende Anerkennung weitester Kreise finden!"

„Tagesbote aus Mähren und Schlesien."

Ferdinand Kürnberger

Das Schloß der Frevel

II. Band

Das
Schloß der Frevel

Roman

von

Ferdinand Kürnberger

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Karl Rosner.

Bs, 5287.

II. Band

2. Auflage

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vom Verleger vorbehalten.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

I

In ſeiner Reſtauration überkamen ihn bei der einſamen Flaſche ſeines Abendtiſches wieder andere Stimmungsbilder.

Der Brief an Baron Neugart fing an, ihm unbequem zu werden. Der erſte Eindruck davon war Glück und Erlöſung geweſen: er ſah das Mädchen, dem er nach und nach ſchon ſein eigenes Herz entgegentrug, auch ihrerſeits mit der Stimme der Unſchuld und mit dem Drange der Liebe dem irrend Entfernten nachſtreben. Da blieb ihm kein anderes Denken übrig als: er und Agathe!

Verſtimmend beſchäftigte ihn jetzt auch der andere Gedanke: er und der Baron! Im Grunde hatte er nichts gegen dieſen Vertrauensmann einzuwenden, als — daß er ihn nicht ſelber gewählt hatte. Vielleicht hätte er's gethan — heute, morgen, nach Umſtänden; ſtörend war es ihm nur, daß es der Zufall gethan, daß er nicht gefragt wurde, daß er nicht frei blieb. Liebt man doch in Herzensſachen oft ganz zwecklos das Geheimnis und ſcheut die un-

ſchuldigſte Mitwiſſenſchaft; hier aber hieß es noch mehr als Mitwiſſenſchaft, es hieß Einmiſchung, Vermittelung. Aber es war geſchehen, es hatte dem Schickſal ſo gefallen, und grübelnd durchdachte jetzt Balm, wie er ſich dazu ſtellte. Behandelt er den Brief als „non avenu“ und nimmt er eine kühle Haltung zu den Verſuchen der Briefſtellerin an? Oder macht er es umgekehrt und weiht er den Baron ſo intim ein wie zuvor den Marcheſe? Das kam auf den Baron an! Auffallenderweiſe mußte Balm jetzt bemerken, daß ſie Freunde geworden, recht nach Männerweiſe, durch Gedankenaustauſch. Die Herzen, die Gemüter hatten ſich nicht kennen gelernt. Daß dieſe ſich näher treten, wo der Kopf es thut, verſteht ſich Männern von ſelbſt; aber an ſeinem zarten, ja empfindlichen Fall hatte Balm doch zu merken, daß es nicht immer und überall ſelbſtverſtändlich. Zwar am Charakter ſeines Freundes zweifelte er nicht, im allgemeinen auch nicht, daß der Charaktervolle überhaupt naturvoll, alſo auch herzvoll iſt: aber juſt aufs Beſondere kam's an! In ſeiner Lage brauchte er Ueberzeugungen, nicht Betrachtungen. Er brannte vor Ungeduld nach einem Geſpräche mit Neugart. In ſeiner Unruhe konnte ihn nur ein augenblickliches Handeln befriedigen. Da ſtand er auf, um eine Unterhaltung mit dem Freunde womöglich noch heute zu ſuchen. Dieſe Unterhaltung wollte er ſelbſt leiten, wie kürzlich der andere die Unterredung geleitet hatte. Nachtbeſuche macht man nach ſüdlichem Stil in der

Opernloge, wo man „die Welt“ am sichersten findet, und so begab sich Balm auf den Weg nach dem Theater. Noch begleitete ihn das tragische Liedchen des Gärtners, die trauermarschartige Tonweise, die nicht abließ, ihn zu verfolgen und verdoppelte sein Interesse, im musikrauschenden Haus sich davon zu befreien.

Er sah sich nach einem Wagen um, den er in der Eile seines Aufbruches vergessen hatte, vom Cameriere holen zu lassen. Aber schon an der nächsten Straßenecke stellte sich ihm ein Hinderniß entgegen, denn ein aufgeregter lärmender Menschenstrom wälzte sich aus einem Seitengäßchen über den Weg, voran ein rundlicher Spießbürger mit vorgebundener Serviette, welchen der Alarm, schien es, vom Nachtessen weg aus seiner Bude auf die Straße gelockt hatte. Mit der Frage: „Wo ist er hin?“ packte ihn der lächerliche Kerl mit stolpernder Umarmung am Leibe, und Balm antwortete sofort: „links, links müßt ihr euch halten!“ denn Augenblicke solcher Art fanden ihn stets mit Humor gepanzert. Er selbst, nicht in der Stimmung, an Volks- und Straßenszenen jetzt teilzunehmen, ging dem Anlauf rechts aus dem Wege, in eines der vielen Quergäßchen, welche diesen Stadtteil durchschnitten.

Aber auch hier liefen die Leute zusammen, und als sich Balm abermals seitwärts schlug, merkte er wohl, daß dieser ganze Bezirk in Alarm sei, und Stimmen, welche gegeneinander riefen: „Haben sie

ihn? iſt er gerettet? das arme Kind!" machten ihm bald andere als humoriſtiſche Eindrücke. Er begriff, daß er ſich mitten auf dem Schauplatze einer friſchen und ſehr ernſthaften That befinde; der Auflauf bewegte ſich wie ein Wirbel aus dem Umkreis der Nachbarſchaften nach einem Zentrum und er ſelbſt ſtand in dieſem Zentrum.

Auf einmal ſtob die Volksmenge auseinander. „Platz da! Platz da!" ſchrie ein Kerl im Schurzfell, der wie ein Herold vorausrannte — „um der heiligen Jungfrau willen, haltet den armen Mann nicht auf!" Und ein Mütterchen, das ſich zitternd an Balms Arm drängte, winſelte kläglich: „O Gott, da iſt er ſchon wieder! Er rennt wie ſinnlos im Kreiſe herum. Das muß kein Römer ſein; Gott ſchütze den Sohn ſeiner Mutter!"

„Wer iſt's? Was ſprecht Ihr?" fragte jetzt Balm.

„Das arme Blut, er hat ja bloß einen prete erſtochen!" ſeufzte die weichherzige Alte mit zeitgemäßeſtem Radikalismus. Sie fing zu beten an.

Und jetzt kam ein Menſch geſtürzt, — kein Theater-Bravo in Spitzhut und rotem Mantel, und doch der Held dieſer Stunde, der Mörder! Er war franzöſiſch gekleidet, wie alle Großſtädter Italiens, faſt elegant, keinesfalls auffallend. In der Haſt ſeiner Flucht hatte er den Hut vom Kopfe verloren und ſein ſchwarzes flatterndes Lockenhaar war das einzig maleriſch-Wilde in ſeinem Aeußeren. Er ſchüt-

telte es fortwährend und heftig aus der Stirn, welche eine heitere, ſchön begrenzte Form hatte, wie überhaupt ſein Geſicht hübſch und noch jugendlich war, die unwiderſtehliche Empfehlung vor den ſinnlichen Herzen der Südländer. Die Menge ſchrie ihm Troſt zu, Segenswünſche, Ratſchläge, wohin er ſich wenden ſolle, wäre aber nicht blinde, kopfloſe Menge geweſen, wenn ſie bedacht hätte, daß ſie ſelbſt und der Auflauf, den ſie ihm machte, ſeine größte Gefahr war.

Schnell, wie ein Blitzleuchten, war dieſe ganze Jagd vorüber, aber nicht ebenſo ihr Nachſpiel. Denn als man am unteren Ende der Gaſſe, um die Ecke vorſtürzend, zwei Haubajonette im Laternenſcheine blitzen ſah, brach die ganze Gaſſe in einen Aufſchrei aus und ein taktiſcher Inſtinkt durchzuckte das Volk, daß man wohl ſah, wie es in ſolchen Manövern geübt war.

An Balms Seite fing das alte Mütterchen aus Leibeskräften zu ſchimpfen an: „Die Mörder! die Blutzapfer! die Seelenjäger! da kommen ſie ſchon, des Teufels Fanghunde! Um Gotteswillen, Kinder, macht euch breit, ſtopft die Gaſſe, ſtellt ihnen ein Bein!“ Und ſo kommandierte ſie Jungen, die es plötzlich vom Himmel zu regnen ſchien, und welche die Gaſſe erfüllten, als ob ganz Rom beiſammen wäre.

Der Volkshaufen aber teilte ſich jetzt in zwei Treffen. Diejenigen, welche ſich dem Mörder noch näher ſahen, gaben den Genuß nicht auf, dieſer inter-

eſſanten Perſönlichkeit nachzulaufen; die Mittleren und Unteren aber fanden ihre Rechnung bei den Karabinieri und machten mit augenblicklichem Entſchluß eine Frontveränderung, um ſich mit den Organen des Geſetzes zu necken. Balm war im Geſchiebe der letzteren, obwohl es Ernſt werden konnte, denn ſchon blitzten die Haubajonette nicht mehr geſchultert; ſie ſchienen bahnbrechend zu arbeiten.

Aber je näher, deſto graziöſer und lieblicher wurde es und Balm ſtaunte über die fremdartig-originelle Szene, die ſich ihm darbot. Die Karabiniere fluchten und ſchalten nach allen Seiten und fuchtelten mit der blanken Waffe drohend um ſich. „Brutta canaglia, geh in die Hölle!“ ſchrie der eine; „fort da! Platz! auseinander! ſcharf gehauen, Kamerad, nicht flach!“ — aber war er nicht ſelbſt ſein Kamerad und that er, was er drohte? In ſolche Lücken dringt das Volk augenblicklich ein. „Sapriſti, iſt der Mann hitzig!“ antwortete eine Dame in eleganter Krinolinenrobe am Arme ihres Kavaliers. „Fehlt Euch was, Signor? Habt Ihr Fieber, kann man Euch helfen? — Schad' um den hübſchen Mann!“ Und dabei rückte ſie mit ihrer vom Handſchuh bekleideten Hand gelaſſen ſein Haubajonett und ſah ihm freundlich ins Auge. Der Polizeiſoldat lächelte — und war verloren! Denn jetzt fiel's über ihn her wie ein Horniſſenſchwarm; — Knaben in roten Schärpen, geſchminkte Mädchen, Facchini, Minenti, Pflaſtertreter, alte Weiber, die ganze Hölle war los. Sie

alle trieben ihren Mutwillen mit dem Manne, — der mit bewaffneter Hand gelächelt! Sie umringten ihn mit einer geſchickten Flankenbewegung, trennten ihn völlig von ſeinen Gefährten, drückten ihn gegen die Häuſer, und keilten ihn unter Scherzen und Lachen in ihren Umarmungen feſt. Die Knaben ſchrieen: „Kaufen Sie Zündhölzchen, Signor? — Gute Zigarren, Exzellenza! — Stiefelwichs, Bindfaden, Bleiſtifte! — Wie gefällt Ihnen meine Schweſter, Signor? — Wo ſchlafen Sie heute Nacht? — Vierzigtägiger Ablaß von San Giovanni im Lateran! Neues ſchönes Gebet zur Santa Maria Rotonda! — Echter Haarbalſam! gute Raſiermeſſer, Wachspomade, Räucherkerzchen, Bartwichs, Stiefelwichs, neues ſchönes Gebet . . .“ und dabei hielten ſie ihm Gegenſtände unter die Augen, welche mit den genannten Dingen nichts gemein hatten oder ihr drolligſtes Gegenteil waren. Das alte Weib neben Balm ſchrie wie beſeſſen: „Hab' ich Euch endlich, Ihr Bruder Liederlich? Denkt Euch, er läßt meine Tochter ſitzen und hat ihr das Heiraten verſprochen! Helft mir, herzliebſte Knaben, er ſoll uns nicht von der Stelle!“ Und die Knaben ſchrieen im Chor: „Ja, wir ſind Zeugen! Er muß heiraten! heiraten muß er! Holt den Pfaffen, holt einen Wagen!“ — Kurz, Balm wurde Augenzeuge, wie das römiſche Volk den Mördern, welchen ja noch das neunzehnte Jahrhundert Aſylrecht gewährt, offen und leidenſchaftlich Partei hielt, Sympathie für das Verbrechen, Haß für das Geſetz

hatte. Und das ſoll eine Italia unita und einen modernen Rechtsſtaat geben! dachte er bei ſich. Aber freilich, — eben deshalb muß der Anfang gemacht werden. Alſo fort mit den Papalini! Und in ihrer Art ſind die Leute auch reif dazu. Er hat ja nur einen prete erſtochen.

Auf einmal aber traf ſein Ohr eine ganz andere Stimme. Indem er einen Durchgang aus dem Gäßchen heraus nach der Richtung ſeiner Straße gewann, hörte er in dieſer ein heftig geſtikulierendes Weib mitten in einer Volksgruppe die Worte ausſtoßen: „Der bucklige Satan! Er hat es längſt um meine arme Gigia verdient!“

Schon zweierlei Verſionen auf ſo kurzem Zwiſchenraum! Das Weib ſprach offenbar von dem Ermordeten, aber ein Bucliger konnte kein Prieſter ſein. Balm ſchauderte, wer dieſer Bucklige ſein konnte. Und wie gut paßte das arme Luischen zu Juppas Lieblingsſünden! Die Sinne vergingen ihm.

„Wer? Wo? Was ſprecht Ihr, Frau? Wer iſt ermordet? Wo iſt er?“ Wie im Fieber gebärdete ſich Balm, aber für Italien — bloß italieniſch. Er fiel dem Weibe auch gar nicht auf und ſie antwortete mit jener leidenſchaftlichen Gelaſſenheit der römiſchen Größe: „Dort um die Ecke herum. In der Baderſtube gleich am Theater liegt er. Geht nur den Leuten nach!“

In der That hatte der Auflauf an einer zwiſchen dem Mörder und den Karabinieri nur wenig ver-

dünnten Kette hier ſeinen dritten Knoten angeſetzt, einen Volkshaufen, welcher neben dem Teatro della Pace ein verſchloſſenes Hausthor belagerte.

„Platz da! Aufgemacht! der Polizei-Medikus von Rom!“ Mit jener Kurzgegriffenheit, womit Balm im rechten Augenblicke die Wälſchen wie Kinder zu verblüffen ſich angewöhnt hatte, ſchob er die Menge beiſeite und indem er herriſch ans Thor pochte, wurde er die Quelle vieler Rippenſtöße, womit der Hausherr den nachdrängenden Volkshaufen zurücktrieb, als er dem Polizei-Medikus öffnete.

Mit Herzklopfen und ſtockendem Atem war Balm der Dinge gewärtig, die ſich nun darſtellen würden. Er ſtand in einem gewölbten Erdgeſchoß, deſſen erſter Eindruck alle Sinne abſchreckte. Schmutz, Dunkel und Mißgeruch empfingen den Eintretenden mit einer eklen Geſamtwirkung. Tief, niedrig und dumpf war der feuchtgemauerte Raum. Mit römiſcher Sparſamkeit brannte ein einziger Lampendocht darin, ein Grabeslicht, welches das Sehen nur langſam und widerwillig zuließ. Kurz, die verdüſterte Phantaſie empfing eher das Bild einer Folterkammer, als eines Orts, wo Schmerzen geheilt werden. Chirurgiſche Inſtrumente, welche voll Unordnung herumlagen, konnten Marterwerkzeuge ſcheinen, die niedrigen bei Zahnoperationen gebräuchlichen Schemel Armeſünderſtühle und was von den Wänden voll Mauerfraß zwiſchen Heiligenbildern und Aderlaßbecken an Binden und Bandagen herunterhing, hätten Folterknechte als

Knebel, Geißeln und Peitſchenriemen zu brauchen verſtanden. Balm ſeufzte tief. Sein erſtes Gefühl war: Wie doppelt unglücklich, wer hier ausatmen muß!

Aber wo iſt der Unglückliche? Wo iſt das Opfer des Mordattentates?

Der Direktor dieſer Anſtalt, denn ſo nannte ſich der Bader mit einem ſelbſt für Welſchland weitgehenden Bombaſt, brannte ein zweites Lichtſtümpfchen an und leuchtete damit der vermeintlichen Medizinalbehörde mit einem geſpreizten Gemiſch von Reſpekt und Kollegialität nach dem Hintergrunde ſeiner unappetitlichen Spelunke. Dort lag auf einem alten Fauteuil von zerfetztem und ſchmierigem Ueberzug — ein verworrenes Stück Menſchengeſtalt, ein regloſer Klumpen in einem blutigen Sudel, welcher ihn und alles Umgebende zu einem Bilde des Grauens machte. Das Geſicht konnte Balm nicht ſehen, denn der Kopf hing ſeitwärts geneigt, aber die Mißgeſtalt des kleinen verkrümmten Körpers genügte allein zur Identität. Ueberdies lag der ganze Oberleib jetzt entblößt, umgürtet von einem ſchwierigen, aber freilich auch ſo ſchlechten Verband, daß unter demſelben noch immer Blut von der Herzgrube abträufelte.

Dieſer Sitz der Wunde gab keine Hoffnung!

Balm ſuchte den Puls und bemerkte jetzt auch am Arme einen Verband.

Noch eine zweite Verwundung? Er blickte fragend auf den Bader.

Dieſer verbeugte ſich und ſagte mit einem ge-

ſchmeichelten Lächeln: „Wenn mein Aderlaß ihn nicht rettet, ſo hat der Himmel anders beſchloſſen.“

„Was?! Sie haben dem Verwundeten auch noch Blut entzogen?“ rief Balm außer ſich.

Mit der Würde eines Dorfkomödianten antwortete der Direktor dieſer Anſtalt: „Exzellenza, wir wollen über Theorien nicht ſtreiten. Die vorſichtige Praxis der älteren Schule in Ehren, aber ich liebe es, bei neuen und großen Entdeckungen unter den Bahnbrechern der Wiſſenſchaft in den vorderſten Reihen zu ſtehen. Ich bin es meinem Rufe ſchuldig, Doktor Corbaccio ſteht jetzt auf dem Punkte, wo die Blicke der Welt auf ihm ruhen. Ich habe daher in die Praxis meiner Anſtalt ſchon längſt das bewunderungswürdige Verfahren unſers großen Kollegen aufgenommen, des Doktors Rubempré, Direktor der chirurgiſchen Klinik in Paris und Großkreuz der Ehrenlegion. Dieſes Verfahren, wie Sie wiſſen, beſteht darin, daß wir bei tödlichen Perforationen des Herzens, wovon z. B. die beliebten Degenduelle der Pariſer ſo viele der ſchönſten Fälle liefern, die Blutung nicht nur nicht ſtillen, ſondern ſchleunigſt auch noch einen Aderlaß am Arm applizieren. Iſt Rettung möglich, ſo kann ſie nur durch dieſe heroiſche Methode der Blutentziehung braviert werden. Wir verhindern damit die Gefahren innerlicher Verblutung, Entzündung, Erſtickung, kurz, die nächſten und unmittelbarſten Effizienten des Todes, gewinnen aber die Chance, daß die Kontraktion des Herzmuskels, d. h. die Ten-

denz zur Schließung und Heilung der Herzwunde direkt forciert und durch die herabgestimmteste Thätigkeit der Blutzirkulation eminent begünstigt wird."

Balm zweifelte keinen Augenblick, einen Verrückten, einen am Größenwahn Uebergeschnappten zu hören, in dessen Geschwätz möglicherweise der Kern eines wirklichen genialen Apercu's steckte, das er aber aus zweiter und dritter Hand, vielleicht durch Regiments-Chirurgen der französischen Okkupation, schief erhascht und gröblich mißverstanden hatte. Natürlich war es zu spät, daran etwas zu ändern.

Während der Fanfaronade des Quacksalbers war ihm ein Geräusch aufgefallen, ein gluckendes und schmatzendes Schlürfen am Boden und unweit des Orts, wo er stand. Indem er sich in der dunklen Zimmerbeleuchtung nach der Ursache dieses seltsamen Tones umsah, fand er zu seinen Füßen zwei Baderschüsseln voll Blut stehen, dabei eine Kellerratte, groß wie ein Ferkel, welche mit frechem Behagen an dem Blute sich voll soff. Entsetzt über den scheußlichen Anblick warf er dem Hausherrn ein Zorneswort zu, das dieser zwar ohne Widerspruch, aber mit einer strafenden Gleichgültigkeit aufnahm. Er jagte das Tier in die Flucht, das sich ungefähr ebenso benahm, nämlich furchtlos und mit der lästigen Zudringlichkeit eines geduldeten Haustieres, dann rief er, um die Blutschüsseln auszugießen, eine gewisse Lena, die eigentlich Polixena heiße, wie er volltönig hinzusetzte, rief sie aber mehr bittend und fragend, als mit

herrischem Brustton. Aus einem undefinierbaren Winkel von Lichthöfchen oder Loggia schleppte sich mit dem Gang eines trotzigen Phlegmas eine Frauensperson herein, häßlich und unsauber, im Gesicht die schwarzen ungekämmten Haarsträhne, und entfernte auf das Geheiß, das sie wie eine Neuerung zu hören schien, mit einem mürrischen Schweigen die zwei Becken voll Blut, indem sie Blicke um sich warf, als wittere sie an Balm den Geist dieser Neuerung, die anonyme deutsche Pedanterie, welche die Römergröße der Unordnung kleinlich und schnöde beleidige. Eine ausgezeichnete Frau und mein bester Assistent! lobte der Hausherr ihren schlumpernden Abgang.

Welch ein ekelhaftes Sterbehaus! Aber der Sterbende, wie er seine Kunst auch mißbraucht, — er war doch ein Künstler! Er empfand die Schönheit ohne die Sittlichkeit, aber die Schönheit empfand er doch! Manches Wort, das eines besseren Mundes würdig, hat er gesagt und Balm rechnet ihm's jetzt bereitwillig zu. Er denkt an seine Malerstube, jenes von Schönheit geadelte Haus, das doch auch den Hausherrn ein wenig mitadelte. Dort wollte er gelebt haben und hier starb er! Armer Zuppa!

Balm sah zum ersten Male sterben. In Oberitalien war noch kein Schuß gefallen, als ihn die Nacht in der Lomelina ereilte. Der Anblick des Todes war ihm neu. Und dieser Mann hier — hatte sich doch eine Faser seines Herzens erobert. Jetzt verblutete er und vergessen war alles, was er je ver-

brochen hatte; vergessen oder entschuldigt. Er litt den Tod dafür und Balm hatte die Empfindung, als ob er ein ungeheures Unrecht erlitte. Das Leben ist die große Angelegenheit aller; der Tod, der es mit ahnungsloser Grausamkeit seinem Besitzer aus Zähnen und Nägeln reißt, empört jedes Mitgefühl. Zuppa scheint ihm fast tugendhaft, so lang er noch lebt und ist nicht der Todeskampf selbst ein Verdienst? Es ist ein guter Kampf; er verteidigt das Sein gegen das Nichtsein, das Leben gegen den Erbfeind aller Lebendigen. Armer Zuppa!

Balm gedenkt ihm jetzt alles, was Liebes und Freundliches an ihm war: sein Gönnen und Mitteilen, sein Anschließen, seine Offenheit, seine Neidlosigkeit. Ja, selbst seine gute Laune wird jetzt zum guten Zeugnis für ihn. Kann ein Mensch gänzlich lasterhaft sein, der die Tugend des Lachens übt? Ist die Heiterkeit nicht wie ein Stückchen gutes Gewissen? Wie lachend und lustig stand er noch vorgestern vor ihm, selbst in der Todesfurcht lebensfroh! Indem Balm dieses Bild sich vergegenwärtigt und ihn jetzt reglos, erblaßt, als einen verlorenen Mann vor sich liegen sieht, überfällt ihn ein Schmerz wie um den besten der Menschen. Gewiß, es waren Keime des Schönen und Guten in dieser verworrenen Seele und daß sie verdorben, ist seine eigene Schuld nicht allein. Es existiert einer, der schuldiger ist als er. Der hat seinem lasterhaften Malen die Hand geführt, der hat hinter ihm gestanden, wie sein böser

Engel, hat ſeinen lüſternen Mutwillen geſchärft, geſteigert, belohnt, bezahlt, hat ihn ruhelos fortgeſtoßen auf der Bahn, die unter dem Dolche des Mörders endigte! Wer iſt es?

Ein Geiſt der Blutrache kommt über Balm, ungeſtüm und unwiderſtehlich, denn es iſt der Schlußſatz ſeiner Gefühls- und Gedankenkette zugleich, ihr letztes notwendiges Glied und taucht die Leidenſchaft in die ſtählerne Logik. Bluträchergeiſt der Nord-Mannen!

Zuppa regte ſich. „Er lebt!“ ſchrie der Bader mit Zahnbrecherpathos, „beim Himmel und allen Heiligen, er lebt! Doktor Corbaccio hat ſein Meiſterſtück gemacht; meine Wunderkur iſt gelungen!“

„Stören Sie ſeinen Todeskampf nicht“, ſagte Balm ſanft und gelaſſen, ohne ſich umzuſehen und nur mit der Hand winkend.

Mit einem tiefen Seufzer erwachte Zuppa aus der Ohnmacht ſeiner Blutverluſte und ſchlug die Augen auf. Aber welch ein Auge! Ein verglaſtes rollendes Weiß, welches keinen Blick mehr gab! Wahrlich, das war der Tod! Mehr als das Leichengeſicht mit den geſchloſſenen Lidern ſprach dieſes offene Auge den Tod aus. Balm entſetzte ſich, daß ein Menſchenauge ſo ausſehen könne. Wo waren ſie, jene klugen, witzigen Blicke mit ihrem lüſternen Lumen? Ohne Stern, ohne Nerv, rollten zwei Kugeln von Kalk in dieſem Kopfe, gewaltſam und mechaniſch wie Marionettenaugen.

Die letzten Zuckungen begannen. Mit den Augen verzerrten sich jetzt auch die Züge des Gesichtes und die Glieder des Leibes wurden konvulsivisch wie Springfedern umhergeschnellt. Er schnellte auf, er brach zusammen, er ballte, rollte und krümmte sich, die Krämpfe warfen ihn wie ein Kartenhaus durcheinander, es war verzweiflungsvoll anzusehen, wie der elende, verkrüppelte Körper um sein letztes Lebensfünkchen sich wehrte.

Und jetzt loderte das Fünkchen auf, daß noch einmal der Strahl der Intelligenz, das huschende Blitzleuchten des Bewußtseins dem Halbentseelten zurückkehrte. In der Nacht, die ihn schon umfloren mochte, war ihm Balm ein helleres Stück Nacht; verwundert, neugierig haftete sein irrender Gespensterblick auf der Figur, die vor ihm stand und Balm sah deutlich, wie der großglotzende Blick ein denkender wurde. Er sah deutlich, wie seine Mienen nach einer Sprache, seine Gebärde nach einem Willensausdruck rangen; ein Ruck, — ein Stoß, — er bäumte sich wie einer, der zu einer Tat ausholt, und stieß heftig den Schrei heraus: „Rache!“

Es war das Echo von Balms eigener Brust. Aber Balm warf sich, überwältigt von seinen Gefühlen, vor dem Sterbenden nieder, faßte ihn leidenschaftlich in seine Arme und rief: „Unglücklicher, du selbst bist ja der Zoll einer Rache, die der Fürst früher, als es zu verhindern gewesen, an deinem

Blute genommen hat. Aber ihn, ihn nenne, der der wahre Urheber deines Todes iſt! Nenne deinen Patron, nenn' ihn der Welt, jenen Feigen und Elenden, der in ſicherer Heimlichkeit die Reize deiner mißbrauchten Kunſt genießt und dich hinausſtößt vor die Dolche der Mörder. Er hat ſie verdient und für ihn ſind ſie geſchliffen! Nenne ſeinen Namen, ihm gebührt deine Rache. Wer iſt es, der unſichtbar hinter dir ſteht und mit ſeinem fluchwürdigen Golde bezahlt, was du mit deinem Blute bezahlen mußt? Dein Blut komme über ihn, denn er iſt dein Mörder! Auf, Zuppa, ſoll ich dich rächen, ſo nenne ſeinen Namen. Der Tod bricht jedes Siegel, löſt jeden Schwur. Reiß ihm die Maske herunter, jenem Scheuſal, das Weiber und Männer verführt, das die reine Natur und die edle Kunſt in jene Abgründe zerrt, wo er die Luſt ſeiner Augen findet. Voll von ſeinen Opfern iſt der Abgrund, aber er ſtürze mit! Nicht du ſollſt ihn ſchließen, armer gemordeter Mann; er ſoll es! Wer iſt es? Spei' ihn von dir, dieſen Namen, daß er wenigſtens dein Grab nicht beſudelt! Nimm ihn nicht in dein Grab. Höre mich, Zuppa, höre mich, ſtirb nicht! Ueberwinde den Tod, raffe dich auf; ſprich, ſprich zu mir, ſprich dein letztes Wort! Sprich ihn aus, dieſen Namen, laut ſprich ihn aus! Wer iſt, wie heißt dein Patron?"

„Marcheſe Santafiore!" ſchrie der Maler mit einer gellenden Stimme. Es war ein Ton, der

keine Menſchenſtimme mehr war, wie die ſpringende Saite keine Muſik iſt.

Er zuckte zum letzten Male, ſtreckte ſich und war tot. —

II.

So wußte denn Balm nun auch, was die Leute, welche vor zweitauſend Jahren auf dieſem Boden gelebt, das Meduſenhaupt genannt haben! Es vergeht nichts; Heiden, — Chriſten, — alte Römer, — neue Römer, — es vergeht nichts! Balm hatte den Kopf der Meduſe geſehen!

Er wunderte ſich nur, indem er den Reſt der Nacht durchirrte, daß ein Weſen noch Bewegung hat, das weder Empfindung noch Gedanken hat. Mechaniſch wie ein Automat hatte er äußere Bewegung bei innerem Erſtarren und Stillſtand. So war er von jenem Nachtlager in der Lomelina aufgebrochen; — doch nein, nicht ſo! Damals ging eine Liebe zu Grunde; das Entſetzen des Unbegreiflichen verſteinerte ſeine Gedanken, aber in Schmerz und Zorn ſprühte ſein Herz. Wie er jetzt dieſe Nacht durchirrt, lebt nichts an ihm und iſt alles tot. Er kann nichts denken, nichts empfinden. Er wüßte nichts von ſich, wenn er nicht wüßte, daß er gelähmt iſt. Ein unerhörter Menſchenzuſtand! Wie verzweifelt ein Schlafloſer oft über ſeine Gedanken, welche von ſelbſt denken, weil Menſch-ſein und Denken-müſſen das nämliche ſcheint! Hier wacht einer, wandelt einer und

ſein Bewußtſein iſt die Bewußtloſigkeit! Eine vereiſte Maſſe, die nie mehr in Fluß zu kommen ſcheint!

Als der Morgen anbrach, ſchauderte er, wie ein Geiſt. Das Licht bringt Eindrücke und er kann ſie nicht aufnehmen. Er floh nach Hauſe, verfinſterte ſein Zimmer und ſtarrte ausgeſtreckt ins geſtaltloſe Nichts.

So lag er, er wußte nicht wie lange, da ſtürmte es vor ſeine Thür, in ſein Zimmer, an ſeine Bruſt. „Gelobt ſei die gebenedeiteſte Jungfrau, daß ich dich finde! Rette mich, ſchütze mich! Wie glücklich bin ich, daß du noch nicht abgereiſt ins Ausland, ich Ausbund des Unglücks! Mörder machen mich zur Witwe, Räuber zur Bettlerin, mein Blut iſt verraten, kein Haar meines Scheitels ſicher, hilf mir, ſteh' mir bei! Ich bin verloren; erbarme dich meiner; da lieg' ich, hebe mich auf!“

Ein Sturmwind mit einer Menſchenſtimme, ein brandendes Meer mit zwei Armen; alles in allem — ein verzweifeltes Weib!

Balm ſprang auf und riß die Vorhänge auseinander.

Damerata ſank mit ringenden Händen an ihm nieder.

Balm war längſt über ſeine römiſchen Liebeszerſtreuungen hinaus; er hatte ſeinem weiblichen Umgang, wie wir wiſſen, das Teſtament gemacht. Und doch! Sein erſtes Gefühl bei dieſem Ueberfall war: nach der heutigen Nacht iſt dieſes erſte Menſchen-

geſicht auch das paſſendſte. Vor allen Menſchen iſt ihm jetzt die Witwe Zuppas am wenigſten läſtig.

Das Weib des Ermordeten war in einer Aufregung, wie ſie Balm ſelbſt in Italien kaum für möglich gehalten hätte und höchſtens auch da nur als Ausdruck einer Verzweiflung auf dem Gipfel der zärtlichſten Gattenliebe. Wie ſie in Krämpfen an ſeinen Füßen hing, blieb er ganz und gar ohnmächtig, ſich loszulöſen, ſie aufzuheben, oder vollends zum Worte zu kommen. Wie ſie in Thränen, Schluchzen, Heulen und Schreien mit allen Gliedern des Leibes die Affekte ausführte, deren Laute ſie ausſtieß, ſtand er bis an die Knie in einem Lavaſtrom, dem er müßig und bewundernd zuſchaute. Nur ſeine Gedanken bewegten ſich. Was bedeutet das alles? Konnte ſie denn in dieſem Zuſtande über die Straße gehen? Und wenn nicht, führt ſie dir eine Komödie auf? Oder iſt es die Phantaſie, die ſie dahinreißt, die vor deinen Augen wird und wächſt und wie ein rollendes Feuerrad unendliche Glutmengen aus einer Gluteinheit auswirft?

Ueberrumpelt, wie er war, betrachtete er ſie — denkend, gefaßt, als einer, der ſich zuſammennimmt. Und ob er wollte oder nicht, er fand ſie jetzt — ſchön. Er ſtudierte dieſen Eindruck und ſagte ſich: ja, ſie iſt es darum, weil ſie — naturvoll iſt! Sie iſt wahr, ſie heuchelt nichts.

An dieſem Weibe hatte ihn ja gereizt, daß ihre dämoniſche aber kaltblütige Sinnlichkeit als ein

Mittel geahnt wurde — als ein Mittel eines Zweckes. Dieſes zweckvoll Vermittelte machte ſie unſchön, aber war ihr Zauber, nämlich die Wette um ihr Geheimnis. Und dieſer Zug fehlte jetzt! Er ſah ihr ganzes Bild wie ein neues und was er ſah, war eben — Natur. Die große, wilde, wahrheitdurchſtürmte Natur, die ihre Schleier zerreißt, ihr Auge aufſchlägt, ihr Wort ausſpricht!

Und gab er nur ihren Worten Gehör — nicht wie ein Waſſerfall, nicht wie Raketengeraſſel, ſondern wie Menſchenworte gehört werden, ſo erklärte ſie ja ſelbſt die Natur ihrer Aufregung. Zuppas Ermordung war gleichſam nur der Stoff der Lawine, aber dieſer Kern raffte Stoffe zuſammen und rollte ſie mit, die ganz andere Namen hatten — Betrug, Erbſchaft, Diebe, Räuber, Millionen, Schätze, Verräter, Plünderung, Hab und Gut, Rechte und Anſprüche, Witwe, Schwager, Teufel, betrogene Witwe und noch einmal Millionen. Von ſehr reellen Dingen war die Rede über die Leiche des armen Buckligen!

Freilich wurden dieſe Dinge ausgeworfen wie von einem Vulkan, und Ordnung und Zuſammenhang fehlten. Vergebens bemühte ſich Balm, dem leidenſchaftlichen Weibe ſo viel Ruhe abzugewinnen als nötig war, damit ſie nur ihre eigenen Zwecke erreiche; ſie ſchien ein Vorrat von Haß und Rache — ewig wie ein Element, bei dem die Hölle ſelbſt Anleihen machen könnte. In der Furie ihrer Verwünſchungen gegen ein Weſen, das Schwager, Mörder, Räuber,

Ungeheuer, Peſt, Henker und Opfer hieß, ergriff ſie das Papiermeſſer von Balms Schreibtiſch und ſchleuderte es mit ſolcher Heftigkeit gegen die Gipsſtatuette des Nilgottes, daß ſie einen bethlehemitiſchen Kindermord anrichtete unter den ſechzehn Kleinen, welche, an den Alten hinankletternd, die Grade der Nilhöhe bedeuten. Sie ſprach nicht, ſie handelte; ſie mordete, ſie rächte ſich — ſie führte aus, was ſie ſprach.

Es muß geſagt werden, Balm hätte ſie in dieſem Zuſtande gern alle ſeine Kunſtſachen vernichten laſſen. Schien ihm doch ihre Seele ſelbſt wie ein Dolch, ein ſcharfer, geſchleuderter Dolch, herausfliegend aus einem niedlichen Gehäuſe von Schildpat, aus dieſem glatten, feinen Leib. Jetzt endlich ſah er Damerata! Dieſe freie, gelenke Tigerin, wie ſie in der wilden Schönheit ihres ungeheuchelten Selbſt ſein Zimmer durchraſte — das war ſie, die er ſo lange geahnt und nie geſehen! Wehe dem Manne, der in den Banden dieſes Weibes lag! Er dachte mit Freude daran, daß er ſie nur ſah — wie mit den Augen eines befriedigten Naturforſchers.

Aber ſo äſthetiſch-objektiv empfand er nicht lange. Denn ach, was half es ihm denn, vor ſich ſelbſt ſicher zu ſein? Was war denn gewonnen, daß er nicht in ihren Banden lag, wenn ſie ihn dafür in Anſpruch nahm und ſich ein Recht dazu einbilden durfte? An dem einzigen Wörtchen du fühlte Balm dieſe ganze Verkettung. Als ſie noch das Weib des Mannes war, deſſen Ehe ſie brach, war das Du nicht mißzuver-

ſtehen. Jetzt war ſie frei! Ihr Du beleidigte ihn und ſein Du machte ihn rot. Das Wort war ſittlicher geworden und das ſollte es ja doch nicht ſein. Sonderbar bohrte ſich das Wort in das ſtolze Gefühl ſeiner Freiheit und ſtörte ihn unbehaglich darin. Er fing bald an, ſeine Lage anders und ernſthafter zu betrachten. Mehr und mehr graute ihn davor.

Aber juſt dieſe Mißſtimmung ſchärfte das Gefühl ſeiner Pflicht, denn gern gethane Pflichten heißen ja Neigung. Du mußt da durch! ſagte er ſich. Sie iſt das Weib, deſſen Hingebung du angenommen, ſie iſt die Witwe eines ermordeten Mannes, deſſen Freundſchaft du geduldet. Auf dem Platze, wo ſie dich braucht, muß ſie dich finden! Was will ſie? Her mit den Thaten, die noch zu thun ſind! Je widriger der Nachgeſchmack dieſes Verhältniſſes, um ſo tapferer zugelangt und die Hefe vollends geleert! Was ſoll's?

Das waren die Vorſtellungen, welche Balm im raſchen Wechſel durchliefen und mit der letzteren fand er endlich ſein Gleichgewicht für dieſen Beſuch Dameratas.

Alſo, was haſt du auf dem Herzen, unſeliges Weib? Die Stunde deiner Geheimniſſe und Hintergedanken hat geſchlagen. Enthülle mir jetzt deine Seele, wie du ſo oft ...

Das war die innere Anrede, womit ſich Balm in Verfaſſung ſetzte. Er hütete ſich, wie ein Mitfühlender — vielleicht hieß ja das, wie ein Mit-

verſchworener — des gefährlichen Weibes zu ſprechen, aber er ſprach doch — wie ein Anwalt, der einem Klienten ſein Ohr leiht.

Und nicht lange, ſo war er — „ganz Ohr". Von welchen Intereſſen bekam er zu hören!

Damerata machte jetzt Mitteilungen, zu welchen ſie ſchon einmal ausgeholt hatte — damals, als Balm den Zornesangriff auf Zuppa gemacht hatte und Damerata, ohne den Angreifer zu kennen, von dem Ereignis geſprochen, durch das ſie bald Witwe geworden wäre. Es hatte ſich daran ein Geſpräch geknüpft, welches dicht an den Punkt vorrückte, wo Damerata ihr ganzes Vertrauen, oder richtiger, ihre tiefſten Abſichten auf Balm auszuſprechen Miene machte. „Es exiſtiert", hatte ſie ſchon begonnen, da kam der Liebhaber aus der Trastevere, der ſogenannte Minente, und das Geſpräch unterblieb. Es hatte ſich in dieſer Weiſe nie wieder angeſponnen.

Jetzt, wo Damerata wirklich Witwe geworden, begehrte der Drang der Umſtände ſein Recht. Damals ſetzte Balm ſeine Kunſt daran, ſie ſprechen zu machen; jetzt ſprach ſie nur allzu freiwillig ſelbſt und mußte noch froh ſein, daß Balm ſie anhörte. Nicht der einzige Wechſel der Umſtände war das. Damals fing ſie mit epiſcher Ruhe an, gefaßt, bedächtig, bei voller Herrſchaft ihrer trugvollen Sinne; jetzt war es ein Rezitativ dramatiſcher Raſerei, ein Sturm von Leidenſchaften, aus welchen ſich Balm die zertrümmerten Bruchſtücke einer Erzählung erſt müh-

ſam zuſammenleſen mußte. Dafür war die Beute freilich auch reicher. Denn damals hätte ſie geſprochen, was und wie es ihr gut dünkte; aber heute — und das war der wichtigſte Unterſchied! hörte er Dinge, die ſie zwar auch nicht ſagte, die er aber wie durch hundert zerriſſene und wild flatternde Schleier bald hier, bald dort ſich verraten ſah — er brauchte nur aufzumerken, zu ergänzen und zu verbinden!

Damerata ſprach von einem Schatz, einem unermeßlichen Schatz, welchen Zuppa hinterlaſſen, und dieſer Schatz — waren ſeine Bilder. Ein Kardinal hatte ihr längſt eine Million Scudi dafür geboten und dieſe Summe verdoppelt, ja verdreifacht; jeden Preis zahle er, zur reichſten Römerin mache er ſie, aber nie trete er von ſeinem Anſpruche zurück, es ſei das Ziel ſeines Lebens, es müſſe das ihrige werden.

Was für ein Käufer? Wer? Wo? Wann? Warum dieſe Sturmſprache, dieſe Geiſterbeſchwörung? Und die Frau ſoll verkaufen? Was? Die Werke des Mannes? Warum nicht er ſelbſt?

Das alles iſt ein Geheimnis. Es ſind nicht Werke, wie jedes anderen Künſtlers. Dieſe Bilder exiſtieren gar nicht. Kein Menſch hat ſie geſehen. Es ſind Schatten — Götter — Mythen — Glaubensartikel. Es ſind Könige ohne Königreiche, Berühmtheiten ohne Ruhm, die freie Kunſt, die gefangen ſitzt! Die Fama geht in Italien herum und ſucht ſie, wie Ceres ihre Tochter Proſerpina. Irgendwo ſteht ein Schloß auf italieniſcher Erde, dort ſind

ſie. Hier in Rom wandelt der kleine bucklige Zuppa, der iſt es! das iſt ein Tizian, zwölfmal mit ſich ſelbſt multipliziert. Aber hundertmal bezahlt man ihn, daß er's verſchweigt. Nur für einen hat er gemalt und malt vielleicht noch; auch dieſen einen kennt man nicht. Aber es könnte Charon ſein, denn er führt die Bilder des neuen Tizian in ein Totenreich! So viel weiß man. Mehr nicht. Aber iſt Eva nicht erſchaffen? Und ihre Töchter Delila, Omphale, Damerata! Mache dein Meiſterſtück, kleine Zauberin! Wie heißt ſein Schloß? Nur dieſes eine Wort ſchmeichle ihm ab; wir zahlen dir eine Million, räumen es aus und machen dich groß unter uns, denn wir ſind die größten.

So muß Zuppa ein Weib nehmen, muß es mit einem Muß, das die abgefeimteſte Hölle ihm auf den Leib geſchrieben, und Balm hatte richtig vermutet: jene dämoniſche Brautſzene, ſie war das Werk bekutteter Dramaturgen. Lange iſt in den Beichtſtühlen Roms unter den jungen Mädchen die Kandidatin dafür geſucht worden, bis ein Kennerauge in der vierzehnjährigen Damerata mit ſich eins wurde: das iſt zur Teufelei die Teufelin!

So hat dieſer Mann nun ſein Weib — wie ein Tier ſein Paraſitentier hat, von dem es ausgezehrt wird. Aber Zuppa wird es nicht. Er vergoldet ſein Weibchen, ſoviel er Gold hat; er leidet von ihr, ſo viel er Geduld hat und er hat ſehr viel, denn je mehr er leidet, deſto mehr ſcheint es ihm Spaß zu machen. Kurz, Damerata hat eine gute Partie ge-

macht, aber die Pfaffen ſind getäuſcht. Der oder die heimlichen Liebhaber der verheimlichten Bilder ziehen den Kürzeren. Das iſt der Punkt, wo der ſchwache Mann ſtark iſt, aber das Weib, das ſtark wie das ſtärkſte Gift iſt, ſchwach. Sein Geheimnis giebt er ihr nicht preis.

Die Pfaffen können nicht daran glauben. Sie glauben, an Dameratas Eifer fehle es. Agenten in allen Kutten und von allen Orden überlaufen ſie. Sie bearbeiten ſie — jeder Vogel nach ſeinem Gefieder. Der Eine kommt ihr pathetiſch. Die ganze Kunſtgeſchichte empöre ſich gegen die Geheimhaltung ſolcher Werke. Sie werde, wie ein umgekehrter Heroſtrat, vor Welt und Nachwelt unſterblichen Ruhm an ihren Namen knüpfen, wenn ſie dieſe lebendig begrabenen Kunſtſchätze der Wonne der Menſchen zurückgebe. Der zweite kommt ihr moraliſch. Durch Nacktheiten der frechſten Art ſind Frauen der edelſten Häuſer beleidigt, Italien könne nicht ruhen, ſo lange es dieſen Schandfleck auf ſeiner Oberfläche wiſſe. Eine Million Scudi ſei noch das Wenigſte. Sie erwerbe ſich den Dank der Beſten im Lande; es ſei nicht auszuſprechen, in welch hohe und beneidenswerte Verhältniſſe ſie ſich aufſchwingen könne. Der Dritte, der ſie am beſten zu kennen ſcheint, braucht gar kein edles Motiv, ſondern begnügt ſich ſchon mit dem ruchloſen. Allerdings ſind in jener heimlichen Galerie Weiber und Leiber gemalt, die ſich mit Recht verſtecken; aber einſt hat man ſie doch geſehen und

Augen haben ſie geſehen, die nie aufhören werden, nach ihnen zu lechzen. Ob ſie einen Lüſtling, dem ſeine Lüſte wie Pfeile im Fleiſche ſitzen, raſend machen wolle? Ob es nicht beſſer ſei, ihn zum Freunde zu haben? Und es würde ein mächtiger Freund ſein, ſie möge ſich ihn ſo vorſtellen, als ſie wolle: Kardinal, Papſt, König, alles ſei ihr erlaubt.

Und das beſtürmte Weib kann nur immer beteuern und thut es ſehr fleißig, daß ihr Wille der beſte; ſie ermüde keinen Augenblick in ihren Bemühungen, ſie warte ihre Gelegenheiten ab, ſie gebe ihre Hoffnungen nicht auf, mehr als ſie könne keine Frau an ihrer Stelle; man müſſe Geduld haben.

Und wahrlich, mehr als ſie, konnte keine Frau! Was ſie von ihren Bemühungen ſagte, war ihr Ernſt, um ſo ernſtlicher, als ſie dabei das Nützliche mit dem Angenehmen verband. Sie bemühte ſich — um viele Liebhaber. Sie prüfte viele Studenten, um den Doktor zu graduieren, dem ſie ihren Mann in Behandlung gäbe. Denn daß ſie über ihren Mann einen Mann ſchicken müſſe, begriff ſie mit jenem ſcharfgeſchliffenen Egoismus, der ſogar frei von der Eitelkeit ſein konnte und der ihre dämoniſchen Intereſſen-Intelligenz war. Ihre weiblichen Waffen hatten verſagt — es war ein Zufall und ein Naturſpiel, das ſie verwunderte, aber nicht verdroß; es beugte das Bewußtſein ihrer Macht und ihrer Reize nicht; im Gegenteil; ſie ſagte ſich bloß: fang' ich damit mei-

nen Mann nicht, ſo fang' ich einen Mann, der ihn fängt. Kurz, Balm begriff jetzt das große Rätſel Dameratas und ihre Zwecke mit ihm. Sie machte kaum noch Miene, es zu verbergen. Aber wenn ſie geahnt hätte, was Balm ſelbſt über dieſe Geheimniſſe erlebt! Daß er mit einem Mordanfall und mit langen Leiden den Fund bezahlt, der hier ſo heiß geſucht wurde! Daß er die Bilder noch vor dem Maler geſehen und dieſen nur kennen zu lernen brauchte, um nichts mehr zu brauchen — als ſein eigenes Licht!

Da ſie das aber nicht ahnte, was wollte ſie jetzt von ihm? Zuppa iſt tot und aus dieſem verſchloſſenen Buche nichts mehr herauszuleſen! Um was ereifert ſich das aufgeregte Weib, indem ſie jetzt erſt tobt und raſt — auf einen Schwager, Räuber, Mörder . . . was ſagt ſie von einem Schwager? Wer iſt dieſer Schwager?

„Nun, ſein Bruder!"

„Welcher Bruder?"

„Sein Bruder Vincentio."

„Vincentio! Ha, Cencio, alſo?"

„Nun ja, Cencio, ſagen wir. Kennſt du ihn?"

„Cencio! Dieſer Cencio ſein Bruder. Zuppa und Cencio Brüder!"

Und jetzt hörte Balm zu — nicht weil er ſichs zur Pflicht gemacht, ſondern mit eigener Neugierde und ganz umwunden von dieſem Intereſſe, das ſich

wie eine Doppelſchlange in ganzer Höhe noch einmal an ihn aufbäumte.

Damerata erzählte folgendes: „Von einem Abſchiedsbeſuche bei meiner Schweſter, welche mit einem reichen Liebhaber nach Irland reiſt, ging ich vorgeſtern nach Hauſe, da ſah ich in einer Straße einen kleinen Auflauf. In der Mitte von Leuten ſtand ein Mädchen mit einer ſchönen fremdartigen Volkstracht und ſchien um etwas zu fragen. Als ich den halben Schnitt ihres Geſichts ſah, ſtand mir der Mund vor Verwunderung offen, denn es war nicht anders, als ob ich durch die halbgeöffnete Himmelsthür den ſchönſten der himmliſchen Engel erblickte. Mit ihrem prallen, zierlichen Wuchs nahm ichs auf, aber ihr Geſicht hätt' ich ihr gleich aus dem Geſicht reißen mögen. Es gab mir einen Stich ins Herz, als ob die dort mein Eigentum trüge, das beſte, was mir ſelbſt gehört. Wie wurde mir erſt, als ich vernahm, daß die ſchöne Fremde nach Meiſter Zuppas Studio fragte! Ich war nie eiferſüchtig, ich ließ meinem Kürbismännchen ſeine Freiheit, die auch die meinige war, und ſchor mich um all ſeine Modelle nichts. Rom und ganz Italien aber hätte ich eher in den Abgrund des Meeres geriſſen, als dieſes Modell ihm zu gönnen! Ich nahm ſie ſogleich an der Hand, ſagte, ich ſei die Frau des Künſtlers, ſie möge mit mir gehen. Uebrigens verſtanden wir uns ſchlecht, ſie war eine Albaneſerin und hatte von Dalmatien her nur wenige italieniſche Wörter aufgeſchnappt, die ſie

noch weniger italieniſch auszuſprechen verſtand. Zu Hauſe beſchied ich die Magd, ſie möge die Fremde warten laſſen, ſo lang ſie Geduld hat, und dann fortſchicken. Aufgeregt wie ich war, ging ich aber ſelbſt fort und zwar juſt auch nach dem Studio. Ich war ſchon lang nicht dort, ſeine Küche ſoll mich nichts angehen und wir guden uns nicht in die Töpfe. Jetzt aber war es anders. Alle Geiſter der Malerei fuhren in mich, die Sonne der Vergangenheit ging auf, ich dachte an meine Siege und an ſeine Augen! Und wie ich dieſe Augen jetzt um die Albaneſerin prellte und wie ich ihnen Hohn lachen würde und mich weiden an ſeiner Ueberraſchung, an ſeiner Folter und Hungersnot — es beluſtigte mich hölliſch, meinen Maler mir auszumalen. Ich tanzte wie toll, ich lachte laut, ich glaubte, die Leute ſahen mir nach. Man muß Spaß haben, und der beſte iſt's, den Spaß zu verderben!"

Als ich die öde und abgelegene Gegend erreichte, wo der zwölffache Tizian ſeine Hexereien treibt, fand ich das kleine graue Haus ſperrangelweit offen und zwei Auslader trugen Kiſten hinein, welche vor dem Hauſe abgelagert waren. Ich verwunderte mich. In einem Studio werden Bilder verpackt und man trägt Kiſten hinaus, nicht hinein. Was bedeutete das? Aber eh ich mich noch beſann, packte mich einer der Packer um den Leib und wieherte: ‚Du kommſt mir juſt recht zum Feierabend meiner Arbeit!' Und wie ein Federball flog ich ihm durch die Hände und ins

Studio hinein. Drinn ſah's greulich aus. Ein Chaos von Kiſten, Deckeln, Rahmen, Bilderrollen, Heu, Stroh, Packleinwand und Packpapieren; man konnte keinen Schritt machen. Ich erkannte den Ort nicht wieder, den ich vor Jahren wie ein Tempelchen ausgeſchmückt. Aber wie im Dickicht der Vogel niſtet, erkuchſte der Packer eine bequeme und ſehr bewohnbare Stelle und bot mir dort einen Kampf an, daß ich mich nicht genug wehren konnte. Er war ſchon ein Graubart, aber ein herkuliſcher Kerl, ſtark wie ein Kentaur und luſtig wie ein Fackeltanz, und die Wahrheit zu ſagen, ſeine pferdemäßigen Galanterien ſtanden ihm gar nicht ſchlecht zu Geſichte.

Der zweite Auslader war ein verdroſſener und langſamer Menſch, denn als er von draußen hereinrief: ‚man kommt!‘ geſchah's ſo verſpätet, daß wir faſt ſchon überraſcht waren. Kaum eine Sekunde blieb mir Zeit, hinter die Kiſten zu ſchlüpfen und zu verbergen, wie der verliebte Bär mich zerrungen hatte.“

Das war deutlich! Kaum wußte Balm noch, ob ſie etwas verſchwieg — oder geſtand.

Damerata fuhr fort: „‚Wo iſt Camillo?‘ hörte ich die Stimme meines Mannes. ‚Um einen Trunk‘, antwortete der Centaur gelaſſen. Hierauf ſchalt mein Mann im verdrießlichſten Tone die allgemeine Unordnung und befahl, Raum zu ſchaffen, er wolle heute noch arbeiten und erwarte ſoeben ein Modell. Jetzt lachte ich nicht mehr, ſondern ich zitterte, was

die Laſtträger antworten würden. Aber mein Rieſe ergriff ſogleich das Wort und ſagte mit gutgeſpielter Einfältigkeit: ‚O weh, Herr, dann habe ich eine Dummheit gemacht; das Modell war ſchon da; aber ich ſchickte ſie fort, denn ich dachte, ſie habe unrecht verſtanden und heute ſei's nichts mit Aktſtellen und Modellmalen.‘ Zu meiner Verwunderung wetterte Zuppa nicht zorniger; er brummte zerſtreut vor ſich hin, wie einer, der ohnedies keine Arbeitsgedanken hat. Und jetzt fing ein Trampeln von Schritten an, mir ſchien, auch Camillo war gekommen, und die äußere Arbeit beendet, denn alles ging hin und her und ſchaffte mit Gepolter im Innern. Wieder zitterte ich für mein Verſteck. Aber wieder war es der Rieſe, der heroiſch eingriff und auf meiner Seite alles allein machte und mich um und um verſchanzte, indes er mir mit einem geſchickten Ruck noch immer eine Lücke zurechtſchob, die mir friſche Luft gab und einen Auslug, durch den ich ſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Dieſer Facchino wußte Beſcheid um Schlachtfelder, ich glaube, ein Cäſar ſteckte in ihm. Nach einer Zeit löſte ſich alles auf, Camillo ging, die Packer gingen, die Thür wurde abgeſperrt, aber von innen. Mein Mann blieb zurück, und jetzt erſt merkte ich, daß er zu zweit war. Mit ihm blieb noch einer da, das war ein kleiner Dürrteufel, kaum größer als Zuppa, aber mit Augen wie eine Mordbrennerlunte und einem Geſichte wie aus Galläpfel geſotten. Zuppa warf ſich aufs Kanapee, die Hände

zwiſchen Kopf und Knie geſtemmt, der andere ſtand rückwärts an der Lehne wie ein Sünder. Beide ſchwiegen, aber ſo daß man meinte, wer immer zuerſt anfing, das erſte Wort müßte ein ausbrechendes Gewitter ſein.

Dieſen Gewitterausbruch erzählte Damerata jetzt ſelbſt gewitterhaft. Es war, als ob tauſend Teufel mit ihr durchgingen, ſo oft ſie auf Schwager Cencio zu ſprechen kam. Aber von dieſem Manne war jetzt die Rede, denn eben er war der zweite. Der Wortwechſel, der zwiſchen den Brüdern endlich losbrach, ergab für die Lauſcherin im Verſteck und für Balm, der ſich ihren haßvoll überſtürzten Bericht gleichſam erſt redigieren mußte, folgenden Zuſammenhang.

Cencio hatte eigenmächtig die ganze Nacktgalerie in der Lomelina aufgehoben und ohne Anfrage nach Rom transportiert. Hals über Kopf kam er dem Bruder damit angefahren. Zuppa war wie niedergedonnert. Wie er ſich unterſtehen konnte, ein ſo großes und hochverpflichtetes Geheimnis, von dem er recht gut wiſſe, daß es doch ſchon Argwohn erregt und daß man ihm nachſpüre, fünfzig Meilen weit ſpazieren zu fahren, am hellen Tage und vor den Augen von ganz Italien?! — Dummes Zeug! Italien brauche ſeine Augen jetzt zu anderen Dingen und die Pfaffen mögen an ihre eigene Haut denken, ſtatt an die gemalten in Bildern. Auf allen Straßen werde Kriegsmaterial gefahren, überall ſei ein Flüch-

ten, ein Kommen und Gehen, er hätte gar nicht beſſer durchſchlüpfen können, es ſei juſt der günſtigſte Augenblick. — Wenn er mindeſtens angefragt und Vollmacht eingeholt hätte! Dieſe Eigenmächtigkeit in der zarteſten Sache eines ſo großen Monſignore ſei ja unverantwortlich! — Juſt ungekehrt; ſein ganzes Amt bringe es mit ſich, daß er auf eigene Verantwortung handle und daß er im rechten Augenblicke den Mut dazu habe. Was aber der rechte Augenblick ſei, das zu beurteilen, iſt eben die Verantwortung; anſtatt ſelbſt zu handeln, durch Anfragen und Hin- und Herſchreiben ihn zu verlieren, das allein möchte er nicht verantwortet haben. — Ob er das den rechten Augenblick nenne, Schätze vor Kriegsgefahr zu retten, nachdem der Krieg zu Ende. — Das ſage man hier, droben ſieht's anders aus. Nur die Oeſterreicher ſind fort, noch wimmelt es von franzöſiſchen und piemonteſiſchen Truppen. Kein Menſch hat ſein Hausrecht, Hausherren ſind die eingelagerten Soldaten, und ohne Krieg iſt die tägliche Kriegsgefahr, wie leichtſinnig die Leute mit ihren Cigarren, Laternen und Kochfeuer umgingen; bald hier, bald dort brenne ein Nachbarhof, er könne die Sicherheit von Gütern, wie ſie ſeinem Wächteramt anvertraut, von heut auf morgen nicht verbürgen und verantworten. Dazu lämen den Grundbeſitzern fortwährend Ingenieure über den Hals, welche von Delogieren, Demorlieren, Raſieren oder Fortifizieren ſprächen, das Vermeſſen und Zeichnen nähme kein Ende, er ſchwebe

beſtändig in der Eventualität, daß man ihm ſein Kaſtell über dem Kopf abbreche, oder um und umarbeite und in ein Fort verwandle. Kurz, da man Venetien nicht habe, ſo denke alles an einen zweitnächſten Krieg, kein Menſch wiſſe, ob der Friede ein Friede oder nur ein Waffenſtillſtand, der ganze Zuſtand iſt Unſicherheit und Rüſtung für den folgenden Morgen. Aber ſo war's nicht gemeint, als man dieſe Bilder den Ticino-Marſchen vertraute, dem obſkurſten und unbeſuchteſten Winkel Italiens. Jetzt iſt er ein ſtürmiſch wogendes Meer, wovon man hier, in dieſem römiſchen Karpfenteich, keine Ahnung zu haben ſcheine. Unter ſo veränderten, ja entgegengeſetzten Umſtänden hätte der Marcheſe ſelbſt ſo gehandelt und die Lomelina, die vormals eine gute Wahl geweſen, weil ſie dieſen Charakter verloren und es nun nicht mehr iſt, gewiß auch fahren gelaſſen. — Schwerlich! Viel wahrſcheinlicher hätte er die alten Immunitäten des Edelhofs geltend gemacht. Sind doch die Oeſterreicher, d. h. die Feinde, aus dem Lande; Piemonteſen und Franzoſen aber, d. h. die Unſrigen, würden die Freibriefe der Landſaſſen zu reſpektieren wiſſen. — Unverbeſſerliche Schlafmützen ſeien die Römer! In den heutigen Zeitläuften von Immunitäten, Freibriefen, Scharteken und Moder zu träumen! Ob man ihn mit ſolchen Haarſpaltereien zum äußerſten treiben wolle? Ob das ſein Dank ſei? Ha, was man ſagen wolle, wenn er den ganzen Plunder einem franzöſiſchen oder öſterreichi-

ſchen Marſchall verkauft, das Haus angezündet und geſagt hätte, eine Granate habe es gethan? — „Tugendheld! Dein Leben war dir wohlweislich lieber, denn die Augen und Ohren der ‚Geſellſchaft‘ reichen weit und der Wächter wird wieder bewacht!“ — „Nun gut, ich thät's ja auch nicht. Wozu gefährlich thun, was ſich vorſichtig und ohne Gefahr thun läßt?“ —

Damit verſtand aber Cencio nichts Geringeres — als die ganze Galerie zu defraudieren! Von dieſer Endabſicht ſeines Manövers war jetzt die Rede. Es lag kein Widerſpruch darin, daß er das ausführen wollte — in Rom unter den ſchwierigſten und nicht in Oberitalien unter jenen günſtigen Umſtänden, deren er mit ſo viel Scheinrecht ſich rühmte. Der Einwand, womit ihn Zuppa bedient: der Wächter wird wieder bewacht, war wohl recht ſchwerwiegend, wenn auch leicht hingeworfen! Aber ein Mann wie Cencio verbindet mit dem keckſten Gedanken an einen ungeheuren Betrug zugleich die emſigſte Bedachtnahme auf ſeine ganze Sicherheit. Ganz anders griff er es an. Wie ein getreuer Hund wollte er aus der Lomelina nach Rom das angeblich gefährdete Gut ſeinem Herrn vor die Füße apportiert haben, wohl wiſſend, daß er dabei nichts wagen konnte als höchſtens die Vorwürfe, die ihm ſoeben ſein Bruder machte und auf die er ſo gut gefaßt war. Dagegen war ſeine Rechnung fertig, und klappte wunderbar, wie viel er gewann. Er ſtürzte ſeinen Patron aufs gewiſſeſte in

Verlegenheit, Verwirrung und Aufregung, darin er allerlei ſinnloſe und widerſprechende Ordres geben mochte, er verleidete ihm ſein Gut, machte es ihm zur Laſt, zu einer Laſt, die er vielleicht übereilt und unüberlegt ſich vom Halſe ſchaffte, und ſo, daß den Brüdern recht viel Macht und freies Spiel dabei zufiel. Kurz, der feſte, eiſerne Beſtand des Lomelina-Geheimniſſes war gelockert, der erſte Nagel gelöſt und nun gab's Fugen für weiteres.

Dieſes Weitere, dieſes offene Feld jeder Gelegenheit, welche Diebe macht, ergab ſich ebenſo natürlich wieder aus der politiſchen Lage. Daß die Bewegung in dem kindiſchen Rinnſal des Villafranca-Friedens nicht verlaufe, ſehe man jetzt ſchon; die berühmte Adlerfeder des Friedensinſtrumentes hätte ebenſogut eine Spatzenfeder ſein können. Die Erzherzöge ſind fort, die beiden Sizilien krachen, das Patrimonium wackelt; der Fels St. Petri iſt kein Fels, ſondern eine Sanddüne und wird demnächſt als loſer Flugſand zerſtäuben. Jede italieniſche Erſchütterung muß ſich dem römiſchen Boden mitteilen, den ſie dann juſt am ſtärkſten erſchüttert. Wie der Sturm in die Wolken, wird's in die Eminenzen und Monſignori fahren. In die Flucht getrieben, aufs Krankenlager geworfen, vom Schlag gerührt, in die Bäder verkrochen, wird einer um den anderen aufhören zu zählen, und wie leicht — könnte der Rechte darunter ſein! Vielleicht! Alſo gelauert, wie die Katze vor dem Mausloch, aber im rechten Augenblick drauf losgeſprungen und dann

die Beute, wenn sie am sichersten ist, ruhig verschmaust.

Das war der Inhalt des Gespräches zwischen den Brüdern, und wahrlich aufregend genug für die weiblichen Nerven des Weibes, das so stark dabei interessiert war! Welch ein Raubtier rivalisiert da plötzlich mit ihr! Was das Opfer ihres Lebens, der Zweck ihrer Ehe, das Dichten und Trachten zehnjähriger Intriguen, die Arbeit minierender Agenten, von denen sie mit allen Künsten und in allen Gestalten beschlichen und umworben wird, was ihre eigenste und sicherste Prätendentenbeute war und sein sollte, das ergreift auf einmal eine fremde Tigertatze und entrafft ihr's vor ihren Augen — als ob sie nichts wäre, als ob sie Spinnweben gewebt hätte! Sie fletschte vor Wut.

Und doch beherrschte sie sich. Allzu wertvoll war es ihr, in diese Karte zu sehen und den ganzen Spielplan zu hören. Sie lauschte und lauschte. Vor allem brannte die Frage, ob dieser Räuber etwa ihren eigenen Käufer und Liebhaber, den Millionen-Monsignore, in petto habe. Dieses Aeußerste war zum Glück nicht der Fall. Cencio wußte nichts von ihm und jener nichts von Cencio. Bei einiger Ueberlegung begriff sie auch, daß es so sein müsse, und nicht anders sein könne, denn sonst hätte man sie selbst nicht so lange und eifrig belagert und Cencio seinerseits, trotz aller Feigheit, die Defraudation auf eigene Hand gewagt, vielleicht auch unter dem Schutze

des mächtigen Käufers. Dieſe Betrachtung ſtimmte ſie zur Geduld, ſich ſtille zu halten, und in ihrem Hinterhalt, wie in einem Feuerofen, ſiedend vor Zorn, manierlich weiter zu knirſchen.

Das Wortgefecht dauerte fort. Nicht zum erſtenmale — merkte ſie — ſprachen ſich die Brüder, denn wiederholt beriefen ſie ſich darauf, was der eine ſchon geſagt und was der andere ſchon geantwortet. Das erſte Funkenſtieben mußte ja ſchon ihr erſtes Sichſehen in Rom geweſen ſein; jetzt aber empfing ſie den Eindruck, daß die Brüder ihre Hauptſchlacht ſich lieferten. Ort und Zeit dazu waren gut gewählt, aber Damerata pries ihr Glück — der ausgewählteſte Gaſt bei dieſer Aktion zu ſein.

„Mein Mann" — ſagte ſie — widerſprach zuletzt und am ſtärkſten nur immer mit einem einzigen Worte. Es war die Treue für ſeinen Protektor. Sie ſeien von Jugend auf Freunde und Brüder geweſen; der große Unterſchied der äußeren Umſtände, der mit der Zeit eingetreten, habe daran nichts geändert. Es ſei wie ein Selbſtmord, dieſem Manne einen ſolchen Betrug zu ſpielen. Er ſollte den Einfall gar keines Wortes würdigen.

Aber der Dürrteufel ließ nicht ab. ‚Wer ſagt dir, Bruder, daß ihm ſeine alten Grillen und Liebhabereien noch den Wert haben, den du vorausſetzeſt? Wäre es ſo, dann hätte ich meinen Plan kaum gefaßt. Aber er fiel mir ein, juſt weil ich die Zeit dafür ſpüre. Was dich betrifft, dir ſcheint die Zeit

ſtehen zu bleiben. Daß er in den letzten Jahren wenig oder nichts mehr malen ließ, daß er ſeine Galerie in der Lomelina immer ſeltener beſucht und faſt vergißt — für mich ſind das Zeichen, die ich in der Ferne ſchärfer beobachte, während du ſorglos dahinlebſt in deinem römiſchen Einerlei, wo ſcheinbar ein Tag wie der andere iſt. Ich aber ſage dir: ein Tag iſt nicht wie der andere! Es iſt nicht mehr wie ſonſt. Der Marcheſe hat ſich im Stillen verwandelt. Er wird kälter, müder, er ſchläft ein, er ſtirbt ab. Dazu kommen die Stürme der Zeiten, Wolken ziehen ſich zuſammen, es wird ernſter, neue Sorgen und Intereſſen entſtehen und verdrängen den Geſchmack an Dingen, welche ein Sport im langen und müßigen Frieden geweſen. Treue! Treue! Wem willſt du treu ſein? Einem, der ſeinen Neigungen, ſeinen Leidenſchaften und ſeinem Geſchmacke ſelbſt ſchon untreu geworden? Ha, er könnte unſere Galerie, wie eine faule Frucht, welche zu Boden fällt, ſich überdrüſſig vom Halſe ſchaffen und dem Nächſtbeſten in den Schoß werfen! Aber die Nächſten und Beſten ſind doch wohl wir! Du haſt ſie ſeit vierzig Jahren gemalt, ich ſeit dreißig Jahren bewacht; es ſteckt unſer ganzes Leben darin! Von ihm nichts, als ein Stück Geld. Und dafür wär' es ſein eigen? Solche Dinge haben nur einen Eigentümer, den geiſtigen Eigentümer. Das biſt du! Dieſe Bilder ſind ein Malername, wie Italien keinen beſſeren kennt; ſie ſind der Ruhm deines Lebens und die Unſterblichkeit dei-

nes Nachruhms. Dem anderen aber ſind ſie nichts als ein Spielzeug, ja vielleicht das Schlechteſte, was ein Ding ſein kann, ein abgeſtandenes Spielzeug! Er kann es vergeuden, zerſtreuen, was ſag' ich? vernichten! ja, vernichten; in einem Anfall von pfäffiſcher Reue und kindiſcher Altmänner-Tugend geradezu vernichten! Mich überläuft's, das Haar ſträubt ſich mir! Und ſag': iſt das möglich? iſt es wahr oder nicht, ob das möglich iſt?!"

So blies er wie ein Drache auf meinen armen Mann hin. Zuppa kam kaum noch zu Atem; ich hörte ihn immer weniger, immer kürzer dazwiſchen reden; der andere aber brannte und praſſelte in ihn hinein mit ſeinem rauhen Lombardiſch, daß mir das Gift bis in die Fingerſpitzen zuckte — es iſt nicht anzuhören, dieſe geſprochene italieniſche Peſt!"

Balm aber fand ſich zum Verſtändnis all dieſer Dinge fürchterlich gut orientiert, ſeit der Name des Ungenannten in der heutigen Mordnacht an ſein Ohr gegellt. Mit dieſem Schlüſſel könnte er den Streit der Brüder beurteilen und ſah in dem ganzen Handel klarer als Damerata ſelbſt.

Dieſe fuhr fort: „Was mein Mann von ſeiner Treue geſagt, griff Cencio auf einmal mit einer neuen Wendung und von einer anderen Seite her an. ‚Treu ſein heißt einen fließenden Strom feſtnageln wollen, denn alles iſt im Fluß und verändert ſich und ein Beharren iſt nicht möglich. Wie wenig Treue ſich halten läßt, haſt du ja ſelbſt ſchon erlebt und eine

Jungfer iſt deine Treue wahrlich nicht mehr! Haben wir beide nicht ſchwören müſſen, kein Weib zu nehmen, und haſt du deinen Schwur etwa gehalten? Biſt du nicht beweibt, ſeit bald zehn Jahren beweibt?'

Ich horchte hoch auf" — ſagte Damerata, indem ſie wie eine Sprungfeder emporſchnellte, „was mein Mann antworten würde. Er antwortete ohne Verlegenheit, ja faſt mit Freude: ‚So möge jede Untreue ausſehen! Nicht drei Tage lang hielt ich es aus. Die Furcht, die Unruhe, die Todesangſt trieben mich wie in glühenden Schuhen umher. Ich wagte es weder, die That zu verheimlichen, noch auch ſie einzugeſtehen. Endlich fiel mir das Rechte ein. Ich wollte den Marcheſe einſtweilen nur aushorchen, welcher Geſinnung man ſich von ihm zu verſehen habe. Da ging ich hin zu ihm, ſagte ihm, ich ſei verliebt, es gilt mein Leben, ich bringe mich um, denn ich habe keine Hoffnung und Ausſicht meiner Leidenſchaft, als nur die eine: zu heiraten. Ob er mir das erlauben wolle? Ob er mich meines Eides entbinden wolle? Noch heute fühle ich ſeinen Blick in mir ſtecken. Er durchbohrte mich einem langen, liſtigen Lächeln, dann klopfte er mir auf die Achſeln und ſagte: Du kommſt etwas ſpät, Luigi. Seit drei Tagen biſt du ja ſchon verheiratet. Ich war wie niedergedonnert. Ich wäre am liebſten in die Erde geſunken und ergrimmte über die Feſtigkeit des römiſchen Moſaikbodens. Damals bekam ich Reſpekt vor der Allwiſſenheit dieſer Soutanen. Der Schreck iſt mir für ewig

in die Glieder gefahren. Nicht zum zweitenmal wag' ich's mit diesem Menschen; ich danke Gott, daß ich das erstemal durchgeschlüpft. Der Marchese wurde mir wieder der alte gütige Jugendfreund und sagte: Schön ist's wenigstens, daß du beichten kommst. Gieb mir nur acht, Luigi, daß du mir keine Streiche machst. Leb nicht mit ihr, schlaf nicht unter einem Dache mit ihr, verheimliche deine Ehe, bleib Junggeselle, und nimm sie nur, wie sie deine Leidenschaft braucht, wie du ein Liebchen besuchen würdest. Vielleicht geht's. Es handelt sich alles um die Klippe der ehelichen Schwatzhaftigkeit; den Löwenteil der Ehe hast du; das übrige laß. Vielleicht umschiffst du mir noch die Klippe, ohne zu scheitern.'

Cencio, anstatt geschlagen und maustot zu sein, schoß noch einmal einen Kernschuß aus seiner Pistole. ‚Und ist denn die Klippe nun schon umschifft? Kannst du nicht täglich noch scheitern?' ‚Vielleicht', sagte der alte Herr; ‚ich aber sage jetzt: vielleicht auch nicht. Du wirst älter, und wenn nicht schwächer, doch sorgloser, sicherer; es kann dir noch immer passieren, dich an dein Weib zu verraten, und welche Esel waren wir dann, daß wir zu Zweien uns streiten, indes die Dritte über die Beute sich hermacht. Denn daß sie alles imstande ist und immer das Schlimmste im Schilde führt, das vergißt du hoffentlich nicht, sondern gravierst dir's nur immer tiefer ins Kerbholz! Als ein junges Raubtier hast du sie gleich kennen gelernt; aber gefährlicher als ein junges

Raubtier iſt noch ein altes und erfahrenes Raubtier!'

Jetzt war's zu Ende!" rief Damerata. „Auf dieſem Holzbock, merkte ich, würde er fort und fort ſägen; endlich hatte er's recht angepackt, um ſein Scheit kurz und klein zu kriegen. Fuhr ich nicht ſtracks dazwiſchen, ſo lag ich morgen unter den Sägeſpänen, denn die Brüder machten Miene, hier zu übernachten. Da ſchoſſen mir die Gedanken wie Sternſchnuppen durch den Kopf. Hurtig ging's her, aber mit Glanz. Wie ein Licht fing ich zu brennen an, ſo ſpürte ich einen Plan in mir aufleuchten!

Auf einmal ſtieß ich einen Schrei aus und fing ein Gepolter an. Die zwei Männer ſchraken kreiſchend auf. Ich aber, in der Rolle meines Plans, fing zu ſchelten an: ‚Um Gotteswillen, was iſt das? Sie haben mich eingemauert, die Eſel! Heda, Facchini, wo ſteckt ihr? Macht mich los, helft mir heraus! Hört ihr nicht, ihr Hallunken? Heran, Männer, heran! Hierher! ich erſticke.'

Natürlich wurde ich befreit, aber noch halb im Verbau und meines Armes kaum mächtig war es das erſte, daß ich dem Schwager eine wütende Ohrfeige verſetzte, gleichſam als hielte ich ihn für einen der zwei Laſtträger, die mich als dumme Tölpel vernachläſſigt und vergeſſen. Sofort aber ſpielte ich die Rolle weiter, indem ich erſchrak, mir die Augen rieb, verwundert um mich blickte, mich räkelte und gähnte. Nun ging ein Fragen an; die Männer

fragten mich, ich die Männer, und daß ich's kurz mache, ich ſagte her, was ich mir ausſtudiert hatte. Auf der Straße ſei mir durch Zufall ſeine Albaneſerin begegnet, welche ſich radbrechend nach ſeinem Studio herumgefragt; ich nahm mich ihrer als Wegweiſerin an und führte ſie hierher. Als ich aber das Studio in dieſem Zuſtande fand, meinte ich, ſie habe die Zeitbeſtellung unrecht verſtanden, was auch die Auslader meinten; kurz, wir ſchickten ſie wieder fort. Darauf begann ich in dieſem Wüſttum, weil ich ſchon da war, als eine Hausfrau aufzuräumen und Ordnung zu machen, aber vom weiten Weg und vom Arbeitseifer ungewöhnlich ermüdet, überkam mich, als ich mir ein Winkelchen zum Ausruhen ſuchte, alsbald der Schlaf, den ich ein Viertelſtündchen zu genießen gedachte. Ich ſcheine aber eine viel längere Friſt verſchlafen zu haben. Ich bin in voller Verwirrung. ‚Wo ſind die Facchini? Wer iſt dein Freund hier?‘ — ‚Mein Bruder; meine Frau.‘ — ‚Ah, dann bitte ich . . .‘ aber ſehr preſſiert fragten ſie gleich, ob ich wirklich bis zu dieſem Augenblicke geſchlafen? ‚Wie ein Murmeltier!‘ antwortete ich und verbiß mein Lachen, über ihre Angſt, ob ſie belauſcht worden. — ‚Haſt auch ſchwer geträumt‘, ſagte Zuppa; ‚haſt einen Schreckensruf ausgeſtoßen.‘ — ‚Nicht doch; ich ſchlief feſt und tief und da träumt man nicht. Aber eine Maus verlief ſich in meine bloße Bruſt und das hätte freilich einen Toten aufwecken können.‘ — ‚Puh, armes Weibchen! Aber das

fügt ſich ja trefflich. Ich muß hier Nachtwache halten, und nicht wahr, mein Engel, du bleibſt gleich bei mir?' — ‚Herzlich gerne, mein Schatz, wenn du es wünſcheſt.' — So war mein Plan gelungen. Natürlich! Zuppa hätte nicht Zuppa ſein müſſen, wenn er das Weib nach Hauſe geſchickt und den Bruder behalten hätte. Der aber pfauchte wie ein geblendeter Schuhu: ‚Zu einer Nachtherberge wird es einer Frau an aller Bequemlichkeit fehlen.' — ‚An mancher, nicht an aller', verbeſſerte ich ihn. ‚Wo weibliche Modelle gemalt werden, iſt mit weiblichen Neceſſaires immer ein wenig vorgeſorgt. Nicht wahr, Luigi?' — ‚Du biſt ein Engel!' rief mein Mann, entzückt über meine Genügſamkeit. Er machte ſein vergnügteſtes Geſicht. Dem Bruder ſagte er kurzweg: ‚Gute Nacht! Ich danke dir jetzt für deine Geſellſchaft. Meine Frau bleibt bei mir.' — Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Cencio mußte abziehen und warf einen Dolchesblick . . . der ſich mit dem meinigen kreuzte! Die Dolche blieben beiderſeits ſtecken! Sie ſagten ſich: wir werden nie mehr in die Scheide zurückkehren! So ſtahl er ſich weg und räumte das Feld als mein geſchlagener Feind. Die Nacht war gerettet. Sie gehörte mir!"

Wie im Anſprung ſtand Damerata ſtille vor Balm, ergriff mit Schütteln ſeine beiden Arme und drang auf ihn ein: „War das gut? Hab ich's recht gemacht? Nicht wahr, wir können auch etwas?" Aber ſeine Arme heftig von ſich ſchleudernd, fluchte

ſie zornvoll: Bruta canaglia, dieſes beſtialiſche Männervolk! Wenn ſie die Feinheit eines Weiberkopfs überliſtet, dann brauchen ſie ihre plumpe Fauſt! Ich ſteche ihn aus bei meinem Manne und er — er erſticht mir meinen Mann!"

„Weib!" ſchrie Balm außer ſich, „welches Wort ſprichſt du da aus!"

Aber Damerata ſtarrte ihn an. „Wie? Wort? Ich? Beim Teufel, ja! Das Wort, an dem er verblutet iſt!"

„Für einen Brudermörder hältſt du den Cencio?!"

„An einen brennenden Galgen mit ihm! Wer Cencios Auge und Zuppas Herzwunde geſehen hat, der weiß, wie genau ſie zuſammenpaſſen!"

Balm griff ſich an den Kopf, als ob er ihm ſpringen wollte. Seine Gedanken arbeiteten. Nach einer Weile hatte ſie ſich geſammelt und kopfſchüttelnd ſagte er folgendes: „Wie du das alles dargeſtellt haſt, Damerata, mußte er nicht deinen Mann ermordet haben, ſondern dich ſelbſt. Wenn er dich durchſchaut hat, wenn du glaubſt, daß er es hat, ſo warſt du, du die Macht, die er fürchten mußte. Du warſt ihm gefährlich, Zuppa nicht; mit dem allein konnte er fertig zu werden hoffen."

Aber Damerata, heftig verwundert, rief mit einer furchtbaren Naivetät: „Mein Gott, eins nach dem andern! Erſt den Mann, den Beſchützer des Weibes, dann das ſchutzloſe Weib!"

Bei dieſen Worten ſtierte ihr Balm ins Auge, als ob er ein Geſpenſt erblickte. Er war faſt zu Ende mit ſeiner Faſſung. Mehr als die grauſigſten Blutthaten entſetzte es ihn, wie leicht dieſes Weib an ſie glauben konnte. Welch ein Weib! In welchen Portionen verſpeiſt ihre Phantaſie Greuel auf Greuel! Wie wird er es möglich machen, ſie auf andere Gedanken zu bringen? Durch die Geſchichte von der Kunſtreiterin? Zuppa ſelbſt fürchtete von dieſer Seite her Rache und Tod. Balm kann den Mord des armen Mannes ſo authentiſch erklären, als nur dieſer es ſelbſt gethan. Was müßte für ſeine Witwe gültiger ſein? Und doch! Es iſt ihm, als ob er ein ſchales Ammenmärchen erzählte. Es iſt ihm, als ob er Brunnenwaſſer böte, wo man Alkohol trinkt. Wenn eine Einbildungskraft ſo vertraulich mit dem Ungeheuerſten umgeht, will ſie denn nur gemildert und gemäßigt ſein? Können Meſſalinen und Poppäen an menſchlichere Menſchen glauben als an Neronen? Und wahrlich, wie nahe ſtreift dieſe neueſte Römerin an die Rieſenſchatten jener alten! Wie erſchien denn ſoeben ihr eigenes Charakterbild in ihren unbefangenen Mitteilungen? Voll ſchadenfroher Bosheit unterſchlägt ſie ihrem Manne ein Modell, ergiebt ſich hierauf ſelbſt dem nächſtbeſten Laſtträger als gute Beute, ſchwebt zitternd in der gefährlichſten Lage und ſchwingt ſich mit dämoniſcher Geiſtesgegenwart in die ſuperiorſte auf, zuletzt wieder mit einem Manne gelagert, feiert ſie ein Beilager ehelicher Zärtlich-

keit, ausruhend auf Lorbeeren, die ſie von Wendung zu Wendung mit ſkrupelfreieſter Entſchloſſenheit zuſammengepflückt. Welch ein Weib! Wer ſo ſeinen weiblichen Schritt geht, wie denkt ſich der die männliche Schrittweite! Ein Brudermord, ein Doppelmord, das ſind Dinge, die in dieſem Gedankenhauſe faſt wie die Kinder des Hauſes aus und ein gehen!

So verzichtete Balm darauf, mit der Kunſtreiter-Geſchichte ſie eines Beſſeren zu belehren. Nicht darauf kam es an, ob Cencio mehr oder minder ſchwarz ſei, und ſchwerlich war das der Zweck ihres anſtürmenden Beſuches. Sprach ſie doch ihren Verdacht nur gelegentlich aus und mehr im Tone des Haſſes als der Furcht. Was war alſo ihr Zweck? Was verlangt ſie von ihm?

Balm entſchloß ſich jetzt, dieſe Frage zu thun. Nicht ohne Herzklopfen that er ſie; aber das ganze Drama ihres Beſuches war bei dieſer Schlußſzene angekommen. Balm mußte zu Ende ſpielen. Er mußte ſein Urteil hören: die Anſprüche, die dieſes Verhältnis an ihn macht!

Glücklicherweiſe hat ein ratloſes Weib ſo viele Ratſchläge, daß einer über den andern ſtrauchelt und alles in Widerſpruch ſich auflöſt. Er ſoll ſie ſcheineshalber heiraten, damit ſie den Schutz einer fremden Macht erlangt; er ſoll ſie in ſein Haus nehmen oder ſich in das ihrige umquartieren, denn ſie fürchte ſich vor Cencios Mordanfällen; vor allem aber ſoll er raten und helfen, ſie vor der Raubgier ihres

verruchten Schwagers zu ſichern und ihre Rechtsanſprüche an die Bildergalerie durchzuſetzen.

Das letztere war wohl die Hauptſache. Um dieſen Angelpunkt ihres Lebens drehte ſich alles. Nur begriff Balm nicht, mit welch hartnäckiger Einbildung ſie dieſen Nachlaß als ihre Erbſchaft betrachtete und ſelbſt vor ihm es that, dem ſie doch kein Hehl daraus gemacht hatte, daß ſie um einen heimlichen Eigentümer dieſer Malereien recht gut und ſchon längſt wiſſe.

Jetzt aber wies ſie ihm ihren Ehekontrakt vor, jene Verſchreibung, welche Zuppa in ſeiner bräutlichen Mausfalle einſt ſo blindlings ſigniert, und — da war denn Balm freilich belehrt! Er hatte ihr alles verſchrieben, was ihm ſelbſt nicht gehörte. Der Maler hatte diſponiert — über die Bilder ſeines Patrons, des Marcheſe.

Wahrlich, ein gewagtes Blatt Papier! Der arme Ermordete hatte es auch vollauf empfunden. Es war der einzige Störenfried in ſeiner lasciven Heiterkeit. Wenn es die „Allwiſſenden“ erfuhren! Sie, die ſchon am dritten Tage von ſeiner heimlichen Ehe gewußt! Dieſer Streich war ihm noch hingegangen, aber bohrender quälte ihn die Schuld, mit einem Rechtsdokument die Rechte ſeines Oberherrn vergeben zu haben. Armer Zuppa, wie viel koſtete die Schönheit der jungen Damerata hinter jenem Gitter! Ein neunjähriges Zittern unter dem Damoklesſchwerte! Aber bitter lachte Balm ſich ſelbſt zu: Und was koſtet es dich, armer Liebhaber ohne

Liebe! Da ist es, dieses unselige Blatt, — jedem von uns ein anderes Verhängnis! Ihr soll ich helfen, es geltend zu machen und ihm sollte ich helfen, es aus der Welt schaffen! Darum duldete er einen Nebenbuhler wie mich, ja hätschelte und verzärtelte mich, weil er einen energischen Geist suchte, der ihr dieses Blatt aus den Händen wand, „die Giftbüchse" seines Lebens, wie er es nannte. Aber denselben Geist suchte auch sie, damit er diesem Papiere just seinen letzten und besten Wert gäbe, denn hier sind ihr Schätze verschrieben, nur wollte sie auch den Schatzort wissen und der allein steht nicht hier. Und ich, ich muß in dieser Intrigue zwischen diese zwei Menschen zu stehen kommen! Und muß es noch immer!

Das waren Balms eigene Betrachtungen vor dieser verhängnisvollen Rechtsschrift. Aber zu Damerata sagte er: „Ein blinder Schuß ist das doch! Was hilft's, daß dir sein Nachlaß in den bündigsten und bestimmtesten Ausdrücken hier zugesprochen ist? Was ist sein Nachlaß? Wo ist sein Nachlaß? Wer beweist das? Warum hast du dir just diese wichtigste Bestimmung nicht auch in diese Schrift hineinsetzen lassen?"

Damerata schwieg und verfärbte sich ein wenig.

Balm sagte lächelnd: „Ich kenne die Antwort auf meine Frage. Ich fragte nur zur Probe. Im übrigen weiß ich um die Geschichte dieses Ehekontraktes. Hättet ihr voraussehen können, daß Zuppa blind-

lings und ohne zu leſen, unterſchreiben würde, ſo hättet ihr die Schraube in jener Stärke angezogen, wie ihr's nun doch nicht gewagt habt. Nur das ſage mir jetzt, denn es waren ja ſicher gelehrte und ſchlaue Männer in dem Komplotte: was glaubtet ihr gewonnen zu haben, du und deine Freunde, daß in dieſer ganzen Verſchreibung nun eine Lücke beſteht, wodurch wieder alles unſicher und zweifelhaft geblieben?"

Kleinlaut antwortete die Witwe: „Das übrige ſollte die Zeit thun; man that, was man konnte; mehr konnte man nicht. Aber wir haben uns feſt eingebildet, ich könnte ihn im Laufe der Ehe dahin bringen, daß er einen Katalog jener Bilder und ſodann ein Teſtament machte, worin er . . ."

Balm nickte. „Soungefähr ſtellt' ich mir's vor. Dann wurde dieſes Blatt Papier freilich eine Waffe! Erſt ein ſolches Supplement war der Griff zum Schwerte!" Und vor ſich hinredend, gleichviel, ob es gehört wurde oder nicht, ſetzte er hinzu: „Machte er aber dieſes Teſtament, ſo war Meiſter Zuppa von dem Augenblicke an der überflüſſigſte, man könnte ſagen — ein toter Mann!"

Damerata ſagte nichts. Entweder ſie hörte es nicht, oder ſie ſtellte ſich gerne taub, oder ihr Geiſt, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte es nicht gefaßt, was für eine entſetzliche Anklage in dieſem furchtbaren Doppelſinne lag. Kaum hatte er geſprochen, bereute auch Balm ſeinen Ausfall, den das dämoniſche Weib

wohl verdient haben konnte, der aber zur Stunde, wo ſie Witwe geworden, nicht ritterlich klang.

In einem veränderten Tone fuhr er fort: „Aber ſiehe nun, wie viel Glück du im Unglücke haſt! Der Mann iſt tot, die Hand kalt und der Mund ſtumm und ſie geben dir weder Wort noch Schrift mehr; dafür iſt jetzt die Sache ſelbſt da und das langgeſuchte, geheimnisvolle Schloß kommt im rechten Augenblicke nach Rom gewandert, unter Zuppas eigenes Dach. Du haſt jetzt das beſte Recht, das wir Juriſten kennen, — du biſt im Beſitze."

„Das bin ich!" rief Damerata; „die Erbſchaft iſt mein! Alles iſt mein! Alles, alles iſt mein Recht und mein Eigentum! Nur dieſen Teufel hilf mir bezwingen. Der iſt mein Unglück im Glücke. Der möchte mich ausſaugen wie der Meerkrebs die Auſter und klemmt ſich, wie zwiſchen ihre Schalen, zwiſchen mich und die Bildergalerie. Du biſt ein Mann. Schaffe mir Ruh vor dieſem Ungeheuer!"

Balm war entſchloſſen dazu mit uneigennützigem, wenn gleich nüchternem Pflichtgefühl. Aber ſei es, daß die Begriffe Verdienſt und Lohn ſich faſt notwendig verbinden; ohne an Lohn zu denken, dachte er plötzlich — an einen Vorteil. „Was ſoll mein Lohn ſein, wenn ich dir helfe?" rief er in augenblicklicher und geiſtesgegenwärtiger Ausführung ſeines Gedankens. „Erſchrick nicht; ich möchte mir bloß — eines dieſer Bilder zum Andenken mitnehmen. Natürlich gegen Bezahlung. Iſt es dir recht, Damerata,

wenn ich mir eines auswähle? Ich ſage gleich, es ſoll weder das größte noch das vornehmſte aller ſein."

Damerata, die ſchon funkelnd aufgezuckt hatte, als der Längſtbelohnte von Lohn ſprach, lächelte leicht und zufrieden: „Recht iſt's! Der Handel gilt. Zwar die Galerie iſt verkauft, der geheime Käufer weiß vielleicht von jedem einzelnen Stücke, aber gleichviel. Man ſagt, auf dem Transport iſt eines verunglückt, — oder das oder jenes, — oder er weiß auch nichts und man ſagt gar nichts."

„Alſo ich wähle mir ein Andenken aus dieſer berühmten Galerie, von der ich ſo große Dinge höre! Das iſt ja brav von dir, daß du meiner Laune dieſes Zugeſtändnis machſt. Ich bin wirklich neugierig auf die Koſtbarkeiten dieſes Kunſtſchatzes."

So ſprach Balm und hatte Mühe, ſeine Aufregung zu verbergen. Es handelte ſich ihm um jenes eine Bild, deſſen Anblick ihn in jener Nacht ſo fürchterlich betroffen hatte! Im glücklichſten Augenblicke war es ihm eingefallen, die Gelegenheit zu benützen und aus den Schlacken das Gold herauszuholen, aber er bedurfte aller Verſtellungskunſt, die einem Menſchen möglich iſt, um ſich nicht zu verraten. Der Gedanke, der ſich ſo rechtzeitig eingeſtellt, konnte ſofort wieder verunglücken, wenn Damerata merkte, wie viel Wert er ihm habe. Wußte er dieſes Weib doch in keinem Zuge mehr zu berechnen und gelang es ihm nicht auf den erſten Wurf, jene Malerei

in ſeinen Beſitz zu bekommen, ſo gelang es ihm wahrſcheinlich nicht mehr, oder es koſtete ſchlimmere Preiſe als Geldpreiſe, die er anbot. Jetzt war er froh, wie leicht ſich dieſer heikle Handel gemacht, aber auch ſeine Freude beherrſchte er klug, um ſie nicht noch im letzten Augenblicke aufmerkſam zu machen. Nur im deutſcheſten Inneren ſagte er ſich: Was dieſe Menſchen alles intriguieren, — nimm das Abenteuer von deiner Seite! Sie haben alle für dich gearbeitet! In deinem Intereſſe ſchleppte Cencio dieſe Bilder nach Rom und engagiert dich Damerata für ihre Intereſſen gegen Cencio! Das alles dient dir. So entreißeſt du jenes Bild ſeiner greuelvollen Umgebung, mit der es, von tauſend Menſchenaugen beleidigt, im Strom der Zeiten dahingetrieben hätte!

Die Witwe Zuppas aber, die ſich den beſten Troſt ſchon geholt, daß ſie ein Zungen-Ungewitter gemacht und einen Mann zum Teilnehmer gehabt, entließ er mit allem Troſt, den er ihr geben konnte. Sein Troſt war einfach und nüchtern; aber nicht ohne Verſtand hörte ſie zu und begriff, daß es das Rechte war. Gegen Cencio möge ſie gar nichts thun, war ſein Rat. Ihre ganze Kampfart beſtünde darin, ihn als nicht vorhanden zu betrachten. Durch die Ehepakten ſei ihre Sache die beſte; die ſeine natürlich eine ſchlechte oder vielmehr gar keine. So möge ſie abwarten, was er ſelbſt unternehmen wolle. Sie möge ihn herankommen laſſen. In einem anderen

die eigenen Einbildungen bekämpfen, heiße schon, ihm einen Vorteil einräumen und aus Schatten Wesen machen. Wer ein Recht beugen und unrecht thun will, dem darf der Anfang dazu nicht im geringsten erleichtert werden; er hat allen Nachteil, daß er selbst anfangen muß. Eins aber scheine sie in ihrer Aufregung vergessen zu haben und das könne ihr wohl zur größten Beruhigung gereichen. Indem sich die Nachricht von Zuppas Ermordung verbreite, werde der alte geheimnisvolle Käufer der Galerie entweder selbst oder durch seine Agenten sofort wieder auftauchen und zum Kaufgeschäfte sich melden, was sie vielleicht schon in den laufenden vierundzwanzig Stunden zu erwarten habe. Dann sei der ganze Knoten gelöst. Sie möge dann rasch abschließen, auf Grund ihrer Ehepakten als vollberechtigte Eigentümerin sich benehmen und es getrost darauf ankommen lassen, was für ein anderer Eigentümer mit dem neuen Besitzer prozessieren wolle. Das sei dann Sache der beiden Herren; der Jurist könne keinen besseren Rat geben, als vollbrachte Thatsachen zu schaffen.

„Aber Cencio?" fragte Damerata. „Wird er auch nur einen Tag lang ruhig sein?"

Balm dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Dieser Mann ist so schlimm, daß ich es für erlaubt halte, ihm auch einen schlimmen Streich zu spielen. Ich werde ihn der Polizei als einen österreichischen Spion denunzieren. Das zieht ihm fürs erste eine Untersuchungshaft zu und später eine Aus-

weiſung, da ſich die römiſche Polizei noch ſelten entſchloſſen hat, einen Inquiſiten als gänzlich unſchuldig zu entlaſſen. Mag ich unrecht thun, aber um ein größeres Unrecht zu verhüten, thue ich es."

Das war im Geſchmacke Dameratas! Mit einem lachenden Freudenſchrei ſprang ſie in die Arme des Mannes, an dem ſie ihren ganzen Mann gefunden. Es war hart, das Ideal dieſes Weibes zu ſein! Balm mußte ſich ihre Küſſe gefallen laſſen — als Strafe für die männliche Miſſethat, Weiber zum Zeitvertreib zu ſuchen, anſtatt zum beſten, was ſuchens- und findenswert iſt!

III.

Marcheſe Santafiore!

Der Name fiel augenblicklich über Balm wieder her, als er allein war. Er erſchrak wie im erſten Augenblicke. Es war noch nichts vergangen. Die Zeit braucht größere Maſſen, um das aufzuzehren. Marcheſe Santafiore in dieſer Ideenverbindung! Wann wird er es gewöhnt ſein, wann wird es abgeſtumpft ſein? Wann Steine durch Tropfen ausgehöhlt ſind!

Mit wüſteſtem Kopfe entraffte ſich Balm dieſer Zimmerſtimmung. Er ſtürzte aus dem Hauſe und begab ſich auf Straßenzerſtreuungsjagd. Aber die Straßen zerſtreuten ihn nicht, ſie verwirrten ihn nur. Dieſe Fiaker, dieſe Marktleute, dieſe Verkaufsläden, dieſe Bauern, Facchini, Soldaten, Herren und Damen,

das alles trieb unbefangen ſein Weſen, als ob es nicht wüßte, daß die Welt untergegangen! Wie ſehen dieſe Straßen und Kirchen im Tageslichte aus, die heute Nacht Geſpenſter geweſen! Alles ſteht da, wie es geſtern geweſen,und alles iſt ſeit geſtern doch anders geworden. Wellen rollen gleichgültig fort, als ob ſie ein Stück Holz oder eine Menſchenleiche treiben; dieſer Menſchenſtrom macht es nicht anders. Heute Nacht iſt Zuppa ermordet worden und hat einen Namen ausgeſtoßen, — aber auf keiner Stirne ſteht es zu leſen! Er allein weiß, was niemand weiß und er kommt ſich wie ein Gezeichneter, wie ein wandelnder dunkler Fleck vor. Ein Ahasverus, mit der Bürde ewiger Stunden, wie mit der Bürde der Ewigkeit!

Kein glänzender Strahl fällt in ſeine zerfahrene Selbſtunterhaltung, nicht einmal das Bewußtſein, einer unglücklichen Witwe Hilfe gebracht zu haben. Welche Witwe! Welche Hilfe! Ihren dreiſten Mut, eine Defraudation zu begehen, hat er, um einer anderen Defraudation zuvorzukommen, gebilligt und ermuntert und beiderſeits hat man ſich weiß gemacht, es für einen rechtlichen Erbſchaftsverkauf zu halten. Vor einem gefährlichen Störenfried wird er ihr Ruhe ſchaffen — durch eine falſche Anklage, was wahrlich ein gutes Werk iſt, und im Gewiſſen ungefähr ſo gut wie im Munde ein ſchlechter Zahn, der noch als guter mißbraucht wird! Denkt er daran, daß er dieſes Verſprechen wahr machen muß, ſo überfällt ihn ein Selbſtekel, daß er aufſchreien möchte! Ginge doch früher die

Welt zu Grunde, eh' er's gethan hat! Möchte eine Fauſt vom Himmel herunter zucken und ſie in Trümmer ſchlagen oder zur rettenden Hand werden und ſie retten! Der Menſch hat ja wahrlich genug gethan, wenn er verzweifelt: er beweiſt, wie ernſthaft er's nimmt und wie tief er hineingeht; aber retten, retten vor der Verzweiflung ſoll ihn ein Wunder! Verändere das ganze Antlitz deines Werkeltages, du altes wunderwirkendes Rom, erfinde, was du ſchon einmal gethan, den Anbruch einer neuen Weltordnung und ein allgemeines Seelenbad ſittlicher Wiedergeburt!

„So in Gedanken, Landsmann!" Und plötzlich fühlte Balm einen Arm in dem ſeinigen. Es war Baron Neugart, der ihn ſchon von ferne gegrüßt, aber ohne daß Balm es geſehen und erwidert hatte.

Das war zwar keine neue Weltordnung und keine dramatiſch-ſittliche Erlöſung, aber doch ein willkommenes Vergeſſen des Augenblicks. Der Baron nämlich ſchlug dem Freunde ein gemeinſames Diner vor und wie gerne nahm Balm an! Auch ein Geringerer hätte ihm ja genügt, aber die markige, denk- und ſpruchſchneidige Art dieſes Mannes, der in ſeiner originellen Verbindung von ſtudentiſcher Verve mit Erfahrung und Weltton ein ſo intereſſanter Geſellſchafter war, hatte für Balms Geſchmack etwas eigentümlich Würzhaftes und hatte es ſchon in der erſten Stunde gehabt. Sah er doch im andern gleichſam ſich ſelbſt, nur daß jener ein blanker und er ein ge-

trübter Spiegel, jener ſich am wohlſten und er am unwohlſten fühlte, wie ſie in Rom hier an einer gemeinſamen Station ihres Lebens zuſammengetroffen. Die politiſchen Verhältniſſe des Patrimoniums und der katholiſchen Großmächte waren gewiß kein Stoff für ſeine gegenwärtige Stimmung, aber wie Baron Neugart mit ſtraff und elegant geſpannten Segeln in dieſe Unterhaltung hineinfuhr, ſo konnte ſelbſt Balm mitfahren.

Ja, er that es gerne, denn er freute ſich ſchon, daß — von nichts anderem die Rede war. Wie wenig hätte er es in ſeiner verſtörten Stimmung vertragen, wenn der Baron etwa jene zarteſte Seite berührt hätte, welche der bekannte — „Brief aus der Heimat" zu berühren ihm auftrug! Oder wenn Worte gefallen wären, welche ſich auf den Marcheſe Santafiore bezogen! Wo ſollte er Sammlung und Selbſtbeherrſchung hernehmen, um bei ſolchen Geſprächsſtoffen ſeines überreizten und übervollen Herzens Meiſter zu bleiben? Aber der Baron politiſierte; es war ihm ſichtlich zu thun, den Freund bei allen gleichen Geſinnungen feſtzuhalten, alles Ungleiche vollends zu überwinden, ihn für die Aufgaben der Zeit zu intereſſieren, kurz, einen Mitſtreiter an ihm zu gewinnen. Balm ließ ſich „bearbeiten".

So waren die Gläſer endlich geleert, die Hände geſchüttelt und wieder gingen zwei Menſchen auseinander, die ein intimes Geſpräch gehalten — in in-

timſter Unwiſſenheit, mit welchem Gemüte der eine dem anderen gegenüber geſeſſen!

Balm ſtand und disponierte über den weiteren Tag. Da fühlte er unwiderſtehlicher als alles die Sehnſucht — jenes verhängnisvollen Bildes teilhaftig zu werden. Es wurde ihm aufs klarſte bewußt, daß er mit dieſer Aktion den Anfang machen müſſe, um ſich ſelbſt wiederzufinden und geſtärkt und geſtählt zu ſein für alle ferneren Widrigkeiten ſeiner Situation.

Gedacht, gethan. Mit rüſtigen Schritten begab er ſich auf den Weg nach dem Schatzorte. Einem Fiaker zuſchreitend, ſtand er davon wieder ab, denn er beſann ſich, daß die Vorſchrift geboten ſei, Perſonen im öffentlichen Dienſte ſo wenig als möglich, auf jenen Ort der Geheimniſſe aufmerkſam zu machen. Er begnügte ſich, den Drang ſeiner Ungeduld zu Fuß auszulaſſen und bald wurde er jenes ſchickſalsvollen Gebäudes anſichtig, das da hieß: Meiſter Zuppas Studio.

Wer in dieſem götter- und tempelreichen Rom geahnt hätte, was für ein Tempel der Nemeſis an dieſem kleinen, grauen Hauſe da ſtand! Zu welch luſtigem Frevel hatte er's noch vor wenigen Tagen betreten und wie kommt er heute zum zweitenmal! Mit grauenvollem Blute büßte der Anſtifter den Frevel und den Teilnehmer umſtrickt eine heilloſe Kette von Folgen, die er hinkend nachſchleppt.

Balm klopfte an das verſchloſſene Pförtchen, in

der zweifelloſeſten Ueberzeugung, daß Damerata anweſend ſei, von ihrem Schatz untrennbar und eine eiferſüchtige Hüterin desſelben. Er klopfte zwei- und dreimal. Es verging eine Pauſe. Schon fing er an, auf und ab zu gehen, da öffnete die Thür ſich zaudernd, und — Balm und Cencio ſtanden ſich gegenüber.

Balm war betreten, aber nicht außer Faſſung, denn er wußte ja bereits, wie gern dieſer Eindringling ſich hier zu ſchaffen mache. Cencio dagegen, als er ſeinen Nachtgaſt aus der Lomelina erkannte, prallte wie vor einem Geſpenſte zurück und vergaß ſo ſehr der Beſinnung, daß ihm nichts anderes einfiel, als grob herauszupoltern: „Was wollt Ihr hier?“

Balm ſchob ihn vornehm bei Seite und trat ein. Faſt wäre er jetzt mehr erſchrocken, als Cencio über ihn. Das heidniſch-lüſterne Kunſttempelchen Zuppas ſah aus wie das wüſteſte Warenmagazin. Ein überfülltes, unkenntliches Chaos voll grauſlichſter Unordnung! Balm erblickte ein brennendes Licht und bemerkte, daß ſich Cencio aus dem reſtierenden Eckchen eines hochbepackten Tiſches und einer daneben aufgeſtellten Kiſte eine Art Arbeitsbureau improviſiert, ganz als ob er hier zu thun hätte und ſich häuslich einrichten wollte. Auf dem Tiſcheckchen ſah er Briefpapier, Petſchaft und Siegellack, auf der Kiſte ſtand eine angezündete Kerze, daneben eine Spiritusflaſche und ein heißbrodelndes Pfännchen, aus welchem es terpentinartig roch.

„Aber zum Teufel, was wollt Ihr hier?“ zappelte giftig und zornig der bei Seite geſchobene ertappte Uſurpator.

„Schafft ein wenig Raum und macht Ordnung hier“, antwortete Balm; „in einer Stunde erwarte ich den Marcheſe.“

Wie ein elektriſcher Schlag wirkte dieſes Wort auf Cencio, und zum kleinlauten Armenſünderton herabgeſtimmt, mäßigte er ſeine Frage: „Aber wer ſeid Ihr, Herr? Ich muß ja doch wiſſen . . .“

Balm ſchüttelte ihn lächelnd am Rockknopf und ſagte: „Meiſter Vincentio, ein Schlaukopf ſcheint Ihr mir nicht zu ſein! Das hättet ihr ſchon in der Lomolina wiſſen können, wer ich bin. Damals hat man Eure Dienertreue auf die Probe geſtellt und ſie hat ſich glänzend bewährt. Dagegen, was Ihr jetzt unternommen, das ſieht nicht zum Beſten aus. Wenn Santafiore kommt, ſo hoffe ich, Ihr werdet die Eigenmächtigkeit Eueres Thuns mit guten Gründen verantworten können. Und was kocht Ihr denn da? Firniß? Ein ſchlimmes Zeichen! Ihr habt durch Euren keden und übereilten Transport wohl manches beſchädigt und gedenkt jetzt den Perlen geſchwind ein falſches Email anzupinſeln? Nur ſtill, nur ſtill! Ich will nichts wiſſen. Es wird ſich ja finden. Es wird alles unterſucht werden.“

Der vollſtändigſte Erfolg krönte dieſes mephiſtopheliſche Strategem unſeres Helden. Cencio wurde faſt unſichtbar. Der alte Mäuſerich verkroch ſich tief

in ſich ſelbſt und machte ein Geſicht, daß der ſchönſte Gedanke ſeines Lebens, die Defraudation der Galerie, nunmehr unwiederbringlich zu Waſſer geworden. Balm konnte ſich ſchmeicheln, durch den kecken Handſtreich, womit er von ſeiner Kenntnis der Dinge Gebrauch gemacht, die Sache der Witwe ſchon in dieſem Augenblicke allein ſicher geſtellt zu haben. Ihr gefährlichſter Feind war entwaffnet.

Aber ein Menſch iſt ſein eigenſtes Schickſal und ein furchtbares Wort redet in unſerer dinglichen Welt der Schein der Dinge mit!

Jetzt wurde die Thüre, welche bei dem aufregenden Auge in Auge der beiden Männer unverſperrt geblieben, von einem temperamentvollen Griff aufgeriſſen und herein ſchwang ſich in elaſtiſchem Wurf — Damerata. Im gleichzeitigen Anblicke Balms und Cencios prallt ſie zurück und ſtößt gellend den Schrei aus: „Alle Teufel der Hölle, er ſpielt mit dem Verräter unter einer Decke!“ Von dem Worte wie von einem Schuß getroffen, ſchreit Balm auf: „Damerata, du raſeſt! Du biſt im Irrtum!“ und ſtürzt ſich beſchwichtigend dem Weibe entgegen. „Bleib' mir vom Leibe, deutſche Kanaille!“ kreiſcht die zur Furie Verblendete und ſucht mit wutfunkelnden Blicken nach einer Waffe umher. Sie rennt vor, errafft die brennende Kerze und ſchleudert ſie Balm ins Geſicht. Kaum entgeht Balm mit gewandteſter Wendung dem Wurf, aber indem er ſeinen Schritt nach ihr fortſetzt, ſteigt hinter ihm eine Flammenlohe auf und ver-

breitet ſich in Werg, Stroh, Heu, Packleinwand und Packpapier augenblicklich nach allen Seiten. Das Weib erreichend, macht ſeine überſtürzte und ihre rabiat abwehrende Bewegung die Kiſte, die noch trennend zwiſchen ihnen ſteht, umſtürzen, Spiritus und Terpentin ſtrömen hin, faſſen ſofort Feuer und hüllen ſie beide in eine gräßliche Lohe. Die Frauenkleider ſind's zuerſt, welche brennen. Balm wirft ſich dämpfend auf ſie, aber das tolle Weib kratzt und beißt wie eine Tigerin und rennt tiefer ins Studio vor, — völlig ſinnlos, oder vielmehr mit der Beſinnung, den Schenktiſch zu erreichen, wo in den Tagen der Ordnung zum Trinken und Waſchen immer gefüllte Waſſerkrüge ſtanden. Aber die Ordnung iſt hin, der Zugang zum Tiſch verſchränkt, verſtellt, verhindert, ſie drängt und drückt ſich, ſteckt als eine wandelnde Fackel auch dieſen Teil des Studios in Brand, erreicht ihr Ziel nicht und kehrt heulend in Todesangſt wieder um. Balm tappt ſich nach der Richtung des Schreis, denn ſchon ſieht man nicht mehr, weil der ganze Raum von Rauchwolken qualmt; da hat Cencio, unmittelbar unter dem hochangebrachten Fenſter arbeitend, durch einen ſchweren Wurf nach oben zwar das Fenſter zertrümmert und dem erſtickenden Rauche Luft gemacht, aber jetzt iſt der Brand auch fertig und das Feuermeer vollkommen, denn turmhoch ſchlägt die Feuergarbe zum Fenſter hinaus, am Hinzutritt der äußeren Luft mit Entzücken ſich ſatt freſſend. Balm erraffte von Damerata,

die ſchon zu Boden liegt und ſich nicht mehr wehrt, einen Arm und ſchleift ſie, ſelbſt zuſammenbrechend, nach dem Ausgang, erreicht auch die Thür und reißt ſie auf, aber im Haſten, Kollern, Stolpern und Stürzen, womit das alles geſchieht, brachte er eines von den größten der gerollten Bilder, welche ſäulengleich nächſt der Thüre lehnten, zum Fallen und die Säule fiel ſo unglücklich, daß ſie zwiſchen ſeiner Hand und Dameratas Arm in der Mitte niederſchmetterte und ſie beide auseinander riß. In demſelben Augenblicke ging's von weiteren Bilderrollen, welche an der erſten ihren Stützpunkt gehabt und verloren, wie ein Bergſturz nieder, Damerata kam rettungslos nach innen zu liegen, Balm wurde von der rutſchenden Barrikade hinaus in die offene Thür gedrängt und über ihn hin wälzte ſich ein Feuerſtrom, der auch hier mit freſſender Gier zur freien Luft hinausſchlug und draußen ſich ausbreitete.

Es war der letzte Moment ſeines Bewußtſeins. —

IV.

Ueber Tiſche mit Neugart hatte Balm ſein Notizbuch gebraucht und verſtört, wie er war, in ſeiner Zerſtreutheit liegen gelaſſen. Der Aufwärter, welcher den Baron kannte, brachte es dieſem und Neugart ging abends damit zu Balm.

Als er in ſeine Straße kam, trug man mit großem Menſchenauflauf eine Krankenbahre daher

und just vor Balms Haus. Unwillkürlich fragte Neugart, wer es sei, und wie ein Donnerschlag traf es ihn, daß man Balms Namen nannte. — Was geschehen sei? — Man erzählte ihm das Brandunglück und wie man den Mann verbrannt und bewußtlos an der Unglücksstätte gefunden. — Bewußtlos! Woher wisse man also, wer es sei? — Man habe ihn durchsucht und in einem halbverbrannten Etui noch ein paar unversehrte Visitkarten seines Namens gefunden. — Jetzt blieb dem bestürzten Freunde nichts mehr zu fragen übrig. Er begleitete die Bahre hinauf.

Dieselbe wurde geführt von einem französischen Militärarzte, welcher den ersten Verband angelegt, hierauf den Transport überwachte und seinen Kranken persönlich nach Hause brachte. Das Unglück hatte sich, wie wir die Lage von Zuppas Studio kennen, in der Nähe einer Kaserne ereignet und diese war seit der Okkupation mit französischen Truppen belegt.

Der Militärarzt sagte dem Baron, es sei einer der schwersten Fälle von Brandwunden. Mit Balm selbst konnte Neugart nicht sprechen; er lag seit dem Verbande, der ihn schmerzhaft aufgeregt, wieder bewußtlos.

Neugart ging fort und schickte noch vor Nachtanbruch seinen deutschen Legationsarzt. Er wachte die ganze Nacht an dem Krankenlager. Später kam der Baron nach und wachte mit. Von einem Gespräche war auch jetzt keine Rede; nur Balm allein sprach, aber — irre und im heftigsten Wundfieber.

Neugart blieb faſt unzertrennlich von Balms Krankenbette. Oder war es ein Totenbett? Der Stand dieſer Frage war lange — der Nullpunkt. Es vergingen vierundzwanzig Stunden, — achtundvierzig Stunden, — zweimal achtundvierzig Stunden, — die Tage ſchienen kein Leben, ſondern bloß Diſtanzen vom Tode. Es wäre zu gut geſagt: der Kranke ſchwebte zwiſchen Leben und Tod; — das Leben hat keine, der Tod alle Chancen in ſeinem Zuſtande.

Die Geſichter der Aerzte wurden immer länger. Selbſt des franzöſiſchen Militärarztes, welcher in Algerien unter den „Höhlenverbrannten" die verzweifelteſten Fälle geſehen und mit Unerſchrockenheit behandelt hatte.

Am fünften Tage wünſchten die beiden Ordinarien ſelbſt ein Konzilium. Der Deutſche verſtärkte ſich mit einem deutſchen, der Franzoſe mit einem franzöſiſchen Kollegen; einen Italiener als fünften Vertrauensmann, um zur Stimmenmehrheit die Ungerade voll zu machen, zog Baron Neugart bei.

Dieſer Freund griff mit großer Energie ein. Im Grunde war er voll Schrecken und Aufregung, erlebte ein Unglück wie dieſes zum erſten Male und hatte gar kein Organ dafür. Aber juſt in ſeiner ſtrotzendgeſunden Lebensfreudigkeit bekämpfte er Krankheit und Tod wie einen perſönlichen Feind, der ihm ſeine Zirkel ſtöre, wie eine Injurie, die er nicht leide und für die er ſich ſeine Satisfaktion nehme.

Was das Konzilium befunden? Wir können es ahnen, ohne in das Heiligtum des Totengerichtes einzudringen, denn noch die Treppe herab und den Thorweg hinaus hören wir den Italiener, den älteſten der fünf und einen Mann mit geiſtvollen Augen und ſchönem Greiſeskopf gegen ſeine Kollegen im Fortgehen eifern: „Waſſerbäder? Ich habe noch nie einen Erfolg davon geſehen! Und dann — mögen die Brandwunden heilen, aber ich verſichere Sie, meine Herren, es muß mit einer tödlichen Lungenentzündung zu Ende gehen!“

Ein matter Schrei ertönte, — die Männer ſahen ſich um, — aber da ſie im Dunkel des Hausflurs nichts wahrnahmen, ſo kümmerte es ſie nicht weiter, — welchen Wurm ſie im Vorbeigehen zertreten! Der zertretene Wurm war ein verſchleiertes Mädchen, das ſcheu und raſch an ihnen vorübergehuſcht. Im dunkelſten Hintergrunde des Treppenhauſes brach es auf den erſten Treppenſtufen zuſammen, kauerte hin und weinte. Was habt ihr gethan, ihr lateiniſchen Unglücksvögel! In einer toten Sprache habt ihr geſprochen über einen, den ihr für tot haltet. Aber die tote Sprache iſt nur tot, nicht begraben, ſie geht noch um unter den Lebendigen. Und ach, dieſes Mädchen kommt aus einem Lande, wo das Volk ein Weltvolk iſt, das am liebſten alle Sprachen der Welt in ſeine eigene Sprache verſchlucken möchte. Wie hätte ſie nicht wiſſen ſollen, was „letal“ und was „Pneumonie“ heißt; hat ſie doch ſelbſt an einer

tödlich verlaufenden Lungenentzündung ihre gute Mutter verloren! In langen Nachtwachen hat sie damals mit ihren zarten dreizehnjährigen Händchen das gute Mütterlein gepflegt, aber — die „Pneumonie" war „letal". O wie gut, wie fürchterlich gut kennt sie diese zwei schrecklichen Worte! Und just die mußtet ihr aussprechen, als sie scheu und rasch im Dunkel vorüberhuschte. Was habt ihr gethan, ihr lateinischen Totenvögel!

Droben im Krankenzimmer sitzt inzwischen Baron Neugart mit dem letzten der fünf, seinem deutschen Legationsarzt, einsilbig und melancholisch auf dem Kanapee. Das lange, dumpfe Dahinschweigen unterbricht endlich wieder der Doktor: „Das Schlimmste ist, der Körper thut nichts, und das Allerschlimmste, die Seele thut weniger als nichts. Die Kräfte, die wir jetzt brauchten, hat das Nervenfieber in Mailand verzehrt und seitdem hat er wieder jugendlich-tapfer drauf los gelebt, wenn ich Ihre Vermutungen recht verstehe. Unsere Bemühungen lähmt eine vis inertiae, die mich erschreckt, auch wenn sie Ihre Winke teilweise erklären. Ich habe solch einen Fall noch nicht gesehen. Ein Körper in seiner Jugend, gut gebaut, reich an Mitteln, die freilich stark angegriffen, aber trotzdem nicht erschöpft sind; keine Spur von Marasmus, — und doch! Alles thatlos und tot! Nicht die leiseste Regung einer natürlichen Reaktion, einer wohlthätigen Selbsthilfe. Im Gegenteile. Sein Phantasieren, so viel wir Sinn darin finden, giebt

nur den einen: grenzenloſe Gemütsdepreſſion! Das iſt der ſchwärzeſte Punkt. An der Quelle der Hoffnung ſollte jeder Kranke der erſte ſein und der unſrige iſt der letzte. Mißverſtehen Sie mich nicht; ich bin nichts weniger als ein Naturphiloſoph der alten Schule, der ſich auf ein ſo myſtiſches Ding, wie die Seele, verläßt, wenn er mit ſeinem Latein zu Ende iſt. Aber einen Heilwert hat ſie trotzalledem, die kantiſche „Macht des Gemütes". Wir können ſie nur nicht in unſer Ordinarium einſtellen, weil ſie unbekannt, ausnahmsweiſe, in undefinierbaren Grenzen wirkt, aber daß ſie wirken kann, iſt kein Zweifel: der alte Linée iſt von einem Gichtanfall geneſen, als ihm ein Schüler eine ſeltene und langgeſuchte Pflanze ans Krankenbett brachte. Wahrlich, eine ſolche Pflanze könnten wir jetzt auch brauchen. Mehr als wie fünfe, die wir daſitzen und uns hinwegſchleichen als aufgelegte Habenichtſe, könnte jetzt irgend ein ſtarkes moraliſches Agens thun, ein immaterieller elektriſcher Schlag, der mit ſeinem Funken belebte, was für uns tot bleibt. Es iſt ſchamvoll zu ſagen, aber ich fürchte, hier rettet nichts als ein Wunder!"

Vorſichtig ſteckte die Padrona des Hauſes den Kopf zur Thüre herein und liſpelte: „Eine Dame verlangt zu dem Kranken. Darf ſie?"

Neugart ſprang auf. „Eine Dame! Das Wunder! das Agens! der elektriſche Schlag! Herein mit ihr!"

Er bemerkte, mit welchem Blick der Doktor ihn

anſah und ſagte erſchrocken: „Pardon, ich habe es nicht frivol gemeint! Kein Gedanke daran! Freilich, das Weib iſt das Agens, das ebenſo verderblich als wohlthätig wirken kann. Und unſre römiſchen Damenbekanntſchaften ... Was ich nur ſelbſt ...“

„Sie iſt keine Römerin.“

„Wer iſt ſie? Was ſagte ſie? wie nannte ſie ſich?“

„Sie nannte ſich nicht und ſagte ſehr wenig. Aber das merkte ich ſchon: ſie ſpricht aus dem Buche.“

„Alſo eine Fremde?“

„Si Signori. Eine Fremde iſt ſie gewiß.“

Die Männer ſahen ſich an; Neugart, immer der Raſchere, winkte der Hausfrau ein Ja. Sie trat zurück und gab den Eingang frei.

Und hinter ihr kam es hereingeſchwebt — verſchleiert — ſchattenhaft — in Schritt und Haltung ein Bild, worin die Verzweiflung Reſignation und die Reſignation faſt eine beſcheidene Art von Heroismus geworden. Es war eine Geſtalt, weder geknickt, noch krampfhaft: künſtlich geſtrammt; es war das Unglück, aber am Stab ſeines letzten Troſtes, der Ergebenheit und der Pflicht.

Zwei Schritte über der Schwelle hob ſie ein wenig den Schleier. Die Männer ſahen in ein verweintes Geſicht. Sie ſchlug mit ſcheuer, taſtender Furchtſamkeit ihr Auge auf, that wieder einen Schritt vorwärts und zuckte zuſammen, als ihr Blick — auf

die ſpaniſche Wand fiel. Dort war das Schlachtfeld!

Der Doktor hatte ſchon ſeine Amtsmiene vorgenommen und den Mund zum Examinieren geöffnet; aber das alles verging ihm vor dieſem Anblicke. Er fragte die Fremde um nichts, ſondern winkte ihr ſtumm und höflich, auf dem Kanapee Platz zu nehmen.

Und — als fürchtete er nun ſelbſt ausgefragt zu werden, der arme Heilkünſtler, griff er nach Hut und Stock und begab ſich mit einer Verbeugung auf eine höchſt anſtändige Flucht.

Die Fremde ſaß da — in der ſtillen Aufregung des Kampfes zwiſchen ihrer Schüchternheit und ihrer Begierde nach dem Krankenlager. Der Baron ſtörte dieſen Moment nicht und ließ ſie Faſſung gewinnen, indem er die Gelegenheit ergriff, den Doktor vor die Thüre zu begleiten, um ſie allein zu laſſen.

Als er zurückkam, erhaſchte er juſt den Augenblick, wie ſie, als ob ſie etwas Verbotenes thäte, ans Krankenbett ſich heranſchlich. Sie wurde rot und ſtand erſchrocken, er aber, mit einem fein unterdrückten Lächeln, bot ihr zuvorkommend den Arm und führte ſie ſelbſt an Balms Bett, indem er ein paar Kuliſſen der ſpaniſchen Wand zurückſchob.

Da lag der kranke, in ſeinen Brandwunden fiebernde Mann. Seine Augen ſtanden groß offen. Seine Augen? Ach, dieſes graſſe, tote Glotzen, ſind das noch Augen? Es iſt kein Blick darin; in ſtarrſter Richtung ſtehen ſie juſt nach den beiden Perſonen zu

offen, aber es denkt nichts, es zuckt und bewegt ſich ſich nichts darin. Man ſchaut hinein und ſie geben ſo wenig einen Blick von ſich wie zwei Glaskugeln.

Der Baron fühlte, wie das Mädchen an ſeiner Seite ſchauderte und machte ſich gefaßt, ſie in ſeine Arme aufzunehmen. Sie aber, inſtinktmäßig ausweichend der fremden Mannesberührung, ſtürzt mit fluchtähnlichem Schrecken dem Kanapee zu, wo ſie in die Knie bricht und laut ſchluchzend ihr Geſicht in die Ecke birgt.

Innerſt ergriffen ſteht der Baron dabei. Was kann er ſagen? Eine Redensart! „Faſſen Sie ſich! Es ſieht ſchlimmer aus als es iſt. Es fehlt Ihnen nur die Erfahrung an Krankenbetten.“

„Das war das Auge meiner Mutter, die an einer tödlichen Lungenentzündung geſtorben!“ rang das troſtloſe Mädchen.

Der Baron ſtutzte; ſein Verſuch, ſie als Laiin abzufinden, war mißglückt. Aber der Diplomat in ihm antwortete mit Geiſtesgegenwart: „Eine Mutter gehört dem ſchwachen Geſchlecht an und unſer Freund dem ſtarken!“

Dieſe ſo einfache Logik machte Wirkung. Das Mädchen ſtillte die Thränen und ſtand auf.

Wir müſſen die Lage des Barons bedenken, um ihn jetzt zu entſchuldigen. Dort lag ſein totkranker Freund und hier ſtand ein Krankenbeſuch — faſt wie ein zweiter Kranker. Es war nicht geheuer. Es mochte für's erſte genug ſein. Kurz, er bot

der Fremden den Arm und ſagte fein, aber beſtimmt: „Wohin befehlen Sie jetzt, daß ich Sie nach Hauſe begleite? Während wir abweſend ſind, ſchicke ich die Padrona herüber. Die Beſuche des Kranken dürfen leider nur kurz ſein. Es bedarf der äußerſten Schonung. Ich ſtehe zu Ihren Dienſten, mein Fräulein.“ Und mit der Miene, als wäre er im Begriff fortzugehen, zog er ſeine Handſchuhe an und langte nach ſeinem Hut.

Aber das Mädchen ſtarrte ihn an wie einen Feind. Sie wich einen Schritt zurück, ſie hielt ſich mit der Hand am Kanapee feſt, und — ſprach ſchon, noch ehe ſie ſprach. Als ſie den Mund öffnete, ſagte ſie feſt und ruhig wie ein Geſetz: „Ich bleibe hier. Ich muß hier bleiben, alle Tage, alle Nächte, ſo lange — bis ſich's entſchieden hat.“

Der Baron iſt aus dem Felde geſchlagen. Er fühlt ganz, wovon die Rede iſt. Aber wer iſt's, der ſo reden darf? Wer iſt die Fremde mit der Buchſprache und dem fremden Accent? Er wünſchte, der Doktor wäre noch da. Einſtweilen zieht er ſich auf ihn zurück und ſagt — ausweichend und ausholend: „Der Ordinarius hat zärtliche Krankenbeſuche nicht vorgeſehen. Hoffen wir alſo, daß er keinen Feind der Heilzwecke erkennt — in einer Freundin des Herzens, vielleicht einer Braut.“

„Iddio, eine römiſche Braut!“ rief das Mädchen, wie von einem Pfeilſchuß getroffen. „Und ſeine

deutſche hat er mit einem ſchweren Unrecht verlaſſen!"

„Wofür er den Tod leiden muß!" rief der Baron außer ſich; „oder vielmehr leiden müßte, wenn nicht Gnade bei Gott und Liebe bei den Frauen wäre! Sie ſind es ſelbſt! Sie ſind die deutſche Braut, Sie ſind Agathe, die Tochter unſeres berühmten . . ."

„Bſt, bſt! Ich bin ein Weib, das ſeinen Pflichten nachgeht."

Aber im Feuer ſeiner Freude ergriff ſie der Baron an beiden Händen und konnte ſich nicht ſatt freuen, wie er ihr lachend und dankbar ins Auge ſchaute. „Ja, ſo ſtimmt's, ſo ſtimmt's!" rief er aus. „Sie ſind es ſelbſt. Mein Herz ſagte mir's, Ihre Erſcheinung ſagte es, wie Sie hereintraten; alles ſagt's, alles ſtimmt. Irre gemacht hat mich nur eines, die Zeit. Erſt der fünfte Tag dieſes Unglücks iſt heute; ich ſelbſt habe mir noch nicht das Herz genommen, nach Hauſe zu berichten, viel weniger daß ſeit einem ſolchen Berichte auch ſchon eine Reiſe hierher möglich geweſen wäre."

Und er nötigte ſie jetzt ſelbſt auf das Sopha zurück und beſchwor ſie, das Wunder zu erzählen, womit das zugegangen ſei.

Aber ihre Antwort erklärte das Wunder mit einem bloßen — Zufall, wie es die Nüchternen nennen würden. Schon ſeit dem Tode der Mutter ſtehe die italieniſche Reiſe unter den Lieblingswünſchen des Vaters obenan. Die Beſtellungen aber ließen den

kunſteifrigen Mann von Jahr zu Jahr zu keinem rechten Abſchluß gelangen; es ſchien, als ob die Nadel des Kupferſtechers nur immer geſchätzter würde, je mehr man erwartet hatte, daß Photographie und Farbendruck ſie brach legen müßten. Genug, Italien blieb in allen Rechnungen, Entwürfen und Phantaſien fortwährend am Horizont ſtehen, aber ein halb Dutzend Jahre waren vergangen und der Traum wollte nicht Wirklichkeit werden.

„Und ſo wählte Ihr Herr Vater juſt das turbulenteſte Jahr?“ fragte der Baron. „Das Jahr des Kriegs, der Unruhen, der politiſchen Zuckungen und Verwirrungen; das Jahr, wo der aufgeregte Heſperidengarten am wenigſten gartenhaft iſt, das Jahr, wo die fremden Reiſenden ausbleiben und die ſtationären Fremden fortgehen?“

Agathe hielt zaudernd inne und wurde rot. Nach einer Pauſe antwortete ſie: „Der Papa ſagte, nun ſei es die höchſte Zeit. Wer Rom ſehen will, muß das papale Rom ſehen und man könne nicht wiſſen, wie bald das zu Ende gehe. Für die Menſchheit ſei es zu wünſchen, für Künſtleraugen aber gäbe Rom kein ganzes und volles Bild ohne den Thron des Papſtes, ohne Kirchengang und Prieſterherrſchaft.“

Das klang ja plauſibel. Und doch hatte ſie geſtockt und war rot geworden, was der Baron, der ganz Aufmerkſamkeit für ſie war, ſtutzend beobachtet hatte. Indem er darüber nachſann, erriet

er, daß er dieſe Antwort — ſich wohl noch ergänzen müſſe. Er hatte ohne Zweifel die Wahrheit gehört, aber nicht — die ganze Wahrheit. Ach, und die ganze Wahrheit mochte freilich anders klingen und trauriger! Er ſah in ihr jugendlich-ſchönes, aber ſchmales und ſehr ſenſitives Geſicht und ſah Spuren eines Seelenleidens darin, welches vielleicht ſchon — phyſiſches Leiden war! Da hörte er im Geiſte einen Hausarzt, — führen Sie das Kind nach Italien, ſo lang es noch Zeit iſt und eh wir das ſchredliche Wort „Abzehrung" ausſprechen müſſen! Da hörte er im Geiſte ſie ſelbſt, wie ſie dem Ohre des Vaters ſich anſchmeichelt, hörte die Stimme ihrer verzagenden oder hoffenden Mädchenſehnſucht, hörte den Namen Italien bald wie ein Silberglöckchen, bald wie das Grabgeläute eines gebrochenen Herzens auf ihren vereinſamten Lebenswegen. Alle Vernunftgründe legt ſie dem Vater in den Mund, die vielleicht ihre eigenen waren, aber als Masken ihrer Herzensgründe. Und ſo ſieht er ſie jetzt in Rom, die lichtlechzende Blume, die ihre Sonne geſucht, ach, ihre untergegangene Sonne, aber doch ihre Sonne! In der ſtillen Würde ihrer weiblichen Pflicht ſitzt ſie da und wird ſich opfern und nicht fragen: wer war denn pflichttreu gegen mich?!

Der Baron ergriff ihre Hand und küßte ſie, mit einer Art ſchamhafter Hochachtung. Dann ſagte er ſtill und weich: „Verzeihen Sie mir die Härte, womit ich Sie zuvor entfernen wollte. Wir Blinden!

Seinen Rettungsengel entfernen! In dieſen Wänden kann niemand helfen als Sie. Wir beugen uns vor Ihnen, Sie gebieten, Sie ſind die erſte Perſon an dieſem Platze."

„Wo iſt Agathe?" lallte es mit einer unkenntlich ſchwachen und ohnmächtigen Stimme hinter der ſpaniſchen Wand.

Wie von einem Blitz durchzuckt ſchnellte das Mädchen empor und ſtürzte dem Bette zu.

Der Baron hütete ſich, die ärztlichen Warnungen vor den ſogenannten Gemütsbewegungen und Aufregungen in dieſem Augenblicke wörtlich zu nehmen. Mochte jetzt alles geſchehen, was in der Profanſprache ein kraſſer Exzeß hieß; in einer anderen Sprache heißt es, — und das erflehte der Doktor ja ſelbſt, — ein Wunder!

Es war ſtill, — der Kranke lallte nicht mehr. Sein Mund war jetzt wohl mit den Mädchenlippen aus Deutſchland verſiegelt! Seid geſegnet, ihr Lippen voll heiligem Lebenshauch! In der Seele Neugarts betete etwas. Er ſchlich ſich leiſe zur Thüre hinaus. Auch die Freundſchaft hätte jetzt nur entweihen, auch er hätte jetzt nur profan ſein können.

Als er wieder zurückkam, ſagte er zu Agathen: „Ich habe Ihnen hier im Hauſe Quartier gemacht. Sie ſprachen Ihren Willen aus, hier zu bleiben und Ihr Wille iſt jetzt Geſetz. Ich habe mit der Padrona alles in Ordnung gebracht."

Agathe war keines Wortes mächtig. Das alſo

war der Freund ihrer Freundin zu Hauſe! Wahrlich, ein männlicher Mann! Ein Mann, bei dem alles geborgen iſt, was er in ſeiner Thätigkeit angreift! Denn nur er konnte es ſein; ihr Herz ſagt es ihr, daß es kein anderer iſt und ſein kann. Welches Glück, dieſen Mann als Balms Freund zu finden! Welches Glück, ein ſolcher Freund!

Das ſagte ſie, indem ſie — nichts ſagte. Sie ſah den Baron mit einem feuchten, von Dankbarkeit ſtrahlenden Blicke an und reichte ihm beide Hände dar, einen herzlichen Druck mit den ſeinigen tauſchend. Der Baron aber ſagte mit einer Art begeiſterter Tüchtigkeit: „Teuerſte Freundin, laſſen Sie uns Bruder und Schweſter ſein! Der Platz, auf dem wir uns beide finden, macht uns dazu. Und den Bericht davon, ich bitte Sie darum, ſchreiben Sie nach Hauſe. Sollte ich dieſen Augenblick beſchreiben, — ich könnte es kaum!“ Dann aber, als ſchämte ſich der männliche Mann ſeiner Rührung, ſetzte er derber hinzu: „Welche Stümper ſind wir Männer, wenn wir zu lieben glauben! Was wiſſen wir von Liebe? Das Funkeln der ſilbernen Lichtſchere halten wir für das Licht!“ Und ſofort ſich beſinnend, lächelte er ſchalkhaft: „Um Gotteswillen, ſchreiben Sie das nicht auch nach Hauſe!“

Der Diplomat! Wußte er, was für ein Troſt es für ein bangendes Frauenherz iſt, einen wackeren Mann in einer gefährlichen Lage ſcherzen zu ſehen?

V.

Als der Legationsarzt bei ſeiner erſten Morgenviſite am nächſten Tag ans Krankenlager trat und den Puls fühlte, ſah er den Baron mit einem unausſprechlichen Blicke an und der Mund ſtand ihm offen. „Iſt ſeit geſtern hierorts gezaubert worden?!“ rief er in grenzenloſer Verwunderung.

In dieſem Augenblicke trat Agathe ins Zimmer — im Morgennegligee und mit vorgebundener Schürze. Mit einem ſtummen Wink deutete der Baron dem Doktor. Dieſer erkannte die verſchleierte Dame von geſtern, nur hatte er ſie geſtern noch leichter genommen. Jetzt aber ſtarrte er ſie mit einem langgedehnten freudigen „Ah“ von oben bis unten an, und als das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen und furchtſam genug die Frage wagte: „Wie finden Sie den Kranken?“ hielt er mit der Antwort auf eine faſt feierliche Art inne, ſah ihr dabei tief in die Augen, dann nahm er ihr Köpfchen in ſeine beiden Hände und ſagte väterlich: „Sehen Sie, mein Fräulein, an dieſem Kranken hoffe ich jetzt meine glänzendſte Kur zu machen. Wohl möglich, daß ſie in mediziniſchen Jahrbüchern verewigt wird. Aber den Doktor wird die Welt nicht nennen, ſondern bloß den Dieb, der den Doktor um ſeinen Ruhm geprellt hat. Denn der Doktor ſind Sie und der Dieb bin ich. So macht man, im Großen wie im Kleinen — Geſchichte!“

Ach freilich nennt die Geſchichte nur das Geräuſchvolle, während es eben das Geräuſchloſe iſt, welches Geſchichtsarbeit thut. Der ſchüchterne Schritt, den jenes weibliche Füßchen über die Schwelle geſetzt, war einer von den entſcheidenden Schritten im Leben.

Seit das Füßchen geſchritten kam, ſchlich ſich die Parze fort, welche den Faden abſchneidet, und trat jene ein, welche ihn ſpinnt. Dieſer unſichtbare Perſonenwechſel wird unter der fiebernden Stirn des tödlich Getroffenen alsbald ein ſichtbarer. Das iſt's, was der Doktor in ſeinem Falle „Geſchichte" nennt. Aber die Geſchichte iſt eine von denen, welche ſich nicht erzählen laſſen. Wer kann es erzählen, wie das Pünktchen im Ei zu einem Adler wird, oder das Pünktchen im Samenkorn zu einer Ceder? Und nichts anderes iſt Balms Krankengeſchichte. In ſein Blut, in ſeine Seele, — wer nennt es? auf den toten Spiegel ſeines erſtarrten Auges, das ſich den Außenſtehenden als bewußtlos darſtellte, fiel ein Mädchenbild in ſein Bewußtſein, wie ein Lichtſtrahl durch eine Ritze fällt, und ergriff das Bewußtſein noch an jenem äußerſten Saume, mit dem es vielleicht ſchon auf ewig entfliehen wollte. Da kam es zum Stehen. Da kam es zur Umkehr. Wie die fürchterliche Kraft, welche der Arzt die vis inertiae nennt, alles was in ihm noch lebendig war, thatlos und willenlos mit dem Tode anſteckte, ſo rollte das ganze Rad jetzt zurück und das Pünktchen, das kleine belebende Pünktchen, ſteckte alles, was in ihm tot war,

mit Leben an. Von dieſem Pünktchen heraus trieb und wirkte, keimte und ſproßte es jetzt, und während er noch daliegt, bald einem Leichnam, bald einem Raſenden ähnlich, arbeitet geheimnisvoll im Innern, aus dem Kleinſten und Zarteſten anfangend, der Blick eines Mädchenauges an ſeiner Geneſung. Das Empfängnis ihres Bildes wirkt unaufhörlich in ihm und kann gar nicht aufhören zu wirken, nicht bewußt, nicht unbewußt, im Schlafe nicht, noch im Wachen. Agathe wird die Mutter ſeines Lebens, denn ewig mütterlich und lebenſchöpferiſch waltet das Weibliche und gebiert der Natur, wie der Menſchheit, die Erneuerung.

Aber das Leben, ſei es auch geiſtigerweiſe, wird nicht ſchmerzlos geboren! Das Mädchen ſitzt nicht bloß da, ein ſtillbefriedigter Rettungsengel, der anſchaut und angeſchaut wird. Es braucht Rieſenkraft und koſtet Heldenarbeit, auf ihrem Platze zu ſitzen. Es kommen Stürme, die ihr innerſtes Mark erſchüttern. Ja, ſie iſt Balms Frühling, wie ſie ſo treu und ſchön an ſeinem Bette ſitzt, aber der Frühling trägt Frieden und Krieg in den Falten ſeiner Toga und hat, um ſein Frühlingſein zu behaupten, oft den unbarmherzigſten Winter auszuhalten. Nicht immer haucht es ſo ſehnſüchtig-ſüß: „Agathe!“ von den Lippen des Kranken! Zumeiſt beherrſcht ein Teufel Balms Gehirn, ein ſchreckliches unverſtandenes Etwas, das keinen Zug aus dem unſchuldigen Ideenkreiſe des deutſchen Mädchens hat. Wie am Rande

eines vulkaniſchen Kraters ſitzt Agathe vor dem Haupte ihres Fieberkranken. Düſtere Flammen ſchlagen heraus und leuchten ſie unheimlich an. Höllenwerk arbeitet da innen. Es iſt, als ob die Sünde in ihrer eigenſten Mutterſprache redete. Töne vernimmt ſie, vor denen ihr Mädchenherz ſchaudert. Oft ſcheucht es ſie wie zur jähen Flucht, es graut ihr vor dieſem Manne, ſein Atem iſt Fluch, ihre Liebe Verbrechen. An Namen wie Damerata und Santafiore muß ihr Ohr ſich gewöhnen und welche Maſſen von Lavaſchlacken ſpeit der Krater mit dieſen Namen aus! Und doch; je mehr ihr Ohr an den verwilderten Schall dieſes Irrelallens ſich gewöhnt, deſto vernehmlicher wird ihr's, daß die entſetzlichen Gegenſtände, von denen er irreredet, ihn ſelbſt anſchaudern und ſein eigenes Grauſen ſind. Welchen Abenteuern führt ſein Wundfieber den ſpukhaften Reigen auf! Er ſchlägt ſich übermenſchlich mit ihnen herum, er ſtrengt ſich an, als ob er Berge wälzte. Umſonſt! Es müſſen ungeheure Mächte ſein, die ihn umkrallt halten, — Ereigniſſe und Geſichte — in keiner Ewigkeit zu vergeſſen! Sie kehren immer wieder. Er redet irre, aber er empfindet mit einem ſchauderhaften Zuſammenhange. Innere Brandwunden ſind's und ſie haben ſich ganz durch ſeine Seele gebrannt. Oft ſinkt er, erſchöpft von Kämpfen und Qualen zurück und beklagt in Tönen des rührendſten Schmerzes das Martyrium der Menſchheit. Dann hält ſie ſein Haupt auf ihrem Schoße, benetzt es mit ihren Thränen

und ruft aus der Tiefe ihres Jammers zum Himmel empor: Armer, unglücklicher Mann, auf welchem Schlachtfelde biſt du gefallen?! Könnte ich die Gedanken, die dich quälen, wie Kugeln und Degenſpitzen aus deinen Wunden ziehen! Wehe den Feinden deiner Ruhe, und wehe, wenn du — deiner Feinde Freund warſt!

Es waren die Tage der Kriſis. Agathe hilft ſie dem Kranken, aber der Baron Neugart hilft ſie Agathen durchkämpfen. Und womit belebt man in ſchweren Tagen den Mut einer Braut? Mit der goldenen Zukunft ihres Brautſtandes. Der Baron hält dieſen Gegenſtand für die glücklichſte Wahl ſeiner Unterhaltung. Er wird faſt zum Dichter, um mit Feinheit und Leichtigkeit das ewig Nämliche ewig angenehm und abſichtslos zu ſagen. Aber die angenehme Wirkung bleibt aus. Nicht einmal kalt und gleichgültig hört ſie, ſie ſcheint gar nicht zu hören. Sie will nichts wiſſen von einem Brautſtande. Der Baron ſtutzt. Iſt die Prüderie eines Bürgermädchens ſolcher Verſtellungen fähig? Es paßte doch ſonſt nicht zu ihrem Charakter! Zwiſchen ihr und der Hausfrau kann nur italieniſch geſprochen werden, und ſo oft ſie die Hausfrau als Balms „sposa“ behandelt, bemerkt der Baron, daß ſie es ſorgfältig in „compatriota“ verbeſſert. Der Baron verhehlt ſich nicht länger, daß das eine Bedeutung habe. Welche? das beunruhigt ihn. Und in der Rolle des Bruders, die er angenommen hat, fragt er ſie endlich frank

und offen danach. Da antwortete ihm Agathe: Balm hat seine Braut verabschiedet, ich bin nicht seine Braut. Aber ich will mir nicht als barmherzige Schwester erschleichen, was ihm an meiner Mädchenehre zu fehlen scheint. Er wollte frei sein und ich geb' ihn auch frei, sobald er gesund ist.

Auf gut bürgerlich stellte Agathe sich vor, daß Freunde keine Geheimnisse haben, daß sie von ihren Herzensangelegenheiten sprechen, kurz, daß der Baron alles wisse, was zwischen ihr und Balm stehe und was sie selbst nur andeutungsweise wußte. Aber der Baron wußte nichts. Ihre Worte trafen ihn wie ein Donnerschlag. Er hatte Mühe, seine Betäubung zu verbergen und Fassung zu heucheln. Es geschah von oben bis unten ein Riß in seine ganze Anschauung dieses Verhältnisses.

Als er allein war, schlug er sich vor die Stirn und verwünschte seinen Leichtsinn. Er dachte an den Brief seiner Braut, den er in einer beschäftigten Stunde empfangen, flüchtig gelesen, kurz besessen und dann vermißt, wahrscheinlich verloren hatte. Er erinnerte sich nur noch auf eine zerstreute Weise, daß darin von Mädchengeschichten die Rede gewesen, die er ziemlich leicht genommen, wie ein Mann das Weibliche immer ein bißchen für Spiel und Tand hält. Dieser männliche Hochmut rächte sich jetzt. Der Gegenstand jenes Briefes stand lebendig vor ihm und war ein Ding von ungeheuerster Wichtigkeit. Nichts

war wichtiger! Es war ein Ernſt um Leben und Tod.

Aber wie glücklich, daß die Gefahr ſich noch rechtzeitig zeigte! Daß die Schweſter das liederliche Brüderchen, das ſo gar nicht eingeweiht war, als einen Eingeweihten behandelt! Welch ein Weib! Alſo alles, was er da Liebendes ſieht, das iſt nicht einmal der Egoismus der Liebe! Mit dieſen Blicken, dieſen Tränen, dieſen aufgeopferten Tagen und Nächten, mit all dieſer ſüßen, mütterlich holdſeligen Zärtlichkeit ſteht ſie ihrem Pflegling innerlich unberührbar gegenüber und wird eines Tages geräuſchlos, wie ſie gekommen, wieder verſchwunden ſein! „Er wollte frei ſein und ich geb' ihn auch frei, ſobald er geſund iſt.“ Welch ein Mädchenſtolz im demütigſten Magdtum! Gräßlich, gräßlich, dachte der Baron, indem er in großen Schritten ſeine Bewegung austobte, was wir Männer für unſere Weiberkenntnis halten! Pſychologie ohne Pſyche, denn erſcheint das wirkliche Weib, ſo müſſen wir umlernen wie Schulknaben!

Aber warte, du deutſches Trotzköpfchen! gärte es weiter in ihm. Alſo da will's hinaus! Von der Liebe nur noch die liebende Großmut, nicht jenes „do ut des“, jener Tauſch um Tauſch, wovon wir anderen Sünder leben! Habe Dank, du kleine Heilige, daß dein nordiſcher Mädchenmai dieſes ſchneidende Eislüftchen mir zugefächelt! Man wird ſich vor einem Witterungswechſel zu ſchützen wiſſen.

Er dachte ſofort daran, die nächſte gute Stunde zu erlauern, um dem Kranken, wenn er eine Gemütsbewegung aushielt, ſeine wichtige Entdeckung zu verraten. Es trat hier der Fall ein, daß der Freund dem Freunde näher ſtand, als die Geliebte dem Geliebten und daß der Gemeingeiſt des gleichen Geſchlechtes ein ſtärkeres Band war, als die Liebesbande des ungleichen. Baron Neugart war voll Verſchwörungseifer gegen Agathen und für ſeinen Freund. Er fühlte ganz, daß das eine jener Lagen ſei, wo Liebe ſich unglücklich macht und nur Freundſchaft der richtige Mittler iſt.

Auch fehlte es gar nicht, daß ihm alles nach Wunſche ging. Es lag in den Verhältniſſen ſelbſt. Agathe hatte ja ihren Vater in Rom, und in dem Maße, als die grimmigſte Todesgefahr vor Balm zurückwich, teilte ſie ſich zwiſchen dieſem und ihren töchterlichen Pflichten. So kamen allerdings Stunden, wo Neugart mit Balm allein war.

Und auch ſolche kamen, welche man die „guten Stunden" des Kranken nennen durfte und wo ein ernſteres Geſpräch mit demſelben allenfalls gewagt werden mochte.

Aber darin irrte ſich Neugart, wenn er gehofft, daß dann er die aktive Rolle ſpielen würde, Balms Geiſt war voll Thätigkeit und Selbſtbeſtimmung und gab nicht leicht Zügel ab, für die er die Kraft in ſeiner eigenen Hand fühlte. In dem Augenblicke, als Neugart auszuholen gedachte, war ihm Balm ſchon

zuvorgekommen und gab das Thema der Unterhaltung an. Er richtete ſich auf und begann mit einem Ernſt, daß man wohl ſah, er hatte auf ſeine gute Stunde ſo ſehnlich gewartet, wie Neugart ſelbſt, um eine wichtige Frage zu beſprechen.

„Sage mir, Bodo“, fing er an, „was iſt aus dem Orte geworden, wo man mich gefunden hat? Wir ſind in dieſem Augenblicke ungeſtört, ſcheint's; das Schickſal jener Stunde, inſofern es außer mir auch andere betrifft, hat mir lang am Herzen gelegen.“

Der Freund war beſtürzt. Was ihm ſelbſt auf dem Herzen lag, war jetzt aus dem Felde geſchlagen und nicht nur das, im ſchlechteſten Erſatz dafür ſollte er ſeinen lieben Kranken von einem düſteren und aufregenden Gegenſtand unterhalten.

Balm fixierte ihn aufmerkſam, denn er merkte wohl, mit welcher Verlegenheit der Baron ſchwieg. Endlich antwortete dieſer:

„Das Häuschen iſt niedergebrannt. Es hatte lauter feuernährende Stoffe im Innern.“

Balm nickte. „Sagen wir auch: feuer-würdige! Weißt du, was es enthielt? Ach, wenn du es wüßteſt! In dieſem Häuschen war die Welt befleckt, wie ſie es nicht vertragen kann. Gut, daß der Fleck ausgebrannt iſt. Die Menſchen haben Schönheitswaſſer — Bodo, das war ein Schönheitsfeuer!“

Der Baron ſah ihn argwöhniſch an. Ein ſeltſames Wortſpiel, wenn es auch einen Sinn gab, den

er verſtand. Aber das Wortſpiel ſchien ihm hart an der Grenze des Normalen und phantaſtiſchen Irrereden zu liegen.

Balm forſchte weiter: „Und Menſchenleben?“

„Das deinige iſt gerettet“, lächelte Neugart ausweichend.

„Das heißt: die beiden anderen ſind verunglückt“, ſagte Balm unerbittlich. Die Freunde belauerten ſich Aug' in Auge — der eine, ob er die Wahrheit ſage; der andere, ob er ſie vertrug.

Aber nicht lange dauerte das, denn Neugart, am liebſten männlich und kühn, nickte zuſtimmend und und ſagte: „Du haſt es erraten. Man hat aus dem Schutte zwei verkohlte Menſchenleichen ausgeſcharrt.“

Balms Züge verzerrten ſich. „So bin ich ihr Verräter“, murmelte er, „und bleibe es für ihre ganze Ewigkeit! An der Meinung einer Leiche iſt nichts zu ändern! Armes Weib! Ich ging ehrlich mit dir um, aber es war dir nicht gegönnt, es glauben zu dürfen. Es ſollte nichts, gar nichts rein ſein in deinem Leben, kein fleckenloſes Pünktchen!“

Thränen um Thränen liefen jetzt über ſein Geſicht, und ſeine Bruſt ſchütterte ſich in Schluchzen. Der Baron ſah es mit Staunen und Angſt.

„Von dieſen Thränen darfſt du Agathen nichts ſagen“, verſuchte Balm zu lächeln. „Sie bedeuten nichts, es iſt eine rein phyſiſche Schwäche.“

In der That war die gute Stunde vorbei —

der Kranke wurde ſchwächer — ſchauerte unruhig hin und her — und entſchlummerte in Phantaſien.

Mit verfehltem Zwecke zog ſich Neugart zurück. Der ganze Gewinn dieſer Stunde war nichts als eine faſt zur Tantalusqual verſchärfte Neugierde, was ſich alles zum Knoten jenes Brandunglücks verſchlungen und von welchen Geheimniſſen die Rede ſein werde, wenn ſich Balm einmal ausſprechen wird.

Der Baron ertrug es mit Ungeduld, unterdeſſen nichts thun zu können, als auf eine neue Gelegenheit zu warten. Einen Augenblick verſuchte er den kürzeſten Weg, nämlich auf Agathen ſelbſt einzuwirken, und um ihr Wort, das ihn ſo ſehr erſchreckte, in Güte zu handeln. Aber er war nicht glücklich damit. Agathe ſchien zu bereuen, wie viel ſie geſagt und wie weit ſie gegangen, denn ſie änderte jetzt ihre Haltung, aber ſo taktvoll und fein, daß ihr nicht beizukommen war. Sie entzog dem Baron ihr Vertrauen nicht, gewährte dem Freunde was des Freundes war — aber nicht mehr. Der Baron ſah ihr jetzt zu, wie ſie das Vertrauen verwaltete und nicht mehr verſchenkte. Sie fühlte ihr Recht, gewiſſe Dinge für ſich zu behalten und jeder, auch der beſtgemeinten, Teilnahme ſich ſanft zu entziehen. Da war ihm ſeine Grenze geſteckt, denn er durfte ihr nicht unrecht geben.

Wäre ein Diplomat je ohne Hoffnung und Pauſieren nicht die geübteſte ſeiner Künſte, ſo hätte ſich Baron Neugart in dieſen Tagen ſein erſtes graues Haar wachſen laſſen. Es kamen die ſchlimmſten Stun-

den jetzt auch für ihn. Er ſtand zwiſchen Balm und Agathen; er wußte, hier iſt irgend etwas nicht ganz und heil, hier zieht ſich eine feine Bruchlinie durch ein ſcheinbar feſtes Verhältnis; er fühlte, wie viel in ſeiner Hand lag, er fühlte auch ſeine Hand, aber er ſuchte eine Handhabe. Mit Balm ſah er ſich faſt gar nicht mehr zu zweit, immer war Agathe da. Wie ſie ihren Kranken bewachte, ſagte ſich der Baron, daß ſie ihn eigentlich belagere und abſchließe. Er fühlte, daß er in ihrem Argwohn ſtand.

Sei es darum! reſignierte er endlich. Vielleicht finden ſie ſich juſt eben dadurch. Vielleicht geht's auch ohne dich.

Bravo! du braver Diplomat. Das ſind die beſten Künſtler, denen es aufdämmert, daß ihre Kunſt auch entbehrlich ſei. Der Natur vertrauen, iſt unter allen Umſtänden Kunſtweisheit — bei Künſtlern, Aerzten, Diplomaten, in den Verhältniſſen der Liebe und Freundſchaft.

Balm und Agathe fanden ſich im Heiligtum ihres eigenen Herzens.

Eines Tages ſagte Balm zu Agathen: „Sage mir, Liebe, warum hat mich der Vater noch nicht beſucht? Du ſprichſt viel und gern von ihm — warum haſt du ihn noch nicht mitgebracht?“

Das Mädchen antwortete: „Er läßt dich grüßen. Du mußt ihn entſchuldigen. Noch iſt ihm Rom zu neu und ſein erſter Kunſtdurſt noch nicht geſtillt.

Auch ſoll unſer Patient ſelbſt noch ein bißchen erſtarken. Warte nur noch, die Zeit bringt alles."

Wie wahr und natürlich klang das! Ja, wenn es Balm bloß gehört hätte! Aber er hat es auch geſehen! Er hat es mit ſcharfen Sinnen geſehen, wie jeder, der ſchwach iſt, ſeine Stärke im Wahrnehmen hat. Und das Bild hatte anders geſprochen als das Wort.

Als er Agathen fragte, ſah er ſie ſtutzen. Ein ſeltſam fremder Zug überläuft ihr Geſicht; ihr Antlitz zuckte wie eine Mimoſe, die unter der Berührung ſich ſchließt. Die Pſyche dieſes Antlitzes ſchloß ſich. Hierauf hatte ſie inne gehalten — nur eine Sekunde lang, aber in dieſer Sekunde wurde ihre Antwort — gemacht. Ja, es war eine gemachte Antwort, dieſe ſo harmloſe und natürliche. Es war wie die Antwort einer Mutter, wenn ihr Kind einen Stern des Himmels verlangt und ſie ſagt treuherzig und ernſthaft: Gleich, mein Herzchen, ſchick' ich den Johann nach einer großen Leiter! Und hat denn Balm nicht wirklich wie ein Kind gefragt? Er erſchrickt, wie ſehr er noch krank iſt. Ein Kranker ſpricht aus, was ihm einfällt und hat ſich daran gewöhnt, daß er in all ſeinen Einfällen verhätſchelt wird. So er. Was er dieſen zwei Menſchen ſchuldig geworden, bedarf noch einer anderen Wiederherſtellung, bis er den Beſuch des gekränkten Vaters erwarten darf!

Dieſe Gedanken durchliefen Balm, nachdem er das erſte Wort dazu von Agathens Mienen abgeleſen.

Jetzt ergriff er die Hand des Mädchens und ſagte: „Agathe, was denkſt du von meinem Verſtande? Ich erdreiſte mich zu fragen, warum der Vater nicht kommt, und habe noch nicht gefragt, womit ich es verdient, daß nur die Tochter gekommen."

Agathe erbleichte. Ihren Körper durchlief ein Schauer. Mit der Wendung einer Minute war alles geſchehen. Balm hatte zuvor wie ein Kind und jetzt wie ein Mann geſprochen. Die große Kataſtrophe war da.

Balm ſah, was in ihr vorging. Er ergriff ihre Hand, ſtreichelte ſie beruhigend und wollte ſie küſſen. Sie zog ſie ſachte zurück. Balm ſah ſie fragend an. Dann ſagte er: „Du haſt recht. Damen die Hand zu küſſen, gehört nicht zur Krankenpflege. Liebkoſungen ſind eine Freiheit, die ich mir erſt wieder verdienen muß. Ich werde geſund — ich werde mündig — und du —"

In dieſem Augenblicke war er ganz nahe daran, faſt von ſelbſt zu erraten, was Agathe zu Neugart geäußert und was dieſer ſo ſorgfältig ihm beibringen wollte. Sein Bewußtſein wurde immer heller und kräftiger.

So verging eine Weile. Balm hatte die Hand wieder geſucht, nicht um ſie zu küſſen, ſondern bloß um ſie zu haben und zu halten. Das gewährte ſie ihm. Ermuntert von dieſem Erfolge, hob ſich Balm ein wenig im Bette, ſuchte eine haltbare Haltung,

dann ſagte er: „Zwiſchen mir und dieſer kleinen lieben Hand liegt eine Beichte. Laß ſie mich ablegen, dieſe Beichte, damit dieſer Zwiſchenraum verſchwindet. Fürchte dich nicht; ich werde mich nicht übernehmen, es wird kein Exzeß ſein. Wie ſollte es auch? Was habe ich denn zu erzählen? Viel Schein, nicht wenig Uebereilung, das Unglück des Irrtums und den Sieg der Wahrheit, die endlich von ſelbſt reift. Das iſt der Rahmen. In dieſem Rahmen geht's bunt und toll her, aber — im Grunde iſt jede Menſchengeſchichte einfach. Faſſe dich alſo und höre mich!"

Balm begann ſeine Erzählung. Er richtete ſeine Beichte für ein weibliches Ohr ein, welches er ſchonte, ohne ſich ſelbſt zu ſchonen. Das war alles, worin er Kunſt ausübte: ſonſt verkünſtelte er nichts an ſo vielen, unſagbar natürlichen Dingen. Er machte nichts Krummes grad, vermied auf dem Wege ſeiner Abenteuer keinen von den Steinen des Anſtoßes, ſo ſchwer und ſo viel ihrer waren. Er legte ein Zeugnis der Wahrheit ab, vom Anfang bis zum Ende.

Das Ende wäre freilich die Geſchichte des Brandunglücks geweſen, aber ſeine Erzählung erreichte ihr Ende ſchon an dem Punkte, wo der arme Zuppa das ſeinige erreichte. Denn als Balm nun die Ermordung des Malers erzählte, und wie er ſeinen letzten Lebenshauch in dem Namen „Marcheſe Santafiore" auffing, da riß ſich Agathe wie eine Verzweifelte

von ihm los und brach mit Heftigkeit in die Worte aus: „Und nach mir haſt du ihn nicht gefragt? Haſt ihm nicht die Frage ins Ohr gedonnert: malteſt du je ein deutſches Mädchen, namens Agathe Frommhold? Er iſt geſtorben, ſag', er iſt geſtorben, ohne dieſe Erklärung, und nun bleibt es auf ewig im Dunkeln? Jener heimliche arme Sünder war dir näher als ich? Rache, Genugthuung, Satisfaktion, wie ihr's nennt, erfüllt euere Lebensgeiſter mehr als alles andere? O, ihr Männer, ihr unſeligen Selbſtlinge, verſchwören ſollen wir es . . ."

Aber das Wort ſtockte ihr, denn es brachte ſie außer Faſſung, wie groß und mild ſie Balm anſah. Er hatte lange die italieniſche Leidenſchaft geſehen und die deutſche war ihm faſt neu geworden. Er ſchien ſie mit Wohlgefallen, ja mit einer Art Nationalſtolz zu ſehen. Das kam doch gleich aus der tiefſten Menſchentiefe, aus dem innerſt-ſittlichen Kern heraus und war nicht bloß Temperament! Sein Auge, für Stil und Form jetzt geübter, ſah den Stil dieſer Leidenſchaft und er ſah einen Reiz darin, der eigentlich der gehaltvollere war. Aber Agathe merkte, daß ſie vor einem bloß äſthetiſch-betrachtenden Auge und gar nicht vor dem richtigen Forum redete. Das verwirrte ſie.

So kam Balm zum Worte. Er bemächtigte ſich ihrer Hand, zog ſie wieder an ſich und antwortete ihr: „Du kannſt dir vorſtellen, Agathe, daß mir der Gedanke an dich zuerſt durch den Kopf fuhr. Aber

juſt indem er dicht vor mich hintrat, daß ich ihn nur auszuführen brauchte, erkannte ich den ganzen Abgrund zwiſchen mir und dieſem Gedanken. Ich erſchrak davor. Alſo dieſer unreine Mund ſollte mir die Reinheit meines Mädchens bezeugen! Bis auf das Zeugnis eines Zuppa wäre ich heruntergekommen! Es iſt viel geſchehen; ich habe viel gethan, was ich ungethan wünſchte. Ich kann's nicht ändern, kein Gott kann es; was gethan iſt, iſt gethan. Aber läßt ſich im Vergangenen nichts mehr gut machen, ſo giebt es doch ein Verdienſt, das mir noch übrig geblieben: ich kann an dich glauben! Thue ich auch das nicht, kommt die Wiederherſtellung, die ich dir ſchuldig geworden, nicht aus meiner eigenen Ueberzeugung, aus meinem eigenen Herzensglauben, und brauche ich einen Eideshelfer wie Zuppa dazu, einen Reinigungszeugen, der dich am meiſten verunreinigt, — dann iſt alles aus und nichts mehr zu retten! Dann giebt's kein Glück mehr, nach dem ich meine Hand ausſtrecken dürfte; ich habe keins mehr verdient, — ich habe meine Selbſtachtung verloren!"

„Das iſt mein Juſtus!" ſchrie Agathe und warf ſich lachend und weinend auf Balm. „Jetzt biſt du wieder mein! Und wäreſt du durch alle Brände der Hölle gegangen, als ein weißer Schwan mit unverſengten Flügeln kommſt du mir wieder zurück! Mit dieſem Worte bin ich dein Weib, deine Magd und bin ſtolz, daß du eine Höhe mit mir teilſt, die ich ſelbſt nicht habe und unter der ich zurückgeblieben!"

„Und ſo bin ich deiner noch wert geblieben und du nimmſt mich noch an?“ ſagte Balm. „Ich danke dir, ich danke dir, du Engel!“ Und die Liebenden lagen ſich in den Armen, und Wunden und Herzen — geneſen war alles, was krank geweſen!

VI.

Wieder iſt eine Verſammlung in unſerm Krankenzimmer, aber nicht mehr jenes ſchauerliche Fünfrichter-Kollegium über Leben und Tod, das man ein ärztliches Konzilium nennt, ſondern ein Perſonenverkehr, deſſen Tendenzen weitaus gemütlicher ſind. Die fünf Perſonen ſind folgende. Erſtens, der Legationspaſtor; zweitens, ein Notar; drittens, der Brautvater; viertens, Baron Neugart als Zeuge des Bräutigams; fünftens, die Padrona des Hauſes als Zeugin der Braut. Dieſe treffliche Frau hat ſich durch gemütliche und praktiſche Teilnahme den heutigen Ehrenplatz billig erobert und iſt glücklich mit den Glücklichen. Domenica, Damerata, der faunifche Zwerg und der ehrwürdige Santafiore, — ſie alle ſind die Treppe ihres deutſchen Mietsmannes hinauf und herabgegangen, ſie alle ſind gekommen und wieder gegangen. Endlich kam das Mädchen, das nicht mehr ging, das dem deutſchen Mietsmann zur Lebensgefährtin wird und ſeinem Leben Ordnung und Stetigkeit bringt. Balm läßt ſich in ihrem Hauſe trauen. Die Padrona iſt nicht wenig ſtolz auf dieſe Ehre

und hat zeitlebens beteuert, nichts ſei ſchöner und feierlicher als eine lutheriſch-deutſche Trauung, obwohl nichts prunkloſer und ſpektakelärmer für echt römiſche Sinne. Aber die Padrona hat ſich eine Thräne um die andere getrocknet während der ergreifenden deutſchen Traurede, von der ſie kein Wort verſtanden hat.

Balm war zum erſten Male aufgeſtanden und in die Kleider gegangen, als er den Ring wechſelte. Und wenige Stunden nach der Ceremonie empfahl ihm der Arzt ſchon wieder, ſich zu Bette zu legen.

„Ohne meine Braut!“ flüſterte Balm zu Neugart. „Wahrlich, die Nemeſis packt mich. In dieſem Rom war manche Frau mein, die nicht mir gehörte und jetzt gehört eine Frau mir und iſt nicht mein.“

„Du haſt's gewollt!“ antwortete der Freund.

„Und zwar mit ganzem Ernſte, wenn ich auch darüber ſcherze“, gab Balm zurück.

In der That war es das drangvolle Ungeſtüm ſeines Geiſtes, womit er trotz ſeines Krankenbettes auf dieſer frühen Trauung beſtand. Wie alle Starken war er ungeduldig als Kranker, ungeduldig und melancholiſch. Er erwog die Gefahren der Rekonvaleszenz, Diätfehler, Recidiven und empfand es als ſeine unaufſchiebbarſte Pflicht, ſeiner lieben herrlichen Dulderin den Charakter ſeiner Frau zu geben. Laut äußerte er ſich minder ſorgenvoll, ſondern ſagte bloß: „Ich bin nun einmal der Mann der Uebereilungen.

Ich habe mich ſo böslich übereilt, daß ich es auch einmal gütlich kann."

Und ſchon des anderen Morgens, nach dem er ſich mit Agathen erklärt, ließ er die Trauung vollziehen. „Soll es mir wohl ſein", ſagte er, „ſo will ich dieſen ganzen langen Roman endlich bei ſeinem Abſchluſſe ſehen. Und mit dem Ring am Finger iſt er's. Neubildungen einer verbrannten Haut gehören nicht mehr hierher." Dagegen ließ ſich nichts einwenden. Und es kamen die fünf Perſonen und hatten Feſtkleider an und machten feſtliche Mienen — und der Roman war bei ſeinem Abſchluſſe!

Gleich nach ſeiner Trauung wurde Balm Strohwitwer, denn Vater und Tochter ſetzten ihre Reiſe nach Unteritalien fort. Eine gute und einladende Gelegenheit ergab ſich dazu, welche zu benützen Balm ſelbſt ſie eifrig ermunterte. Aus Balms und Agathens gemeinſamer Vaterſtadt war eine kleine, ihnen beiden befreundete Familie in Rom eingetroffen. Der Rektor des Gymnaſiums, ein betagter Junggeſelle, ſeine Schweſter, eine Matrone und Witwe, ihre Tochter, ſeit einem halben Jahre gleichfalls Witwe von einem jungen hoffnungsvollen Mann, welcher in einem Schiffbruch tragiſch geendet. Die erſte und die letzte dieſer drei Perſonen waren es zumeiſt, welche der Reiſe den Zweck gaben. Der gelehrte Doktor ſchmachtete ſchon ſeit manchem Jahr nach dem „klaſſiſchen Boden", während die Witwentrauer der jungen Frau ein Gemütsleiden wurde, welches Aerzten und Laien

Bedenken einflößte und endlich den wohlgemeinten, ja dringenden Rat erzeugte: In die Lüfte Italiens! Da war der Doktor fast froh, daß ihm die Zärtlichkeit des Onkels Flügel machte, die seiner bedächtigen Langsamkeit der „klassische Boden" allein von Frist zu Frist nicht gemacht hatte. Die Familie reiste.

Und wirklich fing die junge Witwe an, in Italien aufzuleben, an Venedig, Bologna, Florenz Gefallen zu finden und den Heiligtümern des gelehrten Onkels eine mehr als geheuchelte Teilnahme zu bezeugen. Erst in Rom verstimmte sie wieder der ernste, melancholische Charakter von Stadt und Volk und ihr Gemüt verschleierte sich noch einmal trüber. Aber der brave Doktor reiste nicht als Pedant, was er jetzt in schönster menschlicher Weise zeigte. Der ganze Boden des Livius war ihm nicht so viel wert als ein heiterer Strahl in dem Auge der jungen unglücklichen Frau, und er selbst drängte am meisten in die schäumende Lebensfülle von Neapel und nach jenen Schauplätzen heitersten Klangs und Namens, die zu hören schon glücklich macht, — Bajä, Sorrent, Amalfi, Capri! In diesem Moment begegnete er einem deutschen Künstler auf der Straße, einem lieben befreundeten Gesichte, dem Kupferstecher Frommhold, und nun war die Freude groß und er versprach sich Vorteil zu Vorteil, wenn seiner Nichte außer dem schönen Parthenope auf einmal auch zwei liebe deutsche Landsleute mitten im fremden Volke zum Augen- und Herzenstrost zugesellt wären. Auch

Frommhold fand die Gesellschaft vorteilhaft und war sogleich für den Plan einer gemeinsamen Reise, nur daß er sich an seine Tochter und diese an Balm gebunden fühlte. Nichts war ihm daher erwünschter, als daß an demselben Abend Agathe ihn bat, den kranken Balm zu besuchen. Es war der Abend, wo am Morgen zwischen Balm und Agathen die Szene der Verständigung stattgefunden und „die barmherzige Schwester" wieder zur Braut geworden.

Er war gekommen, der gute Vater und bescheidene Schwiegervater. In der Lampenbeleuchtung eines Krankenzimmers sahen sie sich wieder, der Schuldige und der Gekränkte. Balm begann sogleich aus übervollem Herzen zu bekennen und abzubitten, aber er sprach zu einer etwas weltscheuen und linkischen Künstlernatur, zu einem schlichten Bürger und bescheidenen Kupferstecher, der nie andere Ansprüche gemacht als an seine Radiernadel. Mit Verlegenheit lehnte er Balms Worte ab und begann alsbald selbst, zu bitten und gute Worte zu geben. Er hätte nach Rom jedenfalls Neapel und das Museo Bourbonico besucht, aber anstatt die Zeit dazu zu wählen, komme sie ihm jetzt entgegen und zwar schon von heute auf morgen. Die Gesellschaft der Heimatsfreunde aber sei ihm hoch willkommen, denn er habe in Rom mit Schmerzen empfunden, daß er die schönen und herrlichen Sachen doch nur als Zeichner, also mit Verlaub zu sagen, doch nur als Handwerker ansehe und nun freue er sich, daß der gelehrte Rektor

als Philoſoph, Philolog und Archäolog die höheren Beziehungen und den inneren Zuſammenhang dieſer Dinge ihm aufſchließe und ihn mit der Kunſtgeſchichte bekannt mache, nachdem ſein Wahn auf ewig zu Ende ſei, daß man ein Kunſtwerk ſchon habe, wenn man es in ſeiner Gegenwart habe. Kein geringerer Gewinn ſei dieſe Reiſegeſellſchaft auch für Agathen. Das gute Kind habe ihn doch ſtark bemuttern müſſen; er ſei unbeholfener in der Fremde, als er es ſelbſt gewußt; Verſorgung, Verrechnung, die ganze Laſt des Reiſehaushaltes habe ſie faſt allein getragen; ſie werde aufatmen und jetzt erſt die Reiſe genießen, wenn ſie von dieſen Mühen und Sorgen frei wird, denn das praktiſche Regiment führten die Matrone und ihr Bruder, der Rektor, vortrefflich. Aber das alles koſte freilich den Preis, daß ſie ſich nach den drei andern richten müßten und dieſe gingen nach Neapel je früher je lieber.

So erbettelte ſich der Kupferſtecher ſeine Tochter von Balm und hatte in ſeiner liebenswürdigen Anſpruchsloſigkeit ganz vergeſſen können, daß die Partie eigentlich umgekehrt ſtand. Natürlich gab Balm ſeine Erlaubnis, ja er drang ſelbſt darauf, daß ſich Agathe nach ihrer Krankenpflege dieſe Erholung gönne; aber ſein Verlangen nach der Trauung bekam dadurch den letzten Nachdruck. „Wenn ſie reiſt“, ſagte er, „ſo ſoll ſie nicht zwiſchen Thür und Angel reiſen; ſie ſoll reiſen als meine Frau und mit meinem Namen.“ Und die Dinge gingen nun raſcheſten

Bibl. Univ. Lpz.

Schrittes. Des anderen Tages war er getraut und ſchon am zweitnächſten — Witwer, denn die Kolonie brach nach Neapel auf.

Der Baron Neugart vertrat ſeinen Freund in den Pflichten der Galanterie und begleitete die Reiſenden ein paar Miglien auf die Straße nach Neapel. In der heiterſten Laune kam er zurück. „Die ſind beſorgt und aufgehoben", jubelte er ſeinen Legationsdoktor an; „ſind wir Glückskinder? Dieſes unſchätzbare Mädchen kam uns im rechten Augenblicke, aber im rechten Augenblicke ging ſie jetzt auch. Wie die Geſundheit unſeres Freundes jetzt ausreiſen ſoll, ſo geſchieht es wahrlich nicht durch bräutliches Koſen und verführeriſche Frauennähe. Wie vom Himmel fällt uns dieſe neapolitaniſche Reiſe!"

„Sie ſprechen ja wie unſereiner", ſchmunzelte der Doktor. „Inzwiſchen" — ſetzte er ernſthafter hinzu, — „auch die Langeweile, die Sehnſucht, die Ungeduld haben ihre Gefahren. Reizbar und aufgeregt möchte ich ihn auch wieder nicht ſehen. Sie haben ſo viel gethan, teurer Baron, Sie thäten Ihr Letztes und Beſtes, wenn Sie für die Leere dieſer Tage einen tüchtigen Lückenbüßer wüßten."

Auf den Baron ſchienen dieſe hingeworfenen Worte Eindruck zu machen. Er ſchritt auf und ab und ſann vor ſich hin. Dann blieb er vor dem Doktor ſtehen und ſagte: „Haben Sie mein Geheimnis erraten? Und wenn ich dergleichen hätte? Zwar liegt's unter Siegel und was es iſt, weiß ich ſelbſt

nicht; aber ich rieche es ungefähr. Es könnte Pfeffer sein, so was man starken Tabak nennt!"

„Schad't nichts", sagte der Doktor. „Unser Freund ist ein starker Geist und einem Wallfisch wirft man Tonnen zum Spielzeug hin. Glauben Sie denn, man kann eine Braut über Kleinigkeiten vergessen? Just recht, wenn es ein Stoff ist, stark genug, seine ganzen Ideenkreise zu fesseln und auszufüllen."

„Ebbene; wenn es der Arzt selbst sagt . . ." murmelte der Baron.

Und des anderen Morgens trat er mit einem versiegelten Bande bei seinem Freunde ein und übergab ihn ihm mit den Worten: „Justus, während du krank warst, hast du eine Erbschaft gemacht."

„Ich? Eine Erbschaft? Was wäre das für eine?"

„Eine literarische, wenn ich nicht irre; Memoiren."

„Vom Marchese Santafiore!" rief Balm mit starker Stimme.

Der Baron war erstaunt, fast bestürzt. „Sage mir, was habt ihr nur miteinander? Welche Fäden laufen zwischen euch, daß du das so schnell erraten konntest?"

Balm übernahm das Manuskript mit großer Bewegung. Die Memoiren des Marchese Santafiore! Welch ein Wort! Welch ein Augenblick! — „Und er, — er selbst, — er ist tot! Der Letzte aus dieser Gruppe. Nicht wahr, er ist gestorben?"

„Es war in deinen ſchlimmſten Tagen. Man durfte dir kein Wort ſagen.“

Balm verſank auf ſeinem Sopha in die ganze Fülle dieſes Eindrucks. Der Eindruck war da, um Braut, Brautſehnſucht, Neapel und die ganze Welt zu vergeſſen. Es war der richtige Eindruck! Der Baron beobachtete ihn aufmerkſam, forſchend.

„Komm, ſetze dich zu mir“, ſagte Balm. „Meine Krankheit war ein Stück deines Lebens, und dieſer Marcheſe war ein Stück meiner Krankheit. Der Mann gehört dir wie mir. Aber ehe wir leſen, müſſen wir ſprechen. Wir haben viel miteinander zu ſprechen!“

Und Balm erzählte dem Freunde ſeine ganze Geſchichte. — —

„Das iſt ja das verzwickteſte Teufelszeug von der Welt“, rief der Baron, „von dem kein Menſch weiß, was lächerlich und was tragiſch iſt. Aber lügen müßt' ich es, wenn ich erſtaunt wäre. Der Marcheſe hat mir nie den reinen Eindruck gemacht, wie z. B. dir, denn ich kenne ſie viel zu gut, dieſe ultramontanen Freigeiſter, die aus allen Schüſſeln naſchen und in einer Perſon ſind, woraus Goethe drei macht: Gretchen, Fauſt und Mephiſto zugleich. Der Sakriſtan findet ſie auf allen Diebswegen, aber der Gendarm findet ſie in allen Sakriſteien. Sie ſind überall, wo ſie nicht hingehören, aber ſie ſind überall. Nur für keinen am rechten Orte, am wenigſtens für ſie ſelbſt. In Deutſchland war es die kurze Krankheit

der Romantik, hier aber iſt die Krankheit endemiſch, hier, wo die Wurzel der Dinge ſteht, die kein ehrlicher Kerl verdaut, Heidentum und Chriſtentum, Nacktheit und Asceſe, Wolluſt und Kreuz, und jedes Prinzip immer dem andern als Leichengift eingeimpft iſt. Das Heidentum ſtarb am Chriſtentum und das Chriſtentum ſtirbt an der nausée des Heidentums. Und in der Diſſonanz der toten Antike, die noch lebt und des lebendigen Chriſtentums, das tot iſt, ſind eigentlich alle Lateiner totgeboren und Kinder von philoſophiſch-ſittlichen Leichen."

Balm ſagte: „Deine Worte ſind die beſte Vorrede dieſes Buches, obwohl wir es noch nicht kennen. Für mein Herz wenigſtens ſind ſie es. Denn nenne mich ſo ſchwach wie du willſt: es wird mir immer weh thun, dieſen Marcheſe als einen perſönlich Schuldigen zu verdammen. Vortrefflich faſſeſt du ihn als eine ganze Verkörperung auf, als einen weltgeſchichtlichen Bruch und als eine von vornherein geſetzte ethiſche Unmöglichkeit."

„Womit ich ihn nicht entſchuldigt haben will!" ſagte der Baron raſch. „Oder vielmehr — laß einmal ſehen, was er verſchuldet und was andere an ihm; was ſein Ich und was ſein Schickſal. Dieſe Blätter werden ja hoffentlich ungeſchminkte Wahrheit reden." —

Die Freunde löſten das Siegel. Sie fingen zu leſen an. Da vergingen die Stunden, die Tage, ſelbſt die Wochen und Balm hatte jetzt, was er

brauchte, einen Stoff, der ihn tiefgehend beſchäftigte und über ſeine Einſamkeit täuſchte. Mehr als es Baron Neugart ſelbſt geahnt, fanden die Freunde eine Fundgrube männlich geiſtiger Unterhaltung an den nachſtehenden Blättern, genannt:

Die Memoiren des Marcheſe Santafiore.

1.

Eine Ohrenbeichte.

Die Novizen-und Kloſterſchule hatte wieder einen ihrer zahlreichen Beichttage. Am frühen Morgen wimmelte die alte Kirche von dem jungen Volk. Spärliche Wachslichter und neblige Morgendämmerung machten ein mißtöniges Halbdunkel im hochgeſäulten gothiſchen Kirchenſchiff. Die gelben und dürren Heiligen, die nachgedunkelten Nonnen, die unklaren Verklärungen blickten gelangweilt von den Altären und Pfeilern auf das junge Leben herab. Dort war man heilig, hier ſollte man's werden. Aber das Dort und Hier klang ſo wenig zuſammen, wie die qualmenden Wachslichter und das aſchgraue Morgenlicht. Wollen dieſe jungblühenden Knaben auch Heilige werden? Sind dieſe knöchernen Heiligen auch einſt rotwangige Spielratzen geweſen? Kann man ſich dieſe Schulknaben in jene Rahmen hinaufdenken? Kann man ſich jene Rahmenbilder als

Schuljugend herabdenken? Giebt es einen Faden zwiſchen dieſen zwei Welten, ein verbindendes Etwas, eine Idee? O du Mutterſchoß der allgemeinen katholiſchen Kirche, hält dein Schoß ſie wirklich zuſammen — jene Mönchsköpfe und dieſe Knabengeſichter? Spürt ihr's mütterlich, ihr guten Knaben, halbausgeſchlafen aus den Federn in die kaltfeuchten Kirchenmauern gejagt?

Es war juſt keiner da, dieſen Gedanken zu denken, aber in der ungemütlichen Luft lag er und lag vielleicht doch auf einer jungen empfindenden Bruſt als dunkelbewußte Stimmung. Wie mancher Knabe hatte Gedanken und Eindrücke, in denen der ſpätere Mann lag, der ſich mit Verwunderung an ſolchen Frühbeſitz zurückerinnert!

Ein ſolcher könnte zum Beiſpiel jener dort ſein, der Blaſſe mit den nußbraunen Träumeraugen und dem zartgeſchnittenen Munde voll Schmerz und Sehnſucht. Er ſteht unter den Größeren, wenngleich nicht im Cötus der oberſten Altersklaſſe. Aber wo er ſtehen mag, er kann uns auffallen. Seine Mitſchüler ſind eben Knaben und treibens knabenhaft. Da gilt kein Bußſakrament, kein Heiliges, Feierliches, die Jungens profanieren es zügellos. Im Nu haben ſie's weg, wer von den beichtſitzenden Mönchen die kürzeſte Beichte hält und am wenigſtens ſtreng iſt; im Nu flüſtert ſich trotz Wacht und Aufſicht die Kunde davon herum. Und nun iſt kein Halten an dem unternehmenden Völklein. Die Sperlinge, die Schwalben,

die Spechte, die Adler, — jeder Cötus hat seinen Spitznamen, — sie alle streben dem beliebten Beichtiger zu und lichten und lösen beständig ihre Reihen. Freunde begünstigen sich, Feinde verderben sich ihr Spiel, — das Hin- und Herwinken hört nicht auf und von Cötus zu Cötus flattert's ab und zu. Hier verlängert sich ein Cötus, der schon „aufgearbeitet" schien; dort zerrinnt einer, der soeben noch lang war und wenn der schläfrige Novizenmeister einmal seine Hornbrille wischt, oder ein Mönch mit vorgestrecktem Hals aus seinem Beichtstuhle auslugt, so hält die ganze Jugend wie auf Verabredung Ordnung und jeder Vogel lichert ein wenig leiser in sein Gefieder hinein. Aber im nächsten Augenblicke wird das Huschen und Flüstern wieder lebendig und das Wild wechselt vor allen Augen hin und her, vertrauend auf das Dunkel und auf das Glück der Frechheit. Ja, sie profanieren die Beichte und doch ist dieser leichtblütige Knabenmutwillen die reinste, unschuldigste Beichte!

Wahrhaft beichten wird nur der Blasse dort mit dem frühreifen Denkerauge, mit den sehnsüchtigen, dürstenden Mundwinkeln. Man sieht's ihm an: er allein hat etwas zu sagen. Wie er die Farbe wechselt! Jetzt voll Blässe, dann flammendrot, dann wieder erbleichend und noch einmal auflodernd in schwüler Glut. Ein Vulkan lebt und atmet in ihm. Phantasie jagt sich mit Phantasie. Alle menschlichen Dinge gehen in ihm vor. Er trägt sie frühzeitig, die Last,

die wir alle tragen und die manchen zermalmt, — das Bewußtſein! Ihr gelben Heiligen, ihr fleiſchloſen Menſchengeſpenſter, ſeht ihn an! Er allein iſt vielleicht euer künftiger Bildnachbar, oder — neuer Bilderſtürmer! Er allein weiß, warum er auf dieſem Kirchenboden ſteht. Es ſind Wurzeln unter den Fußſohlen des feinen Knaben. Seht ihr ſie?

An dem Treiben ſeiner Mitſchüler nimmt er keinen Teil. Ein Freund hat ihm zugeflüſtert: heute ſitzt Pater Cöleſtin, — und eine Wolke flog auf ſeine Stirn und ein Rot auf die Wangen. Er kannte dieſen Beichtiger nicht. Aber doch machte er keine Miene, einem anderen Beichtſtuhl und einem anderen Cötus ſich zuzulavieren. Wer kann ſagen, wie ſein Schickſal ſich wendete, wenn er's gethan hätte?! Er fühlte ſogar zu vornehm, um zu dem Knabengeträtſch herabzuſteigen: Wie hört er die Beichte? war er ſtreng? iſt er gut? Er hält ſtill wie ein Lamm. Er duldet's und leidet's, auch dem gänzlich Unbekannten entgegenzugehen. Aber ein feuchterer Schmerzenszug umflort ſeine Augen und ſeine Mundwinkel umzuckt's mit jener feineren Linie des Wehs, worin dieſes bis zu einem Ausdruck des Vorwurfs geht, — des Vorwurfs: warum ſo viel Leiden?!

Nur den ſittſamſten Kunſtgriff ſeiner Lage erlaubte er ſich. Wenn er ſchon früher gezaudert, ſo rückte er jetzt noch langſamer vor; ja, es wurde ihm zum Entſchluß, überhaupt als der Letzte in ſeinem

Cötus zurückzubleiben. Er ließ vortreten, wer da wollte, und ſie wollten es alle, denn die jungen Wildfänge hatten nur ein Intereſſe: aus der ſchaurigen Kirchenluft und von der läſtigen Formalität möglichſt bald loszukommen. Ihm allein lag das Entgegengeſetzte am Herzen. Ihn ſchreckte es, wie hin und wieder in den Beichtſtühlen lauter geſprochen wurde, ſei's, daß ein halbtauber Beichtvater die Beichte lauter verlangte, oder daß er lauter, als notwendig, ſeine Beichtlehre gab. Ihn ſchreckte das ganze öffentliche und herdenweiſe Abmachen des Geheimſten und Eigenſten, was heilige Menſchenſcham nur dem Unſichtbaren überantworten mag. Muß denn die Seele, wo ſie ſich enthüllen ſoll, nicht ebenſo, ja noch mehr als der Körper, rings um ſich her ihre Deckung durch Einſamkeit wünſchen?

Und einſam wurde es. Mit ſeinem eigenen Cötus ſchmelzen natürlich auch die übrigen; ſchmelzen, verſchwinden. Aus dieſem und jenem Beichtſtuhl geht ſchon der Beichtiger fort; er iſt fertig mit ſeiner heutigen Aufgabe. Auch Pater Cöleſtin ſchaut jetzt nach dem Reſte der ſeinigen aus. Indem er ſich vorſtreckt, fällt juſt ein Strahl der Sonnenſcheibe aus den Nebeln. Der Strahl iſt breit genug, den Knaben und ihn zu beleuchten. Pater Cöleſtin iſt doch ein ſchöner Menſch! denkt der Knabe. Aber auch der Mönch hat etwas gedacht. Wie ſein gleichgültig ſchweifender Blick den Knaben getroffen, — es war nur im Flug, aber im Flug ruhte er auf

ihm. Unſer Held hat es wohl bemerkt, nicht die weibliche Selbſtliebe allein bemerkt ſolche Blicke.

Endlich ſchlurft auch der gute alte Novizenmeiſter fort, der Oberaufſeher ſämtlicher Cötus-Reihen. Das iſt ein Zeichen, daß alles zu Ende. Seinem Aufbruch ſchließt ſich der vorletzte der Beichtväter an, — wahrſcheinlich ſein unzertrennlicher Spezial, — und fertigt ein pausbäckiges Flachsköpfchen, das ihm ſoeben hinknien will, mit dem holden Gebrumm ab: „Was wirſt du gethan haben? gelogen, genaſcht, — bet' fleißig und beſſere dich!" Er beutelt oder kraut das Kerlchen am Flachskopf und ſchenkt ihm unbeſehen ſeinen Beichtzettel. Der Kleine küßt ihm lachend die Hand und ſpringt fort.

So ſind ſie fort. Alle fort. Der alte Dom iſt wieder allein mit ſeinen ſtarren ſteinernen Gliedern. Das jüngſte Gewimmel des Menſchengeſchlechtes zupft ihn nicht mehr am Barte, den grauen Hundertjährigen. Wie Motten zerſtoben ſie aus den ſteinernen Falten der Ewigkeit, die Kinder dieſer Generation und die Väter der nächſten. Der Dom atmet wieder ſeinen eigenen Atemzug. Tiefes, grabtiefes Schweigen! Die Säulen hinauf und die Gewölbe herab — Dunkel, Dämmer, Geheimnis! Oder wie? ahnen jene fernſten Quadern der Kuppel, was die zwei Menſchen hier unten jetzt flüſtern werden? Senkt ſich die Decke, rücken die Säulen enger zuſammen? Mit ſchwindelnden Sinnen, mit brechendem Auge, in Zerknirſchungen hingekniet, beginnt jetzt der junge Ritter der Sünde,

von dem Beichtſtuhl wie von einer eiſernen Jungfrau umarmt, gepreßt und ausgepreßt vom unbarmherzigſten aller Druckwerke, ſeine Beichte. Er erzählt — die erſte Niederlage ſeines erſten Waffengangs mit der Sinnlichkeit. Er hat begonnen und iſt ſchon zu Ende. Eines, aber ein Löwe! würde der phrygiſche Alte geſagt haben.

Hinter dem Beichtgitter iſt's ſtill. Ein großer Augenblick! Welche zwei Welten trennt dieſes Gitter! Was wird die jenſeitige Welt ſagen? Der Knabe lauſcht. Er hört einen tiefen Atemzug, — faſt wie ein Seufzer. Eine Pauſe — und jetzt hört er Worte. Eine ſonore, wie Muſik klingende Männerſtimme hebt an:

„Jugendſünde des Fleiſches, ſagteſt du. Und wenn es die Altersſünde des Geiſtes wäre, was du ſo nennſt? Armer Knabe, wie hätte der Geiſt dich betrogen!

„Ja, er iſt alt geworden, der Geiſt, alt und matt und überdrüſſig des Fleiſches. Aber biſt du das auch? Was haſt du mit ſeinen Lehren zu ſchaffen? Gemartert vom Neide, lehrt er deinen Frühling mit ſeinem Herbſte ſchritthalten und nennt das Tugend. Armer Knabe! Aber ſei getroſt, ich will dich beſſer lehren.

Kennſt du die Lehre von der Kenoſis? Ach, wie ſollteſt du? Das iſt ja griechiſch und dieſe Muſen- und Menſchenſprache fürchten ſie. Sie lehren dich ihr blutiges Latein, die Wolfsſprache, die Mörder-

ſprache, — die Sprache der Kirche. Ad bestias! ad crucem! Armer Knabe!

Aber du wirſt künftig auf Privatſtunden in meine Zelle kommen. Ich werde dich griechiſch lehren.

Siehe, die Lehre der Kenoſis verſchweigen ſie dir, die Kreuz- und Blutlehrer. Kreuzige! rieſen die Juden. Kreuzige! das Fleiſch! rufen die Chriſten. Kreuzige! kreuzige! das iſt ihre ganze Weisheit.

Aber wir haben eine beſſere Weisheit, wir, die Griechen. Ich werde dich griechiſch lehren.

Die höchſte Weisheit dieſer Welt iſt die Lehre von der göttlichen Selbſtentäußerung und Selbſtentſagung, die Lehre der Kenoſis. Lerne ſie verſtehen und lerne, wie du betrogen biſt.

Töte dein Fleiſch, ſagen ſie dir, — dasſelbe Fleiſch, in welchem dein Gott ſich beſchauen will! Alſo im Tode ſollte der ewig Lebendige ſich anſchauen? Ein würdiger Spiegel, fürwahr! O Greuel des Pfaffenbetrugs! nur berührt, fällt deine Larve ſchon.

So erquicke dich denn, du ſchönes, aber verblendetes Menſchenauge, erquicke dich an dem Bilde der unverlarvten Wahrheit. Zerreißt, ihr Tempelvorhänge des jüdiſch-chriſtlichen Gaukelſpiels, du Thorengewebe, das mit Juwelen geſtickt iſt, aber auf der Kehrſeite. Blitzend ſtrahlt das Juwel auf der griechiſch-philoſophiſchen Seite, welches die rechte iſt. Ei wie köſtlich leuchtet es her, das Juwel unſerer

Wahrheit, wie ſchön und liebenswürdig iſt unſer Gott, wie menſchenfreundlich ſeine Kenoſis!

Lerne folgendes, du armes, unſchuldig gemartertes Kind.

Gott der Herr, im Beſitze der höchſten Macht, hat auch Macht über ſich. Er iſt ſo frei, daß er ſeine Freiheit auch gegen ſich ſelbſt kehren kann. Und er thut es, um den Strom ſeiner Vollkommenheit zu hemmen. Ließe er ſeiner Allmacht und Heiligkeit Lauf, ſo wäre es nicht Weltſchöpfung, ſondern Weltvernichtung. Oder beſſer, es wäre überhaupt nicht Welt. Aber Gott der Herr tritt freiwillig in Schranken zurück, um Platz für die Welt zu machen. Dieſe Gottesſchranke iſt die Kenoſis und wir ſind die Kinder dieſer väterlichen Gottesabſicht. Sie hat ſich Schwert und Harniſch abſchnallen und mit Kindern ſpielen wollen. Ei du guter, menſchlicher Gott, habe Dank für deine ſchaukelnden Vaterkniee!

So iſt denn die Welt und das Fleiſch, alſo das ſündige Fleiſch, wie ſie ſagen, ganz eigentlich Zweck und Wille Gottes. Es iſt Gottes Wille, wie das Ufer Wille des Meeres ſein muß. Ich, du, wir alle können nur ſein durch ein freiwilliges Nichtſein deſſen, in welchem die Welt unterginge, wenn er ſeine Dämme und Ufer durchbräche. Aber Gott hat es ſich verſagt und verſagt es ſich fortwährend, die Flut ſeiner Vollkommenheit auszugießen, ſo auszugießen, daß ſie nur mit ihm ſelbſt zu ihm ſelbſt wieder zurückrollte. Er will Weſen. In dieſer Abſicht

entäußert er ſich ſeiner eigenen Weſenheit, und ſo wahr wir Gottes Abſichten zu ehren verpflichtet ſind, ſo falſch iſt der Grundpfeiler dieſes Doms und jene überaus freche und greuelvolle Tugend, die auf ſeiner Kanzel und ach, in ſeinen Beichtſtühlen gepredigt wird! Gott hat dich erſchaffen, nicht daß du ihm ähnlich werdeſt, ſondern daß du ihm unähnlich bleibeſt. Du ſollſt nicht in ſeinem Lichte wandeln, er will in deinem Schatten ruh'n. Licht hat er ſelbſt. Als er dich ſchuf, trat er aus ſeinem Wege, wie es der Wandersmann thut, wenn er das grelle Sonnenlicht ſeiner Straße mit der Schattenwolluſt eines erquickenden Waldſaumes vertauſcht. Und nun ſchaudere mir, wenn du noch ein von den Kreuzespriеſtern unverdorbenes Herz haſt, über die große Sünde der Tugend, zu welcher ſie dich verführen. Aber du biſt ſtandhaft geblieben. Du biſt auf dem Wege der echten Frömmigkeit und thuſt deine Pflicht im Fleiſche, nur daß du ſie Sünde nennſt. Ja, es iſt Pflicht, dem Körper zu geben, was des Körpers iſt, wie es das Verbrechen und der Hochmut Lucifers war, Lichtgeiſt, wovon er den Namen hat, ſein zu wollen, da er doch ein dunkler Erſchaffener war. Ha, dieſe Irrlehrer des blutigen Kreuzes, — Verdammnis ſei ihre Speiſe! — machen ihr ſataniſches Tagewerk daraus, auf Erden die Nachfolge Lucifers auszubreiten. Dein liebes unſchuldiges Fleiſch hetzen ſie zum Engel empor, weil ſie gefallene Engel brauchen! Ihr Thun iſt die Liſt jener Raubvögel, welche Schild-

kröten in die höchſten Lüfte entführen, um ſie erdwärts im Sturz zu zerſchmettern. Aber noch haben ſie dich, du koſtbares Schildpat, nicht ſo zertrümmert, daß ich den Bruch nicht wieder heilen könnte. Dem Moloch des Beichtſtuhls warfen ſie dich in die Arme, — da ſollſt du verderben und dein armes Gehirn am Rieſenunſinn der Erbſünde verſpritzen. Apage, ihr Teufel des Kreuzes, mein Beichtſtuhl hat weichere Arme und mir gehört dieſe Seele! Ich will ſie retten. Nicht bei den Juden, bei den Griechen iſt die Erlöſung. Plato wird dich erlöſen. Ich werde dich griechiſch lehren.

Rieſenunſinn der Erbſünde, ſagte ich. Ich nehme das Wort zurück, wenn der Erblaſſer ſelbſt ein Sünder iſt, — Gott. Aber iſt er das nicht, ſo hat er auch Sünde nicht zu vererben. Denn wir ſind Gottes Erben, nicht Adams Erben. Adam ſelbſt war ja Gottes Erbe. Die Schlinge, die ſie euch Chriſtenmenſchen legen . . .

Aber ich ſitze hier und du knieſt. Mich jammert deiner zarten Kniee, du feingeſchliffenes Gefäß der griechiſchen Schönheit. Nimm dieſes Tuch hier und kniee weicher darauf. O die Barbaren! Tückiſch erfanden ſie ſich ihr ſchmerzhaftes Beichtknieen, um den Leib zu erſchwächen und mit dem Leibe die Seele herunterzubringen und zu verelendern. Es neidet ſie, die giftigen Kreuzeskrüppel, ein gymnaſtiſch-kräftiger Leib und eine luſtſchwellende Seele darin. Aber nimm

dieſes Tuch, mein Freund, und verzeihe mir, daß es kein fürſtliches, deiner würdiges Sammtkiſſen iſt."

Er machte das Beichtgitter auf und ich empfing ſein Tuch, das mir auch wirklich wohl that. Ich ſage ich, denn der Augenblick dazu iſt jetzt da. Bis dahin war der Knabe Amadeo Bonaventura eine dritte Perſon und ein neutrales Weſen, aus welchem auch jedes andere werden konnte. An jenem Beichtmorgen wurde aus dem Knaben mein heutiges Ich, der Marcheſe Santafiore. Der erſte Hauch aus Pater Cöleſtins Munde und der letzte Hauch meines Lebens ſind ein Zuſammenhang, welcher unterbrochen und aufgelöſt nicht mehr gedacht werden kann. Das Ganze iſt eine Einheit und heißt — mein Schickſal, mein Leben, mein Ich!

Pater Cöleſtin fuhr fort: „Die Schlinge, die ſie euch Chriſtenmenſchen legen, iſt der alte heidniſche Dualismus. Das Chriſtentum ſollte ihn überwinden, aber es wurde von ihm überwunden. Er iſt wieder da, der Kinderſchreck der Vorzeit, über welchen das Heidentum niemals hinauskam; er iſt wieder da, der Kopfumnebler und Gewiſſenſpalter, der rohe, banale Gegenſatz: Geiſt und Materie, Licht und Finſternis, Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gut und Bös, Tugend und Laſter, Zeit und Ewigkeit, Leben und Tod; er iſt wieder da, der logiſche und moraliſche Unſinn, der Widerſpruch der unendlichen Schraube, der Popanz der zwei Naturen, worin die Einheit zu ſuchen Pfaffen und Narren dich an-

weiſen. Sie bringen deinen Geiſt in Widerſtreit mit deiner Sinnlichkeit und heißen dich die Vermittlung erſtreiten. O Blendwerk und Aberwitz!

Wenn zwei ſich ſtreiten, kann eins nur Sieger ſein, das leuchtet ein. Aber eins iſt dann um eins ärmer geworden, hat ſeine halbe Dezimirung, hat ſeine eigene Niederlage ſich erſiegt und erſtritten. Der Sieg iſt geringer als der Kampf, denn dieſer war doch ein Zweikampf. Um nur die vorige Fülle wieder herzuſtellen, könnte und dürfte der Sieg ſich nichts weiter erſtreiten, als den casus belli zum neuen Streit. O über das ſchöne perpetuum mobile von Konflikt, Zerfall, Zerriſſenheit, Gewiſſensangſt und Selbſterniedrigung, das ſie dir da in die Bruſt gepflanzt! Mit dieſer Höllenmaſchine im Herzen biſt du ihr ewiger Sklave. Aber das eben wollen ſie, die Römer-Zwingherren, die alten und neuen, die ohne Sklaven nicht leben können.

Alſo das iſt der Wahrheit letztes Wort: innerhalb des Dualismus iſt die Erlöſung nicht möglich. Erlöſt und verſöhnt aber biſt du außerhalb desſelben, in der Trias. Von der erhabenen Gnoſis, auf platoniſch-griechiſchen Grundlagen iſt uns die Trias geoffenbart, — die vollkommene Trias: Pneuma, Hyle, Pſyche. Stoffloſer Geiſt, geiſtloſer Stoff und die Differenzierung, Erfüllung und Durchdringung beider im dritten, in der Seelenerſcheinung. Dein Fleiſch gehört nicht dem Kreuze, es gehört

dem Geiſte, durch den es zur Seele wird; du brauchſt es zur Liebe und Selbſtliebe.

Und ſo endlich wirſt du dich ſelbſt verſtehen. Die lateiniſche Kirche macht dir zum Inhalt deines Gewiſſens die Materie, d. h. die Hyle; die griechiſche Gnoſis macht dir zum Inhalt deines Gewiſſens die Pſyche, d. h. die Idealiſierung der Hyle zum Pneuma. Freilich auch die Materialiſierung des Pneuma zur Hyle! Aber du erkennſt jetzt bereits, daß das Erlöſungswerk nichts iſt, als eben dieſe doppelte Kreuzung im dritten. Und Rom lehrt dich zwar die Emanation von unten hinauf, verſchweigt dir aber mit Liſt und Betrug die Emanation von oben herab. Als ob die Materie nur zum Geiſte ſtrebte und der Geiſt nicht auch zur Materie! Als ob du nicht ebenſo tugendhaft wäreſt, die Hyle zu idealiſieren, als auch das Pneuma zu materialiſieren! Das letztere lehrten die gnoſtiſchen Ophiten ausdrücklich, ſie, welche den Abel, Jakob und Moſes verwarfen, aber den Kain und Eſau, die Sodomiten und die Rotte Korah verehrten. Ja, mein Kind, das Chriſtentum war in Alexandrien weiſer und ehrlicher als in Rom. Wohl iſt Rom der Antichriſt, denn es hat unermeßliche Schätze altchriſtlicher Weisheit unterſchlagen und totgeſchwiegen. Aber ſei guten Mutes, mein junger Freund. Wir werden das Evangelium Marci miteinander leſen. Ich werde dich griechiſch lehren.

Die Chriſtenpfaffen ſchließen ihre Beichte mit

der Abſolution. Auch ich gebe dich der Gnade zurück, — der Gnade, die du ſchon haſt! Die Majeſtät deines Bewußtſeins, bethört und verdunkelt, brauchte bloß an ſich ſelbſt erinnert zu werden. Ja, wenn es deine Beichte nicht geſagt hätte, deine hoheitsvolle Stirn, dein gedankenreiches Auge, dein lieber Mund ſagten es: daß du ein Pſychiker biſt! Der Erlöſer ſelbſt war nichts anders und von ſeinem Genius biſt du ein Strahl. Auch Jeſus von Nazareth war ein Pſychiker. Er brachte die Erlöſung, indem er ſie an ſeiner Perſönlichkeit darſtellte. Denn die Erlöſung erzwingt und erſtreitet ſich nicht; ſie beſitzt ſich, man hat ſie. Chriſtus der Pſychiker hatte ſie und zeigte ſie. Wie man aus Pneuma und Hyle Pſyche macht, zeigte er am vollkommenſten, und das war ſeine Miſſion. Sein Kreuzestod iſt ein Abgrund von Widerſpruch und Verwirrung. Sehr ſtimme ich dem gnoſtiſchen Doketismus bei, daß Chriſtus überhaupt nicht gekreuzigt worden, ſondern daß der gekreuzigte Leib ein Phantasma des Satans geweſen. Dieſe Todeskomödie war der Tod des Chriſtentums. Die jüdiſche Asceſe, der heidniſche Dualismus ſchlugen es aus dem Felde. Geſprengt war die Trias, die Pſyche vergeſſen, die Hyle mit den fünf Wunden bezauberte den Pöbel des Materialismus.

Denn jetzt kamen die Montaniſten, die Chiliaſten und alle Fanatiker der negativen Wolluſt, welche das Fleiſch durch Grauſamkeit kitzeln. Sollte

das Fleiſch ſchon vom Geiſte verzehrt werden, ſo wäre es wenigſtens ein Weltprozeß; jene aber griffen es an, als wäre es der Prozeß von 24 Stunden. Die Tollhäusler nämlich lebten des Wahns, daß das Reich Chriſti und das Ende der Welt ſchon in ihren Tagen bevorſtünde. Alles hatte Eile, ſein hochzeitlich Kleid anzuziehen und das Fleiſch auszuziehen. Wie Chriſtus und die Apoſtel zu keiner Zeit vom Fleiſche geſprochen, ſo thaten es dieſe Schwarmgeiſter. Kreuzige! Kreuzige! war das anſteckende Narrengeheul, dem ſich bald kein Vernünftiger mehr zu entziehen wagte.

Die Montaniſten und Chiliaſten ſind heute ausgeſtorbene, ja ketzeriſche Sekten. Aber nur in der Theorie. In der Praxis erkannten die Römer, dieſe Erbweiſen des Satans, mit Scharfblick, was für ein ungeheurer Terrorismus durch die Fiktion der Fleiſchesſünde über die Menſchen möglich ſei. So machten ſie, was das abſcheulichſte iſt, das Kreuz zu ihrem heiligſten Zeichen. Mortifikation heißt heute die Nachfolge des liebenden Pſychikers im Munde jener Lateiner, deren wölfiſcher Grauſamkeit auch die Fechterſpiele — ein Spiel hießen. Mit einer in der Weltgeſchichte beiſpielloſen Frechheit nennt ſich der Kreuzesgreuel — ein Chriſtentum!

Aber das Fleiſch iſt nicht gekreuzigt worden, es iſt nicht abweſend im Chriſtentum, — höchſtens das weibliche. Wahr iſt nur ſo viel, daß Chriſtus unbeweibt geblieben. Es iſt daher auch den tief-

ſinnigſten Gnoſtikern ſchwer geworden, im chriſtlichen Weltgeheimnis dem weiblichen Prinzipe Raum und Beruf zu ermitteln. Einige zwar geſellen dem weltſchaffenden männlichen Aeon einen weiblichen bei, nämlich die Sige, die Stille. Valentin aber lehrt: das männliche Prinzip habe mit ſich ſelbſt gezeugt und habe allein gezeugt. Dringſt du in den Sinn dieſer vielſagenden Worte ein, ſo wird dir offenbar werden, daß wir Menſchen im Fleiſche — dieſes Myſterium ſymboliſch nachahmend — unſerm Vater im Himmel, der vollkommen iſt, auf einem ganz anderen als dem römiſch gewieſenen Wege nahe kommen.

Es war aber die valentinianiſche Gnoſis, wie die erhabenſte, ſo die angeſehenſte, vom ganzen Altertum anerkannteſte Auslegung der echt chriſtlichen Wahrheit.

Wir werden ſie in der Urſprache ſtudieren. Du wirſt künftig auf meine Zelle ſtudieren kommen. Ich werde dich griechiſch lehren." —

Das war Pater Cöleſtins Beichtlehre an jenem Morgen im Kloſterdom.

Und ich kam auf ſeine Zelle. Und er lehrte mich griechiſch.

2.

Apollo, von Marſyas geſchunden.

Weder von einzelnen, noch von Staaten und Völkern, wie mächtig ſie ſein mögen, wird in die Ordnung der Natur ungeſtraft eingegriffen. Aber

wie verſchieden kann die Strafe empfunden werden! Einmal ein brennender Rachedurſt, den zu löſchen die ganze Menſchheit geſund macht; ein anderes Mal keine Genugthuung, die nicht eine Zuvielthuung ſchiene, jede Strafe ein Unrecht und nur die Gnade ein Recht!

So wurden wir beſtraft, — ich und du, armer, toter Mann. Für uns gab's keine Gnade. Es giebt keine in Kloſtermauern! —

Das Ergaſtulum war ſchwarz ausgeſchlagen. In der Mitte, auf Stufen erhöht und ſchwarz verkleidet, ragte ein Gerüſt — ich weiß nicht, ob Altar oder Schaffot. Sagen wir, beides!

Es war rund, eine Art Stumpfſäule. Die Säulenplatte altarförmig dekoriert; ein Kruzifix zwiſchen brennenden Wachslichtern, vor demſelben ein Totenkopf. Das Kruzifix im ſchwarzen Flor. An den Schaft der Säule gebunden, ein Menſch. Seine Kniee kamen auf den Eſtradeſtufen zu knieen, ſeinen Kopf beugte und hielt nieder die Altarplatte der Säule. Sein Rücken war bis an den Gürtel entblößt.

Mit gebundenen Händen führte man mich in dieſen Raum. Sie ſtellten mich dem Rücken des Pater Cöleſtin gegenüber, auf einen Zwiſchenraum von fünf Schritten. Links und rechts mußten an den Strickenden, womit ich gebunden war, meine zwei älteſten Mitſchüler mich feſthalten. Die übrige Kloſterſchule war vollzählig hinter mir aufgeſtellt und mußte zuſehen — „zum abſchreckenden Beiſpiele".

Das Tohuwabohu der geiſtlichen Rothäute nahm ſeinen Anfang. Der Anfang war die Verleſung eines Sündenbekenntniſſes. Immer das Nämliche, aber in hundert häßlichen Tautologien. Und zu jeder mußte ich Ja ſagen. Aber was ſagte die Kloſterſchule dazu, die Unſchuld, die von der Schuld nicht ein abſchreckendes, ſondern ein verderbliches Beiſpiel empfing? Rings um mich her junge, geknickte Lilien!

Das Bekenntnis lag mir allein ob. Pater Cöleſtin durfte nicht mitbekennen. Sie hatten ſeinen Mund geknebelt, auf daß die Schmerzensſchreie, die ihm bevorſtanden, über die Kloſtermauern nicht hinausſchallten. Oder vielleicht auch — in die Herzen ſeiner Peiniger nicht hinein? Hatte dieſer Feuergeiſt doch Worte, um ſie alle zu Aſche zu brennen!

Ich zitterte dem Urteile entgegen. Aber die Verleſung eines Urteils blieb aus. Kloſterjuſtiz! Zwar das Urteil des Pater Cöleſtin ſah ich vor Augen; meines aber wurde verſchärft — durch die Marter der Ungewißheit.

Als die confessio sacra (!) zu Ende war, hub ein Pſalmodieren greulicher Bußgeſänge an. Die Heuchler! Das endloſe Heulen, Plärren und Brüllen nahm Noten und Worte nur zum Vorwand, die Exekution hinzuhalten und Schrecken mit Schrecken zu würzen. Die Grauſamkeit „guſtierte“ ihre Karte!

Endlich hatte die Herde ſich ſatt gebrüllt. Der Augenblick war da, mit der nackten Beſtialität ohne

Ceremonien herauszugehen. Der Zug ordnete ſich. Der ganze, lange Konvent — jeder Mönch ſeine Geißel in der Hand, — jede Geißel auf dem Rücken des Büßers niederklatſchend, — ſo ging's im Kreiſe um die Säule herum — wie eine unendliche Schraube — wie eine Schlange, die ſich um ihren Schwanz ringelt — langſam, aber ohne Aufhören. Mich wenigſtens verließ Beſinnung und Zeitmaß. Dieſe Mönche ſchienen mir wie Kometen, welche mit ihren Kometenruten einen Stern in ihrer Ellipſe durch alle Ewigkeit geißelten. Er drehte ſich endlos vor meinen Augen. Ich hatte zu Anfang der Mordſzene einen weißen, im Kerzenſchein blendenden Rücken geſehen und als ich wieder die Augen aufſchlug, war es ein dunkelroter, blutiger Fleiſchklumpen.

Ich brach in ‹Ohnmacht› zuſammen.

Meine Strickhalter faßten mich in ihre Arme. Der zur Rechten flüſterte mir zu: „Amadé, ich bin auf ewig beſchimpft, daß ich dieſen Bütteldienſt thun muß; aber ich ſchwöre es dir: ehe der Morgen graut, ſteck' ich das Kloſter in Brand."

Ich dankte dieſem guten rechten Schächer mit den Worten Chriſti: „Heute noch wirſt du bei mir im Paradieſe ſein!"

Da blieb ein Mönch vor mir ſtehen, einer der häßlichſten Kuttenbüffel, und in der einen Hand die blutige Geißel, riß er mir mit der anderen das Kinn in die Höhe und ſchnaubte mich an: „Der

arme Sünder unterſteht ſich zu ſchwatzen! Was haſt du geſagt?“

„Apollo, von Marſyas geſchunden!“ ſchrie es aus mir heraus, als ob eine Saite geſprungen wäre.

In dieſem Augenblicke ſtürzte mit großem Gekrach die Altarſäule zuſammen, denn die heftigen Todeszuckungen Pater Cöleſtins hatten an ſeinen Banden gezerrt und mit den Banden den ganzen Gerüſtbau, an den er gebunden war, erſchüttert. Alles zerfiel in Trümmer. Unter dieſem Sturze hatte ſich eine ſeiner Feſſeln gelockert, ein Arm war frei geworden, er riß ſich damit den Knebel aus dem Munde und rief mir voll Enthuſiasmus die Worte zu: „Alaaf, mein Schüler, du Jüngling, der du der Sitz einer Gottheit biſt! Mein Leib ſtirbt, aber vergöttert lebe ich in deinem Genius weiter!“

Dann packte mich eine haarige Fauſt, und über Treppen, durch Gänge geſchleift, lag ich hinter eiſernen Thüren im Karzer. —

Als mir aus grenzenloſer Wehebetäubung die Lebensgeiſter wieder zurückkehrten, fühlte ich nur — die einſame Stille und daß keine Hand an mir war! Das that mir wohl. Ich kam mir faſt frei vor. Ich verſuchte, über all das Ungeheuere, das da herein gebrochen war, meine Gedanken zu ſammeln. Aber ich merkte bald, daß die Gedanken mir ſtillſtanden. Ich ließ ſie in Ruhe. Ich überließ mich dem bloßen Fühlen meines Zuſtandes. Und dieſes Fühlen war

gar kein ſchmerzhaftes mehr. Es war eine Art gefrorener Erhabenheit. Ich fühlte, wie ſich der Trotz gleich einem unſichtbaren Panzer um mich legte. Ich fing zu ahnen an, daß die Verzweiflung der ganzen Welt überlegen iſt und dieſe Ueberlegenheit hatte ich. Ich kam mir geſchützt, faſt gefeit vor.

Nach einer Weile that ſich die Thüre auf. „Du mußt zu Seiner Gnaden, dem hochwürdigen Herrn Abt", ſagte ein Laienbruder und holte mich aus dem Karzer ab. Mein Urteil! dachte ich.

Aber ich folgte dem Frater feſten Schrittes. Er ſah mich von der Seite her mit Verwunderung an. Ich erriet ihn vollkommen. Mein unſichtbarer Panzer mochte ſogar ein ſichtbarer ſein. Ich fühlte ſelbſt, daß ich weit mehr wie ein gefährliches, als gefahrfürchtendes Tier ausſah.

Auch der Abt — eine Tonne mit einem rohen Geſicht und dreifach geſtaffeltem Kinn — erblickte mich mit Verwunderung. „Ei, das hängt ja ſo ziemlich zuſammen!" war ſein erſtes Wort, indem er um mich herumging und mich in den Gelenken wie eine Gliederpuppe probierte. „Ihr habt mir da keinen Sünder und Büßer, ſondern einen Helden gebracht!" brummte er den Frater gemütlich an und winkte ihn zur Thüre hinaus.

Wir waren allein.

„Oder kommt es daher, weil du Vertrauen zu mir haſt?" fuhr er fort, „weil du weißt, daß beides,

wie die Strafe ſo auch die Gnade, in meiner Hand liegt?"

Er fixierte mich lauernd — lächelnd.

Ich hielt ſeinen Blick aus, denn auf ſeinem Bureautiſche ſah ich — ein Papiermeſſer funkeln! Das tröſtete mich.

Er goß ſich in ſeinen Armſtuhl, als ob er ſich zu Gericht ſetzen, aber auch die Güte des Richterſtuhls mir vordemonſtrieren wollte. Denn wie er jetzt ſeine Pranken an mich legte, ſo legte er ſie faſt — um mich. Immer gräßlicher ſchmunzelte er und ſeine kleinen, fleiſchigen Aeuglein ſchmolzen wie ein vergiftetes Bonbon, das man ausſpeit!

So ſchmunzelnd und liebäugelnd fing er an: „Sag', Amadé, willſt du dir meine Gnade verdienen? Willſt du . . ."

„Quod licet Jovi, non licet bovi!" brach ich los und ſtieß ihn heftig von mir. In meiner Aufregung ſchrie ich es überlaut; es konnte das halbe Kloſter durchhallen. Und draußen auf dem Korridor ſchlurften Schritte.

Dieſer Schrei und dieſer Sinn meines Schreies waren vielleicht meine Rettung. Der Abt wurde klein und ſtill. Die ganze Fleiſchmaſſe ſeines roten Geſichtes erblaßte. Schnee fiel bis auf die unterſten Thäler ſeiner dreifachen Kinn-Terraſſe. Er zog die Glocke und übergab mich dem eintretenden Frater Kämmerling mit den ſüßlich-zerfloſſenen Worten: „Die Strafe ſoll beſ-

ſern, aber ſeine Nerven ſind überreizt. Er hat Fieber, er ſpricht im Fieber. Bringen Sie ihn in die Kranken-Pönitenz und ſchicken Sie ihm den Pater Medikus, wenn er zurückkommt."

Die Kranken-Pönitenz war ein Zimmer für Sträflinge, welche geſchont werden müſſen. Alſo ein beſſeres als das eigentliche Buß- und Strafkarzer.

Ich betrat es wie ein Sieger. Wie kurz war das Hochgericht beim Abte, wie raſch zu Ende! Dieſer Augenblick, ſo überſtanden, konnte ſo nicht wiederkommen.

Ich war jetzt fähig, zu denken, zu überlegen. Ich war als ein anderer, faſt als ein Mann zurückgekommen. Ich hatte dem Mächtigen Hohn geſprochen und der Mächtige — hatte ſeine Krallen eingezogen! Dieſer Erfolg hob meine Stimmung. Ich plante.

Was werden ſie jetzt mit mir anfangen? Was wird das nächſte ſein? Schwerlich wird das Aeußerſte und gewiß nicht öffentlich. Der Abt hat mich kennen gelernt!

Den Medikus will er mir ſchicken. Flauſen! An einem Tage wie dem heutigen, wo das ganze Kloſter ein fiebernder Krankheitsfall iſt, ließ man den Medikus auf ſeine gewinnreiche weltliche Praxis ganz wie gewöhnlich zu ſeinen bigotten Landedelleuten herumkutſchieren. „Wenn er zurückkommt." Er wird nicht zurückkommen. Man wird mich in Ruhe laſſen. Man wird affektieren, mich zu vergeſſen. Wahr-

ſcheinlich weiß ſich der Abt ſelbſt keinen Rat mit mir. Ich ſeh', wie es kommen wird. Es werden mich Unterhändler überlaufen, einige von den dümmeren gutartigen Glatzköpfen, die werden mir zureden, daß ich die Form erfüllen, einen Fußfall machen, dem Feinde goldene Brücken bauen ſoll.

Wie betrag' ich mich dann? Kann ich das? Nimmermehr! Aber bleibe ich ſtandhaft, ſo heißt's den ehrlichen Glatzen ſtarrköpfig und ſie werden mir abgeneigt. Teufliſche Politik, daß ich mich ſelbſt um meine Freunde und Fürſprecher bringen muß!

Das nächſte Zwangsmittel iſt dann der Hunger. Sie werden mich faſten laſſen und durch Entziehung der Nahrung mürbe machen. Und wenn ich noch einmal ſtandhaft bleibe, wenn ich ſie zwinge, die verſagte Speiſe mir auch ungebeten zu reichen, werde ich ſie durch dieſe äußerſte Demütigung nicht wirklich zum Aeußerſten treiben? Könnte dieſe Speiſe nicht dann — vergiftet ſein? Wies ich ſie nicht ſelbſt auf den Weg, den fatalen Knaben ſich vom Halſe zu ſchaffen?

Alſo doch nachgeben? Dieſem Abte, einem Menſchen wie dieſem, nachgeben?! Ich ſtampfte mit den Füßen und brach in der Pein des ohnmächtigen Trotzes in heftiges Weinen aus. Mein kurzer Sieg war vergeſſen, meine ganze Mannheit dahin; ich war wieder nichts als ein armes erbärmliches Mücklein im entſetzlichen Netz einer entſetzlichen Spinne. O, was

für ein Arsenal von Macht, von willkürlicher, unverantwortlicher Macht ist ein Kloster! —

Die Stürme des Tages und dieser Anfall von Weinkrampf forderten endlich ihr Recht. Ich versank in Schlaf oder mehr in ein Träumen als Schlafen. Es träumte mir dumpf und unruhig, daß ich im Kaminmantel ein Geräusch hörte. Es klang wie das Minieren eines Bergmanns. Bald krabbelt es lauter, bald leiser, bald war es ganz still. Wenn ich aufmerken wollte und nichts hörte, überredete ich mich, daß es meine Kopfnerven gewesen, ein Hämmern und Klopfen im Ohre. Auf meinen Sinnen lag es wie Alpdrücken.

Auf einmal hockte ein Gnom mitten im Zimmer. „Wer da?!" fuhr ich auf und starrte mit Schaudern ins Dunkel, denn es war schon Abend geworden. — „Ich bin's." — Welches Ich?" — „Lude. Kennst du mich nicht? Ich will dir helfen. Ich will dir zur Flucht helfen!" — Ich kannte die Stimme. Der Alp war fort und ein Mensch dafür da, ein Freund, ein Retter!

Ludwig Katschal, ein Krüppel, ein kleiner, bucliger Knirps, war der Kalfaktor des Klosters. Noch mag der Anger grünen, wo ihn sein Vater gezeugt, oder die Hecke, wo ihn seine Mutter geboren, — aber seine Eltern kannte kein Mensch. Ich habe es später als eine Regel ohne Ausnahme gefunden, daß in der Nähe von Klöstern skrophulöse, wasserköpfige und kretinisierte Kinder aufwachsen, welche Gott wie

aus einer Ueberzeugung erſchaffen zu haben ſcheint, denn niemals haben ſie Eltern. Stets aber halten ſie ſich ans Kloſter.

Auch der kleine Lude trieb ſich unter uns als unſer Stubenheizer herum. Daneben gaſtierte er auch auf unſeren Schulbänken, wo er gerne geduldet war. Unmöglich war es ihm aber, ſich an Ernſt und Ordnung zu gewöhnen und einen einzigen Kurſus regelrecht durchzumachen. Wie ihm Lehrer und Schüler eben gefielen, naſchte er planlos in den Klaſſen herum, lernte alles und nichts durcheinander und verließ ſich auf ſeinen guten Kopf, was er ſchließlich auch durfte. Spürte er in der oberſten Klaſſe, wo's fehlte, ſo ſetzte er ſich in die unterſte und ſpürte er hier ſein Genie, ſo gönnte er wieder der oberſten die Ehre ſeines Beſuches.

Dieſe Diät hätte jeden anderen zerrüttet, ihm gedieh ſie vortrefflich. Er hatte den Geiſt, Witz und die leichte Faſſungskraft aller Waſſerköpfe, denen im erſten Stadium, ſcheint's, zum puren Geniegold wird, was im letzten das Blei des Kretinismus. Ganz beſonders aber hatte er das unfehlbare Erbteil aller Buckligen, die Laszivität.

Dieſe letztere ſollte ein Band zwiſchen uns ſtiften.

Im Laufe des Sommers hatte der Abt an einem ſchwülen Abend ein kaltes Bad im Waſſerbaſſin des Kloſtergartens genommen und zwar ohne den Raum abſchließen oder eine Wache ausſtellen zu laſſen, einzig im Schutz der Umbüſchung des Waſſerbaſſins.

Natürlich entdeckten ihn die Luchsaugen einiger Knaben, darunter ich und Lude. Dieſer, wie von tauſend Ameiſen gejuckt, kicherte flehentlich: „Um Gottes willen, wenn ich Farben hätte! Ich würde eine Karikatur auf ihn machen: Suſanna im Bade. — „Ei, ſo zeichne ſie", ſagte ich. — „Ich ſehe nur in Farben", war ſeine Antwort. — Da gab ich ihm Geld und er kaufte ſich Farben und malte aus dem Kopf die Karikatur des badenden Dickwanſtes. Es war ein Geniebild von gelungener Lächerlichkeit. Ganz eigen aber ergriff es mich, daß das Bild nicht einmal derb und roh war; er hatte die weiblichen Reize ſeiner Mönchs-Suſanna ſogar mit einem Zug von ironiſcher Nobleſſe und freilich den Nagel der Komik juſt dadurch auf den Kopf getroffen. Von da an liebte ich den talentvollen Schelm und er lief mir nach wie ein Hündchen.

Jetzt wurde er mein Befreier.

Er hatte ſeit einer Stunde emſig und vorſichtig gearbeitet, mir einen Weg durch den Kamin durchzubrechen. Er hatte mir eine alte Novizenkutte mitgebracht, damit ich ſie über meine ſchönen weltlichen Kleider anziehen und den rußigen Ausſchlupf ohne Schaden paſſieren könne. Ihm ſelbſt genügte eine Schürze und ſeine Gewandtheit. So kroch er mir voraus, ich ihm nach. Auch in den Kloſtergängen hatte er alle Gelegenheiten erforſcht und vorbereitet, aufs ſchnellſte und leichteſte in den Garten zu kommen. Den Garten umgab allerdings eine drei Klafter

hohe Mauer, aber er hatte hinter wildem Gebüsch ein altes vergessenes Nebenpförtchen entdeckt, dessen Schloß vom Roste zerfressen war. Das hatte er vollends locker gemacht und mit verwischten Spuren wieder zugelehnt. Gedeckt von Mauergebüsch und nebligem Abenddämmer, krochen wir jetzt dahin, er rührte es an und wie durch Zauberei that es sich auf. Wir standen im Freien!

„Ich begleite dich jetzt nach Hause", erbot sich der treue Helfer. — „Ich geh' nicht nach Hause", antwortete ich. — Wohin gehst du, Amadé?" — „Nach Italien!"

Bis hierher nämlich hat diese Geschichte im katholischen Norddeutschland gehandelt, im Lande zwischen dem Rhein und der Weser. Um meinen Gedanken an Italien zu erklären, muß ich aus meinem Knabenalter in die Kindheit zurückkehren.

Eines Tages nahmen mich die Eltern in ein fremdes Haus mit und wir betraten ein Zimmer, das mit Gemälden geschmückt war. Eines der Bilder stellte eine italienische Landschaft dar, mit Cypressen, flachen Dächern und einem Campanile. Bei diesem Anblick fing ich zu weinen an. Alles verwunderte sich und fragte mich, was mir fehle. Da geschah mir noch weher, denn ich sollte etwas sagen, was ich selbst nicht wußte. Aus dem Dunkelsten meiner Kinderempfindung heraus, sagte ich folgendes: „Ich kenne sie, diese schwarzen Bäume, diese dünnen Kirchtürme und diese Häuser ohne Dächer. Ich

habe ſie ſchon geſehen." — „Thörichtes Kind", hieß es, „du wirſt davon reden gehört haben und dann hat es dir geträumt." — „Aber ich möchte wieder ſo träumen! Es war ein ſchöner Traum!" — Nachts im Bette ging ein Geſpräch zwiſchen den Eltern: „Es war eine Unvorſichtigkeit ... Wer hätte es auch gedacht ... Man muß es ihm wieder ausreden ..." Morgens wußte ich nicht mehr, ob mir dieſe Reden auch geträumt hatten, aber ich erinnerte mich an ſie.

Ich wurde ein ſtilles Kind. Unkindlich betrug ich mich nicht, auch erfuhr ich keine unelterliche Behandlung. Und doch; — es fehlte etwas! So lag es faſt in der Luft, daß ich aus dem Hauſe kam und in das Kloſterkonvikt, zwei Stunden vom Städtchen. Wer es erdacht und wer zugeſtimmt, wüßte ich ſelbſt kaum zu ſagen, aber es war beiden Teilen das Rechte. Nach dem 16. Jahre ſollte ich ins Noviziat, denn der geiſtliche Stand ſchien mir und anderen mein Beruf.

Das war jetzt anders gekommen. Konvikt und Noviziat lagen jetzt hinter mir und ſo leidenſchaftlich brach ich damit, daß mir auch das Heimathaus nur wie ein Zubau zum Kloſter vorkam. Für dieſes Neſt war ich kein Vogel mehr. Zugvögel waren wir in unſerer neuen ſchwindelnden Freiheit und der Zug ins Fernſte war faſt elementariſch. Und der eine gab die Parole aus: nach Italien! und der andere widerſprach und verwunderte ſich nicht, ſondern nahm es hin, als ob das Tollſte juſt das Natürlichſte wäre.

So faßten wir uns an den Händen, und, rechts ein bleicher Abendſchein, links die verſchleierte Mondſichel, marſchierten wir auf die Straße nach Süden. „Ich begleite dich über den Wald hinaus", ſagte mein Retter. Der Arme! Er hatte ihn wohl niemals betreten und mochte ſich den Wald als einen etwas größeren Kloſtergarten vorſtellen.

Ich ſah ihn nämlich immer ſtiller und ſchüchterner werden, als wir eine, zwei Stunden gewandert und die Waldſtraße, anſtatt zu enden, nun erſt das bärtigſte Geſicht einer Wildnis machte. „Kehr' um", ermahnte ich ihn endlich. Dazu aber zauderte er doch auch. Ich glaubte zu fühlen, daß ihn die Abendwaldluft bezauberte, ihn, der im Rauch der Kamine ſeine freudloſe Jugend hinbrachte. Das war aber vielleicht poetiſcher als wahr, denn als ich nach einer Weile ihn abermals aufforderte, erſchrak er faſt und antwortete: „Ich fürchte mich, in der Nacht allein durch den Wald zu gehen. Ich will den Morgen abwarten."

Die Abendnebel waren niedergegangen, der Nachthimmel wurde klar und kalt. Schläfrig und müde verkrochen wir uns in einen Holzſchlag und ſchlummerten, verſchränkt ineinander gekauert, unter geſchichtetem Tannenreis.

Als wir erwachten, meinten wir lange geſchlafen zu haben. Aber noch war es finſter, wir fühlten den Morgen nur an ſeinen Schauern. Durch einen ſtarken Geſchwindſchritt erwärmten wir uns.

Die Straße verließ endlich den Wald und lief gleich über eine Hochfläche hin. Das war uns recht und der weite Geſichtskreis gefiel uns. Sehnſüchtig ſchauten wir nach dem Tagesanbruch aus.

„Dort iſt das Morgenrot!“ jubelte der Zwerg und deutete auf einen Punkt in der Ferne. Aber der Punkt lag im Norden und nicht im Oſten, wie ich aus den Sternbildern entnahm, welche mit kaum erbleichendem Glanze noch leuchteten. Auch kam mir die Röte ſeltſam unruhig vor und es zuckte und ſprühte darin.

Auf einmal ſchlug's wie ein Blitz in mich. „Lude, das iſt das Kloſter!“ rief ich, „unſer Kloſter brennt!“ Und ich erzählte ihm die Geſchichte von meinem rechten Schächer.

„Heiſa, wie iſt ihnen dort eingeheizt!“ lachte der Zwerg, „das überſteigt alle meine Künſte! Aber jetzt bin ich brotlos, jetzt brauchen ſie keinen Heizer mehr!“

„So bleibſt du bei mir! So gehſt du mit mir nach Italien!“ rief ich mit einer augenblicklichen Eingebung und ſagte damit eines der folgenſchwerſten Worte meines Lebens.

„Ich bin dabei!“ frohlockte der Zwerg und tat einen Rundſprung. Erſt ſpäter fügte er mit einigem aber ſchwachem Bedenken hinzu: „Braucht's kein Geld zu einer ſo weiten Reiſe?“

Hochgemut antwortete ich: „Ich habe zwanzig Silbergroſchen Taſchengeld bei mir, und kann zwei goldene Hemdknöpfchen verkaufen. Auch eine Uhr habe ich."

„Und Herbſt iſt und noch hängt das Spätobſt auf allen Bäumen!" ergänzte er ſcharfſinnig.

Das Budget war gemacht. Zwar ohne Finanzkunſt, aber mit dem großen Vorzug, daß wir ſelbſt daran glaubten. Und mit ſolcher Vernunft wird das Leben gezimmert! In jeder Männerbiographie ſtecken große Stücke von Knabenunſinn!

So ſtanden wir auf der Hochſtraße, zufrieden mit unſeren Entſchlüſſen, unſeren Mitteln und am meiſten mit unſerer Freiheit. So ſtanden wir, gebannt wie Lots Frau und ſahen unverwandt auf die Feuerröte zurück. Nicht Rache, nicht Schadenfreude empfanden wir, es war etwas anderes. Wir kamen uns vor wie Helden, an deren Schritte ſich Ereigniſſe von ewigem Andenken knüpfen. Zwei Knaben fliehen aus Kloſtermauern und ſofort bricht der ganze Staat zuſammen, dem ſie anzugehören verſchmäht haben! Das ſchmeichelte uns. Es wehten uns Ahnungen an — von der Erhabenheit hiſtoriſcher Empfindung!

Wir ſahen dem Feuerſchein bis zum Erlöſchen zu, dann überſchritten wir die Hochſtraße.

Welch eine Symmetrie des Schickſals! Bei einem Brande trat ich meinen Gang in die Welt

an und bei einem Brande verlasse ich sie. Dort brannte ein Kloster und hier — eine klösterlich verheimlichte Bildergalerie, die mir der Knabe an meiner Seite gemalt hat.

3.

Macte Viator!

Ist es denn wahr? Ist das Leben ein stürmisches Meer? Wie leicht der Nachen der Jugend seine Wogen durchschneidet! Wo geharnischte Männer auf kanonenschweren Flotten versinken, dort ist eine Möve und ein Kind hinüber gekommen, als wäre der stärkste Zauber die Schwäche!

Wer hilft der Jugend nicht durch! Alles gerät ihr zum Guten, sogar ihr verletzender Mutwille. Eine Blume aus dem Füllhorn unserer Abenteuer will ich hier einstreuen.

Vor einem prächtigen Rathause standen wir und machten uns mit Gelächter über einen amtlichen Maueranschlag lustig. „Was gibt's da zu lachen, ihr Rangen?" scholl's hinter uns und ein goldener Stockknopf tippte mir derb auf die Achseln. „In fünfzehn Zeilen zweiundvierzig Schreibfehler!" antwortete ich mit dreister Heiterkeit einem stattlichen alten Herrn. „Und was für welche!" sekundierte der Bucklige. Der alte Herr stutzte und musterte uns von oben bis unten. Dann sagte er: „Kommt mit

mir, wenn ihr wollt, es ſoll euch nicht reuen.“ — Wir folgten.

Unterwegs einiges Ausfragen, wie gewöhnlich. Aber der ſchlaue Zwerg hatte ſchon längſt den Rat erfunden, nicht zu ſagen, daß wir nach Italien gingen, ſondern immer nur nach einem Ort, etwa auf eine Tagereiſe Entfernung, wo wir Verwandte beſuchten. Das machte kein Aufſehen, damit paſſierten wir überall. So auch jetzt.

Wir betraten das Haus des würdigen Mannes und ein wunderſchönes Zimmer darin. Dort ſagte er ſo zu uns, oder vielmehr zu mir, denn ich wurde überall als die Hauptperſon angeredet: „Wie glücklich ſeid ihr, Jungens, daß ihr heutzutag etwas lernt! Seht ihr, Kinder, ich bin der Bürgermeiſter dieſes Ortes, habe Haus und Hof, Ehre und Anſehen und ein großes, verantwortliches Amt. Und dabei ſchreibe ich, daß mich die Buben auf der Straße auslachen können. Ich hab's eben nicht gelernt! Ich war ein grober Handwerker, der ſich aus Not und Druck emporgearbeitet und was ich jetzt brauchte, das fehlt mir. In dem Orte, den ich regiere, kann ich mich nicht zu den Schulkindern auf die Schulbank ſetzen. Ihr aber, ihr ſeid zwei Fremde, zwei Durchreiſende, vor euch vergibt man ſich nichts. Möchtet ihr eine Zeit hier verweilen und mich im Stillen die Rechtſchreibung lehren? Ich kann es euch lohnen.“ — Er ſagte „ihr“, aber ſah *mich* dabei an.

Wir waren verdutzt, befangen, kurz, wir waren

Kinder. Um keinen Preis hätten wir den ſtattlichen Herrn zu unſerem Schüler gemacht. Und doch hatte ich einen Einfall, weit über Knabenverſtand. War ich doch juſt im Alter aller Extreme!

Ich erſah das nächſtbeſte Buch und diktierte dem Bürgermeiſter einen Satz daraus. Er ſchrieb ihn voll Schreibfehler. Ich zeigte ihm hierauf den Satz im Buche. „Sie leſen wohl wenig Bücher, Herr Bürgermeiſter?“ fragte ich. — Er antwortete: „Wo hätte ich Zeit? Am Tage gibt's Arbeit für dreie und abends wollen meine Ratsherren doch auch ihre Spielpartie mit mir.“ — „Gut denn, Herr Bürgermeiſter. Leſen Sie alſo täglich nur eine einzige Viertelſtunde, aber achten Sie dafür auch gar nicht auf den Inhalt, ſondern bloß auf die Rechtſchreibung. Noch praktiſcher wäre folgendes: Memoriren Sie heute einen Satz, — einen Spruch, einen Vers, etwas ganz Kurzes und Leichtes, was Ihr Gedächtnis behält. Schreiben Sie's dann morgen aus dem Gedächtniſſe nieder und vergleichen Sie Ihr Geſchriebenes mit dem Gedruckten. Das koſtet täglich faſt gar keine Zeit und ſchon nach einem Monat werden Sie richtiger ſchreiben. Nach mehreren Monaten ſind Sie vielleicht ſchon Herr der Orthographie.“

„Potz tauſend!“ rief der ehrliche Schwabe, „was die heutigen Jungen geſcheit ſind! Büble, du biſt ein Hexenmeiſter, ein Profeſſor von fünf Minuten.

Dein Nat hat Hand und Fuß. Guter Gott, wenn ich ſolch einen Sohn hätte!"

Und eine Stunde ſpäter beim Mittagstiſche hatte ich den lieben Mann ſchon ſo eingenommen, daß er mir den Antrag machte, mich zu adoptieren.

Ich ſchlug es aus. Warum? Kaum wußte ich Rechenſchaft zu geben von dem verworrenen Knabenſinn jener Tage. Unſere Reiſeſtimmung war etwa dieſe: aus der Nähe des Kloſters trieb uns die Furcht in die Ferne; die Ferne aber trieb uns mit ihrer eigenen Kraft, Freiheitstrieb und Wanderluſt! Unſer Mut wuchs, unſer Selbſtvertrauen erſtarkte — der Stein war im Rollen, nichts hätte ihn aufhalten können!

Ja, es iſt wahr: ein verlaufener, vierzehnjähriger Knabe fand ein kleines Königreich auf ſeinem Wege, das ſich ein braver Mann in langer Lebensarbeit erobert hatte — und er hob es nicht einmal auf!

Uns beglückte ſchon hoch der Zehrpfennig, den uns der Bürgermeiſter mit auf den Weg gab und ſo wanderten wir zum Städtchen hinaus, ein Geld in der Taſche, das wir uns erworben — durch mutwilliges Bubengelächter!

Die Hilfsmittel der Jugend liegen auf allen Wegen. Wer nennt ſie? Wer zählt ſie zu Ende? Schulwiſſen — ſagt der eine; gefälliges Aeußere — der andere; gutes Benehmen — der dritte; glück-

liche Anlagen — der vierte. Und wer hat alles geſagt?

Die glücklichen Anlagen waren es, woran Göttin Beſtimmung, die uns alle zu finden weiß, den kleinen, verzwergten Lude unterwegs aufgriff und von meiner Seite nahm.

Am Vierwaldſtädterſee ſaß ein Landſchaftsmaler und malte. In ſamtweichen Mooſen waren wir mit ungehörten Schritten herangekommen, ſtanden dann rückwärts von ihm auf einem etwas erhöhten Boden und ſahen dem Maler mit aller Bequemlichkeit über die Achſel. Er malte die Luft, den ſchmachtenden Schmelz von Sonnenblitz und zartem Nebelduft, der einen heiteren Oktoberhimmel ſo poetiſch macht; das Seebild ſelbſt war ſchon fertig, ein wunderſchöner Waſſerſpiegel in einer ſtillen, waldig umbuchteten Felſenklauſe.

„Da muß eine Badefigur hinein!“ rief der Zwerg ſo laut und plötzlich, daß der Maler zuſammenfuhr und einen Fehlſtrich machte.

„Was unterſtehſt du dich, Knirps?“ ſchalt er, verwundert über den kecken Ratgeber, der ein kleiner buckliger Knabe war.

„Baden muß einer“, wiederholte der vorlaute Zwerg; „ein Stückchen Fleiſchfarbe wird Wunder thun in dem Bilde!“

Dem Künſtler ſchien der Humor dieſes Abenteuers aufzudämmern, denn halb ſpöttiſch, halb aber auch gnädig, ließ er ſich zu der Antwort herbei: „Eine

badende Staffage habe ich ſelbſt ſchon in Betracht gezogen. Aber Figuren geraten mir ſteif, ich bin kein Figurenzeichner."

„So will ich es probieren", rief der Zwerg voll Eifer und trat mit Begierde vor.

„Iſt das Wichtelmännchen ein Maler?"

„Gelernt habe ich's nicht, aber ich kann's", ſagte mein Kleiner, den ich vergebens zupfte und zerrte.

„Das iſt ein rarer Caſus!" lachte der Künſtler; „andere haben's gelernt und können's doch nicht."

„Ich kann's! was wetten wir?" erdreiſtete ſich der Zwerg.

„Topp!" rief der Maler, „man muß ins Reine kommen mit dir. Machſt du etwas Erträgliches, ſo biſt du mein Herr Kollege und haſt dir einen Fünffrankthaler verdient; machſt du eine Sudelei, ſo biſt du ein kecker, unverſchämter Burſch, dem man den Schopf beutelt."

„Das gilt!" ſagte der Zwerg; „ein Held muß in der Schweiz ſeinen Kopf einſetzen. Auch Wilhelm Tell ſpielte um den Kopf ſeines Sohnes, als er den Apfelſchuß machte."

Dem Maler ſtand der Mund offen. Er ſah den kleinen buckligen Witzbold an, wie einer, der neue und nie dageweſene Naturſchauſpiele ſieht. Er übergab ihm Pinſel und Palette und wies ihm auf ſeiner Studie einen Punkt zum Bemalen an.

„Aber die Wette gilt nur um eine Rückenfigur", verklauſulierte ſich jetzt mein Lude mit ernſthafteſter

Amtsmiene. „Ein Geſicht kann ich mir aus dem Kopfe nicht erdichten.“

„Immer zu! Wir werden ja ſehen, was du überhaupt kannſt“, ſagte der Maler. Und als er zuſah, wie ſich der Zwerg gar nicht ungeſchickt anſtellte, fragte er mich, wie einen Alten vertraulich: „Hat er wirklich keine Vorkenntniſſe?“

„Nicht die mindeſten; er iſt ein Naturgenie“; antwortete ich mit gutem Gewiſſen.

Und nun machte mein Lude ſeinen Tellſchuß. Er pinſelte ein Figürchen hin, eine badende Nymphe vom zarteſten Fleiſch, mit einer leichten, freien Hand und recht ſchicklich in der Bewegung. Der Landſchafter, mit verſchränkten Armen hinter ihm, ſah dem naiven Treiben ein paar Minuten lang ſchmunzelnd zu.

„Es iſt gut“, ſagte er dann; „ich glaube jetzt ſelbſt, daß du nicht unterrichtet biſt; vom perſpektiven Sehen z. B. haſt du keinen Begriff. Zwiſchen uns und deiner Figur gibt's weder Raum noch Luft und doch iſt ſie mindeſtens dreihundert Schritte entfernt. Du hätteſt ſie ſkizzieren müſſen, aber du fühlſt dich nur in einer genauen Ausführung ſicher. Das iſt ſelbſtredend. Das beweiſt, daß du keine Kunſtſchule haſt, ſondern wirklich nur ein Naturgenie biſt, wie dein Freund hier ſagte. Oder ſeid ihr Brüder? Was ſind eure Verhältniſſe, ihr wunderlichen Zugvögel? Laßt hören!“

Wir ſagten unſer Märchen mit der Variation,

die wir jeden Morgen vereinbarten, her. Er iſt verwaiſt, mein Schulkamerad, und ich hole einen Verwandten ab — vom Bade Leuk, wie die heutige Tagesparole lautete.

Noch ein paar Nebenfragen, und wir ſchlüpften durch wie immer.

Der Maler beſchenkte jetzt meinen Begleiter mit einem Fünffrankenſtück, aber — er nahm ihn mir auch! „Du gehſt mit mir nach München", ſagte er. „Und wenn das, was wir ſehen, kein Strohfeuer iſt, ſo ſteckt ein großer Maler in dir, und ich nehme dich übers Jahr mit nach Paris, wohin ich ſelbſt zu meiner letzten Ausbildung gehe."

Lude ſah mich an — mit zwei Seelen. Die eine war ſeine gegenwärtige, ein Landſtreicher, der mir mit Anhänglichkeit nachläuft; die andere ſeine Zukunftsſeele. Sein ganzer Kopf glühte in einem lodernden Freudenrot. Seit ich ihn kannte, habe ich die blaßgelbe, faltige Geſichtshaut des armen Buckligen niemals rot geſehen. In dieſem Rot ſah ich — Paris, ſah ich ſeinen Beruf, ſah ich ihn ſelbſt und ſein innerſtes Natur-Wollen.

„Geh'", ſagte ich, „es iſt dein Glück."

Da gab er mir zum Abſchied ſeinen Fünffrankenthaler. „Nimm's", bat er mich mit ſeinen Schelmenaugen, die um ſo rührender blickten, wenn ſich das Herz darin regte. „Nimm's, Amadé, ich brauche kein Geld. Wo dieſer Herr itzt, dort werd' ich ja auch eſſen."

Wie er das Geldſtück mir hinhielt, ſo ſagte mir mein Gefühl, er gab es mir als mein Schmerzensgeld, weil er mich jetzt allein laſſe. Und dann — wußte er doch um unſern Reiſeſchatz und daß mein Weg weiter ging als nach Bad Leuk! Ich verſtand ihn in jedem Sinne. Ich mußte es annehmen.

Acht Jahre ſpäter gab ich ihm dafür — zwei Millionen!

So trennten wir uns.

Ich ging allein über den Gotthard.

Das Glück der Jugend, das uns zu Zweien begleitet, verließ mich auch allein nicht. Aber Zufallsſpiele gehören nicht mehr zu meinem Stoff. Abenteuer wie mit dem Bürgermeiſter brauchen nur einmal erzählt zu werden, denn in dieſer oder jener Wendung wiederholen ſie ſich und ſind Bauſteine zu jedem Leben: aber Steine und Mörtel geben auch keinen Bauſtil. Was mein Leben zu meinem machte und ihm den Stil gab, waren und ſind nur fünf Fundamentalereigniſſe: Pater Cöleſtin — der Zwerg — Demantina — Carola — der Marcheſe. Möge es mir gegönnt ſein, ehe meine Hand ſinkt, das begonnene Zeugnis davon zu vollenden!

Ich überſchritt die Alpen. Ich ſah die ſchwarzen Bäume, die dünnen Kirchtürme, die Häuſer ohne Dächer. Steht auch mein Haus unter ihnen? Wächſt mir Brod auf dieſen ſchwarzen Bäumen? Bild meiner Kindheit, gib Antwort dem Frager, der ſchon kein Kind mehr iſt!

Und mein Glück ſagte: Ja.

Im Mailändiſchen traf ich mit einem Gelehrten zuſammen, der mich als Exzerpiſten verwenden konnte. Er war ein Römer, und als er ſeine Studien an der Brera beendet hatte, nahm er mich mit nach Rom.

Dort beſuchten ſein Haus einige Monſignori und durch dieſe Gelegenheit ging ich in Hände über, welche den erſten nahe ſtanden. Roms erſter Mann war Kardinal Conſalvi, und ich wurde dem Kardinal Lante empfohlen, ſeinem Intimus und ſeinem Hausgeiſt. Dieſer Prälat beſchäftigte mich zuerſt als Kopiſten, bald aber gewann er eine ſolche Meinung von meinen Dienſten, daß er mich, den fünfzehnjährigen Knaben, ganz auf dem Fuße eines Kabinettſekretärs hielt. Er war ein ſtiller, etwas kränklicher oder wenigſtens hypochondriſcher Mann und es gewann mir vielleicht den beſten Teil ſeiner Sympathien, daß ich ihn mit der Unruhe der Jugend nicht beläſtigte, ſondern nahezu ſein Ebenbild war.

Das war ich. Der Rauſch der Reiſe, die Unterhaltungen des Zwergs waren dahin; ich war zu mir ſelbſt, ich war zu einem Ruhepunkte gekommen. Meine Sehnſucht nach Italien war geſtillt, und erreichte Wünſche, den Naturmenſchen beglückend, erzeugen dem idealen Menſchen ein Trauergefühl von Oede und Leere.

Das war die Stimmung, die brütende, wuchernde Stimmung für meine Vorgeſchichte. Meine Gedanken

waren in Deutſchland. Es war, als ob ich mein Kloſterleben jetzt erſt erlebte. Wie ein Feld, was im Vorjahre geſäet worden, erſt im folgenden aufwachſen läßt, ſo ſtand ich jetzt in der traurigſten Blüte vergangener Eindrücke. Jeder Tag, mit dem ich mündiger und denkender wurde, hatte die Wirkung eines Vergrößerungsglaſes, das mir das Geſchehene immer deutlicher zeigte. Es half auch nichts, — was wohl gemeinere Naturen getröſtet hätte — daß der Fall, der in Deutſchland ſo aufregend behandelt wurde, hier das Gewöhnlichſte war, wovon man beſtändig zu hören bekam. Für mich war's nur ſchlimmer, es hielt die Wunde meiner Erinnerung im beſtändigen Bluten.

Was thun? Wohin fliehen, um dieſen böſen Geiſtern der Vergangenheit zu entfliehen? Ratloſe Frage! Es giebt nicht Zeit und Ort, es giebt nur Welt und Ewigkeit! Nicht an einem fremden Orte, nicht in vergangenen Tagen war es; es iſt gegenwärtig, wird zukünftig ſein, iſt überall. Es umgiebt mich in allen Geſtalten, zeichnet mich mit allen Zeichen.

So kam eine Menſchenfurcht über mich, eine Schüchternheit, ein Wunſch, nicht da zu ſein, daß ich in den Reihen der Mitlebenden wie ein Taumelnder mitging und am Anfang meines Lebens mein Leben ſchon für verloren gab.

Und doch war ich jung. Man fand, daß mir der Bart und der Weltſchmerz ein bißchen früh ſproßte, aber allerliebſt zu Geſichte ſtand. Durch den jungen

Lord Byron und ſeinen Weltſchmerz war es damals in die Mode gekommen, ein beau ténébreux zu ſein und man lobte mich, daß ich die Rolle dieſer Modefigur am pikanteſten ſpielte. Ich lachte wie ein Wahnſinniger! Noch öfter aber kam mich das Weinen an und oft weinte ich wirklich. —

4.

Demantina.

Ich hatte im Kabinette des Prälaten bloß Arbeitsſtunden, Wohnung und Tiſch aber bei Privatleuten in einem beſcheidenen Bürgerhauſe. An unſerm Mittagstiſch pflegte auch die Magd, als eine Anverwandte des Hauſes, zu ſitzen und mitzuſpeiſen.

Eines Tages ſaß ſie da — verfärbt, einſilbig, appetitlos, brütend und geiſtesabweſend. Was vorging, ſah und hörte ſie nicht, oder nahm es verkehrt wahr; das Gewohnteſte ſchien ihr fremd, das Liebſte widerwärtig. Kurz, es war eine Veränderung, über die man nicht ſchweigen konnte. Man fragte ſie, was für ein Unglück ihr zugeſtoßen ſei.

Nur berührt von dieſem Worte, brach ihr übervolles Herz in Weinen aus. Das Mädchen war ein rohes Naturkind, nicht mehr jung, aber unerfahren, unverdorben, einfältig im Geiſt und ſtark im Affekt. Sie war eine Bauerstochter.

Als ſie ſich ausgeweint hatte, erzählte ſie ihr

Unglück. Sie hat heute ein Wunder geſehen. Sie ſah einen Wagen anhalten und eine Dame aus dem Wagen ſteigen — das muß ein Engel des Himmels geweſen ſein! „Nicht unter den Menſchen, nicht unter den Bildern in allen Kirchen von Rom iſt ein ſo ſchönes Geſicht zu ſehen. Ich lief ihr nach", ſagte ſie, „und als ſie in ihr Palazzo trat, warf ich mich ihr zu Füßen und bat ſie, mich als ihre Magd anzunehmen. Ich verlange keinen Lohn, es iſt Lohn genug, ihre Perſon zu bedienen. Wer ſie anſchauen darf, iſt reich wie ein König."

Die ländliche Schwärmerin war natürlich abgewieſen worden und ſaß jetzt unter uns mit dem leidenſchaftlichen Eindrucke dieſes Ereigniſſes. Die Ihrigen lachten ſie aus; ich lachte nicht. Ich war ſtill und verwundert.

Aber auch jenen verging das Lachen, als ſie inne wurden, wie tief die Macht ſolcher Eindrücke reiche. Das Mädchen war nicht mehr zu brauchen. Es blieb nichts übrig, als ſie nach Hauſe zu ſchicken und abzuwarten, ob das Landleben ſie wieder geſund machen werde.

Bevor ſie ging, nahm ich ſie beiſeite und ließ mir — das Palazzo der Wunderdame beſchreiben.

Ich weiß ſelbſt nicht, was ich mir dabei dachte. Große Neugier und ein würdiger Gegenſtand der Neugier! Das war alles. Daß der Todeszauber der Schönheit noch andere Herzen brechen und andere Köpfe zerſtören könne, als eines armen Landmädchens,

ſcheint mir nicht eingefallen zu ſein. So ließ ich mir von dem Weſen mit den verbrannten Flügeln ruhig den Ort nennen, wo die Flamme brennt. Auf mich ſelbſt machte ich keine Anwendung davon.

Nichts war mir nun leichter, als das Schönheitswunder kennen zu lernen. Ich diente einem Kardinal und ihr Vater war Großpächter von Kirchengütern, ihre ganze Familie ein altes und enges Geflecht mit dem römiſchen Kirchenregiment. Solche Thüren ſtanden mir offen und in ſolche Häuſer hatte ich Zutritt — wie der Epheu zu ſeinen Bäumen. Glückzu, grüne Ranke, naivſtes Epheublättchen im alten Schlangen-Paradieſe!

Ich ließ mich einführen. Ich ſah Signora Demantina. Als mir ihr Anblick zu teil wurde, gab ich den Augen der Magd recht, aber ihrer Empfindung unrecht. Wie kann man ſo ausſchweifend empfinden? Wie kann man ſo wehrlos ſich niederwerfen laſſen? Ich hatte eine junge weibliche Schönheit geſehen, allerliebſt zu ſehen am Toilettetiſchchen, oder gemalt auf Döschen und Billetten, kurz ein Bild, das erfreut, aber nicht aufregt. Wie hätte ich ſo exaltiert nach Hauſe kommen können? Nein, ich kam in der angenehmſten Wärme nach Hauſe und nahm mir nur vor — recht bald wieder hinzugehen.

Und ſo ging ich denn und kam wieder und wieder. Und eines Tages begriff ich nicht — daß ich die Magd ſo langſam begriffen! Nicht ihre Augen allein hatten recht, ſie hatte ganz und gar recht.

Demantina war ſchön — und war ſchön allein! Wenn ich von ihr zurückkam, konnte ich auf allen Straßen und Plätzen keiner Schönheit mehr begegnen. In Kirchen, in Theatern und Konzerten, auf dem Korſo und in der Villa Borgheſe, überall wo man ſchöne Frauen findet und ſucht, hielt ich die Augen jetzt offen, um Gleiches oder Ueberbietendes mit ſtudierter Abſicht zu entdecken, aber jeder andere Schönheitstypus kam mir nur grob und gemein vor. Demantina war das Subtilſte im Schönen. Da ſchrie und lärmte nichts, da flackerte nichts und drückte ſich nichts aus. Ihr ganzer Ausdruck war Klarheit. Nie habe ich ein ſo klares Menſchenantlitz geſehen. Rein und klar waren die Lineamente ihres Geſichtes und ihr Teint ſtrahlte von einer leuchtenden Klarheit. Es war himmliſch, ſie anzuſchauen. Man wurde gebildeter, wenn man ſie anſah. Das that die Würde, die feine intenſive Vornehmheit ihrer Schönheit. So muß der Stoff überwunden werden! Es war das Zarteſte und Leichteſte, womit der Stoff hier ſein Daſein hatte und er ſchien nichts zu ſein an dieſem Frauenkopf, als ein Blick, ein Lächeln, eine ſchöne Stille! Wie ſchön war der Blick, der einen Ausdruck hat, auch wenn er nichts auszudrücken hat! Ein ſtill beglänztes, rieſelndes Augenblau, ein feuchter Funke, ein ſilbergewordenes Veilchen! Ob ſie ihn ſenkte oder ihn aufſchlug, ob ſie ihn leiſe zur Seite warf, auch wenn ſie gar nichts ſagte, zitterte eine Seele darin, über-

fließend in Schwingungen; und ſagte ſie wirklich etwas, eine leichte Freundlichkeit, eine Bitte, eine Rüge, ſo kamen Schauer über das Herz als ſähe man's hoch in ſchwindelnder Aetherbläue von Engelsflügeln blinken.

So ſah ich, mit meinem Schriften- und Bücherblick, langſam, was das rohe Landmädchen mit ihrem friſchen Naturblick augenblicklich geſehen. Aber ich ſah es tief, unſagbar tief!

Das war die Frau, der ich fünf Jahre lang diente. Ich ſtand im ſechzehnten, ſie im neunzehnten Jahre. Aber ſie war Frau, Witwe, Mutter eines Kindes, der kleinen ſüßen Dezia, und das alles machte ſie mir weit überlegen, trotz einer ſo geringen Altersverſchiedenheit. Ich kam mir verſchwindend neben ihr vor. Wie ein Page vor ſeiner Herrin, ein Mündel vor ſeinem Vormund, ein Sohn vor ſeiner Mutter. Ich verehrte und diente.

Und es war nicht leicht, ihr zu dienen.

Sie gehörte zu denen, welche mit der unſchuldigſten Miene die ſtärkſten Anſprüche machen. Mit einer göttlichen Sorgloſigkeit ſcheinen ſie niemals zu ahnen, ob ihre Aufträge ſchwierig und ob es Fleiß und Mühe gekoſtet, ſie auszuführen. Was aber wahrlich das Kränkendſte: wenn ein Dienſt mit langer, liebevoller Geduld nun geleiſtet iſt, ſo haben ſie oftmals vergeſſen, daß ſie überhaupt ihn gewünſcht, ſie ſchätzen die Leiſtung nicht mehr, ſie iſt entwertet, bleibt ungedankt.

So wünſchte ſie eines Tages mit den lateiniſchen Hymnendichtern des erſten chriſtlichen Zeitalters Bekanntſchaft zu machen. Ich nahm den beſten derſelben, meinen geliebten Prudentius Sedulius, und ſetzte das ganze Feuer meiner jungen Seele daran, die traulich-ſüße Innigkeit des liebenswürdigen lateiniſchen Textes im Italieniſchen womöglich zu erreichen, ja zu überbieten. Auch meine ich noch heute, daß ich der Vollendung nahe gekommen, wenigſtens ein unreifes Knabenwerk iſt die Frucht meines begeiſterten Studiums nicht. Aber als ich meine Ueberſetzung ihr nun zu Füßen legte und ſie aufs angenehmſte zu überraſchen gedachte, hatte die Richtung ihrer Liebhaberei ſich verändert, jetzt half ihr ein Kanonikus, der vielen Dank davon hatte, den Calderon im Spaniſchen leſen.

Und doch empfand ich bei ſolchen Gelegenheiten nichts als die idealſte Gerechtigkeit. Sie iſt ja jung, ſagte ich mir, ihr Geſchmack, ihr Charakter noch in der Bildung begriffen. Du mußt nicht ſchmollen, du mußt ſolchen Wandlungen folgen. Sollte denn überhaupt die verrufene Laune der Frauen etwas anderes ſein, als die Thatſache, daß Geſchmack und Charakter der Frau wohl niemals fertig werden, niemals zu feſten Formen erſtarren, ſondern ewig beweglich und flüſſig bleiben?

Könnte ſie ſolche Gedanken ſehen! wünſchte ich dann. Oder hätte ich die Fähigkeit, ſie geltend zu machen! Sehr wohl, armer Knabe, in dieſem „Oder"

biſt du auf der richtigen Spur! Demantina hatte die fürſtlichen Airs aller Frauen, beſtändig zu vergeſſen und beſtändig zu fordern. Solche Herrſchergenies muß ſich der Höfling an jedem neuen Morgen von neuem erobern. Dafür hat aber auch der Höfling ſein Höflingsgenie. Ich war beſcheiden, verſtand es nicht, mich ins Licht zu ſetzen, ließ mein Zartgefühl mir verbieten, aus meinen Verdienſten eine drückende Schuld zu machen, ſie auszulegen wie ein Ladenhalter ſeinen Kram. Aber das alles gelingt dem Weltmann vortrefflich. Er hat die Kunſt, zu gelten. Mit graziöſer Leichtigkeit legt er recht ſchwere Verbindlichkeiten auf. Ihm fällt nichts zu Boden, das Kleinſte hält er in ſeinem Preis, ja er weiß die Kleinigkeiten noch geſchickt zu vergrößern.

Solche Modelle von Weltklugheit verkehrten genug am Hofe meiner Dame und mit Recht dienten ſie mir zum Ableiter, daß ich dieſer, was mich immer bedrückte, nie knabenhaft zürnte. Ich ſagte mir: lerne von ihnen! Ich empfand recht gut, daß ich hier in einer Schule des Lebens war. In der Reflexionsreife macht die Natur oft die kühnſten Sprünge beim Knaben, aber keinen einzigen in der Charakterreife. Indem ich das ahnte, bewahrte ich mich vor Ungezogenheit. Nicht der Dame zu grollen, nicht die Männer zu beneiden, war ich da, ſondern meinen Charakter zu üben. Ein Damoiſeau wie ich — das fühlte ich deutlich — thut ſeinen Damendienſt noch um keinen anderen Lohn als den: Mann zu werden.

So blieb ich mir immer gleich, behielt meine gute Faſſung, bezeugte der ſüßen Frau, ſie mochte mich bemerken oder überſehen, die Wärme und Heiterkeit meiner ſelbſt beglückenden Hingebung und war — ich kann es nicht anders ſagen — auf dem rechten Weg.

Während ich ſo die Schönheitsgeſetze der geſelligen Bildung lernte, nahm ſie auf meine Berufsbildung einen Einfluß, welcher meiner ganzen Zukunft ſein Gepräge aufgedrückt hat.

Ich hatte Deutſchland als ein Kirchenſtürmer verlaſſen. Von Pater Cöleſtin empfing ich die Form eines heidniſchen Klaſſizismus und ſeine Kataſtrophe beſiegelte meinen Kirchenhaß. Nach Italien fliehend, war es juſt die Kirche, welche mir Brot gab — dem entblößten ſchutzloſen Fremdling blieb ja keine Wahl — aber die Kirche genierte mich nicht. Ich bediente den Kardinal in ſeinen politiſchen Verwaltungsgeſchäften wie irgend ein anderer weltlicher Hilfsarbeiter. Kirchenluft atmete weder ſein Kabinett noch er ſelbſt.

Das that erſt Demantina und ihr Haus. Hier herrſchte der Geiſt der päpſtlichen Hierarchie ſeit langem und zwar in ſeinen extremſten und unerbittlichſten Konſequenzen. Es war der ultraklerikale Parteigeiſt der ſogenannten Sanfediſten, welche ſoeben den Schauplatz betreten. Ihr Fanatismus diente bald der Kirche ſelbſt zum Aergernis und zur Verlegenheit; im erſten Werdekeim aber war es allerdings anders.

Napoleon, der Propagator der Freiheit, war der unerträglichſte Tyrann geworden. Die Tyrannen züchtigend, überbot er ſie. Seiner gewaltthätigen Natur ſchlug der glückliche Anfang, die Sache der Fürſten und der Völker zu trennen, alsbald ins Gegenteil um: er zertrat dieſe wie jene und im Zertreten kittete er ſie. Die Menſchen laſſen ſich nicht Unrecht thun im Dienſte des Rechts, ſelbſt wenn das Recht — Code Napoléon hieße. Sie behalten den Code und vertreiben den Napoléon. Mag die Reſtauration, die ſein Werk mit Stumpf und Stiel ausrottete, blind geweſen ſein; aber auch ein Blinder empfindet menſchlich. Und wenn einer, ſo verſtand es Napoleon, gegen die Herrſchaft der Logik den Sturm der Empfindung aufzuregen. In dieſer Empfindung begegneten ſich Spanier und Ruſſen, Tyroler Bauern und preußiſche Philoſophen. So entſtand eine Literatur der Sanfediſten, noch lange, ehe dieſer Name entſtanden. Sanfediſtiſch ſchrieb ein Bonald, ein Chateaubriand, ein Joſephe de Maiſtre, dieſer Kant des Papſttums. Der gelehrteſte Proteſtant, Niebuhr, ſaß mit Ehrfurcht zu den Füßen des päpſtlichen Stuhles. Solche Wirkungen erzeugte Napoleon, der männermordende Freiheitsapoſtel. Er und Papſt Pius hatten die Rollen vertauſcht. Der Soldatenkaiſer machte die Freiheit tyranniſch, der Pfaffenkaiſer die Tyrannei liebenswürdig. Unter dem Fluche der Völker ging Napoleon in ſeine Gefangenſchaft, unter dem Jauchzen des Erdkreiſes kehrte Pius aus der ſeinigen

heim. Seine Reiſe von Fontainebleau nach Rom glich einem Triumphzug. Seine apoſtoliſche Würde im Unglück hatte ihm alle Herzen gewonnen, nicht bloß Demantinas und ihres Anhangs. Es muß geſagt werden: der Geiſt ihres Hauſes war der Geiſt der Zeit.

In dieſe flüſſigen Lavamaſſen von Ideen und Hochgefühlen, wo die Beſten und Reinſten nicht unterſchieden, was Freiheit oder Sturz der Freiheit, Begeiſterung oder Fanatismus, denke man ſich die empfindungsreiche und phantaſie-üppige Seele eines ſechzehnjährigen Jünglings hineingeſchleudert. Was iſt Geſinnung, Ueberzeugung, Charakter und Charaktertreue? Alles Flamme, Rauch, Brennſtoff und Verbranntes! Ewig unmöglich bleibt es jedem, der damals jung geweſen, heute zu ſagen, wie ihm zu Mute geworden, was die Zeit aus ihm und er aus der Zeit gemacht, ob er Führer oder Geführter war und *was* ihn führte: ein Buch von de Maiſtre? ein begeiſterter Volksauflauf? oder Demantinas Veilchenauge? Die Kirche hatte ihre früheſten und mächtigſten Eindrücke auf mich gemacht; ich nannte ihre Wirkung Haß, aber — ich nannte ihre Wirkung! Sie *hatte* mich, gleichviel ob durch guten oder böſen Zauber. Aber ſie hatte mich. Sie ließ mich nicht mehr los, ich wurde ſie nicht mehr los.

Indem ich nun am Zentralſitz jener wunderbaren römiſchen Organiſation, welche die Kirche heißt, Theologie und Kirchenrecht mit der Wißbegierde eines

Naturforſchers ſtudierte, bemerkte ich mit inniger Freude, daß Demantina fort und fort unvermählt blieb. So vergingen die peinlichen Jahre, wo ich zu ihr ſtand, wie der Page zur Herrin, der Mündel zum Vormund, der Sohn zur Mutter. Jener verzehrende Seelenbrand, den der Knabe mindeſtens in Worten verheimlichen mußte, wenngleich Blick und That eine einzige Lohe waren, gewann mehr und mehr — die Freiheit des Mannes gegen das Weib!

Zwar groß war dieſe Freiheit nicht, vielmehr den männlichſten Männern immer nur knapp zugemeſſen. Demantina verſtand einen Ton anzugeben, daß alles Perſönliche gar nicht zum Worte kam. Womit ſie das machte, war ihr Geheimnis. Nicht raffinierte Kunſt, nicht blöde Natur, — es war ein Drittes: gute Sitte, oder vielmehr: ſchöne Sitte. Es war die vornehme Stille ihres eigenen perſönlichen Ausdrucks, welche jeder Perſon ſich mitteilte. Schon der halbe Aufſchlag ihres Auges genügte, um die feinen Bannlinien, die ihr gefällig waren, wie mit einem Goldfaden zu zeichnen, wie mit einem Stichhaare abzugrenzen. Ihre Mittel waren faſt unſichtbar. Man konnte nicht mit geräuſchloſerer Grazie wünſchen und miſchte ſich vollends ein Zug nur von leiſeſter Bitte dem Wunſche bei, ſo bezwang es rührender, als das lauteſte Flehen. Welche Augen! welche Gewalt! Und doch; von dieſer Gewalt fühlte man ſich zu keiner Stunde gedrückt und beengt; in den unerträglichſten Grenzen wandelte man leicht und frei; der Zauber,

in den ſie die Herzen ſchlug, war ein himmliſcher Friede und jeder glaubte an ſeinen Himmel.

So geſchah es, daß ich das Unerhörteſte zu wagen glaubte, und über meinen Mut faſt erſchrak, als ich ſie eines Tages fragte, was eine junge Witwe zu fragen, natürlich genug: nämlich, wer der Mann ihrer zweiten Wahl ſein müßte. „Ein Jeſuit", antwortete ſie beſtimmter und williger, als ich erwartet. Der Orden, der ſeine Kadres wohl niemals aufgelöſt hatte, war in jenen Tagen unter dem Jubel aller Päpſtlichen auch offiziell wieder hergeſtellt worden. Ich war verblüfft genug, mich zu verwundern, ein Jeſuit ſei ja ein Célébataire — ein Eheloſer. So wenig wußten wir Jüngſten mehr von dieſen Dingen, oder dachten daran! Sie aber, meine Naivetät kaum merklich belächelnd, korrigierte mich ſanft: „Haben Sie nie von Affiliierten des Ordens gehört? von Jeſuiten der kurzen Robe?"

Da ging ich hin — und that Profeß bei der Geſellſchaft Jeſu!

Mit dieſem Schritt machte ich ihr — meinen Heiratsantrag. Wie wird ſie ihn aufnehmen? Welches Geſicht wird ſie mir zeigen? Wie werde ich ſie bei meinen Beſuchen jetzt finden? Fand ich auf ihrem ſtrahlenden Antlitze nur den leiſeſten Anhauch eines Schattens, ſo bedeutete es ſchon Verſtimmung, ſcheue ablehnende Zurückhaltung — und ich hatte ihr Nein! Wie das Hochgericht beſtieg ich damals die Treppen ihres Palaſtes.

Aber es blieb wie zuvor. Es blieb alles im Gleichen. Daß meine Profeß augenblicklich bekannt geworden, durfte ich in einem Zirkel, wie dieſem, nicht im geringſten bezweifeln, aber ich ſah keine Wirkung davon. Weder im Guten, noch im Schlimmen. Sie war wie ein ſchöner Tag in einer Reihe von ſchönen Tagen und ein Witterungswechſel auch der ſchärfſten Empfindung nicht wahrnehmbar. Nach wie vor umgab mich der ſtille, aber unfaßbare Zauber jener huldvollen weiblichen Hoheit, welcher der Born aller Hoffnungen iſt, indem er keine anregt und jede ſich ſelbſt überläßt.

Zuerſt freute ich mich, daß meine kühne Zeichenſprache mir ungeſtraft hinging. Dann aber entwuchs ich dieſer kleinlauten Schwachmütigkeit und es ſchmerzte mich, daß mein Schritt auch ohne beſſere Folgen geblieben. Kurz, die ſchöne Gleichheit der Faſſung, die ſie zu behaupten wußte, fing ich meinerſeits zu verlieren an. Ich brannte nach einer neuen Gelegenheit, deutlicher, angriffsweiſer vorzugehen, ſie in die Enge zu treiben. Der alte Hirtenfriede meiner Idylle war dahin, ich dürſtete lechzender. Ich dachte nur noch an Entſcheidung.

Ich durfte nicht allzulange warten. Wieder trug ſie mir einen ihrer Dienſte, ja ſogar diesmal den wichtigſten auf. Ich könne mir aus der Kanzlei des Kardinals wohl den Entwurf des bürgerlichen Geſetzbuches von Bartolucci ausbitten und auf ein paar Tage zur Anſicht mitbringen.

Ich war aber längſt nicht mehr Knabe genug, um die Bedeutung dieſer Bitte nicht ſehr genau zu verſtehen.

Conſalvi hatte in ſeinem ſogenannten „motu proprio“ eine Verfaſſung gegeben, welche das alte Regime mit einigen Scheinrechten abfand, dagegen den Kern der Revolution beibehielt. Abſchaffung der Kommunal-, Feudal- und Patrimonialrechte. Die Reſtauration war wütend, die feineren Sanfediſten aber, obwohl die Ultras, unerwartet ruhig. Beunruhigt wurden ſie erſt durch den Entwurf des Geſetzbuches. Beides mit Grund. Das motu proprio hofften ſie in den Delegationen und Marken durch das lokale Uebergewicht ihrer ſozialen Machtverhältniſſe von Kommune zu Kommune, von Baronie zu Baronie im Verwaltungswege ſtillſchweigend lahmzulegen: ein ſogenanntes Staatsgrundgeſetz verträgt das. Unantaſtbar dagegen iſt die Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzbuches und die allgegenwärtige Majeſtät der richterlichen Funktionen. Die Richterſtühle verloren, alles verloren! Und daß der Napoleoniſt Bartolucci der Mann war, den abgeſchafften Code Napoléon in leichten Umſchreibungen wieder herzuſtellen, daran durften die Sanfediſten nicht zweifeln. Klug aber berechneten ſie, wenn der Entwurf ſeinen Weg erſt in die Oeffentlichkeit genommen, daß er mit den Feinden dann auch Freunde gefunden, daß er Partei machen und Verteidiger haben würde. Sicherer fanden ſie daher die Kampfweiſe, ſchon ſein

Ausrücken ins Feld zu verhindern, ſein Daſein zu zerſtören noch vor ſeinem offiziellen Daſein, ihn aus der Welt zu ſchaffen, ohne daß er das Licht der Welt erblickt, ohne daß er gelebt und geatmet. Das ging nur durch Hinterthüren. Sie mußten ſich den Entwurf im Manuſkript zu verſchaffen ſuchen, um es dem Papſte, nötigenfalls den Kongreßmächten ſelbſt zu denunzieren, um die ganze Reſtauration dagegen aufzuregen, worauf es dann am Syſtem der vertraulichen Winke und faſt im Privatwege — ſtill und geräuſchlos zur Makulatur werden konnte. Das Manuſkript nun befand ſich in dem Kabinett des Kardinals Conſalvi, in dem Bartolucci perſönlich arbeitete. Conſalvis Intimus aber war mein Kardinal Lante, ich wieder Lantes Vertrauter und Demantina zuletzt — Lenkerin meiner Knabenhand! Die Rechnung ſtimmte.

Nur eins fehlte: die Knabenhand. Der Knabe war Mann, der Diener Herr geworden. Ich hatte juſt in dieſem fünften und letzten Jahre meines Damendienſtes einen jener Entwickelungsſchritte gethan, welche von Zeit zu Zeit, aufwärts oder abwärts, das bisherige Tempo beſchleunigt, denn nicht lineariſch, ſondern anſtoß- und ruckweiſe eilen organiſche Bildungen von Ziel zu Ziel. Das Menſchenleben hat in der Jugend wie im Alter kritiſche Jahre, in welchen die Poſten der Vorjahre plötzlich zur Summe gipfeln und lang Gereiftes und ſtill Vorbereitetes wie mit einem Sprung in die Erſcheinung tritt. Der

Klügſte, überſieht er kalt oder ſorglos ſolche Kataſtrophen, mißverſteht dann die Zeit, bleibt hinter ihr zurück, rechnet veraltet und macht Mißgriffe.

Auch Demantina hat es gethan, wenn ſie mich diesmal wie immer beurteilte. Ich kannte den Wert, alſo auch den Preis meines Dienſtes. Ihre Hand ſelbſt war kein zu großer Preis. Meine Gelegenheit war da.

Daß ich Chancen habe, dafür gab es in ihrer eigenen Koterie bereits Stimmen und Meinung. Was meine Lebensſtellung betraf, ſo durfte ich nur wollen, und ich konnte von meinem Kardinal jedes Staatsamt erhalten. Die kleine Dezia endlich hing mit leidenſchaftlicher Liebe an mir. Ich hatte ſie auf meinen Knieen aus ihrem zweiten in ihr ſiebentes Lebensjahr geſchaukelt, ich war dem Kinde wie von ſelbſt zu einem anderen Vater geworden. Die ganze Raiſon der Dinge ſprach für mich.

Alſo den Wurf gewagt! Aber doch nicht wie ein wagender Spieler, ſondern wie ein denkender Menſch. Ich wollte den Boden prüfen, den ich betrat. Ich wollte es noch ſicherer, als durch bloße Wahrſcheinlichkeit wiſſen, wie ſchwer ihr der Beſitz jener Handſchrift wiege und ob ich das Gewicht überſchätzte, oder wirklich richtig taxierte. Ich beſchloß alſo, diesmal den Vergeßlichen zu ſpielen. Erinnerte ſie mich wiederholt daran, was ihre Art gar nicht war, ſo konnte ich ihr Intereſſe für ſtark genug halten — um das meinige darauf zu bauen.

Uebrigens hatte mir Lante den Entwurf ohne weiteres gegeben, wie einem, der zum Hause gehört und bei dem es „unter uns" bleibt. Nur leicht fügte er die Mahnung bei, es in Obacht zu behalten. Auch er, scheint's, sah noch den harmlosen Knaben in mir, der sich „politisch bildet" und nicht den Verräter, den lodernde Liebe verbrennt!

So lag es in meinem, nicht in Demantinas Pulte. Ich ließ es liegen, bis sie das Buch zum zweitenmal verlangte.

Auf einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn sie es nicht von dir, aber von einem anderen verlangt? Wenn sie stolz und vornehm deine grobe Vergeßlichkeit mit stiller Verachtung bestraft? Wenn ein Glücklicherer den Preis des Dienstes davonträgt und deine Feinheit in ihrem eigenen Netze sich fängt? O welch ein Thor, der du bist, um mit kluggeschultem Kopfe der thörichtsten Leidenschaft Erfolge zu suchen!

Da gab's wieder Marterstunden. Ich kroch wieder ganz in nichtigster Knabenhaftigkeit am Boden, hielt das Experiment, das ich gewagt, für unverschämt, für unmöglich und hoffnungslos, einer Demantina gegenüber. So sehr imponierte mir dieses Weib!

Da fand ich sie eines Morgens in der Ecke ihres Kanapees — sie erhob sich nicht, sondern hob bloß das Auge auf und begrüßte mich leichthin: „Apropos, bringen Sie den Bartolucci?"

Ich wurde feuerrot und antwortete, den Blick grad vor mich hin, mit erſtickender Stimme: „Ich kann mich nicht verſtellen, Signora. Ihre Wünſche ſind mir Geſetze, Ihre Winke Befehle, all meine Dienſte gehören Ihnen. Nehmen Sie mich in Ihre ewige Dienſtbarkeit auf.“ Was ich weiter ſagte, weiß ich nicht mehr, die Worte wurden zum Stammeln, ich lag auf den Knieen, bedeckte ihre Hand mit Thränen und flehte: „Schenken Sie mir Ihre Hand, Demantina!“

Es war gethan!

Eine Sekunde lang ſtockte alles — es gab kein Ich, es gab keine Welt bis zum erſten artikulierten Laut ihrer Stimme. Ihre Stimme erklang endlich. Sie antwortete mir auf meinen Heiratsantrag mit folgendem Beſcheid: „Ich bin ſchon Witwe, ich möchte nicht noch einmal heiraten — denken Sie an Pater Cöleſtin.“

Ich erriet nicht gleich, was ſie meinte. Ich hob wie ein Betäubter, Schwarz-Umtaumelter, fragend den Blick zu ihr auf. Der Flimmer ihres unvergleichlichen Auges war aus einem Silberblättchen eine Silbernadel geworden. Ein leichter, flüchtiger Stich von Verachtung und Mitleid, hart an der Grenze, wo man ſich ſelbſt bemitleidet — daß der Gegenſtand des Mitleids verächtlich!

Ich verging. Es war mir, als ob ich in ein

Element untertauchte, wo ich vor der Geburt geweſen.

Dann träumte mir, daß eine Seidenrobe rauſchte und daß das Kanapee leer geworden.

Ich ſprang auf. Ein Schrei gellte — ich war es ſelbſt. Es war der Aufſchrei meiner Beſinnung. Heulend vor Schmerz, einem Epileptiſchen ähnlich, ſtürzte ich auf die Straße hinaus.

8.

Zuppa.

Auf der Straße überrannte ich ein kleines niedriges Weſen, das ich für ein Kind hielt und aufhob. Aber es war kein Kind, ſondern ein verzwergter Buckliger.

„Katſchal! Ludwig! Mein Freund!"

„Ei was, Katſchal, Kaltſchale, Wein- oder Bierſuppe — das Zeug heißt zuppa und ich bin ſo gut ein Römer, wie Cäſar Auguſtus. Zuppa, Luigi Zuppa nennt ſich meine römiſche Herrlichkeit."

„Lude, mein Freund, mein Freund!" Ich riß ihn empor, ich ſchwang ihn in die Höhe, brach mit ihm zuſammen, überſtrömte ihn mit meinen Thränen. Mein Schmerz löſte ſich, es rettete mich vom Tode, in dieſem Augenblicke etwas Liebes und Treues in Armen zu halten.

„Amadé, was iſt mit dir? Was für ein Un-

glück iſt dir paſſiert? Du erſchreckſt mich. Schnell, erzähle mir alles!"

Ein leerer Wagen rollte vorüber, ich rief ihn an und wir fuhren von dannen.

„Wo wohnſt du, Katſchal?"

„Zuppa, mußt du ſagen. Ich wohne gar nicht. In einem Hundeloch nächſt dem Ghetto. Ich bin ganz vis à vis de rien."

„Gleichviel. Dirigiere den Wagen! Bring' mich wohin du willſt! O, daß ich dich jetzt gefunden!" Und ich hielt ihn in meinen Armen, lag an ſeinem verkrümmten, verbogenen Bruſtkaſten und klammerte mich in meinen ſchluchzenden Zuckungen an dem treuen Herzen des Krüppels feſt.

Wo wir ausſtiegen, welchen Ort wir betraten — ich weiß es nicht. Mein Freund ſchämte ſich, ſprach entſchuldigend von Schmutz, Elend und Ruinen — aber ich warf mich auf ihn und ſchrie: „Wir ſind ja im Himmel, Lude, wir ſind im Himmel! Nur jener Palaſt iſt die Hölle!"

„Welcher Palaſt, Amadé?" fragte der Zwerg. „Erzähle. Verweile bei mir, weil dir der Ort nicht mißfällt, und erzähle mir endlich."

Aber mein Puls ſchlug noch lange nicht in epiſchen Schlägen. Mein Schmerz hatte Worte gefunden und die Worte ergoſſen ſich. „Fünf Jahre!" wehklagte ich im ſinnloſen Auf- und Abrennen. „Und welche Jahre! Welche Hoffnungen! Es iſt nicht zu faſſen. Luigi! einſt hat Gott den Satan in

die Hölle geſtürzt; jetzt hat der Satan einen Höllengeiſt gen Himmel geſchleudert und himmliſch engelhaft ſieht er aus. Welch mörderiſche Bosheit! Auf welche Wege folgt dieſes Weib ihren Pfaffen! Daß das gottverhaßte Kuttengeſchlepp, was in Norddeutſchland geſchehen, nach Rom verſchleppt hat, das begreife ich; dafür iſt dieſes ſchwarzverſchworene Wanderrattengezücht auf der Welt. Aber dieſer Mund! dieſe Lippen, dieſe Augen! und dieſes Herz und Nicht-Herz dazu! Luigi, hilf mir, daß ich nicht wahnſinnig werde! Hilf mir, hilf mir, du biſt der letzte Punkt von Treue in der Welt!"

Das mußte der Arme — ich glaube ſtundenlang — ſo aushalten. Aber die Geduld, die er brauchte, erzeugte ihm das Bild meines Zuſtandes ſelbſt. Was er da in den Armen hielt, war eine Wunde, friſch vom Schlage her, und er begriff, daß ſie ſich ausbluten müſſe und zunächſt nichts könne als bluten.

Endlich verſiegte das Blut. Wie Todeskälte kam's über mich, wie Todesſtarre. Da konnte ich erzählen.

Als ich zu Ende war, ſagte der Zwerg: „Dieſes Weib muß man ja umbringen!"

Ich aber erſchrak, als ob er's ſchon thäte, und noch voll ihres Bildes rief ich aus: „Barbar! Iſt dieſem römiſchen Boden nicht Schönes genug ſchon zerſtört? Soll's der Tempel entgelten, ob er der Venus oder der Hekate geweiht iſt? Du kennſt ſie

nicht. Ein Tempel iſt ſie, ach und der ſchönſte, den die Erde trägt und die Sonne beſcheint!"

Der Zwerg hörte mich gierig an, funkelnden Auges, ſchlangenklug, und ziſchelte halblaut: „Du haſt recht! Du haſt recht! Eine andere Rache muß man erſinnen!" — Dann ſetzte er ſich wie ein Kind auf meinen Schooß und noch lauernder, noch innerlich-wühlender fuhr er fort: „Schildere mir jetzt auch ihre Umgebung. Das Haus, die Koterie, die Verbindungen, die Verhältniſſe und Perſonen, die Schickſale und Porträts der Perſonen. Alles, was man in fünf Jahren wiſſen konnte, alles, was du ſelbſt weißt."

Ich that es. Nicht die Worte, aber der Zuhörer that mir wohl. Dieſer Freund war das einzige, was mich tröſten konnte, und jetzt hing ich an ihm und war froh, daß ich es durfte.

Luigi hörte mir aufmerkſam zu. Er verlor kein Wort. Nach einer Weile, als ob ſeine Gedanken ſich veränderten oder mit andern ergänzten, ſagte er: „Schon genug. Aber noch eins, Amadé. Kannſt du mir Handſchriften bringen von großen und hohen Perſönlichkeiten?"

„So viel dir beliebt. Willſt du Conſalvi? Pacca? Roſpiglioſi? Borgheſe?"

„Ah pah, das ſind Mücken. Höher hinauf!"

„Noch höher? Alſo den Papſt? oder den Kaiſer Alexander?"

„Ja, ja!“ rief der Zwerg mit den glühenden Augen einer Wildkatze. „Die bring' mir!“

„Lude, ich frage nicht wozu. Aber ſinnſt du nichts Gefährliches aus?“

„Nicht dir und nicht mir. Gefährlich für die einzige Seite, auf die ich ziele.“

Jetzt wurden wir geſtört. Eine alte, beiſpiellos häßliche Jüdin brachte ihm ein übelriechendes Eſſen. Ich mußte ein Stück ſeiner Häuslichkeit ſehen und ſah, mit Gold in der Taſche, daß es hier am Centeſimo fehlte.

Mit ſchmerzlicher Teilnahme ſagte ich: „Nun erzähle auch du mir, Luigi. Was machſt du? Wie geht es dir?“

Er antwortete ſofort: „Ach, laß das jetzt! Wer hat denn noch eine Geſchichte nach deiner? Und mit welchem Ohre könnteſt du zuhören! Genug, ich bin ein großer Künſtler geworden, habe in Paris viel Geld verdient und noch mehr an die Weiber gehängt. Endlich hat der Teufel der Politik alles geholt. Proträtierte ich einen Legitimiſten, ſo wollte mich ein Kaiſerlicher totſtechen, und hatte ich einen Marſchall Napoleons auf der Staffelei, ſo drohte mir ein Bourboniſt mit dem Galgen. Das langweilige Mannsvolk! Ohne die Weiber wär' ich krepiert in dieſer politiſchen Narrenboutique. Zuletzt lief ich einer italieniſchen Sängerin nach, einer kleinen getigerten Wildkatze, die mir in Rom das

letzte Hemd auszog und mich dann in die Gosse zu den Ratten und Juden warf."

Ich schloß ihn in meine Arme und seufzte schmerzlich gerührt: „Armer Freund, so kennst auch du das Unglück eines mißhandelten Herzens!"

„Mißhandeltes Herz? wie verstehst du das?" fragte er treuherzig. „Sieh, Amadé, alle Meere der Welt können meinen Durst nach dem Weibe *nicht löschen; aber wie man an die Weiber ein so*genanntes Herz hängen, oder gar von ihnen selbst eins verlangen kann, das überstiege meinen Verstand und wenn mein ganzer Buckel noch voll von Gehirn wäre. Ebensogut könnte mir ein Kneipenwirt ein mißhandeltes Herz machen, indem er meinen Lieblingswein auch anderen Gästen schänkt. Jedes Gute jedem, dem's schmeckt! Das ist die Ordnung der Natur."

„Und mit diesen Grundsätzen könntest du mich verstehen und sogar meine Rache vollstrecken?"

„Als ob wir die Dinge mit unseren Grundsätzen verstünden! Wir verstehen sie, weil sie da sind. Kein Mensch verwundert sich über Schwalben und Heringe und doch hat kein Mensch nur das mindeste Organ, sich in Vögel und Fische hineinzudenken. Sie sind da, das ist ihre ganze Erklärung!"

Welch eine Scheidewand zwischen den alten Freunden! Aber doch — eine Wand. Ein Halt, etwas Festes, an das man sich lehnen konnte. Ich sah mein Geschlecht einen ganz neuen Standpunkt zum weiblichen einnehmen. Er war abscheulich, für

meine Perſon auch unmöglich und doch empfand ich, ich weiß nicht was für ein Vergnügen davon, daß die Welt auch ſolche Geſichter zeigte. Ich ſah zum erſten Male ſeit Jahren aus meinem Ich heraus und draußen ſah's leichter aus!

So trat der Name Zuppa in mein Leben und blieb darin!

Ich hielt mich den ganzen Tag in jener Spelunke auf und ging nur ungern nach meinen ſchönen Häuſern und Straßen zurück. Als wir ſchieden, verabredeten wir heimliche Zuſammenkünfte. „Wir müſſen unſere Fährten verwiſchen", ſagte Zuppa, „wenn irgend etwas, das meinem Anſchlage ähnlich ſieht, gelingen ſoll."

„Was meinſt du mit dieſen Worten? Du denkſt an die Rache, an die Handſchriften; aber wie hängt das alles zuſammen? Was brüteſt du eigentlich, Zuppa?"

„Nichts, nichts! Sprich nicht davon! Sprich nicht mit mir! Ich bin ein Verrückter, ein Ueberhirniger, ein Narr!" Und halblaut brummte er wirklich in einer Art von Geiſtesverſtörtheit vor ſich hin: „Könnte der Kaiſer von Rußland, der myſtiſche Nebelkopf, nicht katholiſch werden, einem ſchönen Weibe zu Liebe? Nur müßte ſie ſchöner ſein als die Frau von Krüdener. Und er müßte wiſſen, wie ſchön ſie iſt, müßte es ſehen! Und der Papſt müßte ihr zu befehlen haben. Und der Wahnſinn ihrer blinden Ergebenheit ..." Er murmelte wie ein

Traumredender und ſtierte wie ein Geiſterſeher. Da ließ ich ab von ihm.

Aber als ich das nächſte Mal mit einem Päckchen Dukaten kam, warf er es verächtlich in den Winkel und rief: „Philiſter! Die Handſchriften, die Handſchriften! Denk' mir doch an die Hauptſache!"

Als ob ich ſeine Hauptſache gewußt hätte! Ich brachte ihm die Handſchriften und — verlangte nur nichts zu wiſſen. Ich ließ ihn traumreden, geiſterſehen und fixe Ideen haben. Eine Idee hatte er, das ſah ich. Ich fand ihn immer geheimnisvoll, aufgeregt, geiſtesabweſend, oder vielmehr mit dem Geiſte nur bei einem anweſend. Und bald fand ich ihn gar nicht mehr. Er hat Tag und Nacht außer Hauſe zu thun, ſagte die alte Jüdin. Es war mir faſt recht, denn auch ich trieb mich jetzt auf neuen Wegen herum.

Demantina hatte ein Gifttröpfchen verſpritzt, aber ein Tröpfchen aus einem Meere, deſſen Grenzen ich nicht abſehen konnte. Wenn es an ihr Haus reichte, wohin reichte es nicht? Ein ganzer vergifteter Ozean umgab mich. Alles wußte von mir, alles deutete mit Fingern auf mich. Ich ging wie mit einem Kainszeichen über die Straßen. Ich wagte vor Männern und Frauen nicht mehr die Augen aufzuſchlagen. Wenn man in dieſem Zuſtande ſich nicht erſchießt, ſo kann man nur ins Extrem überſpringen. Aus dem tiefſten Elend meiner Verachtung und

Selbſtverachtung ſprang ich in ein Himmelſtürmen von Ehre und Auszeichnung über. Ich wollte der Welt ein Beiſpiel ſuperlativer Mannhaftigkeit geben. Ich hätte Blut weinen mögen, daß die große Kriegsepoche vorüber; ich war überzeugt, daß ich ein bewunderter Soldat, daß ich Napoleons erſter Marſchall, daß ich einer ſeiner Herzöge, ja, wie Murat, ein König meines Schwertadels geworden wäre. Brünſtig wünſchte ich, daß auch St. Helena ein Elba und der gefeſſelte Prometheus wieder ein freier Titan werden möchte. Und um im Frieden den Krieg nicht zu verſäumen, lernte ich fechten, reiten, ſchießen, trieb mit Leidenſchaft alle ritterlichen Uebungen. Dabei nahm ich eifrig an Jagdpartien teil und lechzte nach einem gefährlichen Abenteuer mit pontiniſchen Büffeln. Demantina ſollte von mir hören!

Meine Kanzlei ſah mich nicht mehr. Ich war Held, nicht Gelehrter und Jeſuit. Mich ekelten die Männer in weibiſchen Langröcken, das halbſchlächtige Kuttenvolk der pfäffiſchen Katzengrazie, die gekniffenen Augen, die Sammtpfoten, das ſalbtriefende Liebesmiauen, der permanente, zünftige Seelenmärz.

Mein Kardinal ſah mir alles nach. Ich verſäumte ja doch nicht des Dienſtes, denn der Kirche dient eben alles. Und wie mich der ſtillkluge Mann gar nicht ungern als Liebhaber der Demantina geſehen, weil er mir ſchätzbare Notizen aus dem Lager der Sanfediſten abfragen konnte, ſo ließ er mich jetzt eben ſo nachſichtig den Waffenhelden ſpielen,

weil er auch dieſen brauchen konnte, wie ich bald erfuhr.

Eines Tages nämlich kniff er mich mit ſeinem ſäuerlichen Lächeln ins Nackenfleiſch, was immer eine gemütliche Stimmung bedeutete: „He, junger Herr“, fing er an, „man iſt Ritter St. Jörg geworden, man will Thaten thun. Ebbene, wir haben Stoff dazu. Seit die Katz in St. Helena brummt, machen ſich die Mäuſe wieder unbillig mauſig. Was du ſelber in Rom hier ſiehſt, auf einem einzigen Plakat die Namen von ſiebenundfünfzig Raubmördern ſamt Preiskurant ihrer Köpfe, iſt noch das wenigſte. In den Marken und Delegationen wirtſchaften unſere Reſtaurations-Prieſter, daß man ſie in die Humaniora zum Großtürken ſchicken möchte! Pandolfi in Urbino treibt's wie Ali Paſcha von Janina, in Bologna aber gährt das verzweifelte Volk und droht mit Selbſthilfe, was uns auch wieder nicht lieb ſein kann. Kurz, es giebt Arbeit. Conſalvi entſendet mich, um links und rechts zu kalmieren. Kalmieren! Ich ſoll Oel auf die Wogen gießen, aber ich ſeh's voraus, ich werde Oel ins Feuer gießen. Ich muß mir notwendig Feinde machen. Es dürfte nicht glatt ablaufen. Und die Dolche ſind wieder recht wohlfeil geworden! Was denkt Ihr, Herr Ritter, geht Ihr als meine Leibgarde mit? Willſt du dich ein bißchen totſtechen laſſen für den frommen Gottesmann Lante?“

Kein Zweifel, wenn er „Ihr“ und „du“ ver-

wechſelte, ſo war's ſeine gnädigſte Stimmung. Und dieſer Antrag, gemiſcht aus hypochondriſcher Furchtſamkeit und wirklichem Bedürfnis meiner Anhänglichkeit für ſeine Perſon, war eigentlich eine Gunſt, viel glänzender als ſie ausſah. Ich erwarb mir das größte Verdienſt um ihn, ob ich nun wirklich mein Blut für ihn verſpritzte, oder ob er ſich's bloß einbildete, daß ich ihm nötig ſei! Das Verdienſt aber gab Anſprüche und für die Anſprüche gab es das weiteſte Feld! Die Revolution hatte den alten Beamtenſtamm aus den reichen und feingebildeten Adelsgeſchlechtern empfindlich vermindert; der reſtaurierte Kirchenſtaat war genötigt geweſen, oft die wichtigſten Magiſtraturen einer Prälatur von Emporkömmlingen, Glücksjägern, Abenteurern, gemeinen und raubſüchtigen Habenichtſen preiszugeben, deren Mißverwaltung eben die Uebel verſchuldete, welche Lantes Expedition mildern oder abſtellen ſollte. Es war vorauszuſehen, daß Lante, auch wenn er das verdorbene Fleiſch der Reſtauration nicht radikal ausbrennen durfte, ſeine Exempel doch an den Unwürdigſten ſtatuieren müſſe, ſollte er nicht zum Kinderſpott werden, was Conſalvis Art gar nicht war. Es war vorauszuſehen, daß er wenigſtens in den ſchreiendſten Fällen unterſuchen, ſtrafen, ſuſpendieren, purifizieren, verſetzen und abſetzen müſſe. Kurz, es waren Vakanzen und Aperturen vorauszuſehen. Ich aber ſtand der Nächſte ſeiner Perſon. Ich hatte trotz meiner Jugend die fünfjährige Praxis ſeines Kabi-

netts, ich konnte mir einen Poſten weit über mein Alter ausbitten, ich bekam vielleicht eine Provinz zu regieren, wurde Vizekönig eines kleinen Königreichs, ließ die Sanfediſten meine Macht fühlen, ließ ſie fühlen, daß ich ein großer Herr ſei und ſah Damen wie Demantina vielleicht künftig zu meinen Füßen!

Das war der Angelpunkt meines Dichtens und Denkens. Auf dieſen Punkt bezog ſich alles, womit ſich meine Phantaſie ihre Feſte gab!

Aber indem ich mir ſo meine königlichſte, nur leider ideale Genugthuung erträumte, hatte ich ſie ſchon real und zwar mit der ganzen unköniglichen Derbheit der Realität.

Noch redete Lante über die Details unſeres Reiſeprojektes mit mir, da trat der Kämmerling ein und flüſterte mit ſichtlicher Aufregung dem Kardinal eine Mitteilung zu. Dieſer aber blieb gefaßt und noch mehr als das. Mit einem Phlegma, worin die Gleichgültigkeit faſt Verachtung war, murrte er achſelzuckend: „Das geht den Gouverneur von Rom an. Sagt es dem Pacca! Uebrigens haben wir jetzt andere Sorgen, als gemalte Nuditäten, welche angeblich oder zufällig vornehmen Römerinnen ähnlich ſehen. Rom iſt das Kunſtmuſeum der Welt und die Künſte ſind frei. Sie ziehen die Fremden und das Geld nach Rom."

Der Kämmerling ſchlich fort. An mich gewendet,

entwickelte Lante ſein Reiſeprogramm in unmittelbarer Fortſetzung unſeres Geſprächs.

Mir aber brauſte das Ohr. Die Worte, die da gefallen, quollen zu ungeheuren Ahnungen in mir auf. Der Kopf fing mir zu brennen an. Ich atmete wie ein Erſtickender. Den Kardinal hörte ich kaum, war weit weg von ihm und ſeiner Reiſe. Ich hätte durch die Lüfte davonfliegen, durch eine Verſenkung des Bodens verſchwinden mögen. Ich ſtand auf Nadeln, bis ich entlaſſen war. Endlich war ich's. Da fragt' ich im Vorzimmer mit mühſamer Selbſtbeherrſchung den Kämmerling aus, unterdrückte mühſam meinen Aufſchrei und ſtürzte fort. Mit dem nächſten Wagen flog ich nach der Ausſtellung der römiſchen Künſtler.

Im Bilderſaal herrſchte ein Wogen und Drängen, durch das ich ſchwer mir Bahn brach. Aber ſchon zwiſchen den Köpfen und Schultern der Menge durch erblickte ich den allzu wohlbekannten Frauenkopf. Es war das Porträt Demantinas. Ein Ruck — ein Schub — und ich erblickte ſie ganz. Da ſtand ſie im lebensgroßen Bilde und von oben bis unten — nackt! Der Bildrahmen aber trug die Aufſchrift: „Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend."

Ich faßte es nicht. Die Sicherheit von Sehen und Denken verſchwand mir. Wie ich die gemalte Demantina anſah, ſo ſah ſie auch mich an und ich glaubte, in demſelben Augenblicke müſſe ſie ſich be-

decken. Aber ſie hielt meinen Blick aus und that es nicht. Sie hielt die Blicke aller aus und that es nicht. Sie war ja gemalt! Aber als ſie der Maler malte ... Mir ſchwindelte.

So vergingen Minuten, — oder auch Ewigkeiten, — während welcher ich wieder das Sehen erlernen mußte. Ich mußte mein Auge, wie an das Sonnenlicht, an dieſe Nacktheit gewöhnen!

Es war ein Körper vom reinſten Milchweiß, aber mit jenem bläulichen Stich, welcher das kreidigſcharfe und eigentlich blutleere Weiß ſättigt und abdämpft. Blendender Schnee auf den Weichteilen, roſiger Hauch auf den Muskeln, zartmeliertes Grau auf den Knochen, — ſo hatte der Künſtler wie ein rollender Blutstropfen ihres eigenen Körpers gemalt: von innen heraus, nicht von außen hinein. Er hatte aus der Tiefe auf die Fläche jeden räumlichen Punkt der Farbe verſtanden. Menſchenaugen werden eine ſolche Wahrheit der Nacktmalerei nie wieder ſehen. Dieſer Sinn ſchien ihm geſchenkt; vielleicht als eine krankhafte Anlage geſchenkt, wie dem Hellſeher und Nachtwandler der ſeinige.

„Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend", war ein Programmwort, nicht mehr. Die Szene blieb ein figurales Soloſtück. Roxane-Demantina lüftete links einen Thürvorhang, zur beiläufigen Andeutung, daß von dieſer Seite her ein Ankömmling erwartet werde. Ihr Kopf aber neigte ſich leiſe nach rechts und beſah ſich in einem Spiegel, oder

hatte es ſoeben gethan, denn ſchon legte ſie die ſpiegelnde Goldplatte ſtill und ſtolz wieder weg. Die linke Hand an der Portiere, in der rechten den Spiegel, thaten die Hände nichts, was die mediziïſche Venus zu thun wenigſtens ſcheint! Mit kühnſtem aber naivſtem Vorwande löſte der Darſteller die Arme von allen Konturen des Körpers ab und gab dieſen vollkommen frei. Es ſchien die Abſicht des Malers, dem Vorurteile zu imponieren — durch Verachtung des Vorurteils. Und ſein Modell ſekundierte ihm willig!

Mit dem bewundernden Künſtler war ſich die nackte Schöne freilich in Selbſtbewunderung begegnet. Welch ein Ausdruck weiblichen Triumphgefühls! Nicht ſiegesbewußter konnte Alexander ſeine Schlachtordnung muſtern, als Roxane-Demantina die Reize ihres Leibes beſchaute. Seliges Weib, das eine ſolche Heerſchau zu halten hat! Der Makedonier hat die Phalanx erfunden, aber die Natur Buſen und Hüfte. Unſere Großmächte ſind einander ebenbürtig!

So ſprach es in ihren triumphierenden Mienen. Aber das ſtolze Wort wurde mit Beſcheidenheit ausgeſprochen. Man hörte ihn faſt, dieſen melodiſch-beſcheidenen Ton! Das Selbſtlob ihrer Schönheit duftete mit ſeinem feinſten Parfüm, wie vornehm und maßvoll es war. Dieſes Auge deckte ſich dieſen Leib nicht auf — wie ein Geldſtolzer ſeine Schatzdeckel aufſchlägt, ſondern wie ein Fürſtenkind ſeine Geſchenke empfängt. Große, reiche Geſchenke, die ihm Freude

machen, aber die ihm gebühren und die es erwartet. Eine Freude, geadelt durch Dankbarkeit und gemäßigt durch Sitte. Es war gewinnend und verſöhnend zu ſehen. Eine zartempfundene ſeeliſche Schönheitslinie!

Aber geſteh' ich es nur: dieſer Zug that mir am weheſten. Es war ein Ruf in meine eigene Welt, ein letztes, ſchmerzlich-verhallendes Echo meines entflohenen und noch im Fliehen Fürbitte thuenden Idealismus. Ich fühlte es warm und feucht in meinen Augenwimpern.

So ſtand ich vor dieſem Anblicke, zuckend wie ein zertretener Wurm und ließ bluten, was bluten wollte! Die ganze Beſaitung meines Empfindens war zerriſſen, das Süßeſte vergiftet, das Schönſte ein Abſcheu und alles Wahre auch unwahr. Kein Faden, mein Denken und Fühlen daran zu befeſtigen! Alles ein Chaos, ein ſchmerzliches Flirren zahlloſer und zielloſer Nadelſpitzen!

Die Umſtehenden empfanden einfacher und drückten es in der natürlichſten Naturſprache aus. Welche Reden trafen mein Ohr! Und ihr Gegenſtand war — eine Demantina! Das Weh der Menſchheit iſt vieler Wendungen fähig, das Ideal ſeiner Jugend trägt faſt ein jeder zu Grabe, wer aber hat je ſolche Grabreden gehört!

Auf einmal erblickte ich in der Menge den Conte Aſcanio Caradoſſo. Das war nächſt mir einer der eifrigſten Anbeter Demantinas. Ein neuer Schrecken! Wer von uns konnte ſich hier blicken laſſen? Schleu-

nigſt verbarg ich mich, drängte nach rückwärts und gewann den Ausgang.

Mechaniſch wendete ich meinen Fuß in die Richtung des Ghettos. Meine Gedanken waren bei Zuppa. „Roxane, den König Alexander zum Beilager erwartend". König Alexander! Kaiſer Alexander! Die Worte Zuppas fielen mir wieder ein. War der Name mit Doppelſinn gewählt? War es möglich geweſen, den hellſten Wahnſinn . . .

Da zupfte mich's rückwärts und eine Stimme ſchnarrte: „Nun, hab ich's recht gemacht?" Es war der Zwerg.

Ich packte ihn und ſchrie: „Menſch! Ungeheuer! Der du der Mächtigſte biſt oder die Ohnmächtigſten vor dir haſt! Ich beſchwöre dich, erkläre mir jetzt ..."

Er aber lachte, lachte und ſchmunzelte mit ſeinem ganzen Perſönchen und war geſchmeichelt bis in die Fußſpitzen hinab. Und voll ſeiner Sonnenſtrahlen antwortete er: „Wir, von Gottes Gnaden Kaiſer Luigi Zuppa, der Erſte, leben in einer Zeit, in welcher Kaiſer Napoleon ſeine Kriegsbulletins geſchrieben. Wenn jetzt nicht die Aufſchneider lügen und die Eſel glauben gelernt haben, ſo lernen ſie's nicht mehr. Aber wir ſind gelungene Kinder unſerer Zeit, Demantina und ich. Sie ſtand ganz auf der Höhe meiner Lügen. Freilich mußten ſie hoch ſein und wehe mir, wenn ich bloß wahrſcheinlich gelogen hätte! Nur der rieſigſte Blödſinn konnte mich retten, die pyramidalſte Narrenkappe, die hand-

greiflichſte Verachtung alles Menſchenverſtandes. Kurz, Bulletinſtil."

„Ich fürchte ſelbſt, dein Opfer zu werden", ſagte ich vollkommen faſſungslos. „Aber mit mir ſei aufrichtig, Zuppa! Sprich mir die Wahrheit! Welchem Menſchengehirn iſt es denkbar . . ."

„Was willſt du? Waren die Handſchriften nicht echt? Weder der Papſt noch der Kaiſer Alexander hätten die ihrigen — von den meinigen unterſchieden! Erſt präſentierte und verehrte ich ihr Falſifikate, welche Autographen von gleichgültigem Inhalt vorſtellten und ich wußte genau, daß ſie in ihrem Salon von Hand zu Hand gehen würden. Sie kurſierten für echt. Auf dieſem Grunde baute ich weiter. Alsbald ſchrieb ich mir jene Briefe, jene geheimnisvollen, vertraulichen Aufträge . . . Und iſt denn die Dummheit der Südländerinnen nichts? Dumm wie eine Pauke ſind dieſe feinen eſpritvollen Köpfchen, wo ihr Horizont aufhört und ihre Eitelkeit anfängt. In unſere höchſte Politik miſchen ſie ſich mit Vorliebe und leider mit Einfluß und dabei haben ſie einen Begriff von der Weltlage — daß ſie ſich einen ruſſiſchen Kaiſer als einen katholiſchen Konvertiten vorſtellen können! Wahrlich, mein Schwindel, der mich an die Halsbandgeſchichte erinnert, war nicht einmal ein ſo ſchweres Stück Arbeit! Weißt du, was das Schwierigſte war? Die Enveloppe. Die wichtige Miene, die Ernſthaftigkeit, die geheimnisvollen und ewig hochtrabenden Phraſen von welt-

geſchichtlichen und kirchlichen Siegespalmen. Das mache mir nach, ohne dir die Lippen abzubeißen, die du noch länger zum Küſſen brauchſt!"

Plötzlich fuhr es zwiſchen uns und riß uns auseinander. „Da iſt er ja, der Peſtbube; verende, du Hund!" ſchnaubte eine wutheiſere Stimme und dabei ſah ich ein langes, gegen den Zwerg erhobenes Dolchmeſſer blinken. Der Zwerg kreiſchte auf wie ein ganzer, vom Jäger angeſchoſſener Kranichſchwarm und kreiſchend entſprang er in die Kirche, an der wir ſoeben vorbeigingen. Caradoſſo, hoch den Dolch in der Fauſt, ihm nach. Sein ungeſchickter, ſich ſelbſt überſtürzender Anfall von rückwärts war Zuppas Rettung.

Im Nu entſtand ein Auflauf und drängte in die Kirche, — ich natürlich mit. Das Ganze handelte ſchnell, wie ein Blitz einſchlägt. Man beſann ſich nicht, ob und was man geſehen und ſo war ich ganz Schrecken, ob nicht noch die Kirche den Mord vollbringen helfe, und ganz Haſt, es zu verhindern. Auf der Kirchenſchwelle fiel ich. Sofort ſtolperte ein zweiter und dritter des Auflaufs über mich, — ein paar Sekunden gingen verloren.

In der Kirche ſah ich juſt noch den Zwerg ſich in Sicherheit bringen. Wie ein Eichkätzchen ſchwang ſich der bucklige und ſchwachbeinige Menſch eine Altarſäule hinan und verſteckte ſich hinter einem großen, vergoldeten Engel, der mit ausgeſtrecktem Arm die Gerichtsposaune blies.

Blind vor Wut, ſchleuderte Caradoſſo ſeinen Dolch nach ihm und ſchrie: „Hundert Zechinen für eine Piſtole! Sterben muß der Hund, der die edelſte Römerin porträtiert und ihren Kopf dann auf einen nackten Leib ſetzt, den er öffentlich ausſtellt!“

Dieſes Wort veränderte die Szene. Der Zwerg kam hinter dem Engel hervor, ſetzte ſich auf deſſen Arm mit der Gerichtspoſaune und ließ rittlings die Beinchen ſchlenkern. „Hollah!“ rief er, „von meiner Künſtlerehre iſt hier die Rede. Da bin ich auch dabei. Aber ich begreife jetzt Euren Standpunkt, Exzellenza. Tauſend Zechinen, wer mir den Hund herunterſchießt, der ich wirklich wäre, wenn ich das gethan hätte! Aber beim Zeus und der allerſeligſten Jungfrau: ich habe die ſchöne Dame in ihrem natürlichen Zuſammenhange gemalt und ihr Haupt gehört zu ihrem Leibe, wie die Hauptſtadt zu ihren Provinzen. Ich habe ſie nicht bloß porträtiert, ſie iſt mir Modell geſtanden.“

„Hund, wie beweiſeſt du das?“ ſchrie der Conte.

Der Zwerg demonſtrierte herunter: „Ein kitzlicher Fall in der That, ihr edlen Römer und Römerinnen. Aber eure großen Ahnen, die Weltbeherrſcher, haben auf ihrem Forum Romanum politiſche und ſtaatsrechtliche Fragen wohl noch feineren Korns zu löſen gewußt, als die Frage, was die Hauptſtadt einer Provinz oder was der Kopf eines Leibes. Der edle Provinziale hier unten, der die Provinz ſo ſchlecht zu kennen ſcheint und von der

Hauptſtadt wohl nie aufs Land gekommen iſt, müßte ſonſt auf den erſten Blick erkannt haben, daß er im Anblicke jenes Leibes en pays de connaissance ſich befindet, wie der Franzoſe ſagt. Die Frage des edlen Quiriten dürfte ich mit Recht demnach umkehren, nämlich ihn fragen: Wie willſt du mir meinen ſchon gelieferten Beweis wieder ſtreitig machen? Glücklicherweiſe aber iſt eine gute Sache ſo reich an Beweiſen, daß es mir auf einen mehr oder weniger wirklich nicht ankommt. Auch beſitzt der Leib, von welchem wir ſprechen, ein Kennzeichen, das ungemein ſelten iſt, und das allein ſchon ausreichen würde, ſeine Identität jederzeit feſtzuſtellen. Denkt nicht an Leberfleck, verſammelte Römer und Römerinnen, noch an Muttermale, Warzen und ſonſtige kleine aber markante Schönheitsfehler. Nein, denkt an die Schönheit ſelbſt! Und was iſt die Schönheit des Weibes? Die Scham. Und was iſt die Wirkung der Scham? Das Erröten. Nun höre mich an, Volk von Rom! Nichts iſt gewöhnlicher, aber auch irriger, als die Meinung, nur das Geſicht erröte. Gelehrte Reiſende, welche fremde Völker wiſſenſchaftlich zu beobachten pflegen, haben längſt die Bemerkung gemacht, daß die nackten Wilden zum Beiſpiel über einen viel größeren Teil des Leibes erröten, als bloß die Geſichtsfläche. „Bis in den Hals erröten" ſehen auch wir unſere Mädchen und Kinder und würden noch mehr ſehen, wenn wir eben mehr zu ſehen bekämen, was aber die Bekleidung ver-

hindert. Inzwiſchen macht die Bekleidung mit Malern eine freundliche Ausnahme. Maler und Kleider ſtehen ſich zu einander wie Sonne und Mond: der Maler geht immer auf, wenn der Schneider untergeht. Wir brauchen die nackten Wilden nicht, um von den Erſcheinungen des nackten Menſchen zu ſprechen. Um alſo vom Erröten zu ſprechen, ſo iſt der Fall bekannt, daß es ſich vom Geſichte auch dem Halſe mitteilen kann. Es iſt ein ziemlich gewöhnlicher Fall. Seltener ſchon verbreitet ſich die Schamröte über das Bruſtbein, die Achſeln und die obere Bruſthälfte. Dagegen iſt es mehr als ſelten, nämlich außerordentlich, daß das Erröten ſogar noch die Spitzen der Bruſt überſchreitet und die ganze Bruſt in Beſitz nimmt. Endlich aber möchte ich es — wenigſtens ſo viel ich bis jetzt Erfahrung geſammelt habe, — ich möchte es wieder mehr als außerordentlich, ich möchte es geradezu einzig und nie dageweſen nennen, was ich bei der Dame erlebt, welche mir die Ehre verſchafft, mit jenem ausgezeichneten Kavalier meine Kunſtintereſſen zu beſprechen. Dieſe edle Römerin nämlich hatte die Gabe, zu erröten — noch weit über die ganze Bruſt und bis in die Abdominalgegend hinab, zwei Centimeter über dem Nabel! Das Höchſte, was ich je geſehen, wenn Gott ſeinen demütigen Knecht nicht noch größerer Wunder würdigt! Natürlich hat meine Malerhand mit allen fünf Fingern zugegriffen, dieſen phänomenalen Verbreitungsrayon der Schamröte aufs getreueſte ab-

zukonterfeien. Und nun polemiſiert jener allzu ſkrupulöſe Ritter über die Echtheit mit mir! Ich bin ein armer Künſtler, nur reich durch meine Ehrlichkeit — da ſtehe ich, oder reite ich, und kann nichts thun, als loyal ihn auffordern, beides auf die Probe zu ſtellen: Kunſt und Ehrlichkeit. Geht hin, Exzellenza, und vergleicht mein Konterfei mit der Natur. Nichts einfacher. Suchet es von der Gunſt Eurer Dame zu erreichen, daß Ihr ſie ſehet „nue comme un plat d'argent", wie mein Freund Ingres in Paris zu ſagen pflegte, und gebet dann wohl acht — angenehm iſt es ohnedies — wie weit der Silberſpiegel in Purpur ſich färbt. Das Phänomen wird ſich ja wiederholen, denn eine ſo hochſenſitive Irritation ſtumpft ſich nicht ſchon beim zweiten Male ab, vorausgeſetzt, daß ich ſelbſt ſie zum erſten Male geſehen. Hat Euch aber meine Publikation dieſes Phänomens unglücklich gemacht, ſo konntet Ihr andererſeits nur auf dieſem Wege erfahren, daß Eure Dame, Herr Graf, im ſeltenen Beſitze des größtmöglichen Schamgefühls befunden worden, und das iſt doch auch wieder ein Troſt im Unglücke — solatium in adversis, wie Cicero ſagt."

Aber der Graf hatte längſt die Lächerlichkeit ſeiner Lage gefühlt und machte ſich mit einem nichtsſagenden Scheltworte fort. In Rom übrigens verbreitete ſich der Ruf dieſer unerhörten Kirchenſzene faſt augenblicklich und trug nur bei, den Skandal auf ſeine höchſte Spitze zu treiben.

Endlich mußte die Polizei den Künſtler doch bitten, ſein Bild zurückzuziehen, hatte aber trübe Ohren für den Wutſchrei der Ultras, welche Unterſuchung und Beſtrafung verlangten. Noch waren die Sanfediſten nicht herrſchend in Rom, bei den Herrſchenden aber glaubte ich etwas wie — Schadenfreude zu ſpüren. Demantinas Schuldbuch war wohl ſchwerer, als es mein Name allein machte! Die ſchöne Roxane zog ſich aus Rom zurück, erſt auf die Pachtgüter in die Provinz, dann in Bäder, zuletzt ins Kloſter. Sie nahm den Schleier der Dames du sacré coeur in Nancy.

Zuppa wurde mit anonymen Anträgen, ſein Bild zu hohen und höchſten Preiſen zu verkaufen, beſtürmt. Die meiſten mochten wohl ernſt gemeint ſein, einige aber waren verdächtiger und ſchienen Fallen von Nachſtellern, welche an ſeine Perſon heranwollten. Um der letzteren willen mißtraute er auch den erſteren und blieb taub für allen Goldklang. Er ſetzte noch ſein Bitten daran, daß ich ihm das Bild nur vom Halſe ſchaffte und in meine Verwahrung übernahm. Er wohnte damals in drei verſchiedenen Wohnungen, worin er abwechſelnd Sicherheit ſuchte, was bei ſeiner Perſon, die in allen Masken und Verkleidungen kenntlich blieb, leider unmöglich war. Zuletzt mied er auch Rom und Italien und machte einen Heimatsbeſuch in Deutſchland, woher er von ſeiner verworrenen Familie Nachrichten hatte, die ſeinen Anteil in Anſpruch nahmen.

Er ging um dieſelbe Zeit, als er an mir ſeinen beſten römiſchen Halt verlor, denn auch unſere Stunde hatte geſchlagen. Lante und ich traten unſere Expedition ins Patrimonium an.

6.

Carola.

Nie hat ein ſo weiſer Mann ein ſo tolles Töchterchen gehabt! Es war ein Profeſſor in Bologna, welcher einen italieniſchen, ja einen europäiſchen Ruf genoß. Für Fremde gehörte es zum guten Ton, der Berühmtheit ſich vorſtellen zu laſſen; die Einheimiſchen aber ſetzten hinzu: „Seine Tochter wird Sie intereſſieren.“

Und beide hatten recht, der Weltruf wie der Stadtruf. Aber ein gar eigenes und für alle Teile bequemes Verhältnis ergab ſich daraus. Wer die Tochter minnte, konnte dem Vater den Hof machen, und wer mit dem „großen Gelehrten“ nichts anzufangen wußte, Welt- und Lebemänner, welche der Celebrität nur aus Eitelkeit huldigten und weil es Mode war, fanden noch immer etwas Pikanteres in ſeinem Salon. Das Haus ſelbſt erfreute ſich ähnlicher Vorteile. Der Vater, welcher billig den Wunſch trug, ſeine Tochter mit Glanz zu verheiraten, hatte es recht hübſch in der Hand, was er auch mit Takt und Feinheit verſtand, aus ſeinen Verehrern

das Werbebureau der ihrigen zu bilden, die Grenzen zwiſchen ſeinem Empfangsſalon und ſeiner Familie, wo er es wollte, leicht zu verwiſchen, und dabei doch den Schein zu wahren, daß nur die natürlichen Umſtände walteten: ſein offenes Haus, ſeine Pflicht, zu repräſentieren, ſein Recht, es mit Unterſtützung der Seinigen zu thun. Die kleine Carola endlich amüſierte ſich vollends, mit dieſen Parallellinien umzuſpringen, bald dem Vater wegzunaſchen, was ihr momentan Spaß machte, bald ihm aufzuhalſen, was ſie los ſein wollte, kurz, in der Schachpartie des „berühmten Gelehrten" und der „intereſſanten Tochter" Weiß und Schwarz zugleich zu ſpielen. Ja, es war ein allerliebſter Doppelſinn, der Verkehr jenes Hauſes, eine Geſelligkeit, origineller, freier, leichter, als ſonſt, und ſo zwanglos-bequem, daß ſie vielleicht unmöglich geweſen wäre ohne den Geiſt der italieniſchen Urbanität.

Noch am Abend unſerer Ankunft in Bologna fuhren Lante und ich bei der „Zierde der Wiſſenſchaft" vor. Wir begrüßten den Profeſſor gemeinſam, dann aber trennten wir uns; der Kardinal und der Gelehrte widmeten ſich einander, mir war der Weg meiner Jugend gewieſen — ins Geſellſchaftszimmer der Damen.

Eine wunderliche Geſellſchaft! So viel ich von ihr ſchon gehört hatte, das Hörenſagen gab keinen Begriff davon. Man mußte es ſehen. Und vor allem mußte man ſie ſelbſt ſehen, die berühmte Carola,

die Tochter, die Sie intereſſieren wird, wie alle Welt ſagte.

Carola war ein kleines, unterſetztes Perſönchen von bäuerlich draller Derbheit und ſchien mehr eine Pächters- als eine Profeſſorstochter. Als ob ſie auf dieſe Statur förmlich trotzte, oder den ſchlauen Inſtinkt hätte, zur Salondame gar nicht den Anfang zu machen, trug ſie ſich auch faſt wirklich als Bäuerin, allerdings mit Auswahl des Kleidſamſten der Nationaltracht und in Korſettchen, Röckchen, Aermelſchnitt oft als glückliche Selbſterfinderin, ſtets aber in der Koſtbarkeit des Stoffes und des Aufputzes als Mädchen ihres Standes. Deſſen ungeachtet war es der erſte Eindruck: wie kommt dieſes Dirnchen in den Salon? Iſt ſie die Zofe oder das Fräulein des Hauſes? Man konnte nichts Auffallenderes ſehen! Aber ſchon ihr Blick, ihre Miene und wie ſie ſprach und ſich gehabte, glich alles wieder aus, denn ſie war, was ſie zeigte, und zeigte, was ſie war. Sie war natürlich. Sie war ganz naturvolles Trieb- und Inſtinktleben, ſpontan, impulſiv, bruchlos, perfekt und zu jeder Zeit von jener verblüffenden Sicherheit der Eigenart, welche über kurz oder lang gefällt, wie alles, was aus den Quellen kommt. Solche Naturaliſtinnen haben erſtaunte Kunſtfreunde oft in der Kunſt glänzen geſehen, nämlich als kunſtloſe, ſich ſelbſt ſpielende Soubretten-Gamins, welche von Land zu Land im Triumphwagen fliegen und Weltruf erlangen. So war die Zofe, die Bäuerin,

die Dame, ſo war Carola alles in allem. Zunächſt aber war ſie der kleine Tyrann ihrer Eltern und das verzogene Kind ihres Hauſes.

Ihr Geſicht war nichts weniger als ſchön, aber pikant. Es war ein ſogenanntes Kaprizengeſicht. Einige ſagten Bubengeſicht, andere ſogar Affengeſichtchen. Es war eines von denen, welchen man aus ihren Schönheitsfehlern ſelbſt ein Kompliment macht. Keine Sprache der Welt thut das beſſer als die franzöſiſche und ſo nennt ſie dieſes Geſicht „laideron", mit ſchlauer Naivität koſend und aufrichtig zugleich. „Une jolie laideron", das war die Spezies der kleinen pikanten Carola.

Als ich vorgeſtellt wurde, war ſoeben ein tolles Geſellſchaftsſpiel im Zuge, was die Hausfrau verhinderte, nur die förmlichſte Unterhaltung mit mir zu eröffnen. Sie machte einen Verſuch, es zu ſiſtieren, wurde aber ſtürmiſch überſtimmt und zeigte mir bald ihr reſigniertes Lachen, das ungefähr zu ſagen ſchien: Ob du es heute oder morgen erfährſt; wer hier eintritt, muß mitthun!

Das Geſellſchaftsſpiel hieß: „Die blinde Themis". Eine Rotte von Banditen wurde gefangen und gebunden eingebracht, aber die Göttin war — nicht etwa beim Rechtſprechen, ſondern ſchon jetzt blind; ſie war blind für ſie, die Augen verbunden und nur — die hingehaltene Hand offen! Jeder Bandit mußte nämlich die blinde Themis beſtechen und war frei, wenn es ihm gelang; wenn nicht, gab er ein

Pfand. Das Problem beſtand aber darin, daß ihm juſt die Hand derjenigen Seite, auf der man die Börſe trägt, mit dem entgegengeſetzten Fuße zuſammengebunden war. Er mußte alſo, um zu ſeinem eigenen Gelde zu gelangen und die Göttin zu beſtechen, z. B. mit der linken Hand an ſeiner rechten Seite in die Taſche zu langen und die Börſe zu ziehen verſuchen. Das gab nun die drolligſten Bewegungen und Verrenkungen, worin eben der Witz des Spieles lag. Jugendlich Schlanke dehnten, reckten und ſtreckten ſich maleriſch; Beleibte keuchten hilflos und trugen zur allgemeinen Erheiterung bei, — eine mutwillige Schöne könnte ſich's kecker und ſinnreicher kaum ausdenken, zu ihrem Ergötzen eine Anzahl von Männern, innerhalb des Schicklichen, in leibliche Verlegenheit zu bringen. Das Spiel war von Carolas eigner Erfindung und ſie zeichnete ſich ganz darin. Der Luſt und der Qual machte zuletzt ein betagter Herr ein Ende, den man „Marcheſe" nannte und der wohl der älteſte in Carolas Garde war. Dieſer Bandit nämlich hatte den Einfall, nicht ſeine, ſondern die Börſe ſeines Nachbars zu ziehen, was natürlich gar keine Schwierigkeit machte und den Zweck der Beſtechung doch auch erreichte. Der Proteſt, daß das ungültig ſei, wird in ſolchen Fällen ſelbſt ungültig, denn der Erfinder einer düpierenden Wendung hat immer die Lacher auf ſeiner Seite und damit iſt alles entſchieden. Den Menſchen ſcheint es mehr zu gefallen, nicht wie ein Problem gelöſt, ſondern wie

es um ſeine Löſung betrogen wird, was ſelbſt „das Ei des Kolumbus“ beweiſt, ein ſo herzlich kindiſcher und doch unſterblicher Spaß! Carola ſchmollte nur ohnmächtig, der Marcheſe lächelte tückiſch dazu; — ich ſah es und erhielt den Eindruck, daß die beiden auf einem geheimen Kriegsfuß ſtünden.

„Wenn Sie wiederkommen, müſſen Sie auch mitſpielen“, ſagte Carola bei meinem Fortgehen; „Drohnen werden hier nicht geduldet.“

Ich wechſelte irgend eine Redensart, — es ſei ja ſüß, in dieſem Bienenſtock eine Biene zu ſein und ich wüßte jetzt erſt, woher die Bienen ihren Honig haben. In der That wiederholte ich meine Beſuche, blieb auch nicht Drohne, ſondern machte die Tollheiten Carolas mit und zwar nicht wie der Letzten einer. Warum? wäre ſchwer zu ſagen, denn ich könnte kaum ſagen, daß mich dieſe Welt anzog, oder daß ſie mir etwas zu bieten hatte. Aber immerhin lehrte ſie mich, was für junge Leute meines Schlages belehrend genug: nämlich nicht gleich das Vollſte und Tiefſte an jedem Orte zu ſuchen, ſondern auch dem Aeußerlichen, ja dem Leeren und Flachen, wenn man will, ſeinen eigentümlichen Geſchmack abzugewinnen, ſofern nur Eigentümlichkeit da iſt. Und eine ſolche ſpürte ich hier und folgte ihrem geheimen Zuge. Es war mir nach meinen geſtrengen und ernſthaften Römern ein eigentümliches Schauſpiel — eine Stube voll ſpielender Kinder, welche große Kinder waren! Und der Spielſinn, — wo nicht ums Geld,

ſondern ums Vergnügen geſpielt wird — läßt Menſchen, welche ſonſt nicht Lichter ſind, noch in ihrem beſten Lichte erſcheinen, denn jede unintereſſierte Lebensluſt hat eine gewiſſe Nobleſſe, einen naiven Naturadel, hat etwas von der Unſchuld und Liebenswürdigkeit des goldenen Zeitalters, kurz iſt in ihrer Art auch ein Stück Idealismus. Sah ich in dieſes laute, lärmende Treiben, in dieſe lachenden und oft glühenden Geſichter hinein, ſo ſagte ich mir: hier hat man wenigſtens ein gutes Gewiſſen! Es geht alles offen und ehrlich zu. Mag es flach ſein, aber die Fläche iſt auch ein ſicherer Boden; ſie hat keine Abgründe. Ausgezehrt von Hunger und Fieberdurſt habe ich fünf lange verratene Jahre verſchleppt, und in dieſem Hauſe wird man vom Schaume des Augenblicks ſatt! Zwar ich leider nicht! Aber muß ich mich ſchon zwingen, der Welt den Tribut meiner jugendlichen Geſelligkeit zu zahlen, ſo werde ich es hier wenigſtens können.

Und wahrlich, zwingen wollte ich mich. Ich fürchtete nichts ſo ſehr, als in die gemeine Herde jener traurigen Geſtalten herabzuſinken, die man „mitſchleppen“ muß, die man „aufrüttelt“, die man „herausreißt“, — Schmerzgeſtempelte, deren Stempel gleich null iſt! Eine Zahl und eine Zahlengröße zu ſein, wie Lord Byron, Shelley, Leopardi, — ich verkehrte mit jedem von ihnen, — ſollte meinem Namen verſagt bleiben. Hätte mir Gott, wie die Gabe der poetiſchen Eindrücke, auch die Fähigkeit

des poetiſchen Ausdrucks verliehen, und wäre ich im Hervorbringen ſo dichteriſch wie im Empfangen geweſen, ich hätte mehr als ſie alle zu ſagen gehabt, der ich den Pater Cöleſtin und eine Demantina erlebt! Aber konnte ich meinen perſönlichen Schmerz zum Weltſchmerz nicht idealiſieren, ſo konnte er nur — zu dieſem herabſinken. Denn dann ſchien er Geckerei, Affektation, Mode, jene Mode, welche damals graſſierte, wie man ſich heute kaum noch einen Begriff davon macht. Und ich war viel zu echt krank, um es zu ertragen, dieſer falſchen Krankheit verdächtig zu werden. Ich fürchtete mich vor jenen plump vertraulichen Händen, die jede Trauerweide als einen „Kopfhänger" anfallen und zurechtzauſen! Um ihnen zuvorzukommen, warf ich mich ſelbſt ins Extrem. Ich kehrte die Zeitmode der Weltſchmerz-Wichte mit Konſequenz um, und während Geſunde ein Weh heuchelten, preßte ich meinen Wehſchrei zurück und heuchelte lautjauchzend Geſundheit!

Auf einmal — es war ein toller Abend und Carola mitten im turbulenteſten Wirbel — auf einmal ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf: Wie, wenn dieſes Mädchen in einer ähnlichen Lage wäre?!

Das ſchlug wie ein Blitz in mich.

Zwar der Bubenſinn ihres Magdtums, die ewig derbe, ich möchte ſagen brutale Grazie, womit ſie mit ihrem Hühnerhof ſich herumjagte, war meinen Gedanken nicht günſtig; dieſe Pächterin und eine „Âme incompriſe" paßten ſchlecht zuſammen. Aber

war ich der Mann, der ſich einbilden durfte, Frauen zu kennen? weibliche Seelenrätſel aufzulöſen, aus dem Aeußeren das Innere, aus dem Schein das Weſen zu erraten? Ich hatte noch viel, noch alles zu lernen!

Ich beſchloß, ſie zu beobachten. Ich intereſſierte mich jetzt für dieſen weiblichen Studienkopf.

Sich intereſſieren, hieß in meinen Jahren ſich verlieben. Sie beſchäftigte meine Phantaſie, d. h. ſie beſaß mich. Sollte man Liebe doch lieber gleich Phantaſie nennen; Phantaſie, die ihren Magnet hat!

Ich kam jetzt in Carolas Haus, — nicht wie zu einer Abendunterhaltung, ſondern wie zu einer Geliebten. Ich wußte es nicht, geſtand mir's ſelbſt nicht, aber ich empfand es an der Oede und Unruhe des ganzen Tages, daß ich nur auf den Abend wartete, daß nur er mein Zweck und mein Leben war.

Ich werde mich mit dem Mädchen mehr und wärmer als ſonſt beſchäftigt haben, — ich war der letzte, dem es auffiel, weil es mir natürlich war: aber es fiel auf. Ich brachte den ganzen Kreis in eine neue Bewegung. Sie machten alle die Cour und doch ſchien nichts neuer als ein Courmacher. Aber der Ton ihrer aller war ein gewiſſer al pari-Ton geweſen und ich hauſſierte. Ich ſtürmte vor, wie ein Reiter dem Fußvolk. Das machte Senſation. Einige ſahen's mit Neid, andere mit Vergnügen, gleichſam als ob ich ihnen Luft machte und ein Beiſpiel gäbe, das ſich ja nachahmen ließe. Der

arme Hühnerhof! Er ſchien bisher eingeſperrt geweſen zu ſein, ich durchbrach ein Gitter, und nun flatterte es wirr und wild durcheinander ins Freie. La jolie laideron, ſonſt eine Königin von Geſellſchaftsſpielen, ſah es ernſthafter werden und kam ins Gedränge als eine Königin von Herzen oder wenigſtens von dreiſteren Sinnen. Man drängte ſie jetzt in Fenſterniſchen, in Wandwinkel, man ſuchte lauter Gelegenheiten „unter vier Augen" mit ihr.

„Ihr bemüht euch alle umſonſt", erwehrte ſie ſich eines Abends gegen mich und einige meiner Nachtreter. Ihre Wangen glühten, ihr Ton war haſtig, und wie einer, der ſein Letztes, Unappellierbares ſagt, warf ſie das Wort hin: „Dort ſitzt der Mann, den ich heiraten muß!" Sie wies auf den alten Marcheſe.

O meine Ahnung! Wie richtig hatte ich ſchon am erſten Abend geſehen! Sie ſtand auf Kriegsfuß mit ihm, d. h. er war ihre Gefahr, der Feind ihrer Freiheit, er war der Ernſthafteſte aller.

Warum er nicht ſchon Ernſt gemacht? Warum die anderen nicht auch?

Carola hatte einige auffallende Körbe verteilt und man hatte nicht Luſt, ſich weitere zu holen. Ohne deshalb minder umſchwärmt, ja umworben zu ſein, war ſie Gegenſtand einer Werbung, welche ſich in Grenzen hielt, worin jeder ſeines Ehrenpunktes ſchonte. Es war in ihrem Anbeterkreiſe ſtillſchweigend ausgemacht, daß das Capricengeſichtchen nicht

ſowohl gewählt werden als ſelbſt wählen wolle. Daher der gleiche und faſt brüderliche Ton aller. Man war auf ſeinem Poſten, zeigte ſich, machte ſich angenehm und wartete im übrigen ab. Man fand ſich ein wie zu Abendunterhaltungen, trieb Allotria und verbarg, wie auf einem Maskenballe, den Ernſt im Spiele ſo gut, daß beides nicht mehr zu unterſcheiden war und jene zuletzt nicht am ſchlechteſten fuhren, welche mitliefen und mitgenoſſen, ohne einen Ernſt überhaupt zu haben. So bekam dieſer Liebeshof ſein eigentümlich harmloſes und täuſchendes Geſicht, ein Geſicht, von welchem, wie es ſchien, ſelbſt der alte Marcheſe getäuſcht wurde. Er ſchlug die ganze Bande nicht hoch an. Aber indem er das that, fühlte er ſich ſeinerſeits eben auch nicht beeilt. Er wollte ſich ſeine Braut juſt nicht durch Elterntyrannei erwerben; er war Kavalier genug, um — den türkiſchen Erfolg eines Sklavenhändlers zu verſchmähen. Nun kannte Carola zunächſt noch nichts Höheres als ihre Mädchenfreiheit. Sie ſchwelgte ſoeben mit vollen Zügen darin und ob er nun ſo gutmütig war, den ſüßen Jugendrauſch ihr zu gönnen, oder ob er die Möglichkeit fürchtete, daß jetzt ſogar ein Elternmachtſpruch nicht durchdränge und das verzogene Kind ſich im ungebändigten Trotze behauptete; genug, man ſah ſelbſt ihn ſeine Zeit abwarten. Nur dauerte ihm die Zeit oft zu lange, ſein Temperament war nicht ſo klug wie ſein Kopf, er verlor nicht ſelten die Geduld ſeines eigenen Plans,

wurde dann herb, bitter, abstoßend, und verdarb im Kleinen, was er im Großen sich wohl erdacht.

So besprachen wir diese Verhältnisse, ich und ein junger Bologneser, der sich mir angeschlossen und der fast nur Zuschauer war, und so ungefähr beantwortete sich die Frage, warum der Marchese nicht schon Ernst gemacht, warum die anderen nicht auch Ernst machten.

Aber warum m u ß ihn Carola heiraten? Was bevorzugt ihn? Was ist die Macht dieses „Muß"?

Der Rang eines Marchese und zwanzig Millionen. —

Ich brachte eine schlaflose Nacht zu.

Wie steht's nun mit mir? Liebe ich Carola? Will ich sie heiraten? Ich hatte richtig geraten. Ich konnte zufrieden sein. Ich hatte in ihrer wilden Emotionssucht Beziehung und Tiefe geahnt und es war so. Sie wollte durch übertriebene, vielleicht absichtlich übertriebene Jugendtollheit einen alten Freiersmann abschrecken und außer Atem setzen. War sie mir nur als ein Rätsel interessant, so ist diesem Interesse jetzt Genüge geschehen. Das Rätsel ist aufgelöst. Das Studium zu Ende. Ich kann nach Hause gehen.

Kann ich das? Die schlaflose Nacht hielt mich mit ganz anderen Stimmen wach. Vorwärts, Ritter! Dort geschieht ein Menschenopfer. Eine Jungfrau wird geopfert. Wieder einmal ringelt sich ein Drache, ringelt sich ein männlicher Herbst auf einen weib-

lichen Frühling zurück und will ihn verſchlingen. Vorwärts, Ritter, thu' deines Amts!

Ich glühte vor Edelmut! Und welch ein Sporn der Liebe iſt das! Vielleicht der feinſte und ſchärfſte aus ſo zahllos vielen. Ein Mann empfinde die Wallungen des Edelmuts gegen die Weiblichkeit und er iſt ihr von der zarteſten Seite zu eigen!

Ich überlegte nun Carolas Befreiung. Sie entführen — ſie zum Weibe begehren — es ſchien der kürzeſte Weg und das nächſte Mittel. Aber ſchon war ich drüber hinaus, die Haſt der Extreme und romantiſcher Luftſprünge allzu jugendlich zu bethätigen. Ich erkannte ſofort, was dagegen ſprach. Wer ſich immer erklärte — ich oder ein anderer — der konnte nur das Signal geben, daß es auch der Marcheſe that. Er trat dann vor, legte, wie Brennus ſein Schwert, ſeine zwanzig Millionen in die Wagſchale und ſagte: „mein iſt dieſes Weib!" Hierauf Drang der Eltern, Not der Tochter, und was vermieden werden ſollte, war da.

Ich mußte es anders anfangen. Ich mußte den Marcheſe nicht Freier gegen Freier, wo er die Eltern für ſich hatte und die Tochter in ein böſes Spiel kam, ich mußte ihn Mann gegen Mann provozieren und womöglich zu einem Rencontre, das auch ohne Damen und Rivalitäten ſpielen konnte.

Ich teilte dem „Aeffchen" meine Abſichten mit. Ich bat ſie, nicht irre zu werden, denn ich würde meinem Herzen Gewalt anthun und meine Anbetung

mäßigen, um auch den Alten auf das Feld, wo ſie ihn fürchte, nicht nachzulocken. Sie war entzückt, ſie küßte mich: ſo wie ich habe ſie noch keiner verſtanden!

Daß ich hierauf den alten Marcheſe tückiſch und ſchnöde gereizt, wüßte ich mich nicht ſchuldig; iſt es doch leider ohnedies nicht ſehr unſchuldig, auf Menſchen, die uns in Ruhe laſſen, Anſchläge zu machen. Ich that bloß, als ob er nicht da ſei, und nahm ihn ſo ernſthaft, wie er die anderen. Seine eigene Münze mußte er ja kennen!

Deſto voller ſchöpfte Carola aus den Freiheiten ihres Geſchlechtes, das kein männliches und kein ritterliches. Das Bubengeſicht war ganz Bubin. Sie verzuckerte mich mit ihren ſüßeſten Freundlichkeiten, ſie quälte den Marcheſe mit all jenen tauſend Nadelſtichen kleinlicher Bosheiten und erfindſamer Tücken, welche der weiblichen Hände unedelſte und ach, erlaubteſte Waffen. Im Nu hatte ſie es verſtanden, meine und des Marcheſe Stellung zur exponierteſten zu machen und auf die Spitze zu treiben. Der Konflikt war da, der Krieg unvermeidlich.

Der Alte machte ſeinen Jahren Ehre. Er hatte Geduld. Vielleicht, daß er Ritter wie mich doch ſchon öfter geſehen, und — wieder verſchwinden geſehen. Vielleicht, daß er das Aeffchen grimmiger liebte, als ihm irgend ein Menſch ins Herz ſah. Am wenigſten war es Feigheit. Sein Löwenauge ſprühte Feuer und rollte unheimlich in ſeinem roten Karbunkel-

geſicht. Er knurrte, er lag im Anſprung, aber das Capricenhändchen durfte ihn necken und zauſen. Er ſchwieg.

Eines Abends endlich trieb ſie ihm's doch zu toll. Sie hatte ſich im Laufe eines Pfänderſpiels mit ſolch demonſtrativer Koketterie für und wider betragen, daß er mit ſeinem Mißfallen und Aerger einen ſichtlichen Kampf kämpfte. Was ihm faſt nie geſchah, er verlor ſein Pfand. Beim Auslöſen, das ſie faſt jedem leicht machte, chikanierte ſie ihn mit einer Buße, welche notoriſch das Schwierigſte und Verhaßteſte für ihn war, mit Poeſie. Sie trug ihm auf, einen Reim eigener Erfindung zu improviſieren. Das hätte er nie vermocht, in ſeiner jetzigen Erregtheit am wenigſten. Aber wie immer, zerriß er ihre Netze, denn ſofort und ohne ſich zu beſinnen, bediente er ſie — mit der Abfertigung einer Kokette, indem er ihr folgenden Stachelvers zum beſten gab:

Non dono il cor, no il niego,
Ascolto tutti e con nessun melego.

Carola erblaßte über die naturwahre Anzüglichkeit und biß die Lippen. Sie blickte nach mir aus, aber ſchon hatte ich ſelbſt das Wort ergriffen:

„Das iſt kein Impromptu, das iſt ein Plagiat!“

„Wer darf mir das ſagen?!“

„Der es weiß und kennt.“

„Was kennen Sie?“

„Die Originalquelle dieſes Reims.“

„Welche wäre es?"

„Ein komiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts."

„Pah, das kann jeder ſagen. Flauſen!"

„Keine Flauſen. Caſti im ‚König Theodor' hat dieſen Reim."

„Verdammter Pedant!"

„Genugthuung, mein Herr!"

„Sehr wohl, mein Knabe!"

Blitzſchnell hagelte dieſer Dialog hin und her. — Tags darauf kreuzten wir unſere Klingen. Zu meinem eigenen Entſetzen fühlte ich meine Degenſpitze in ſeine Bruſt fahren. Er ſank blutend in die Arme ſeines Sekundanten. —

Meine Ritterthat war gethan! Meine erſte — und letzte!

7.

Der Marcheſe.

Am Abend jenes Tages fand ich einen Brief zu Hauſe, der mir von Rom nachgeſchickt worden. Der Brief war von Zuppa. Er kehre früher, als er beabſichtigt, wieder zurück. Er überlaſſe Deutſchland dem Schnee und der Tugend. Es ſei ein unbewohnbares Land. Aber ein Brüderchen bringe er mit, das er zu Hauſe vorgefunden u. ſ. w. Wie hätte ich dieſe Dinge jetzt zu Ende leſen können?! Vor meinen Augen flimmerte Blut.

„Nein, ich war kein Ritter!

Mein Bologneſer Freund kam, um mich abzuholen. Er gratulierte mir im voraus zum heutigen Dank meiner Dame.

Ich hieß ihn vorausgehen, ich habe noch zu thun, ich würde nachkommen. — Als er fort war, ſchloß ich mich ab und verſank in meine Betrachtungen. Dank holen für blutige Hände! Es iſt wahr, der junge Freund dachte wie alle Edelleute, denen ein Ehrenhandel mit einigem Aderlaß das tägliche Brot iſt; — aber warum konnte ich nicht ſo denken?! Ohne es zu wiſſen, hatte er mich tödlich beleidigt, denn als eine greuelvolle Roheit empfand ich's, Liebesdank ſich zu holen — für vergoſſenes Blut. Und um ſie ſelbſt, die dankende Dame! Wohl darf das zarte Weib härter ſein als wir, grauſamer, lieb- und herzloſer, denn uns ſteht die Frage: das ſoll ich und das ſoll ich nicht; dem Weibe aber: das gefällt mir und das gefällt mir nicht. Ihr Geſchlechtsleben und ſein animaliſcher Egoismus erlaubt ihr viel Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, ohne ſie zu entweiblichen, trägt eher bei, den Namen Weib zu krönen und ſeine Potenz voll zu machen. Was aber der Freund mir ſo zyniſch verhieß, wenn Carola an dieſem, an dieſem heutigen Abend mir Dank und Gunſt gelächelt hätte — das mußte anders heißen! Es verletzte mich ins innerſte Herz hinein. Ihr funkelnder Naturrauſch gab ein grelles, aber noch immer harmoniſches Bild — und ein hinreißendes dazu.

Ich wollte mir nichts an dem Bilde verderben. Ich ging nicht hin.

Ich brachte die nächsten Abende bei meinem Verwundeten zu.

Nur abends, wo das Wundfieber zunahm, konnte ich von seinem Zustande, indem ich ihm meine Sorge widmete, den richtigen Eindruck empfangen. Der Arzt nannte die Wunde nicht gefährlich. Näher beim Herzen und mit mehr Tiefe wäre sie nicht nur das, sondern wohl tödlich gewesen. Mein Degenstich aber saß höher im Lungenflügel und dicht beim Schulterbein, welches auch die Kraft desselben guten Teils gebrochen hatte. Der Arzt beschrieb mir Verlauf und Fristen der Entzündung, des Fiebers, der Eiterung und der schließlichen Heilung mathematisch genau und wußte Geschichten von Lungendurchbohrungen zu erzählen, die gefährlicher waren und deren Heilung gelungen sei.

Dem Ehrenkodex der Courtoisie hatten meine ersten Besuche genügt. Diese Gelegenheit aber war eine Annäherung. Als ob wir außer dem Luftkreis Carolas neue Menschen wären und uns zum erstenmal kennen lernten, entdeckten wir beiderseits, daß wir uns gefallen könnten und uns vortrefflich verstünden. Der Marchese, vielleicht von seinem Reichtum verführt, war allerdings ein zaum- und zügelloser Charakter, ganz ins Kraut der Willkür geschossen, bar jedes Begriffs von Schranke, Zucht und Ordnung, aber nicht bar eines natürlichen Ver-

ſtandes und einzelner zarter, faſt weicher Züge. Man ſah ihn faſt immer richtig denken und verkehrt handeln, mit Intellekt und Willen niemals in Einklang, wohl zeitlebens ein Menſch von einer unglücklichen Hand! Was mich betrifft — vielleicht gefielen ihm meine Faſſons, vielleicht freute ihn meine anſpruchsloſe Teilnahme, genug, er fand Geſchmack an mir, ich wurde ihm Bedürfnis und bald widmete ich ihm, wie die Abende auch die Tage, ohne daß wir je der Unterhaltung ermangelten, denn der Marcheſe erzählte viel und gut und brauchte nichts als einen ſympathiſchen Zuhörer. Seine Luſt, ſeine Stimme, ſeine Ausdauer, zu ſprechen, war mir ein großer Troſt. Die Wunde ſchien ihn wirklich nicht beunruhigend anzugreifen.

Ich hatte dafür geſorgt, daß Carola wiſſe, wo ich meine Abende zubringe und — ich glaube am fünften oder ſechſten ging ich endlich ſelbſt wieder hin. Sie hatte ſich aber wegen Schnupfen und Heiſerkeit aus dem Salon zurückgezogen, wie mir unterwegs ein Freund des Profeſſors ſagte, welcher das Haus ſoeben verlaſſen. Da ſchrieb ich im nächſten Café ein Billett, beſtellte es und kehrte um. So hat mir's ein Zufall erſpart, die lächerlichſte Rolle noch vor dem Fiasko zu ſpielen.

Als ich am nächſten Tag zum Marcheſe kam, arglos und mit meinen Gedanken bei der Unterhaltung, die er wohl angeben würde, erſchreckte mich ſein Anblick. Ich fand ſeine Züge verzerrt, ſein

Auge von einem wütenden, aber glasartig erſtarrten Ausdrucke, ſeine Farbe fahl, als ob er nicht einiges, ſondern alles Blut ſeines Leibes verloren hätte.

Was war geſchehen?! Eine Blutader geborſten? In einer unruhigen Nacht der Verband aufgelöſt und die Wunde gereizt worden? Bei Krankenbeſuchen hat man ſeine Miene beherrſchen gelernt, aber die Ueberraſchung erſchüttert die Herrſchaft. Der Marcheſe las in meinen Mienen und ſchüttelte leiſe den Kopf, als ob er nicht auf der richtigen Fährte ſei. Dann ſah er mich lange und durchdringend an, wie einen, dem Großes bevorſteht. Hierauf langte er unter das Kopfkiſſen und gab mir einen geöffneten Brief in die Hand. Ich ſchalte hier ein, wie er ſelbſt dazu gekommen.

Das Briefgeheimnis war in jenen Tagen der Anarchie, des heimlichen und offenen Kampfes zwiſchen Revolution und Reſtauration, nichts weniger als heilig. Faſt unbegrenzt arbeitete zumal in den päpſtlichen Staaten das ſchwarze Kabinett. Und wieder gehörte Bologna, ſoeben in Gärung, zu den ſtrengſtüberwachten Städten, wo jeder ankommende und abgehende Brief ohne Ausnahme geöffnet wurde. Der Direktor des cabinet noir in Bologna war aber einer von den zahlreichen Freunden des Marcheſe, und ſo hatte er die ehrliche, allerdings etwas bärenhafte Aufmerkſamkeit gehabt, aus ſeinem Bureau

folgenden eröffneten Brief der ewig unbesonnenen Professors-Tochter ihm zuzustellen:

„Geliebter Grausamer! Ich sollte dir die Augen auskratzen wegen deiner abscheulichen Vorwürfe, wenn du sie nicht so notwendig brauchtest — um deine Vaterfreuden zu sehen, an denen ich seit drei Monaten wahrlich mit allem Ernste zu arbeiten angefangen. Was sagst du dazu? Schämst du dich nicht, unter diesen Umständen, wo ich mehr als je dein bin, vernagelter als je an mir zu zweifeln? Ah, mein allerliebster Pazzorello, wann wirst du endlich aufhören, deinen ewig brennenden Kopf mit allen Dummheiten Italiens anzufüllen? Bist Du eifersüchtig auf den alten Geldsack und auf den römischen Milchbart, so bin ich eifersüchtig auf jedes alte Weib, dem du mehr glaubst als mir. Ja, es ist wahr, mein Hühnerhof hat sich endlich auf diese zwei Haupthähne zugespitzt. Und jeder von ihnen wäre einzeln der Mann, uns ein garstiges Feuerwerk anzuzünden, denn es sind gute Partien, wie sie der Vater nur wünschen kann. Aber hast du das alte Sprichwort vergessen: wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte. Und daß sie sich streiten, mit Sporn und Schnabel heftiglichst streiten sollen, dafür laß mich nur sorgen. Ich hoffe ihnen über kurz oder lang die Schädel zusammenzustoßen, daß Du es bis nach Florenz hören und in den Cascinen die Splitter auflesen kannst. Das Exempel dürfte dann auch den übrigen gut thun und mit all dem faden

Volk einen gründlichen Kehraus machen. So viele Flöhe Dich jucken, alte und neue, große und kleine, ich verſpreche Dir, Du ſollſt ſie alle loswerden — kein geſchorener Pudel kann's beſſer verlangen. Wie neugeboren . . . ach, das Wort ‚neugeboren' klingt mir jetzt ſo eigen! Geliebteſtes Eſelchen! Mach' nur, daß Du bald wieder kommſt, denn wir haben Eile und wahrlich mehr zu reden als zu ſchreiben und mehr zu handeln als zu reden.

Deine arme, immer verliebte Carola. —"

Ich ſah noch lang auf das Blatt, weil ich mich ſchämte, aufzublicken. Wie ſollten wir zwei uns jetzt in die Augen ſehen?!

Der Marcheſe, beobachtend, daß ich nicht mehr las: ſagte: „Und der Held dieſer Zuſchrift iſt ein Tenoriſt dritten Ranges, der hier in Bologna geſungen hat und vom Profeſſor ein- oder zweimal für einen Hauskonzertabend engagiert wurde. Ein dummer, häßlicher Kerl und von Sitten roh wie ein Maultiertreiber. Was ſagen Sie?"

Schon antwortete ich im Geiſte: Ohne unſeren blutigen Zwiſchenfall wäre es lachenswert, denn ich fühle jetzt, daß ich das Aeffchen nie geliebt habe. Ich fürchtete aber, den Marcheſe, dem ich ja nicht ins Herz ſah, zu kränken, abgeſehen wie knabenhaft ich ſelbſt erſchien, wenn meine That ohne Liebe gethan war. So beſann ich mich beſſer und ſagte: „Und doch iſt dieſe Gemeinheit nicht ganz ohne Adel. Ein ſchlechteres Weib hätte einen von uns als Deck-

mantel geheiratet und unſere Ehe an dieſe Liebe verraten. Das wenigſtens that ſie nicht. Dieſes derbe Naturkind will ganz ungeniert ſein, ganz ſie ſelbſt ſein und verträgt kein Falſch außer zu ihrem Spaß und zur Faſtnachtspoſſe ihrer ungebärdigen Mädchenfreiheit."

„Ich danke Ihnen für dieſes Wort", ſagte der Marcheſe mit großer Wärme und reichte mir die die Hand aus dem Bette. „Ich danke Ihnen", wiederholte er zwei- oder dreimal und ſetzte hinzu: „Sie ſind ein Edelmann!" — Daran erkannte ich, daß ich ihn richtig beurteilt. Es that ihm wohl, Worte zu hören, die ſeinem Stolze ſchmeichelten und — ſeiner Leidenſchaft. Ach, ſeine Schwäche für dieſes Mädchen zeigte mir immer tiefere Wurzel. Armer, alter Mann!

Um von meinem Zuſtande zu ſprechen, ſo hat kein Sturmwind mit Klatſchregen je ſo gründlich ein armes Hirtenfeuerchen ausgelöſcht, als dieſer Brief meine ritterliche, großmütige und am Ende erlogene und zuſammenphantaſierte Liebe hinwegfegte.

Und doch fühlte ich jetzt — wie ein verwüſtetes Land zum zweitenmal verwüſtet wird. Das erſtemal thut's der Feind: er haut die Fruchtbäume um, brennt die Wälder ab, wütet gegen Milch und Honig der Erde. Das zweitemal thut's die Natur. Sie läßt ihre Elemente los, ſchindet, geißelt und ſchabt die Fruchterde ſelbſt hinweg: Das Land iſt ent-

fleiſcht bis ans kahlſte Knochengefels. So that mir Carola, das barbariſche Elementarweib. Demantina war mir verloren wie ein Ideal, das zu erreichen, die Seligkeit iſt, deſſen Unerreichbarkeit aber faſt zu ſeiner hochgedachten Natur gehört. Sie hätte den liebeglühenden Knaben zu einem Gott erhoben, aber ſie hätte ihn zu ſich erhoben. Umgekehrt ſtieg ich zu Carola ein wenig herab. Ich hätte ſie faſt zu mir erhoben. Daß ich ſie unwahr, eingebildet, erſt auf dem Umweg der Phantaſie liebte, will wenig oder nichts ſagen, denn ſeine körnigſte Charaktertreue hat ein Mann für ſeine Einbildungen, und alles, was wirklich iſt, war einſt Imagination, wie alles Feſte luftförmig. Bildete ich mir doch das Beſte und Biederſte ein, wovon unſere Herzen wallen: die Pflicht des Mannes gegen das Weib, den Schutz, den er ihr ſchuldig iſt. Sie nahm es, mein männliches Kronjuwel, und — warf's in den Kot. Sie nahm es an, küßte mich dafür und — bohrte mir einen Eſel! Begoſſen mit Scham, ſchlich ich an den Häuſern Bolognas nach Hauſe. Ich war lächerlich! —

Zu Hauſe erwartete mich — Zuppa. Er hatte einen jungen verwelkten Menſchen bei ſich, der wie ein durchgefallener Student ausſah, welcher ein ausgepfiffener Komödiant geworden und ſoeben ein falſchſpielender Croupier werden will. Er nannte ihn Bruder Vincenz, oder, mit ſeiner wälſchen Vorliebe, Vincentio und Cencio. Er ſtellte mich ihm

als den Kavalier vor, der für ihn etwas thun werde, „wenn er ſich beſſern würde". Uebrigens ſchien ihn der Bruder ſelbſt zu genieren und in unſerer alten Vertraulichkeit irre zu machen, denn er redete mich nicht mehr mit „du", ſondern abwechſelnd mit „Ihr" und „Sie" an. Das brüderliche Pflänzchen war im Verborgenen aufgewachſen, die Mutter ſchien ihn vor ihrem Sohne Ludwig und beide Kinder zumal wieder vor einem Manne totgeſchwiegen zu haben, von dem ſie ſich lange einbildete, daß er ſie heiraten würde. Daher ließ ſie den Cencio landſtreichen und that den Lude als Kloſterknecht aus. Wer der Vater oder die Väter des Brüderpaares, iſt nie bekannt geworden. Die alternde Mutter, ihrer Jugendtäuſchungen quitt, ſtützte ſich jetzt auf Lude; ſeine italieniſchen Dukaten machten ſie mütterlicher und lockten, wie der Honig die Weſpen, plötzlich auch den Bruder Vincenz von ſeinem ewigen Flirren heim. Das waren Zuppas deutſche Nachrichten, die er mir auf italieniſch zum beſten gab. Was ich davon überhört, weiß ich nicht, denn wie zerſtreut hörte ich zu! Es war ein ungemütliches Wiederſehen. Zuppa fühlte es und empfahl ſich verlegen und mutlos. Ich entſchuldigte mich und bat ihn für morgen zu Gaſte. Wir hätten allerdings zu ſprechen und recht viel, aber unter vier Augen.

Wir hielten nun am nächſten Tage ein Mahl, in alter brüderlicher Weiſe, und zum Nachtiſch erzählte ich ihm — die Geſchichte meiner geſtrigen Ver-

ſtörtheit. Innig freute es mich, daß ihn mein ſtarrer, diesmal ſo ganz veränderter Ton nicht täuſchte. Ich erzählte mit kalter Ueberlegenheit und großer ſcheinbarer Ruhe, aber meine Worte durchzitterten ihn. Der verbiſſene Schmerz wirkte mächtiger als einſt der jammervolle auf ſeine Teilnahme.

Als ich zu Ende war, ſchielte er mit einem eigentümlichen Blicke nach mir. Ich bemerkte es und — ſagte nichts. Da nickte er ſtumm vor ſich hin. Ich bemerkte es wieder und — ſagte nichts. Zuppa ſchickte hierauf ſeinen Bruder Cencio mit meinen Empfehlungsbriefen nach Rom, er ſelbſt aber blieb bei mir in Bologna. —

Blinde Menſchen, die wir ſind! Ich machte meinen nächſten Beſuch beim Marcheſe, indem ich mich auf das große Thema „Carola" — weil ich's ſchon einmal ſo gut getroffen — mit überlegteſter Denkbarkeit vorbereitete. Der Marcheſe ſollte nach der Rechnung des Arztes heute zum erſtenmal außer Bette ſein, er ſprach wahrſcheinlich viel und animiert, wahrſcheinlich von ihr und ich erſann mir mein lindeſtes Oel und mein lauterſtes Gold, um dem Manne zu Sinne zu ſprechen. Blinde Sterbliche, die wir ſind! Um wieviel größer war das Thema, das uns heute geſetzt war, und wie ahnungslos ging ich den Dingen entgegen, von welchem an dieſem Tage die Rede ſein ſollte!

Ich fand den Marcheſe zu Bette. Es zu verlaſſen, hatte der Arzt in der letzten Stunde wider-

raten: er hielt die Erſcheinungen wieder für ungünſtiger.

Der Marcheſe war zwar liegen geblieben, aber er ſchimpfte auf den Arzt, der ſich wichtig mache und verriet viel Ungeduld. Ich empfand die ganze Pein meiner Urheberſchaft.

Mit aufrichtiger Empfindung ſagte ich: „Das thut mir ja leid, Herr Marcheſe, daß unſer unbedeutender Ehrenhandel Sie mit ſo läſtigen Folgen plagt.“ Und faſt vorwurfsvoll fügte ich das weittragende Wort hinzu: „Aber wer hätte auch ahnen können, daß ein Fechter, wie Sie, meine elende Finte nicht parieren würde!“

„Seien Sie ganz ruhig“, antwortete er, „Ihre falſche Terz war auch wirklich unſchuldig. Aber Ihr Auge hatte einen Blick dabei, — ein Strahl entblitzte ihm plötzlich — das war Ihr Degenſtich! Eine Geiſterhand ſchlug mich! Ah, mein Lieber, was für Naturſpiele giebt es! Als ob Sie Ihr Auge — einem toten Weibe aus dem Grabe geſtohlen hätten!“ Und nun ſprach auch er das Wort, — das ein Menſchenlos war! „Sagen Sie, mein junger Freund, Ihre Mutter wird eine Frau von großer Schönheit geweſen ſein?“

Ich lächelte trüb-ironiſch. „In unſerem weſtfäliſchen Winkel wüßte ich den ganzen Schlag nicht zu loben. Aber ſpeziell die Frau, die an der äußerſten Altersgrenze der Mütterlichkeit meine Mutter ge-

worden, kann wohl niemals ſchön geweſen ſein. Eher das Gegenteil."

„Aber, Beſter, wie ſprechen Sie denn? In unſerem weſtfäliſchen Winkel! Sie ſind ja ein Römer?"

„Naturaliſiert, Herr Marcheſe."

„Und zwar vortrefflich! Sie werden ſchon als kleinſtes Kind verpflanzt worden ſein."

„Bei weitem nicht! Ich war eine Range von dreizehn, nein, ſchon im vierzehnten . . ."

„Im vierzehnten! Und aus Weſtfalen! Gott und alle Heiligen, im vierzehnten! Wer — wer — wie hieß, wer war der Mann, den Sie als Ihren Vater kennen?"

„Konrad Folk, ein Domänenwald-Pächter in der Nähe . . ."

„Amadé, mein Sohn! mein Sohn!"

Der Marcheſe ſprang wie ein Löwe aus dem Bette, ſchwang mich in die Lüfte wie einen Neugeborenen, kam außer Atem, keuchte, ſchluchzte, warf mich aufs Bett und ſich über mich, brüllte Freudenſchreie, daß das Haus dröhnte und die erſchrockenen Bedienten hereinſtürzten. „Hinaus, Volk!" donnerte er, „er gehört mir allein! mein Kind! mein Kind! mein Sohn iſt da! mein Kind iſt gefunden!" und nun brach er in Thränenſtröme los, weinte, küßte und zauſte in mein Geſicht und meine Locken hinein und lachte wie ein Wahnſinniger. „Das ſind die Küſſe deiner Mutter — jetzt küßt dich dein Vater,

mein Bübchen! Olivia, weide dich! küß ihn, küß ihn! Laß, jetzt komme ich wieder dran . . ." Aber ich kann die Raserei unmöglich nachschreiben. All der geheiligte, Tugend gewordene Eltern-Egoismus, womit Selbstliebe und Eitelkeit im Leibes-Objekt sich vergöttert, die ganze Vater- und Muttergier von 22 versäumten Jahren, — ja auch die Muttergier, denn im Geiste hat er ein Weib, das tot war, fort und fort zu Gaste auf meinen Lippen und Locken, — kaum hab' ich's erlebt, denn es kam wie eine Flut aus zerrissenen Dämmen über mich. Ich kam nicht zur Besinnung. Nur darauf besinne ich mich: auch ich weinte zuletzt, aber bitterste Schmerzenstränen. So bin ich zu Hause nicht geküßt worden! Ich fühlte: mein Leben war um seine ganze Menschlichkeit betrogen, — ich hatte keine Eltern! ich war kein Kind!

Es dauerte lange — Stunden vergingen, fast der ganze Tag, bis der Marchese so ruhig wurde, daß er zu diesem, so großen und überraschenden Wendepunkt auch die Vorgeschichte erzählen konnte.

Er erzählte folgendes:

„Ich habe deine Mutter geliebt — wie ein Hungriger den Tisch, wie ein Blutegel das Blut, mit allen Sinnen und Kräften meiner ganzen Person. Ich hätte sie vielleicht lieben sollen — wie eine Blume, die man ins Knopfloch steckt! Meine Leidenschaft war ihr zu stark. Sie nannte sie herrisch, tyrannisch, drückend. Dein Dasein ist deiner Mutter

faſt abgerungen und abgezwungen. Du warſt kein Bindeglied zwiſchen uns, eher ein Mittel mehr, uns zu entzweien. Deine Mutter hat mir dein Daſein nie verziehen; alles was weiblich-ſchön und gut in ihr war, wurde Mutterliebe, nicht Gattenliebe. Dich liebte ſie abgöttiſch, du warſt ihr Himmel auf Erden. Sie nahm dich an wie eine Losſprechung von der Sünde, ich aber ſchien ihr die fortgeſetzte Sünde. Es ſagt ſich zum Lachen oder zum Verzweifeln: teilhaftig ihrer letzten Gunſt, wie man es nennt, rang ich vergebens um ihre Gunſt. Dazu hätte ich ihr ähnlicher ſein müſſen. Olivia war ein engliſches Mädchen von jener zarten aber überſpannten Gemütsart, wie es die Engländer ſelbſt, und ſie zuerſt, ſentimental genannt haben. Eine weiche, ſchwärmeriſche Mondſcheinſeele, ein Tautropfen für einen Poeten! In der Liebe wollte ſie mit Girren und Roſen behandelt, mit Schmachten verehrt, mit Samthänden angefaßt, mit Harfen und Flöten umſäuſelt ſein. Das Feuer der Liebe, Liebes-Wildheit und Ungeſtüm, vertrug ſie nicht. Wer dieſes Lämmchen lenken wollte, mußte es mit Roſenſtab und Lilienſtengel thun, nicht mit Zügel und Sporen. Meine feſte Hand war ihr bloß eine ſchwere Hand. Und dasjenige, was ſelbſt in ihr Feſtigkeit hatte, was mich verſtehen, was mir hätte verwandt ſein können, war mir juſt wieder am feindlichſten, denn es war ein Zug von engliſchem Freiheitsſtolz, der ſich gegen mein ſtärkeres Geſchlecht vollends empörte. Zum Unglücke war ſie

materiell unabhängig. Sie hatte Vermögen, keine Familienbande, und als ſie den letzten des Hauſes, einen alten Onkel, der noch die Schlacht von Bunkershill mitgemacht, in Frascati begraben hatte, ſtand ſie ganz frei in der Welt. Es war niemand, mit dem ich mich verbünden konnte, oder dem ſie die Familienrückſicht ſchuldig war, ihrem Kinde einen Vater zu geben. Wenn ich ihr Kammermädchen recht ausgehorcht habe, ſo dachte ſie in der Rolle einer Witwe, angeblich aus Indien, in der Schweiz und in Südfrankreich zu leben und ſich ganz deiner Erziehung oder Vergötterung zu widmen. Sie verlangte nicht Gattin, nicht meine Gattin zu werden. Ich warb völlig hoffnungslos — um die Mutter meines Sohnes!

In ſolchen Fällen pflegt ein Prozeß um das Kind nicht ſelten ein erfolgreiches Zwangsmittel gegen die Mutter zu ſein. Aber unſere Jurisdiktion, — ſie engliſch, ich römiſch, — wäre eine gemiſchte, alſo ſchwerfällige geweſen und die ganze Schreiberei widerſtrebte meiner gewaltthätigen Heftigkeit. Ich handelte in meinem Charakter.

Ein deutſcher Geologe war in den Apenninen verunglückt und ſein Famulus wurde mein Büchſenſpanner. Konrad Folk war ein Geſchöpf ſeiner ſelbſt, hatte ohne Schulwiſſen hübſche Kenntniſſe in Botanik, Mineralogie, Berg- und Forſtweſen, aber mehr als alles Eigenſchaften, die ich vortrefflich und zwar ſofort zu verwerten wußte: Entſchloſſenheit, Ver-

ſchwiegenheit, goldtreue Ergebenheit im Herrendienſt. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war.

Ich entführte dich. Weit weg von Italien führte ich dich, tief nach Deutſchland hinein und verbarg dich bei Konrad Folk, der jenſeits des Weſterwalds zu Hauſe war. Mit einem kleinen Kinde und auf täuſchenden Umwegen, dauerte dieſe Reiſe vierzehn Tage. Nur um ſo zufriedener flog ich mit unterlegten Pferden zu Olivien zurück. Je länger deſto mürber wird ſie geworden ſein, hofft' ich mit Zuverſicht, und zweifelte keinen Augenblick, eine reife Frucht zu pflücken.

Die Frucht meiner That war folgende. Die verzweifelte Mutter hatte in den erſten 24 Stunden wie eine Wahnſinnige geraſt; in den zweiten blieb ſie ſtier, ſtumm, reglos, nahrungslos, in den dritten fiſchte man aus dem Fucinerſee ihre Leiche!

Da ſchrieb ich an Folk, er möge dich jetzt behalten. Ich ſchloß eine Summe bei, womit er ſich einrichtete und einen Domänenwald pachtete. Sofort beweibte er ſich auch mit einem jungen, hübſchen Mädchen, die aber ſamt dem Kinde ſchon im erſten Wochenbette ſtarb. Sie hatte eine Schweſter mit ins Haus gebracht, weder jung noch hübſch, dagegen ausgezeichnet gewandt, einem Manne ſich unentbehrlich zu machen. Dieſe ſeine Schwägerin ehelichte Folk und das iſt nun deine Mutter — an der äußerſten

Grenze der Mütterlichkeit und niemals schön, wie du mit Recht gesagt hast.

Unter meinen Liebschaften war erst nach einer Reihe von Jahren wieder eine Liebe! Eine Dame aus slavischem Blute, Witwe und Mutter eines sechsjährigen Söhnchens, war die angebetete Frau, die ich leidenschaftlich um ihre Hand bestürmte. Ich gefiel ihr, ich war in einem ganz anderen Elemente mit ihr als mit der Engländerin, zuletzt aber stand ich doch auch vor einer stillen, unsichtbaren, aber unüberwindlichen Schranke. Indem ich ihrem Widerstande endlich die Zunge löste, rückte sie mit der allerliebsten Kaprize heraus, wenn sie noch einmal sich vermählte, so würde sie nur wieder einen Witwer mit einem Kinde heiraten. Sie wolle seine Großmut, Stiefvater zu sein, wett machen, indem sie Stiefmutter würde. Nur so könne die Partie sich ausgleichen und kein Anlaß zu Argwohn und Eifersucht gegeben werden. Wer war glücklicher als ich! Mit Entzücken bekannte ich ihr mein vierzehnjähriges Söhnchen, mit dem ich ihr nächstens zu Füßen liegen würde. Sofort schrieb ich an Konrad Folk, dich mir zu schicken. Er schickte mir nichts als die Nachricht: aus einem brennenden Kloster seien zwei Klosterschüler verschwunden; man wisse nicht, wohin? Einer der beiden aber war — mein Sohn. In den damaligen Kriegszeiten, wo sich so mancher Knabe zur Trommel verlief, die Länder bald Freund bald Feind waren und alle Gegenseitigkeit des Polizei-

dienſtes ſtockte, blieben meine eifrigſten Nachforſchungen und perſönlichen Reiſen leider fruchtlos. Meine Braut aber ſagte: Es ſoll nicht ſein! das iſt ein Fingerzeig des Himmels! Dabei blieb ſie und war nicht zu beugen. O dieſe Empfindſamen! Wie ſie hart ſein können, die weichen Butterſeelen!

Von jenem Augenblicke an floh ich alles, was wie ein Herz ausſah und empfand ein erbittertes Grauen vor den perfiden Untiefen der Gefühlſamen und Delikaten. Die Derben, die Wilden, die frank und frei loslegten und ihre ganze Natur im erſten Wurf darſtellten, die machten mir wohl. Ich ſuchte das grobe, aber tüchtige Korn der Weiblichkeit, an dem die Verfeinerung abprallt; die Fackelpracht einer Lebensflamme, die auch von unedlen Stoffen und nur noch ſchöner brennt, kurz, das Weib, das weiter nichts als ihr Blut hat und weiß, wozu ſie es hat. Aber freilich", ſchloß der Marcheſe wegwerfend-cyniſch, „aber freilich ſucht dieſes Tier-Weib dann wieder das Mann-Vieh!"

Wir wußten, an wen wir dachten, aber der Name Carola wurde nicht ausgeſprochen.

Er machte bald genug von ſich reden.

Wieder hatte mich Zuppa geächt — und auch dieſe gemalt!

Eines Tages ſtrömte ganz Bologna dem Foyer des Theaters zu — einen Kunſtſalon gab es nicht — und drängte ſich vor ein Bild, das dort aus-

geſtellt war, betitelt: „Diana entdeckt die Schwangerſchaft der Nymphe Kalipſo“. Die Szene war eine Badeſtelle am Bach in einer wilden Felsgegend. Diana bloß eine obere Geſichtshälfte, im perſpektiviſchen Dunkel aus Laubſchatten hervorlugend. Das ganze Beiwerk überhaupt wieder Skizze und leichttuſchierte, flüchtige Andeutung. Man mußte es faſt ſuchen. Den vollen Schlag des Effekts führte die Haupt- und Mittelfigur, das Soloſtück: Kalipſo. Eine lebensgroße, weibliche Geſtalt, glänzend beleuchtet, glänzend durchgeführt, von einem Detail wie ein Rechenſchaftsbericht und mit großer Kunſt der Schattierung faſt zu einem plaſtiſchen Rund modelliert. Der ſtämmig-unterſetzte Leib, der trotzigkurze Nacken, das kecke Bubengeſicht, das pikante Affengeſicht, — es war wie mit einem Aufſchrei von Naturwahrheit: Carola. Die drei Monate ihres Briefes füllten eine Kontur, als ob der Künſtler, wenn nicht die Aeſthetik, doch die weiſeſten der „weiſen Frauen“ gefragt hätte, wie weit man gehen könne und ſo weit war er gegangen! Ein blutiges Pasquill, eine aufwiehernde Lache von Malerhumor!

Das Furore war noch größer als in Rom, weil die Stadt kleiner war, des Künſtlertreibens ungewohnter und die Umſtände der Heldin intereſſanter!

Carola war in Bologna ſozial hingerichtet. Sie entfloh zu ihrem Sänger, nicht mit leeren Händen, denn ſehr praktiſch und gleichſam vorahnend hatte ſie für ihr Modellſtehen tauſend Zechinen genommen,

welche Zuppa von den Wechseln, welche ich ihm unter sein Kouvert gelegt, bestreiten konnte.

Das Bild wurde, schon des geachteten Vaters wegen, bald wieder entfernt und mit leidenschaftlichem Begehren von einem Kavalier zu Kaufe verlangt. Es war ein echter Kavalier, auch echt in der cynischen Vornehmheit, sich nicht zu genieren und skrupelfrei seine derbsten Passionen auszulassen. Es war der Mann, den ich Vater nennen muß, es war der Marchese selbst, welcher die Nymphe — Carola kaufte! Da stand sie nun, die dritte mit uns, unter unseren Augen, zwischen all unseren Gesprächen, den zartesten und reinsten, — von der Olivia des Fucinersees, von allem herzbewegend Tiefen! Da stand sie, die Verkörperung der sinnlichsten Frivolität, dem alten unglücklichen Manne zur gemalten Gefährtin seines Krankenbettes, seines Totenbettes!

Ja, seines Totenbettes. Dahin kam es! Seine Wunde war eine Todeswunde. Sie schloß sich nicht mehr. Sie hörte nicht auf zu eitern und der Herd der Eiterbildung vergrößerte sich fortwährend. Das Zehrfieber dieses Prozesses machte seinem Leben ein Ende.

In das Unvermeidliche ergab er sich zuletzt mit Philosophie, ja mit Poesie. So sehr er die kunstmäßige haßte, als Naturempfindung besaß er sie selbst. „Mein Tod ist wunderschön komponiert", sagte er am Morgen seines Sterbetages. „Zwei Männer im Kampf um ein Weib, wovon der eine der Vater,

der andere der Sohn iſt, — ein unbekannter Sohn, den Vater treffend mit dem Blick einer unbekannten Mutter, deren Tod er zu rächen hat. Den Tod, den ich ihr gegeben, giebt ſie auch mir und durch das Kind, das ich ihr entriſſen. Ich bin ſinnreich bedient. Man kann nicht folgerichtiger ſterben."

Am Abend dieſes Tages lag er tot in meinen Armen.

Ich war ein Vatermörder!

In jener Nacht habe ich beten gelernt. Ich habe es ſeitdem nicht mehr verlernen können.

8.

Zur Neige.

Ich war Marcheſe Santafiore. Von der Kurie die Diſpenſen und Lizenzen zu erwerben, den natürlichen Sohn rechtmäßig zu machen, entfernte Aſpiranten abzufinden, mich zum Haupterben ſeines unermeßlichen Vermögens einzuſetzen, betrieb mein Vater mit Eifer; es waren die Lieblingsgeſchäfte ſeines Krankenlagers. Feierliche, ja heilige Akte wurden notwendig und ſie alle handelten — vor dem unverhängten Bilde der Carola! Ein wunderſamer Charakterkopf!

Aber — bin ich nicht ſein Sohn? eine Miſchung von Gegenſätzen, die mehr als das, nämlich Widerſprüche ſind? Hätte ich meine Eltern nicht kennen gelernt, ich verſtünde mich ſelbſt nicht! Mit dem

Blute meiner zarten Mutter trat ich in die Fußtapfen meines ſinnlichen Vaters — allerdings wie einem robuſten Körper ein ſchüchterner Schatten nachhuſcht!

Der Geſchmack an Zuppas Malereien verblieb mir. Er wurde fortan der alleinige Ausdruck meines Wohlgefallens am Weibe. Den Urbildern entſagte ich mit ewigem Seelentod. Erſchienen mir doch weder Carola noch Demantina als einzelne Frauen; ſie waren die Frau ſelbſt: der grobe und feine Teil des Geſchlechtes. Das ganze Geſchlecht konnte ihnen nur ähnlich ſein und ihre Typen in Spielarten wiederholen. So war mir die Summe der Frauen gerichtet. Wohl ſind ſie Wunder der Schöpfung; um ihr Weſen an den Mann zu bringen, verlieh ihnen die Natur den ſchönen Schein; aber ſiehe da, — der ſchöne Schein, das iſt der Stoff der bildenden Kunſt! Und mein Zuppa war ein bewunderungswürdiger Kunſtdolmetſch der Naturſchönheit. Ich bediente mich denn recht gern ſeiner Ueberſetzung. Wie ein Dammbruch ſein Wildbett auch ohne Hochflut behält, ſo gewöhnten wir uns, was die Rache erfunden, auch ohne Rache an, und ſetzten es fort. Und die Gewohnheit wurde mein Leben, meine zweite Natur. So wenig wir in dem Statuenwalde des Vatikans oder des bourboniſchen Muſeums fragen: waren das gute oder böſe Menſchen, ſondern uns begnügen, daß es ſchöne und ſchönangeſchaute Menſchen ſind, ſo leicht, ſo ſpielend leicht kam ich in die

Illuſion, daß außer dem Bilde nichts weiter zu ſuchen, daß ich am ſchönen Bilde das Ganze einer ſchönen Menſchenerſcheinung beſitze. Male Zuppa, male! Bringe mir ſtachellos die Roſen. Wirf mir die Angel weg, aber laß mich den Köder naſchen, an den die Natur ihr alles wendet! So ſprach und that ich.

Aber nein! Entbehrte das tote Bild denn ganz der Beſeelung? War es nicht auch eine ſeeliſche Thatſache, wie meinem Maler die Körper ſich auslieferten? Denn nicht gemietete Modellſtehrinnen ließ ich mir malen, ſondern Mädchen und Frauen der beſten Geſellſchaft. Und am liebſten berühmte Tugenden! War ich doch reich! O des Viperngedankens: die Keuſchheiten und ihre Preiſe! Ja, ja, ich fuhr fort, mich an dem Geſchlechte zu rächen! O des Viperngedankens in Damenkreiſen feinſter Extraktion: Dich ſeh ich wohl durch die Augen meines Malers! Und warum meines Malers? Die leichteſte Vorrichtung in ſeinem Studio — und gegönnt war mir das Ovidiſche: „conscia lumina feci!“ —

Die Frommen ſelbſt ebneten dieſen Unfrömmigkeiten den Weg. Zuppa war in Rom wieder möglich. Die Sanfediſten hatten die Parole ausgegeben, die Aehnlichkeit der Roxane und der Demantina zu leugnen. Wieder eine Weile und ſie leugneten das Bild ſelbſt. Ein ſolches ſei niemals ausgeſtellt geweſen. Die Sage führe ſich auf ein Parteimanöver der Bonapartiſten zurück, glücklicherweiſe ein plumpes

und leicht durchſchaubares! Kurz, wenn die Geſchichte aus zwei Teilen beſteht: aus dem allgemein gelogenen Unwahren und aus dem allgemein verleugneten Wahren, ſo ſahen wir hier einen Muſterfall von Geſchichtsbildung!

Wir profitierten davon. Wir bekamen nur um ſo freiere Hand. Wie ein Jäger mit ſeinem Vorſtehhund, wie Ludwig XI. mit ſeinem Gevatter Henker, ging ich mit meinem Zuppa auf Streife und holte mir meine Opfer. Mein Werk erfand ſich von ſelbſt durch das taugliche Werkzeug, das zur Hand war — ſagte mein Vater! Auch darin war Zuppa das Tauglichſte, daß er ſo ſorglos für ſeinen Künſtlerruhm war, den ihm mein Geheimtreiben ja unterſchlug. Wohl kein Zweiter hätte das wieder vermocht. Ich zahlte ihm eine Million für ſein Opfer und er fühlte ſich hochbeglückt, ohne zu bedenken, daß ihm ſein großes Talent beides erwerben konnte: das Geld und den Ruhm dazu. Eine zweite Million gab ich ihm gern, als er zu meinem Schrecken eines Tages heiraten wollte. Mit einem Geheimniſſe, wie das unſrige, zitterte ich davor, ihn beweibt zu wiſſen. Ich kaufte ihm ſeine Heiratsluſt ab und nahm ihn in Eid, ewig unverheiratet zu bleiben. Dieſen Eid hat er formell zwar gebrochen, denn noch ſpät ging er eine heimliche Ehe ein; inzwiſchen übte er doch beſſer Verſchwiegenheit, als es bei ſeinem grundloſen Leichtſinn zu hoffen war. Weder ſein Weib noch ſeine zahlloſen Liebſchaften ſind ihm je gefährlich

geworden. Dagegen wurde es ihm mit zunehmenden Jahren Bedürfnis, — denn jedes unnatürlich Verschlossene sucht ein Ventil — in der Unterhaltung mit gescheiten und lebhaften Männern, zumal Fremden, als Künstler und Gesellschafter sich zu genügen und ein wenig freier zu atmen. Ich erfuhr manches davon, aber sah es ihm nach.

Fing doch die Gefahr, näher als bei ihm, bei mir zu liegen an! Immer unmöglicher wurde es mir, den jährlich wachsenden Schatz meiner Gemälde in Rom selbst geheim zu verwahren. Ich mußte mich entschließen, sie von mir zu thun. Nachdem die erste Begier dieses Genusses gestillt war, konnte ich es wohl auch. Ich brachte sie nach Oberitalien in eine unbesuchte, einsame Flußniederung, wo ich unter den Erbgütern meines Vaters einen alten, in den Zeiten der Condottieri als Kastell befestigten Meierhof besaß. Zum Kastellan erkor ich mir Zuppas Bruder Cencio, der sich zu diesem Hehleramte allein tauglich erwies, — in allen ehrbaren Verhältnissen ein unverbesserlicher Taugenichts! Sicherer genoß ich dort meiner Geheimnisse, wenn auch seltener, — aber kaum war es selten, denn oft genug passierte ich das Kastell, indem mich meine kirchenpolitischen Reisen bald zum Vizekönig in Mailand, bald zum König in Turin oder über die Alpen an die rheinischen und westfälischen Bischofskurien führten. Ja, ich diente der Kirche, die ich verabscheute, ich diente ihr um der Süßigkeit der Religion willen. Aber ich

diente ihr in meiner ſelbſtändigen, verſöhnlichen Weiſe, die mitten unter unvernünftig extremer Parteiung viel Spott, viel Undank, und doch — viel ſtilles, anonymes Verdienſt ſich erwarb. Ich verabſcheute die Kirche und diente ihr, ich fluchte dem ſchönen Geſchlechte und entführte es in meine Schönheitsgalerie, — mein Schickſal war ein Leben in Brüchen!

Und doch ſchien der barmherzige Gott auch mir die Einheit ſenden zu wollen, aber der Engel, ſein Sendbote, beſtellte ſie ungeſchickt. Es fehlt dem beſten Monarchen oft an Vollzugsorganen!

An der Schwelle meiner verſchloſſenen Thür lag eine Jungfrau auf ihren Knieen und erflehte von Gott meine Zurückkunft. Drei Tage weinte und betete ſie und kam immer vor die Thüre und fand ſie immer verſchloſſen. Da ergab ſie ſich am vierten „in den höheren Ratſchluß" und übergab ſich dem ungeliebten Manne — Aſcanio Caradoſſo. Das Mädchen war — Dezia.

Sieben Jahre diente der Patriarch um ſein erſtes, ſieben Jahre um ſein zweites Weib. Der unglückliche Conte, nicht verſchmerzend den Stachel ſeiner vergifteten Liebe, hatte vergebens Länder und Meere durchreiſt und kehrte nach Jahren zu Demantinen zurück, deren Aufenthalt er mühſam erforſcht. An der Schwelle der Mutter empfing ihn, zwölfjährig, die Tochter. Er ſtand und ſtaunte. Er ſagte nichts und wartete zwei Jahre. Dann begehrte er ſie zum Weibe. Noch ſchützte ſie ihre Jugend. Er

wartete wieder zwei Jahre, da ſchützte ſie — nichts. Sechszehnjährig war ſie an Pracht und Reizen zum Naturwunder des üppigen Südens erblüht. Demantina ſelbſt unterſtützte den Freier. Sie ſchien die Gewiſſensſchuld eigener koketter Unnahbarkeit zu fühlen und zu bereuen, ſie ſehnte ſich nach dem Kloſter und wünſchte Pflichten und Sorgen der Mutter abzuthun; genug, ſie bedrängte die Tochter. Sie aber, die kleine Dezia, trug — mich im Herzen. Sie hatte den Knaben-Jüngling nicht vergeſſen, der ihre Kindheit auf den Knieen geſchaukelt. Geliebter Mann, rette mich vor dem ungeliebten; nimm mich hin, ich bin dein! So flog ſie nach Rom — und ich war fort! Fort auf meiner Transportreiſe jener Bilder, welche ihr Geſchlecht beleidigten! Der Augenblick war dahin. Auch mich hat das Glück geſucht — und nicht gefunden. Der Augenblick war dahin.

Das alles weiß ich erſt ſeit vier Jahren, ſeit Dezia Witwe. Die Frau mit den Silberfäden im Haar ſprach mir von ihrer Jugendliebe — aus dem Grabe der Vergangenheit heraus. Jetzt iſt ſie fünfzigjährig. Zwei kleine Mädchen ſpielen um mich, ihre Enkelinnen. Die Urenkelinnen der Demantina! Wahrlich, es iſt Zeit, daß ich gehe. Noch bin ich ſelbſt kaum ein mittlerer Sechziger, aber es iſt Zeit. Die Urenkelinnen der Demantina!

Ich eile zum Schluſſe.

Auf meiner letzten Reiſe nach Deutſchland beſuchte ich einen Kupferſtecher, einen jener Künſtler,

welche von der Reklame nicht, aber von den Kennern eifrig einander genannt werden. Der Mann legte mir in der That köſtliche Blätter vor, eigene und fremde Arbeiten und die letzteren neidlos neben die erſteren. Dabei unterſtützte den vereinſamten und im Fremdenverkehr ein wenig linkiſchen Künſtler mit allerliebſter Gewandtheit ſein Töchterchen, ein junges und auffallend ſchönes Mädchen. Aber ich ſtutzte einigermaßen, wie ihr die Nymphen und Faune, die Mänaden und Bacchanten, die mancherlei Badenden und Lüſternen durch die Hand gingen, als ob es die unſchuldigſten Dinge wären, die ein junges Mädchen ſehen und in Geſellſchaft ſehen dürfe.

Als nun der Vater einem Neuangemeldeten ins Empfangzimmer entgegenging, verſuchte ich die Jungfrau. Ich legte ihr einen Stich vor, eine Eva vor dem Sündenfall, und fragte ſie dreiſt: „Würden Sie ſich auch ſo malen laſſen können?“ Sie antwortete ohne Ziererei: „Wenn es mein Vater verlangte, ja; aber ein Vater verlangt es nicht.“ „Das käme auf die Probe an“, ſagte ich ſtechend. „Ich könnte Ihrem Vater eine ſchwere Summe bieten, denn ich bin ein reicher Mann, und Sie mir dann beſtellen — als eine Hebe, Pſyche, Grazie, oder als eine Eva wie dieſe! Was ſagen Sie dazu?“

„Aber warum denn juſt mich?“ antwortete ſie unerſchütterlich harmlos. „Alle dieſe Stoffe haben wir ja ſchon und wohl recht ſchön: die Hebe von Canova, die Pſyche von . . .“

Da trat der Vater mit einem Kunſtfreunde, einem noch jüngeren Manne, ein. Jetzt entfernte ſich das Mädchen.

Was hatte ich geſehen? Naivität? Blaſiertheit, Koketterie? Und warum ging ſie? Etwa des Jungen wegen? War ich ein neutrum geweſen? Vielleicht verdroß mich das nicht am wenigſten und reizte mich unbewußt zu einer Rache. Ich telegraphierte an Zuppa. —

Im römiſchen Hippodrom tauchte vor kurzem eine Kunſtreiterin, Selina, auf, eine Schönheit, von der man in Zeitungen und Geſellſchaften bis zum Ueberdruß hören mußte. Hören! Ich war der Mann, ſie zu ſehen. Das Abenteuer wurde pikanter, als die Lebemänner, vielleicht auch die feineren Reklamekünſtler, den Ruf ihrer Sprödigkeit verbreiteten. Eine ſpröde Kunſtreiterin! Ich war der Mann, ſie zu verſuchen. Ich hetzte meinen Zuppa auf ſie.

Faſt hetzte ich mich ſelbſt, denn meine Manie war nicht mehr die alte. Unglücklicherweiſe kurſierten Notizen — und ein Umſtand von neuem Reize trat diesmal hinzu. Die Kunſtreiterin war eine Tochter Carolas! Dieſes zügelloſe Mädchen hatte nach ihrer Flucht aus Bologna ihren Sänger geheiratet, dem ſie die tauſend Zechinen für ihr Modellſtehen zubrachte. Sie verſuchten damit die Entrepriſe einer kleinen Operngeſellſchaft, führten hierauf mit abwechſelndem Glücke, bald in Flor, bald in Bankrott,

ein wanderndes Theaterleben, und kamen zuletzt, da es doch abwärts ging — beim Puppentheater an. Aber selbst da noch war der Kobold in ihr so übermächtig, daß sie z. B. ihre sämtlichen Marionetten auf die berühmtesten Namen taufte, welche ihren und ihres Vaters weiland so glänzenden Hof dekoriert. Ihr Publikum sah mit Verwunderung die ersten Männer Italiens an ihren Drähten zappeln, was dem tollen Weibe mitten in Sorgen und Not einen Heidenspaß machte. Dabei gebar sie ihrem Manne nicht weniger als vierzehn Kinder und das mütterliche sang riche stattete noch das letzte Kind ihres Alters, die Kunstreiterin Selina, zu einer gefeierten Schönheit aus. Welche Wirkung auf meine Phantasie! In meiner Schönheitsgalerie eine Mutter und Tochter zugleich zu besitzen, wäre ein Unikum derselben, wäre ein würdiger Abschluß gewesen! Ich bezeichnete sie meinem Maler. Sie sollte die Letzte sein.

Sie war die Letzte! —

Zuppa ist ermordet! Ich wußte es, daß wir auf einer Schwertschneide wandelten, ich und er; aber — nichts ist dem Sommer gemeiner als die Blitze und nichts ist zerschmetternder als ein einschlagender Blitzstrahl. Ich fühle mein Gericht! — Es war ein ehrbarer Rachemord, die Umstände werden gar nicht verschwiegen, man nennt laut seinen Mörder. Ich nenne ihn still; — sein Mörder bin ich! Sein Blut kommt über mich!

Ein Zettel iſt mir zugeſtellt worden mit ſeinem Siegel und mit der Aufſchrift ſeiner Hand: „Dem Marcheſe Santafiore nach meinem Tode zu übergeben.“ Der Zettel enthält nichts als die Worte: „Die Tochter des Kupferſtechers iſt unecht. Mein einziges Falſifikat. Verzeihung dem Toten!“ Welch ein Gewiſſen, das rühren könnte, wäre es in einer guten Sache bethätigt!

Dieſer Zettel liegt bei. Ich beichte dem Manne, deſſen Brautglück ich zu Grunde gerichtet, aber jede Beichte heiſcht zweierlei: Geſinnung und Werke. Möge der Zettel noch wirken können!

Sie war ein Falſifikat! Und Selina war noch weniger als das. So viele Frevel haben wir ſtraflos vollbracht, aber die zwei einzigen, die wir verſucht und nicht vollbracht, richten uns hin. Mein Vater rühmte die ſinnreiche Gerechtigkeit ſeines Todes. Ueberbiet ich ihn noch?

Meine Hand wird immer unſicherer. Ich ſchließe. Es iſt ein ernſter Moment, das Leben zu verlaſſen; ein ernſterer, es ſo zu verlaſſen, daß man es einem anderen abbitten muß. Dir bitte ich's ab und ich thue es — indem ich dir's erzähle. Mit büßendem Willen ſchrieb ich nieder, was ich verbrach, aber unwillkürlich ſpricht mit und faſt noch lauter mit, was man an mir verbrochen. Das iſt bedeutſam! Und nun beſinne ich mich: beſchrieb ich *mein* Leben, oder *das* Leben? Haſt du, was ich dir ſelbſt leiſte, nicht wieder weiter zu leiſten? Können Zwei ſich

berechnen, ohne daß die ganze Welt mitrechnet? Einer mit allen und alle mit einem weben wir Millionen von Fäden in das nämliche Gewebe von Schuld; zu zweien wird kein Schuldbuch geſchloſſen und wer da heraustritt und ſagen kann: ich habe bezahlt, von dem ſagen die anderen: er iſt geſtorben. Das wäre die tiefſinnigſte Sprache der Welt, welche nur ein einziges Wort hätte für Leben und Schuld, für Tod und Strafe.

Ende.

Ferdinand Kürnberger,
geb. Wien 3. Juli 1821, geſt. München 14. Oktober 1879.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1878.

Fünfzig Feuilletons

von

Ferdinand Kürnberger.

Mit einem Präludium in Versen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Th. Daberkow's Verlag in Wien.

Alle Rechte vorbehalten. — Das Manuſkript wurde von den Erben Ferdinand Kürnbergers erworben.

Die Verlagshandlung.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Die hier vereinigten Feuilletons Ferdinand Kürnbergers umspannen inhaltlich die Zeit von 1853 bis 1876, und da der hochbegabte Verfasser, obwohl ihm der prophetische Blick nicht fehlte, kräftigst in seiner Zeit wurzelte, so geht durch das Ganze auch jener Zug des Selbsterlebten und Selbstgeschauten, der lebendig weiterwirkt und die Geschichte vergangener Tage wie ein feststehendes Denkmal zeigt. „Ewig still steht die Vergangenheit."

Dieser geistige Gehalt hat auch die chronologische Anordnung gefordert. Bei einer Anzahl der aus Zeitungen geschnittenen Feuilletons fehlte allerdings die Zeitangabe, so daß hie und da, trotz Nachspürens, nach Maßgabe der zur Verfügung gestandenen Zeit, nur ein annäherndes Datum eingesetzt werden konnte.

Dieser Sammlung kleinerer Arbeiten Kürnbergers gingen zwei andere berühmt gewordene Sammlungen voraus: „Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Hamburg, 1874" und „Literarische Herzenssachen. Wien, 1877".

Von den Gedichten darf angenommen werden, daß sie hier zum erstenmal gedruckt an den Tag treten; mindestens konnte nichts beigebracht werden,

was zu einem Zweifel an dieser Annahme berechtige. Auch konnte für die Gedichte persönliche Garantie geleistet werden, daß sie tatsächlich von Ferdinand Kürnberger stammen, ein Gedicht („Das Reh an sein Kitzlein") ausgenommen, das auch die Umgebung des Dichters nicht kannte; doch fand es sich von seiner Hand geschrieben, ohne Datum, im Nachlasse. Wo es möglich war, wurde das Jahr angegeben; im allgemeinen gilt als Entstehungszeit die zweite Hälfte der Sechzigerjahre bis nahe an des Dichters Lebensende (1879).

Wien, im Frühling 1905.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Präludium.

Menſchenleben.

Vor 1859.

Eh am Himmel aufgeht Mond und Sonne,
Zeigt ein Lichtſchein, wo der Stern hervorkommt;
In den Lüften ſpiegelt ſich prophetiſch
Das erſehnte Feſtland dem Piloten,
Wenn ihn rings das blaue Meer noch einfaßt.
Menſchenleben, nun ſo ſag, was biſt du?
Biſt du dunkler als das nächt'ge Dunkel?
Biſt du öder als die Meeresöde,
Daß nur dir in Zeit und Raum verſagt iſt
Bild und Spur und Zeichen deiner Zukunft?
Armes Herz, unſterbliches! der Anſpruch
Einer Ewigkeit erfüllt und äffen
Darf mit Rätſeln jeder nächſte Schritt dich!
Deine Sterne, wo ſie aufgehn — wo du
Land darfſt rufen nach bewegter Meerfahrt —
Herz, wer ſagt dir's?

Süden.

1868.

Flaches Dach im Rebengarten,
Seh' ich dich zum erſtenmal!

Fünfzig Jahre faſt zu warten
War mir ſüße Sehnſuchtsqual.
Nun, ich ſeh' dich! Bild der Wonne,
Nordlands Söhnen ewig ſüß,
Sei gegrüßt, des Südens Sonne,
Unverlornes Paradies!

Nicht dem dummen deutſchen Stocke
Biſt du, Rebe, hier vermählt;
Seht, wie ſich die ziere Flocke
Fruchtend an den Fruchtbaum hält!
Edles, heiteres Betrachten —
Denk' ich doch an dich und mich.
Fahre hin, mein deutſches Schmachten,
Sehnſucht, hier erfüllſt du dich!

Liebe, Liebe, ſchau nach Süden,
Und vertrau dir und ſei ſtark!
Hier entſpringt dem Lebensmüden
Neue Jugend, neues Mark.
Soll ich denn umſonſt erwarten,
Liebe, deinen ſchönſten Tag?
Flaches Dach im Rebengarten,
Haſt du kein Orakel, ſag?

Ich denke dein.

1870.

Die Sonne wärmt den kühlen Morgen,
Zufrieden iſt mein Geiſt und ſtill,
Zum ſchönen Wünſchen wird ſein Sorgen,
Zum Wünſchen, das nur hofft, nicht *will*.
Ich denke dein, geliebte Ferne,
Du hebſt wohl Aug' und Herz wie ich —
Das Aug' empor zum Morgenſterne,
Das Herz zu mir und grüßeſt mich!

Warum wir fern, ich will nicht fragen;
Wir ſind doch bei uns ſelbſt zu Haus!

Laß andre nach dem Glücke jagen,
Wir gehen unserm Glück voraus.
Die Menschenlose kommen alle,
Und wer da friert, ist längst belehrt:
Es hat mit goldnem Feuerballe
Noch jeder Tag den Reif verzehrt!

Amselpaar.

Da fliegt ein schwarzer Vogel auf,
Ein schwarzer Vogel fliegt dazu;
Das ist des Lebens süßer Lauf —
Die ganze Welt ist du und du.
O du mein armes Vögelein
Im ungesellten Neste dort,
Wann werden wir beisammen sein
Und fliegen auf und fliegen fort?
Geduld, Geduld; die Zeit vergeht,
Doch kommt sie auch! Das ist mein Trost,
Und wenn das Herz nicht stille steht,
Die Zeit allein hat keinen Rost!

Glück im kleinen.

Mich freut mein Weibchen, die magdliche Maid,
Die Kind ist mit ihren Kindern;
O Liebchen, o Holdchen, dir kann keine Zeit
Die Reize der Weiblichkeit mindern.
Die Schönheit ist nur vom Schönen ein Teil,
Mein Weibchen hat ganz im Schönen ihr Heil.
Mich freun meine Kinder im Wachen und Schlaf,
Der Knab' sowohl als das Mägdlein;
Sie leben und wachsen und tummeln sich brav
Ein jedes nach seinem Geschlechtlein;
Sie hätschelt die Puppe, er schaukelt sein Roß —
Und die Zukunft liegt in der Götter Schoß!

O Wandrer, höre zu wandern auf,
Tritt ein und trink mir ein Schlückchen!
Laß laufen das Glück der Welt seinen Lauf,
Begnüge dich früh mit dem Glückchen!
Es rät dir's einer, der's spät getan; —
Es lebe das Kleine! Stoß an, stoß an!

Das Reh an sein Kitzlein.

Tu auf dein schwarzes Näschen, Kind,
Und merk auf jeden guten Wind
Und all die frischen Wasser;
Merk aufs Gedüft im Erdbeerschlag
Und aufs Gewürz im Tannenhag, —
Dein Näschen wird ein Prasser!
Gar gut ist jedes Element;
Und wer es liebt und wer es kennt,
Sein Heil muß er erwerben.
Doch witterst du ein Menschenkind,
So mach dich auf und flieh geschwind —
Des Menschen Gruß heißt: Sterben.

Feuilletons.

Richard Wagner. Oper und Drama. Tannhäuser.

„Oſt-Deutſche Poſt", Wien, 26. März 1853.

Über die Grenzen der Poeſie und Malerei hat Leſſing mit lapidariſcher Dauerhaftigkeit philoſophiert. Die neueſte Gegenwart verrät auffallend den Drang, über die Grenzen der Poeſie und Muſik ſich aufzuklären. Kann es auch nur Waldſamen genannt werden, was für den Anbau dieſer Frage bisher geſchehen iſt: genug, man hat die Debatte auf die Tagesordnung geſetzt, die Diskuſſion eröffnet und Hegel war wohl der letzte deutſche Philoſoph, unter welchem das Vorurteil gegen die Muſik noch ſchulfähig war. Die heutige Äſthetik gibt ihr „die Ehre der Frauen im Haus".

Eine zweideutige Ehre! Vielleicht bedeutet es den Tod der Muſik. Vielleicht ſteigen immer die kritiſchen Raben nur nieder, wenn das Opfer gefallen iſt. Als Ariſtoteles zu kritiſieren anfing, hatte Euripides zu produzieren längſt aufgehört; vielleicht nimmt Richard Wagners Reflexion dieſelbe Stellung zur Produktion der muſikaliſchen Kunſt, d. h. zu ihrer Exiſtenz ſelbſt ein.

Die Enfilade ſeiner muſikaliſch-kritiſchen Schriften ſchließt, nach ſeiner eigenen Äußerung, ſein dreibändiges Buch: „Oper und Drama." Da die dramatiſche Kunſt, was man auch ſage, überhaupt die lebensfähigſte der Gegenwart iſt, ſo hat er jenem dramatiſchen Kunſt-

werke, welches Poesie und Musik zugleich vereinbart, der Oper, mit Recht die räumlichsten und ausführlichsten seiner ästhetischen Untersuchungen gewidmet. Das Endresultat dieser Untersuchung ist ein verneinendes geworden, der Kern und Ideengang derselben ungefähr folgender:

Die Musik, als Sprache des Gefühls, kann nur den Naturzustand ausdrücken. Das Drama als Repräsentant eines äußerst komplizierten, verwickelten und bedingungsvollen Gesellschaftsorganismus (die Staatswissenschaft sagt oft in aller Unschuld selbst Mechanismus), das Drama hat einen künstlichen Zustand zu seinem Objekte, einen Zustand, der nur vom Verstande begriffen wird. Das Drama in Musik setzen heißt also nichts anderes, als: den Verstand in der Sprache des Gefühls reden lassen.

In diesem Schlusse liegt der Abgrund des Opern-Kunstgenres. Alle Anstrengungen von seiten des Wort- oder Tondichters können nichts als mehr und minder lose oder solide Brücken über diesen Abgrund herstellen, aber der Abgrund bleibt. Das Dilemma in der Oper ist dieses: soll die Musik gut sein, so muß das Drama schlecht, soll das Drama gut, so muß die Musik schlecht sein. Und das eine muß genau immer um so schlechter sein, je besser das andere sein will. Der Nachweis dieses unvermeidlichen „Muß" ist leicht. Die Zustände des modernen Menschen beruhen auf einer Menge historischer, ethischer, sozialer, staats- und privatrechtlicher Voraussetzungen, deren künstlich ineinander greifenden Mechanismus Napoleon mit einem Schlagworte Politik nannte, als er so scharfsinnig die Politik für das moderne Fatum erklärte. Ist also der Zustand des Menschen Leidenschaft, so wird diese Leidenschaft eben nur aus jenen Voraussetzungen zu begreifen ohne sie unverständlich sein. Unser Genuß am heutigen Drama ist es nun, die weise Folge-

richtigkeit zu sehen, mit welcher der Dichter motiviert, d. h. mit welch feiner, geschickter Hand er die äußern Voraussetzungen und Bedingungen dem Verstande so zurechtstellt, daß deren Resultat, die Leidenschaft, zuletzt auch dem Gefühle vernehmbar wird. Bei dieser Operation, wie man sieht, wird die verständliche Vorarbeit stets den größeren Raum, der resultierende Affekt aber den ungleich kleineren des dramatischen Kunstwerkes einzunehmen haben. Die Oper aber, welche nur Affekt brauchen kann, muß dieses Verhältnis gerade auf den Kopf stellen. Sie läßt sich eine Gefühlssituation an die andere, eine Leidenschaft an die andere reihen, d. h. sie gibt nur Resultate und völlig wertlos sind ihr die logischen Wege zu diesen Resultaten. Unter diesen Umständen ist ihr sicher die Möglichkeit einer echten Musik gewährt, nur daß die sprunghafte, zusammenhanglose, unmotivierte Arbeit des Dramas das wird, was der gemeine Menschenverstand einen sinnlosen Text nennt. Macht auf der andern Seite der Dichter Miene, seine Ehre zu retten und den verständlichen Motiven und Mittelgliedern des Affekts ihre gebührende Stelle einzuräumen, so stellt er wahrscheinlich ein genießbares Drama her, nur daß die Musik, welche für den Verstand schlechterdings keinen Ton auf ihrer Lyra hat, das wird, was das gesunde Menschenohr eine langweilige Leier nennt. —

Goethes „Egmont“ ist seiner lyrischen Weichheit wegen oft getadelt worden. Wählen wir deshalb gerade ihn, um das Verhältnis zwischen Verstandes- und Gefühlselementen in dem modernen Drama zu exemplifizieren. Wenn wir in dem bisherigen Sinne Verstandeselement die Darlegung der politischen und sozialen Position, Gefühlselement die Darlegung der absoluten Innerlichkeit des modernen Menschen nennen, so finden wir in Egmont: Volksszene, Verstand — Szene zwischen Klärchen und der Mutter, Verstand —

Szene zwiſchen Egmont und dem Sekretär, Verſtand — Szene zwiſchen Margarete und Machiavell, Verſtand — Szene zwiſchen Egmont und Oranien, Verſtand — Szene zwiſchen Egmont und Alba, Verſtand. Gefühl: Nr. 1. Duett, Egmont und Klärchen; Nr. 2. Arie mit Chor, Klärchen und die Brüſſeler Bürger; Nr. 3. Sterbearie im Kerker. So ungefähr ſkizziert ſich das Verhältnis in der Hauptſache. (Epiſodiſches iſt weggeblieben, aber gewiß nicht einſeitig, denn auch das teilt ſich wieder: Brakenburg, Gefühl — Vanſen — Verſtand.) Man ſieht alſo: eine Oper Egmont enthält nur drei wahrhaft muſikaliſche Szenen. Alles übrige iſt Expoſition, Vorbereitung, Erklärung dieſer drei Gefühlsmomente aus äußerlichen Welt- und Lebensverhältniſſen, welche nur dem Verſtande mitteilbar ſind. Dieſe Verſtandesmomente können denn auch nur zum Nachteile des Verſtandes, aber zugunſten der Muſik in ein äußerſtes Minimum zuſammengedrückt oder zugunſten des Verſtandes und zum Nachteile der Muſik in ihrer urſprünglichen Berechtigung beibehalten werden. Man wähle das eine oder das andere, immer ſtellt ſich das unverſöhnliche Dilemma des Opern-Kunſtgenres, die natürliche Abſtoßungskraft zwiſchen Drama und Muſik an den Tag.

Die Debatte über die Unzulänglichkeit der Auskunftsmittel in dieſem Widerſpruche iſt zu ſeiner Zeit mit Eifer und Einſicht durchgeführt worden, ich brauche hier um ſo weniger darauf zurückzukommen. Man hat richtig erkannt, daß die geſprochene Proſa in der Oper die Einheit des Kunſtwerkes ſtört; es war kein dramatiſches Kunſtwerk, ſondern höchſtens eine Folge von muſikaliſchen Kunſtwerken, gereiht an einen unkünſtleriſchen Faden. Doch blieb dieſe Form für die ſogenannte Spieloper beibehalten. Die große heroiſche Oper aber hat dadurch, daß ſie die Einheit des muſikaliſchen Klangelements herſtellte, höchſtens eine Einheit für den äußeren Gehör-

ſinn, keineswegs für den äſthetiſchen Kunſtſinn erreicht. Es iſt eine Einheit der Farbe, aber nicht der Zeichnung. Verſtandes- und Gefühlselement klaffen in ihren alten Kontraſten auseinander, gleichviel, ob ſie mit einer Tünche überfirnißt werden. Drama und Oper, Verſtand und Muſik kommen beide zu kurz dabei.

Wie? ein drittes Auskunftsmittel gäbe es alſo abſolut nicht? Es müßte auf ein muſikaliſch-dramatiſches Kunſtwerk entſchieden verzichtet werden? Es wäre nicht denkbar, einen Stoff ſo zu erfinden, einen dramatiſchen Organismus ſo zu bauen, daß die Handlung wo möglich unmittelbar vom Gefühle verſtanden wird und des vermittelnden Verſtandes wenig oder gar nicht bedarf?

Der Beantwortung dieſer Frage räumt Richard Wagner allein einen Band ſeines dreibändigen Buches: „Oper und Drama“ ein. Er findet jene fragliche Möglichkeit in den Eigenſchaften der griechiſchen Mythe. Verdichtung der poetiſchen Motive iſt ſein Schlagwort dafür. Z. B. ſo: Der Kampf der Menſchenkraft mit den Naturmächten bei der Urbarmachung des alten Griechenlands, eine lange Zeitperiode mit ganzen Generationen von handelnden Figuren iſt von der griechiſchen Mythe auf eine Perſon und zwölf Arbeiten reduziert. Dieſe Perſon, das Produkt des allgemeinen Nationalglaubens, iſt ſchon durch ſich ſelbſt bedeutſam und verſtändlich, ihr Auftreten und ihre Erklärung iſt eins. Sie hat kein gelehrtes hiſtoriſches Studium hinter ſich, ſondern das öffentliche Bewußtſein vor ſich. Daß ihre Sprache zugleich die Sprache der höchſten Erregtheit, die Muſik, ſein können wird, verſteht ſich dabei wohl von ſelbſt, da ja das Pathos ganzer Geſchlechter, der Schweiß und der Ruhm eines langen Weltalters in ihr verkörpert, verdichtet iſt. Aber dieſer Stil kommt nicht nur der griechiſchen, ſondern allen Mythen zu. Sie alle ſymboliſieren, d. h. ſie verdichten die weit und breit

auseinander liegenden poetischen Motive zur höchsten, lebendigsten Gedrungenheit in Person und Handlung. Könnte also die Fundgrube für den gesuchten, kostbaren Stoff eines wahren Musikdramas nicht unsere germanische Mythenwelt werden? Rich. Wagner sagt in der Praxis Ja! in der Theorie Nein!

Das Nein der Theorie ist leicht einzusehen. Unsere germanische Mythe lebt nicht wie die griechische; sie ist tot. Das Christentum hat ihr ein Ende gemacht. Das Christentum selbst aber kann die Stelle der heidnischen Mythe für Kunstzwecke nicht ersetzen. Ihr Ideal ist nicht der Lebende auf Erden, sondern der Sterbende am Kreuze. Ihr Geist ist nicht die Tat, sondern das Leiden. Sie ist nicht dramatisch, sondern lyrisch.

Und trotzdem! Obwohl sich Rich. Wagner, der Kritiker, diese Sachlage unerbittlich klar macht, die Schöpferlust läßt sich nicht wie eine Magna Charta suspendieren; sie braucht ein Materiale, und behaut wohl den brüchigen Block, wenn kein reiner zu haben ist. Die germanische Mythe hat es ihm einmal angetan und so wirbt er denn noch um die Reize der schönen Leiche.

In der Tat unwiderstehlich sind diese Reize; ich begreife wohl, wie sie verführen können. Wie nahe liegt der Vergleich zwischen Tannhäuser, dem mystischen Don Juan, und dem modernen! Was uns dort die symbolisierende Kraft der Mythe unter einem Bilde gibt (dem Tableau des Venusberges), das liegt im modernen Libretto weit auseinander, flattert hie und dort, und soll es in ein einheitliches, gleichzeitig überschaubares Bild zusammengefaßt werden, so wird dieses — ein Register! O wie gerecht ist Leporellos Humor! Und was leistet uns dieser Venusberg zum zweiten Male! Mit dem Fluche der Kirche beladen kommt Tannhäuser von Rom zurück, verzweifelt an Gott, spürt wahnwitzig-lüstern den alten Wegen nach,

er will die Sünde wieder und vor dieſem Willen iſt ſie da! Eine Verwandlung — und der Venusberg, das ganze Tableau des erſten Aktes kehrt uns zurück. Es iſt alles, wie wir's verlaſſen haben. Liebelockend ſtreckt Frau Venus ihre Arme aus, buhleriſch tanzen die Amoretten, die Bacchanten gießen im Bogen die Trankſchalen voll — das ganze Symbol ſeiner Vergangenheit ſteht einheitlich geſchloſſen vor uns. Eine grauenvolle Palingeneſie! Wie würde die moderne Don Juan-Fabel dieſer Situation mächtig? Woher nähme ſie das Bild, das eine ganze Lebensepoche ihres Helden auf einmal heraufzaubert? Leporello, gib mir dein Regiſter, wir wollen alte Adreſſen aufſuchen — lautete es im Modernen.

Das iſt die Kraft der mythiſchen Symbolik! Verdichtung der poetiſchen Motive nennt es Wagner, Reduktion der empiriſchen Formen auf die äſthetiſchen nannte es Schiller. Don Juan treibt ſich in der Empire verflatternder Abenteuer herum, Tannhäuſer findet die äſthetiſche Einheitsform dafür: den Venusberg.

In der Literatur, die Wagner und ſein Tannhäuſer bereits hervorgerufen hat, iſt es Gewohnheitsſache geworden, Wagner mit Leſſing zu vergleichen, ein Vergleich ins Blinde und Blaue, der weit mehr der Cauſerie als der Kritik anſtünde. Was beide gemein haben, iſt in der Tat ein ſehr oberflächliches Merkmal: ſie reformieren. Aber auf die Idee und den Zielpunkt der Reformation kommt es an. Und hier ſind ſich weit mehr Wagner und Schiller verwandt, ja ſie koinzidieren. Der mythiſche Stoff iſt ihr Ideal. Was Schiller an den griechiſchen Tragikern ſtudierte, was er an der Oidipus-Fabel beneidete, was er bald verzweifelnd, bald hoffend als die ganze Miſſion ſeines Lebens durchfocht: dem modernen Drama den äſthetiſchen Charakter der Mythe zu erobern, es aus dem empiriſchen Charakter der Geſchichte, der Novelle zu erlöſen — genau dieſelben

Phaſen, Überzeugungen, Leidenſchaften, praktiſchen Verſuche und kritiſchen Verzweiflungen ſehen wir Wagners Künſtlerlaufbahn erfüllen. Das iſt es, was ſeinem Namen die kunſthiſtoriſche Bedeutung verleiht, was ſeinem Individuum den Gattungsbegriff, was ſeiner Erſcheinung den repräſentativen Charakter aufdrückt.

Denn nicht vereinzelt oder epigonenhaft ſteht dieſe Erſcheinung da, ſie gehört der Gegenwart und einem Werdeprozeſſe an, den das Drama in dieſem Augenblicke noch durchdringt. Tannhäuſer, Lohengrin, Judith, Mariamne, das Weib des Urias, Genoveva, Agnes Bernauer — die Wahl dieſer Stoffe wurzelt durchwegs in einer Idee, ſie iſt geiſt- und ſinnverſchwiſtert. Es iſt das Suchen der dramatiſchen Poeſie nach ihrem echten Grund und Boden: nach der Mythe oder der ihr verwandten chronikalen Sage, kurz nach der Unterlage der Volkstümlichkeit.

Sei uns hier ein Seitenblick auf Leſſing vergönnt, um vielmehr die Beziehungsloſigkeit als die Verwandtſchaft zwiſchen ihm und ſeinem vermeinten Synonymus uns aufzuklären.

Leſſings befreiende Tat war wie bekannt ſeine Verneinung des franzöſiſchen Dramas. Gewiſſe Geiſter, denen immer Angſt wird, auf den eigenen Geiſt angewieſen zu ſein, fühlen ſich von der Kritik aber ganz beſonders dann verpflichtet, wenn ſie neben der Verneinung auch bejaht, ja dieſe Forderung iſt wohl mit einer Art Dogmenſtrenge gang und gäbe geworden. Wohlan, auch ſie hat Leſſing befriedigt, er hat uns nicht nur die franzöſiſche Bühne genommen, er hat uns das Muſter der engliſchen dafür gegeben. Seine „produktive“ Kritik ſetzte der deutſchen Geiſteswaiſe ſtatt Racine — Shakeſpeare zum Vormund. Ungeheuer ſchien den Deutſchen dieſer Gewinn; es kam die bekannte Periode der Anglomanie. Wie ſich über lang oder kurz aber immer erweiſt, daß der eigentliche Wert der

Kritik just ihre Verneinung, ihre Bejahung aber in den meisten Fällen eine bedenkliche Mitgift ist, so auch hier. Wir fanden das englische Muster allmählich unverwendbarer als es schien; denn erstens ist die deutsche Geschichte bei uns nicht Fleisch und Blut geworden, wie die englische in der Konstitution, wir haben daher an ihr nicht die gewünschte volkstümliche Basis der Poesie, wie der Brite, und damit entfällt schon ein Hauptvorteil der Shakespeareschen Nachfolge. Zweitens bedingt auch unsere mechanische Kulissenszene eine viel beengtere, geniertere Behandlungsart des Geschichtsstoffes, als die Shakespearesche Phantasieszene, die eben darum, weil sie nicht verwandelte, den Wandlungen des geschichtlichen Schauplatzes in großartigster und freiester Weise folgen konnte. Und diesen Punkt angesehen dürfte vielleicht selbst Lessings Sieg über die aristotelischen Einheiten überschätzt worden sein, es dürfte zu fragen sein, ob jene Einheiten oder die Shakespeareschen Verwandlungen der modernen Kulissenszene besser zu Gesichte stehen? (Bedeutungsvoll mindestens ist es, daß die Räuber und Götz, im Geiste der Shakespeareschen Szene gedichtet, der Jugend, Phädra und Tankred der reifsten Bildungsstufe unserer großer Kunstdenker angehören.) So blieb nach äußeren und inneren Momenten der poetische Stoff des Shakespeareschen Dramas — die Geschichte — dem deutschen Dramatiker ein unverwendbares Materiale. Das glänzende Geschenk Lessings — das deutsche Drama — erwies sich nachgerade als bloße Negation (des französischen) wertvoll; sein positiver Inhalt war noch nicht gefunden, d. h. der Hauptkampf war noch durchzukämpfen. Dieser Kampf wurde Schillers Erbe.

Darf uns hier nicht die Kälte oder vielmehr die Antipathie, womit sich Schiller zeitlebens zu Lessing verhalten hat, in ihrem richtigen Lichte erscheinen? Indem der Dichter des Wallenstein eine Aufgabe zu

lösen vorfand, wie sonst kein Künstler des ganzen modernen Weltalters, wem hätte er wohl danken sollen für den Nachlaß dieser ungeheuern künstlerischen Staatsschuld? Je heißer ihm die Last seines eigenen Ministeriums machte, um so kühler mußte er für die Verdienste des vorgängigen werden: es blieb ihm eben alles noch zu tun übrig. Nichts war gewonnen, indem man uns nach Form und Inhalt ans englische Drama wies. Die Form war mit der veränderten szenischen Repräsentation zu Grabe gegangen und der Inhalt — die Geschichte — war nie auferstanden in den vaterländischen Verhältnissen diesseits des Kanals. Oder wie viel Geschichtsbewußtsein durfte der Dichter des Wallenstein wohl voraussetzen, dem die meisterhafte Exposition eines „Lagers" noch nicht genügt und der den Lauf eines Gastmahls aufhalten zu müssen glaubt, um an dem getriebenen Bilderwerke eines Trinkbechers, welcher dem Mundschenken rasch durch die Hand gehen sollte, ein Stück Reformationsgeschichte ins Publikum zu praktizieren?

Wie wenig solche und ähnliche Kunstbehelfe künstlerischer Natur sind, wurde denn immer deutlicher gefühlt. Der Didaktik müßte man einen großen Raum in jedem historischen Drama abtreten, also der Prosa, wie poetisch man es auch verblümte. Diese Überzeugung drang und dringt allmählich durch, sie verleidet dem deutschen Dramatiker mehr und mehr den historischen Stoff als Inhalt seines Kunstwerkes. Er geht in den bedeutungsvollsten Strebnissen der Gegenwart auf die Mythe zurück. Die Vorteile, welche die griechische Mythe dem griechischen Drama gewährte, hoffte er davon. Diese Vorteile sind, wie wir bereits wissen, innere und äußere; erstens nämlich: der ideale Charakter der Mythe in Person und Handlung — Symbolik; zweitens: allgemeine Vertrautheit mit seinem stofflichen Inhalt — Volkstümlichkeit. Leider aber bleibt uns jetzt zu bemerken, wie der entscheidende

Wert der griechiſchen Mythe eben darin lag, daß ihr dieſe beiden Eigenſchaften zugleich zukamen, ein Zuſammentreffen, welches in den mythiſchen Stoffen der heutigen Wahl nicht mehr ſtattfindet. Tannhäuſer und Lohengrin finden in der altgermaniſchen Mythe zwar die Idealität des ſymboliſchen Charakters, aber — es ſind unbekannte Sagen und eine grauſame Ironie des Schickſals hat verhängt, daß dem Kunſtwerke jenes Künſtlers, welcher die Geſchichte ihres gelehrten Apparats wegen flieht und die Mythe ihrer Volkstümlichkeit wegen vorzieht, — daß dem Textbuche des Tannhäuſers eine hiſtoriſch-mythologiſche Notiz vorgedruckt werden mußte, um die heutigen Germanen über die Verwandlung ihrer Frühlingsgöttin Hulda in die chriſtliche Teufelin Frau Venus zu inſtruieren! Dagegen Judith, das Weib des Urias, die Makkabäer u. ſ. f. finden in der Bibel, dieſer Iliade des Chriſtentums, zwar die gewünſchte Volkstümlichkeit ihres Stoffes, mitnichten aber einen idealen, ſymboliſchen Charakter desſelben. (Sind ſie ja ihrem Weſen nach Geſchichte, mit der ganzen Roheit der Empirie, und nur für uns gleichſam ſcheinbare Mythen.) Kurz, wir werden ſagen dürfen: in der altgermaniſchen Mythe begreifen wir zwar den idealen Menſchen, aber der konkrete liegt uns ferne; in der altteſtamentlichen Überlieferung ſind uns die konkreten Verhältniſſe geläufig, aber es reſultiert kein Ideal daraus. Hie und dort iſt daher ſtets eine Seite zu uns beziehungslos, d. h. veraltet. Das war nun die griechiſche Mythe in keiner Weiſe. Sie war ewig jung, ewig neu, ewig zeitgemäß im höchſten Sinne des Wortes; denn was iſt zeitgemäß in dieſem Sinne anders als — das ſimultane Verſtändnis des idealen und des konkreten Menſchen? Wie ſich demzufolge die Aufgabe unſerer heutigen Mythendichter zu der Aufgabe Schillers ſtellt, kann nun in dieſer Faſſung ausgeſprochen werden: Schiller ſtrebte danach, die moderne Geſchichte, die er

noch beibehielt, zu mythisieren; unsere Neuerer gehen auf die Mythe selbst zurück, aber ihre Sache wird es sein müssen, die Mythe zu modernisieren (natürlich nicht im tendenziösen, sondern in jenem obigen Sinne). Ob dieser oder jener Weg leichter, kürzer, erfolgversprechender sei — das Publikum, wenn die Akten erst in einer Anzahl von Kunstwerken spruchreif geworden sind, wird darüber abstimmen.

Einer solchen Abstimmung unterbreitet nun Wagner eben in diesem Augenblicke ein trilogisches Hauptwerk: „Die Nibelungen." Man sieht, es fehlt selbst nicht an äußeren Momenten der Ähnlichkeit in der Lösungsgeschichte der modernen dramatischen Aufgabe. Die Trilogie Wallenstein — die Trilogie der Nibelungen — und Weimar wieder heute wie vor sechzig Jahren der Assisenhof des deutschen Kunstprozesses — das sind die kleinen fatalistischen Spiele des Zufalls.

Was mich betrifft, so würde ich, sowohl um der Verwandtschaft als um des Gegensatzes willen, in welchem Schillers zu Wagners Problem steht, nicht nur vorschlagen wollen, daß die Nibelungen-Trilogie an drei nacheinanderfolgenden Abenden aufgeführt würde (was ohnedies geschieht), sondern auch, daß man unmittelbar zuvor oder danach ebenso an zwei Abenden die Wallenstein-Trilogie zur Darstellung brächte. Denn wenn Wagner seine Absicht ankündigt, kein eigentliches Repertoirstück, sondern nur einen Versuch liefern zu wollen, inwiefern sich das so behandelte dramatische Kunstwerk dem Gefühle mitteile, so würde diese Absicht gewiß noch in stärkerer Intensität erreicht, wenn man gleichmäßig die Probe machte, inwiefern sich die Behandlungsart des Wallenstein dem Gefühle oder dem Verstande mitteile, kurz, welcher Weg die volle ästhetische Befriedigung des modernen Menschen sicherer verspreche.

Es versteht sich von selbst, daß diese Frage nicht für einen geistigen Pietismus aufgeworfen ist, welcher

in ſeinem Reſpekte vor der großen Autorität Schillers ſie für überflüſſig, wohl gar für frevelhaft hält. Der gebildete deutſche Leſer vielmehr weiß allgemein, daß Schillers Klagen über die Hinderniſſe eines reinen, modernen Kunſtwerkes nie verſtummten, daß er die dramatiſche Behandlungsart, die er ſelbſt auf einen ſo hohen Grad ausgebildet hatte, nie für geeignet hielt, die Leiſtungen der griechiſchen Tragödie zu erreichen, daß er desungeachtet nicht abſolut verzweifelte, es ſei dieſem griechiſchen Ideale im Modernen näher zu kommen, als er wirklich kam, ja daß er in einer bedeutungsvollen Stelle ſeines Briefwechſels mit Goethe geradezu ausſpricht: die Oper habe von jeher in einem gewiſſen Kredite bei ihm geſtanden, er finde einige äſthetiſche Qualitäten in ihr, welche ihm das Vertrauen einflößten, daß das Drama ſeines Ideals vielleicht daraus erwachſen könne!

Man kann darüber ſtreiten, man kann zweifeln und verzweifeln, man kann ſeinen Parteiſtandpunkt dafür und dawider einnehmen, ob Rich. Wagner der Miſſionär ſei, jene Ahnung des großen Kunſtkenners zu erfüllen oder nicht. Namen ſind gleichgültig. Gewiß aber ſpreche ich keine iſolierte Überzeugung aus, wenn ich ſchließe: aus dem Kampfe, den Richard Wagner begonnen, den er theoretiſch und praktiſch, unter einem täglichen Zuwachſe von Proſelyten und Widerſachern mit nicht gemeinen Kräften und Waffen führt, aus einem ſolchen Kampfe wird endlich, der Held mag es recht oder verkehrt angreifen, er mag am Anfange oder am Ende ſtehen, ſeine Perſon mag geſteinigt oder verherrlicht, für den Tag groß oder für die Zeit gering erſcheinen, immer wird aus einem Kampfe, der dieſen Ernſt, dieſe Bedeutung, dieſen Umfang genommen hat, die Sache ſelbſt — das Drama — mit einem Fortſchritte hervorgehen.

Die künſtleriſche Konzeption im philoſophiſchen Zeitalter.

„Oſt-Deutſche Poſt", Wien, 8. Mai 1853.

Ehe man über allgemein eingeriſſene Talentloſigkeit klagt; ehe man das Aus- und Abſterben jeglicher genialen Produktionskraft mit leichenbitteriſcher Langweiligkeit von Haus zu Haus anſagt; ehe man jeden Atemzug als ein Miasma ſich zutrinkt, wie Sokrates ſein Schierlingsgift „dem ſchönen Kritias"; ehe man „die Proſa des Tages" und die „zerſetzende Verſtandesnüchternheit der Gegenwart" wie eine Art Kartoffelkrankheit auf das Regiſter der habituellen Zeitübel ſetzt; kurz, ehe man den Genius der Poeſie bezweifelt und verzweifelt an ihm, ſollte man lieber unterſuchen, ob er in der Tat zu erſcheinen aufgehört oder nicht vielmehr nur die Art ſeiner Erſcheinung gewechſelt hat?

Mir dünkt das letztere der Fall. Der Geiſt eines philoſophiſchen Zeitalters hebt die Poeſie nicht auf, wohl aber ändert er die Art der poetiſchen Konzeption. Im naiven Zeitalter konzipiert der Dichter zuerſt die Geſtalt, im philoſophiſchen konzipiert er zuerſt die Idee, dort hat die Geſtalt idealen Gehalt zu gewinnen, hier hat die Idee ſich zum ſinnlichen Leib zu geſtalten. Das iſt der Unterſchied.

Wenn der frühere Dichter ſagte: ich habe einen Stoff, ſo ſagte er damit: es flimmt mir von Figuren und Charakteren vor den Augen, es tollt mir eine Handlung im Kopfe herum u. ſ. w. Wenn der heutige Dichter einen Stoff hat, ſo hat er in der Regel eigentlich eine Idee, d. h. er hat irgendeine neue ethiſche Wahrheit entdeckt, er hat irgendeinen intereſſanten moraliſchen Konflikt ausgeheckt, er denkt ſich irgendeinen pſychologiſchen Prozeß u. dgl. Mit

einem Worte: der naive Dichter konzipierte auf realiſtiſchem, der philoſophiſche konzipiert auf ſpiritualiſtiſchem Wege.

Den alten luſtigen Shakeſpeare intereſſierte an ſeinen italieniſchen Novellen jedenfalls das Stoffliche. Gefiel ihm ſo ein hübſches Ding, ſo griff er danach mit kindlichem Ergötzen und war ſo wenig wähleriſch darin, wie ein Kind in ſeinem Spielzeug. Es machte ihm kein Bedenken, nach einem Märlein zu haſchen, worin ein Mädchen zugleich geboren und verheiratet wird, wenn das Märlein nur ſonſt „eine ſchöne und anmutige Hiſtorie“ war. Was von „Ideen“ und „Weltanſchauungen“ in ſolchen Hiſtorien liegen ſollte, überließ ſeine naive Gegenwart der philoſophiſchen Zukunft. Wohlan, dieſe Philoſophie iſt da. Wir machen uns heut blutwenig aus jenen Shakeſpeareſchen Fabeln, worin eine erſchütternde Tragödie in einer kindiſchen Mädchenverkleidung oder in einem allegoriſierenden Nymphenaufzug zerflattert; dafür aber ſind wir Meiſter geworden der Shakeſpeareſchen Ideen, und es iſt ſchlechterdings unſere eigene Stärke, die wir in der Entwickelung jener bewähren.

Unſere Stärke als Kritiker. Als Künſtler freilich verwandelt ſich uns dieſe Stärke, wie man klagt, in Schwäche. Hier ſoll uns der ſchöpferiſche Quell auf eine bedenkliche Weiſe vertrocknet ſein; was wir erzeugen, ſind „hohle Schemen ohne Fleiſch und Blut“ — „Abſtraktionen“ — „Phraſen“ u. dgl. Artigkeiten. Wer griesgrämlich genug iſt, die moderne Produktionsweiſe bei ihrer bloß negativen Seite zu nehmen, der mag vielleicht oft recht dabei behalten. Aber poſitiv ausgedrückt müßte man mindeſtens ſagen: der Moderne konzipiert eben die Idee früher, als ihre äußere Erſcheinung, die Bedeutung früher als ihr Zeichen, die Seele früher als den Leib, den Inhalt früher als die Form, und ſeine Kunſtwerke verraten denn auch in den meiſten Fällen,

welches das erste und welches das zweite Moment seines geistigen Interesses war, genau so wie übrigens die alten gepriesenen Meister oft genug ihre Lust an einem Materiale verraten, worüber wir häufig die Achsel zucken.

Schiller und Goethe, welche sich selbst als jene großen Gegensätze erkannten, die sie wirklich sind, repräsentieren auch diesen hier berührten Gegensatz. Goethe konzipiert noch im Charakter des naiven, Schiller im Charakter des philosophischen Weltalters. Bei Goethe ist's die Lust an der sinnlichen, plastischen Erscheinung, bei Schiller das Interesse an der geistigen Bedeutung des Stoffes, was den dichterischen Funken in ihrer Brust entzündet; jenem schwebt zuerst die Gestalt, diesem zuerst die Idee des künftigen Kunstwerkes vor. Als Goethen der große Wurf mit dem Faustthema geglückt war, als die Faustinterpretation anfing ein Gegenstand der Lehrkanzeln, eine nationale Frage zu werden, da wandte man sich oft genug an die Quelle selbst um Deutung und Belehrung. Wir wissen, wie der schlaue Meister stets abzulehnen wußte, — es möge nur jeder in seiner Art daran grübeln und klügeln, er käme ganz gut dabei weg; das war alles, was das Orakel verlautbarte. Schiller hätte sich keinen Augenblick geweigert, vollste Rechenschaft zu geben; unsere Zeitgenossen aber gehen, ganz konsequent, sogar so weit, daß sie nicht leicht eine Dichtung erscheinen lassen, ohne eine ausdrückliche Standpunktsvorrede.

Indes hat auch Goethe schon zu lange gelebt, als daß er diesen Übergang von der naiven in die philosophische Konzeptionsweise nicht noch an sich selbst mit erlebt und mitgelebt hätte. Wenn er seine Jugendpoesie (Werther, Götz) noch mit vorherrschend sinnlichem Gestaltungstriebe konzipierte; wenn seine mittleren Werke (Meister, Faust I., Hermann und Dorothea)

mindeſtens gleichzeitig aus dem Geiſte und aus der Geſtalt gezeugt ſind, ſo entſtehen ſeine ſpäteren Dichtungen (natürliche Tochter, Fauſt II.) ſchon überwiegend im Bewußtſein deſſen, was ſie ſymboliſch bedeuten ſollen, in der philoſophiſchen Abſicht, in der Reflexion, in der Idee. Im Akte ihrer Konzeption herrſcht das ideelle Element bereits ſo beſtimmend vor, daß die Idee ſchon nicht mehr in äquivalenter Geſtalt *verkörpert*, ſondern höchſtens *eingekleidet* wird. Und bei dieſer Poeſie, für welche die Idee weitaus das wichtigſte iſt, und welche zur Verſinnlichung dieſer Idee nicht mehr Körper, ſondern meiſtens Kleider gibt, iſt es denn für unſer Zeitalter auch verblieben.

Was andere Ausdrucksformen der Poeſie, Malerei und Muſik z. B. betrifft, ſo mögen ſie nicht weiter hier berührt, reſp. aus dem angeführten Standpunkte apologiſiert werden. Auch begegnen uns die Malkontenten weniger zahlreich auf dieſen Gebieten. Dafür finden wir in der *Schauſpielkunſt* wieder ein wahres Reich der ewigen Verdammnis. Wo möglich noch ärger als über die literariſche Poeſie erſchallt über *ihre* Dürftigkeit das Ach und Weh der Zeitgenoſſen. Lauter verzweifelte Geſichter gibt's hier. Die Schauſpielkunſt iſt in voller Auflöſung begriffen, originelle Talente, ſchöpferiſche Kräfte, kurz Künſtler fehlen in dieſer Kunſt, ſie lebt nur noch vom Erbe vergangener Zeiten, die Gegenwart regeneriert ſich nicht, Impotenz iſt ihr Faktor und Langeweile ihr Produkt. So ungefähr klagt der laudator temporis acti, und ſo widerhallt es herab bis zur jüngſten Jugend, die eben zu ihrer erſten Rezenſion ihre erſte Zigarre raucht.

Auch hier ſcheint mir die Wahrheit in einem falſchen Lichte erkannt. Auch hier dürfte darauf aufmerkſam gemacht werden, daß es weniger das abſolut verſchwundene Künſtlervermögen, als vielmehr die veränderte Art der künſtleriſchen Konzeption iſt, was dem

Gefühle der Ankläger und Tadler sich wahrnehmbar macht. Auch in der Schauspielkunst, wie in allen Künsten eines geistig hochentwickelten Zeitalters, ist es heute weniger die sinnliche Gestalt, als vielmehr die Seele der Gestalt, die Idee, welche in erster Linie den Künstler zu seinen Darstellungen begeistert. Erinnern wir uns doch, wie sehr wir selbst den Schauspieler auf diese ideelle Seite seiner Leistungen hinweisen, hindrängen. Zur Zeit, als die Schauspieler ihre Modelle vom Hofe bis zur Kneipe noch nach dem wirklichen, sinnlichen Leben studierten; zur Zeit, als es Käuze unter ihnen gab, welche den Tag über knauserten, wenn sie abends einen Geizigen darstellten, welche im Sonnenlicht kein gescheites Wort mehr vorbrachten, wenn sie vor den Lampen im Charakter eines Narren auftraten; in dieser „guten alten Zeit" sag' ich, wo der Schauspieler noch mit der ganzen Energie seines Sinnenlebens in der Rolle aufging, da drückte sich auch das Urteil über ihn noch vorherrschend sinnlich aus. Man sprach von einer „guten Aktion", von „schönen Stellungen", von einem „passenden Mienenspiel" und selbst bei Lichtenberg über Garrick kann noch heute jedermann nachlesen, welch großes Gewicht der Körperlichkeit der Schauspielkunst damals beigelegt wurde. Jetzt ist das anders. Kaum daß die „hübsche Figur" und das „angenehme Äußere" der jugendlichen Debutantin gleichsam aus Galanterie gegen das Weib noch erwähnt wird. Aber einen lebendig sinnlichen Begriff von der Persönlichkeit der Männer gibt uns unter hundert Rezensionen nicht eine mehr. — „Geniale Auffassung" — „geistreiche Nuancierung" — „interessante psychologische Details" — hier „eine romantische Färbung" — dort „ein elegischer Hauch" — das und ähnliches ist's, was die heutige Kritik in den Rollen sieht.

Was heißt das, wenn es überhaupt etwas heißt? Nun, es heißt eben, daß unser Zeitalter die Neigung

hat, von der ſinnlichen Form zu abſtrahieren und den Geiſt wo möglich unmittelbar zu erfaſſen und auszudrücken. Die Kritik gefällt ſich in dieſer abſtrakten Redeweiſe, die Schauſpielkunſt gefällt ſich in ihrem abſtrakten Studium und ſtudiert heutzutage mehr bei ſich zu Hauſe „aus der Tiefe ihres ſittlichen Bewußtſeins“ als draußen auf dem Markt des Lebens. Welche von beiden die andere bedingt? — es wäre eine unphiloſophiſche Frage. Sie ſelbſt ſind in dieſer Erſcheinung zugleich bedingt von dem Geiſte der Zeit und folgen gemeinſam ſeiner Richtung. Ja, ſo unwiderſtehlich iſt die Herrſchaft dieſes Zeitgeiſtes, daß ſelbſt das Mittel, womit man das ſogenannte Verderben korrigieren will, eben nur von ihm wieder entlehnt wird. Schauſpielerſchulen, Akademien, Dramaturgien will man errichten und hat es teilweiſe ſchon getan, in die Hörſäle der Äſthetik und der Philoſophie möchte man das Studium des Mimen hinüberſpielen — lauter Adreſſen an die Idee.

Ja, unſere Zeit ſpricht nicht mehr von den Muskeln und von den ſtarken Schenkeln Garricks, ſondern von Intuitionen und Inſpirationen.

Soll das Verderben ſein? Wenn man will: ja! Da die Kunſt Offenbarung des Geiſtes mittels ſinnlich ſchöner Formen iſt, ſo wird von echter Kunſt überall keine Rede ſein, wo dieſer Formenſinn fehlt. Ja, es iſt gewiß, — ſoll jenes allein klaſſiſche Verhältnis zwiſchen Geiſt und Form einmal geſtört ſein, — daß der Kunſtfreund ſich noch immer beſſer befindet, wenn es zugunſten der körperlichen Erſcheinung, als zugunſten der geiſtigen Bedeutung geſtört iſt. Das derbe, aber häufig ideenloſe Fleiſch eines Rubens hat vor dem Spiritualismus eines Overbeck fraglos noch die Majorität der Liebhaber für ſich. Auch wollen es dieſe Zeilen niemandem weiß machen, daß die hochhängende Traube etwa ſauer ſei, daß die ſchöne Form in der Poeſie entbehrlich ſei. Aber aufmerkſam machen,

tröſten und erheben wollen ſie jenes verzehrende, unglückliche Gefühl ſo vieler Zeitgenoſſen, welche unter dem Drucke dieſer Entbehrung verzweifelnd darniederliegen, an eine allgemeine Atrophie des Talents, an ein epidemiſches Ausſterben der Kunſt, an die Verrottung und Verödung jedes höheren Lebensgehaltes „unſerer materiellen Zeit“ glauben. Nein, nicht materiell, ſondern ſpirituell iſt das Zeitalter eines Overbeck, eines Richard Wagner, eines Hebbel, und den Spiritualismus mindeſtens müßte man anklagen, wenn Klage überhaupt hier gerecht wäre. Aber ſie iſt es nicht. Unſere Schwäche iſt zugleich unſere Stärke, unſere Armut, unſer Reichtum. Es darf hier nichts einſeitig veranſchlagt werden. Und wer das Soll der heutigen Poeſie in die klaſſiſche Formenſchönheit einregiſtriert, der verbuche im Haben auch den modernen Gedankenbeſitz. Dieſer hat ſich ſeit Shakeſpeare, ja ſchon ſeit Goethe, dem die Welt noch viel einfacher und bezwingbarer vorlag, in einer Progreſſion vervielfältigt, worüber wir eher triumphieren als verzweifeln ſollten. Nicht vom Panther auf den Hund gekommen iſt die künſtleriſche Geſtalt ſeit Danneckers Ariadne (um mich eines Beiſpiels aus meinem Frankfurter Aufenthalte zu bedienen), vielmehr iſt ſie nur zurückgetreten vor dem raſchen Andrang der neuen Ideen. Bis dieſe ihr entſprechendes Wertzeichen in neuen künſtleriſchen Formen gefunden haben, verkümmere ſich das Geſchlecht den Genuß der Gegenwart nicht, ſondern ergreife ihn in dem Troſte: Die Ideen ſind die Poeſie unſerer Gegenwart.

Das Illuſtrationsweſen.

Wien, 3. Auguſt 1853.

„Was G'lehrte durch die Schrift verſtahn, das lehrt das G'mähl (Gemalte) dem g'meinen Mann.“ — Dieſes Motto trägt ein Pamphlet aus dem dreißigjährigen

Kriege unter ſeiner Holzſchnittvignette, gleichſam als Apologie für die bildneriſche Zutat zu Gutenbergs geiſtiger Letternſprache. Eine Apologie des Illuſtrationsweſens, die in ihrer Treuherzigkeit weniger galant, aber vielleicht deſto richtiger ſich ausdrückt.

Dem g'meinen Mann! — Die erſte und älteſte Illuſtration der menſchlichen Rede iſt wohl die Gebärde. Nun pflegt das Zeitalter unſerer Kultur einen Mann, der ſeine Rede mit lebhafter Geſtikulation begleitet, fraglos auf die Bildungsſtufe des gemeinen Mannes zu ſetzen; dasſelbe Zeitalter derſelben Kultur aber kommandiert Bataillone von Zeichnern, um die geiſtige Rede des Dichters in Gebärden nachzuäffen — und ſiehe, der teuere Beſitz eines illuſtrierten Prachtexemplars iſt ein Vorrecht des feinen, gebildeten Reichen, iſt eine Zierde und Notwendigkeit des Salons. „Das ſind ſo Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen," wie ein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt.

Es läßt ſich darüber nachdenken, wie es gekommen, daß das Illuſtrationsweſen in unſeren Tagen zur Sintflut angeſchwollen iſt. Schmeichelhafte Schlüſſe auf den Geiſt des Zeitalters dürfte dieſes Nachdenken kaum ergeben. Iſt es die ſchöne Sinnlichkeit, die uns düſtern Hyperboräern nach und nach aufgeht, deren Bedürfniſſe ſich vermehren und verfeinern? Es ſcheint nicht; denn warum wäre anderſeits z. B. die Schauſpielkunſt in ihrer Auflöſung begriffen? — ſie, die doch mit mächtigſter ſinnlicher Wirkung den Shakeſpeare, Goethe ꝛc. illuſtriert, d. h. illuſtrieren würde, wenn wir nur wirklich ſchöne, künſtleriſch gebildete Sinnlichkeit genug hätten, um den Schauſpieler an unſerer Kunſt des Genießens ſeine Kunſt des Erſchaffens zu lehren.

Nein; ich fürchte, unſere Kunſt des Genießens hat vielmehr eine ſchon dageweſene höhere Stufe wieder verlaſſen und iſt auf eine tiefere herabgeſtiegen; es iſt keine Kunſt, ſondern ein Dilettantismus des Ge-

nießens, den wir heute treiben, und eben der Flor der Illustrationsmode gibt einen der triftigsten Gründe für diese Furcht ab. Es ist geistige Näscherei, blasierter Gaumen, verzärtelter Magen, Bequemlichkeitsliebe, erloschene Phantasie, Verflüchtigung, Zerstreutheit, womit wir den geistigen Inhalt eines Buches in ein paar Illustrationen wegnippen; von dem Genusse, dem Dichter nachzuphantasieren, kaufen wir uns los wie von einer Mühe; den Appell an unsere Einbildungskraft verwandeln wir in einen Appell an unsere Augen; aus Düsseldorf oder München stellen wir einen Ersatzmann an unsern Posten, entweder weil wir selbst invalid oder weil wir faul sind. Schönrednerisch aber nennen wir das: die Kunst unterstützen!

Der plastische Trieb, womit wir in Glut und Liebe die Gestalten des Dichters in uns erzeugen sollen, ist aus der Reihe der zeugenden Kräfte verschwunden: Scheidewasser, ätherische Öle, galvanoplastische Niederschläge besorgen das jetzt. Wir erlauben den Charakterbildern und Seelengemälden der Poesie nicht mehr „sich selbst zu zeichnen“; dafür haben wir heutzutage unsere eigenen Leute. — Teilung der Arbeit!

Aber nicht bloß in sittlicher Beziehung scheint mir der Illustrationskultus ein böses Zeichen der Zeit; inwiefern er vom Standpunkte der Kunst selbst berechtigt ist, frägt es sich hier. Diese Frage wurde vor beiläufig hundert Jahren beantwortet; denn wie Poesie und zeichnende Kunst miteinander stehen, darüber hat Lessing ein dickes und gutes Buch geschrieben. Und wer das Buch nicht auswendig gelernt hat (viele haben's nicht getan), der hat sich vielleicht das schlanke Goethesche Sätzchen gemerkt, das auch nicht zu verachten ist. Als Goethe in Stuttgart den Bildhauer und Professor X. besuchte — (ich habe den Band ausgeliehen) — und ihn Statuen nach der Messiade arbeiten fand, schrieb er an Schiller: Da läßt sich's der arme Mann seinen

Schweiß koſten, um den Charakter des Dichters zu erreichen und weiß nicht, daß er es iſt, der den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte! Dieſe Bemerkung iſt kein Buch, aber ſie enthält eines. Alles, was ſich über das Verhältnis von Bild zu Gedicht denken läßt, liegt darin, und für das Illuſtrationsverfahren iſt ſie namentlich unſchätzbar. Man ſieht, Goethe denkt ſich jenes Verhältnis gerade im entgegengeſetzten Sinne, als es die Illuſtrierpraxis von heute tut.

Die zeichnende Kunſt ſtellt eine Exiſtenz in ihrem höchſten, vollſten und lebendigſten Moment dar. Vor dieſem Momente ſteht nun der Dichter und ſinnt, wie er dasſelbe Bild in ſeiner Kunſt ausdrücke. Ach, da löſt ſich der eine Moment in tauſende auf! Welche Gedanken wohnen hinter dieſer geiſtvoll getriebenen Stirn? Welches Herz lächelt in jenen Mundwinkeln? Wie iſt dieſe Falte der Sorge, wie iſt jener Blick des Wahnſinns entſtanden? Über das alles hat der Dichter Rechenſchaft zu geben. Nicht das Gewordene, ſondern das Werdende muß er uns zeigen, nicht der Moment iſt ihm verliehen, ſondern in der Zeitfolge liegt ſeine Miſſion. Tauſend Dichtungen tun ſich auf vor ſeinem Blicke, tauſend Fäden laufen in ſeine Hände zuſammen, Motive erſten, zweiten und hundertſten Ranges beſtürmen ihn, reden in einem Babel von Sprachen untereinander: ſo entwickle uns, ſo verbinde uns, hier verdichte uns zur derbſten Notwendigkeit, dort verdünne uns zu den ſubtilſten Zufallsteilchen, an der Stelle beleuchte uns, an jener verhülle uns; der Lärm wird immer toller und wirrevoller, der Dichter legt die Hand an die Stirn und immer feſt das Auge auf die Natur geheftet, prüft er, wählt er, zweifelt er und verzweifelt er endlich, nach Goethe, ob ihn all ſeine tauſend Momente glücklich und ſicher hindurchführen werden zu dem einen Momente, der hier marmoren und erzgegoſſen in beſtimmteſter Sinnlichkeit vor ihm daſteht.

Man ſieht alſo, das Bild *vor* der Dichtung wirkt, wie die Kunſt wirken ſoll; es regt an, es befruchtet, es ſetzt die Seelenkräfte in Tätigkeit, es *entbindet Phantaſie*, um mich chemiſch auszudrücken. Wie aber wirkt das Bild *nach* der Dichtung — die Illuſtration? Offenbar ſo, wie die Kunſt nicht wirken ſoll; denn es tut das Gegenteil von dem Vorigen: es *bindet die Phantaſie*.

Der Dichter hat ſeine lange Gedankenbahn rühmlich vollendet; ſeine mühevolle Operation: aus einzelnen Zeitmomenten einen Charakter zu entwickeln, dem Wechſel die Stetigkeit abzulocken, iſt ihm zum Heile ausgeſchlagen; die *Geſtalt* ſteht vor unſerm geiſtigen Auge! Nun kommt der Illuſtrateur und will ſie auch unſern Sinnen repräſentieren. Welch ein Unternehmen! Undank iſt ſein Name, denn Unnatur iſt ſeine Seele. Unnatur iſt's, die erregte Phantaſie an ein ruhendes Bild zu binden, die Selbſttätigkeit der Phantaſie einer fremden Tätigkeit zu unterwerfen, von der Allgemeinheit die Phantaſie zur Beſonderheit herabzuſtimmen. Denn aller Kunſtzweck und Genuß geht ja einzig darauf aus, die Phantaſie aus der Ruhe in die Erregung, aus dem Schlummer in die Tätigkeit, aus der Beſonderheit in die Allgemeinheit zu erlöſen.

Hat nun der dichtende Künſtler das bewerkſtelligt und kommt der zeichnende Künſtler als Illuſtrateur hinter ihm her, ſo macht er den erreichten Kunſtzweck und Genuß wieder zunichte, ſtört ihn, durchkreuzt ihn, hebt ihn auf. Er ſetzt ein falſches Glas ins Teleſkop, das der Dichter für unſer Schauen zurecht gerückt hat. Von ihm gilt nun der erſte Teil des Goetheſchen Satzes: da läßt ſich's der arme Mann ſeinen Schweiß koſten. Denn er mag tun was er will, nach erreichtem Zwecke läßt ſich kein Zweck mehr erreichen. Der Leſer iſt ſchlechterdings nicht zufrieden zu ſtellen. Der Dichter

hat seinen Nachteil, stückweise, ruckweise, in langsamer Folge von unzähligen Momenten ein Ganzes zusammenzusetzen mittels Geisteskraft und Weihe zu seinem Vorteil zu wenden gewußt, und nun sitzt der Zeichner im Nachteile. Wie will er das Resultat von so vielen Momenten in einen einzigen zusammenpressen? Wackeres mag er leisten, aber *seine Position ist eine falsche* und so hat kein Harfner je so tiefsinnig den grauen durchfurchten Kopf gesenkt, keine Mignon mit schwarzen Augen und geschlossenen Mundwinkeln je so sehnsuchtsvoll nach dem Lande der Goldorangen und — der Capuletti geschaut, daß der Leser sich überreden möchte, er sähe hier in einem Momente die Perspektive jener Existenzen in ihrer Fülle und Tiefe aufgeschlossen. So engelhaft-geschlechtlich, naiv-sentimental, bewußtunbewußt wird kein Paul und keine Virginie imstande sein, von der Platte zu blicken, als wie von der Schriftrolle des Dichters. Denn beim Dichter tun sie das eine und das andere bald mehr, bald minder im *Wechsel der Zeitfolge*, welche die scheinbaren Widersprüche zu einem Gemälde der Wahrheit mischt und verbindet, beim Zeichner aber, dem nur ein Moment zur Verfügung steht — wie wollen sie hier zur Fülle ihres dichterischen Inhaltes durchdringen?

Daraus scheint also zu folgen, daß das Bild nur auf der Höhe seiner Kunstwürde und seines Kunstwertes steht, wenn es dem Beschauer menschliches Sein und Schicksal wie ein Rätsel darstellt, zu dessen Lösung es alle Kräfte seiner selbsttätigen Phantasie anregt; stellt es sich aber als Illustration ans Ende einer schon enthüllten und begriffenen Existenz, so wird es nicht mehr künstlerisch wirken, nicht mehr Rätsel sein, sondern sozusagen nur eine *kalligraphische* Abschrift des vom Dichter ausgesprochenen Auflösungswortes.

An dem Augenblicke, wo der berühmteste deutsche Verleger die größte deutsche Nationaldichtung illustrieren

läßt, mag dieſer flüchtigen Reflexion über das Illuſtrationsweſen nicht ganz und gar das Attribut der Zeitgemäßheit fehlen. Andere und berufenere Federn mögen indes über den neuen illuſtrierten Fauſt ſpeziell ihr Kunſturteil abgeben und abgegeben haben, — denn die Akten waren ja früh genug darüber geſchloſſen.

Mag jeder in ſeiner Weiſe dieſes Thema bedenken; die Hauptſache iſt, daß man denkt. Denn keinen unverſöhnlicheren Erbfeind hat der Gedanke als die Mode; billig, daß er ebenſo feindlich gegen ſie wieder auftritt. Gegen nichts eiferſüchtiger und aufmerkſamer ſtehe die Kritik auf der Wacht als gegen das, was die Gewohnheit uns unabläſſig vor die Sinne führt, was ſich gebärdet, als müßte es ſo ſein.

Und wenn die großen nationalen Vorurteile wie Erdbeben und Überſchwemmungen mit pomphafter Vernichtungskraft momentan auftreten, ſo ſind die Gewohnheiten der Mode wie der ätzende Staub, der ſubtil, aber unabläſſig unſern ganzen Kulturetat annagt, und ebenſo unabläſſig gefegt werden muß. Ein ſolches Gewohnheitsding ſchien mir unſer Illuſtrationsweſen. Niemand denkt leicht Arges dabei; ja, der glücklich ſituierte Flaneur fühlt ſich wohl gar dem Zeitgeiſte verpflichtet, der ihm heutigentags die Straßen der Städte mit den Schaufenſtern der Kunſt- und Buchhändler ſo brillant dekoriert.

Der Tod des Königs Max von Bayern.

„Wiener Lloyd", 13. März 1864.

München, 10. März, mittags. — Soeben, im Kulminationspunkte des Tages, ſtirbt der König von Bayern! Seit ich die Totenglocken um den Kaiſer Franz gehört, — ein fernes Echo aus meiner Kindheit, — lebe ich wieder zum erſten Male in einer

Reſidenz, in welcher das Haupt der Nation ſtirbt. Es iſt ein erſchütternder Augenblick!

Vorgeſtern ſah ich den König noch im Hofgarten promenieren. Er führte die Königin am Arme, und vom Himmel lachte eine wonnige Märzfrühlingsſonne. Das Volk grüßte ihn ſonnig und frühlingswarm, und ebenſo heiter grüßte der König zurück. Ich ſchreibe Ihnen keine Redensarten — es iſt das nicht meine Liebhaberei und am wenigſten auf einem Gebiete, welches Männer den Schranzen überlaſſen. Ich ſchreibe die Wahrheit. Der König hatte durch ſeine Haltung für Schleswig-Holſtein den Gipfel ſeiner Popularität erreicht. Er war beglückt darüber, und Königsherz und Volksherz ſchlugen im ſchönſten Einklang. Das darf wohl auch ein Mann bezeugen, welcher nicht Schranze iſt.

Noch geſtern um dieſe Stunde war der König friſch und wohl. Er hatte noch eine Konferenz mit dem Erzherzog Albrecht, die letzte —. Sie war, wie Ihnen Ihre politiſchen Korreſpondenten ſchreiben werden, politiſch unfruchtbar. Nachmittags um drei Uhr äußerte ſich der König: Auf einmal empfinde ich einen Stich in der Bruſt, wie von einer Nadel. (Dieſe Äußerung ſcheint das Gerücht hervorgerufen zu haben, als habe ſich der König faktiſch mit einer Nadel geſtochen.) Und abends ſchon gaben die Münchner Lokalzeitungen Extrablätter aus, mit der Nachricht: Der König iſt lebensgefährlich erkrankt! Als ich in die Mittwochsgeſellſchaft der „Zwangloſen“ kam (ein Kreis von Gelehrten, Künſtlern und Staatsbeamten), fand ich ein ſpärliches und beſtürztes Häuflein. Es kurſierte als neueſte Nachricht: der König habe ſeit vier Stunden kein Bewußtſein, — keinen Puls. Etwas ſpäter kam ein Mitglied, welches die Neuigkeit brachte: ſoeben ſtelle ſich ein Puls an der linken Hand ein. — Gott ſei Dank! erſcholl es aus jedem Munde; aber der

unterbrochene Redner fuhr fort: Im Gegenteil, meine Herren, die Ärzte halten es für den fieberhaften Anfang einer Agonie. Die vorzüglichsten Ärzte der Hauptstadt waren am Totenbette ihres Königs versammelt. Leider! sie konnten nichts tun, als zusehen. Des Königs Krankheit war: Blutvergiftung durch Eiererguß eines Furunkels nach innen. Der Furunkel saß im Innern der Brusthöhle, nach außen nicht oder wenig dargestellt: kaum durch eine leichte Röte und noch leichtere Geschwulst. Ein Stückchen Flanell mochte zu genügen scheinen. Und der König spazierte heiter in seinem Hofgarten und empfing auswärtige Fürsten zu ernstesten Verhandlungen!

Als ich nächtlich nach Hause ging, fand ich ein Häuflein Menschen in der Torhalle des Residenzschlosses, welche gleich mir sich erkundigten. Der König liegt paralysiert! Man wagt keine Hoffnung auszusprechen — mit dem besten Willen nicht.

Der Zustand ist noch der nämliche, hieß es heute morgens. Da sahen einzelne schon wieder rosiger. Vielleicht, daß das Blut des aufgesaugten Eiters noch Meister wird und eine spätere Blutreinigungskur die ganze Krankheit normal reguliert. Vergebliche Hoffnung! Um zwölf Uhr — vor meinem gewöhnlichen Gange zum Frühstück — begebe ich mich zur Residenz, welche lebhaft umwogt ist. Ich brauche nicht zu fragen. Überall bestürzte Gesichter, — Männer, welche kaum ihre Tränen zurückhalten, Frauen, welche ihnen freien Lauf lassen — König Max ist tot!

Ich vergesse meinen Gang zum Frühstück, innerst ergriffen schleiche ich zu Freunden, um das Gemeinsame gesellig durchzuleben. Ich bin nur ein Fremder im Lande, aber ich empfinde den großen Verlust mit. Ein Fürst gehört nicht dem Volke, er gehört der Menschheit. Der üble wird von allen verwünscht, der gute von allen gesegnet. Unterwegs halten mich zwei Schulkinder

an: ist's wahr, daß der König gestorben ist? und als ich es bejahte, fangen sie laut zu weinen an!

Bayern fühlt, was es verloren hat. Die 16-jährige Regierung des Königs Max ist ein goldenes Zeitalter dieses Landes. Nie habe ich öffentliche Zustände gesünder, nie ein Land glücklicher, nie ein Volk zufriedener gesehen.

Was König Ludwig für die Kunst war, war König Max für die Kunst, für die Wissenschaft und für die Politik. Seine Gründungen in der Kunst sind bekannt. Der Wissenschaft schenkte er in der historischen Kommission ein Institut, welches einzig in seiner Art ist; ein Denkmal königlicher Munifizenz, und was noch mehr sagen will, Intelligenz. In der Politik aber zumeist wurzelt der Segen, welcher dem Namen des edlen Toten folgt. Erst unter König Max wurde der Konstitutionalismus in Bayern eine Wahrheit. Sein hochherziges Programm: „Ich will mit meinem Volke in Frieden leben," sicherte der Volksvertretung den gebührenden Einfluß auf das System der Regierung. Und niemand wird zu behaupten wagen, König Max war ein Revolutionär auf dem Throne. In der Geschichte ein Zögling des konservativen Ranke, in der Philosophie ein Zögling des gläubigen Schelling hatte die Bildung des Königs den schönsten Zusammenhang mit den positiven Elementen der Menschheit. Aber allerdings mit den Schrullen und Gelüsten gewisser Parteien, welche klein sind und groß sein möchten, hing sie nicht zusammen. Der König hatte religiöse Bedürfnisse, — doch „die Schwarzen" kamen unter seinem Zepter nicht zu Einfluß und Gnaden. Der König war human-liberal.

Wer von einem „neuerungssüchtigen" großen Haufen spricht, der sehe München am heutigen Tage an! Kein Mensch ist neuerungssüchtig. Alle Herzen

beklemmt die Frage: wird es beim alten bleiben? Ein Volk empfindet, wenn es gut regiert wird, und verlangt nicht mutwillig das Neue. Bayern ist wie betäubt von dem plötzlichen Tode seines guten, erst zweiundfünfzigjährigen Königs. Bayern fühlt tief seinen Verlust.

Und nicht Bayern allein. Die Deutschgesinnten denken an Deutschland. Sie denken an Schleswig-Holstein. Wer wird das legitime Recht der Herzogtümer und ihres Herzogs vertreten? Und drüben in Württemberg liegt der alte 83-jährige König im Sterben, der ehrenfeste Charaktermann, und stündlich erwarten wir von Stuttgart herüber eine Todesnachricht. Eine unsägliche Stimmung zittert durch Süddeutschland. Es ist uns, als wären Egmont und Oranien dahin! Diese zwei Könige waren die Säulen des Bundes und einer deutschen Bundespolitik. Was nun?

Noch ist mir, als müßte ich an dem ungeheuern Trauerfall dieses Todes auch einen dämonischen Zug registrieren. König Max weilte bekanntlich nicht sehr gerne in München. Den Münchenern kam das zuweilen ungemütlich vor und es gab, bei der sonstigen Einigkeit, einen kleinen Hausspan über diesen Punkt. Dieser Span drohte ernstlicher zu werden, als der König im vorigen Herbste nach Rom gegangen war, mit der ausgesprochenen Absicht dort zu überwintern. Die schleswig-holsteinische Frage brach aus und wurde von Tag zu Tag brennender. Die Regierungsmaschine war gelähmt, — das Oberhaupt in Rom! Eine peinliche Stimmung verbreitete sich im Volke. Ungestüme Deputationen machten sich auf, die Zeitungen wurden — unter uns gesagt — ein klein wenig grob. Aber der König blieb seinem Programme getreu: Friede mit meinem Volke! und gab den allgemeinen Wünschen nach. Er kehrte von Rom nach München zurück.

München hatte einen ungewöhnlich hohen Krankenstand in dieſem Winter. Beſonders zahlreich traten auch die Furunkeln auf, und einige, welche mit Rotlauf ſich paarten, verliefen tödlich. Der König ſtarb heute an einem Furunkel! Es iſt kaum ein Vierteljahr, daß er von Rom aufbrach. Wäre er auch in Rom geſtorben?

Hier geht ein Zug durchs Leben, welcher meinen Augen beſtändig gegenwärtig iſt. Der Philiſter — und heutzutage iſt er ſo groß und mächtig geworden, daß er nicht mehr Philiſter, ſondern geradezu „poſitives Gemüt“ heißen will — der Philiſter, ſage ich, iſt außerordentlich ſchnell und bündig, die menſchliche Natur zu konſtruieren. Er geht von tatſächlichen Verhältniſſen, Pflichten, Nötigungen, verſtandesgemäßen Konvenienzen aus und nennt das kurzweg Motive. Dieſe Motive, meint er, handgreiflich und augenfällig wie ſie ſind, müßten auch ausreichend ſein. Daß ſie ſcheinbar und äußerlich ſein, und das unſichtbar dahinter Liegende, Feinere, Ahnungsvollere, das eigentlich Wirkende und Beſtimmende im Menſchen ſein könnten, hat er nicht übel Luſt, poetiſche Alfanzereien zu nennen. Ich aber fragte mich heute: war es Laune, Willkür, Velleität, daß der König den Münchener Aufenthalt nicht liebte? Oder war es vielmehr ſein Genius natalis, jener angeborne Genius, welcher in beſeelten Weſen das heilige Amt der Selbſterhaltung verwaltet, jene warnende Stimme, welche Sokrates ſeinen Dämon nannte, und welche unfehlbar, aber nur für das Ich allein beweiskräftig, für das Nicht-Ich vielleicht widerſpruchsvoll, zuſammenhanglos, unverſtändlich, die Linie deſſen vorzeichnet, was aufzuſuchen und was zu vermeiden iſt? Ich fürchte, der König hat mit ſeinem Tode dieſe Frage beantwortet!

Ein wissenschaftliches Denkmal des Königs Max von Bayern.

Nach dem am 10. März 1864 erfolgten Tode des Königs im „Wiener Lloyd“ veröffentlicht.

Wenn Du am Ufer der Donau, mein freundlicher Leser, einen einsamen Menschen findest, welcher seine Angelrute ins Wasser hält, so stelle Dir darunter einen deutschen Gelehrten vor, welcher Geschichte schreibt. Denke Dir nun aber hüben und drüben am Ufer zwei Schiffe und zwischen beiden ein Netz, welches sie quer über die Breite des Stromes ausspannen und an Gewichten bis auf den Grund senken, so daß jeder Tropfen des Stromes das Netz passieren muß und jeder Fisch, der nicht der winzigste Grundling ist, unfehlbar seine Masche findet, die ihn arretiert: und stelle Dir unter diesem Bilde die historische Kommission vor und die Art, wie von ihr die Geschichtschreibung in Angriff genommen ist. Dieser Fischer aber hieß König Max und Sybel war sein Pilot.

Die historische Kommission wurde unter dem Beirat und der organisierenden Leitung des Professors von Sybel im Jahre 1857 durch König Maximilian von Bayern als ein integrierender Teil der Akademie der Wissenschaften in großartigster und mustergültiger Weise konstituiert. Sie beschäftigt sich mit der Durchforschung und Herausgabe wertvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Umfange. Sie ruft außerdem wissenschaftliche Arbeiten, die auf diesem Gebiete notwendig oder ersprießlich erscheinen, hervor, insofern sie von der Art sind, daß weder die Kräfte, noch die Geldmittel, vielleicht auch die wahrscheinliche Lebensdauer der einzelnen zur Bewältigung dieser Aufgaben ausreichend schienen. Die Kommission ist ermächtigt, jedem, der in ihrem Auftrage die Be-

arbeitung eines Gegenstandes übernimmt, Auslagen und Honorar zu zahlen. Zu dem Ende war aus den Ersparnissen der Privatkasse des Königs jährlich die Summe von 15.000 fl. bewilligt. En parenthese habe ich zu diesem Statut aber hinzuzufügen, daß erstens die königl. Dotationen jene Summe regelmäßig überstiegen und z. B. der König im letzten Jahre allein mehr als 50.000 fl. Zuschuß gewährte; zweitens aber, daß trotzdem die Fälle nicht selten waren, wo einzelne und keineswegs reiche Gelehrte nicht nur auf Honorar verzichteten, sondern auch den Ersatz ihrer Barauslagen mit einer echt klassischen Frugalität zu berechnen pflegten. Die liebenswürdige Bescheidenheit dieser Männer verbietet mir, ihre Namen zu nennen; ich darf höchstens Akt davon nehmen zur Ehre unseres Gelehrtenstandes und des deutschen Nationalcharakters im allgemeinen.

Bezeichnen wir das Ganze nach seinen Teilen, so läßt sich die Riesenaufgabe der historischen Kommission vielleicht in folgende sieben Hauptgruppen zerlegen:

1. Herausgabe der deutschen Reichstagsakten von 1356—1556. Ein Unternehmen, welches sich den Pertzschen Monumenten würdig an die Seite stellt, wodurch seine Höhe allein schon bezeichnet ist. In dem Maße, als diese Arbeit ihres Inhalts sich bewußt wird, läßt sich mehr und mehr übersehen, wie ohne sie jede bisherige Geschichtschreibung dieser Jahrhunderte ungenügend war, und wie die Historiker für alle Folgezeit aus diesen Akten, als ihren Hauptquellen, schöpfen werden und müssen. Aber nicht nur für Deutschland, auch für einen weiteren Umfang der europäischen Staatengruppe ist diese Geschichtsquelle maßgebend. Denn der deutsche Reichstag war damals die große europäische Bühne, auf welcher die Diplomaten sämtlicher Staaten ihre Streitigkeiten ausfochten und mehr als einmal die Geschicke Europas sich entschieden. Man könnte sagen, der deutsche Reichs-

tag war die Permanenz jener Kongreßidee, welche dem Kaiser der Franzosen heute vorschwebt. Daraus folgt aber freilich, daß die Dokumente nicht bloß in den Archiven Deutschlands, sondern halb Europas sich zerstreut finden. Bayerische und deutsche Gelehrte fördern mitteleuropäische Universalgeschichte zutage in Frankreich, Holland, Italien, bei den Slawen des Ostens, bei den nordischen Skandinaviern und bei den südwestlichen Romanen. — Kommissionsausschuß: Voigt, Kluckhohn, Erdmannsdörfer.

2. Forschungen zur deutschen Geschichte. Die Reichstagsakten sind ein Quellenwerk zur Geschichte, aber nicht selbst Geschichte. Sie sind ein Repertorium für den Gelehrten, wichtiges Baumaterial, aber nicht Gebäude. Um Früchte zu bieten, welche auch direkter und volkstümlicher genossen werden können, gibt die historische Kommission ein periodisches Werk heraus unter vorstehendem Titel. Dasselbe nimmt gelehrte Arbeiten auf, welche einzelne Abschnitte oder Gegenstände aus der deutschen Geschichte, sei es durch Benützung neuen Materials oder durch gründliche Bearbeitung des vorhandenen, aufhellen. Über der eigentlich politischen und Verfassungsgeschichte wird auch die Behandlung anderer Seiten des nationalen Lebens berücksichtigt. — Kommissionsausschuß: Häusser, Stälin, Waitz.

3. Die Jahrbücher des deutschen Reiches. Wer die Annalen des Tacitus oder auch nur Joh. v. Müllers „Vierundzwanzig Bücher“ gelesen hat, kennt den durch Reiz und Nutzen populären Wert, welcher der Annalenform der Geschichtschreibung zukommt. Man kann z. B. heutigentags eine Geschichte der deutschen Kaiser von einem Österreicher und von einem Kleindeutschen lesen und glaubt kaum denselben Stoff vor sich zu haben. Der gebildete Geschäftsmann, der sich kurz und ehrlich unterrichten will, entgeht dieser Gefahr

bei der Annalenform. Sie hält das subjektive Urteil oder Vorurteil zurück und gibt die objektive Tatsache. Sie vermeidet den Umweg der langwierigen Forschung und Untersuchung und gibt das Resultat der gelehrten Kritik. Ranke, der Urheber dieses Plans, wie der meisten übrigen, leitet die Ausführung desselben. Die Aufgabe ist: unter Beihilfe einer zahlreichen Reihe von Gelehrten die deutsche Geschichte von Abschnitt zu Abschnitt kritisch zu durchforschen und das Ergebnis in annalistischer Form auszuprägen.

4. Geschichte der deutschen Hansa. Es gibt kaum irgendeinen Teil unserer Geschichte, welcher für Deutschland so ehrenvoll, für den Gang der Kultur und Industrie so belehrend, für die gesamte deutsche, mittelbar europäische Geschichte so wichtig wäre, wie die Geschichte der Hansa. Und doch muß eine solche geradezu erst geschaffen werden und auch hier finden sich die Urkunden in aller Herren Länder zerstreut. Die urkundliche Geschichte der deutschen Hansa von Sartorius, welche Lappenberg in ihren späteren Teilen revidierte, geht nur bis 1370. Seitdem sind zahlreiche Urkunden und Beiträge zur Geschichte der Hansa veröffentlicht, allein nicht entfernt vollständig, namentlich nicht von 1370 bis zum Verfalle der Hansa. Das wichtigste und zugleich schwierigste war die Herstellung der „hansischen Rezesse oder der Protokolle der Hansatage", welche bald hier, bald dort, bald von einer großen Menge, bald nur von einigen der Städteboten abgehalten wurden. Jeder Städtebote zeichnete sich dabei nur dasjenige auf, was ihm für seine Stadt oder Landschaft von Bedeutung schien. Alle Archive gaben daher nichts als Bruchstücke und es blieb nichts übrig, als die Sammlung, welche sich in einem der hansischen Hauptarchive befindet, aus den Archiven zahlreicher Städte in Holland, in England und Dänemark, sowie in Nord- und Süddeutschland zu ergänzen.

Eine ebenso mühsame als kostspielige Arbeit! Aber nur so war aus dem Fragment herauszukommen und zum ersten Male ein Ganzes zu liefern. — Hauptarbeiter: Lappenberg, Junghans.

5. Deutsche Städtechroniken. Bei der abnormen Entwicklung, welche die Geschichte der Deutschen genommen hat — nicht nach einem zentralen Machtabsolutismus hin, sondern ins reichgegliederte Detail vereinzelter freier Gemeinwesen — liegt die deutsche Geschichte, mehr als beim Kaiser und Reichstag, bei den halbrepublikanischen Städten. Die Hansa repräsentiert zwar den glänzendsten Teil der deutschen Städtegeschichte, aber doch nur einen Teil. Vollständigkeit, das große und wirklich königliche Ideal der historischen Kommission, war auch hier die vorgezeichnete Linie. Der Plan ist, in das vielfach verworrene Gebiet der mittelalterlichen Städtegeschichte Licht, Ordnung und Zusammenhang zu bringen, Neues zu entdecken, das Vorhandene richtigzustellen und zu gruppieren, kurz, die Generalstabskarte unseres Städtewesens aufzunehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Mit den Städten von Bayern, Franken und Schwaben wurde der Anfang gemacht: Augsburg, Nürnberg und Regensburg waren die Ausgangspunkte. — Hauptarbeiter: Hegel, Weech, Lexler.

6. Historische Lieder der Deutschen von drei Jahrhunderten (15. bis 17. Jahrhundert). Was heute die Zeitungen sind, waren damals die Lieder. In jenen tat- und sanglustigen Zeiten hatten die Deutschen die Gewohnheit, auf alles, was sie politisch beschäftigte oder interessierte, einen Reim zu machen. Nicht wenige dieser Lieder sind wahre Perlen für die Sittengeschichte, aber auch für die Staats- und Kriegsgeschichte. Bekannt ist manches, das meiste aber in Bibliotheken und Folianten gleichsam verloren. Über den leitenden Gesichtspunkt der Herausgeber sei

kurz dieſes bemerkt: Es werden nicht bloß hiſtoriſche Volkslieder, ſondern auch die älteren gereimten Erzählungen aufgenommen, ſofern ſie von Augenzeugen oder benachbarten Zeitgenoſſen ausgingen und nicht lediglich gereimte Verkaufsware ohne neuen Inhalt waren. Holzſchnitte werden beigegeben, wenn ſie zum Verſtändnis der Dichtung förderlich ſind. Wo es dem Herausgeber nötig ſcheint, iſt die Liederweiſe auch in Noten wiederzugeben, vorausgeſetzt, daß dieſe ſich als die urſprünglichen ausweiſen. Die Dichtungen ſelbſt ſind aus allen Ländern nicht bloß deutſcher Zunge, ſondern wo Deutſche je geſungen haben, aufzunehmen und ihre europäiſche Machtſtellung wies ihnen bekanntlich einen Spielraum an, der ſich von Bergen bis Jeruſalem, von Lothringen bis in die ruſſiſchen Hanſaſtädte ausdehnte. — Hauptarbeiter: Liliencron.

7. Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Dieſer Zweig ſeiner hiſtoriſchen Schöpfungen war dem ſeligen König vor allem wert. Ich begreife das. Aus der politiſchen Geſchichte windet ſich der Fortſchritt der Menſchheit unter Blut und Greueln los, die Geſchichte der Wiſſenſchaften wächſt friedſamer auf. Die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes aus dem Irrtum zur Wahrheit ſchildern beide; aber dort irren die Leidenſchaften, hier nur die Erkenntniſſe. Dort iſt der Irrtum grauſam und blutig, hier iſt er unſchuldig, vielleicht auch heiter; er mag nicht ſelten jenes Lächeln auf die Lippen zaubern, womit wir den Spielen der Jugend zuſehen. Ein freundliches und zartfühlendes Herz wird hier ſeine liebere Heimat erkennen.

Gleichzeitig aber war das der ſchwierigſte Teil von allen Geſchichtsfächern. In letzteren konnte man häufig genug jüngere Gelehrte beſchäftigen, welche man gleichſam ihre Vorſchule machen ließ, wobei es hauptſächlich auf Fleiß und Methode ankam: es genügte

die Oberleitung durch den Kommissionsausschuß. Anders bei der Geschichte der Wissenschaften. Eine solche durften nur die Fachautoritäten ersten Ranges schreiben, die bewährten und fertigen Meister ihres Gegenstandes. Dies war das erste Erfordernis, jedoch nicht das einzige. Es mußte eine solche Höhe und Universalität des Geistes hinzukommen, daß der Darstellung auf der einen Seite niemals die heitere Ruhe und Unparteilichkeit des Gemütes, auf der anderen niemals der Zusammenhang des besonderen Gegenstandes mit dem Zirkel des geistigen Gesamtlebens zu wünschen übrig blieb. Unerläßlich war ferner ein Stil, der bei aller wissenschaftlichen Korrektheit und Tiefe dennoch ansprechend bleibt, nie der Durchsichtigkeit, selbst nicht der Schönheit entbehrt, — ein Können, das zwar jetzt häufiger als früher, aber noch immer nicht überflüssig vorhanden ist.

Es ist bisher die Geschichtschreibung von 21 Fachwissenschaften im Gange, die ich mit ihren Bearbeitern hier nenne: Physik: Prof. Jolly in München; Mathematik: Prof. Gerhardt in Eisleben; Mineralogie: Prof. v. Kobell in München; Landwirtschaft: Direktor Fraas in München; Philosophie: Prof. Zeller in Marburg; Medizin und Physiologie: Prof. Virchow in Berlin; Chemie: Prof. Kopp in Gießen; Zoologie: Hofrat Wagner in Göttingen; Botanik: Prof. Nägeli in München; Astronomie: Direktor v. Littrow in Wien; Technologie: Direktor Karmarsch in Hannover; Geographie: Dr. Peschel in Augsburg; allgemeine Sprachwissenschaft: Prof. Benfey in Göttingen; Volkswirtschaftslehre: Hofrat Roscher in Leipzig; Staatsrecht und Politik: Prof. Bluntschli in Heidelberg; Jurisprudenz: Prof. Ihering in Gießen; protestantische Theologie: Konsistorialrat Dorner in Göttingen; Ästhetik: Prof. Lotze in Göttingen; Kriegswissenschaft: A. v. Bernhardi in Berlin.

Ich habe die Arbeitssphäre der historischen Kommission mit der Aufzählung dieser Titel noch nicht erschöpft. Ich müßte noch die Sammlung und Bearbeitung der deutschen Rechtssprichwörter, die Korrespondenz des Hauses Wittelsbach von 1550—1650, die Formel- und Prozeßbücher der Deutschen vom 11. bis 14. Jahrhundert (also vor Einführung des römischen Rechts) und so manches andere nennen. Aber ich enthalte mich dieser Genauigkeit. Der gelehrte Liebhaber wird seinen Stoff in gelehrten Organen zu finden wissen; ich schrieb für den Laien, für den ungelehrten, aber teilnehmenden Leser. Ich beschränke mich darauf, nur in den knappsten Umrissen das Bild einer wissenschaftlichen Organisation zu entwerfen, welche mit diesen Arbeitskräften, mit diesen Zielpunkten, mit diesem Umfang von Wollen und Können, mit diesem Aufgebot von Tätigkeit, mit dieser Hervorbringung und Erzeugung von Wissen, mit diesem Umsatz von Kapital, Brot und Existenzmitteln (um auch den materiellen Gesichtspunkt zu schätzen) — das Werk eines einzigen Mannes war! Der Leser lege dies flüchtig geschriebene Blättchen aus der Hand und gebe der Wahrheit die Ehre: Ein seltener Fürst hat in unserem Nachbarlande gewaltet!

Ein Besuch in Wien.

„Presse", Wien, 11. Februar 1865.

Von Zeit zu Zeit seh' ich die Alte gern. — Unter der Alten verstehe ich meine Vaterstadt Wien. Vielleicht verbietet sie sich den ungalanten Beinamen, seitdem sie sich einbildet, neu und jung geworden zu sein. Die gute Alte! Mit wem kokettiert sie, doch nicht mit mir? Ich, der ich ihre Geschichte im Herzen trage wie wenige ihrer Söhne, finde sie weit ehrwürdiger in ihrem Alter als liebenswürdig in ihrer Verjüngung — was den

Kindern, welche im Heinrichshof geboren werden, erst einleuchten dürfte, wenn der kurze Jugendtraum ihrer Steuerfreiheit zu Ende ist. Wahrlich, die paar Milliarden Ziegeln, die ich in Wien verbaut fand, verherrlichen in meinen Augen die Stadt noch lange nicht so, wie die alten Erinnerungen, welche mich am Lugeck oder am Hafnersteig überkommen. Hier herum stand vielleicht das Zelt des Kaisers Marc Aurel, als er in seinem Lager zu Vindobona sein griechisches Werk „zur Selbstkenntnis" schrieb. In zweitausend Jahren der erste und letzte Wiener Philosoph! Denn leider gelang es dem großen Eugen nicht, den großen Leibnitz nach Wien zu ziehen und eine Akademie unter ihm zu gründen. Die Hofjesuiten meinten es anders als der unsterbliche Waffen- und Geistesheld, und statt Leibnitz hatte Wien — seinen Abraham a Sankta Klara! So blieb Marc Aurel, der römische Kaiser, der griechische Schriftsteller, der Stoiker, der Heide, das, was ich ihn genannt habe: der erste und letzte Wiener Philosoph.

Vielleicht hätte mir Neu-Wien mehr imponiert, wäre mir nach dieser zweitausendjährigen Autorität eine ebenbürtige neue begegnet. Aber in diesem Punkte neuwienert sich lange noch nichts — was soll mir also das hohe Lied von Neu-Wien?

Übrigens hat man mich bei der Anlage von Neu-Wien nicht um meinen Rat gefragt, ich bin also auch nicht schuldig, ihr meinen Beifall zu zollen. Ich werde stets sagen, was ich schon bei der Demolierung der Basteien gesagt: Wien gehört ins Wasser! Daß es sich nach der Landseite entwickelt, ist höchstens das erste, nimmermehr aber das letzte Wort der Stadterweiterung. Jede Stadt, welche an einem schiffbaren Fluß liegt, sogar Bamberg, Würzburg und Ulm nicht ausgenommen, besitzt verhältnismäßig mehr Hafenleben als Wien. Die Landstadt Wien hatte von jeher eine kindische Furcht, sich die Füße naß zu machen, und überließ den

Boden, der ihr natürlichster ist — den Praterhirschen und den geduldeten Juden. Der Wörd, wo Kaiser Leopold die letzteren aufnahm und die ersteren hegte, das ist Wiens Wurzelstock. Und so ist mir mehr als das ganze Neu-Wien die kurze Notiz wert: Eine englische Kompagnie hat die Brigittenau angekauft. Jetzt hat die Wünschelrute dort eingeschlagen, wo die Schätze unserer Industrie- und Handelsmagnaten zu heben sind. In der Rue Lafitte und Chaussee d'Antin, d. h. in der Ringstraße mögen sie immer ihr Geld verwohnen, aber verdienen müssen sie's auf den Donauinseln.

Kurz, das bauliche Neu-Wien machte mir die Eindrücke, welche dem Stolze des Wieners schmeicheln könnten, nur in einem mäßigen Grade. Der Geist aber, welcher diesen neuen Leib sich gebildet hat, zauberte mir erst recht — mein liebes altes Wien vor die Seele. Das Neueste, was ich in Neu-Wien vorfand, war die soeben aufliegende Journalistenpetition gegen die objektive Strafverfolgung. Aber mein Gott, das sollte doch nicht Neu-Wien sein? Die frühesten Kindheitsklänge umheimelten mich. Ich glaubte die Märchen meiner Amme und die Philosopheme der alten Inder, ich glaubte an die Seelenwanderung, und das unsterbliche Wesen, welches vor grauen Jahren Graf Sedlnitzky hieß, wandelte heute als Dr. Lienbacher unter uns, und wenn jener auf den Basteien promenierte, so promeniert dieser im Stadtpark, und alles, alles war beim lieben Alten geblieben. In meinen wallenden Jünglingslocken unterschrieb ich in der ersten Märzwoche des Jahres 1848 eine Journalistenpetition um Aufhebung der Zensur, und jetzt, da auf meinem Scheitel der Mond aufgehen will, möchte ich eine Journalistenpetition unterschreiben — um Einführung der Zensur! Das ist das Alte im Neuen, das ist der Effekt von dem Defekt, wie Polonius sagen

würde. Neu-Wien, ach geht mir doch! Es ist die Schäkerei einiger Ziegelbrenner von Inzersdorf, nichts weiter.

Und so ging ich von Altertum zu Altertum auf dem Boden Neu-Wiens. Ein Freund sagte mir, daß in dem Haus am Alserglacis soeben ein interessanter Hexenprozeß verhandelt werde, und ob ich mit ihm gehen wollte, den Dr. Mühlfeld plaidieren zu hören. Ich hatte den Dr. Mühlfeld in meinem Leben noch nicht gehört und ergriff die Gelegenheit mit Begierde. Pardon, ich schrieb da Hexenprozeß; das ist ein lapsus calami, es sollte heißen Wucherprozeß. Aber weiß Gott, im neunzehnten Jahrhundert klingt das so gleichlautend.

Ich bereute meinen Vormittag nicht. Der Napoleonide der Wiener Rhetoren, Dr. Mühlfeld, plaidierte zwei Stunden lang und seine Rede fesselte ununterbrochen meine gespannteste Aufmerksamkeit. Ich sah wieder einmal — wenn ich's nicht schon aus dem west-östlichen Diwan gewußt hätte — was für ein Segen die Persönlichkeit ist. Ich sah einen muskulösen, kraftvollen Körper, einen echten Manneskörper. Ich sah einen schönen, bedeutsam modellierten Kopf, mit einem Antlitz, welches der ausdrucksvollsten Mimik fähig ist. Mund und Kinn atmen die Genußfähigkeit sinnlicher Fülle; die Stirn ein Olymp, das Auge ein Blitz. Geist und Sinn in völliger Einheit! Ein wahrhaft historisches Porträt! Die Stimme hat Klang, Weite und Tiefe des Tons und ist von unerschöpflicher Kraft. Und nun die Rede dieser Stimme! Der Redner besitzt die völligste Herrschaft seines Stoffes, ein immenses Gedächtnis, einen Adlerblick der Logik und eine Wärme, welche um so männlicher wirkt, als sie immer sachlich und stofflich bleibt. Es ist in dieser Wärme keine Spur von wienerischer Gefühlslyrik; es ist die Wärme, möchte ich sagen, welche sich bei Erzeugung von Gedanken entbindet. Ich habe den berühmten

Volksredner und Massenbeherrscher Robert Blum sprechen gehört, aber er ist höchstens ein Marschall unseres Nedelaisers. Als Rhetor hatte er nicht wenig von der Persönlichkeit Mühlfelds, aber letzterer ist mannhafter und gedankenreicher.

Im Laufe des zweistündigen Plaidoyers flüsterte ich meinem Freunde, welcher selbst Jurist und einer der Rechtsvertreter in diesem weitläufigen Prozesse war, die Frage zu: was er von Mühlfelds Grundgedanken halte, nämlich, daß die ganze Sache überhaupt nicht vors Strafgericht, sondern als simple Klage auf Schadenersatz vors Zivilgericht gehöre? Mein Freund nickte beistimmend. In meiner Unschuld fragte ich weiter: warum denn der Strafgerichtshof die Klage angenommen und nicht vors Zivilgericht gewiesen? Mein Freund lächelte und flüsterte als Antwort zurück: Weil das Geld noch nicht teuer genug ist. Man will ein Exempel statuieren. — Welch eine Antwort in Neu-Wien! War das auch noch Ringstraße und Opernring? Guter alter „Kavalier" aus den Zeiten der Türkenschädeln! Was für ein festes Bollwerk von solchen Kavalieren umzingelt noch immer Neu-Wien! In der Tat versetzte sich mein Geist um zweihundert Jahre zurück, denn augenblicklich fiel mir ein, was der heitere Manzoni in seinen „Verlobten" von dem sogenannten Kornwucher während der Mailänder Pest erzählt: „Am 15. November erließ Antonio Ferrer auf Befehl Seiner Exzellenz eine Verordnung, welche Jedem, der Getreide oder Mehl im Hause hatte, dergleichen zu kaufen verbot. Auch sollte niemand bei Strafe der Galeere für mehr als zwei Tage Brod kaufen; man forderte zur Angebung der Uebertreter auf, und befahl die Haussuchung der angegebenen Häuser. Ebenso wurde aber auch den Bäckern befohlen, sie sollten ihre Läden jederzeit hinlänglich mit Brod versorgt halten, und zwar bei Vermeidung fünfjähriger

Galeerenstrafe. Wer der Meinung sein wollte" — fährt Manzoni fort — „daß all diesen Verordnungen zu genügen gewesen, der stellt sich die Dinge eben nach seiner Weise vor. In Wahrheit, hätte man sie buchstäblich ausführen können oder dürfen, so hätten wir Mailänder damals mehr Leute zur See gehabt, als heute Großbritannien und Irland."

Den Bäckern wurde befohlen, sie sollten ihre Läden jederzeit hinlänglich mit Brot versorgt halten! Setze ich dafür die Lesart: Den Österreichern ist befohlen, sie sollen ihre Kassen jederzeit hinlänglich mit Kapitalien versorgt halten — so ist die Parallele zwischen dem Kornwucher von Alt-Mailand und dem Geldwucher von Neu-Wien so vollständig, als es der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts nur immer wünschen kann.

Von diesem neu-wienerischen Wucherprozeß hinweg ging ich in ein neues Gasthaus an der neuen Türkenstraße. In einer jener Pausen, welche mit dem verhängnisvollen „kommt gleich!" die ganze Geduldsvirtuosität des alten wartenkönnenden Österreichers beanspruchen, griff ich zum nächstbesten Journal und fing das Feuilleton desselben zu lesen an. Welch ein Wiedersehen! Von allem, was ich in Neu-Wien Altes gesehen, fand ich hier das kostbarste Geschmacksaltertum. Jener Schwulst der alt-österreichischen Prosa, welcher uns in den Literaturgeschichten so berühmt gemacht, und mit welchem ich selbst in der dritten Grammatikalklasse so standhaft gerungen, hier stand er wieder in seiner vollen undemolierten Blüte. Ich will die Reliefkarte des kreißenden Berges, der eine Maus gebiert, zeichnen. Karl V. war ein Herrscher, in dessen Reichen die Sonne nie unterging — man könnte hinzusetzen, leider auch niemals recht aufging. In der Geographie beherrschte er die alte und neue Welt, im Geisterreich hatte er eine alte und neue Zeit zu be-

herrſchen. Die ſinkende Papſtmacht, die ſinkende Kaiſer- und Rittermacht, die aufſtrebende Türkenmacht, die aufblühende Städtemacht, die bewaffnete Robotablöſung des Bauernkriegs, die ſpaniſche Konquiſta und die germaniſche Reformation, das waren die ungeheuern Pole, um welche ſich die Achſe ſeiner Regierung drehte. All dieſe Gegenſätze hatte der Mann zu beherrſchen, welcher die Engelsburg in Rom beſtürmte, und welcher den Stürmer in Wittenberg nicht verſtand. Nie war der Monarchismus tragiſcher, als da dieſer Monarch, weder an Einſicht noch an Willen bar, welt- und lebensmüde ſein vorzeitiges Grab in St. Juſt ſuchte, — beſiegt nicht von dieſem und jenem Feind, ſondern beſiegt von dem Begriff der Alleinherrſchaft in einer ſich ſelbſt beſtimmenden Welt. Dies der Berg und nun die Mans! Der Feuilletoniſt, von dem ich ſpreche, war nämlich der Meinung: der Abſchied Karls V. von ſeinen Kronen und vom Leben war noch nicht ſo herzergreifend, als — der Abſchied Fichtners vom Burgtheater! Aber man muß das leſen, um es zu glauben. Voilà:

„Eine Stunde lang im Sarge liegen bei lebendigem Leibe, wie weiland Kaiſer Karolus der Fünfte im Kloſter von St. Juſt, beſchienen von dem fahlen Schein der Totenfackeln, von der Mönche dumpfem Chor umtönt, die Generalprobe abhalten für das eigene Leichenbegängnis — der Einfall iſt ein grotesk düſterer, wie er nur in dunkelwölbigen Kloſterhallen mit ihrem grabverwandten Schweigen entſtehen mochte, und er hat mit dem Leben, dem vollen, geſunden, pulſierenden Leben ſo wenig gemein, wie der Ort, an dem er entſtanden. Die Phantaſie kann er packen, das Herz rührt er nicht, in das greift er nicht, denn wahr muß ſein und aus dem Leben hervorquellen muß, was das Herz bewegen ſoll. Wollt ihr ein ergreifenderes Bild, weil ein wahres, weil ein lebendigeres? Nehmt den im

vollen Lichterglanze strahlenden Schauspielsaal statt des schattenumwobenen Kirchenschiffes, setzt eine Bühne statt des Sarges, ein dichtgedrängtes Publikum schön geputzt mit hellen Gewändern statt der Schar der Mönche mit ihrem finsteren Klosterhabit, fröhliches Lachen und rauschendes Händeklatschen statt der schaurigen Grabeslitaneien, und auf den Brettern, nicht zwischen den Brettern, ein Mann, der fröhlich in die Fröhlichen hineinschaut, der mit seinem Lachen ihr Lachen hervorlockt und ihre Hände für sich in Bewegung setzt, ein Mann, von allen Grazien des Lebens umschwebt — und dieses strahlende, lachende, jauchzende Bild ist ein Abschied, ein Scheiden für immer, keine Generalprobe des Scheidens, nein, dieses selber mit der ganzen ungeminderten Herbigkeit des Einanderverlierens. Und nicht mit einer Stunde, nicht mit einem Abend ist das abgetan, eine Reihe von ganzen Abenden hindurch immer die gleiche lachende Wehmut, dasselbe schmerzvolle Jauchzen. Allen Respekt vor Kaiser Karolus dem Fünften, aber die Distanz zwischen der Zelle und dem Sarg dünkt uns keine so grelle, wie der jähe Sprung von der sonnigsten Ruhmeshöhe in das stille Tal des Ruhestandes, und die drastische Szene in der Klosterkirche von St. Just macht uns weniger menschlich rührenden Eindruck, als die Scheideabende Fichtners im Burgtheater."

Dieses Kuriosum soll uns übrigens eine bedeutsame Lehre eintragen. Wer die Geschichte der österreichischen Volksposse oder die Ästhetik der österreichischen Volkskomik abzuhandeln gedenkt, der würde seinen Stoff nur zum geringsten Teile studieren, wenn er die Vorstadttheater, die Harfenisten, das Praterleben, die Eipeldauer-Briefe, die Ludlam- und Grüne-Insel-Traditionen ꝛc. ꝛc. zum Gegenstande seiner Forschungen machte. Dieser Mann wird vielmehr jene Schriften zu benützen haben, in welchen die Österreicher erhaben und

ſchwungvoll zu ſein wünſchen. Dort ſprudelt das nationale Talent zum Humor — leider oft unbewußt — vielleicht am eigentümlichſten, und ſelbſt auch am reichhaltigſten.

Die Kälte und die Weltgeſchichte.

Frühling 1865.

Die Jugend iſt ein geborner Nordländer; ich denke mit Vergnügen an die Zeiten zurück, wo ich meine Freunde mit Schneeballen warf, und meine Freundinnen Schlitten fuhr; aber ſobald man vierzig und drüber iſt, wird der Spaß etwas froſtig. Man möchte dann ſeine Wohnung in Nr. 48 der nördlichen Breite künden und ſich auf die ſonnige Seite des Jammertals ziehen. Die Erde iſt entſetzlich unpraktiſch verteilt. Auf allen Breitegraden wohnt alles bunt durcheinander. Das ſollte anders ſein. Für die Jugend der Norden, aber für uns Herren „in den ſchönſten Jahren“ (wer lacht da?) ein paar gut möblierte Staaten in den Wendekreiſen! Jede ziviliſierte Regierung ſollte darauf eingerichtet ſein, daß ſie für ihre „ſoliden und ruhigen Herren“ einige chambre-garnie-Provinzen in der Nähe des Äquators reſerviert hätte.

Der Vater des Volkes, der gute Kaiſer Joſef, traf auch hier das Richtige, als er uns Öſterreichern die Nikobaren annexieren wollte. Dieſer hellſehende Monarch hat auch den Winter 1865 vorausgeſehen und wohlgewußt, daß bei den Kohlentarifen der Nordbahn und 14 Grad unter Null an jedem Morgen der letzten Märztage ſein Öſterreich nur bewohnbar ſein würde — auf den nikobariſchen Inſeln.

Aber das Gute geſchieht nie in der Weltgeſchichte. Es war ſchon ein Schnitzer, daß unſere indogermaniſchen Großväter ihre wohligen Wohnplätze zwiſchen Indus und Oxus verließen, um dieſer unſeligen Donau

nachzugehen. Sie müssen einen elenden Bädeker gehabt haben. O warum gab es damals noch keine bayrische Polizei in Deutschland! Sie, welche schon vor acht hundert Polen erschrickt, hätte eine halbe Million paß und erwerbsloser Indogermanen doch gewiß nicht ins Land gelassen. Aber die Grenzpolizei war, allen Nachrichten zufolge, in jenen Tagen von außerordentlich liberalen Bären und Auerochsen gehandhabt, welche der Ansässigmachung der Indogermanen keinerlei gesetzlich begründete Hindernisse in den Weg legten. Sie brummten bloß ein wenig, schüttelten ihre schweren Hörner und zogen sich dann rücksichtsvoll ins Dunkel ihrer Urwälder zurück. Sogar jener Waldesel lebte schon damals, welcher auf seinem Rücken die Haut trug, woraus später ein Pergament und die Magna charta gemacht wurde. Leider wurde der gute Esel scheu beim Anblick der Indogermanen, nahm die Flucht und schwamm hinüber nach England. Seine hinterlassenen Miteſel warten noch heute auf ihn.

So liberal ging es damals in Deutschland her. Und je tiefer die Indogermanen vordrangen, desto mehr gefiel ihnen der Liberalismus in Deutschland. Sie fanden Hirten, welche keine Hirtenbriefe schrieben, Jäger, welche keine Jagdzeitung und keine Ministerportefeuilles abonnierten; ihre Weiber gebaren, und niemand verlangte Taufsporteln; ihre Greise starben, und weder Pfarrer noch Pastor bestritten ihnen den Kirchhof. Da, wo heute in den verschiedenen Vaterländern der Staatsrat seine Sitzungen hält, fanden sie bloß ein paar alte Sümpfe, welche kaum noch ein tausend Jährchen brauchten, um auszutrocknen; wo jetzt die Kriegsministerien stehen, schüttelten Eichen ihre schmackhaften Früchte herab, und ernährten unentgeltlich tausend tapfere Keiler; auf den künftigen Bauplätzen der Steuerämter aber wuchs sogar ein grünes Hälmchen Gras! Die Indogermanen waren entzückt.

Es mochte in ihrer Politik zu Hause manches verfahren sein; genug, sie ließen sich anlocken und probierten es mit dem gesunden und wohlfeilen System der Bären und Auerochsen, der Waldesel, Sümpfe, Eichwälder und Grasplätze. Leider war es auch das System der Eisschollen. Sie wurden aus warmen Indern kalte Germanen.

Aber auf die Länge geht's doch nicht. Die Kälte ist allzukalt. Ich behaupte im Ernste, der Gang der Weltgeschichte ist ein verfehlter. Die Ausbreitung des Menschengeschlechts von Süden nach Norden widerspricht der Natur. Darum haben sich auch die erobernden Südvölker der Mauren und Türken in Frankreich und Österreich aufs Haupt schlagen lassen; sie ahnten, daß sie zu weit gegangen, nämlich zu weit nach Norden, und zogen einen raschen Soldatentod dem langsamen, aber schmerzlichen Erfrieren unserer Wolfswinter vor. Jetzt sitzen sie am Goldenen Horn und in Marokko bei Gül und Bülbül; in Wien müßten sie Wohltätigkeitsakademien und Holz- und Kohlenkonzerte geben. Die Unglücklichen! „Gottes ist der Orient!"

Der Mensch ist geboren, nackt zu gehen und Kokosnüsse zu essen, nicht Uniformen zu tragen und Militärbudgets zu bewilligen. Die Soldaten exerzieren, um sich warm zu machen, und liefern Schlachten, um sich wärmer zu machen. Das Zivil wendet eine ungeheure Friktion von Kultur und Intelligenz an, bloß um Wärme zu entbinden. Roland und Bonnechose, Brints und Berger, der Staatsanwalt und die Presse, Schmerling und die Opposition — wenn sie übereinander klagen, so geschieht es, weil sie sich höchstens „den Kopf warm machen" und nicht einmal den ganzen Leib. Das ist der Sinn ihrer Klagen.

Auf diesem Wege kann nichts besser werden. Was hilft uns die beste Konstitution bei 14 Grad unter

Null an jedem Frühlingsmorgen? Fast wären die schlechten noch besser, man könnte sie doch zum Einheizen brauchen.

Nein, der Fortschritt des Menschengeschlechtes hat viel radikaler auszuholen. Nicht die Verfassungen, die Wohnplätze müssen wir ändern. Wir müssen von Norden wieder nach Süden zurückströmen.

Es ist die hoffnungsvollste Tatsache der jüngeren Weltgeschichte, daß das auch wirklich geschieht. Wir gehen nach Amerika und nennen's nach Westen gehen; aber das ist nicht wahr; unser westliches Gegenüber ist die Küste Labrador und die Eskimos; wir gehen nach Süden, indem wir nach Amerika gehen. So haben sich auch die Franzosen das Südland Algerien ins Haus geschlachtet, die Engländer wärmen sich in Indien und die Russen dringen nach Indien vor. Sogar die kleinen Holländer und die winzigen Dänen haben sich an ihren Nordlandshäusern ein paar Stuben auf der Sommerseite der Welt auszubauen gewußt. Nur wir Deutsche und Österreicher haben wie gewöhnlich nichts. Ich rate dringend, wenn wir wieder einmal nach Neapel marschieren, wie anno 20, so bleiben wir gleich dort, wie die Preußen in Holstein. Die armen Preußen! Je näher dem Nordpol, desto sicherer sind sie verloren. Das wußte der schlaue Graf Rechberg, als er den Erbfeind in sein gewisses Verderben lockte.

Geistliche und weltliche Moralisten loben die Sitte des germanischen Hauses, die Sitte der Väter. Aber die Väter haben auch schon die Väter gelobt und diese wieder die Väter. Aufsteigend gelangen wir so in jene starre Tugendregion, wo der Rhein noch bis auf den Grund zufror, und keine germanische Jungfrau ihr Fenster aufmachte, weil sie nicht unterscheiden konnte, ob es der Wolf oder der Jüngling sei, der nachts vor ihrem Fensterlein heulte. Die Tugend lag

damals in der Luft, nämlich im Klima; ſie brüllte mit Bären und Wölfen um die Wette. Es war einfach zu kalt für den paphiſchen Götterdienſt. Rieſige Kulturarbeiten mußten wir tun, um uns der Kälte zu erwehren; die Kälte verſchwand endlich, und wie aus Wäldern und Sümpfen, ſo aus den Herzen; hier aber nennt man's das Verſchwinden der Tugend. Wie ſeltſam! Ich entdecke da eine wichtige Wahrheit. Die Moral iſt ein iſothermiſcher Begriff! Seit wir unſere Urwälder ſo künſtlich zu heizen verſtehen, daß auch Debardeurs darin wohnen können, ſind die Bären fort und die Debardeurs da. Was wollt ihr? Tugend? Nein, Kälte wollt ihr; ihr habt nur die Wahl zwiſchen Bären und Debardeurs. Aber Geduld! Zwei ſolche Winter noch wie der heurige Winter und der vorige Sommer, und wir werden fürchterlich ſittlich werden.

Die Moral iſt ein iſothermiſcher Begriff. Seht doch die Mappen unſeres wackern Selleny und fragt euch, ob die Debardeurs beſſer verhüllt ſind oder die Jungfrauen auf den nikobariſchen Inſeln. Weitaus die erſteren. Und doch vermißt ihr auf den Nikobaren die Kleider nicht, nach denen ihr ſo ſchneiderhaft ſchreit im „Koloſſeum“ oder im „Dianaſaal“. Was kann klarer ſein? Nicht uns fehlt die Moral, ſondern unſerer Moral fehlt der richtige Breitegrad. Der achtundvierzigſte iſt zu kalt für ſie; aber zwiſchen dem dreißigſten und zwanzigſten, da lägen „die heitern Regionen, wo die ſchönen Formen wohnen“, wie euer Nationaldichter Schiller ſo ſehnſüchtig ſingt. Hört ihn doch, dieſen klaſſiſchen Dichter, und folgt ihm womöglich, damit ihr euer Geld für ſeine vielen Denkmäler nicht umſonſt ausgebt!

Hinweg aus dieſer laſterhaften Kälte! Auf nach dem Süden, wo es ſo moraliſch warm iſt!

Zu die heitern Regionen,
Wo die ſchönen Formen wohnen!

Epilog des Karnevalphiloſophen.

Anfange März 1865.

Und nun freue dich, nächſte Generation! Denn um dich hat ſich ja doch alles gehandelt! Wenn die zart umſpannten Balltaillen im Laufe der nächſten Monate weniger ſchlank ſein werden; wenn die bewunderten Ballköniginnen heute über ein Jahr ſtille ſitzen und als glückliche Gattinnen eine Wiege ſchaukeln, worin die von keinem Botaniker klaſſifizierte Frucht der Kamelienverblühung ſchlummert: wer anders rühmt ſich ſeiner Werke als du, harmloſer, leichtſinniger, narrenverkleideter, weiſer, planvoller, tiefſinniger Karneval? Du weißt, was du willſt, deine Verehrer aber ahnen es kaum! Da flattern ſie hin in ihren Spitzen und Gazen, mit ihren klopfenden Pulſen und erhitzten Wangen und denken, ſie ſind um ihrer ſelbſt willen da. Gott behüte, ſie ſind da im Dienſte der nächſten Generation! Horch, wie ſie flüſtert, und wenn ſie nicht flüſtert, wie ſie ſich die Hände drückt, und wenn ſie ſich nicht die Hände drückt, wie ſie mit Augen ſich ſucht, wie ſie hinüber und herüber von einer Ballſaalecke zur andern mit winkenden, girrenden, luſtflammenden Blicken ſich zulächelt! Wer? Nun, die nächſte Generation. Wahrlich nicht ihr. Ihr ſeid ihr bloß Mittel zum Zwecke. Bildet euch ja nicht ein, daß ihr gekommen ſeid, um eure Narrheit auszutoben. Nein, ihr ſeid gekommen, um eure Ernſthaftigkeit anzufangen. Ihr ſeid gekommen, um Eltern zu werden und Elternpflichten zu übernehmen. Aber daß ihr das ſelbſt nicht wißt, das eben iſt eure Karnevalsnarrheit.

Zwar eine Art traumhaftes Halbwiſſen habt ihr doch davon. Die Tatſache, daß die Tänzer immer ſeltener werden, korreſpondiert genau mit der Tatſache — daß die Ehen immer ſeltener werden! Die Tänzer

ſcheinen eine dunkle Ahnung zu haben, daß jenes verräteriſche Ding, die parfümierte und goldgedruckte Tanzordnung, Quadrille, Kotillon, Polka Mazur, Walzer — in einem metaphyſiſchen Zuſammenhang ſteht mit einer anderen Poſtenliſte: Schulgeld, Holz, Licht, Hauszins, Marchandemodenrechnung ꝛc. ꝛc. Und nun vollends die Tänzerinnen! Bei denen iſt die dunkle Ahnung noch etwas heller. Man könnte faſt ſagen, ſie handeln mit menſchlichem Bewußtſein. Seht, mit welcher Wichtigkeit das jüngſte und unerfahrenſte Mädchen den Moment auffaßt, wo ſie die erſte Balltoilette macht! Ich habe immer über die Eſel von Philoſophen gelacht, welche über die Wichtigkeit lachen, womit Mädchen ihre Toilette behandeln. Wißt ihr, was eine Mädchentoilette iſt und vollends eine Balltoilette? Sie iſt genau das, was euch eine Staatsprüfung iſt. Ja, ja, ſeht mich nur an, ich rede im Ernſte. Die Natur ſagt dem jungen Mädchen: Du gehſt jetzt dorthin, wo du Brot und Anſtellung zu ſuchen haſt, wo du den Vater deiner künftigen Kinder zu ſuchen haſt. Heute Abend wird der Kurs und die Valuta feſtgeſetzt, die du auf dem „Jahrmarkte des Lebens“ gelten ſollſt. Und da nur Gott das Herz ſieht, ſo wird dein Kurs größtenteils notiert werden nach deinem Äußern, nach der Art, wie du zu erſcheinen weißt.

Im Ballſaale beſtehſt du dein Staatsexamen. Von deiner äußeren Erſcheinung wird es abhängen, ob du durchfällſt oder ob du dein Anſtellungsdekret nach Hauſe bringſt als Gattin und Mutter! Kann etwas wichtiger ſein als eine Mädchentoilette? Aber das laſſen ſich die Pedanten nicht ahnen, welche lachen oder wohl gar ſich ärgern über das wochenlange Hin- und Herrennen von Laden zu Laden, über das wochenlange Kopfzuſammenſtecken mit befreundeten Mädchen und Frauen, über das ſtundenlange Stehen und Gaffen vor dem Spiegel, über das unaufhörliche Ändern,

Prüfen und Wählen. Sie wissen nicht, daß die befreundeten Mädchen und Frauen der unerfahrenen Jungfrau das sind, was ihnen „der Einpauker“ ist; sie wissen nicht, daß ihr der Spiegel das ist, was ihnen das Überhören der eingelernten Lektion ist; sie wissen nicht, diese bücherhaften Alleswisser, daß das Interesse für eine gute Balltoilette nichts Geringeres ist, als der Lebensinstinkt der nächsten Generation!

Wir alle gehen am Gängelbande unserer Nachkommen. Unser Dichten und Trachten, unsere Zielpunkte, unsere Leidenschaften, unsere Studien, Erfindungen, Tugenden, Zivil- und Militärverdienste, das alles wird bis ins kleinste und feinste geregelt und geleitet von den unsichtbaren Händchen der Kinder, welche sich in den Kopf gesetzt haben, geboren zu werden. Sie sind's, welche mit unserer Privatgeschichte unsere Weltgeschichte machen.

Macaulay sagt: „Die gegenseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter haben für uns, gering gesagt, dieselbe Wichtigkeit wie die internationalen Verhältnisse der beiden größten Regierungen der Welt.“ Und das ist wirklich gering gesagt. Fast zu gering! Wenn in den lusterstrahlenden Fenstern einer Staatskanzlei zwei große Diplomaten ein pourparler halten und in demselben Augenblicke flüstert die Küchenmagd mit dem Hausknecht auf einer dunklen Hintertreppe der Staatskanzlei, so haben diese weit Wichtigeres zu verabreden als jene. Sie verabreden die Geburtsliste der nächsten Generation. Wie unbedeutend, wie verschwindend und nichtssagend erscheint dagegen alles, was Metternich und Talleyrand konferiert, was Luther und Zwingli disputiert haben! Was wollten die Diplomaten regieren, was wollten die Theologen segnen und verfluchen, wenn die Küchenmagd und der Hausknecht nicht einig würden? Es wäre um die Menschheit geschehen.

Der ſagenhafte Karthaphilus, ein Seitenſtück zum Ahasverus, iſt verurteilt, in einer ſyriſchen Höhle bis ans Weltende zu ſchlafen, aber alle tauſend Jahre erwacht er und fragt dann nach: ob die Weiber noch Kinder gebären? Das iſt ihm die Lapidarformel der Weltgeſchichte. Er fragt nicht nach Xerxes oder Napoleon, nach Cäſar oder Brutus, nach Bach oder Schmerling — er fragt, ob Küchenmagd und Hausknecht ſich noch immer die Ehe verſprechen. Daran erkennt er, ob die Welt noch auf der Welt iſt.

Immer weht mich der Hauch der Weltgeſchichte friſch von der Quelle an, wenn ich in der Abenddämmerung durch die Straßen gehe und die Geſellen gehen von der Arbeit nach Hauſe und die Mägde mit ihren Waſſereimern vom Brunnen und in den dunklen Hausfluren halten ſie Ständerling und flüſtern miteinander. Jetzt iſt die Börſenſtunde der nächſten Generation, denk' ich bei mir.

Aber eines Tages werfen ſie ſich in den Staat, zünden Lichter an, laſſen Muſik kommen und vom Hausknecht bis zum Prinzen und von der Kuhmagd bis zur Prinzeſſin wird der internationale Kongreß der Geſchlechter öffentlich, geräuſchvoll und mit ſolenner Feierlichkeit abgehalten. Er heißt Karneval und ſoweit die Erde rund iſt, verdankt ein großer Teil der atmenden Menſchheit dieſem Staatsakt der Geſchlechter das Leben. Keiner von uns kann ſagen, ob ſein Daſein nicht zwiſchen einem Walzer und einer Polka verabredet worden!

Das iſt die Bedeutung des Karnevals. Hunderte von Federn haben wochenlang über ihn geſchrieben — und immer aus dem Geſichtspunkte der Luſt und des Vergnügens geſchrieben. Die Kurzſichtigen! Der Karneval iſt eine ſehr ernſthafte Sache. Nur Hiſtoriker ſollten über ihn ſchreiben und der größte Hiſtoriker unſerer Zeit, Macaulay, hatte auch hier die richtige Witterung

der Sache. Er traf seinen historischen Nagel auf den Kopf, indem er ahnte, daß die größte Geschichtstat — der Verkehr der Geschlechter sei.

Privatgeschichte über Weltgeschichte, wenn von Mann und Weib die Rede ist! Nur einen Punkt gibt es, wo die letztere wirklich wichtiger wird, als die erstere — nämlich, wenn die Weltgeschichte bis in das Verhältnis der Geschlechter selbst fühlbar wird. Aber dann ist sie fast mehr als Geschichte — Verhängnis! Der dreißigjährige Krieg hat 16 Millionen Deutsche vorgefunden und 5 Millionen hinterlassen! (Diese Angaben schwanken. D. H.) Die Napoleonskriege haben 35 Prozent Überschuß des weiblichen über das männliche Geschlecht in Frankreich verursacht! Das sind die riesigsten Wirkungen der Geschichte — wenn sie selbst das Geflüster unterm Torweg stören!

Aber sicherer und verderblicher noch als mit der Kriegsfackel kann die Geschichte das tun auf dem langsamen, schleichenden Wege der Zivilverwaltung. Was Spanien entvölkert hat, was die Italiener als Banditen in die Berge trieb, wer wüßte es nicht? Die Regierungen haben so regiert — daß der Hausknecht der Küchenmagd das Eheversprechen nicht mehr halten konnte! Drückende Steuerlasten, teurer Kredit, unendliche Abgaben, verkümmerte Einnahmen, Mangel an freier Bewegung, volkswirtschaftlicher Bann und Zwang — das haben die starken Regierungen in Spanien und Neapel, gestützt auf Priester, Soldaten und Granden, widerstandslos verhängen können und das arme stumme Volk hat nur eins getan — es hat nach und nach aufgehört, Familien zu gründen! Wenn Karthaphilus in den Augiasställen jener unverbesserlichen Finanzwirtschaften nachsah, so konnte er — mit immer fröhlicherer Miene in seine Höhle zurückkehren!

Alban Stolz, ein katholischer Charakterkopf.

„Grazer Telegraph", 7.—18. Mai 1865.

Alban Stolz gehört zu jenen selbständigen Charakteren in der katholischen Kirche, welche den Kampf gegen die weltliche Bildung des 19. Jahrhunderts für die Sache des alten volkstümlichen Glaubens, nicht in Reih und Glied der Partei, sondern auf eigene Hand, als persönliche Angelegenheit einer lauteren, uneigennützigen Überzeugungstreue kämpften, und zum Danke für die dornenvolle Mühe dieses Kampfes von den Ultramontanen selbst nur mit halbem Vertrauen, um nicht zu sagen mit Mißtrauen angesehen sind.

Sohn des Volkes, wenngleich nicht der untersten Volksschichte, widmete er sich weltlichem Berufe und studierte in Heidelberg Jurisprudenz. Im Laufe dieser Studien war es, und seine reifere Jugend näherte sich schon dem Mannesalter, als die geistige Parze seinen bisherigen Lebensfaden abschnitt und einen neuen anknüpfte. Es war der religiöse, der katholische Enthusiasmus. Es war jene Krisis, welche die fromme Sprache den „Durchbruch der Gnade" nennt. Stolz wandte sich der Theologie zu, wurde Weltpriester, wurde Pfarrer in einer der rauhesten Gegenden des Schwarzwaldes und fing auf diesem Patmos, wo das Leben des Seelsorgers zwischen mühseligsten Strapazen und drückendster Leere wechselte, die Mußestunden der letzteren als Schriftsteller zu benützen an. Er schrieb den „Kalender für Zeit und Ewigkeit", eine religiöse Erbauungsschrift fürs Volk. Eine Reihe von Jahren dauerte Stolz auf dem Schwarzwalde aus und durch ebensoviele Jahrgänge ist sein Kalender bezeichnet.

Das reiche, ja überreiche Gemüt des schwäbischen Propheten war in dieser Einsamkeit weder verarmt noch verbauert, sein behender, aktiver Geist nicht in quieti-

ſtiſchen Stillſtand geſunken. Eines Tages gürtete der Mann ſeine Lenden und ſah ſich die katholiſche und proteſtantiſche Welt faſt in ganz Europa an. Er hat dieſe Weltſchau in Schriften niedergelegt, aus welchen es der Zweck dieſer Blätter iſt einiges mitzuteilen. Leider kann es nur wenig ſein! Gegenwärtig iſt Alban Stolz Profeſſor der Paſtoral an der Univerſität zu Freiburg im Breisgau.

Seine Schriften ſind in den engeren katholiſchen Kreiſen wohl bekannt; ſie haben viele Auflagen erlebt. Den Ertrag derſelben, ſo weit der Autor daran teil hat, widmet Alban Stolz wohltätigen Zwecken. Er unterſtützt arme Familien oder Studenten, er tut Gutes wo er kann. Gegenwärtig iſt er im Begriffe, einer armen Gemeinde im Schwarzwalde, welche einen Kirchgang von ſieben Stunden hat, ihr eigenes Kirchlein zu bauen.

Dieſe Perſonalien in gedrängteſter Kürze vorausgeſchickt, wenden wir uns jetzt zu den Schriften. Sie ſind dem größeren Leſepublikum, wir dürfen es kühn vorausſetzen, nicht ſehr geläufig, ja fremd, trotz ihrer relativen Verbreitung unter den Parteigenoſſen. Namentlich in unſerem Oſtdeutſchland ſind ſie ſo gut wie unbekannt.

Und doch gibt es wenige Tendenzſchriftſteller, welche ſoviel Überſchuß von Talent über die Tendenz beſitzen, wie Alban Stolz. Der weltliche Antagoniſt wird dieſen geiſtlichen Herrn noch mit Vergnügen leſen. Alban Stolz läßt ſich faſt überall als Belletriſt, und zwar im unterhaltendſten Sinne des Wortes genießen. Auf *ſeinem* Standpunkte mag es profan klingen, aber es iſt Tatſache: er unterhält. Die Natur ſpielt den Tendenzen wunderliche Streiche. Materialiſten wie Vogt und Molleſchott haben mit vielem Geiſte — den Geiſt geleugnet; Alban Stolz iſt nicht der erſte Spiritualiſt, welcher die Sinnlichkeit bekämpft — mit dem

eminenteſten Talente der Sinnlichkeit. Um ſeine ſinnliche Kraft, Fülle und Originalität könnte ihn manch ein berühmter Dichter beneiden. Er hat Witz, welcher Heine, ja an Shakeſpeare, Humor, welcher an Jean Paul, Naturgefühl, welches an Brentano und ſeine Schweſter Bettina, welches an die beſten Engländer der Sterneſchen Schule erinnert. Die Lieblingsfigur ſeines Stils aber iſt die Ironie.

Auf den Namen dieſer ſchalkhaften Heiligen tauft er ſein Buch: „Spaniſches," welchem wir jetzt zu folgen gedenken, ſchon in der Vorrede. „Damit niemand durch dieſes Buch in ſeinem Behagen geſtört oder um ſein gutes Geld getäuſcht werde, indem er durch falſche Erwartungen verlockt, es kauft, ſo will ich ſtatt einer einladenden Vorrede eine Warnung vorausſchicken. Sie ſoll das Bündel Heu vorſtellen, welches die alten Römer polizeigemäß dem ſtößigen Stiere an das Horn zu binden pflegten, damit ihm jeder, der nicht aus Beruf oder Mutwillen andern Sinnes war, rechtzeitig aus dem Wege ginge.

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift iſt zwar allerdings eine Reiſe, die ich nach Spanien gemacht habe; wer aber etwas daraus lernen wollte im Fach der Geographie, Ökonomie, Statiſtik, Politik, Architektur, oder etwas von alten Handſchriften, würde ſich elend betrogen finden, wenn er in ſolchen gelehrten Erwartungen dieſes Buch leſen würde. Ebenſo mag da und dort eine ſchöne Seele ſich zu verſenken gedenken in ſpaniſche Gitarrentöne und andaluſiſche Nächte; allein das ſüßlich-gelüſtige, eitel-lügenhafte Erträumen und Erzählen von Liebſchaften und Eroberungen mag Bogenhonorar-Dichtern und Schöngeiſtern anſtehen, nicht aber mir. Desgleichen möchte auch mancher Fromme aus meiner Schrift mehr Ärgernis als Erbauung faſſen, wenn er bemerkt, daß ich nicht für franzöſiſche Modefrömmelei ſchwärme. Ganz beſonders dringend aber

warne ich aufgeklärte Stadtväter und gebildete Kulturtöchter vor der Lektüre dieser Schrift; ihr feinfühliges Herz und ihr belletristischer Geist müßten sich empören über die Ungeschlachtheit und Roheit meiner altmodischen Denkungsart. Sie sollen lieber einen zarten Almanach lesen oder die Stunden der Andacht von Heinrich Zschokke, zu haben bei Sauerländer in Aarau.

Wenn man mich nun letztlich fragen würde: wer denn mein Buch lesen solle und für wen ich es geschrieben habe, so könnte ich immerhin mit der Antwort etwas in Verlegenheit kommen. Allein ich bin überzeugt, daß trotz dieser Warnung das Buch eine hinlängliche Zahl von Lesern finden wird; denn derselbe Eigensinn, welcher mir die Feder zum Schreiben in die Hand gegeben hat, wird auch viele zum Lesen antreiben."

Eine kokette, aber psychologisch wahre Bemerkung!

Ebenso wahr bezeichnet er ein Rätsel der menschlichen Natur, da er an einem Tage abreist, wo er am wenigsten dazu gelaunt ist und darüber bemerkt: Es war das häßlichste Wetter, das man sich denken kann und wurde mir als ein vermessenes Unternehmen dringend widerraten, da ich erklärte, daß ich den andern Tag nach Spanien reisen werde. Ich hatte selbst gerade keine Lust dazu, viel weniger war Pflicht oder Nötigung vorhanden; aber ich machte auch hier wieder die Erfahrung, daß manchmal ein unüberlegt gesprochenes Wort prophetischen oder vielmehr schöpferischen Charakter hat, so daß man sich später zu einer Tat innerlich gezwungen fühlt, von welcher man vorher mehr phantasierend als entschlossen gesprochen hat. Meine Äußerungen von der Liebe und dem Verlangen zu Spanien übten Gewalt über mich und trieben mich zu einer Zeit dorthin, wo ich just weniger als sonst dazu Neigung hatte.

Und so besteigt er denn den Postwagen und der Weltsinn des geistlichen Herrn findet jetzt auf Schritt

und Tritt Stoffe, ſein ſcharfes Auge und ſeine kauſtiſche Zunge zu üben. In Baſel wird es ihm etwas ſchwer, den weitläufigen gepolſterten Geſichtern der Patrizier abzuſehen, wie fromm ſie ſind, und wie ſehr ſie den höheren Beſtrebungen obliegen.

Im Münſtertal kritiſiert er ſeine Poſtwagengeſellſchaft, wie folgt: Eine wohlbeleibte Engländerin. Die Jahre und der Überfluß an Fett hatten alle Schönheit, wenn ſie je deren beſeſſen, gründlich vertilgt; allein offenbar wußte die Beſitzerin nichts von dem erlittenen Schaden, ſondern hielt das Bewußtſein großer, ſiegender Schönheit feſt. Wie über ſich ſelbſt entzückt, drehte ſie mit wunderlicher Feierlichkeit ihre Waſſeraugen und verſuchte die Falten des Antlitzes ſo zu drapieren, daß die Majeſtät einer Juno und die Anmut einer Venus Urania miteinander aus dem breiten Geſichte wie aus einer Wolke ſiegend hervorſtrahlen ſollte. — Ein Forſtmann aus einem deutſchen Städtchen. Derſelbe tat während der Fahrt zwei Reden, welche wohl verdienen, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Die eine lautete: „Merkwürdige Gebirgsformation!“ Die andere: „Hier mag es wohl eine gute Jagd haben.“ Was er ſonſt ſagte, war weniger unſterblich. — Eine Preußin. Ihre Mundmuskeln waren in ewiger Tätigkeit, entweder zum Sprechen oder zum Eſſen. In einem Gaſthauſe, wo ſie ein paar Bekannte gefunden, ſtieß ſie nicht einen oder zwei Schreie aus, was eben genug geweſen wäre, ſondern ſie und die übrigen Preußinnen vollführten ein ſolches Geſchrei, daß das ſämtliche Dienſtperſonal vor Staunen und Starren nicht zum Aufwarten gelangte. Ein tiefer politiſcher Kopf meinte, daß dieſes weibliche Ideal insgeheim von der preußiſchen Regierung geſendet worden, um die Herzen der Neuenburger wieder für Preußen zu erobern. — Am Neuenburger See aber bekommen wir folgendes Stimmungsbildchen: „Die Morgenſonne ſchimmerte halb durch einen

Wolkenſtreif, der Himmel war blaßblau gefärbt, ein geringer Wind wehte mit mattem Geräuſch in den Baumzweigen und unkräftig plätſcherten die Wellen des Sees zum Steindamm herauf. Dieſe Stimmung der Natur glich ganz meiner eigenen; ich war trüb ohne Leid und müde ohne Arbeit, ja, es fiel mir der Gedanke ein, ob ich nicht ſchon einmal auf der Welt geweſen." Ein hübſcher Lenau! Wenn aber der Verfaſſer ſo weit geht, das Wort Seele überhaupt nur für eine Verkleinerung von See zu halten, und dieſes Kurioſum, wie es ſcheint, im Ernſte ausſpricht, ſo haben wir damit ein Prachtſtück von der altberühmten Raſſe des Schwabenkopfes!

Je weiter wir gegen Lauſanne hinfuhren, deſto mehr fingen die Leute an, nebſt dem Munde auch die Naſe zum Sprechen zu brauchen, d. h. franzöſiſch zu reden. Da ich auch einiges Franzöſiſch gelernt, ſo wurde ich ganz beſonders nachdenklich, als ich zu öfterem das Wort basch hörte; ich konnte mich nicht entſinnen, in meinem Schulunterricht es gehört zu haben und hätte bald an einen Unterſchleif geglaubt. Endlich aber enthüllte es ſich, daß basch die franzöſiſch verſchönerte Ausſprache von Batzen ſei, ein gutes deutſches Wort, welches gar wichtig im Geldverkehr mitſpielt. Wer hätte das gedacht! Die franzöſiſche Zunge macht es nämlich wie die Boa, welche das Tier, bevor ſie es verſchlingt, ganz mit Schleim überkleiſtert; desgleichen bemüht ſich die franzöſiſche Sprache, jedem fremden Wort, das ſie braucht und aufnimmt, vorerſt die Knochen kräftiger Syllabierung herauszubrechen und es dann womöglich mit ihren Naſenlauten zu verſchleimen; beſonders rührend nehmen ſich griechiſche und deutſche Namen in dieſer Naſenbekleidung aus.

Aus dieſen wenigen Proben ſchon ſehen wir, daß die Vorrede Wort hält, daß der Verfaſſer nämlich mit Aug und Ohr des Handwerksburſchen, des Natur-

menſchen reiſen will, und den phraſengepflaſterten Weg der Reiſemerkwürdigkeiten prinzipiell vermeidet. Er zitiert darüber den alten Spanier Huertes, welcher bemerke, daß die Geſpenſter ſich von Orten, wo viel Tumult iſt, entfernt halten und am liebſten in verlaſſenen Gebäuden und einſamen Gegenden weilen. Inſofern habe ich ſchon im voraus etwas Geſpenſterhaftes an mir, als mir ſelten beſuchte, insbeſondere von dem Reiſepöbel unentdeckte oder verſchmähte Orte weitaus die anziehendſten ſind. Städte und Gegenden, die von Touriſten viel beſucht, beſchrieben und breitgetreten ſind, bekommen einen feinen Staub und Schmutz, der der Natur ſelbſt ihre friſche jungfräuliche Schönheit zu nehmen ſcheint.

Demnach wirft ſich der Verfaſſer in Genf, wo alles beſchrieben und breitgetreten iſt, gleich auf ein Thema, welches er ſicher der erſte behandelt. Es ſind — die Eſel. Ich habe noch nirgends ein ſo großes Konſiſtorium von Eſeln geſehen, als auf den Plätzen und Straßen Genfs. Mehr aber als die große Menge bewunderte ich die Haltung dieſer Eſel. Es war durchaus nicht das langweilige, verdrießliche, gefrorene Weſen der deutſchen Eſel an ihnen zu ſehen. Da ſenkte der eine das rechte Ohr, während er das linke wie einen Federbuſch geſtreckt in die Höhe ſpitzte, was ihm einen beſonderen Ausdruck von Schlauheit gab, wie wenn er einen Witz machen wollte und denſelben ſchon halb fertig hätte. Ein anderer ſtreckte das Bein und beſchaute mit vieler Genugtuung ſeinen kleinen, eleganten Huf, worauf er mit Luſt und Kraft ſcharrte, um auch fremde Augen auf das zarte Füßchen aufmerkſam zu machen. Ein dritter ſchwenkte mit Grazie ſeinen Schweif, wie ein Kavalier ſeine Reitpeitſche, und zwar nicht um Fliegen zu wehren, wie eine proſaiſche Kuh, ſondern offenbar als Ausdruck von Lebensfülle und Gewandtheit. Ich wunderte mich daher keineswegs, als ich ſah, wie

eine Frau, übermannt von der Liebenswürdigkeit ihres Esels, demselben liebkosend einen Kuß auf die Stirne drückte. Das Selbstgefühl der dortigen Esel ist aber auch schon in ihren Gesichtszügen zu lesen; man entdeckt leicht um den Mund eines manchen ein spitzbübisches Lächeln und wenn sie denselben auftun, um ihre Stimme hören zu lassen, so geschieht dieses mit einer solch sichtbaren Lust an besagter Stimme, als kaum eine Nachtigall an der ihrigen haben kann. Ich bin auch überzeugt, daß jene Esel den Unterschied zwischen sich und der Nachtigall einzig in der Stärke des Tones finden, wobei sie noch im Vorteile stehen. Später sah ich auch an, wie ein Esel mit einem beschwerten Karren hitzig bergauf sprang, und zwar nicht unter zwingenden Schlägen, sondern einzig infolge eines innerlichen Raptus. Ich kann deshalb zur Stunde nicht begreifen, warum die Alten statt des pedantischen und leicht entarteten Pferdes nicht lieber den Esel zum Pegasus gewählt haben, was um so treffender erscheinen müßte, wenn man auch noch die übrigen Eigenschaften so mancher Dichterjünglinge damit symbolisieren wollte.

Von Genf nach Lyon, lesen wir weiter, reist man einen halben Tag lang durch Savoyen. Ein Naturbild von echtestem Dichtergefühl steht wie eine Denksäule auf diesem Weg. Der Verfasser schreibt:

Es waren wenige Ortschaften und Menschen an der Straße zu sehen und die zu sehen waren, schienen wohl arm zu sein. Aber Himmel und Berge waren schön in ihrem stillen Traumleben und die südliche Mittagssonne brütete über der einsamen Landschaft. — Vor zwei Jahren, auch im Herbste, stand ich um Mittagszeit an der Grenze von Steiermark auf einer sehr hohen Alpe; mein Führer und ich, wir hatten uns auseinander verirrt. Gegen Osten stand ganz nahe der 10.000 Fuß hohe Dachstein mit seinen Gletschern und ewigem Schnee,

zuweilen von matten Sonnenstreifen berührt; daneben die ungeheuern Donnerkegel, die in ihren schneeversilberten Zacken fast senkrecht von der Tiefe aufsteigen bis in die Wolken, als wollten sie den Himmel durchbrechen, einer Weltorgel gleich, wenn die Welt ein Tempel ist. Im Fußwinkel dieser Riesengebirge lagen wie grüne Drachen fast unheimlich die länglichten Gosauerseen. Ringsumher aber sah ich einen wunderbaren Kreis gezogen von dem mannigfaltigsten Hochgebirg. Die Häupter dieser Berge waren teils mit schwarzem Walde bedeckt, teils alpengrün überzogen, teils mit Schnee bestreut, teils in schroffen Felsenknochen emporgereckt. Da schauten herüber, das Haideckhorn, die Modereck, das Torsteingebirg, die Königswand, der Schwarzkogel und der Eiskogel. Aber von Straßen, Ortschaften, bebauten Feldern und allem, was an Menschen erinnern könnte, war — eine einzige ferne Höhe etwa abgerechnet, keine Spur zu sehen.

Obschon es nicht viel über Mittag, so war es doch fast bis zur Dämmerung düster. Leichte Schneekügelchen wurden langsam und spärlich vom kalten Luftzug umhergestreut. Zu meinen Füßen aber sah ich die Blumen, welche bei uns die ersten im Frühlinge sind, kümmerlich und frierend im halben Aufblühen vor Kälte wieder absterben. Ihr Frühling ragte krank in den kalten Schneeherbst hinein; nur die Alpenrose hatte Zeit gefunden vor dem Erfrieren noch abzublühen. Und dazu die große unendliche Stille um mich — alles Denken an Standes- und Erdverhältnisse hatte sich zur tiefen Ruhe gelegt; ich fühlte mich nur noch als Mensch in einsamer großer Natur und es überkam mich eine gegenstandslose Traurigkeit; die stille Schwermut der ganzen Natur um mich her durchdrang auch mich und überzog mein ganzes Gemüt. Wie ganz anders ist ein sonniger Mittag über der südlichen Landschaft in Savoyen! Fast in allem das Gegenteil jenes

kalten trüben Tages über Alpen, Gletschern und Felshörnern und doch im letzten Eindruck auf das Gemüt von tiefer Ähnlichkeit wie dieselbe Melodie aus einem Blechhorn und einem Saiteninstrument. Ich fühlte auch hier an der Rhone dem ganzen Ausdruck der Natur eine große weite Trauer ab, ein Klagen ohne Worte, eine unsichtbare Krankheit. Man meint beinahe, hinter dem duftigen Schleier aus Sonnenschein, Luft und Erdhauch gewoben, ein schlagendes Herz, eine Träne, ein Antlitz voll schmerzlicher Sehnsucht zu sehen, aber zu unbestimmt, zu innerlich und seelenhaft, um es nennen zu können und nur der Apostel durfte es nennen, als er im Römerbriefe 8 von dem Trauern und Sehnen der ganzen Schöpfung spricht.

Aber noch schöner als dieses Naturbild sind folgende Menschenbilder:

Später beim Mittagmahle wurde ich mit einem Herrn bekannt, welcher einen sehr freundlichen Eindruck bei mir hinterlassen hat. Sein ganzes Wesen schien hell, fröhlich und durchsichtig zu sein. Wenn mancher Franzos sehr gefällig ist, so meint man ihm anzusehen, daß er dabei sucht und hofft, im Herzen der andern einen blumengeschmückten Altar und sein liebenswürdiges Bild darauf zu errichten; jener Herr aber zeigte bei seiner Güte und Fürsorge für andere lediglich nur seine reine frische Natur, er schien so wenig zu ahnen oder daran zu denken, welch schönen Eindruck er mache, als ein unschuldiges Hirtenkind. Mit einer Art liebenswürdiger Gewalttätigkeit suchte er mich von der Reise nach Spanien abzubringen und dafür nach Konstantinopel zu verleiten; ferner sorgte er beim Essen für mich und andere mit väterlicher Sorgfalt, und einer Engländerin, die mit der Nase auf ein Rad fiel und dabei stark sich verwundete, nahm er so kräftig sich an, daß er beinahe Streit mit der Polizei bekam. Dabei zeigte er ein ungewöhnliches Wissen; er sprach mit einer Art Be-

geisterung von dem klassischen Boden in Kleinasien und Griechenland, was mich um so mehr verwunderte, da er ein Kaufmann und in Paris ansässig war. Es macht mir nun eine herzliche Freude zu erzählen, daß dieser Mann aus Heidelberg gebürtig ist.

Ich habe zwei Jahre jugendlicher Gärung in Heidelberg zugebracht und so finster und wild es in meinem Innern damals kochte, so sind dennoch die Heidelberger im lieben Andenken bei mir geblieben; so weit ich sie kennen gelernt habe, ist Herzensgüte, Fröhlichkeit und Bildung besonders vorherrschend bei ihnen. Doppelt aber freute es mich, daß das alles so echt und naturfarbig bei meinem Reisegefährten geblieben, der ja so lange schon fort und ein halber Pariser war. Da ich dieses Buch eigentlich zu meinem Vergnügen und nicht zu jenem des Lesers schreibe, so führe ich mir zulieb und Heidelberg zu Ehren noch zwei Kleinigkeiten an, wie man zwei Blumen vor dem Bilde eines teuern Andenkens aufsteckt.

Ich stand einmal am Fenster meines Zimmers, während es sehr stark regnete. Ein Mädchen von etwa 9 oder 10 Jahren ging vorüber; es hatte keinen Regenschirm, wohl aber einen Korb, in welchem es irgend etwas überbringen mußte. Vor meinem Wohnhaus blieb es nun plötzlich stehen und betrachtete ein halbgewachsenes Huhn, welches auf der Türschwelle war. Nun zog das Kind die Schelle an der Haustüre und wartete, immer im Regen stehend, bis jemand öffnete, worauf es dann bat: „Lassen Sie doch des Hinkele herein, es wird sonst naß.“ — In dem Hause, wo ich mit mehreren Studenten Mittagskost hatte, war ein Mädchen von gleichem Alter, ungefähr wie das oben erwähnte. Dasselbe war uns immer scheu aus dem Wege gegangen und redete niemals mit einem von uns. Eines Tages aber erwartete es uns unten an der Haustüre und bat jeden von uns mit einer wahren

und warmen Beredsamkeit für einen armen Bauer, der auf der Staffel stand und dem das Hagelwetter die Ernte zerstört hatte.

Bei der Grenz- und Zollvisitation zwischen Savoyen und Frankreich bemerkt der Verfasser mit Wohlgefallen, daß die Habseligkeiten des weiblichen Geschlechtes noch viel gründlicher ergründet werden, als die des Mannsvolkes. Es geschieht ihm ganz zu Danke. Wenn ich nämlich ein Lehrbuch für Zöllner schreiben würde, so käme jedenfalls auch die Anweisung hinein, daß sie gegen Weibsleute und Damen dreimal argwöhnischer sein und sich benehmen müßten, als gegen Leute meines Geschlechts; dieses nicht etwa aus Parteilichkeit, sondern aus psychologischen Gründen. Das weibliche Geschlecht ist nämlich nicht nur listiger, sondern hat auch sehr oft eine unmäßige Begierde nach dem kleinen Profit, so daß selbst solche, die nicht geizig sind, an jeder Zollgrenze sich stark angefochten fühlen, durch Schmuggel sich den Trost eines kleinen Gewinnes zu bereiten. Da ich nun sah, daß das Verfahren der Zöllner, welches offenbar aus der Praxis sich gebildet hatte, meine Hypothese a priori bestätigte, so erfreute mich dieses nicht wenig, zumal da ich auch an anderen Zollstätten, z. B. an spanischen und deutschen, denselben Grundsatz ausgeübt fand, daß nämlich das Gepäck des schönen Geschlechtes sorgfältiger besichtigt wurde.

Lyon gefällt unserem Autor nicht. Die Stadt macht ihm weder einen großen, noch angenehmen Eindruck. Die Lyoner Frömmigkeit empfiehlt sich ihm ebensowenig. In den Kirchen sind die gedruckten Tarife aufgehängt, was ein Sessel kostet in einer stillen Messe, in einem Hochamt, in einer Predigt, in einer Vesper, in einer Vesper mit Musik, an einem Werktag, an einem Sonntag, an einem hohen Feiertag. Während des Gottesdienstes läuft dann ein weiblicher Exequent herum und erhebt von den Andächtigen die Sesselsteuer;

wo da und dort jemand zu andächtig sein will, da klirrt das Weib mit den Kupferstücken in der Hand, um jenen zu sich zu bringen und an Wichtigeres zu erinnern, nämlich ans Geld. — In einer Kirche sah ich klösterlich gekleidete Weiber eine andere Frömmigkeit ausüben. Sie standen von Zeit zu Zeit auf, um wieder an einer anderen Stelle der Kirche zu beten; manchmal rutschten sie auch auf den Knieen von dem Orte ihrer vorigen zu dem ihrer neuen Andacht. Ich ehre alles, was die katholische Kirche offiziell anordnet, unterwerfe mich im Glauben ihrem Urteile, im Kultus ihrem Geschmack: aber abhold bin ich allen Zeremonien eigener Erfindung, womit manche Frommen zum Überfluß ihre Andacht verzieren. Gerade Frankreich scheint sein berühmtes Genie für Luxus und Etikette auch auf das Religiöse ausdehnen und den Ton angeben zu wollen. So z. B. weiß ich, daß die Vorsteherin einer französischen Erziehungsanstalt, welche im Rufe besonderer Gescheitheit steht, einem deutschen Mädchen bei seiner Entlassung dringend empfahl, niemals deutsch, sondern nur französisch zu beten, indem Gott unmöglich ein Wohlgefallen am deutschen Gebet haben könne, aus dem triftigen Grunde, weil man auf deutsch du zu Gott sagt. Diese scharfsinnige und patriotische Dame steht aber nicht allein mit ihrer Ansicht, sondern zahllose andere Damen in Frankreich sind tief überzeugt, daß die Himmlischen viel auf Höflichkeit, und zwar auf französische Höflichkeit halten.

Die Rhonefahrt tut der Autor kurz ab, da er weder die brandenburgische, noch sächsische Gabe hat, wunderbar Armseliges mit wundervollen Augen anzublicken und wundervoll davon entzückt zu werden. Wenn ich zurück denke an das Neckarufer von Heidelberg nach Heilbronn hinauf oder an das Moselufer zwischen Trier und Koblenz, an die dunkeln Waldberge über den grünen Fluten, an die Schloßruinen,

Obſtgärten, Rebenhügel, Brunnen und Bäche im kühlen Grün, ſo kommt mir die Rhone mit ihrem in Frankreich ſchmutzig gewordenen Waſſer, mit ihren dürren Bergen und ſtaubigen Ortſchaften ſo greiſig und abgeſtanden vor, daß für einen Deutſchen von Flußpoeſie nichts zu verſpüren iſt.

Arles macht dem Verfaſſer den Eindruck allgemeiner Nachläſſigkeit. Die Häuſer ſind grau und verſtaubt, Aas und animaliſcher Schmutz überall. Marſeille aber hat Straßen, in welchen der Geſtank dergeſtalt dick iſt, daß die Miasmen der Cholera unmöglich mehr Platz darin fänden, und wirklich erfährt der Verfaſſer, daß dieſe Straßen von der Seuche verſchont blieben. In Montpellier — unſer Schwabe ſchreibt: in dem Montpellier — findet er unermeßlich viel Staub, Wind und ſpitzigen Sonnenſchein, auch die Zypreſſen ſind trocken, ſteif und ſchwarz wie ägyptiſche Mumien. Deſto anmutender ſind die Menſchen. Die Schönen von Arles lobt er zwar nicht wie Moritz Hartmann, aber er bemerkt ſie ganz wohl. Und dann — der Geſang! Einmal hört er einen Karren voll Frauen und Mädchen ein altprovenzaliſches Lied ſingen, — in Melodie und Stimme das Schönſte, was ich je von Landleuten gehört habe. In dem Geſange war ſo recht die ſüße Schönheit und Seligkeit der beſten Augenblicke ausgedrückt, welche das Leben im Süden geben kann. Und an einer anderen Stelle: Außer der Schönheit der Stimmen hat auch Melodie und Ausdruck etwas Bezauberndes. In ähnlicher Weiſe habe ich es nirgends noch als in Italien gehört. Es liegt etwas unbeſchreiblich Süßes, Sanftes, in weite dunkle Träumerei Verlorenes darin. Es iſt ein ſehnſüchtig wohliges Verſchwimmen in blaue Himmelsräume, in ferne, duftige Berge, in ſonnige, kriſtallklare Meereswellen.

Wie hold, ja wie heilig iſt ein ſolcher Geſang gegen die Kunſtſtücke gefeierter Sängerinnen! Ich habe

kürzlich eine ſolche Perſon, die mit ihrer Gurgelfertigkeit Unfug treibt, in einem Konzerte gehört; ſie fuhr in allen möglichen Oktaven herum, faſt bis in den Baß hinunter; bald ließ ſie grell wie eine Trompete ihre Stimme erſchallen, bald hinſterben bis zur Grenze der Hörbarkeit, etwa wie ein altersſchwacher Maikäfer in den letzten Junitagen ſänge. Aber mehr noch als dieſe Virtuoſin ärgerte mich die Abgeſchmacktheit der Honoratioren beiderlei Geſchlechts, welche ob ſolcher Seiltänzergurgeleien und muſikaliſcher Unzucht ſchier außer ſich kamen und in wütendem Rufen und Klatſchen die Perſon gleichſam mit einem weiten Mantel von Mitſchuld umfingen.

In der Gegend von Narbonne war faſt nichts zu ſehen als weites Kalkfeld mit Reben bepflanzt. Später hörte alle Anpflanzung auf und hitzige Kalkſteine und dürre Felsknochen gaben der Gegend ein Ausſehen, als wäre ſie geſchunden oder hätte den letzten Weltbrand ſchon als vorletzten mitgemacht. Als wir nun ſo in dieſer troſtloſen Erdkruſte dahinfuhren, tauchte auf einmal der Anblick des Meeres auf und bald waren wir ganz in ſeiner Nähe. Es war ein tiefer Gegenſatz: die toten, ſtaubgrauen, hitzigen Steintrümmer und die ſchöne, kühlblaue Flut des Meeres. Und Aug' und Seele tauchte hinein und badete mit trunkenem Urgefühl in dem blutsverwandten Elemente. Selbſt der verſtaubte Kondukteur, welcher täglich dieſe Fahrt macht, fing nach einigem Schauen und Schweigen an: «que la mer est belle!»

Schon fällt der Schatten und Duft der Pyrenäen nach Perpignan hinein, und dieſe letzte der franzöſiſchen Städte fand ich auch am ſchönſten. Sie iſt wirklich ſüdlich romantiſch. Vor allem war mir auffallend die allgemeine Schönheit der Geſichter und des Geſanges. Ich hörte einzelne Maurergeſellen, die in meinem Gaſthauſe arbeiteten, bei ihrer Arbeit ſingen, die in

Stimme, Melodie und Ausdruck wirklich das Ideal erreichten, das man ſich von dem Geſange des Troubadours machen mag. Ich zweifle daran, ob ein Sänger von Gewerb, zumal ein abgerichteter Opernſänger, bei uns imſtande wäre, ſo natürlich ſüß und edel zu ſingen, wie ich es von dieſen Arbeitern hörte. — Bei meinem Umhergehen in der Stadt ſah ich ein Mädchen von etwa 8 oder 9 Jahren, deſſen Schönheit einen ſo eigentümlichen, ich möchte ſagen neuen Ausdruck hatte, daß ich betroffen ward, wie wenn ich ein Weſen aus einer andern Welt ſähe. Mein Erſtaunen verlor ſich nachher in dem Gedanken: wozu ſo große Schönheit, da ſie doch wieder vergeht?

Der Verfaſſer überſchreitet nunmehr die ſpaniſche Grenze. Sein Buch „Spaniſches“ finge dem Wortlaute nach alſo jetzt erſt an. Haben wir uns zu lange bei dieſem Anfange aufgehalten? Wir glauben nicht. Wir begleiten ihn ja nicht, um Spanien kennen zu lernen — er hat ſich ausdrücklich dagegen verwehrt — ſondern um ihn ſelbſt kennen zu lernen. Er wird in Spanien tun, was er bisher tat, nämlich Bemerkungen machen über jene allgemein menſchlichen Gegenſtände, die jeder Wanderburſch zu ſeinen Begegniſſen zählt, nur wird er ſie mit Laune, mit Witz, mit Gemüt, mit Ideengehalt und im Ausdrucke mit jenem eigentümlichen Salz und Korn machen, das uns ſeine Geſellſchaft würzen müßte auf jedem beliebigen Boden.

Der nächſte Stoff des Reiſenden iſt der Poſtwagen ſelbſt. In Spanien beſchreibt ihn unſer Landsmann wie folgt:

Der [illegible]zöſiſche Wagen und die galliſchen Pferde, mit wel[illegible]ir in Spanien eingedrungen waren, wendeten [illegible] wieder heimwärts und überließen uns ſpaniſchem Gefährt. Um nicht von dieſer meiner mobilen Wohnung, wo ich manchen Tag und manche Nacht zugebracht habe, mehrmals ſprechen zu müſſen,

will ich hier gleich eine vollständige Naturgeſchichte derſelben geben. Vor allem will ich bemerken, daß man in Spanien unter der Redensart „eine glückliche Reiſe“ verſteht, von den Räubern nicht angegriffen und nicht umgeſtürzt zu werden. Beiſpielsweiſe erwähne ich, daß zwei Tage nach meinem Abgange von Valencia der Eilwagen auf der Straße dorthin in das Meer ſtürzte und vierzehn Perſonen ums Leben kamen. Daß ſolches in Spanien ohne außerordentliche Konſtellation geſchehen könne, wird der ſcharfſinnige Leſer aus folgendem entnehmen: An unſern Wagen wurden ſieben oder neun Maultiere angeſchirrt. Nur die zwei hinterſten hatten Zügel; alle übrigen waren ihrer eigenen Phantaſie überlaſſen. Nun haben aber die Maultiere etwas Aufgeregtes, Ehrgeiziges, Exaltiertes; wenn ſie im vollen Galopp, wie es manchmal geſchah, mit dem großen Poſtwagen bergauf rannten, ſo haben ſie immer noch Vorrat, nach drei Seiten auszuſchlagen. Zuweilen war unter dem Zug ein Tier untermiſcht, das ich im Verdacht hatte, ein Pferd zu ſein; es verriet ſich dadurch, daß es gegen die übrigen ganz nüchtern, konſervativ und verzagt ſich benahm. Hingegen ſo ein Maultierburſche, was für ein übermütiger, herausfordernder Jüngling! Noch denke ich an den vorderſten unter dem Geſpänne; wie genial war ſeine Haltung! Sein kurzer Leib und die hohen Beine erinnerten lebhaft an die Blüte der gebildeten Welt in ihren Beinkleidern mit Steg und in ihrem herrlich kurz geſtutzten Rocke!

Damit nun dieſes Korps der Maultiere, dem man, wie geſagt, größtenteils ohne Zügel ſeinen Lauf läßt, nicht allzuſehr vorkomme, ſo iſt auf dem ſpaniſchen Fuhrweſen beſondere Aufſehermannſchaft. Einmal der Mayoral, der oberſte Gouverneur des Wagens, vergleichbar einem deutſchen Kondukteur, nur mit dem Unterſchied, daß ein Mayoral herrſcht und regiert,

während der deutſche, namentlich badiſch-deutſche Kondukteur, nichts tut als herrſchen allein. Der Mayoral hält dem Maultier unaufhörlich aufreizende Zuſprüche. Jedes Tier hat ſeinen Namen und wird fort und fort perſönlich aufgerufen und in verſchiedenen Affekt verſetzt. Der Favorita wird ihre Begünſtigung zu Gemüte geführt und ſie möge dafür dankbar ſein und den rechten Galopp antreten; die Italiana ſoll dem Namen ihrer fremden Nationalität Ehre machen; dem Franzos wird mit Mord gedroht, wenn er ſeine Beine nicht beſſer ſtrecke, und der Sagitta (dem Pfeil) wird zugerufen: Fliege, Pfeil! Vola sagitta! Andere Maultiere werden in größte Aufregung verſetzt, indem ihnen der Mayoral ganz öffentlich ihre politiſchen Geſinnungen vorwirft: er nennt ſie nämlich Karbonari. Ein graues Maultier wurde Müller genannt, und dieſer trivialdeutſche Name ſchien dem Tiere ein ſo unmäßiger Schimpf, daß es in heftigſten Zorn geriet und nach drei Weltgegenden hin ausſchlug.

Unter dem Mayoral ſteht der unvergleichliche Zagal; ich nenne ihn deshalb unvergleichlich, weil es in ganz Europa kein Amt gibt, wie dieſes im Spanierland. Während des wildeſten Laufes ſpringt der Zagal von Zeit zu Zeit vom Wagen herab, gibt dem Geſpänne wieder ſeine Richtung, peitſcht irgendein Tier, welches für Zuſprüche weniger erregbar geweſen oder rafft Steine auf, um es durch Steinwürfe anzutreiben. Es iſt erſtaunenswürdig, mit welcher Gewandtheit und Schnelligkeit ein ſolcher Zagal im wildeſten Jagen ſelbſt einherjagt, im Notfall ein Tier hinanſpringt, um einen Riemen am Nachbar zu befeſtigen und dann wieder auf den Wagen ſich zurückſchwingt. Bei dieſer Gelegenheit ſchlagen die Tiere oft aus, treffen den Zagal wohin ſie wollen, der aber verbeißt den Schmerz, rafft Steine auf und ſchleudert Flüche dazu, daß der Boden zittert. Zuweilen gewinnt die Fahrt ein ganz

hölliſches Anſehen. Bei der Abfahrt wird gleich mit Galopp angefangen, geſchrien, gepfiffen, in die Hände geklatſcht, mit Steinen geworfen und geſchlagen. Wo es durch Ortſchaften geht, ſpringen alt und jung an Türen und Fenſter und helfen mitſchreien aus Leibeskräften. Bei dieſem Schreien, Jagen, Klirren und Kollern geht es dabei über die holperigſten Wege von der Welt, und die Erſchütterung und Aufregung teilt ſich zuletzt ſo unwiderſtehlich mit, daß auch der geſetzteſte Paſſagier eine Art Tollheit und Taumel empfindet, in den Lärm hinein mitzulärmen und mit Gewalt an ſich halten muß, dem ewigen Schnelligkeitsfanatiker, dem Zagal, nicht unentgeltlich zu ſekundieren. Das aber kommt oft vor, daß die Zagals untereinander ſelbſt handgemein werden, und zwar nicht aus Bösmütigkeit, ſondern im Überſchwellen der Lebensgeiſter, die an den Maultieren nicht mehr genug haben.

Wie in der Provence der Geſang, gefällt dem Autor in Spanien der Tanz. Das Volk tanzte unter dem blauen Himmel den einfachſten, unſchuldigſten Tanz, den man ſich denken mag. Die Leute hielten einander an der Hand und bildeten weite Reihen und Ringe, die ſich teils nach der Muſik, teils nach beliebiger Phantaſie und Anwandlung behaglich bewegten. Die übrige Menge, welche keinen Raum zum Tanzen mehr hatte, ſchaute zu und tanzte im Geiſte mit. Es war allenthalben eine ſo ſchöne kindliche Heiterkeit in Geſicht und Benehmen der Leute ausgedrückt, daß mir jetzt noch die Vorſtellung davon ein liebes Bild in der Galerie meiner Erinnerungen iſt. Wenn ich an jenen fröhlichen Tanz in der Straße von Gerona zurückdenke, ſo kommt mir ein deutſcher Tanzboden und Walzerball dagegen ungeſund und anrüchig vor, etwa wie eine Schnapsflaſche gegen die reine Felſenquelle, um welche ſich fröhliche Kinder zum Spiele verſammeln. Während im Altertum und jetzt noch bei den Spaniern

der Tanz Erzeugnis und Ausdruck überschwellender Leidenschaft in Phantasie und Körper ist, ist der Walzer eher ein Aufhetzen müder Sinne zu einer übertriebenen und doch monotonen Tätigkeit. Ich will den Fall setzen, unsere Nation wäre schon insgesamt für das Christentum zu blödsinnig oder zu schlecht geworden, so daß sie, wie man von einem großen Teile Magdeburgs hört, nicht mehr daran glaubte, und es käme ein Missionär aus fernem Christenlande, um in dem deutschen China wieder die Religion des Erlösers zu verbreiten: wie würde derselbe in seinen Reiseberichten wohl über den Walzer sich auslassen, wenn er etwa darauf zu sprechen käme? Ich denke mir ungefähr wie folgt:

Die Barbaren, bei welchen ich mich befinde, halten ganz besondere Tänze, welche ihnen, scheint's, von den Dämonen gelehrt werden. Am liebsten Samstags oder Sonntags warten sie ab, bis es Nacht und etwas spät wird; dann kommen die, welche sich gebildet nennen, zusammen, um den sogenannten Walzertanz zu treiben. Sie stellen sich vorerst an den Wänden auf; sobald die Musik angeht, laufen die Mannspersonen auf die Mädchen und Frauen los und jeder nimmt eine derselben in seine Arme. Wenn du aber dächtest, daß letztere geschämig sich sträubten wie einst die Sabinerinnen, als sie von den Römern geraubt worden, so würdest du dich höchlich irren; im Gegenteil, die germanischen Frauenzimmer scheinen sehr froh zu sein, wenn sie geholt werden, und obschon sie es sonst für unanständig ansehen, wäre es auch, von den nächsten Verwandten in solcher Weise in die Arme genommen zu werden, so nehmen sie bei dieser Gelegenheit den fremdesten Menschen an, der mit ihnen tanzen will und fassen ihn selbst noch begierig an Hand und Arm. Jedes Paar dreht sich dann fortwährend gleich einer senkrechten Walze um, weshalb dieser Tanz Walzer

genannt wird; und dergestalt sich drehend, fahren sie zugleich im ganzen Umkreis der Stube herum; man muß sich nur verwundern, daß sie nicht schwindlich werden. Was sonst bei Tänzen zu sehen ist, freie, schöne Bewegung, Mannigfaltigkeit, Kunst, Heiterkeit, fehlt bei diesem Walzer durchaus. Der ganze Mensch, Leib und Seele, sind untätig und nur die Füße allein müssen es tun, wie auf einer Tretmühle. Auch machen die Tanzenden ganz ernsthafte Gesichter, wie wenn sie ein wichtiges Geschäft verrichteten; da sie durch das heftige und unnatürliche Drehen gleichzeitig sehr erhitzt werden, so bewirkt die Röte und Starrheit des Antlitzes, daß sie dasselbe Aussehen haben wie Fieberkranke im Delirium. Kurz, der Walzer sieht aus wie eine stumme Sünde, zu welcher Musik gemacht wird.

Besonders wunderlich dabei ist aber die Kleidung, mit welcher die Barbaren zum Tanze sich schmücken. Die Mannspersonen haben ein Stück Tuch um die Schultern, welches ein ehmaliger Rock gewesen zu sein scheint, woran aber von der Gegend des Magens an die ganze vordere Seite abhanden gekommen ist, so daß nur auf der Hinterseite zwei breite Lappen herabhängen. Man heißt dieses Gewand einen Frack. Ich mußte, da ich dasselbe zum ersten Male sah, fast laut lachen; so spöttisch aber auch dieser Frack aussieht, so halten die gebildeten Barbaren sehr viel darauf; sie sehen den Frack für die Hauptsache an, überall, wo es vornehm, hoch und feierlich hergehen soll. Ferner haben jene Barbaren die Hände mit gelb angestrichenem Ziegenleder überzogen, was sie für äußerst schön und würdevoll halten, dabei klemmen sie von Zeit zu Zeit ein Stückchen Glas, das sie an einem schwarzen Bändel befestigt haben, in den Augenwinkeln und blinzeln gegen eine oder mehrere Personen des andern Geschlechts.

Was die weibliche Kleidung betrifft, so ist dieselbe zu gewöhnlichen Zeiten ganz anständig; sobald

aber die Teutoninnen zum Walzertanz gehen, werfen sie alle Schamhaftigkeit urplötzlich von sich. Es muß den züchtigen Menschen, der nicht schon daran gewöhnt ist, eine Art von Entsetzen anwandeln, wenn er sieht, daß Mädchen und Frauen unbedenklich Schultern und Brust in dem Tanzsaal entblößen und sich so den Blicken der Männer aussetzen, welche hinterher die lästerlichsten Gespräche über das Gesehene führen. Ich kann es daher nur für ein Gemisch von Narrheit und Heuchelei ansehen, wenn dieselben Personen in der Umgangssprache all die Schamhaftigkeit wieder affektieren, die sie an ihrer Leibesdarstellung so gröblich verletzen. Solltest du es glauben, daß die unschuldigsten und natürlichsten Ausdrücke bei diesen Barbaren verpönt sind, so daß sie z. B. statt gebären in die Wochen kommen, statt Hosen Inexpressibles und mehr solcher Narrenspossen sagen!

Um aber wieder auf den Tanzaufzug zu kommen, so geben sich jene Barbarinnen außerordentlich viele Mühe möglichst dünn über den Hüften sich zu machen: ja es würde sich jede, welche es bewirken könnte, daß sie um die Mitte nicht mehr als armsdick wäre, für die allerschönste halten und sich unaussprechlich glücklich fühlen. Dafür müssen dann weiter unten die Kleider sich riesenhaft weit ausbreiten, so daß eine solche Barbarendame nicht anders aussieht, als wie eine wandelnde Glocke oder ein riesiger Bienenkorb.

Und an solcherlei Unsitten scheinen die deutschen Barbaren mit einer wunderbaren Zähigkeit zu hängen. Denn während in anderen Dingen die Mode außerordentlich schnell bei ihnen wechselt, so halten sie an dem Walzertanz und den ausgeschnittenen Kleidern wie an fixen Ideen fest. Ja, damit der Unfug bei ihrem Tode nicht ausgehe, sondern von späteren Geschlechtern fortgeführt werde, so veranstalten die Reichen sogar Kinderbälle, wo auch die Kinder schon walzen, sich ver-

lieben und ganz so machen müssen wie die Erwachsenen bei ihren nächtlichen Tänzen. Und damit die Mädchen gewöhnt werden, sich später nicht zu schämen, wenn sie halbnackt zum Tanze gehen, so schneidet man ihnen die Kleider oft auch bei anderen Gelegenheiten aus, z. B. bei Schulprüfungen.

Man würde aber den schrecklichsten Zorn erregen, wenn man das Gegenteil dagegen sagen wollte. Fiele z. B. dieser Brief jenen Barbaren in die Hände, so wäre ich keinen Augenblick mehr des Lebens sicher; man würde mich totschlagen oder doch mit vielen Unbilden aus dem Lande jagen. —

In diesem Exkurs hat unser Leser ohne Zweifel eine volle Ladung „Spanisches" gefunden! Und doch würde er unrecht tun, diese Satire auf Rechnung der geistlichen Askese zu setzen; es haben wohl auch Weltkinder, z. B. Fischert, über den deutschen Tanz ähnlich und nur noch derber sich ausgelassen.

Aber je tiefer der Autor in Spanien vordringt, desto kürzer werden diese satirischen Seitenblicke, desto voller und schwellender sein Gefühl für das Reine, Schöne, Große und Vornehme, das ihn im Lande des Cid und des Cortes, im Lande der Mantille und der Alameda, im Lande der Würde und der Grazie auf allen Schritten bezaubernd umgibt. Sein Geist klärt sich, sein Herz erweitert sich, sein Busen wird ruhig, sein Auge wird helle; sein Buch ist jetzt gleichsam ein Pegel und man sieht es von Seite zu Seite, wie die Flut, mit welcher er segelt, in immer stolzeren Wellen immer höher und höher ihn emporträgt. Hier hat wieder einmal ein Nordländer, sagt man sich, wie Winkelmann in Rom, das natürliche Element gefunden, das ihm durch Geburt und Abstammung der blinde Zufall versagt.

Alban Stolz ist sich selbst bewußt, wie viel Geld und Rosenrot jetzt vor seinen Augen liegt und damit

er Spanien, das Erzland des Katholizismus, nicht parteiisch zu loben scheine, so zitiert er — er, welcher nie zitiert — eine Reihe von Autoren aller Völker und Konfessionen, welche im Lobe Spaniens mit ihm sich begegnen. Wahrlich, allzu gewissenhaft! Mit wenig oder vielen Zeugnissen sind auch wir überzeugt, daß Spanien das rühmlichste Land der lateinischen Rasse!

Aber mehr als je müssen wir jetzt sein Buch im Fluge durcheilen, denn die Blumenlese wird immer verführerischer. Wir wollen zu dem Behelfe greifen, die ausgeworfenen Stellen unter Titel zu bringen, damit der zerrissene Zusammenhang nicht allzu empfindlich werde und die Bruchteile unter ihrem Schlagwort wenigstens scheinbar als einzelne Ganzheiten sich darstellen.

Seebild. — An dem schönen östlichen Gestade von Barcellona unterhielt ich mich oft allein mit dem Meere. Ich versenkte mich in dieses ewige Spiel der Wogen, wie sie groß und schäumend von der Flut ans Ufer heraufgeworfen wurden und wieder rauschend zurückeilten in den Schoß ihrer Gebärerin, des Meeres. Es muß eine tiefe Verwandtschaft des Menschenlebens mit dem Meere bestehen; wenn man in fremdem Lande ist und ganz sich verwaist fühlt — sobald man ans Meer geht und sein herrliches Rauschen hört, ist es einem, wie wenn man bei der Mutter und in der Heimat wäre. (Und auf der Seefahrt von Barcellona nach Valencia): Das Schiff hielt sich aus Schüchternheit vor Klippen weit ab von der Küste, so daß man das rosenrote sonnige Gebirg am spanischen Ufer und seine Städte nur traumartig sah. Zuweilen zeigte sich von ferne ein großes Schiff in voller Segelpracht: scheinbar thronte es unbeweglich auf dem Wasser, majestätisch wie ein belgischer Dom. (Und weiter): Wenn ich in höchster Frühe auf das Verdeck ging

war niemand da, als der alte väterliche Kapitän. Wir beide sprachen dann nach kurzem Gruße keiner ein Wort; denn der frühe Morgen auf dem Meere, während unten die meisten noch schlafen, stimmt ganz transzendental; man fühlt sich da wie eine abgeschiedene Seele, welche auf einem Kirchhofe geistert, während das übrige Totenvolk im Grabe stilliegt, — man will am liebsten auch still sein — still sinnen — alles vom Kontinent zurücklassen und vergessen. Man fühlt sich in solchen Augenblicken zum reinen Menschen rekonstituiert, das Gewissen und die Leidenschaft schlafen noch, es ist noch Waffenstillstand zwischen den Mächten, welche sich um den Menschen streiten, so Waffenstillstand wie in der Kindheit und im Schlaf.

Rasse. — Das weibliche Geschlecht zeigt noch viel bestimmter als das männliche in Gestalt und Physiognomie die zweifache Abstammung von den Mauren und Goten. Erstere herrschen in Valencia vor und haben runde schwärzliche Gesichter und zuweilen Augen, die nicht wie Kohlenfeuer oder Sonnenschimmer auf rieselndem Wasser glänzen, sondern wie schwarze Gewitterwolken, aus denen unaufhörlich Blitze zucken. Ich glaube, wenn man einem gestorbenen Mohrenmädchen recht in die Augen sähe, müßte man noch ein abziehendes Wetterleuchten drin sehen; die Augen der slawischen und germanischen Damentöchter scheinen dagegen von Unschlitt oder im besseren Falle von dünnen Glasscherben verfertigt. Selbst der Mund mancher bestgeratenen Mohrin scheint noch ein drittes Auge zu sein, so viel blickt er ohne Schimmer und so viel spricht er ohne Laut. Die gotischen Frauenzimmer unterscheiden sich sehr wesentlich; ihr Gesicht ist oval und heller, die Gestalt schlanker, aber auch aus ihnen schaut eine edle Schärfe, daß ich sie mit einer Stahlklinge vergleichen möchte. Die Kinder endlich sind ein wunderbar frisches Geschlecht; ich sah ein

Rudel Buben daherſpringen, ſo leicht wie junge Hirſche, kaum den Boden berührend.

Temperament. — Das Mädchen, welches unſer Mahl auftrug, ſcherzte auf eine zwar ganz anſtändige Art mit unſerem ohnehin längſt verehelichten Garçon, aber ihr Scherzen machte den Eindruck, wie wenn eine Feuerflamme oder ein Blitzſtrahl Spaß machen wollte; es war Buhlerei, Scherz und Mord in einem Zuge; kurz, ein Pulverfäßlein voll ſchlafenden Zorns. Ich ahnte, er ſei ein alter, abfällig gewordener Liebhaber, dem ſie halb verziehen und halb noch zürnte; aber die ſpaniſche Hälfte machte einer deutſchen Haut noch immer ganzen Schauder.

Menſchenadel. — Es war eine geſchmackvolle Pracht in dieſem Hauſe, welcherart ich ſelbſt in fürſtlichen Schlöſſern niemals geſehen habe. Jedoch darf man hier durchaus nicht an franzöſiſche Eleganz denken; die Phyſiognomie des Ganzen zeigte viel edleren Geſchmack; wollte man Verwandtſchaft aufſuchen, ſo wäre es etwa die Verſchmelzung von Orientaliſchem und Antikem. Die Dame des Hauſes ſpielte mit einem Papagei und zeigte dabei, gleich entfernt von aller Koketterie wie von proſaiſcher Haushälterei, das kindliche Genügen und die Ruhe, wie wir ſie uns in vornehmen Häuſern des Orients oder des Altertums denken. — Der Kellner war ein Italiener aus Bologna, mit einer Spanierin verheiratet und wohnte in einem anderen Hauſe. Sein ganzes Reden und Tun hatte einen Anſtrich von Leichtſinn und Luſtigkeit, dabei zeigte er ſich aber als ein ſo lieber, herzlicher Menſch gegen uns, als ob ihn der liebe Gott eigens für die Fremden erſchaffen hätte. Nachdem wir unſere Rechnung ſchon abends bezahlt hatten, fiel es uns morgens noch ein, einigen Mundvorrat mitzunehmen. Wir forderten ihn und wollten ihn gleichfalls bezahlen. Das verbat ſich aber der Kellner auf das entſchiedenſte

und wehrte es faſt wie eine Kränkung ab, daß wir die Kleinigkeit nicht unbezahlt von ihm annehmen wollten. Wir konnten zuletzt nichts tun, als ihm herzlich die Hand ſchütteln, aber ſelbſt das ſchien ihm noch zu viel. Er war förmlich gerührt und überraſcht, daß man ihn nicht als Kellner, ſondern als Menſchen und Freund behandelte, und dankte für den Händedruck wie für ein reiches und unverdientes Glück, das wir ihm geſchenkt. Ich habe von den Südländern, auch von den vielgeſchmähten Italienern, ſolche Züge von liebenswürdiger Gaſtlichkeit ſchon öfter teils ſelbſt erlebt, teils erzählen gehört und kann durchaus nicht finden, daß die Germanen die Gemütlichkeit allein gepachtet haben. Ich glaube, meine Kellnerſzene hätte ſchwerlich in Berlin oder am Rhein ſpielen können. — Nirgends ſcheint mir Arbeit und Ruhe in ein ſo richtiges Verhältnis geſetzt wie in Spanien. Daß die Spanier nicht träge ſind, zeigt ſchon ihre Reinlichkeit. Außer in Holland habe ich noch nie eine ſo reinliche Stadt geſehen wie Barcellona; in den Gaſthäuſern fand ich es faſt immer muſterhaft ſauber. Wie ganz anders in Südfrankreich, Marſeille nicht ausgenommen! Die Umgegend von Valencia iſt bekanntlich wie ein Garten ſo reich und ſchön angebaut; ſolches wird aber unter dieſem afrikaniſchen Himmel nur durch kunſtvolle Bewäſſerung und fleißige Arbeit möglich. So iſt es in Spanien auch nicht wie in Frankreich Sitte, die Töchter in Penſionate zu ſchicken, und die Kloſtererziehung, als ſie noch beſtand, war allgemein unbeliebt, weil ſelbſt die vornehmen Familien ihre Mädchen lieber zu den Arbeiten des praktiſchen Haushalts, als zum noblen Müßiggang anleiten wollten. Dagegen ſieht man auch nicht, daß ſich der Spanier zum Knechte der Arbeit erniedrigt und ſein Leben darin abhaſpelt. Der Sonntag wird gerne eingehalten und ſelbſt die vielen verrufenen Feiertage entwöhnen das Volk, wie

vielleicht den trägen, phlegmatiſchen Deutſchen, nicht ſeiner Arbeit. Ein edles, enthaltſames Volk verdirbt nicht durch viele Feiertage, ſondern lernt und fühlt ſeine Würde in der Freiheit von knechtiſcher Arbeit.

Alameda. — In Spanien ſcheint allenthalben eine ſtolze Unabhängigkeit zu herrſchen von den weichlichen Bequemlichkeiten und vielen Bedürfniſſen unſeres Kulturlebens. Deswegen iſt auch der Arme ein wahrer Edelmann; weil er kein Knecht des Genuſſes iſt, ſo iſt er auch kein Sklave unaufhörlicher Arbeit. (Buchſtäblich ähnliches rühmt W. Irving.) Wie zu Barcellona, ſo ſieht man auch in Valencia nur wenige Wirts- und Kaffeehäuſer. Das gemeinſame Vergnügen vornehmer und geringer Welt iſt: auf die Alameda zu gehen. Für den Tag ſind vor der Stadt ſtundenlange große Alleereihen; für die Nacht iſt ein Alleeplatz innerhalb der Stadt mit Gas beleuchtet. Alles, was hier ausgeboten oder genommen wird, iſt agua fria (friſches Waſſer). In unſerem Lande und gar in England braucht der Menſch Erregungsgetränke, um ſich in eine leidliche Stimmung zu erheben; ſelbſt die Frauenzimmer ſuchen ſich in Tee oder Kaffee ein belebteres Nervenſpiel anzutrinken. In Spanien iſt die Luft, welche man atmet, ſelbſt ein von der Sonne zubereiteter, feiner Glühwein; man begehrt darum nur Waſſer, um zu kühlen. Und wie es in Deutſchland Gegenden gibt, welche ſich ihres Weines rühmen, z. B. des Rüdesheimers, Aſſenthalers ꝛc., ſo iſt es in Spanien gar nicht ſelten, daß ein Ort ſeinen Stolz — in friſches Quellwaſſer ſetzt. Überhaupt lernt man erſt in heißen Ländern, warum die heilige Schrift ſo gern ihre Bilder von Waſſerquellen und Kühlung nimmt.

Mantille. — Ich will nur gleich bemerken, daß die Decke, welche die Frauenzimmer ſeit mehreren Jahren bei uns überhängen und Mantille zu nennen belieben, mit einer Schabracke zwar viele, mit einer

Mantille aber gar keine Ähnlichkeit hat. Desgleichen hat der blaue, grüne oder weiße Lappen, welcher an den Damenhüten herunter lampt und den sie Schleier, die Tiroler aber Fliegengatter nennen, mit der Mantille gleichfalls keine Verwandtschaft. Die spanische Mantille ist ein langer schwarzer Schleier, bei vornehmen Damen aus Spitzen, bei andern aus Taft u. dgl. Derselbe wird in der Weise am Kopfe angebracht, daß er nach hinten und von beiden Seiten über die Schultern herabfließt und nur das Gesicht frei läßt. Diese Kopfbedeckung gibt einen Ausdruck von Anmut und Würde, wie sich nicht sagen läßt. Hat man die Tracht 8 Tage lang gesehen, so bekommt man das Gefühl, den Frauenzimmern sei etwas anderes gar nicht anständig als eben dieser Schleier. Und seltsam ist es, daß alle Somnambulen, welche weibliche Geister zu schauen glauben, übereinstimmend und ohne Ausnahme, dieselben mit einem mantillenartigen Schleier sehen. Sollten auch diese Erscheinungen ohne objektive Realität bloß erzeugt sein aus derselben geheimnisvollen, gleichsam plastischen Kraft, durch welche der Traum dramatisch und farbig ausbildet, was im Wachen nur als bleicher Gedanke durch die Seele zieht; so wäre dennoch der Umstand, daß die Geisterseher ihren weiblichen Geist nur mit dem Schleier und nie anders sehen, von tiefer Bedeutung. Es wäre ein Zeichen, daß der Seele selbst die Idee eingeboren ist, dem Weibe gebühre der Schleier, und die Erscheinung des spanischen Weibes im Schleier wäre sonach das eigentliche Ideal, d. h. Ideenbild der weiblichen Erscheinung überhaupt.

Gang. — Der ärmste, niederst gestellte Mann kommt einher und bewegt sich so unbefangen wie der höchste Adel. Eine wohltuende Erscheinung ist es, daß allenthalben Herren und Damen nebeneinander gehen, ohne daß sie die Arme einhängen. Ein spanisches

Frauenzimmer ſowohl als ein ſpaniſcher Herr iſt ſo vollſtändig und kräftig, daß jedes gehen kann, ohne geſtützt zu werden. Mir kommt es wie eine feine Erbärmlichkeit und gelinde Unanſtändigkeit vor, wenn Fräulein und Herrlein, Männchen und Weibchen die Arme verklammert und aneinander gelehnt durch die Straßen einherwandeln. Das kann nur zweierlei bedeuten, entweder des Leibes Mattheit und Hinfälligkeit, welche der Stütze wirklich bedarf, oder des Herzens gefühlſame Zärtlichkeit, welche ſich aber im Kämmerlein weit beſſer als öffentlich ausnähme.

Marſch. — Ich habe einigemal ganze Regimenter marſchieren ſehen; es erweckt dieſer Marſch Bewunderung und äſthetiſches Wohlgefallen. Dieſe Leute gehen einher mit einer Friſche und Kräftigkeit, daß man ihnen anſieht, das Gehen iſt ihnen gleichſam eine Erleichterung und Luſt. Wenn durch die breiteſte Straße von Madrid ein Regiment zog, ſah das Ganze aus wie ein Strom, der weit, groß und majeſtätiſch fortwallt. Es iſt ein Verein von Leichtigkeit, Nachdruck und bewußtloſer Grazie in dieſem Gang, wie ich es noch in keinem andern Lande geſehen habe. Unſer deutſche Parademarſch iſt das direkte Gegenteil davon; er iſt ſteif, als wären die Soldaten Gliederpuppen, und unnatürlich, als wollten ſie mit den Beinen deklamieren.

Militär. — Der ſpaniſche Soldat iſt ſicher der Ideal-Soldat. Er übertrifft darin ſogar den Franzoſen, welcher für die gloire, d. h. für Schwindel und Eitelkeit, kämpfte. Die ſpaniſche Nation hat wie keine andere der Welt unaufhörlich kämpfen müſſen und ſo iſt ihr der Kriegermut zur zweiten Natur geworden. Wenn der ſpaniſche Bauer zu Markte reitet, hat er die Flinte quer über den Sattel vor ſich liegen und in manchen Gegenden haben ſogar die Mädchen einen Dolch im Strumpfbande ſtecken. Das iſt Natur! Was aber iſt es, wenn ein ehrſamer Stadtbürger als National-

gardist sich einen martialischen Bart wachsen läßt, um vor Frau und Töchtern sich als Kriegsgott anbeten zu lassen oder wenn ein Freischärleroffizier schleppsäbelt, welcher noch kurz zuvor weit weniger für den Krieg als für — Gehaltszulage schwärmte oder wenn ein Leutnantsjüngling, welcher soeben aus der Lehre, d. h. aus dem Kadettenhaus gekommen, voll kriegerischem Heldenfeuer sich in Phantäsien berauscht, wie: mein Hund, schönes Pferd, herrliches Bier, famose Zigarre, das Weibsbild, Avancement, und wer im letzten Theaterstück herausgebrüllt worden oder erst noch herauszubrüllen sei? Von diesen Sorten Soldatengeist fand ich in Spanien auch nicht die Spur.

Landschaftliches. — Die Höhen waren mit kurzem Gesträuch bewachsen, welches einen mir ganz neuen, aber adstringenten Wohlgeruch atmete, in dem ich gleichsam die spanische Nationalität selbst roch: edel und scharf zugleich. Gegen Süden ragten wilde Bergknochen in die Höhe, krumme Zähne oder, wie sie hier genannt werden, Sägen. Wenn solche Gebirge in der Ferne stehen und von der Sonne beschienen werden, so meint Chateaubriand oder ein ähnlicher Schöngeist, daß das Farbenspiele gibt, welche die Schönheit einer grünen Landschaft weit übertreffen. Ich bemerke dazu, daß diese Lichtmalerei auf Stein höchstens fürs sinnliche Auge sich hübsch ausnimmt; aber ein glitzeriger Franzose versteht nichts davon, was auch das Gemüt fordert. In Wahrheit sind diese violetten und purpurnen Wüstenbilder des Südens unendlich melancholisch. Und eine Wüste ist leider fast ganz Kastilien. Ungeheure Strecken, so weit das Auge reicht, Einöden! Nackter Boden, von Jahrhunderten abgeweidet und ausgefressen wie ein Raupenblatt! Als hätte das Blut und das Feuer, welches Spanien so vielmal verheert, seine Farbe zurückgelassen, ist die Erde rot: kein Tier lebt darauf, kein Wasser, oft nicht

Bayerische Staatsbibliothek

einmal ein Grashalm. Der schwermütigste Anblick aber, den es auf Erden geben kann, sind die toten spanischen Dörfer. Es gibt nämlich ganze Ortschaften in Spanien, in welchen kein lebendiges Wesen mehr haust, wo alles gestorben oder fortgezogen ist, weil der Himmel kein Wasser mehr gibt und die waldlose Erde es nicht mehr anzuziehen versteht. Die Dächer sind eingestürzt, nur die dürren Mauern und toten Gassen stehen da — entsetzlich! Was ist eine Burgruine dagegen? Man weiß, die Raubvögel sind ausgeflogen oder zahm geworden: ein Dorf dagegen, die Stätte des nützlichsten und genügsamsten Lebens, ein Dorf in Trümmern, aufgegeben und verlassen, — das ist, als ob die Menschheit selbst unhaltbar wäre! Es ist bänglicher als ein Kirchhof.

Madrid. — Während Spanien gleichsam ein Wald von herrlichen Kathedralen und interessanten Kirchen ist, gibt es in Madrid auch nicht einen einzigen Dom oder auch nur eine Kirche, die der Größe und Vornehmheit der Stadt entspräche. Der Grund hievon mag wohl sein, daß Madrid keinen Bischof hat, sondern nur ein Filialort von Toledo ist, und erst dann gewaltsam zu einer Hauptstadt gemacht wurde, als das reine spanische Blut auf dem Throne ausgegangen war. Wahrhaft prächtig dagegen thront das königliche Schloß in seiner Höhe. Unter sich einerseits die Stadt, andererseits die freie Natur, wie sie ins Tal zum stillen Manzanares hinab und hinüber zu den Felsbergen de Credos sich breitet, macht es seine Lage zur schönsten aller Residenzen, die ich je gesehen habe. Am meisten Ähnlichkeit hat diese Lage (der Österreicher hört es mit Stolz), — mit dem Hradschin in Prag!

Kirchen. — In den spanischen Kirchen sieht man in der Regel keine Bänke, viel weniger die unruhigen Sesse! der französischen Andachtshäuser; sondern verzichtend auf faule Bequemlichkeit, stehen

und knien die Andächtigen, wie es in einem Tempel ſich ziemt, auf der Erde. — Die ſpaniſchen Kirchen ſind im Inneren ein Labyrinth von Gängen, Kapellen und Abteilungen, und auch in dieſer Beziehung das Gegenteil der franzöſiſchen, deren manche oft allzu öde iſt. Das Pantheon oder die Kirche St. Genoveva in Paris macht einen Eindruck von Leerheit, Kälte und Troſtloſigkeit, ungefähr wie ein Steinbruch an einem Sonntag. Vier oder ſechs alte Hüter gehen darin herum, und dieſe nehmen ſich in dem ungeheuern, leeren Gebäude juſt ſo aus, wie verlaufene Ameiſen in dem großen Keſſel einer Zuckerſiederei. —

In die Bildergalerie begleiten wir unſern Freund nur mit ſchüchterner Seele. Wir haben es dieſem Charakterkopf bereits abgeſehen, daß er die Kunſt ſo oft nur für eine Verballhornierung der freien Natur hält, daß ihm ein provencaliſches Maurerlied z. B. lieber iſt, als alle „abgerichteten Opernſänger“. Zu unſerer Genugtuung aber findet er nicht wenige Bilder, von welchen er mit den ſtärkſten Kraftausdrücken ſeiner Begeiſterung ſpricht und welche ihn wirklich erſchüttern und überzeugen. Nur in der Galerie der

Skulptur reagiert ſein Chriſtentum wieder mit ungenierteſter Derbheit gegen „die kalten heidniſchen Marmorleiber, die das ſterbliche Menſchengewächs gar ſo hoch ſtellten“. Man hat nun freilich, ſagt er, einen tieferen Ausdruck in dieſer ſinnlichen Steinmetzerei entdecken wollen; z. B. hat der Staatsphiloſoph Hegel in ſeiner breiten Äſthetik entdeckt, daß in den Geſichtern der Götterſtatuen ein leiſer Zug von Wehmut ausgedrückt ſei. Ich halte dieſes aber nicht für eine Entdeckung, ſondern für eine Erfindung. Inzwiſchen, ſentimental wie unſer Zeitalter iſt, entdeckt nunmehr jeder Laffe, der einmal von dieſer Wehmut der Antiken geleſen hat, beſagte Wehmut an allen Götter- und Halbgötterfiguren, ſelbſt wenn er ſie von hinten anſähe.

Und nun gar erst die Torsos! Belachenswert kommt es mir vor, wenn so ein Butterbrot- und Teegemüt an der Spree oder Elbe vor Entzücken zerfließen und ein Buch darüber schreiben will, wenn es nur das steinerne Lendenstück von einem Herkules oder das ehemalige Rückgrat einer Nymphe anzustaunen Gelegenheit hat. — Und doch ist das Auge unseres Eiferers nichts weniger als blöde für die wirklichen Schönheiten der Plastik, denn von dem Madrider Gipsabguß der Meduse, dessen Original in Dresden ist, spricht er mit Worten, welche nicht mehr treffender sein könnten. Es liegt im Ausdruck derselben eine Gespensterhaftigkeit, wovon wir Christen aus allen Ideen und Bildern des Christentums uns keine auch nur von weitem annähernde Vorstellung machen können. Es ist nichts Tierisches, nichts Teuflisches, nichts menschlich Boshaftes, nichts Ergrimmtes oder zornig Aufflammendes, — es ist ein ganz neues, bisher unbekanntes Wesen, eine Fleisch und Person gewordene, unheimliche, unterirdische Naturkraft, die ihren Kopf urplötzlich in die Sichtbarkeit hereinstreckt. Und was ganz besonders wunderbar ist: es ist ein schönes Gesicht und ohne alle Verzerrung so gräßlich.

Muße und Einsamkeit. — Aber es ist im Charakterkopf unseres Schwaben vielleicht der bedeutsamste Zug, daß er mitten im Gewühl der von ihm so heiß ersehnten und geliebten Fremde doch wieder des Alleinseins begehrt und bei sich selbst einkehren will. Es ist einer von den reinen Naturlauten unseres Helden, dessen Symbolum eigentlich „bete und arbeite“ sein müßte, daß er das Arbeiten gar nicht so hoch stellt, um nicht auch ein edles Wort für den Müßiggang übrig zu haben. Ich finde, sagt er, daß der reine Müßiggang viel weniger leer und faul ist, als die Weltleute denken, welche, der Arbeit enthoben, wenigstens in Spiel und Gespräch arbeiten. Wenn ich ohne alle,

auch ohne spielende Beschäftigung bin, ordnet sich die ganze innere Ökonomie und gleicht sich wieder aus; ich schlafe mit Bewußtsein und träume, was ich will. Und es sprießt auf dem Brachfeld des Müßiggangs manch eine wilde Blume und ein kräftiges Kraut, das mir und wohl auch andern besser zusagt, als das Küchengewächs der Berufsarbeit. Die Seele kehrt erst recht in sich und schaut in ihre eigene Tiefe und sieht darin Sterne flimmern, wenn gar nichts ihre Aufmerksamkeit nach außen zieht. Hingegen Spiel und Gered saugt mich oft dergestalt aus, daß das Wort Erholung ein bitterer Hohn darauf ist. Wenn ich eine Stunde lang ein Gespräch anhören oder mitmachen mußte, bin ich unruhig und müde und muß mich erst wieder durch einen einsamen Gang innerlich zurechtrichten, etwa wie ein Bach, durch welchen soeben eine Herde Vieh und Menschen gewatet ist, einige Zeit braucht, bis er wieder hell wird. — Und auf seiner Rückreise bricht er zum zweiten Male in diese Reflexion aus: Ich hatte einmal eine Muhrgrundel wochenlang in einem Glas und gab ihr Sand und von Zeit zu Zeit frisches Wasser. Sie muß übrigens doch ziemlich Langweile und Beengung in dem Wasserkäfig empfunden haben. In einer Anwandlung von Überdruß und animalischer Barmherzigkeit trug ich sie an ein etwa zwei Schuh tiefes Bächlein und gab ihr die Entlassung. Unbeschreiblich wohlig schwebte sie in die Tiefe und noch fühle ich sympathisch die Freiheit und Wasserseligkeit des Fisches, wie sie sich in seinen raschen schön gewundenen Bewegungen ausdrückte. Sein Wallen und Wellen aus dem Wassergrund herauf war stummer Jubel fürs Auge! Ähnlich geschah es mir, als ich wieder allein war und Tage und Nächte lang einsam auf meiner Wagenhöhe saß.

Schluß. — Und so begleiten wir unseren Freund, über manche Städte und Dörfer hinwegspringend, wieder

heimwärts. Der französischen Grenze sich nähernd, gefällt ihm in Tolosa nicht übel das Lokal, wo ein Militär das Geschäft der Paßkontrolle verrichtet; ich wünschte namentlich der gespreizten Hoffart mancher Bureaukraten und Vielregierer jene Hallen zu einem beständigen Aufenthalt; — es war nämlich ein Pferdestall.

— Aber das letzte Wort sei das erfreulichste. Die Franzosen, sagt Alban Stolz, sind in Spanien ebenso verhaßt, *als die Deutschen wohl gelitten*. Ich sah Häuser, die auf ihren Gewerbstafeln die Bezeichnung „aleman“ zur Empfehlung beigesetzt hatten. (Buchstäblich dasselbe bemerkt Schmarda im spanischen Amerika, z. B. Chili.) Auch die deutsche Wissenschaft ist gegenwärtig in Spanien sehr respektiert. Wenn das ein Frommer, dessen Interessen nicht in der Wissenschaft liegen, mit Nationalstolz bemerkt, so ist es gewiß um so wackerer, und er hat das Herz auf dem rechten Flecke. Rufen wir also dem Manne ein fröhliches Glückauf zum Abschiede zu, der uns von seiner weiten Reise die Kunde deutscher Ehren nach Hause bringt!

Zeichen und Wunder.

„Presse“, Wien, 23. Mai 1865.

„Die mythenbildende Substanz“ — wie David Strauß die Glaubensfähigkeit nennt — erwies und erweist sich in der jüngsten Volksgeschichte Österreichs wieder ziemlich produktiv. Als ich vor zwei Jahren — es war die Sommerdürre, in welcher das Alföld zugrunde ging — in der ungarischen Kampagna wohnte (ich meine die wildschöne Debrecziner Heide), trug sich folgende kleine Lokalbegebenheit zu. Ein Korporal von einem garnisonierenden Jägerbataillon wollte in einem Bauernhofe, an dem er vorbeiging, ein paar Hahnen

federn für ſein Käppi requirieren. Die Bäuerin muſte ihm ſeinen Wunſch abſchlagen, denn die den Jägern ſo beliebte ſtahlgrüne Schillerfeder liefert bekanntlich unſer gemeiner Haushahn; die Bäuerin aber hatte, gleich den meiſten ungariſchen Wirtſchaften, längſt nur Kochinhühner. Hols der Kuckuck, rief der Jäger in ſeinem Verdruß, darum kommt auch kein Regen ins Land. Daran ſind nur eure verwünſchten ausländiſchen Hühner ſchuld. Wer erkennt in dieſem Zuge nicht unſern „feſchen" Jäger, der in jeder Lage des Lebens irgendeinen Einfall bei der Hand hat, um ſein Herz zu erleichtern? Dieſe Einfälle ſind nie böſe gemeint, es ſind eben Impromptus des Augenblicks, leichtſinnig hingeworfen, Kinder jener überſchüſſigen Laune und Phantaſie, wovon oft eine einzige öſterreichiſche Kaſerne mehr beſitzt, als viele Ballen der Leipziger Buchmachermeſſe. Aber das Impromptu zündete. Die Bäuerin ſtarrte den abziehenden Jäger an wie einen Propheten; der Kauſalnexus zwiſchen Regenmangel und Kochinhühnerzucht leuchtete ihr ein; ſie ſchaffte ſofort ihre Kochinhühner ab, und alle Nachbarinnen taten's mit ihr. Das war im Heiduckenlande. Bald darauf fuhr ich ins Kumanierland, ins Herz des Alföld, um mir mitten in Europa mit Augen anzuſchauen, was ich in der Schule, als ich die bibliſche Geſchichte lernte, nur mit den Kinderaugen der Phantaſie geſchaut, eine waſſerloſe, verbrannte, echt morgenländiſche Wüſte. Ich kam auf einem Dorfplatze unter jüdiſchen Pächtern zu ſtehen, welche von mancherlei Gegenden ſich zuſammengefunden, und hörte, wie einer zum andern mit Lächeln ſagte: Nu, was tut ſich in Heves? Haben eure Bauern auch ſchon die Kochinhühner abgeſchafft? Ich fragte nach der Bedeutung dieſer Rede und erhielt den Beſcheid, daß jenes Impromptu des Jägers von dem vereinzelten Bauernhof im Heiduckenlande nach wenigen Tagen über eine Fläche von 20 bis 30 Meilen ſich verbreitet und

überall denſelben Volksglauben hervorgerufen, welchen ihm ſchon an der Urquelle die Bäuerin geſchenkt. Das Abſchaffen der Kochinhühner war epidemiſch geworden.

Man ſage nicht, das konnte in einem Lande geſchehen, wo die Volksbildung noch dergeſtalt in der Wiege liegt, daß z. B. die ungariſche Magd, welche mich ſo oft über Büchern fand, die Hausfrau zu ihrem unſterblichen Ergötzen fragte: warum denn der deutſche Herr immer ſo fleißig bete? — da ſie die Bücher nur als Gebetbücher, und das Leſen darin nur als Beten kannte. Man ſage das nicht. Die Wiener ſind Hauptſtädter, nicht ungariſche Pußtenbewohner, haben auf ihrer halben Quadratmeile mehr Schulen, als manch ungariſches Komitat auf 100 Quadratmeilen, und doch erinnert ſich jeder Wiener noch ſeiner Wallfahrten zum Sieveringer Brünnl, und weiß, daß nicht etwa die Damen des Alſerbachs allein, ſondern noch andere Damen daran teilgenommen.

Und wieder ſtehen wir in einem Jahre, welches mit der bänglichſten Sommerdürre gleich im April angefangen, und darin ſo verhängnisvoll fortfährt, daß das Alföld des Jahres 1863 heuer halb Öſterreich zu werden droht. Und jener Drache der Unterwelt, welcher die trockenen Jahre mit der grauſigen Treue einer Naturregel zu begleiten pflegt, die Brände, — er begleitet es nicht, er verſchlingt es faſt. Von Bludenz bis Kolomea, von einer Reichsgrenze bis zur andern, brannten Städte, Dörfer, Wälder, und in der Mitte Admont, das ſteieriſche Weſtmünſter, das Alexandrien der vaterländiſchen Geſchichtsquellen; Admont, welches allein ſchon das 65. Jahr dieſes Jahrhunderts mit dem Namen ſeines Unglücks verewigen müßte! Der Eindruck davon iſt dämoniſch und geht ins Tiefſte der menſchlichen Gemüter. Die Funken des Aberglaubens ſprühen herum und entzünden bald hier, bald dort den ſtets brennbaren Stoff der „mythenbildenden Subſtanz".

Auf dem Schöckel bei Graz haben die Landleute einen Sarg geſehen. Der Schöckel iſt der hohe Lindkogl oder das Eiſerne Tor von Graz, und viel beſucht wegen ſeiner Ausſicht. Von ſeinem Hochplateau, welches etwa noch 1000 Fuß höher liegt, als der Baron Sinaſche Wartturm auf dem Eiſernen Tor, ſieht man weſtlich bis ins Dachſtein- und Traunſteingebiet, ſüdlich die Karawanken von Krain, öſtlich die verduftenden Horizontallinien des Ungarlandes. Diesmal aber ſah man etwas Neues und Niegeſehenes — den beſagten Sarg. Ich erkundigte mich, wo und wie der Sarg ſichtbar ſei — ſchwebend in der Luft? oder unter den Figuren der Sternbilder? oder auf irgendeiner Alpe, wie auf einem Katafalk aufgeſtellt? Aber ich fragte es vergebens. Ich konnte nichts anderes zur Antwort bekommen, als: auf dem Schöckel ſieht man einen Sarg.

Die mythenbildende Subſtanz wäre nicht das, was ſie iſt, wenn die Gebirgskenſchler des Schöckel ihren Sarg allein behalten hätten. Die Grazer dachten: der Schöckel iſt weit, aber unſer Schloßberg iſt nahe. Und warum ſollte man nicht auf dem Schloßberg ſehen, was man auf dem Schöckel ſieht? Und ſiehe, man ſah. Abend für Abend ſtrömten jetzt Hunderte von Grazern auf den Schloßberg und ſahen den Sarg. Ihre mythenbildende Subſtanz aber hatte ein gewiſſes point d'honneur; die ſimple Anleihe bei den Schöckelbauern verletzte das hauptſtädtiſche Dekorum, man fühlte, daß man aus den Mitteln der Landeshauptſtadt ein übriges tun müſſe. So ſieht demnach der mythenbildende Aufſtand der Grazer auf dem Schloßberg einen Sarg und ein Schwert.

Mich dünkt aber, die Städter ſind dabei nicht ſehr glücklich gegen die Landleute geweſen. Wenn Landleute, deren Land vergantet wird, Landleute, die ihre Steuern nicht bezahlen können, Landleute, welche ein dürres Hungerjahr ahnen, Landleute, welche ihr

Landesarchiv verbrennen sehen, die unersetzliche Quelle zahlloser Rechts- und Besitztitel, Landleute, welche kaum das eigene Dach zu behaupten vermögen, und täglich beisteuern sollen, die Dörfer und Städte abgebrannter Landsleute aufzubauen, — wenn diese Menschen einen Sarg sehen, das letzte der Dinge, so kann nichts rührender sein als dieses passive, stumme Symbol. Was aber soll das aktive Schwert? Das Schwert wäre in den vorahnenden Geburtswehen des Krimkrieges oder des italienischen Feldzuges am Platze gewesen; was soll es im Jahre 1865? Haben wir Blut- und Eisenmänner unter uns? Sind wir nicht vielmehr aufs friedlichste und duldsamste mit ihnen alliiert? Nein, nein, das Schwert paßt nicht! Es ist ein politisierender Mythus und ein schlecht erfundener.

Während die mythenbildende Substanz in Steiermark die Not der Zeit unter dem Symbole der Angst und der Trauer sich verkörpert, erblickt ein Dorfmütterchen im benachbarten Ungarn das Symbol des Trostes und der Hilfe. Im Markte Keszhely in der Somogy sah die Eigentümerin eines Brunnens auf dem Grunde desselben die heilige Muttergottes mit ihrem Sohne, von brennenden Kerzen umgeben. Natürlich teilte sich ihr Schauen mit, und bald strömte eine große Volksmenge zu dem Brunnen, ja zuletzt kamen ganze Prozessionen mit Fahnen und Kreuzen. Der „Sürgöny", welcher das mitteilt, meldet dabei eines weiteren: „Alle Bemühungen des Ortsvorstandes und des Pfarrers, dem Volke begreiflich zu machen, daß die Eigentümerin des Brunnens entweder sich selbst täuscht oder die Leute zu täuschen beabsichtige, waren vergeblich, und endlich sah sich die Behörde genötigt, den Brunnen abzusperren und auf die Übertretung des Verbotes, sich dort anzusammeln, eine Strafe zu setzen." Gut gebrüllt, Löwe! Da atmet man doch die erquickende Luft einer polizeilichen Staatsgewalt! Be-

hörde, Verbot, Übertretung, Strafe — wie wollüſtig einem das über den Rücken kitzelt! Aber da ſeht einmal die Heimtücke der ſteieriſchen Bauern! Wie ſchlau und pfiffig ſie ihren Sarg in den freien unfaßbaren Luftraum des Schöckels hinſtellten! Da ſoll eine Behörde ihn abſperren! Die Leute ſcheinen wahrhaftig zu glauben, ihre Phantaſie gehört ihnen und nicht ihrer Behörde! So eigenſinnig können nur ſteieriſche Köpfe ſein.

Wer ſollte es aber nicht mit tiefſter Rührung geleſen haben, daß der Pfarrer und der Ortsvorſtand alle Bemühungen anwendeten, dem Volke begreiflich zu machen . . .! Bei ſo vielem Eifer für Volksaufklärung werden ſie einen guten Rat gewiß nicht verſchmähen. Welchem Volke wollten Pfarrer und Behörde etwas begreiflich machen? Natürlich dem ausgewachſenen, dem ſechs Schuh langen. Ach, meine Herren, das iſt ein bißchen zu ſpät. Wie wäre es, wenn Sie bei dem kleinen Volke anfingen, bei dem Volke, das noch bildſam iſt, das noch zur Schule geht? Iſt es nicht ſeltſam, daß juſt bei dieſem Volke Ihre ſchönen Bemühungen ruhen, ja mitunter in das Gegenteil ausſchlagen? Ich kann im Irrtum ſein, aber Sie haben dann gewiß die Gewogenheit, mir einige Hunderte von öſterreichiſchen Volksſchulen zu nennen, wo der Schullehrer gegen den Aberglauben predigt, und der Herr Katechet oder Pfarrer mit ſotanem Schullehrer vollkommen einverſtanden iſt, ihn ganz und gar unterſtützt, ihn ermuntert, ihn zur Beförderung empfiehlt, kurz, ihn als ſeinen rechten und gerechten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn betrachtet. Dieſe Hunderte von öſterreichiſchen Volksſchulen wollen wir dann jenen äußerſt wenigen entgegenſtellen, wo das nicht der Fall iſt. Und wenn wir dieſe Zahlen ſo nebeneinander ſtehen haben, ſo ſollen jene Wühler der ſchlechten Preſſe endlich verſtummen, welche nicht einſehen wollen, daß

die Volksbildung in den österreichischen Schulen aufs beste bestellt ist, daß der Same des Aberglaubens im echten Geiste des großen Kaisers Josef II. überall ausgerottet wird, und daß geistliche und weltliche Behörden in schönster Eintracht alle Bemühungen anwenden, dem Volke begreiflich zu machen.

Keine Reflexion ist so subjektiv, daß sie auf einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege sich nicht in Objektives verwandeln könnte, daher sie sich den Graziengürtel einer weisen Selbstbeschränkung anzuschnallen beeilt.

Der Moden-Philosoph.

„Presse", Wien, 8. Juni 1865.

Die Kometenschweife am Himmel werden künftig nicht mehr so fürchterlich sein, seit die Damenschweife auf Erden, nämlich die Schleppen, der Schrecken der Menschheit sind. Der Staub, welchen diese unberufenen, aber unentrinnbaren Kehrbesen aufwirbeln, drohte meinen Geist mit misanthropischer Finsternis zu umnachten, denn wie kann der Geist frei sein, wenn das Herz vergiftet ist, und welches Herz sollte das nicht sein, wenn man das schwere persönliche Unrecht leiden muß — Mist zu atmen, wo man ein Recht hätte Luft zu atmen? Ich fühlte mich böse werden. Meine Menschenliebe verschwand, meine Moral sank, die Keime des Guten erstickten in mir, sie erstickten in dem Staube, welchen die Kehrseite der schöneren Menschenhälfte, — ach eine wirkliche Kehr- und Kehrichtseite! — meiner Lunge, meinem Blute, meinem Herzen zuführte. Wie Menschen und Menschengenerationen durch schlechtes Wasser, Hungersnot, sächsischen Kaffee und ähnliche Übel nach und nach verelendern, so kam ich durch die Schleppenpest herunter und konnte eines Morgens ganz gut als ein merkwürdiges moralisches Ungeheuer

auf irgendeiner Anklagebank ſitzen und den Abſcheu der Menſchheit erregen.

Da rafft' ich mich auf. Ich griff zu meinem guten alten Symbolum, zu dem Satze Chamfords: tout comprendre c'est tout pardonner, zu dieſem humanſten aller Sätze, zu dieſem Satze, der mir eine halbe Religion wert iſt, der mich auch wirklich ſchon oft geſänftigt und geſittigt, ja faſt gerettet hat, wenn ich in manchen Augenblicken des Lebens zu fühlen glaubte, daß der Menſch, welcher vom Affen abſtammen ſoll, ein noch viel näherer Vetter vom Tiger iſt. Hatte ich die Mode begriffen, ſo hatte ich ſie auch verziehen, ſogar die Schleppmode; ich ging alſo darauf aus, ſie zu begreifen. Was philoſophiert ſich nicht ein Deutſcher hinweg!

Die Moden finden wir bei den nackten Völkern auf der Haut, nämlich in der Tätowierung, bei den bekleideten in den Kleidern. In anbetracht, daß ſich auch die eitelſte Dame nicht wohl eine Schleppe antätowieren kann, würde ſich mein Herz entſchieden für das tätowierte Genre der Moden erklären, wenn bei einer ſo ernſten und heiligen Sache wie Philoſophie und Mode vom Herzen die Rede wäre. Ja, die Süffiſance der Ziviliſation gebietet mir ſogar, jenen ehrenwerten Teil der Menſchheit, welcher nackt geht, im Kapitel der Moden nicht nur nicht mit Vorliebe, ſondern gar nicht zu behandeln, ihn ganz aus dem Spiele zu laſſen und mich den bekleideten Völkern allein zuzuwenden. Ich nehme alſo, obgleich ungerne, Abſchied von den geſchmackvollen Muſtern der Tätowierkunſt, welche irgendein Südſee-Paris wahrſcheinlich ebenſo durch „Bazars“ und „Modejournale“ unter der nackten Modewelt der Südſee verbreitet wie bei uns, und ſpreche von der Mode im engeren Sinne, von der Trachten- und Kleidermode.

Da zerfällt uns denn die ganze bekleidete Menſchheit in zwei Gruppen: in ſolche, welche Moden, und in ſolche, welche keine haben; in einen Bekleidungsmodus, welcher

fest, und in einen andern, welcher flüssig ist. Diese Gruppen treten, wie fast in allen menschlichen Dingen, nach dem großen Kontraste von Ost und West auseinander. Nur das Abendland hat Moden, der Orient nicht.

Im Orient bekleidet sich Abd-el-Kader und sein Volk wahrscheinlich ebenso, wie sich Abraham und Ismael bekleidet haben. Konfuzius trug sich nicht anders als der jüngste Professor der Teekoch- und Bauchaufschneidekunst, welches im japan-chinesischen Osten bekanntlich ein Universitätskursus ist. Malereien und Skulpturen der ältesten Geschichte des Orients bestätigen das. Dieser stereotype Modus der Kleidertracht ist einer von den Charakterzügen, welche dem Oriente seine großartige Physiognomie verleihen. Es ist etwas Ewiges, fast Heiliges in der plastischen Ruhe dieser Form.

Und doch hat der Orient nicht Ursache, darauf stolz zu sein, noch haben wir Ursache, ihn darum zu beneiden. Das Gegenteil! Diese große ruhige Form ist zugleich Monotonie, sie bedeutet Stillstand, Trägheit, Erstarrung. Sein Nationalkostüm zu tragen, wie der Biber sein Fell und die Gans ihre Federn, scheint des Menschen nicht würdig. Es macht ihn zur Gattung, zur Herde. In der Tat ist das auch das unterscheidende und entscheidende Merkmal zwischen Ost und West: im Orient ist der Mensch Gattungsmensch, in Europa ist er Individuum.

Inzwischen gibt es auch im Orient einzelne Menschen, Individuen, welche sich vor ihrer Gattung schon durch die äußere Erscheinung auszuzeichnen wünschen. Aber man sehe wohl, wie zaghaft und kleinmütig der Orient das anfängt. Sein Individualitätsprinzip ist nämlich viel zu arm, dürftig und unausgebildet, als daß es den *ganzen* Wurf wagte, die Mode. Es wagt nicht in den Kleidern sich auszudrücken, sondern nur *auf* den Kleidern. Es wagt nicht

die Veränderung, ſondern nur den Aufputz der National-, d. h. Gattungstracht. Die Tracht wird prächtig. Sie bleibt von einem Bettler zu einem König, von einem Jahrtauſend zu einem andern immer die nämliche: ſie geſtattet dem Belieben und Anſprüchen des Individuums nur die Skala der Pracht. Wenn aber der ſoziale Unterſchied von Bettler und König ſich einzig durch die Pracht abbilden darf, ſo begreift man wohl, wie die höchſte Spitze der Sozietät, nämlich eben der König, unter ſeiner Laſt von Gold und Edelſteinen zuletzt als jenes Monſtrum von orientaliſcher Pracht ſich darſtellen muß, welches z. B. einem engliſchen oder ruſſiſchen Botſchafter gegenüberſteht — wie ein beladenes Kamel einem vernünftigen Menſchen. Und das iſt der Sinn der orientaliſchen Pracht: der Orient hat die läſtige und koſtſpielige Beſchwerde der Pracht, weil er die Wohltat der Mode nicht hat!

Ganz anders in Europa. Es war des Geiſtes der europäiſchen Völker vollkommen würdig, als zuerſt ein Mann auftrat, welcher es wagte, die Tracht, die jedermann trägt, für ſeine Perſon zu verändern. Es war jener revolutionäre, ſelbſtdenkende, ſubjektive Geiſt, von welchem die europäiſche Geſellſchaft vorzugsweiſe ihr Gepräge erhält, jener Geiſt, welcher die Macht und auch das Recht hat, einer ganzen Mehrheit ſich entgegenzuſetzen, es war ein Geiſt wie Kolumbus, Luther, Galilei und Kant. Anſtatt durch die Pracht der Bekleidung, welche jedem Bemittelten zu Gebote ſteht, wollte der Europäer durch den Geſchmack der Bekleidung ſich auszeichnen, alſo durch etwas Selbſterfundenes, Selbſtgedachtes, durch einen Modus, der aus ſeinem eigenen Geiſte gezeugt war. Er warf die Livree der Gattung ab und trug ſich als freie Perſönlichkeit, als Individuum. Das Aufkommen der Moden in Europa fällt hiſtoriſch genau mit der Zeit zuſammen, wo dieſer Entwicklungsprozeß des Individuums, dieſe

Emanzipation der Einzelnbildung von dem Maſſengeſetz zum Durchbruche kam. Früher war auf eine dem Oriente analoge Weiſe die Nationaltracht ſtereotyp oder höchſtens, wie im üppigen Burgund, durch äußere Prachtüberladung dilettantiſch verwirrt; in einen innerlichen Fluß, in den eigentlichen Modeprozeß geriet ſie erſt zur Zeit der Renaiſſance und der Reformation.

Die Mode iſt der Ausdruck der perſönlichen Freiheit und Bildung gegenüber dem Maſſengeſetz. Aus dieſem Begriffe der Mode entſpringen zwei weitere Begriffe derſelben: erſtens das unendlich Wandelbare und zweitens das unbegrenzt Allgemeine der Modenbewegung.

Wäre die Mode nicht veränderlich, ſo wäre der Augenblick ihrer Geburt auch ſchon ihr Tod. Was wollte es ſagen, wenn das Individuum einmal an ſeiner Gattungstracht rüttelte und dann nicht wieder? Es wäre ſo gut wie nichts geſchehen. Soll die Mode die Freiheit und Beweglichkeit des europäiſchen Geiſtes ausdrücken, ſo muß ſie ſich unaufhörlich bewegen, wie eben dieſer Geiſt.

Bei dieſer Gelegenheit mögen wir uns zu Gemüte führen, was für eine ſchmerzliche Gewalt wir den armen Frauen und Fräulein antun, wenn wir uns bemühen, ſie zu der Einſicht zu treiben, daß eine Mode unſchön ſei. Die weiblichen Geiſterchen werden ihre geliebte Mode verteidigen, werden ſtreiten, werden gegen unſeren Geiſt nicht aufkommen, werden ſich in Widerſprüche verwickeln — aber nur darum, weil der Mann ſelbſt ſchon von einem Widerſpruch ausging. Die Mode gehört gar nicht vor den Richterſtuhl des Schönheitsſinnes! Die Mode hat nicht die Pflicht, ewig ſchön zu ſein, ſondern bloß ewig anders zu ſein. Andererſeits aber ſollten unſere ſtrengen Gebieterinnen auch Erbarmen mit ihren ergebenſten Sklaven haben und, wenn wir im Herzen erſchrecken, wie grauslich die neueſte Mode ſie kleidet,

uns nicht das bittere Geſtändnis auspreſſen, daß jede neueſte Mode die ſchönſte ſei. Sie iſt die neueſte und damit baſta! Jede Mode hat getan, was ſie zu tun hatte, wenn ſie anders iſt als die vorige Mode.

Ein Geiſt, welcher aus der Herde der Gattung herauszutreten wünſcht, erfindet eine Mode, wie die ſchöne Ninon ihre Locke oder der ſchöne Brummel ſeinen Krawattenwurf. Wie ſoll ſich zu dieſer Tatſache die übrige Herde verhalten? Soll ſie dem einzelnen die Auszeichnung gönnen? Nimmermehr! Dies ginge ganz wider den Geiſt der europäiſchen Geſellſchaft, welcher der Geiſt der Gleichheit iſt. Die Mode wird demnach allgemein; ſie dringt mit Blitzesſchnelle vom Thron bis in die Geſindeſtube — oder, was auch vorkommen kann, von der Geſindeſtube auf den Thron. Der Prinzregent und nachmalige König Georg IV. verzehrte ſich in Neid und Eiferſucht über den unnachahmlichen Halstuchknoten des ſchönen Brummel, welcher ein Bürgerlicher von mäßigſtem Einkommen war. Das hat es mit dem gedankenloſen terminus technicus vom „Nachäffen der Moden" auf ſich. Im Nachäffen der Moden ſagt die europäiſche Geſellſchaft: Wir dulden keine Suprematie über uns. Wir räumen keiner Frau und keinem Manne das Privilegium des Geſchmackes ein, wir haben es alle. Wahrlich ein ſtolzes Wort! Würdig des europäiſchen Geiſtes!

Das iſt das Geſetz, nach welchem die Moden allgemein werden müſſen oder, wie die Philiſter ſagen, nachgeäfft werden müſſen.

Aus dem Banne dieſes Geſetzes können die Männer vielleicht teilweiſe heraustreten. Nicht jede Mode braucht juſt ein Mann mitzumachen. Man findet nirgends mehr altmodiſch gekleidete Männer als in Frankreich ſelbſt, an der Quelle der Moden. Eben an dieſer Quelle ruht die Tracht viel ſicherer auf dem Grundgedanken

der Mode, als daß sie nötig hätte, jede Nuance und Variation mitzuspielen. Aber auch außer Frankreich. Z. B. der starre Charakter, welcher die gegenwärtigen Zeilen schreibt, trägt eine unmodische Krawattenform, da er die Seidenfäden, welche seit ein paar Jahren Männerkrawatten heißen und welche selbst für Kinderpuppen noch zu kindisch wären, sich unmöglich zu applizieren vermag. Es war ihm deshalb noch kein Salon verschlossen.

Dem Weibe dagegen ist es bei Todesstrafe geboten, die herrschenden Moden mitzumachen. Fragen wir uns nämlich, was ist das erste und oberste Gesetz der Weiblichkeit, das Gesetz, welches alle andern Gesetze einschließt oder, wenn ihr wollt, ausschließt, kurz der Inbegriff aller weiblichen Sittenlehre, so ist es nicht etwa — die Ehrbarkeit, und wenn ihr mich steinigt, nicht einmal dieses scheinbar weiblichste Gesetz ist es wirklich, sondern das höchste Gesetz der Weiblichkeit lautet: Falle nicht auf! Sei kein Original! Sei, wie jedermann ist! Dieses Gesetz ist so stark, so zwingend, es ist, was von allen Gesetzen der Welt nicht gilt, so ausnahmslos, daß, wenn das weibliche Geschlecht einmal zwischen die Mode und die Ehrbarkeit gestellt ist, es keinen Augenblick lang zaudert oder zaudern darf, der Mode zu gehorchen und die Ehrbarkeit zu verletzen. Zur Zeit, als die entblößten Busen Mode waren, hätte jedes schamhafte Mädchen erröten müssen, sich ganz allein in einem bis an den Hals zugeknöpften Kleide zu zeigen, und wenn es der Gräfin Montijo eines Tages einfiele, nackt zu gehen, so würde jedes ehrbare Mädchen, das man zwingen wollte, öffentlich in Kleidern zu erscheinen, vor Scham in die Erde sinken. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich, daß auch der Begriff „Ehrbarkeit" nur eine Konvenienz ist, und wenn alle die Ehrbarkeit verletzen, so verletzt sie keine. Dagegen nicht Konvenienz, sondern das wahr-

haſte und eingeborene Naturgeſetz des Weibes iſt es: Mach keine Ausnahme; ſei kein Original; richte dich nach den andern. Das einzig Unſchickliche für das Weib iſt das Auffallende.

An dieſem Punkte ſind wir auch in der Lage, die Leiſtungen derer abzuſchätzen, welche nicht müde werden, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert gegen die Moden zu predigen. Sind die Prediger Männer, vielleicht ſogar Junggeſellen wie auf den katholiſchen Kanzeln, ſo möchte dem unpraktiſch-tyranniſchen Geſchlecht dieſer Zelotismus noch hingehen. Was aber ſollen wir zu dem modernſten Fortſchritt unſerer Tage ſagen, daß jetzt Frauen den Frauen Vorleſungen gegen die Mode halten — Vorleſungen, welche ſie hoffentlich in den geſchmackvollſten Moden beſuchen! Der arme alte „Modeteufel“ iſt ſchon in den April geſchickt! Sonſt nur von Mönchskutten attackiert, ſieht er jetzt Frauenaufrufe in ſeinem eignen Serail, unterſcheidet Feind und Freund nicht mehr und mag den weiſen Vorleſungsſibyllen ein dummes Geſicht machen! Wir aber bewundern ſie und ihren Opfermut, die Moden — hinwegzuleſen und großherzig zu ignorieren, wie ſchon längſt der Staat ſelbſt durch ſeine polizeilichen Kleiderordnungen das Rieſenſchwert der Staatsgewalt gegen die Moden in die Wagſchale geworfen und daß er damit denſelben ſchönen Erfolg erzielt, wie König Xerxes oder König Knut — da ſie das Meer peitſchten. Als der römiſche Senat einſt ein Verbotdekret gegen den Schmuckluxus der Frauen erließ, dekretierten die Frauen zurück, ſie würden in dieſem Falle aufhören, Kinder zu gebären! Man ſage nicht, die brutale Staatsgewalt iſt mit Recht ohnmächtig gegen die Moden, ſondern dieſe müßten aus dem ſittlich freien Bewußtſein der Frauen überwunden werden, und ſotanes Bewußtſein zu wecken, hätte es in dem ungebildeten Rom vielleicht eben nur einer weiſen Vorleſerin bedurft.

Die Frauen waren gegen ihre eigenen Moden so ohnmächtig, wie der Senat selbst. Es war zur Zeit, als die mächtigen, reichen und selbstbewußten Plebejer um die Gleichstellung mit den Patriziern rangen, und ihre Frauen, welche diese Gleichstellung durch die Mode vollzogen, kämpften den sozialen Riesenkampf mit. Die Mode war hier — was sie immer ist — ein Ausdruck der politischen Zeitströmung. Dagegen predigt einmal!

Auch die Krinoline und die Schleppe ist das. Als Ludwig Napoleon die Republik umstürzte und die Staatsgewalt in seiner cäsarischen Monarchie konzentrierte, da mußte seine Gemahlin das Symbol dieser neuen politischen Weltordnung notwendig dort suchen, wo es einzig zu finden war, in den Moden Ludwigs XIV., des Herrschers, welcher sein Ich für den Staat erklärt und welcher den Franzosen, trotz ihrer republikanischen Allüren, noch immer eine Art Hohenstaufen ist, ein klassischer Ausdruck des Nationalruhms, ein Ideal monarchischer Staatsgewalt. Ihr seid Sklaven, aber ihr werdet Glanz, Ruhm und Macht haben! Das sagte den Franzosen Krinoline und Schleppe — was aber nicht alle verstehen, welche französisch verstehen.

Wie aber der Hof des vierzehnten Ludwig selbst wieder zu seinen Moden gelangte, das gehört nicht hieher oder vielmehr, es würde nicht hieher gehören, wenn es uns nicht in demokratischer Volksausgabe vor Augen wandelte, daher es im Vorbeigehen wohl eines Wörtchens wert ist.

Die Philister der Logik sind sehr zufrieden mit sich, wenn sie den Widerspruch entdeckt und lächerlich gemacht haben, daß das ausgeschnittene Schleppkleid oben zu wenig und unten zu viel Stoff hat. Aber ungefähr ebenso kleidet sich eine Person, welche dem Philister hoffentlich zu hoch steht — nämlich der olympische Zeus des Phidias! Seine obere Körperhälfte

iſt bloß, ſeine untere verſchwenderiſch drapiert. War der Modengenius der ſtolzen Ariſtokratie von Verſailles etwa ein ähnliches Zeus-Bewußtſein? Faſt dürfte man's ahnen. Wenigſtens iſt es nicht zu leugnen, daß um Kopf, Nacken, Schulter und Bruſt ſich ein Ausdruck von Schönheit und Kraft zuſammendrängt, welcher den Menſchen, zumal den Frauen, den Trägern der Schönheitsidee, eine natürliche Pracht verleiht, vor der die prächtigſte Kleidung beſchämt zurückweicht. Dieſe ſucht ſich einen paſſenderen Ort ihrer Prachtentfaltung und wird zur Schleppe. In der Schleppe ſcheint das Kleid zu ſagen: Ich will vom weiblichen Körper ſo ſpät als möglich Abſchied nehmen. Ich will dich nicht bloß zur Notdurft, ſondern reich, überflüſſig bekleiden. Ich will mehr als dein Kleid, ich will dein Gefolge ſein. Iſt das unſinnig geſagt? Wenn der Menſch, das zweibeinige Gabeltier, die Maſchinerie ſeines Gehens zu verbergen ſucht, und in Krinoline und Schleppe wie eine Gottheit in der Wolke oder ein Schwan in der Flut nur die Bewegung, nicht aber das Wie der Bewegung zeigt — iſt das nicht ein Gedanke, der etwas für ſich hat? So reizend der Anblick eines netten, trippelnden Füßchens in der Bewegung einer naiven Griſette iſt, ſo konſumiert er doch nicht den ganzen Begriff der weiblichen Natur. Sein Gegenpol, Würde und Anſtand, fälſchlich als Ziererei verſchrien, iſt hoffentlich auch eine Seite der weiblichen Natur. Und dieſe Seite der weiblichen Natur wird auf eine wahrhaft klaſſiſche Art von der Schleppe ausgedrückt. Schon dadurch, daß die Schleppe ein faktiſches Hindernis des Gehens iſt, bricht ſie die Haſtigkeit und Leidenſchaftlichkeit der Bewegung, lehrt ſie das Weib, auf ſich acht geben, lehrt es Zurückhaltung, bildet und entwickelt es ein vornehmes Selbſtgefühl. So mußte die Schleppe notwendig als ein Organ der altfranzöſiſchen Hofnobleſſe erfunden werden, aber nicht ungern ſehen

wir ſie als ein Organ weiblicher Nobleſſe überhaupt, und leugnen wollen wir's nicht, daß es ein ſchönes Schauſpiel, gleichſam die ſichtbare Bildung iſt, wenn eine Dame im Salon oder auf dem Theater mit Anſtand und Leichtigkeit ihre Schleppe trägt.

Im Salon und auf dem Theater! Da liegt der Knüppel beim Hund. Die Schleppe gehört dem Salon, und höchſtens noch dem breiten, geſchorenen Laubgang des franzöſiſchen Parks, welcher ein Salon im Freien iſt. Sie gehört ins Belvedere und nach Schönbrunn, ſie iſt keine Staffage für den Graben und den Kohlmarkt. Dort bewegt man ſich nicht im Sarabanden- und Menuettſchritt, dort ſteht ſie im Wege, hindert den Verkehr, wird von den rennenden Geſchäftsleuten zertreten; dort wirbelt ſie Staub auf und vergiftet die Lungen. Freilich haben nach und nach alle ariſtokratiſchen Privilegien und Genüſſe, nicht bloß die Schleppe allein, den unaufhaltſamen Strom vom Salon auf die Straße genommen, und ſtrömen in dieſer Richtung noch fortwährend. Der ganze Geiſt des Jahrhunderts iſt die Reduktion der ariſtokratiſchen Formel auf die demokratiſche, ein Geiſt, den man nicht eben zu kennen braucht — wenn man öffentliche Vorleſungen hält!

Aber ſo innerlich berechtigt der Geiſt iſt, ſo hat er doch nicht in allen ſeinen Äußerungen recht; einzelne Äußerungen können auch ſchädlich ſein. Nun ſind alle Wiener Lungen darüber einig, daß das Einatmen von Staub ſchädlich iſt, und ſchädlich muß alſo wohl auch die Mode ſein, welche den Staub aufregt. Das Öffentlich- und Gemeinſchädliche aber unterliegt der Polizei. Guter Gott, rette mich von meinen ſchwarzen Gedanken! Darf ich's denn geſtehen, darf ich's der lichten Sonne bekennen, daß ich nach der Kleiderpolizei der vorigen Jahrhunderte nur darum nicht ſchmachte, weil ſie erfolglos war, daß ich ſie aber im Prinzipe mit heißer Liebe umarmen möchte? Und wie dieſe

Schleppfrage meinem Miniſterium ſo ſchwere Regierungsſorgen macht, ſo fiel mir ein, dieſe heimlich und verboten geliebte Polizei war vielleicht nur deshalb ohnmächtig, weil es Polizei war? Wer ließe von der Polizei ſich Kleider verbieten! Wie aber, wenn es das Parlament täte? Die legitime Rechtsquelle, in welcher das Volk ſich ſelbſt Geſetze gibt? Selbſtgegebenen Geſetzen wird es doch gehorchen? Jedenfalls wäre das Parlament auch der legitime Machthaber, der ſeinen Geſetzen, wenn es ſein muß, mit Gewalt Gehorſam verſchaffen darf, und der z. B. dekretieren könnte: Mit dem Vollzug dieſer Parlamentsakte iſt die Gendarmerie beauftragt, welche kleine, mit Vitriol oder Scheidewaſſer gefüllte Handſpritzen erhält, und jedes öffentlich ſich zeigende Schleppkleid damit verderben darf. — Vitriol! Scheidewaſſer! ach, es wäre wonnig!

Es wäre cochinchineſiſch! ruft der moderne Liberalismus. In Gottes Namen! Aber wenn die Partie nunmehr ſo ſteht, daß eine Stadt wie Wien Unſummen ausgibt, um durch Aufſpritzen den Staub auf der Straße zu dämpfen, während die Damen Unſummen für Beſen und Eggen ausgeben dürfen, um den Staub auf den Trottoirs aufzuregen, ſo möchte ich über die Weisheit dieſer europäiſchen Inſtitution einem Cochinchineſen um keinen Preis in der Welt Rede ſtehen.

So weit wäre alſo das „comprendre“ des Moden-Philoſophen, daß er von keiner Seite Rettung entdeckt. Im Begriffe, ſeine Laterne auszulöſchen und nach Hauſe zu gehen, glaubte er in der Ferne auf einmal Menſchen zu erluchſen, welche er mit einiger Ausſicht auf Almoſen noch anphiloſophieren könnte. Den Frauen ihre Moden auszureden — hatte er ſich geſagt — iſt lächerlich und vergeblich, weil keine den Anfang machen darf, weil jede fürchten muß, aufzufallen und als ein Original zu erſcheinen. Nun gibt

es aber einige Frauen, welche unter allen Umſtänden auffallen, welche ſchon von Haus aus Originale ſind. Es ſind die regierenden Frauen! Ob eine Königin oder Herzogin ſich nach dem Pariſer Modejournal trägt oder nicht, ſie fällt immer auf: wo ſie erſcheint, wenden ſich alle Blicke nach ihr. Ein Original iſt ſie ſchon durch ihre Stellung, aber nicht im peinlichen Sinne des Wortes. Sie allein alſo hat gegen die Moden, was das ganze weibliche Geſchlecht nicht hat — Freiheit des Willens. Sie kann die Pariſer Muſter annehmen, wenn ſie will; aber wenn ſie nicht will, ſo kann und darf ſie den Anſpruch machen, ſelbſt muſtergültig zu ſein. Wenn eine Königin von Sachſen oder von Bayern die Einfälle der Gräfin Montijo nicht mitmacht, ſondern eigene Einfälle hat, ſo möchte ich den Sachſen oder den Bayer wohl ſehen, welcher über ſeine Königin die Achſel zuckte! Vielmehr würde der weibliche Hofadel von Sachſen oder von Bayern, von Bückeburg oder von Koburg in dieſem Falle das Pariſer Original wahrſcheinlich ignorieren und dem einheimiſchen folgen. Und da der Bürgerſtand wieder den Adel kopiert, ſo iſt es erſichtlich, daß hier die einzige Spur von Möglichkeit winkt, dem Fatum der Pariſer Moden wirklich zu entgehen. Ich will mir damit nicht ſchmeicheln, daß die Pariſer Moden gänzlich außer Mode kämen; aber das weibliche Geſchlecht hätte, was es jetzt nicht hat und nicht haben darf, wenigſtens die Wahl; einer törichten franzöſiſchen Mode ſich zu entziehen, fände es einen Anhaltspunkt und einen Rückhalt an jenen fürſtlichen Frauen, welche in dieſer Ablehnung den Vortritt genommen. Dieſe Fürſtinnen aber ſind frei, das leugne mir keiner! So zwingend die Suprematie des franzöſiſchen Geſchmackes iſt, allmächtig iſt er doch nicht. Fürſten wie Leſſing und Goethe z. B. durften die dramatiſche Mode der Franzoſen kaſſieren, welche ein Gottſched ſervil tragen

mußte. Fürſtliche Perſonen dürfen in Geſchmacksſachen wollen.

Es fehlte alſo bloß, daß die Stimme des Moden-Philoſophen, welcher unendlich tief ſteht, zu jenen Höhen hinaufdringt, wohin ſie gerichtet iſt. Aber nein, es fehlt doch noch ein wenig mehr. Da nämlich die Frauen jener fürſtlichen Höhen immer berechtigt und ganz beſonders geneigt ſein werden, die ſchönſten Kleider zu tragen, ſo fehlt zunächſt, daß wir ihnen ſtatt ſchöner Vorleſungen — ſchöne Roben erfinden. Mit Geſinnung ſchlagen wir die Franzoſen nicht; wetteifern wir mit ihnen in der ſchönen Form, ſo wird die ſchöne Geſinnung von ſelbſt Platz greifen. Bis dahin iſt es ganz vergebens und völlig leeres Stroh, die ſchöne Geſinnung an die Stelle der ſchönen Form ſetzen zu wollen.

Ein Kapitel von der Liebe.

„Preſſe", Wien 15. Auguſt 1865.

Die Welt hat geliebt, ſeit ſie auf der Welt iſt; Carus, welcher eine „Geſchichte der Affekte" geſchrieben hat, müßte der Geſchichte der Liebe allein eine bänderreiche Bibliothek widmen. Widmen wir ihr einen kurzen Aufſatz, denn um Bibliotheken über die Liebe zu ſchreiben, haben wir etwas Beſſeres zu tun — nämlich zu lieben.

Schon das Wort ſelbſt hat ſeine Geſchichte. Früher hieß Liebe bekanntlich Minne. Das Wort Minne iſt ein Kronedelſtein unſerer Sprache, ſagt Weinhold. Es ſtammt aus einer Wurzel, welche nichts weniger als Liebe bedeutet, ſondern — geiſtige Tätigkeit! Andenken heißt es eigentlich. Damit iſt vor allem bezeichnet, daß deutſche Liebe in der Seele ruht. Minne iſt die Richtung der Seele und der Gedanken auf einen Gegenſtand. Zur Liebe wurde die Minne, als dieſe Gedanken-

richtung anfing, verlangend, wünschend, begehrend zu sein, und vor allem, sich zu äußern. Minne schweigt oder kann schweigen, Liebe äußert sich. Denn lieben heißt zunächst wohltun, freundlich sein, schmeichelhaft sein. Sie muß also werben, kosen, buhlen. Sie richtet sich an die sinnliche Seite des Menschen, kommt ihm entgegen, ist ihm gefällig, fädelt mit ihren kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten seine Selbstsucht ein. Die Griechen, welche darum so unsterblich sind, weil sie nicht ein einziges Volk, sondern gleichsam die Knospe der Menschheit selbst waren, kannten die Liebe in ihren beiden Naturen. Die Venus von Knidos ist die sinnige, die Venus von Paphos die sinnliche Liebe. Ja, und der wunderzarte Roman von „Amor und Psyche", was ist er anders, als die glückliche Einkleidung des Mysteriums, wie die Minne zur Liebe wird.

Die Minne wird zur Liebe, wenn die Völker anfangen, die spröde Mäßigkeit, die anspruchslose Einfalt und Unschuld ihres Naturzustandes abzulegen. Sei es nicht beklagt, was sein muß, was mit Notwendigkeit im Entwicklungsgange der Menschheit liegt. Viel eher können wir's beklagen, daß das prächtige, aber mit Ruhm gestorbene Wort Minne als geschminkte Leiche im Wachsfigurenkabinett moderner Puppenspielerei unhistorisch paradieren muß, und von süßlichen Goldschnittslyrikern den zarten Jungfräulein der Mädchenschulen auf den unreifen Leib gesungen wird — als ob das halb lüsterne, halb schwächliche Empfindeln der Backfische ein wirklicher Naturzustand wäre, als ob das unschuldigste Mädchen mitten unter den Beispielen der modernen Gesellschaft noch lieben oder vielmehr minnen könnte, wie die Kriemhilde der Nibelungen oder die Sigrun der Helgilieder!

Und wer liebte oder minnte bei den älteren Deutschen? In unseren modernen gesellschaftlichen Verhältnissen ist es uns so natürlich, so selbstverständ-

lich, daß die „Huldigung der Frauen“ von den Männern ausgeht, und diese Anbeter, jene aber die Angebeteten sind. Und doch ist das romanisch, nicht germanisch. Der deutsche Mann fühlte sich in dem heroischen Zeitalter unserer Geschichte in seiner vollen Macht; es war die Zeit, wo das Schwert und die Leibeskraft herrschte, die Zeit, wo jeder ein Freier war und mit dem Gemeinfreien sich ein Pair dünken mußte. Da konnte das Aufopfern des Manneswillens, die Unterwürfigkeit gegen ein Mädchen, das Schmachten und Girren von heute nicht wohl in ein Männerherz kommen. Die Männer bewunderten nicht, sie wurden bewundert. Im Busen des Weibes entsprang die Liebe, und der Mann nahm sie hin wie eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit, wie etwas, das ihm gebührte. Sie machte ihn nicht eitel, denn durch Liebe eitel werden, heißt ein geschmeicheltes Wertbewußtsein, ein Bewußtsein von einem — im Grunde unverhofften und unverdienten Vorzug bekommen. Aber weil sie ihn nicht eitel machte, so entsittlichte sie ihn nicht, und weil sie ihn nicht entsittlichte, so tat auch das Mädchen nichts Unsittliches, daß sie ihm ihre Liebe zeigte, ohne Rückhalt, ohne Erröten. Das Mädchen war rein und der Mann war edel — da war es gleich, wer den ersten Schritt tat; das Ziel war gewiß, es war der Wechselbesitz der Ehe.

Also die deutsche Liebe war erstens Geist- und Seelenliebe, und zweitens, die Initiative darin ergriff das Weib.

Ganz anders die romanische Liebe. Sie ist vorherrschend sinnlich und geht in der Regel vom Manne aus. Sie ist — wofür wir heute noch kein deutsches Wort haben — Galanterie.

Stünde ein Jüngling und eine Jungfrau unserer Nation aus der Zeit auf, welche Tacitus schildert, ja, selbst aus der um tausend Jahre spätern Zeit Karls

des Großen, so würden sie ungemein befremdet sein und sich gar nicht dreinschicken können, das, was sie als Minne oder Liebe kannten, als Galanterie wieder zu finden. Diese blühende Umgangsform, welche gegenwärtig jedermann zur zweiten Natur geworden, ist dessenungeachtet so wenig die erste, daß es vielmehr eine fast verwickelte Aufgabe ist, ihre Entstehung zu erklären.

Wir können sie auf eine doppelte Weise erklären: philosophisch und historisch.

Philosophisch erklärt sich die Galanterie aus den Gesetzen der Konkurrenz. Von Natur ist das schwache Weib anspruchslos, ist schon zufrieden, wenn es nur geschont und geschützt ist. Seht dort den Handwerker, welcher mit seinem Mädchen beim Biere sitzt. Sie trinken aus einem Glas miteinander; aber als ihm der Aufwärter das bestellte Glas brachte, bot er es dem Mädchen zuerst an. Zu dieser Artigkeit lächelte sie geschmeichelt und sah ihn mit ihrem freundlichsten Blicke an. So wenig bedarf es, das Naturweib zu ehren! Inzwischen hat ein anderer Witz und Einfälle, um mehr zu tun, als es bedarf. Er tut das Überflüssige. Ein dritter hat Zeug genug, den zweiten zu überbieten, und er ist nicht faul dazu. Einem vierten fehlt es an Witz, aber schon ist der Wetteifer des Ehrgeizes rege, auch er will sich zeigen. Was ihm an Witz gebricht, ersetzt er mit Geld. Er macht Geschenke. Ein fünfter ist reicher an Geld und macht bessere Geschenke. Ein sechster endlich hat Witz und Geld zugleich und er übertrumpft alle fünf damit. In diesem freiwilligen Wettlauf der Männer haben sich inzwischen die Schönen gewöhnt, das Freiwillige als ein Schuldiges zu betrachten. Schon reicht die Galanterie nicht mehr aus, womit der Handwerker der Magd den ersten Trunk aus dem Glase bot. Es wird der Witz einer angenehmen und fließenden Unterhaltung, es

wird die ſchmeichelhafte Überraſchung artiger Geſchenke gefordert. Es wird von jedem gefordert. Wer weder Witz noch Geld hat, bleibt ohne Liebchen. Jetzt gilt es, den Witz ſich durch Übung, das Geld ſich durch erhöhte Arbeitskraft zu verſchaffen. Es gelingt. Das Gelingen macht Mut, es weckt die Nachahmung, auch der Verzagteſten. Wer nicht als Krüppel geboren iſt, reiht ſich in den Wettlauf der Galanterie ein. Die Galanterie iſt eine Inſtitution geworden, ohne welche es kein Geſchlechtsverhältnis mehr gibt. Von dem Augenblicke an, wo das Weib weder als kriegsgefangene Sklavin eines Gewaltherrn, noch als Ware, die man den Eltern abkaufte, beſeſſen wurde (und beides geſchieht noch auf dem größten Teile der Erde); von dem Augenblicke an, als der Mann anfing, um die Braut bei ihrem eigenen Willen zu werben, mußte er auf dieſen Willen gütlich einwirken; aber die Gütlichkeit hatte bald keine Grenzen. Ihre unbegrenzte Entwicklung war eben die Galanterie.

Auch die Deutſchen mußten aus jener Wildheit endlich heraustreten, wo man das Weib als Sklavin durch das Schwert erwirbt oder als Ware ihrem Vaterhauſe abkauft. Auch die Deutſchen hätten die Galanterie endlich naturgemäß erfinden müſſen. Aber ehe ſie dazu gelangten, wurde ſie ihnen von den Romanen importiert. Dies führt uns zur hiſtoriſchen Erklärung der Galanterie.

Die Galanterie nach den Geſetzen der Konkurrenz ſetzte Männer voraus, welche eine Natur von feinem, aber ſpielendem Geiſt und Witz hatten, deſſen Überfluß nicht beſſer zu verwerten war, als im Geſchlechtsumgang, wo ſie ihn zunächſt zur Befriedigung ihrer eigenen Eitelkeit ſpielen, und unter dem Scheine der Frauenhuldigung ſich ſelbſt glänzen ließen. Geiſt, Witz, Eitelkeit — wer denkt dabei nicht an den Nationalcharakter der Franzoſen? In der Tat iſt die Quelle

der Galanterie in den warmen, ſchmeichelnden Wellen zu ſuchen, welche den Meerbuſen von Marſeille durchfluten.

Aber ſelbſt das iſt nicht die Originalquelle. Dieſe müſſen wir noch ſüdlicher ſuchen, in einer Zone, wo das Menſchengewächs noch früher reift und alle Erdſchwere in einem reinen, leichten, aber glühenden Äther verflüchtigt. Erſt von den Arabern, mit welchen ſie auf den Kreuzzügen oder im nahen Spanien ſich berührten, lernte das verwandte und fähige Volk der Südfranzoſen die Romantik der Galanterie. Den Arabern danken die chriſtlichen Frauen Europas nicht nur den heißgeliebten Kaffee, ſondern die noch ſüßere Koſt der Galanterie.

Mit großen Naturanlagen, unter einem glühenden Himmel, Erben einer alten Bildung, ebenſo kriegeriſch als ſchwärmeriſch, ſtanden die Araber in Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie, kurz in allem Schmucke des Lebens bedeutend über den chriſtlichen Völkern. Bei dieſen war alles rauh, ſtarr, ungelenk; bei jenen alles fein, geſchmeidig, ideal gefärbt und durchhaucht. Der Krieg ward nicht mit jener grimmigen Freude an Wunden und Tod, mit aller Grauſamkeit entfeſſelter Naturkräfte geführt, ſondern er war eine geiſtige Wette um den höchſten Ruhm, er war eine Schule des ganzen Menſchen. Den abendländiſchen Vergnügungen der Trinkgelage fremd, erhoben ſie die Frauenliebe zur Luſt des Lebens, an allen Fäden dazu geführt durch die poetiſche Stimmung ihres Weſens, durch das phantaſiereiche und leidenſchaftliche Blut des Orients. Eine Nacht unter den blitzenden Sternen Arabiens, im leichten Zelt, das Schwert an der Hüfte, das edle Roß zur Hand, das ſchwarzäugige glühende Mädchen im Arm; und dagegen ein nordiſcher Winterabend in der langen Halle, wo trübe Feuer vor den Bänken der Männer brennen, die an Bier und Bären-

fleiſch ſich ergötzen, die höchſtens ein kurzes Lied von alten Kämpfen oder ein dunkles runenhaftes Rätſel mitteilen: wo flutet der Lebensſtrom raſcher und freier und wo wird er überfluten, um reich und verſchwenderiſch zu tun, was auch ſein knappes Genügen hätte, um ein Weib zu erwerben? Denken wir uns nun den lebensluſtigen Provencalen und Aquitanier zwiſchen dieſe und jene Welt in die Mitte geſtellt, zwiſchen Süd und Nord, zwiſchen Germanen und Arabern wählend, wohin wird er neigen?

Vom Heiden belehrt, das Weib nicht nur wie ein Bedürfnis, ſondern wie eine Verklärung des Lebens zu betrachten, kamen hierauf in ſeiner chriſtlichen Welt dem Franzoſen zwei Inſtitute entgegen, welche ſeine Galanterie für abendländiſche Formen fertig prägten: der kirchliche Marienkultus und der weltliche Lehensdienſt.

Der Mariendienſt iſt allerdings viel älter als das Zeitalter der höfiſchen Galanterie; allein älter iſt er nur in der griechiſchen Kirche: die römiſche bewies ſich lange Zeit eigentümlich ſpröde gegen ihn und räumte ihm die Bedeutung, welche er heute hat, erſt ums elfte und zwölfte Jahrhundert ein. Scheint es doch, daß die Kreuzfahrer erſt durch ihre Berührung mit der griechiſchen Kirche den Marienkultus näher kennen gelernt hätten. Die römiſche Kirche hätte dann in dieſem wie in ſo vielen Fällen ihre Klugheit durch Zulaſſen bewährt, durch feines Verſtehen und Annehmen der weltlichen Winke. Sie ſah ihre Kreuzfahrer mit einer von glutäugigen Sarazeninnen und von Mohameds Paradies entzündeten Phantaſie zurückkehren, und längſt gewohnt und beſtrebt, den Menſchen mit all ſeinen Bedürfniſſen an die Kirche zu knüpfen, beeilte ſie ſich, dieſe hochgeſtimmte Weltlichkeit ſofort zu vergeiſtlichen. Jetzt breitete der Marienkultus auch in der abendländiſchen Kirche ſich aus. Und bald ſah er ſich mit jenem Schwung, mit jener energiſchen Innigkeit ge-

pflegt, womit die Abendländer all ihre Werke angreifen und darin ausdauern. Die Rückwirkung auf die weltliche Weiblichkeit konnte nicht ausbleiben. Von dem angebeteten Weibe im Himmel fielen Strahlen auf ihr Geschlecht, welches noch im Fleische wandelte und dem Kampfe der Erde angehörte. Es war oder schien einer feinen ritterlichen Bildung nicht unwürdig, einen schönen Doppelsinn des Frauendienstes zu finden und zu erfinden, und wie jener Jude mit witzigem Ahnenstolz sagen mochte: Jésus Christ mon cousin, mit graziöser Vermeidung der Blasphemie, ein Ideal der Cousine zu verehren, in welchem der Horizont von Himmel und Erde zusammenfloß. Vergessen wir nicht, daß von einer Zeit die Rede ist, welche die Gegensätze noch viel naiver zu vermitteln verstand, als die unsrige, von einer Zeit, welche die feinste Schwärmerei neben die nackteste Natürlichkeit stellte und über den Kontrast mit vollkommener Unbefangenheit hinwegsah. Diese Zeit konnte den Kultus der Gottesmutter, ohne ihn zu parodieren, auf Ungöttliches übertragen, und sie tat es. Die jungfräuliche Gottesgebärerin, deren mystische Unbeflecktheit die irdische Schönheit nicht ausschloß, in welcher sie ja von den Malern dargestellt werden durfte, flößte den inbrünstigen Herzen ihrer Andächtigen eine idealisierende Kraft ein, welche das ganze Geschlechtsverhältnis auf Erden durchdrang, welche die Stellung des Weibes dem Himmel näher brachte, während „Unsere liebe Frau" im Himmel — wir dürfen nicht daran zweifeln — in der naiven Pietät vieler Gemüter die umgekehrte Bahn zurücklegte.

So hatte der Abendländer Schritt für Schritt gelernt, dem Weibe zu gefallen durch Verehrung, durch Anbetung. Aber das ging geistig vor sich: woher sollte er nun die äußeren Formen, den Kultus dieser Verehrung und Anbetung nehmen? Von den Arabern nicht, denn die Formen des Orients widerstrebten doch

allzuſehr dem Abendlande: von dem kirchlichen Marien-dienſte nicht, denn das leiſeſte Plagiat daran wäre eine Blasphemie geweſen, welche kein chriſtlicher Sinn ſich erlauben konnte. Ein Spiel mit Worten löſte die Aufgabe. Himmelskönigin konnte die irdiſche Dame freilich nicht werden, aber Herzenskönigin. Alſo immerhin eine Königin! Dieſe ſpielende Metapher nun erſchloß mit einem Male das unerſchöpfliche Reich der Formen. War die Dame Königin, ſo konnte der Ritter ſich zu ihrem Vaſallen erklären. Siehe da das Lehensverhältnis! Und nun ergoß ſich mit einem unwiderſtehlichen Strome der Umgang der Geſchlechter in die Formen des Feudalweſens, welches mit ſeinem reichen und brillanten Zeremoniell dem, was ſich als Galanterie entwickelt hatte, den letzten und feinſten Schliff, die endgültige Schlußformel, den willkommenſten Tummelplatz der Erfindungen, den edelſten Halt und Maßſtab guter und anſtändiger Sitten gewährte. Der Inhalt hatte ſeine Form, der Begriff ſeine bildliche Einkleidung gefunden.

Erinnern wir uns, daß das Lehensverhältnis in jenem früheren romantiſchen Mittelalter die Form der ganzen Geſellſchaft war. Noch gab es keine bürgerliche Geſellſchaft, nur eine ritterliche. Lehensherr und Vaſall, das war das konkrete Verhältnis, in welchem faſt jedermann ſtand, welches allen gegenwärtig und geläufig war. So ſehr durchdrang das Bild dieſes Verhältniſſes die öffentlichen Zuſtände, daß man es mit größter Unbefangenheit auf Gott ſelbſt anwendete. „Ich weiß nicht, wozu ein Fürſt gut iſt, wenn er Gott nicht Lehensdienſte leiſtet,“ ſagt der Troubadour Marcabrun (1140—1185). Und in demſelben hiſtoriſchen Geiſte läßt Schiller den Grafen von Habsburg, als er dem Prieſter ſein Pferd ſchenkt, ganz richtig ſagen:

— ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.

Wenn sich das Bild des Lehensverhältnisses bis in den Himmel verstieg, so mußte es um so festere Wurzel im Schönheitshimmel der Frauen fassen, von welchen Lieb und Gunst zu Lehen zu tragen mit Recht für ein Gleichnis gelten konnte, das alle Zartheit und Hingebung des Frauendienstes ausdrückte, das, einmal gefunden, nicht wieder aufzugeben war, kurz, das das wahre Schibboleth der Galanterie werden mußte.

Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
Als daß Ihr duldet meinen Dienst;
Ich werde, was auch mein Gewinst,
Euch dienen mit Vasallenpflicht —

singt Bernard von Ventadour oder vielmehr der Minnegesang selbst, denn welcher Minnedichter in Frankreich und Deutschland wäre aufzuschlagen, aus welchem uns ähnliche Stellen nicht scharenweise entgegenströmten?

Ja so unzerstörbar wurzelte diese Sitte, daß ihre letzten Spuren selbst heute noch lebendig sind, wo der Prozeß der Feudalverfassung durch alle Instanzen schon längst verloren, sogar sein Andenken schon vergessen ist. Aber noch immer machen wir den Damen „den Hof", und Wort und Begriff stammt aus der Lehenszeit. Die Vasallen zogen an den Hof ihres Lehensherrn, um ihm einen Hof zu machen, mit dem Glanz und der Zahl ihrer Personen zu machen, denn von selbst hätte der arme Mann wahrlich wenig Hofpracht gehabt bei dem Geld- und Industriemangel jener Zeit. Noch immer knien wir vor der Schönen — wenn nicht im Leben, doch auf dem Theater, und dieses Knien ist wieder Lehenssitte. Der Vasall kniete

vor ſeinem Feudalherrn, wenn er das Lehen empfing und den Huldigungseid dafür leiſtete. Das Rittertum iſt verſchwunden, aber Wort und Sitte der Galanterie werden nie mehr verſchwinden.

Deutſche Eulenſpiegel.

Wien, 11. Januar 1866.

Der Deutſche iſt eine ernſthafte Beſtie, hat einmal ein Autor geſagt, welcher die Wahrheit mehr als die Höflichkeit liebte. Auf dem Kölner und Mainzer Karneval dürfte er dieſe Bemerkung nun eben nicht gemacht haben. Aber auch abgeſehen von den Hochämtern und Hochzeiten des deutſchen Humors, ſo findet ſich dieſer Artikel mehr als man glaubt unter uns; er iſt nur, wie alles deutſche Nationalgut, zu ſehr vereinzelt und zerſplittert.

Ja, es ließe ſich keck der Beweis führen, daß wir nicht humorärmer ſind als das humorreiche England. Wenn letzteres zugleich das humorberühmte iſt, ſo kommt das Verdienſt davon denen zu, welche den Ruhm machen, nämlich den Schriftſtellern. Und damit dürfte bezeichnet ſein, was eigentlich die ernſthafte Beſtie bei den Deutſchen iſt; — nicht das Volk, ſondern die Schriftſteller. Der engliſche Schriftſteller weiß das Naturprodukt des Humors glücklicher aufzufinden und geſchickter zu verarbeiten. Der Deutſche weniger. Er geht an den ſchönſten Naturnarren vorüber und macht ſich Reflexionsnarren, ideale Phantaſiepuppen, welche nicht das Blut des Lebens, ſondern die Tinte des abſtrakten Literatentums in den Adern haben. Das iſt der Fehler. Der komiſche Roman findet ſich gar nicht bei uns, und die komiſchen Luſtſpielfiguren, — nun, die beſtätigen eben, was wir geſagt haben. Immer dieſelben Sägeſpäne in dieſelben Lammsfelle geſtopft! Nur daß die Kinder nicht nachwachſen, welche immer

dieſelbe Freude daran haben, ſondern daß ein deutſcher Theaterhabitué, welcher zwanzig Jahre lang das deutſche Luſtſpiel geſehen hat, zuletzt aus unheilbarer Melancholie ſich erſchießen kann.

Auch hier täte uns alſo eine deutſche Zentralgewalt not. Es wäre wünſchenswert, die deutſchen Eulenſpiegel zu ſammeln und in periodiſchen Sammlungen herauszugeben.

Ja vielleicht wäre eine „Zeitung für Eulenſpiegel“ das zweckmäßigſte. Daß der Stoff je ausginge, glauben wir nicht. Wo wir immer in Deutſchland uns umſehen, — keine Stadt oder kein Städtchen ohne ſeinen Eulenſpiegel! Jeder Ort hat ſeinen eigentümlichen Ortshumor und irgendeinen Mitbürger, welcher der Träger desſelben iſt. Einer reicht dem andern die Hand, ſie ſterben nicht aus, dieſe Charakterfiguren. Schwieriger als die Gewinnung des Materials wäre freilich die Verwendung desſelben. Der deutſche Eulenſpiegel verträgt die Publizität nicht wie der engliſche. Und hier iſt ein zweiter Grund, warum England humorreicher iſt: der Humor iſt öffentlicher. So prüde die engliſche Moral iſt, ſo wenig weiß das weltliche Privatleben der Engländer von Prüderie. Bei uns iſt's umgekehrt.

Die Freiheit der Moral verſtehen wir beſſer, dagegen die Freiheit des öffentlichen Lebens um vieles ſchlechter als die Engländer. Es iſt alſo nichts mit der „Zeitung für Eulenſpiegel“. Von den Lebendigen verbäten ſich die meiſten das Licht der Öffentlichkeit, wir müßten immer in die nächſtvorige Generation der Toten zurückgreifen. Das ginge aber auch wieder nicht, denn unſere Zeit iſt zu ungeduldig und liebt raſcher und friſcher zu genießen. Schade um die „Zeitung für Eulenſpiegel“.

Wenn wir aber für den deutſchen Narrenſchatz nicht *alles* tun können, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß wir nichts tun ſollen. Beileibe nicht! Das Organ

der mündlichen Tradition ist auch nicht zu verachten. Pflanzen wir den Präsenzstand der deutschen Eulenspiegel von Mund zu Mund fort. Welch ein Riese ist die mündliche Überlieferung im Zeitalter der Eisenbahnen geworden! Während wir sprechen, arbeitet sie mit der Dampfkraft sämtlicher Eisenbahnlokomotiven. Sänger, Turner, Schützen, Ärzte, Naturforscher, Lehrer, Apotheker, — unzählige Menschen, welche vormals zu Hause geblieben, fahren jetzt auf ihre Vereinsversammlungen umher; sogar das häusliche Weib verläßt Stickrahmen und Küche, um ein Leipziger Parlament zu besuchen. Schwaben und Ostpreußen, Holsteiner und Tiroler, Österreicher und Rheinländer, Norddeutsche, Mitteldeutsche, Süddeutsche, alle machen sich Besuche und Gegenbesuche in allen Nischen und Ecken des deutschen Vaterlandes, kein Ort ist mehr so obskur, daß er nicht ein Vorort werden könnte oder mindestens einen Abgeordneten zu schicken hätte. Die Vaterlandskunde macht sich von selbst.

Da wäre denn die Kunde vom deutschen Eulenspiegel ein ganz schätzbares Segment davon. Jeder Patriot, der es gut mit seinem Vaterlande meint und die heitere Wahrheit erkennt, daß zu den besten Dingen des Lebens das Lachen gehört, sollte sich's förmlich zum Gesetze machen, von seinen Vereinsfahrten nie nach Hause zu kommen, ohne den Seinigen einen guten, gesalzenen Eulenspiegel mitzubringen, etwa wie Vater Tell seinem wißbegierigen Knaben ein Ammonshorn oder eine seltene Blume heimbrachte. Das gäbe ein Nationalmuseum! Das gäbe ein Repertorium für deutsche Lustspieldichter! Denn wenn es nicht sehr löblich ist, fremde Witze zu borgen, etwa den „Kladderadatsch", die „Fliegenden Blätter" oder wohl gar das alte Postbüchl in den Tempel Thalias einzuführen, so war es der Schaubühne von jeher erlaubt, ganze Gestalten und Charaktere statt zu erfinden, bloß zu

benützen. Sämtliche Witze des Falstaff sind ohne Zweifel Shakespeares Privateigentum, aber den Falstaff selbst hat ihm erweislich das Leben geliefert.

Bekanntlich liebt es der Humor, sich zu lokalisieren auf einzelne Stände und Berufsarten. Wir erinnern an die Studenten und Schuhknechte der Einstzeit. Aber Studenten und Schuhknechte hatten doch nur den Witz des Einfalls; andere Stände dagegen wußten sich den Ruf zu erringen, daß sie den Witz des Charakters besaßen, daß bei ihnen die Persönlichkeit selbst zum Witze wurde.

Dahin dürften die Schauspieler, die Musiker, ja wohl die Künstler im allgemeinen zählen. Der alte Vasari wimmelt von Künstlerfiguren originellster Eigenart und der einzige Niederländer Van Steen ist gleichsam für sich allein ein ganzes Nest voll Eulenspiegel. Diese Typen nun scheinen verschwunden. Aber sie scheinen es auch nur. In Wahrheit ist nichts verschwunden als die Tradition. Diese war allerdings reicher im korporativen Zunft- und Gildeleben der Einstzeit, wo es sich jede Körperschaft zur eifersüchtigsten Ehre rechnete, ihren Witz und ihr Genie in unsterblichen Repräsentanten auf die Nachwelt zu bringen. Ganz unsichtbar ist sie aber für den Sehenden doch nicht, wenn sie gleich aus den Trinkstuben der Zünfte und den Chroniken witziger Stadtschreiber in die Unterhaltung jener „Atome" geflüchtet ist, in welche sich zum Jammer der Rückschrittler die moderne Gesellschaft angeblich aufgelöst hat.

Ein solches „Atom" — freilich weltreicher als die Welt des Univers — lernten wir im Hause Kaulbachs in München kennen, dessen wohnliche Räume eine schöne Reihe von Monaten durch unser gastfreies Standquartier gewesen. In Ernst und Scherz hatte die Tradition der Künstlerzunft hier eine immergrüne Weide. Wenn der Professor Foltz, die getreue

Eckartsfigur, das Mutterfäßchen der alten Erinnerungen anzapfte, — und er erzählte gern und gut — ſo konnteſt du in manch gelungener Plauderſtunde den altdeutſchen Skalden zu hören glauben, der beim kreiſenden Met- oder Bierkrug — ſagen wir Bierkrug in München — die Taten der Nationalhelden am Fichtenfeuer des Herdes erzählt. Nur daß ſeine Helden mehr Talgfarbe als Blut vergoſſen und weniger die Totſchlägernatur der Nibelungen als das Schalksgeſicht des Reineke Voß ihrem geneigten Publikum zukehrten. Wer dieſe Erzählungen niedergeſchrieben hätte!

Eines Abends ſprach er von einem verſtorbenen Kunſtbruder — Maler Mendt, wenn wir den Namen recht merkten — und jedes Wort klang, wie wenn man mit einem Stahl an einen Stein ſchlägt. Zug für Zug, Anekdote für Anekdote wuchs unter den Händen des Erzählers, Kopfbild, Bruſtbild, Kniefſtück und Lebensgröße eines Mannes hervor, den die Natur in ihrer keckſten Laune modelliert haben mochte. Ein hinreißendes Unterhaltungstalent war auf einen Charakter gebaut, der immer im Quadrate daſtand, der immer den rechten Schlag auf den rechten Ort ſetzte, dem keiner die Feder vom Hute holte, wie das bayriſche Neckenſprichwort ſich ausdrückt. Eine dieſer Anekdoten war folgende:

An den öden Ufern des Ammerſees überfiel den Maler einmal die Nacht und ein Regen, der in ſündflutlichen Güſſen vom Himmel ſtrömte. Durch dick und dünn, durch Moor und Rohr tappte er ſich von Pfütze zu Pfütze an den moraſtigen Seeränder herum, und maß öfter als einmal faſt mit ſeines halben Leibes Länge die verſchiedenen Sumpflöcher, womit ſich der See ins Land fortſetzte, und deren Breite und Tiefe der ſtrömende Regen weſentlich vervollkommnete. Endlich erblickte er Licht. Mit der Wut eines energiſchen Charakters ſtürzte er durch all ſeine Schlammbäder

drauf los. Aber es war nicht der rußige Kienspan einer idyllischen Fischerhütte, es war eine lampenstrahlende Villa, worin soeben ein Brautpaar der eleganten Welt seine Hochzeit feierte. Natürlich störte das einen großen Geist nicht. Der geniale Mann denkt nicht im entferntesten daran, ob er in hochzeitlichen Kleidern erscheint, ja, ob er überhaupt einem Menschen gleichsieht. Mit dem Schlamme des halben Ammersees bedeckt, und jedenfalls kurfähiger, in einem Rudel von ritterlichen Säuen als in duftigem Damenkreise seine Aufwartung zu machen, betritt er arglos die Villa. Herr, sind Sie verrückt?! donnert der Hausherr den kottriefenden Seebären an. Maler Wendt antwortete: Ja! Sie auch? Er antwortete mit einer Unschuld, als ob ihn der andere gefragt hätte: Haben Sie schon halb zehn auf Ihrer Uhr? — Der Hausherr ist außer Fassung. Verwirrt stottert er: Sie scheinen nicht zu wissen, vor wem Sie stehen; ich bin der Baron P. — Das ist schön, daß Sie was sind; wir andern müssen uns selbst zu was machen, antwortete der Maler und schüttelt dem Baron glückwünschend die Hand. Dieser weiß kaum, wie ihm geschieht. Noch ein- oder zweimal wechselt er Worte mit dem Eulenspiegel, aber der Eulenspiegel antwortet so schlagfertig, so kaustisch und so durch und durch mannhaft, daß der Baron als ein gebildeter Weltmann bald kapiert, er habe es hier mit einem „Prinzen aus Genieland" zu tun und sich mit Anstand in seine Rolle ergibt. Er heißt den Fremden willkommen, ladet ihn ein seine Kleider zu wechseln und präsentiert ihn dann der Gesellschaft. Wendt führt sich glänzend ein. Sein erstes Wort ist ein Witzwort, und ebenso sein zweites und tausendstes. Bis tief in die Nacht unterhält er die ganze Gesellschaft, aus seinen Mitteln allein. Alles ist zuletzt darüber einig, der ungeladene Gast war der willkommenste und der ungewaschenste

hat ſich gewaſchen! Baron P. und Maler Meudt wurden Freunde bis an das Lebensende des letzteren.

Aber zum ganzen Humor ſolcher Erſcheinungen gehört es auch, daß ſie Pech haben und nicht immer reuſſieren wie am Ammerſee. Über die Luſtigen muß ſich der Zufall ſelbſt wieder luſtig machen. Das paſſierte dem Maler Meudt in Düſſeldorf bei einem Zuſammentreffen mit dem Advokaten Detmold, welcher ſelbſt wieder einer der pikanteſten Eulenſpiegel unſeres buntſcheckigen Vaterlandes iſt. Sei es uns erlaubt, auch bei dieſem Original im Vorübergehen zu verweilen.

Wenn man die Bemerkung gemacht hat, daß die Buckligen witzige Köpfe ſind, ſo müßte „der kleine Verdruß", welchen der ſelige Detmold mit ſich trug, eine Art Großglockner geweſen ſein. Er war unbeſtritten einer der geiſtreichſten Satiriker, wenn es gleich deutſches Pech nicht gewollt hat, daß er Deutſchlands Swift wurde. Zwar nicht allen dürfte ſeine praktiſche Satire gefallen, welche er in der Paulskirche auszulaſſen liebte. Um nämlich ſeine ſouveräne Geringſchätzung für ein Parlament auszudrücken, wo Profeſſoren Redeübungen hielten, während ihre Fürſten die Säbel wetzten, pflegte er im Laufe der welterſchütterndſten Debatten — die Augen zu ſchließen und ſeinen Kopf auf das Pult zu legen. „Detmold, ſchlof net," rief ihm dann wohl von der Galerie herab ein biederer Sachſenhauſer zu. Als uns die Frankfurter dieſe Anekdote erzählten, konnten wir nicht umhin mit einiger Wehmut an Heine zu denken, der damals noch lebte und in ſeinem glatten Romanenlande mit ſchalkhafter Inbrunſt ſo oft ſich nach einer ſaftigen deutſchen Grobheit ſehnte. Der ehrliche Sachſenhauſer hätte den Dichter des Romanzero erquicken können. In ſeinem glatten Romanenlande hätte die Galerieſtimme jedenfalls gerufen: Vertreter des Volkes, dein Schlaf iſt ein Raub an der großen Nation — oder eine ähnliche

Gaskonade. Der Deutsche ruft: Detmold, schlos net! Wackeres Land, wie viel hast du zuzusetzen bis zur romanischen Phrase!

Ehe Detmold durch die Paulskirche bekannt wurde, machte er sich durch zwei kleine satirische Schriften bekannt, — oder vielmehr nicht bekannt, denn gewisse Dinge sind ein für allemal Kaviar fürs Volk. Kaum der intimste Detailkenner wird sich heute noch an jene literarischen Produkte Detmolds erinnern, die wir zu den Kronjuwelen unserer in der Satire so armen Literatur zählen möchten. „Randglossen" heißt das eine, „die Kunst, in 24 Stunden ein Kunstkenner zu werden," das andere der beiden Schriftchen. Der Titel „Randglossen" ist uns nie recht verständlich geworden; desto unvergeßlicher blieb uns sein Inhalt. „Randglossen" persifliert das vormärzliche deutsche Kammerwesen, das den Polizeistaat ungestört walten ließ, die konstitutionellen Volksfreiheiten willig entbehrte, und wie der Pudel über den Stock springt oder die Katze mit dem Garn spielt, sich mit Debatten begnügen konnte über Kanäle und Straßen, Feuerspritzen und Nachtwächter oder ähnlichen Bettel, womit die Regierungsvorlagen des Absolutismus den Artikel 13 der deutschen Konstitution zu verhöhnen geruhten. Der satirische Detmold gibt einem deutschen Pedantenparlament nun folgendes Thema.

Die Bildungsphilister einer kleinen Stadt haben ein Kasino gegründet und im Vestibül dieses Kasinos zum Zeichen ihrer Bildung eine Gipsstatue der Mediceischen Venus aufgestellt. Im Laufe der Zeit aber bemerken die Herren, daß eine gewisse Partie im Rücken der Venus ganz eigentümlich klebrig und schmutzig geworden. Sollte das nicht hinlänglicher Stoff für ein deutsches Parlament sein? Gewiß. Der Kasinodirektor beruft eine Ausschußsitzung, diese eine Plenarversammlung, und Gegenstand der Beratung ist nun

— den Rücken der Venus zu reinigen. Ein gewaltiges Werk! Es hebt eine Debatte an nach allen Regeln der parlamentariſchen Kunſt. Schwer und gewichtig knarren die Angeln der deutſchen Langweile. Zuerſt wird die Vorfrage debattiert: Woher jene Schmutzflecke? Dieſes Woher geht zwar die Sache ſelbſt nicht das mindeſte an, aber eben deshalb iſt es dem deutſchen Debatter unendlich intereſſant. Mit gelehrter Gründlichkeit diskutieren ſie die Konjekturalurſache dieſer allen chemiſchen Geſetzen des Gipſes zuwiderlaufenden Nachdunkelung auf den rückſeitigen Wellenhügeln der Venus. Es iſt viel von Atomen, Molekülen, atmoſphäriſchen Einwirkungen und Niederſchlägen die Rede, aber keine Anſicht gewinnt ſo viel Majorität, daß ſie zum Beſchluß erhoben werden könnte. Die Verſammlung ſteht bereits auf dem Punkte ſich zu vertagen, um über ihre Vorfrage ein Fakultätsgutachten auszuſchreiben, da tritt ein junger Doktor auf, welcher nicht lang von der Univerſität gekommen, und dem das Löwenohr des Burſchen mitunter noch aus der Eſelshaut des Philiſters guckt. Der ſpricht folgende Hypotheſe aus: Es ſei ſeine Gepflogenheit, ſo oft er die Vorhalle paſſiere und an der Gipsſtatue vorbeigehe, zur Befriedigung ſeines klaſſiſchen Schönheitsſinnes „die Glutäen“ der Venus wohlig zu ſtreicheln. Wenn nun die übrigen Herren Mitglieder mit einem nicht zu bezweifelnden Schönheitsſinne dasſelbe Verfahren beobachtet, ſo dürfte die beſagte Nachdunkelung auf einem ganz natürlichen und naheliegenden Effizienten beruhen. Dieſes Wort iſt eine befreiende Tat; die ganze Verſammlung ſchreit durcheinander, auch ſie hätte den klaſſiſchen Schönheitsſinn: ſelbſt die ſolideſten Familienväter bleiben nicht mehr zurück. So wäre denn die Vorfrage glücklich erledigt. Man weiß jetzt, wie die Schmutzflecke hingekommen; wenn man die Mittel ſucht, wie ſie wieder wegkommen ſollen, ſo wird

man ſich nicht mehr überſtürzen. Das Parlament ſucht alſo dieſe Mittel. Aber nun wird's erſt heiß im Weſtminſter. Das Thema der deutſchen Pedanterie und Kleinkrämerei wird von unſerem Satiriker in einer neuen Variation aufs köſtlichſte durchgeſpielt.

Tauſend Anträge werden geſtellt und verworfen. Den Vorſchlag, die Schmutzflecke einfach abzuſchaben, ſchmettert der Rektor des Gymnaſiums in einer fulminanten Rede zu Boden. Bei dieſem vandaliſchen Verfahren könne auch etwas vom Gipſe mitgehen, dadurch aber würde die von Praxiteles geſchaffene Kontur verändert und eine neue geſchaffen, welche ſchon nicht mehr die von dem klaſſiſchen Altertum überlieferte Schönheitslinie ſei. Der gelehrte Mann beweiſt aber in einem ſtundenlangen meiſterhaften Exposé, worin er ſich über die bildende Kunſt der Aſſyrer, Babylonier, Ägypter, Indier, Pelasger, Etrusker und endlich über den Gipfel der Kunſt bei den Griechen des Perikles verbreitet, daß nur eine die klaſſiſche Schönheitslinie ſein könne und drüber und drunter keine mehr. Alle Völker hätten gelebt, um die richtige Linie für die Blutäen der Venus zu ſuchen. Aus demſelben Grunde muß er daher auch eine andere Motion bekämpfen, das Dunkle mit Gips zu überſtreichen. Auch dieſer Auftrag alteriere die wahre und einzige Schönheitslinie, aber er könne nur wiederholen — und er wiederholt ſich auch wirklich — daß eine Linie verändern dem ganzen Altertum ins Geſicht ſchlagen heiße. Er gebe keine Dezimale dieſer Linie her. Er ſtehe und falle mit der klaſſiſchen Schönheitslinie. Zuletzt, denn es muß doch ein Ende werden — geht ein vermittelndes Amendement durch, welches beide Anträge vereinigt. Der Schmutz wird abgeſchabt und der Gips aufgetragen. Die Verſammlung fällt ſich gerührt in die Arme und im berechtigten Stolz über das erhebende Endreſultat ihrer vereinigten Intelligenz, beſchließt ſie

mit Akklamation ein solennes Zweckessen zu feiern, — zum Zeichen, daß Deutsche auch rasch beschließen können, wenn es zu essen gilt.

Wir haben dieses reizende Schriftchen nur gelegenheitshalber erwähnt; Bezug auf Maler Mendt, unsern Helden, hat erst die zweite Satire Detmolds: die Kunst, in 24 Stunden ein Kunstkenner zu werden.

Der, boshafte Advokat — selbst einer der feinsten Kunstkenner — nennt in diesem Pamphlet eine Handvoll technischer Schlagwörter aus der Rezensentensprache, z. B. Perspektive, Schlagschatten, Helldunkel, Lokalfarbe, Mitteltöne, transparent, saftig, pastös, zarter Pinsel, breiter Pinsel, markiger Pinsel ꝛc. ꝛc. und lehrt den Bildungsphilister all diese Ausdrücke so zu gebrauchen, als ob er dabei etwas dächte. Das erste Gesetz sei, nur hübsch im allgemeinen zu bleiben und sich sorgfältig zu hüten, jene vortrefflichen Redensarten am unrechten Ort anzubringen. Man möge z. B. beim Genre von einem „zarten Pinsel“ und bei der Historie von einem „breiten Pinsel“ sprechen; für das Porträt passe der „markige Pinsel“. Das sei das Rechte. Wollte man's aber umgekehrt machen, so könnte das auffallen und man würde gefragt, wie man das verstehe; eine Frage, welche der Kunstkenner vor allem vermeiden müsse: darin eben bestände die Kunst. Wüßte man dagegen jene Phrasen schlau zu gebrauchen, so könne man mit einem Schächtelchen derselben wie mit Dominosteinen sämtliche Kunsturteile täuschend zusammensetzen. Ein wichtiger Teil von der Kunst, ein Kunstkenner zu werden, sei aber auch, dem Urteil überhaupt auszuweichen, z. B. so: Bei der Landschaft — man unterscheide zwischen Ideal und Vedute! — kannst du vor einer Vedute sagen: Sehen Sie, bei dieser Villa am Comersee habe ich meine erste Frau kennen gelernt. Hier unter dem Schlagschatten dieser Thuja wechselten wir das bräutliche Jawort.

Ach, wie viel ſagt dieſes Bild meinem Herzen! Nachdem es ſo viel geſagt hat, brauchſt du offenbar nichts mehr zu ſagen. Beim Genre empfiehlt ſich folgende Wendung: Merkwürdig! Dieſer beſoffene Dorfmuſikant erinnert mich lebhaft an einen Küſter — und nun erzähle eine Anekdote. „Keck aus dem Leben gegriffen“ kannſt du im Weitergehen noch murmeln, gleichſam als überquelle dein Herz und du verſchwiegeſt noch viel mehr. Noch leichter haſt du es mit Tierſtücken. Vor „Katzen mit einem Knäuel Garn ſpielend“ ſage voll Abſcheu: Ich mag die Katzen nicht leiden, es ſind falſche Tiere. Du mußt nicht über alles urteilen. Der Kunſtkenner behandelt vieles auch wegwerfend, mit ſchweigender Verachtung, und das imponiert wo möglich noch mehr. — Dieſe Schrift wurde verhängnisvoll für den Stadtfrieden von Düſſeldorf. Es lebte damals in Düſſeldorf ein reicher Partikulier, einer von jenen geſchäftigen Allerweltsmenſchen, welche überall, wo ſie ſtehen, ſich unentbehrlich zu machen wiſſen, es teilweiſe auch ſind, aber ihre guten Dienſte auf eine ſo zudringliche und anmaßende Art leiſten, daß die Dienſte zur unerträglichſten Laſt werden. Ein ſolcher Mäcen und eine ſolche Laſt war Hausmann — da er längſt nicht mehr iſt, ſo können wir ihn nennen — den Düſſeldorfer Kunſtkreiſen. Als nun Detmolds Satire erſchien, ging ein Jubelſchrei der Schadenfreude durch die ganze Künſtlerſtadt. Das iſt der Hausmann! ſchrie alles und — er mochte es ſein oder nicht — die öffentliche Meinung machte ihn dazu. Mit einer Art Lynchjuſtiz wurde auf die Medaille, die Detmold geſchlagen, ſein Bild geprägt. Die ganze Stadt ſah Detmolds falſchen Kunſtkenner in ihm und wollte ihn ſehen. Detmold ſelbſt widerſprach nicht, ja der malitiöſe Mitzel, der ſo vielen witzigen Buckligen innewohnt, trieb ihn vielleicht noch an, der allgemeinen Deutung zuzunicken. Kurz, Hausmann und Detmold wurden Todfeinde. Haus-

mann trat aus dem Kasino aus, legte all seine Ehrenämter und Würden nieder und vermied jedes Zusammentreffen mit dem satirischen Advokaten aufs sorgfältigste.

Das ging nun so, so lang es ging. Übrigens waren die Düsseldorfer Verhältnisse viel zu klein und die Häuser Detmold und Hausmann viel zu groß, als daß es lange so gehen konnte. Der gesellige Verkehr sah sich auf Schritt und Tritt gehemmt, alle Gemütlichkeit hörte auf. Die Welfen und Ghibellinen, die Montecchis und Capulettis mußten um jeden Preis wieder versöhnt werden.

Ein schweres Stück Arbeit! Hausmann war, wie alle Kleingeister, hyperempfindlich, und Detmold machte sich aus Feind- und Freundschaft nichts. Ein harter Stand der Gegensätze! Rastlos zerrten die Parteigänger hin- und herüber, sie einander zu nähern. Wer irgend in Düsseldorf Talent zur Diplomatie fühlte, setzte es an die Allianz der Großmächte Hausmann-Detmold. Endlich gelang's. Eine solenne Künstlerkneipe wurde vereinbart, auf welcher sich die feindlichen Häupter gleichsam zufällig begegnen sollten. Man stellte sich auf den Boden der Fiktion, als ob nichts vorgefallen sei, redete sich an, reichte sich vielleicht die Hände — Champagner und Künstlerhumor taten das Übrige.

Gedacht, getan. Der Kneipabend brach an, der große Augenblick erschien. Alles ging herrlich. Detmold und Hausmann salutierten sich mit ungezwungenstem Anstand. Der satirische Advokat sah fromm wie ein Kirchenvater aus und die steifen Züge Hausmanns lächelten wie ein Mädchen, das Braut wird. Die Künstler jubelten. Die Feststimmung war bald keine gemachte mehr, sondern eine aufrichtige. Hatte man doch ein langes, peinliches Interregnum glücklich beendigt! Der Tempel des Janus war geschlossen, der Weltfriede ölbekränzt heimgeführt.

Da — in diesem rührenden Augenblicke — führt der Erbfeind der Menschheit den Charakterbären aus Altbayern daher. Maler Mendt kommt soeben von der Reise an. Gestiefelt und gespornt fliegt er in die Arme seiner Kollegen, die er in pleno beisammen findet. Allgemeine Vorstellung — „ach, siehe da, auch Advokat Detmold! Freut mich ungeheuer! Seh' ich endlich den Mann, der uns soviel Spaß gemacht hat! Wir haben in München über Ihre Kunst, ein Kunstkenner zu werden, gelacht wie die Schneekönige. Das heißt einmal Witz vom Mutterfäßchen! Aber hören Sie, Verehrtester, Sie müssen nach einem Modell gezeichnet haben. Dieser Kunstkenner lebt. Sagen Sie, wer ist denn das Erzkamel? Das muß ja ein unsterbliches Rhinozeros sein!" Hausmann steht dicht daneben. Übrigens schreit der rüstige Altbayer, daß man's von einer Alm zur andern hätte hören können.

Der Rest ist Schweigen. Denkt man sich aber den Zustand der Gesellschaft — die Gruppe — den verschiedenen Ausdruck der Gesichter — so sagt man sich, diese Szene aus der Künstlerwelt wäre selbst wieder Stoff für einen großen Genrekünstler. Oder noch besser, es wäre eine Bühnenszene. Es ist eine von denen, welche das Leben sinnreicher erfindet als die Dichter; die Dichter brauchen sich nur mit dem humorgeübten Auge des Engländers im Leben umzusehen.

Die Taglieder.

Ende Februar 1866.

Durch den ganzen Minnegesang des Mittelalters geht ein Zug, der uns befremdend, ja unverständlich erscheint. Es ist das unaufhörliche und dringende Klagen über die Neider, Verleumder und Aufpasser oder wie sie in der Sprache jener Zeit hießen, über die Merker. Der Sänger wird nicht müde, die

Merker zu fürchten oder ſeine Geliebte vor den Merkern zu warnen. In zahlloſen Fällen aber hat beides nichts genützt, das Verhältnis iſt durch die Merker zerriſſen, die Liebe unglücklich geworden, und der Sänger verflucht nun aus überſtrömendem Herzen das heilloſe Gezücht der Merker. Feuer möge ihre Zunge verbrennen und der Krebs ihre Augen verderben! ſchreit ein Provencale mit dem heißen Zornmut des Südens. Aber auch die ſanfteren Deutſchen wiſſen ein Lied von ihnen zu ſingen, z. B. Walter von der Vogelweide in Nr. 35, 42, 44 ꝛc. und ſo jeder andere. Wo wir immer in das Minneparadies des Mittelalters unſern Blick werfen, die Schlange der Merker läßt keinen Augenblick auf ſich warten.

Was iſt das? War die Welt einſt mediſanter als jetzt? Die Anſpielung auf Neider und Zwiſchenträger ſpielt in der ganzen neueren Lyrik höchſtens bei Bürger und Byron eine Rolle, ſie iſt zum ſeltenſten Ausnahmsfall geworden. Damals aber war ſie Regel, ſie begleitete die Minnelyrik wie die Schatten den Körper.

Um dieſes fremdartige Stückchen Geſchichte zu verſtehen, müſſen wir die Naturgeſchichte des Minnegeſanges oder, noch beſſer, des Minneverhältniſſes ſelbſt mit den Augen der ſozialen Forſchung anſehen.

Was werden unſere romantiſchen Leſerinnen dazu ſagen, wenn wir nun finden, daß das Minneverhältnis des Mittelalters in vielen Fällen dem heutigen — Verlagsgeſchäfte glich? Abſcheulich! Leider ſind wir unglücklich genug, dieſes proſaiſche Wort auch noch ausführen zu müſſen.

Wenn ein heutiger Dichterhänfling flügge wird, ſo ſucht er ſich vor allem — einen Verleger. Wenn ein Dichterjüngling des Mittelalters ſeinen Liederlenz knoſpen fühlte, das heißt für die nährige Proſa verdorben war, ſo galt es, einen Beſchützer zu ſuchen,

der seine Poesie ernährte. Nur die wenigsten Dichter waren große Herren, welche aus eigenen Mitteln zehrten; fast die Überzahl der Provencalen sehen wir als Söhne kleiner Lehnsleute oder gewerb- und krautreibender Bürger die Dichterlaufbahn einschlagen, und diese Laufbahn war ausschließend adelig. Sie mußten, um gehört und verbreitet zu werden, ihr obskures Geburtsnest aufgeben und an die Höfe ziehen, denn diese allein waren die Träger des öffentlichen Lebens. Mit einem Worte, die großen Herren hatten damals den ganzen Dichter zu ernähren, während sich die Frauen dieser großen Herren heutzutage ein einzelnes Gedichtexemplar kaufen oder auch aus der Leihbibliothek borgen können.

Der Gegendienst für diesen Dienst ist zu erraten. Der Dichter hatte vor allem den Ruhm seines Herrn zu besingen, und — wenn es die Persönlichkeit der Dame nur halbwegs zuließ — ganz besonders den Ruhm seiner Herrin. Die Männer selbst hielten darauf, ihre Frauen um die Wette feiern zu lassen. Es war also, um das greuliche Wort zu wiederholen, als wenn der heutige Dichter die Frau seines Verlegers besingen müßte, um seines Honorars teilhaftig zu werden. Natürlich hatten nicht alle Dichter dieses abhängige Verhältnis zum Minnegesang, aber doch so viele, daß der Minnegesang aufs deutlichste Form und Farbe dieses Konvenienzverhältnisses aufweist.

Überdenken wir dasselbe nun in seinen einzelnen Fällen, so geraten wir in ein wahres Labyrinth von Doppelsinnigkeit. Wenn der Sänger eine Herrin besang, welche des Lobes nur allzuwert war — wie leicht konnte aus dem Spiele Ernst werden! Wie delikat wurde dann seine Stellung zum Beschützer! Beobachteten aber Sänger und Dame ihre unnahbare soziale Distanz, so wird der arme Sänger — unbeschadet seines offiziellen Minnedienstes — gar bald

eine Schöne gesucht haben, welche ihm nahbarer war. Wie delikat wurde dann seine Stellung zur Beschützerin! Denn nur wenige Frauen dachten so groß, dem Dichter, dem sie nicht Weib sein durften, eine billige Freiheit zu gönnen. Aber diese Geliebte nun selbst, die eigentliche Herzensbeglückerin, hatte sie nicht ein Recht auf die öffentliche Huldigung ihres Sängers, dessen intime sie gütig entgegennahm? Und wird die weibliche Eitelkeit diesem Rechte entsagt haben? Wie delikat wurde nun die Stellung des Minnesängers auch zu dieser dritten holden Potenz! Man sieht, das war ein Zustand wie geschaffen für Klatschmäuler. Ein einziger *Merker*, der sein Handwerk verstand, war imstande, mehr Unheil anzurichten, als alle Kaffeekränzchen unserer heutigen Tanten, welche zwar klatschen, aber wenig oder nicht schaden können, denn im ganzen sind unsere Liebesverhältnisse zu *einfach*, zu *naturwahr*.

Die Verfassung des Minnedienstes war das nicht, wie man sieht. Es war ein *gekünsteltes* Verhältnis, ein Verhältnis voll Schein, Formalität, Konvenienz. Kurz, es war gutenteils ein Zeremoniendienst, eine Mode. Der Minnedienst reichte der Lüge wenigstens einen Finger, was Wunder, daß sich der Fürst der Lüge, das Merkertum, die ganze Hand nahm! Da mußte schuldig mit unschuldig leiden.

Der Minnesänger brauchte nicht einmal so abhängig zu sein, wie wir ihn geschildert haben. Auch der freie Mann war in einer kaum zwangloseren Lage. Schon die Sitte oder vielmehr die Unsitte, daß verheiratet und unverheiratet keinen Unterschied machte im *öffentlichen* Kultus des Frauendienstes, mußte der Médisance Tür und Tor öffnen. Kaum *ein* Verhältnis war denkbar, dessen Reinheit nicht zu verdächtigen. Wer eine Vermählte besang, also einen Gegenstand, den er weder besitzen durfte noch vielleicht auch wollte, den er sich wirklich nur als platonisches

Ideal seiner Poesie aufgestellt, dem war, da er für diesen Inhalt der Verehrung die Modeform der Verliebtheit wählen mußte, gar leicht die Absicht nachzusagen, er verfolge minder platonische Zwecke. Besang aber einer das Fräulein, das er besitzen wollte und um welches er mit aller Ehrlichkeit seiner Absichten warb, so konnten die Merker ebenso leicht die Annäherung stören, indem sie ausstreuten und dem Fräulein mit ihrer Familie glauben machten, der Ritter besinge sie nur pro forma, des guten Tons und der Mode wegen. Ja noch mehr; sie konnten so weit gehen und sagen, dieses Fräulein sei überhaupt nicht gemeint, sondern eine ganz andere. Denn um die Verwirrung voll zu machen, so galt es für die größte Ungezogenheit, einen Namen zu nennen. Wenn wir heute wenigstens unbedenklich die Vornamen nennen — Molly, Laura, Lili ꝛc., — so hatte sich der Minnesang die Observanz der strengsten Anonymität auferlegt. Es mag unter diesem Deckmantel allerdings viel lustiger Spuk zu treiben gewesen sein, und wir haben Zeugnisse genug, daß er mit allem Raffinement auch wirklich getrieben worden; aber — der Minnesang erntete mit den süßen Früchten dann auch die bitteren. Durfte er sich über die Merker beklagen, deren Handwerk nur die Konsequenz seiner eigenen Zweideutigkeit war? Er hatte sich auf den Boden einer gewissen Falschheit begeben, und seine Feinde wußten das Terrain so gut zu benützen wie er selbst. Er säete Unaufrichtigkeit und erntete sie.

Das war der Fluch: die Huldigung, welche bald als Verehrung, bald als Liebe, notwendig zweierlei Ausdrucksformen forderte, hatte nur eine, die Galanterie. Die Liebe mußte die Sprache der Höflichkeit reden und die Höflichkeit die Sprache der Liebe. Aber nicht ungestraft verwirrt die Poesie ihre Formen, und

zwar in der wichtigsten Angelegenheit des Herzens. Das Strafamt übernahmen die Merker.

An diesem Keime der Lüge starb denn auch der höfische Minnesang und machte dem Volksliede Platz, dem Volksliede, das nicht galant, aber herzlich ist, das die Sprache der Liebe rein und unverfälscht spricht und das uns niemals im Zweifel läßt, ob wir Wahrheit hören oder Schminke sehen.

Wollten wir diese Naturwahrheit der Liebe auch im höfischen Minnesang suchen, so bliebe uns kaum etwas anders übrig, als nach jenen Tönen zu lauschen, in welchen — nicht von den Spazierwegen, sondern von den Zielpunkten der Liebe die Rede ist. Die Galanterie hat das Liebeswort so täuschend verfälscht, daß wir erst das letzte Wort der Liebe für ihr wahres halten können. Erst wenn der Sänger um die letzte Gunst bittet oder für die Gewährung derselben dankt, also erst in den Serenaden und Albaden, d. h. in den Abend- und Tagliedern, werden wir zwischen Mode und Natur unzweifelhaft unterscheiden können.

Doch nein! Auch diesen Satz müssen wir noch einschränken. Die Galanterie wußte auch das Abendlied noch zu verderben. Es mochte bald wie eine Beleidigung erscheinen, von der Dame, der man diente, den Gegenstand des Abendliedes nicht zu verlangen. Und freilich hatte die Dame die süße Illusion des Minnedienstes so lange nicht vollständig, so lange noch ein vorbehaltener Rest übrig blieb. Der Scheindienst der Galanterie mußte also den Mut, man möchte sagen, die Frechheit haben, dem Goldmunde der Natur auch noch das letzte Wort zu entreißen, um es dem Götzen der Eitelkeit zu opfern. Er mußte zuletzt auch noch das Abendlied — scheineshalber anstimmen. Wie so manchmal mag da der Fall vorgekommen sein, daß der Sänger der Serenade um eine Gunst flehte, welche ihm nur zu seinem Verdrusse gewährt worden wäre!

Die Damen, um der Serenadenhuldigung nicht verlustig zu gehen, waren natürlich klug genug, die Serenade nicht beim Worte zu nehmen, und diese selbst, um nicht Gefahr zu laufen, wird ihr Wort immer vorsichtiger, immer verschwommener ausgesprochen haben. Endlich sprach sie es gar nicht mehr aus. Die Serenade sank zu jener Höflichkeitsform herab, als die wir sie heute kennen und wo sie auch alten Professoren gebracht werden kann. So hatte die Galanterie auch diese Form ausgehöhlt und ihren Inhalt, die Liebe, bis zur spurlosesten Leerheit verflüchtigt.

Aber noch mehr. Selbst wenn es der Serenade Ernst war — konnte ihr Gegenstand den Sänger wahrhaft begeistern, da das Maß der Gewährung nichts weniger als ein Einheitsmaß war? „Eine schöne Nacht gewähren" hat heute nur einen Sinn; in jenem verzwickten und verkünstelten Zeitalter aber war selbst das noch doppelsinnig. Nämlich so:

Wir wissen, daß im Minnedienst das Verhältnis zwischen Ritter und Dame nach dem Vorbilde des Lehensdienstes formuliert war; es bestand die Fiktion, die Dame sei der Lehensherr und der Ritter ihr Vasall. Nun herrschte aber der Brauch, daß die Vasallen ihren Lehensherrn, wie sie ihn tagsüber bedienten, so auch abends zu Bette begleiteten und ihm beim Auskleiden halfen. Jenes Zeitalter nun, aus Naivität und Unnatur wunderbarlich zusammengesetzt, trug kein Bedenken, auch diesen Brauch in den höfischen Minnedienst zu übertragen. Der Ritter begleitete seine Dame zu Bette und half ihr beim Auskleiden. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß man bis zum Reformationszeitalter — ohne Hemd schlief!

Den diensttuenden Ritter von solcher Szene hinwegzuschicken mochte nun allerdings grausam erscheinen. Die Naivität des Zeitalters erlaubte ihm also — dazubleiben. Dazu erfand aber die Unnatur des Zeit-

alters ein Zeremoniell von raffiniertester Art. Indem die Dame ihrem Vasallen die Hälfte des Lagers einräumte, ließ sie ihn nicht selten bei seiner Ritterehre schwören — sich à distance zu halten! Höchstens ein Kuß mochte erlaubt sein. Zur größeren Sicherheit legten die wunderlichen Zöglinge Platos zuweilen ein blankes Schwert zwischen sich.

Ob Eid und Schwert just immer geholfen hat, ist freilich die Frage. Wenigstens meint der Troubadour Elias von Uisel, welchen sein Freund Aimerik von Peguilain um Rat fragt, ob er zu dieser Bedingung eine Nacht annehmen soll, mehr menschlich als ritterlich: er möge den Eid leisten, aber brechen; die Dame würde durch Tränen, Gott durch eine Fahrt nach Syrien versöhnt.

Wahrscheinlich haben es viele Ritter wie dieser Elias gehalten. Aber schon der Umstand, daß Aimerik nur um Rat fragen konnte, beweist, daß andere Ritter, im Ehrbegriff ihres Zeitalters befangen, die Sache doch ernsthafter genommen. Und nun denke man sich solcher Unnatur gegenüber die arme Serenade! Konnte sie einen freien vollen Ton anschlagen, wenn sie nicht wußte, um *was* sie bat? Wenn sie sich allenfalls eine Diskretionsnacht mit Schwert und Schwur erbat? Im Gefühle der Unsicherheit aber hört alle poetische Begeisterung auf, denn das Gefühl *ist* nur, wenn es *sicher* ist; Unsicherheit ist Zweifel, Gedanke. So waren von einer heillosen Mode, wohl der heillosesten, welche menschliche Affektation je ersonnen, dem Minnegesang noch in seinen dringendsten Herzenslauten die Flügel konventionell verstutzt.

Im ganzen Bereiche des Minnesangs bleibt also nur *eine* Urkunde seiner poetischen, weil menschlichen Wahrheit übrig, das *Taglied*. Das Taglied allein singt und sagt von *erfüllter* Liebe, und so kraus war das Zeitalter, daß es dieser Pointe bedurfte,

um die Liebe ſelbſt zu bezeugen. Erſt die Morgenſonne des Tagliedes lichtet und wärmt das kühle und trügeriſche Dunkel der Konvenienz und zeigt uns, wie die Liebe geliebt hat, in den reinen Konturen der Natur, ihrer Unſchuld und Schönheit.

Unſchuld ſagen wir, denn das muß wahr ſein: ſo buntſcheckig der ritterliche goût des Minnedienſtes Edles und Frivoles in ſeinen pikanten Kaprizen zuſammenbraute, das Taglied iſt nie frivol. Im Taglied iſt der ritterliche Sänger ganz Ritter oder beſſer, ganz Menſch. Das Taglied iſt dankbar, zärtlich, rein, dezent; das Weib hat mit ſeinem Gürtel nicht ſeine Krone abgelegt, der Ritter ſieht es nie entwürdigt, im Gegenteile ehrt er es nur umſomehr. Man ſieht faſt mit Augen, wie das Taglied aufatmet von dem Druck der Mode und ſich freut ſeiner klaſſiſchen Menſchlichkeit. Im Taglied hat die Poeſie ſich ſelbſt gefunden und ihre wahre ewige Quelle, die Natur. Sie jubelt auf über dieſen Fund, ſie hat das erquickende Gefühl der Erlöſung.

In der Tat ſind die Taglieder das Gold der Minnelyrik. Sie ſind unter Vergänglichem das Bleibende, unter Verwelklichem das Blühende, es tagt wirklich in ihnen. Sie ſind unter Sternen der Morgenſtern.

Man ſage nicht, für eine eigene Dichtungsart ſei ihr Motiv doch zu monoton. Es iſt wahr, ihr Thema iſt nur ein einziges: der Inhalt einer vergangenen Nacht. Aber liegt der Wechſel nicht in der Situation, ſo wird er im Charakter der Perſonen liegen. Jeder wird die verfloſſene Liebesnacht anders auffaſſen; der Heitere ſieht das Glück des Genuſſes, der Ernſte den Schmerz der Trennung in ihr. Der geiſtig Geſtimmte wird den Dank betonen, der ſinnlich Bedürftige von dem Danke ſogleich zur neuen Bitte hinwegeilen. Unendlich wie das Herz ſelbſt, iſt jedes Motiv des Herzens.

Aber auch im Äußeren wußte der kunſtreiche Menſchengeiſt die arme Form zu bereichern. Das Taglied war zuerſt — um uns muſikaliſch auszudrücken — einſtimmig. Es war ein Solo. Der Liebhaber ſang allein, wie z. B. Heinrich von Morungen:

O weh, o weh, o daß mir je
Noch leuchten möchte durch die Nacht
Ihr ſüßer Leib, ſo weiß wie Schnee,
Der Leid und Freude mir gebracht;
Er trog die Augen mein,
Ich wähnt', es ſollte ſein
Des lichten Mondes Schein —
Da tagt' es!

O weh, o weh, wohl hundertmal
Hat ſie mich weckend da geküßt,
Von Tränen matt des Auges Strahl,
Daß ich aus ihrem Arm gemüßt — ꝛc.

Bald aber mußte das Taglied entdecken, daß es eigentlich ein Organ beider Liebenden ſei, ein Duett. Z. B. bei Dietmar von Eiſt:

„Schläfſt du noch, Geliebter mein?
Wir ſollen leider wach nun ſein:
Ein Vögelein gar wohlgetan,
Stimmt auf der Lind' ſein Taglied an."

Ich war entſchlafen ſanft und lind,
Nun weckſt du leider mich, mein Kind,
Liebe mag nicht ohn' Leiden ſein,
Ich folge dem Rufe, Liebſte mein.

Da ward voll Tränen mir mein Blick —
„Nun reiſt du fort, läßt mich zurück:
All meine Freude geht mit dir:
Wann kommſt du wieder her zu mir?"

Der Troubadour Guirautz de Borelle erfand endlich die dritte Stimme. Bei Herrn Dietmar hat eins das andere geweckt, wie aber, wenn ſich beide verſchliefen? Das bedachte der ſinnreiche Provencale und gab in einem Taglied das Signal zum Terzett.

Der Freund des Liebhabers wacht auf der Zinne der Burg für die beiden Liebenden, und als er die Morgenröte nahen sieht, stimmt er ein Solo an, worin er Gott und den Sohn der heiligen Maria bittet, er möge seinen Gefährten schützen. Hierauf weckt er den letzteren mit einem Gesange — warum sollen wir es nicht Rezitativ nennen? Er höre die Vögel im Gebüsche singen, der Freund möge ans Fenster gehen und die Zeichen des Himmels ansehen; es sei Zeit! Der aber antwortet, er finde sich so prächtig gebettet, daß er wünsche, es werde nimmermehr Tag. Er halte die Anmutigste im Arm, die je von einer Mutter geboren worden, er kümmere sich nicht um Merker und Morgenröte.

Man sieht, hier ist das Taglied fast zur Kantate geworden; es ist dramatisch. In dieser Form, mit der glücklichen Erfindung des Wächterfreundes, hat es bekanntlich Wolfram von Eschenbach in die deutsche Lyrik eingeführt. Ob er die Form selbst erfunden oder sein provencalisch Vorbild gekannt hat, ist unentschieden.

Das Taglied blieb der letzte volkstümliche Rest des Minnegesanges. Das Volk bewahrt das Echte und nimmt es an von Freunden und Feinden. Als die Macht des Adels schon längst im Sinken und Bürger und Bauern mit Waffen und Spottliedern sie bekämpften, rettete sich das Taglied aus den Ruinen des Schlosses ins Stadthaus und in die Hütte hinüber. Taglieder wurden noch tief im spätesten Mittelalter gedichtet, verlegt, gedruckt und auf allen Jahrmärkten verkauft. Zuletzt endlich drückte der große Shakespeare das Siegel seiner Unsterblichkeit auf das Taglied, denn was ist die fünfte Szene des dritten Aktes von Romeo und Julia: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche“ — was ist sie andres als ein wahres und wirkliches Taglied?

Der Spleenklub.

Zur Geſchichte der Selbſtmord-Monomanie.

„Preſſe", Wien Ende April 1856.

Es war in England, und in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daß ein Dutzend vom Spleen ergriffener Gentlemen den Gedanken faßte, einen eigenen Klub zu gründen. Kaum aber wurde es in London bekannt, daß dem Spleen ein Tempel errichtet ſei, als ſich auch ſchon zahlreiche Liebhaber präſentierten, welche in dieſe angenehme Geſellſchaft langweiliger und gelangweilter Mitmenſchen aufgenommen ſein wollten. Die Begründer zeigten ſich indeſſen ſehr ſtreng in der Auswahl. Der Klub öffnete ſich nur dem allervornehmſten Spleen. Um aufgenommen zu werden, mußte man in der Welt eine glänzende Stellung einnehmen, und den Spleen durch ausgezeichnetes Unglück, durch faſhionable Langweile, durch ganz beſondere Schickſalslaunen ſich erworben haben. Außerdem mußte man beweiſen, daß das Übel unheilbar ſei, und den kräftigſten Mitteln, der gründlichſten Behandlung widerſtanden habe. Dann mußte auch jeder in den Klub Aufgenommene eine bedeutende Summe zur Vereinskaſſe zahlen. Dieſe läſtigen Bedingungen bewirkten, daß der Kandidaten nur ſehr wenige gewählt wurden; der Klub blieb auf dreißig Mitglieder beſchränkt.

Nachdem der Spleenklub konſtituiert war, vereinigten ſich die dreißig Hypochondriſten, aus welchen er beſtand, in feierlicher Sitzung, um ſich zu verſtändigen und über den Zweck und die Abſichten der Geſellſchaft zu beraten. Jeder nahm ſeinerſeits mit melancholiſcher Stimme das Wort, und nach einer allerdings nicht ſehr lebendigen oder belebten, aber höchſt ernſthaften und tiefſinnigen Verhandlung entſchied man, um der Moral und der öffentlichen Meinung

im Geiſte der engliſchen Nationalität entgegenzukommen, daß man damit anfangen müſſe, den Spleen zu bekämpfen und die Chriſtenheit von dieſer furchtbaren Krankheit zu befreien. Es würden nun für Philoſophen und Ärzte hohe Preiſe ausgeſetzt, daß ſie ſich in weiſen Abhandlungen vernehmen ließen, wie von geiſtiger oder leiblicher Seite dieſem entſetzlichen Feinde beizukommen. Man beſtimmte beträchtliche Summen für diejenigen, welche neue Vergnügungen und Zerſtreuungen entdecken oder die ſchon vorhandenen mit allerlei neuen Verzierungen bereichern würden. Jeden Tag gab es Feſte, Schauſpiele, Gaſtmähler, gefeiertes Andenken an welthiſtoriſche Schlemmer, z. B. Markus Antonius, Lucullus, Nero und andere. Aber alles vergebens. Man machte die Entdeckung, daß der menſchliche Erfindungsgeiſt begrenzt, die Reſſourcen des Spleens aber unbegrenzt ſeien.

Eine zweite feierliche Sitzung fand ſtatt. Mehrere Mitglieder behaupteten, daß ihr Spleen den höchſten Grad erreicht habe, und daß ſie bei der totalen Unmöglichkeit, weiter zu leben, angelangt ſeien. Sie ſchlugen einen allgemeinen Selbſtmord vor, ſei es, daß ſie ſich miteinander in den Fluß ſtürzten oder beim Gaſtmahl in corpore vergifteten oder ſonſt eine gemeinſame Maßregel ergriffen. Gegen dieſen Antrag erhob ſich eine gemäßigte Rechte. Sie wendete im echt engliſchen Geiſte ein (Franzoſen hätten das Gegenteil getan), ein ſolcher Schritt würde einer törichten Eitelkeit, einer Abſicht, Effekt zu machen, zugeſchrieben werden, und den Narren nur Stoff zum Geſpräche geben. Gegen den Selbſtmord im Prinzipe aber erhob ſich keiner, auch der vernünftigſte nicht, wenn es anders im Spleenklub Vernünftige gab. Man kam zuletzt ohne Oppoſition in dem Beſchluß überein, daß der Selbſtmord den Mitgliedern des Klubs erlaubt werden ſollte, aber weder ein allgemeiner noch plötzlicher Selbſtmord,

welcher wie ein unüberlegter Entschluß der zur Verzweiflung getriebenen Langweile angesehen werden könnte. Der Selbstmord müsse vielmehr mit englischer Solidität, regelmäßig, methodisch, wohlüberlegt und kaltblütig ausgeführt werden. Um über dieses Statut zu wachen, sei der Selbstmord im Plenum der ganzen Gesellschaft ordnungsmäßig anzumelden und der Klub, als Jury konstituiert, habe darüber zu entscheiden, ob dem Bewerber sein Gesuch zu bewilligen, habe seine Gründe zu prüfen und die Entscheidung mit absoluter Majorität zu votieren. Gleichzeitig wurde die Zahl der Selbstmorde jährlich auf zwei beschränkt, welche in regelmäßigen Fristen von sechs zu sechs Monaten stattfinden sollten. Da es aber wahrscheinlich sei, daß sich zu jedem dieser Termine mehrere Liebhaber einstellen würden, so ordnete man an, daß ein durchs Los gezogenes Tribunal von drei Mitgliedern über die Zulassung der Würdigsten entscheiden sollte. Diese Kandidaten hätten dann ihre Ansprüche geltend zu machen, ihre Leiden zu entwickeln, und erst nach Anhörung dieses Plaidoyers würde das Tribunal über die dringende Not des Selbstmordes aburteilen, und sein Ausspruch denjenigen bezeichnen, welchen das Recht zu sterben zuerkannt werden sollte.

All diese Details, wird man denken, hat ein Spaßvogel zu seiner Witzübung im grotesk-schauerlichen Genre erfunden; es sei also betont, daß wir von einer historischen Tatsache sprechen. Der Spleenklub ist ein Auswuchs jener Epoche des vorigen Jahrhunderts, in welcher das schnelle Aufkommen der indischen Reichtümer das soziale und sittliche Gleichgewicht der Engländer gestört und in jenes heftige Schwanken gebracht hatte, welches auf dem Schiffe Seekrankheit und Erbrechen zur Folge hat.

Als der festgesetzte Tag für die erste Bewerbung erschienen war, wurde der Name der Richter aus einer

Totenurne gezogen. Es traten ſieben Kandidaten auf: einer von ihnen erzählte die Geſchichte ſeines Spleens, wie folgt:

„Ich heiße Sir Humphrey D..., bin 35 Jahre alt, obſchon ich vielleicht jünger ſcheine, aber wenn die Jahre nach den Leiden zählten, ſo müßte ich wohl über hundert Jahre, ja der älteſte des Menſchengeſchlechtes ſein. Das Schickſal, erfinderiſch im Unglücke, hat, um mich zu verfolgen, einen neuen und grauſamen Weg eingeſchlagen: es hat mich mit teufliſcher Konſequenz glücklich gemacht. Ich bin unter glänzenden Verhältniſſen geboren, ſchon als Kind wurde ich der Erbe eines Vermögens, deſſen Einkünfte ſich auf 20.000 Pfund Sterling jährlich beliefen. Ich hatte einen rechtſchaffenen und geſcheiten Mann zum Vormund, welcher meine Güter mit Talent und Redlichkeit verwaltete und mir am Tage meiner Mündigkeitserklärung eine befriedigende Rechnung ablegte. Als ich zu reiferem Alter gelangte, gewahrte ich, daß mir alles glückte. Auf der Univerſität zu Oxford machte ich, ohne mir die geringſte Mühe zu geben, vortreffliche Studien. Ich brauchte nur zu wollen, um zu wiſſen. Wenn ich die Abſicht faßte, mich dem Studium einer Wiſſenſchaft oder einer Kunſt zu widmen, ſo entwickelten ſich in mir plötzlich die wunderbarſten Anlagen und ich unterrichtete mich mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Alles, was ich wünſchte, traf ein, als ob eine magiſche Gewalt es verwirklicht hätte. Dieſes merkwürdige Privilegium haftete mir gleichſam unverlierbar an und verließ mich keinen Augenblick meines Lebens.

Meine Unvorſichtigkeiten als junger Menſch wendeten ſich immer zu meinem Vorteil, meine Torheiten hatten Folgen, um welche mich die profundeſte Weisheit hätte beneiden können. Meine Fehler nützten mir, wie meine Tugenden. Meine Mängel waren es nicht, ſobald ich das Gegenteil davon nötig hatte. Eines

Abends geriet ich im Schauspielhause mit einem irländischen Major in Streit; er war ein furchtbarer Duellant, der sich häufig in seinem Leben schlug und die traurige Gewohnheit hatte, seinen Gegner zu töten. Der Major bewies, daß er der Beleidigte war und hatte sonach die Wahl der Waffen. Er wählte Pistolen. Ich hatte es immer vernachlässigt, mich in dieser Waffe zu üben, der Major hingegen hatte eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit darin. Meine Freunde ordneten bereits mein Begräbnis an, ich aber lachte ihrer Besorgnis. Das Los entschied, wie es nicht anders konnte, daß den ersten Schuß ich haben sollte, — ich zielte, und zwar ohne Geschicklichkeit, aber das verschlug nichts; mein Gegner fiel, um nie wieder aufzustehen. Meine Kugel war ihm durchs rechte Auge ins Gehirn gedrungen, — ein königlich britisches Offizierspatent war erledigt. Das ist die Geschichte meines ersten Duells. Ich will nichts von meinen Erfolgen bei den Frauen sagen, — Sie würden schaudern! Das Glück verließ mich nirgends. Im Spiel gewann ich ebenfalls; was das berühmte „Rückenwenden" der Fortuna betrifft, so habe ich niemals den Rücken dieser Göttin gesehen. Wollte ich wissen, wie weit mein Glück ging, so durfte ich nur aufs Banksprengen spielen; ich sprengte sie jedesmal. In Epsom und Newmarket trug jedesmal das Pferd, auf welches ich wettete, den Preis davon. Ich glaube, wenn ich auf eine Schnecke gewettet hätte, sie hätte „den Blitz" und „den Pfeil" auch überholt. Natürlich hörte sich unter so verzweifelten Umständen der Wettsport für einen rechtschaffenen Mann auf, wie sich auch das Duell und die Liebesabenteuer aufhörten.

Wer kann ein Spiel der Chancen eingehen, wenn man der Chancen im voraus gewiß ist? So gibt's für mich keine Freude, kein Vergnügen, kein Interesse mehr, denn es gibt für mich keinen zweifelhaften

Glücksfall. Tausendmal schon wollte ich mir diese verdammte langweilige Glückseligkeit abgewöhnen, aber umsonst. Ich fand sie in Frankreich, in Deutschland, in Italien, in Amerika wieder. Ich mochte das Schicksal versuchen, den Himmel lästern, mich kopfüber in Gefahren stürzen, überall war ich in den Krallen der unerbittlichen Glückseligkeit. Da befiel mich der Spleen. Ich trete vor Sie, meine Richter, und fordere heute mein Todesurteil von Ihnen. Sie werden mir's zuerkennen. Bilden Sie sich ja nicht ein, in Ihrem Urteil frei zu sein. Was ich wünsche, das muß mir erfüllt werden, es ist eine alte Geschichte! Und wenn ich hundert Mitwerber hätte, Sie müßten doch mich bevorzugen; sie können nicht anders."

Sei es, daß der Fatalist wirklich recht hatte, oder daß er just durch diese Sprache dem Tribunal einen Zauber antat; genug, es erteilte ihm einstimmig die Erlaubnis zu sterben. Mit bitterem Lächeln antwortete er: „Ich war dessen gewiß!" Dann dankte er den Richtern, grüßte die Versammlung, zog eine Pistole aus seiner Tasche und jagte sich vor ihren Augen die Kugel durch den Kopf. Diese schnelle Manier zu handeln wurde der Gegenstand einiger Erörterungen.

Beim folgenden Termine entschied die Jury zugunsten eines Kandidaten, welcher sich also vernehmen ließ: „Ich bin der Sohn eines Buchhändlers, welcher sich durch den Verlag von Blaustrumpf-Literatur zugrunde richtete. Mein Vater hatte eine solche Achtung vor dem schönen Geschlechte, auch wenn es häßlich war, daß er ein Manuskript von Frauenhand niemals abzulehnen vermochte. Er machte den galantesten aller Bankerotte. Ich war damals 18 Jahre alt, und der munterste Knabe in den drei Königreichen. An einem schönen Morgen kam mir der Gedanke, mein Glück zu versuchen. Ich schiffte mich ein, fuhr nach Amerika und ward ein reicher Mann. Dadurch verlor ich meine

Heiterkeit nicht, aber als ich vor 10 Jahren nach London zurückkehrte, beging ich die Torheit, mich zu verheiraten, und die größere Torheit — denn der Geist meines Vaters war über mir! — eine schriftstellernde Frau zu nehmen. Ich sage nichts weiter.

Bald nach meiner Hochzeit war mein Zustand fürchterlich! Meine Frau ist weder aufbrausend, noch eifersüchtig, noch zänkisch, im Gegenteile. Ihre stets gleichmäßige gute Laune ist mir unerträglich, sie nimmt die erschrecklichsten Rücksichten bei ihrem Hausregimente, sie übt eine wahre Engelstyrannei aus, sie besitzt eine massakrierende Sanftmut. Mein Haus ist keine Hölle, aber ein Fegefeuer von Skizzen, Versuchen, Romankapiteln und Tintenklecksen. Ich muß das Talent meiner Frau in allen Formen aushalten: als Fortschritt, Entwicklung, Begeisterung und immer als „Lust zur Arbeit". Es verfolgt mich in abgerissenen Worten und ganzen Werken, ich stehe es aus zeilenweis, blattweis, bändeweis. Das ist die Quelle und der Ursprung meines Spleens. Vor drei Monaten reiste meine Frau nach dem Festlande ab, ihr Verleger verlangte von ihr ein Werk über „Paris und die Pariser". Zum Unglück arbeitet meine Frau schnell, ihr Werk ist schon vollendet, morgen kommt sie zurück und will es mir vorlesen. Sie sehen, meine Herren, die Sache ist dringend. Ich brauche noch heute mein Todesurteil." — Die Jury hatte ein Einsehen, erkannte den Dringlichkeitsantrag, und erlaubte dem Manne zu sterben. In der nächsten Stunde schwamm seine Leiche die Themse hinab.

Der halbjährige Selbstmord wurde mit solcher Pünktlichkeit ausgeführt, daß er immer mehr in Fleisch und Blut des Klubs überging. Er wurde dem Klub zur süßen, freundlichen Gewohnheit des Nichtdaseins. Einige Mitglieder, welche keine Erben in gerader Linie hatten, überließen ihr Vermögen dem Vereine. Der

Klub wurde demnach ſehr reich. Er hatte vor den Toren Londons an den Ufern der Themſe eine prächtige Villa, in welcher ſich alles zum Selbſtmord Nötige in Luxus und Überfluß vorfand. Eine zierliche Terraſſe erhob ſich am Ufer des Fluſſes und überragte die Wellen. Wie oft beneideten die Spaziergänger und die Seeleute die Glücklichen, welche auf dieſe Terraſſe heraustreten und ſich an der herrlichen Ausſicht weiden konnten! Sie war aber für diejenigen beſtimmt, welche durch einen Sprung ins Waſſer den Tod des Erſäufens wählten. Ferner gab es einen Badeſaal, wo man ſich im warmen, parfümierten Waſſer höchſt komfortabel die Adern aufſchneiden konnte. Ein luſtiges Belvedere lud die Liebhaber zu einem Sturz aus 100 Fuß Höhe ein, die Hausapotheke war mit den ſtärkſten Giften verſehen, und unermeßlich war der Überfluß von ſchönen ſeidenen Stricken in allen Farben des Regenbogens, welche von den Plafonds und von den Baumäſten des prächtigen Gartens herabhingen. Und doch waren das alles nur Mittel für gemeine Seelen; die feineren Sybariten gingen ihren eigenen Weg.

Ein reicher Nabob, Mitglied des Klubs, litt ſeit dreißig Jahren am Spleen. Er war ein ſchöner Greis von zweiundſiebzig Jahren. Seine weitläufigen Verwandten erwarteten ſeine Erbſchaft mit Ungeduld. Er beſaß um Millionen mehr als andere. Seine zwölf Neffen hatten bei ihren uneigennützigen Beſuchen das Inventar bereits aufgenommen. Der Nabob verabſcheute dieſe Neffen, und gab allen ſeinen Krankheiten, Katarrhen, Rheumatismen, Gicht ꝛc., die verſchiedenen Namen ſeiner Verwandten. Seine Wohnung in London war ein Palaſt voller Schätze. Der Nabob hatte in ſeinem müßigen Leben der Reihe nach alle Suchten, Sonderbarkeiten und Paſſionen durchgemacht. Einmal wurde er Altertümler und gab eine Million für Antiquitäten aus. Ein anderesmal verfiel er in

Bücherliebhaberei und kaufte die seltensten Werke, die merkwürdigsten Handschriften, ja Ausgaben, die fast gar nicht vorhanden waren. Ein drittesmal wurde er Kunstmäcen und pfropfte seine Säle von Gemälden und Statuen voll.

Als der Spleen des Nabob beim Selbstmord angekommen war, dachte er an ein glänzendes und seiner würdiges Ende. Nach langem Sinnen fand er das rechte. Er erwarb sich eine kleine Anhöhe, welche sich mitten in den Anlagen der Villa erhob. Auf dem Gipfel dieses Hügels ließ er ein glänzendes Schlößchen bauen und durch die ersten Künstler Londons ausschmücken. Der Nabob schaffte seine schönsten Möbel, seine reichsten Teppiche, seine seltensten Bücher, seine kostbarsten Antiquitäten, kurz den feinsten Extrakt aller seiner Sports in diese prachtvolle Einsiedelei. Vor der Türe ließ er eine Bildsäule der Venus aufstellen, welche Kenner dem Praxiteles zuschrieben und für welche er zwanzigtausend Guineen ausgeschlagen hatte. Während man den Pavillon baute, hatte der Nabob in aller Stille nach und nach sein ganzes Vermögen eingezogen und zu Papier gemacht. Es waren Wechsel und Obligationen aller Nationen der Erde.

Aus diesen Papieren ließ er eine Matratze stopfen. Als der Tag seines vorgesetzten Endes herangekommen, speiste er ruhig zu Mittag, rauchte seine Zigarre und begab sich dann in seine Einsiedelei. Vor der Venus des Praxiteles blieb er stehen und zerbrach ihr die Nase; hierauf trat er in den Saal, legte sich auf seine mit Millionen gefüllte Matratze und zündete sie mit der Glut seiner Zigarre an. Bald sah man die Flammen sich erheben. Die Klubmitglieder standen an den Fenstern ihrer Villa und sahen den Brand ruhig mit an. Er war mit Erlaubnis der Jury gestorben, darum ehrte man seine Veranstaltungen und störte seine letzten Augenblicke nicht. Nach einer Stunde war alles vorbei;

Pavillon, Möbel, Bücher, Gemälde, die Millionenmatratze, die Sehnsucht von zwölf Neffen und vor allem der Nabob selbst zu Asche verbrannt, welche der Klub unberührt und nach und nach von den Winden zerstäuben ließ.

Nicht minder originell war der Tod des Kapitäns David Krockert Willis, eines wahren Seewolfs, welcher den Spleen bekam, als ihn das Alter genötigt hatte, in einem Lehnstuhle Anker zu werfen. Sein einziges Vergnügen war, mit Drill, einem alten Matrosen, der ihm mit Pudeltreue anhing, von seinen Feldzügen zu sprechen. Als ihn sein Spleen übermannte, beschloß er, sich einen Tod zu geben, wie er ihn immer gewünscht hatte. Er ließ sich eine kleine Jacht in Gestalt eines Kriegsschiffes bauen, welche auf der Themse vom Stapel lief. Darauf ließ sich der Kapitän an Bord tragen, fingierte einen Kampf mit Drill, welcher von einer Landbatterie aus auf die Jacht mit blinden Schüssen feuern mußte. Der tapfere Krockert Willis, in eine Rauchwolke gehüllt, rückwärts an den Mast gelehnt, den Säbel in der Faust, kommandierte das Schiff, befeuerte die Mannschaft, welche allerdings nur in seinem Geiste da war, und ermahnte sie, ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Nach einem glorreichen Kampfe sah er, daß alles verloren sei, hüllte sich in seine Flagge, legte Feuer in die Pulverkammer und flog mit seiner Jacht in die Luft, zum großen Schrecken Drills, welcher nicht so hoch zu spielen gedachte.

Nicht alle Selbstmörder endeten so dramatisch, aber keinem fehlte es an Mut der Narrheit. Endlich, nachdem der Klub zwölf Jahre bestanden, waren nur noch fünf Mitglieder übrig. Es hatten sich zwar fortwährend Liebhaber um die Aufnahme gemeldet, aber man war immer verdrossener geworden, neue Gestalten zu sehen, welche die allgemeine Trübsal vermehrt hätten.

Der Klub ſollte eine Familie ſein, welche ſich zwar vermindern, nicht aber vergrößern könnte. Zuletzt hatten ſich auch von den Fünfen vier zu Tode gelost, und im nächſten Semeſter ſollte ſich der dreißigſte gleichfalls entleiben. Dem aber kehrte die Lebensluſt wieder. Er war Erbe ſo vieler vorangegangener Mitglieder, das ganze Klubvermögen war ihm zugefallen, und obwohl Geld den Spleen niemals gebannt, ſondern eher erzeugt hatte, ſo machte die Natur doch eine Ausnahme mit ihm. Vielleicht war er ſchon kein reiner „Gentleman“ mehr! Kurz, ſein Spleen verſchwand, die Liebe zum Leben wurde ſein Meiſter. Nunmehr aber begab ſich folgendes: Der Klub hatte die ganze Reihe von Jahren durch vor Polizei und Regierung ſein Daſein verborgen. Man wird das nicht ſo unglaublich finden, wenn man bedenkt, wie ſtreng z. B. auch heute noch die Spieler das Geheimnis ihrer Spielhäuſer zu wahren wiſſen. Als aber die Spleenkranken, unter welchen wahrſcheinlich viele Zurückgewieſene waren, bemerkten, daß der letzte ſeines Stammes vom Geiſte des Klubs abfiel, wurden ſie wütend. Sie beunruhigten ihn mit Drohungen, forderten ihn zum Duell, nannten ihn Dieb und Verräter an ſeinen vorangegangenen Klubbrüdern, das Geheimnis drang ins Publikum, und Bouwells, ſo hieß dieſer letzte, ſah ſich dem öffentlichen Urteile preisgegeben. Man warf ihm die Fenſter ein, pfiff und ziſchte ihn aus, wo er ſich zeigte, kurz, machte ihm das Leben ſo peinlich, daß er beſchloß, aus London zu fliehen. Er ſchlug all ſeine Habe zu Geld und ſchiffte ſich eines ſchönen Aprilmorgens in Dower nach dem Feſtlande ein. Aber während der Fahrt erhob ſich ein Sturm, das Schiff ging unter und Bouwells fand mit der ganzen Schiffsmannſchaft ſeinen Tod in den Wellen.

„Georgi" am Ersten Mai.

„Presse", Wien, 1. Mai 1866.

Zinstag am 1. Mai![1]) Ein neues tragisches Motiv ist gefunden, ein neuer Konflikt zwischen den alten Gegensätzen Mensch und Natur! Dem großen Naturfest des Mai muß sich der Mensch künftig als Feind gegenüberstellen. Wo die Natur liebt, muß der Mensch hassen; wo die Natur hofft, muß der Mensch fürchten; wo die Natur verheißt und verspricht, muß der Mensch bar zahlen! Der Streit ist erklärt, der Gegensatz auf die Spitze getrieben, keine Versöhnung mehr möglich.

Zinstag am 1. Mai! Welcher Mephisto hat das ausgesonnen? Es ist der letzte Riß, welcher die frommen Bande zwischen Mensch und Natur zerreißt. Sonst, wenn der Mensch zu Georgi zahlte, konnte er mit den Aprillaunen zugleich die Schicksalslaunen verfluchen, welche das schöne Leben mit Zins und Zinskreuzern verunstaltet, — es ging unter einem. Aber jetzt! Die Schuld eines halben Jahres soll er büßen am ersten Tag eines Wonnemonats! In dem Augenblicke, wo sich sein Herz der Natur öffnen will, soll er seine Börse dem Hausherrn öffnen, um mit einer Unzahl von Banknoten seine vier Wände zu bezahlen, dieselben Wände, welche ihn just von der Natur abschließen — wenn sie überhaupt schließen und nicht „zugig" sind. Den bräutlichen Maiengruß der Natur, das erste jungfräuliche Lächeln eines Monats, welcher der Liebe und den Nachtigallen geweiht ist, soll er mit der Brieftasche in der Hand empfangen, gleichsam als dürfe es nichts Bräutliches und Jungfräuliches mehr geben, was dem Dämon der baren Bezahlung fremd ist, und als müsse

[1]) Die Hauptzinstermine waren Georgi (24. April) und Michaeli (29. September). D. H.

er „alle Engel im Himmel ſingen hören", ſtatt des ſchuldloſen Chors unentgeltlicher Nachtigallen. O es iſt teufliſch! Zinsbogen und Wonnemonat — es iſt ein Meiſterſtück der Hölle! Es klingt wie „Kabale und Liebe" — „Der Müller und ſein Kind" — „Des Meeres und der Liebe Wellen" — es iſt ein Typus, eine Gattung. „Zinsbogen und Wonnemonat!"

Ein ganzes Repertoire von ſozialen Schickſals-Tragödien liegt darin — Cyankali und Maitrank, Schuldturm und Fliederlaube, lieben und in der Liebe ſein; ein ganzes Burgtheater der ſchreiendſten Hocheffekte grinſt und höhnt in der Wonne des Zinszahlens am Erſten des Wonnemonats!

Es iſt eine förmliche Revolution in der Poeſie. Die Tragödie gewinnt und die Lyrik verliert. Wer wird künftig noch „Mailieder" dichten? Ha, ha, ha! Höchſtens die Hausherrnsſöhne. Aber unter den deutſchen Dichtern ſind die Hausherrnsſöhne wohl in der Minorität, und ſo wird wenigſtens in dieſer Richtung eine neue und beſſere Ära anbrechen. Wir ſehen der Goldſchnittpoeſie mit einer relativen Sicherheit entgegen. Die Goldſchnittpoeſie wird „abrüſten", und zwar in einer der gefährlichſten Waffengattungen ihrer Langweiligkeit. Der Wind hat ſich gedreht und „'s Mailüfterl" weht jetzt entſchieden von einer anderen Seite!

Was aber übrig bleibt, wird um ſo beſſer werden. Die Maipoeſie der Hausherrnsſöhne wird jenen „geſunden" realiſtiſchen Pli haben, welcher dem modernen Herzen ſo wohltut. Man denke ſich einen Dichter, welcher ſeine Maiwonne in baren Banknoten abzählen kann, welcher ein Recht hat, mit der Natur, dieſer großen Kapitaliſtin, ſo vertraulich umzugehen, wie die Dachſtubendichter ſich's anmaßen, welcher wirklich mit ihr auf du und Sardou ſteht! Mai mit Banknoten, das läßt ſich hören; das iſt die ſolide Poeſie der materiellen Intereſſen, welche wir brauchen, das iſt

die Poesie der „Jetztzeit". Schon durch die Neuheit des Reims dürfte sie, wie Freiligrath, die deutsche Poesie zu erneuern berufen sein. Fort mit Liebe und Triebe, Herz und Schmerz! Die Hausherrnpoesie wird uns die Reime schenken: Passion und Zinsfassion oder Hektor und Hausinspektor — Hektor der Held, für den Hausherrn, und Hektor apporte! in der derberen Auffassung der Parteien.

Ah die Parteien! Erst die Parteien! Da hat doch die alte sentimentale Schule Höltys: „Grüner wird die Au und der Himmel blau," entschieden aufgehört! Ja, ein Fest wird ihnen der erste Mai sein, aber ein Höllenfest, ein Teufelsspuk, ein düsterer infernalischer Hexensabbat, eine Walpurgisnacht!

Kommt mit Zacken, kommt mit Gabeln
Und mit Glut und Klapperstöcken!

werden sie dem Hausherrn entgegenheulen, welcher um seinen Zins kommt, und manch wackerer Druide, der in der letzten Zeit glücklich auf der Börse war, wird hinzusetzen:

Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken,

wenn er dem Hausherrn seine teure Etage kündet, weil er sein eigenes neues Haus auf der Ringstraße bezieht.

Diese Pointe der Mai-Poesie wünschen wir auch unseren Lesern. Möge jeder von ihnen seinen Hausherrn mit seinen eigenen Waffen schlagen, nämlich sich selbst ein Haus bauen!

Das Urteil der Phryne.

Mitte August 1866. Die folgenden zwei Feuilletons schließen sich inhaltlich an.

Als die christlich-romantische Welt zum ersten Male mit dem Altertume bekannt wurde, so fehlte

noch alles, daß ſie einer objektiven Auffaſſung desſelben fähig geweſen wäre. Es gewährt vielmehr ein komiſches, rein parodiſtiſches Schauſpiel, wie die antike Welt von der modernen aufgenommen wurde. Da läßt z. B. ein alter Erklärer der göttlichen Komödie die Thetis ihren Sohn Achilles in ein Nonnenkloſter bringen, welchem Lykomedes vorſteht. Bei einem alten Chroniſten hört Katilina am Morgen des Ausbruches ſeiner Verſchwörung im Dome zu Fieſole die Meſſe und nimmt das heilige Abendmahl. Selbſt ein ſo gebildeter Mann wie Kardinal Bembo, der päpſtliche Geheimſchreiber, nennt die Jungfrau Maria nie anders als Diana, Chriſtum Apollo und die Nonnen Veſtalinnen. Und was ſollen wir zur klaſſiſchen Tragödie unter Ludwig XIV. ſagen? Eine Iphigenia im Reifrocke und ein Achilles mit Galadegen und Perücke würde heutzutage, ohne Veränderung eines einzigen Wortes, auf jeder Vorſtadtbühne als gelungene Poſſe wirken, während es der hochgebildeten Geſellſchaft von Verſailles möglich war, dieſen Schauſpielen im tiefſten Ernſte beizuwohnen und mit dem unerſchütterlichen Glauben, eine Tragödie zu ſehen.

Aber wenn wir nun geneigt ſind, uns dieſes Zopfes in einem recht behäbigen und wiſſensſtolzen Lächeln zu überheben, ſo mögen wir dieſem ſofort einen Dämpfer aufſetzen, denn der Zopf iſt noch immer da! Es iſt wahr, das hiſtoriſche Koſtüm und das hiſtoriſche Faktum haben wir durch die philoſophiſch-kritiſchen Anſtrengungen von Jahrhunderten endlich haarſcharf, wie der Demant das Glas ſchneidet, von allen chriſtlich-romantiſchen Folien herausgeſchnitten und von dieſer Seite ſteht die Antike in ihren richtigſten Umriſſen, in ihrer reinſten Objektivität vor uns. Aber auch nur von dieſer Seite! Dagegen haben wir keinen Augenblick aufgehört, den ſittlichen Geiſt des Altertums wenigſtens ebenſo barbariſch zu entſtellen,

als die Geſchichte Katilinas durch die Kommunion oder die Geſtalten der Iphigenia und des Achilles durch den Reifrock und die Allongeperücke entſtellt ſind. Nur daß dieſe Barbarei nicht mehr naiv und ergötzlich, ſondern forciert und gehäſſig iſt, weil ſie gegen das beſſere Wiſſen, mit dem böſen Vorſatz der Lüge, der Tendenzlüge, begangen wird. Auf der einen Seite nämlich haben die kirchlich Beſchränkten, wie Tholuk, die Sittlichkeit des Altertums verleumden zu müſſen geglaubt — zur größeren, aber mißverſtandenen Ehre ihrer Kirche, welche allein ſittlich machen ſoll. Auf der anderen Seite haben die Nationalbeſchränkten, wie Menzel, dasſelbe getan, indem ſie wähnten, die germaniſche Sittlichkeit könne gegen die griechiſche nicht überlegener abſtechen, als wenn ſie letztere in Schmutz auflöſten, was freilich dem Germanismus weder dienen, noch weniger ſchmeicheln hieß. Tholuk und Menzel aber haben ganze Schulen oder wenigſtens Cliquen gegründet. Endlich kamen auch drittens noch die Frivolen hinzu, welche den Standpunkt der Zeloten eigentlich annahmen, nur mit Wohlgefallen ſtatt mit Mißfallen. „La prostitution en Grèce“ und ähnliche Machwerke nähern die heitere Schönheit des helleniſchen Naturalismus der Chaumière und dem Bal Mabille, fraterniſieren mit frecher Vertraulichkeit zwiſchen den Idealen der alten und den Zerrbildern der neuen Welt. So laſſen wir die Moral des Altertums nach wie vor in Reifrock und Perücke einhergehen, wenngleich nicht mehr unſere Kenntnis des Altertums.

Ein lebendiges Beiſpiel dafür iſt der berühmte, aber ſtets mißverſtandene Gerichtsfall der Phryne. Der Redner Euthias glaubte ſich von dieſer gefeierten Hetäre, weil verſchmäht, auch beleidigt und klagte ſie der Gottloſigkeit an. Bekanntlich litt und ſtarb auch Sokrates unter dieſer Anklage; es war das einzige

Mittel, einem Feinde ans Leben zu gehen in Zeiten, wo es weder Hochverrat noch Majestätsbeleidigung gab, dagegen das ganze Staatswesen vom Geiste frömmster Religiosität aufs tiefste durchdrungen war. Hyperides verteidigte die Phryne. Seine Rede machte lange keinen Eindruck und das Urteil der Richter neigte sich schon gegen die Angeklagte. In diesem kritischen Augenblicke griff der Verteidiger, wie durch eine plötzliche Eingebung, zu einem drastischen Mittel. Er zerriß den Busenschleier des schönen Mädchens und ließ etwas Besseres sprechen, als seine Zunge. Wir wissen, daß dieser Kunstgriff gewirkt hat, aber wir verkennen das Wie der Wirkung. Als echte Moderne glauben wir, die bestochene Lüsternheit der Richter, die erregte Verliebtheit derselben, bewirkte die Freisprechung. Anders sagt Alciphron, der griechische Erzähler dieser Anekdote: „Eine Art von religiöser Scheu ergriff die Richter; sie glaubten nicht, daß eine Priesterin der Aphrodite gottlos sein könne, welche die Macht der Göttin durch überschwengliche Reize, gleichsam wie durch ein Gottesurteil verkündigte.“ Offenbar hatte der französische Maler dieser Szene, Gérôme, von Alciphron und dem Geiste des Altertums keine Ahnung. Er benützte die weltbekannte Anekdote als Gelegenheit, einen schönen weiblichen Körper zu malen; aber mit den Richtern wußte er nichts anzufangen, wie sich jedermann überzeugen kann, welcher die hübsche Photographie des Bildes an den Schaufenstern unserer Kunsthandlungen ausgestellt sieht.

Übrigens war Phryne, wie ausdrücklich bezeugt wird, nicht eben freigebig mit ihren Enthüllungen, jenen einzigen Fall ausgenommen, wo sie zu Eleusis am Feste des Poseidon im Angesichte des versammelten Griechenlands am Meeresufer ihre Gewande ablegte und in die Fluten stieg, um, aus den Fluten zurückkehrend, den Augen der Griechen das Bild der schaum-

gebornen Venus zu repräsentieren. Also ein lebendes Bild nach einer Legende des Volksglaubens, ähnlich wie die Passionsspiele im Oberammergau. Dies ist der richtige Sinn davon, was auch die Tholuk-Frommen und die Menzel-Germanen zelotisch dagegen helfern mögen. Ganz richtig erklärt diesen Sinn auch Jacobs in seinem Aufsatze über die Hetären: „Was dem modernen Europa mit Recht als eine Handlung der Schamlosigkeit erscheinen würde, ward von den Griechen mit einem anderen Gefühle betrachtet. In einem Lande, wo die Schönheit für heilig galt und Feste stattfanden, an denen das weibliche Geschlecht öffentlich um den Preis der Schönheit stritt, konnte die Enthüllung des Körpers ohne Unsittlichkeit, ja wie eine Art gottesdienstliche Handlung geschehen. Der Grundsatz des Lydiers beim Herodot, daß eine Frau mit dem Kleide die Ehrbarkeit ausziehe, ist nicht griechisch und wird von Plutarch bestritten, welcher sagt: Eine sittsame Frau zieht an der Stelle des Kleides die Ehrbarkeit an. Sogar das Urteil des christlichen Roms" — fährt Jacobs fort — „ist in der Praxis weit weniger streng als in der Theorie. Schöne Frauen der geringeren Klasse stehen nackt als Modell nicht nur in den Werkstätten einzelner Künstler, sondern in Akademien, welche von Privatleuten während des Winters gehalten werden und der Ruf dieser Frauenspersonen leidet nicht darunter. In Sizilien, wo sich die Mädchen fremden Augen scheu entziehen, baden sie sich an öffentlichen Plätzen und scherzen nach dem Bade am Ufer, tanzend und spielend oder sich balgend, mit mehr Mutwillen als die Dienerinnen der Nausikaa."

Die zwei auffallendsten Handlungen, welche das Altertum von seinem schönsten Mädchen berichtet, von einem Mädchen, welches dem Künstlerauge eines Praxiteles die Göttergestalt der gnidischen Venus versinnlichte, fallen demnach aus dem Normalmaße der

griechiſchen Sittlichkeit auf keine Weiſe hinaus. Und doch hat der Name Phryne herhalten müſſen, für die Verworfenſten ihres Geſchlechtes als Gattungsname zu dienen. Aber, werden die Zeloten ſagen, eben dieſe Gattung ſelbſt! Vielleicht daß eine Glückliche oder Berühmte, wie Phryne, ſich ſcheinbar über dieſelbe erhebt; aber wir ſollen um ihretwillen doch nicht die ganze Gattung tolerieren? Wollten wir rechthaberiſch ſtreiten und eine gelehrte Abhandlung ſtatt ein unterhaltendes Blättchen ſchreiben, ſo wäre uns faktiſch nichts leichter, als auch die Gattung ſelbſt zu rehabilitieren. Beweiſe in Fülle liegen zur Hand. Alſo ſtatt vieler nur einen! Korinth wimmelte von Hetären. Eine reiche Seeſtadt, an zwei Meeren gelegen, den Handel zwiſchen Europa und Aſien vermittelnd, ein Sammelplatz von Geld und unbeweibten Fremden, enthielt ſie in Überfluß die Elemente zügelloſer Sittenfreiheit. Wer aber dabei nun an den „Hamburger Berg“ oder ähnliche Schauplätze moderner Seeſtadtsorgien dächte, der würde ſofort in eine reinere Luft verſetzt, wenn er hört, daß die Korinther, ſo oft ſie in wichtigen Staatsſachen ſich mit Gebeten an die Aphrodite wendeten, zu dieſer Feierlichkeit ſo viel als möglich Hetären zuzogen, welche an den Gebeten und Opferhandlungen teilnahmen. Ferner: Als die Perſer in Hellas einfielen, begaben ſich die Hetären von Korinth in den Tempel der Aphrodite und flehten um Rettung des Vaterlandes. Die Korinther weihten hierauf der Göttin eine Tafel mit den Bildniſſen der Hetären, welche dieſe patriotiſchen Gebete verrichtet und Simonides dichtete eine Inſchrift des Inhalts: „Für die kämpfenden Männer des helleniſchen Volkes hoben diejenigen, welche hier abgebildet ſind, betend ihre Hände empor und die erhabene Kypris erhörte ihr Gebet und duldete nicht, daß die Akropolis und das Volk von Hellas Beute der Feinde wurden.“

Das alles klingt unter Bekennern einer Religion, welche nicht von der Natur ausgeht, durch und durch fremdartig, aber die Frommen des Wuppertals werden sich schon bescheiden müssen, außer ihrer eigenen noch andere Arten von Frömmigkeit gelten zu lassen.

Aspasia und die Philosophen.

Schließt sich an das vorhergehende Feuilleton an.

Der Körper der Phryne und der Geist der Aspasia haben der antiken Welt, jedes in seiner Art, das erreichbare Ideal weiblicher Vollkommenheit repräsentiert, und man könnte sie beide gewissermaßen als Gegenpole betrachten, wenn es anders griechische Denkungsart wäre, Körper und Geist einander entgegenzusetzen. Aber für die moderne Welt, deren ausdrücklicher Charakter dieser Gegensatz ist, scheint er entschieden zu haben, um die Bedeutung dieser beiden Namen in einem sehr ungleichen Sinne festzustellen. Denn während Phrynens mißhandelter Name die Schmach ihres Geschlechtes bezeichnen muß, bedeutet Aspasia die hochgebildete Freundin eines großen Mannes. Diesen Namen in den Kot zu treten, wollte der Barbarei nicht gelingen. Er ist für ewige Zeiten gedeckt durch den Namen Perikles und wieder ist dieser Name zum Inbegriff des Höchsten und Schönsten geworden, was die bisherige Geschichte der Menschheit, Frevlern unerreichbar, zur Blüte gebracht hat. Aspasia steht neben Perikles wie die Anmut des Weibes neben dem Genie des Mannes; sie beide sind das Symbol schöner Menschlichkeit.

Aspasia war in Milet geboren, berühmt durch seine „milesischen Märchen", d. h. Liebesromane, ein fruchtbarer Vorort aller Reife und Frühreife der Organismen, selbst in Kleinasiens für freudige Lebensüppigkeit so fruchtbarem Klima. Unbekannt sind die Umstände, welche sie nach Athen verpflanzt, um so

hiſtoriſcher dagegen die Rolle, welche das unſterbliche Weib in Athen zu ſpielen berufen war. Die Genialität der Aſpaſia gehört zu jenen hiſtoriſchen Erſcheinungen, welche tätig in die Geſchichte der Menſchheit eingreifen, welche die vorgefundene Kultur ſchöpferiſch weiter entwickeln, daher ſie den Eindruck machen, als ſei juſt ihr Leben in einen Wendepunkt zweier Zeiten gefallen, während der Wendepunkt durch ſie ſelbſt und in ihrer eigenen groſen Natur gegeben iſt. Es iſt wahr, Griechenland und namentlich Athen war von dem perſiſchen bis zum peloponneſiſchen Kriege in einem Umſchwung begriffen, welcher das alte beſchränkte Herkommen in rieſigen Maßſtäben erweiterte und in Jahren die Arbeit von Jahrhunderten tat. Aber ebenſo wahr iſt es, daß ſich dieſer wundergleiche Erneuerungs- und Verjüngungsprozeß, dieſer ganze Zeitgeiſt, im Geiſte weniger Einzelner vollzog, auf deren groſartige Perſönlichkeit alles Geſchehen geſtellt war. Geiſter wie Perikles, Phidias, Praxiteles, Plato, Sokrates, die Tragiker, Ariſtophanes hätten zu allen Zeiten eine neue Zeit geſchaffen, denn ſie waren zu Schöpfern geboren und konnten die Zeit ihres Daſeins auf dem Punkte, wo ſie ſie vorgefunden, unmöglich zurücklaſſen. Unter dieſen männlichen Fortſchrittsgewalten iſt nun das weibliche Element durch Aſpaſia repräſentiert. Was jene in Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie, Politik zu leiſten hatten, war dem Genius der Mileſierin im häuslichen Kreiſe zu vollziehen aufgetragen. Die glänzende Revolution jener Zeit wäre ein Bruchſtück geblieben, wenn ſie das Frauengemach unberührt ließ. Dieſes zu reformieren (und dringend bedurfte es deſſen!) war das Werk der Aſpaſia. Als ſie von Milet nach Athen kam, fand ſie das griechiſche Frauengemach faſt wie eine Art Harem vor. Das Weib vegetierte in einer halb orientaliſchen Abgeſchloſſenheit, vielleicht reich an Fähigkeiten, aber arm an Bildung, vernachläſſigt, verwahr-

loſt, ſich ſelbſt fremd und noch fremder dem Manne, mit dem ſie kaum anders als durch das von der elementaren Natur gegebene Bedürfnis zuſammenhing. Wie auf fruchtbares und befruchtetes Erdreich nur ein warmer Sonnenſtrahl zu fallen braucht, um alle vorhandenen Keime zum prangendſten Blütenflor aufzuwecken, ſo berührte ſich der ſonnige, etwas Göttliches ausſtrahlende Geiſt der Aſpaſia mit den dumpfen Verhältniſſen ihres Geſchlechts zu Athen. Sie lehrte die Frauen Athens den Beruf, zu gefallen. Sie lehrte ſie, auch mit dem Geiſte des Mannes in Ehe zu treten. Sie verwandelte die gegebene Natur in die ſchöne Natur; ſie machte die Eva zur Venus. Die Revolution war ungeheuer. Die griechiſchen Frauen lernten mit Erſtaunen ſich ſelbſt kennen, ihren Wert und ihre Fähigkeiten. Sie ſahen entzückt, welche Blumen in der Natur des Weibes lagen und alles ſtrömte der Gärtnerin zu, deren Zauberhand ſie zu erziehen wußte. Der Umgang mit Aſpaſien hieß die Schule der Grazien. Eine allgemeine Scham entſtand, bloß bedurft zu werden; ein allgemeiner Wetteifer, geehrt und geliebt zu ſein. Die griechiſche Ehe wurde human, europäiſch. Dieſe ſoziale Revolution gab den Dichtern Athens vollauf Stoff; namentlich Ariſtophanes ſchildert ergötzlich die mürriſche Verblüfftheit der älteren Matronen, welche ihre beſſeren Zeiten lobten und ſich in die Schlagwörter des jungen Volkes: „Genie und Grazie,“ nicht zu finden wußten.

Die Sache war aber auch ernſter. Die altkonſervative Partei, die Reaktionäre und Zöpfe Athens, waren im vollen Beſitze der politiſchen Machtmittel, wie denn der Mann der Situation, der große und alles beherrſchende Perikles, durchaus keine andere Gewalt hatte, als „die ſanft überredende Bitte“. Und ſo geſchah es, daß die Altkonſervativen nicht ohne fühlbaren Widerſtand ſich der Neuzeit entgegenſetzten. Auch Aſpaſia ſah ſich, wie Phryne, unter die furchtbare An-

klage der Gottloſigkeit, d. h. des Atheismus, geſtellt, jenes todeswürdigen Staatsverbrechens, und ſelbſt einem Perikles gelang es nur mühſam, dem zähen Gerichte ihre Losſprechung abzugewinnen. Andererſeits aber gelang es ihm nicht, ſeinem mit der Ausländerin und „Freundin“ Aſpaſia erzeugten Sohn das koſtbare Bürgerrecht Athens zu erwirken, ſo daß den puritaniſchen Zeloten, welche den Ruhm des „heidniſchen“ Griechenlands mit allen Mitteln der Verleumdung ſchänden zu müſſen glauben, gar nicht bange zu ſein braucht, daß es auch in der heidniſchen Schönheits- und Greuelwelt der Griechen ein tiefes und unbeugſames Gefühl für die ſakramentale Würde der Ehe gab. Ja, es gab ſogar noch mehr, es gab einen guten Vorrat jenes pfäffiſch-pietiſtiſchen Lügengiftes, das in Ermanglung reinerer Mittel auch unrein ſeine wirkſamen Dienſte tut. Daß das ganze weibliche und bildungsfähige Athen den Umgang Aſpaſiens ſuchte, kurſierte im Munde der Altkonſervativen mit der Verſion: Aſpaſia führe dem Perikles freie Weiber zu! Wie viel mag die Mileſierin gelitten haben für den Beſitz einer bevorzugten Natur! Großes Verbrechen, ſelbſt in Griechenland!

Da können wir uns die ſchöne Frau ſo manchmal denken, wie ſie vor den Studien eines Phidias im Reiche der Ideale den Troſt der Vergeſſenheit geſucht. Es iſt nicht unmöglich, daß ſie den Entwürfen des Künſtlers manch eigenen Gedanken entgegengebracht, daß wir in den Trümmern des Parthenons auch einen Hauch inſpirierter Weiblichkeit ahnen dürfen! Die Ruinen ſind ſtumm, die Kunde davon iſt vergeſſen. Dagegen iſt es ausdrücklich bezeugt, welchen Anteil Aſpaſia an den politiſchen Gedanken des großen Perikles hatte, ſo daß ſie den Rang einer Mitarbeiterin, nicht bloß einer Freundin, neben ihm einnimmt. Namentlich war es die Meinung des Altertums, daß die Gabe der Überredung, wodurch Perikles die Griechen

ſo allmächtig lenkte, auf Rechnung ſeiner liebenswürdigen Freundin zu ſetzen ſei. Ariſtophanes ſagt geradezu, ihr verdankt Perikles jene unwiderſtehliche Gewalt, mit der „der Olympier blitzend und donnernd das ganze Hellas durchrüttelt“. Und Sokrates ſcherzt bei Plato: „Darfſt du dich wundern, wenn ich mir etwas in der Beredſamkeit zutraue, da ich eine Lehrerin gehabt habe, die in dieſer Kunſt gewiß nicht ſchlecht war, ſondern viele andere vortreffliche Redner gebildet hat und unter dieſen einen, der ſich ganz vorzüglich unter den Hellenen auszeichnet, Perikles, der Sohn des Xantippus?“ Dann ſetzte er hinzu: „Ich habe geſtern die Aſpaſia eine Leichenrede auf die in der Schlacht Gefallenen halten gehört. Sie gab uns an, was man bei dieſer Gelegenheit ſagen müßte, indem ſie einiges aus dem Stegreife vortrug, anderes, wie ich glaube, aus den Vorbereitungen bekannt machte, die ſie beim Verfertigen der epitaphiſchen Rede, die Perikles gehalten, angeſtellt hatte.“ Es iſt alſo möglich, ja wahrſcheinlich, daß die berühmte Leichenrede, welche Thukydides den Perikles halten läßt, eine weibliche Arbeit, das Werk der Aſpaſia iſt!

In dieſen Worten des Sokrates wird zugleich ein Verhältnis beleuchtet, welches puritaniſche Unduldſamkeit gleichfalls zu trüben befliſſen war: wir meinen das Verhältnis der Aſpaſia, oder ſagen wir überhaupt das Verhältnis der Hetären zu den Philoſophen. Da es eine Tatſache iſt, welche kein Leugnen duldet, daß die Mädchen, welche das uneheliche Amt der Liebe verwalteten, im Umgange mit Rednern, Dichtern und Philoſophen, alſo in beſter Geſellſchaft, gefunden werden, ſo gibt der finſtere Eiferer Tholuk wenigſtens eine gehäſſige Erklärung dieſer Tatſache. Er ſagt, die Hetären hätten ſich der Bildung aus dem Umgange mit Philoſophen deshalb beſtrebt, um nicht ſobald langweilig zu werden, ſondern ihre verkäuflichen Reize durch geiſtige

Würze beſſer zu konſervieren und höher auszubringen. Wäre es nicht ein Parteihaupt wie Tholuk, ſo verdiente dieſe Gemeinheit kaum eine ernſtliche Widerlegung. Wozu aus dem Eigennutz erklären, was ſich ganz von ſelbſt erklärt? Die Redner, Dichter und Philoſophen fanden es häufig zuträglicher, ehelos zu bleiben, was ſo viele Männer der geiſtigen Intereſſen auch heute noch finden. Da es aber weder philoſophiſch noch intereſſant iſt, auf weiblichen Umgang deshalb ganz zu verzichten, ſo war nichts natürlicher, als daß ſich Hetären und Philoſophen geſellig zuſammenfanden. Wenn dabei irgendein offenes Köpfchen ſeinem philoſophiſchen Freund etwas abgelernt hat, ſo war es faſt unvermeidlich; wer dürfte behaupten, daß es berechnet war? Überdies ſpringt es ja in die Augen, daß oft genug auch das Gegenteil ſtattfinden mochte. Nicht Aſpaſia war die Schülerin des Sokrates, ſondern umgekehrt: er nennt ſie ſeine Lehrerin! Ja, er ſagt ausdrücklich, daß ſie „noch viele andere vortreffliche Redner gebildet", darunter einen ſo ausgezeichneten wie Perikles! Wo bleibt da die Erklärung Tholuks? Und wenn nicht jede Hetäre eine Aſpaſia, eine Prinzeſſin „aus Genieland" war, welche die Männer geradezu Männliches lehren konnte, wie z. B. die Kunſt der Beredſamkeit, ſo haben gewiß nicht wenige vermocht, ihre Philoſophen in die weibliche Schule, in die Schule der Liebenswürdigkeit, der polierten Lebensformen zu nehmen. Wäre das nichts? Der Gewinn iſt nicht einſeitig, er iſt mindeſtens gegenſeitig. Es iſt noch ſehr die Frage: wenn der große Profeſſor und kleine Papſt zu Halle, der Griechenfreſſer Tholuk, ein ſchönes Kind aus Athen zur Freundin gehabt hätte, auf weſſen Seite der größere Gewinn? Wären die Reize des Mädchens wertvoller geworden, weil ſie theologiſche Brocken von ihm aufſchnappte oder die Kollegien des Herrn Profeſſors beſuchter, weil der Witz und die Anmut einer allerliebſten Hetäre aus

seinen Heften guckte? Über den Philosophenstolz! Sogar zu den Reizen der Hetären will er beitragen!

Die losen Kinder mögen sich nicht selten lustig gemacht haben über ihre philosophischen Pedanten, welche sie geistig vollkommen überschauten. Eine hübsche Spur davon finden wir bei dem Komiker Phönicides. Er läßt eine Hetäre einen Brief an eine Freundin schreiben, dessen naiver attischer Mutterwitz gewiß an der Quelle geschöpft und nach der Natur gezeichnet ist. Die Hetäre schreibt:

Nein, Teure, bei der Aphrodite, nein, nicht mehr
Duld' ich dies Leben! Fort damit! nicht weiter sprich
Davon. Gefaßt ist mein Entschluß; ich geb' es auf.
Gleich als ich darin eintrat, war mein erster Freund
Ein Kriegsmann. Der erzählte mir von Tag zu Tag
All seine Schlachten, wies mir seine Wunden vor,
Gab aber nichts. Der König, sagt er, habe längst
Ihm ein Geschenk verheißen; täglich hört' ich das;
Und für besagtes, nimmer kommendes Geschenk
Besaß mich dieser Unglückssohn ein Jahr umsonst.
Ich dankt' ihn ab. An seine Stelle trat ein Arzt.
Der führte mir ein ganzes Heer von Kranken vor,
Schnitt, brannte, sengte — Bestier, Henkerknecht!
Er kam mir noch weit schlimmer als der erste vor:
Mit Worten würgte jener, dieser durch die Tat.
Der dritte nun, den mir das Glück bescherte, war
Ein Philosoph mit Mantel, Bart und Wörterkram.
Da fiel ich in den offnen Schlund des Mißgeschicks!
Er gibt mir nichts, und wenn ich heische, sagt er kühl:
Geld ist kein Gut! — Nun eben, weil's ein Übel ist,
So wirf's von dir und schenk's dem Liebchen! Er ist taub.

Das griechische Klärchen.

Schließt sich an die zwei vorangehenden Feuilletons an.

Wir sind unseren liebenswürdigen Leserinnen eine Genugtuung oder im neuesten Stile zu sprechen, eine „Kompensation" schuldig. Ihre schönen Augen haben vielleicht nur schüchtern, vielleicht gar nicht unsere bedenklichen Blättchen überflogen: „Das Urteil der

Phryne," „Aſpaſia und die Philoſophen." Sie mögen das zaghafte Füßchen bald genug von dieſem Gebiete zurückgezogen und geſagt haben: Das ſind Annexionen für den Geſchmack der Männer; nunmehr aber verlangen auch wir, der weibliche Geſchmack, unſere „natürlichen Grenzen". Wir erkennen dieſe Forderung an und beeilen uns, ſie zu erfüllen. Die natürlichen Grenzen der Weiblichkeit ſind das Herz. Sprechen wir alſo, nachdem wir mit Freimütigkeit den klaſſiſchen Leib der Phryne enthüllt und den die Sitte beherrſchenden, nicht ihr unterworfenen Geiſt der Aſpaſia gefeiert, zuletzt noch vom Dritten und Beſten, ſprechen wir von einem ſchönen Herzen. Dieſes ſchöne Herz gehörte der Glycera, der Geliebten des Menander, welche wir Luſt hätten, das griechiſche Klärchen zu nennen.[1])

Menander war nach Ariſtophanes der berühmteſte griechiſche Luſtſpieldichter, aber ein anſtändiger Liebling der Grazien, wie jener ein „ungezogener". Er war der Meiſter des feinen attiſchen Tons im Luſtſpiel. Sein Ruhm erfüllte das ganze gebildete Altertum und

---

[1]) „Berühmt iſt Menanders Verhältnis mit der Glycera, einer der ſchönſten und reizendſten Hetären ihrer Zeit, von ſeltenem Zartgefühl und feiner Seelenbildung. Sie war früher die Maitreſſe des verſchwenderiſchen und ausſchweifenden Harpalos, eines der Statthalter Alexanders d. Gr. In Syrien ließ ihr Harpalos eine Statue ſetzen. In Tarſos wohnte ſie mit ihm in demſelben Palaſte und teilte mit ihm die öffentlichen Ehren. Sie wurde hier vom Volke angebetet. Erſchien ſie auf der Straße, fiel alles vor ihr auf die Knie, wie vor einer Königin . . . . . Der griechiſche Romanſchreiber aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr., Alkiphron, hat ſeinen 116 Briefen eine fingierte Korreſpondenz zwiſchen Menander und Glycera eingeflochten, von einer Zierlichkeit, Zartheit und Innigkeit des Gefühls, beſonders in den Briefen der Glycera, daß ſie der Verfaſſer der Manon Lescaut nicht zärtlicher, Bernardin de Saint Pierre nicht kindlich gefühlvoller hätte ſchreiben können." (Klein, Geſchichte des Dramas, 2. Bd.)

verschaffte ihm unter anderm einen Ruf an den Hof des Königs Ptolemäus von Ägypten. Wie er darüber an Glycera schreibt und wie die Geliebte ihm antwortet, das ist unser Stoff.

Menander schreibt mit einem Zartgefühl, das seines ganzen Dichterruhmes würdig ist. Er lehnt den Ruf ab und sein Hauptgrund dafür ist — daß er sich von Glycera nicht trennen will. Aber warum auch trennen? fragen wir verwundert; er könnte sie ja mitnehmen. Die Denkungsart der antiken Welt hätte ihm keinen Augenblick verwehrt, an einem Königshofe mit einer „Freundin" zu erscheinen; das also kann der Grund nicht sein. Man sieht deutlich, es ist ein anderer. Glycera hat Mutter und Geschwister in Athen und — hat an Athen eine Heimat! Der Dichter würdigt von ganzem Herzen die Stärke des weiblichen Heimatsgefühles und nun ist sein wirklicher Hauptgrund vielmehr der, daß er Glyceren von Athen nicht trennen will. Ist ihm der Ruf aber nur sonst annehmlich, so brächte er seinem Mädchen damit offenbar ein großes und einseitiges Opfer. Um nun das zu verbergen, stellt er sich an, als ob eine unüberwindliche Stärke der Heimatsliebe ganz auch auf seiner Seite wäre. Glycera und Athen, Athen und Glycera wirrt er so reizend durcheinander, daß sie kein Mensch mehr zu trennen vermag. Sie verwachsen ihm förmlich in eine einzige, über alles geliebte Persönlichkeit.

Noch reizender aber antwortet Glycera. In dem Köpfchen des guten Mädchens ist eine große Verwirrung entstanden. Tausend Gedanken jagen sich kommend und fliehend. Erst jauchzt sie himmelhoch auf, daß sie ihren Menander behält und nicht an Ägypten verliert. Bald aber erwacht ihr Verstand; sie ahnt, wie es scheint, seinen Kunstgriff und findet sehr wohl heraus, daß er ja doch gehen könnte. Kaum ist das geschehen, so spricht auch das Gewissen dazu; sie rät ihrem Geliebten zu

ſeinem wahren Vorteil und zeigt ſich ſo engelrein uneigennützig dabei, daß die würdigſte Ehefrau dieſe „Hetäre“ nicht übertreffen könnte. Ja, als die echte Tochter einer Republik denkt ſie ſogar mit einem ſchönen politiſchen Blick auch ans Gemeinwohl. Ob Menander als ein großer Herr in Ägypten ſeinem Vaterlande nicht Vorteile verſchaffen könnte und ob es ihm die Athener verzeihen werden, wenn er auf den Ruf reſigniert? Dieſer Zug iſt vor allem ſinnig. Zuletzt fällt ſie von neuem in Verwirrung und ſie will eine Kartenaufſchlägerin fragen. Ganz zuletzt endlich will ſie ſteuern und rudern lernen (die Trommel gerühret, das Pfeifchen geſpielt!), um ihren Geliebten, wenn er doch noch reiſen ſollte, eigenhändig über das Meer zu führen.

Der ganze Brief iſt durchhaucht von Liebe und Grazie und eines der ſchönſten Denkmale des weiblichen Herzens.

Wir wollen die kleine Korreſpondenz mit den nötigſten Umſchreibungen und Auslaſſungen nunmehr nach dem Urtexte mitteilen.

Menander an Glycera. Ich ſchwöre dir bei den eleuſiniſchen Göttern und ihren Geheimniſſen, daß ich das, was du hier leſen wirſt, weder aus Eitelkeit ſchreibe, um mich groß zu machen, noch aus einem Verlangen der Trennung von dir. Denn auf was könnte ich eitel ſein, als auf deine Liebe und was könnte ich, getrennt von dir, für Freude haben? Möchten wir immer vereinigt bleiben, möchten wir Jugend und Alter miteinander verleben, ja miteinander ſterben! Was mich aber jetzt veranlaßt, dir zu ſchreiben, iſt dieſes: Ich habe von Ptolemäus, dem Könige von Ägypten, Briefe bekommen, worin er mir, wie man ſagt, goldene Berge verſpricht und mich dringend einladet, an ſeinen Hof zu kommen. Ich lege ſeine Briefe dir bei und meine Glycera ſoll wie immer mein Areopag,

mein Rat, mein alles sein. Was mich betrifft, so bin ich entschlossen, ihm ablehnend zu schreiben. Eine Seereise zu machen und mich in ein so fernes und weit entlegenes Königreich zu begeben, kommt mir, bei allen Göttern, nicht einmal in den Sinn; aber auch wenn Ägypten ganz nahe hier bei Ägina läge, so würde ich doch nicht daran denken, das Königreich deiner Liebe mit einem andern Königshof zu vertauschen. Denn süßer und gefahrloser ist es, mich deinen Armen hinzugeben, als an den Höfen aller Satrapen und Könige zu dienen. Gefahrvoll ist das Unfreie, verächtlich die Schmeichelei, unzuverlässig das Glück. Mich für meine Person reizen die therikleischen Becher, die Pokale, die goldenen Schalen, mit einem Worte, alle Herrlichkeiten der Höfe nicht so, daß ich sie mit den Dionysien, den Lenäen unserer Theater, dem attischen Witze, den Gymnasien des Lyzeums und der heiligen Akademie vertauschen möchte. Nein, beim Dionysos und seinem bacchischen Efeu! Es dünkt mir ein größeres Glück, wenn Glycera im Theater sitzt und Zeugin meiner Siege ist, als alle Diademe des Ptolemäus. Wo werde ich denn in Ägypten eine Volksversammlung oder eine Abstimmung sehen? Wo dieses demokratische, seine Freiheit genießende Volksgewühl? Wo die mit Efeu bekränzten Thesmotheten in den heiligen Distrikten? Diese Schranken, die Wahlen, das Scherbenfest, den Keramikus, den Markt, die Gerichtshöfe, die herrliche Akropolis, die ehrwürdigen Göttinnen, die Mysterien, das nachbarliche Salamis, die nächtlichen Stenien, Psyttalia, Marathon, das ganze in Athen begriffene Hellas, ganz Jonien und alle Zykladen? Das alles sollte ich verlassen und zugleich meine Glycera, die durch ein weites Meer von mir getrennt wäre? Und wenn ich hörte, daß sie unsere heilige Liebe auf einen andern übertragen hätte, würden mir nicht alle Schätze zu Staub und Asche werden? Ist es denn so etwas

Großes, mit Ptolemäus und ſeinen Satrapen zu leben; Menſchen, deren Freundſchaft ohne Sicherheit, deren Feindſchaft aber nicht ohne Gefahr iſt? Wenn Glycera mir zürnt, ergreif' ich und küſſe ſie: wenn ſie doch noch zürnt, zwinge ich ihr mehr Küſſe ab und wenn ſie hartnäckig ſchmollt, weine ich. Dann erträgt ſie meinen Schmerz nicht mehr, ſondern gibt nach. Und ſie hat keine Soldaten, keine Trabanten und Wachen, denn ich bin ihr alles in allem. Oder iſt es etwas ſo Großes und Bewunderungswürdiges, den Nil zu ſehen? Aber wäre es nicht auch ſchön, den Euphrat zu ſehen? oder den Iſter? oder den Tigris, den Halys, den Rhein? Wenn ich all dieſe Flüſſe ſehen ſoll, ſo wird mein Leben weggeſchwemmt werden, ohne daß ich meine Glycera ſehe. So möge mich denn, o König Ptolemäus, immerfort der attiſche Efeu kränzen; es möge mich das väterliche Grab mit ſeinem Hügel decken; jährlich möge ich den Herd des Dionyſos mit Hymnen feiern und die geheimnisvollen Weihungen begehen; jährlich ein neues Drama auf die Bühne bringen, unter Lachen und Freude, unter Angſt und Furcht, und was die Hauptſache iſt, immer erfolgreich!

Glycera an Menander. So wie du mir den Brief des Königs überſchickt hatteſt, las ich ihn ſogleich. Bei der Kalligeneia, in deren Tempel ich jetzt bin; ich war vor Freuden außer mir und konnte auch den Anweſenden mein Gefühl nicht verbergen! Es war aber meine Mutter bei mir und die andere Schweſter Euphorion und von meinen Freundinnen eine, die du kennſt, denn ſie hat oft bei dir zu Abend gegeſſen und du lobteſt ihren echt attiſchen Ton; aber mit einiger Scheu lobteſt du ihn, wie ich merkte mit Rückſicht auf mich, ſo daß ich lächelte und dich feuriger küßte. Erinnerſt du dich noch, Menander? Da ſie nun auf meinem Geſichte und in meinen Augen eine ungewöhnliche Freude ſtrahlen ſahen, ſo fragten ſie mich: Gly-

cerion,[1]) was ist dir für ein großes Glück begegnet, daß du an Geist und Leib vor Wonne fast leuchtest? Da antwortete ich: Der König von Ägypten, Ptolemäus, ladet meinen Menander zu sich ein und verheißt ihm fast die Hälfte seines Reiches; ich sagte das mit heller und lauter Stimme, daß es alle Anwesenden hören möchten. Und bei diesen Worten schwang und schüttelte ich in meinen Händen den Brief mit dem königlichen Siegel. Freuest du dich denn, ihn zu verlieren? sagten jene. Das aber war es nicht, Menander. Denn bei den Göttern, nie, nie, auf keine Weise würde ich glauben, daß Menander seine Glycera in Athen zurücklassen könnte oder wollte, um in Ägypten zwar mit allen Schätzen der Welt, aber allein, zu herrschen. Es erhellt aber auch aus den Briefen, die ich gelesen habe, daß der König von meinem Verhältnisse zu dir gehört hat und daß er mit ägyptischem Witze leise darauf hindeutet, um dich zu necken. Ich freue mich aber deshalb darüber, daß die Geschichte unserer Liebe auch nach Ägypten geschifft ist und daß er aus dem, was er gehört hat, durchaus überzeugt sein muß, etwas Unmögliches zu tun, wenn er verlangt, daß Athen zu ihm kommen soll. Denn was ist Athen ohne Menander? Was ist Menander ohne Glycera? ohne mich, die ihm die Masken einrichtet und die Kleider anlegt und dann vor Angst und Erwartung die Hände zusammenpreßt, bis das Publikum Beifall klatscht? Ach, wenn ich diese Töne höre, dann erst hole ich wieder Atem und umfange dich, du heiliges Haupt, und schließe dich in meine Arme. Als ich aber zu den Freundinnen sagte, daß ich mich freute, so war es darüber, Menander, daß nicht bloß Glycera dich liebt, sondern auch ein König, weit überm Meer und daß

[1]) „ion", das griechische Diminutiv, wie das deutsche „chen". Aus Glycera wird Glycerion, wie aus Klara Klärchen.

jetzt Ägypten, der Nil, die Vorgebirge des Proteus und die Warten von Pharus voller Erwartung sind, den Menander zu sehen und von geizigen Alten, von Verliebten, Abergläubischen und Treulosen, von Vätern, Söhnen und Sklaven und der ganzen übrigen Theaterwelt zu hören. Diese werden sie nun zwar hören, aber den Menander werden sie nicht sehen, es sei denn, sie kämen nach Athen zu Glycera. Wenn du indes Verlangen nach Ägypten trägst, das doch ein bedeutendes Land ist, so bitte ich dich, mich nicht zum Vorwande zu nehmen und mich bei den Athenern verhaßt zu machen, welche schon die Lasten Getreide zählen, die ihnen der König durch dich schicken wird. In diesem Falle gehe, von allen Göttern geleitet, aber glaube nicht, daß ich dich verlassen werde. Nein, ich werde Schwester und Mutter zurücklassen und die Fahrt mit dir machen. Ich werde dich pflegen, wenn du von der Seekrankheit schwach bist, überall bei dir sein und unsere Liebe soll jeden Ort zu einem Tempel der Aphrodite machen. Ich bin zwar überzeugt, daß du nicht nach Schätzen und Reichtümern strebst, sondern dein Glück in deine Kunst setzest; aber die Verwandten, die Freunde, das Vaterland wünschen reich zu sein und einflußreiche Verbindungen zu besitzen. Deshalb bitte ich dich, Menander, laß es noch anstehen und gib dem König noch keine Antwort; berate dich noch und warte, bis wir beisammen sind und auch die Freunde Theophrast und Epikur mit ratschlagen. Oder laß uns lieber opfern und sehen, was uns die Opfer verkündigen. Laß uns auch nach Delphi schicken und das Orakel befragen, denn dort ist ja unser väterlicher Gott. Oder ich will lieber folgendes tun: Ich weiß ein Weib, das erst jüngst von Phrygien gekommen und in Dingen dieser Art sehr erfahren ist, indem sie große Geschicklichkeit besitzt, aus gespannten Stricken bei Nacht und aus den Wachsbildchen der Götter zu

weissagen; man braucht ihr nicht aufs Wort zu glauben, sondern kann alles mit Augen sehen. Ich will also zu ihr schicken, damit sie die Dinge zur heiligen Weihe früher vorbereite: Opfertiere, Weihrauch, langen Styrax und mondförmige Kuchen und wilde Blätter von Dornen. Ich hoffe aber, daß du aus dem Piräus früher zurückkommst. Oder dächtest du doch schon daran, wie du mich, den Piräus, das Gütchen Munichia, kurz alles zusammen aufgeben wolltest? Bei den Göttern, ich könnte das nicht; auch du wirst es nicht können — weiß ich doch, wie sehr du mit mir verflochten bist! Denn wenn auch alle Könige schreiben, so habe ich doch mehr Macht bei dir und besitze an meinem Menander einen frommen, seine Schwüre ehrenden Liebhaber. Suche also schnell in die Stadt zu kommen, um, wenn du dem Könige einen Korb gibst, ihm doch diejenigen deiner Stücke zu senden, welche ihm und seinem Dionysos, der, wie du weißt, nicht demokratisch ist, die angenehmsten sein möchten: etwa die „Thais", oder den „Verhaßten", oder den „Thrasyleon", oder die „Prozessierenden", oder „die Geschlagene", oder den „Sikyonier". Aber wie kühn und verwegen bin ich, daß ich mir herausnehme, über die Werke eines Menanders zu entscheiden! Ich bitte dich also nur noch, nimm auch jenes Stück in die Auswahl, in welchem du mich dargestellt hast, damit der König doch auch einen Begriff von mir und unserer Liebe bekommt, wenn wir gleich in Athen zurückbleiben. Inzwischen will ich mich üben, das Steuer zu lenken, um auf dem Vorderteile des Schiffes die Aufsicht als Bootsmann zu führen, damit ich dich mit meinen Händen sanft über das Meer könne gleiten lassen, wenn du die Reise erwählen solltest. Möchten wir wählen, was uns das Nützlichste ist oder möchte die Phrygierin es finden!

Vom deutſchen Seeſtaate.

Ende Juli 1867.

Die deutſche Marine im Mittelalter. — Wann war es doch, daß eine deutſche Flotte Liſſabon beſtürmte und Kopenhagen eroberte? Aber war es denn wirklich einmal? Es iſt, als wäre es niemals geweſen. Es iſt vergeſſen. Unſere Kinder wiſſen jedes Märchen von Grimm und jede Ballade von Uhland beſſer auswendig, als die Namen der deutſchen Seehelden. Wahrlich, ein doppeltes Unglück unſerer Geſchichte: nicht nur unſere Größe ging verloren, ſondern ſogar das Gedächtnis derſelben! Und doch ſind wir Deutſche niemals ſo tief geſunken, als z. B. die Griechen, welche unter dem Schwerte der Römer, unter den Hufen der Türken und in der Vermiſchung mit Slawen für ihr verſtümmeltes Volkstum als Hellenen, Romäer, Byzantiner nicht einmal mehr den Namen zu finden ſchienen, welche aber keinen Augenblick aufhörten, Thermopylä, Marathon und Salamis als ein Nationalpalladium heilig zu halten, nachdem nichts Geringeres als die Nationalität ſelbſt ſchon verſchwunden war. Anders die Deutſchen. Was in keinem deutſchen Leſebuche fehlen ſollte, ein Bild der deutſchen Seeherrſchaft, das fehlt in jedem; unſere Chreſtomathien und Anthologien drucken dafür lieber zum hundertſten Male „Des Sängers Fluch“ oder „Die Kraniche des Ibykus“ nach. „Deutſche Geiſtesgröße“ nennt es der Schulmeiſter und niemand ſtößt ſich an einem Wort, welches im Grunde Verzicht auf deutſche Tatengröße ausſpricht; ja es iſt ſogar beliebt, iſt volkstümlich und ſprichwörtlich geworden. Das iſt traurig. Im verſchrienen Mittelalter hätte ſich jeder Schiffsjunge einer Größe geſchämt, welche aus Verſen und Verslein bewieſen wird, weil er eine Größe kannte,

welche Lübecker Ratsherren zu Meistern von Königen machte. Möge es uns gelingen, das reiche, das überquellende Bild jener Zeiten auf den Umfang unserer wenigen Zeilen zusammenzudrängen — ein Freskenbild auf Kameenumfang! Vielleicht daß dann deutsche Lesebücher das rühmliche Plagiat an uns begehen und mit ihren allezeit offenen Armen unsere geringe Arbeit in die Scheunentore ihrer vielverschlingenden Herbergen einführen, um der lesenden deutschen Jugend ein Geschichtsbild deutschen Seelebens zu nicht geringerem Anteil zu empfehlen, als die Geschichte vom Kätzchen und Mäuschen oder amerikanische Jägergeschichten, die uns nichts angehen.

Unter Kaiser Probus ereignete sich ein merkwürdiges Abenteuer. In der grauenvollen Verwirrung des römischen Reiches, welche der Herrschaft Aurelians vorausging, waren germanische Völker nicht allein tief in Gallien eingedrungen, sondern hatten sich Franken selbst in das Weltmeer gewagt, Spanien heimgesucht, den Eingang ins Mittelmeer erkundet, Taragona geplündert. Kaiser Probus hatte hierauf Gallien von dieser Geißel befreit und Tausende aus dem germanischen Rheinfranken in die fernsten römischen Provinzen und bis nach dem Pontus verpflanzt. Aber Sehnsucht nach der nordischen Heimat und altgewohnten Freiheit ergriff die am äußersten Ende der Römerwelt Angesiedelten und trieb sie zu einem Wagstück, welches kaum glaublich wäre, stimmten nicht alle Nachrichten überein. Sie bemächtigten sich so vieler Schiffe, als sie vermochten, vertrauten sich dem unbekannten Meere, schreckten die Küsten von Asien und Griechenland, landeten in Afrika; abgewehrt durch die Besatzung von Karthago, schifften sie nach Sizilien hinüber, plünderten Syrakus, fanden den Ausweg bei Gades und erreichten, indem sie Spanien, Portugal und Frankreich umfuhren, glücklich die vaterländische Küste. Die Römer-

welt war ſtarr vor Erſtaunen und wären die Heldenlieder, welche Karl der Große geſammelt, nicht verloren gegangen, ſo fände ſich gewiß eines darunter, welches dieſen merkwürdigen deutſchen Argonautenzug beſungen. Aber auch unbeſungen iſt dieſer Zug das erſte prachtvolle Zeugnis, daß zu einer deutſchen Seemacht die Hauptſache da war: der deutſche Seemann.

Und wie ſah die Nautik dieſer Seehelden aus! Betrachten wir uns das Urſchiff der deutſchen Nordſee. Es war ein kleines, ſcheinbar gebrechliches Fahrzeug auf einem Kiele von knorrigen Eichen, die ſchwanken Rippen mit Weidengeflecht oder Tierhäuten verbunden, Tierfelle das Segel. In ſeiner primitivſten Geſtalt nahm dieſes Fahrzeug nicht mehr als drei Mann auf, ausgebildeter und mit Ruderbänken verſehen höchſtens dreißig. Mit dieſen Schiffen drangen die Deutſchen in die innerſten Schlupfwinkel der Flüſſe ein, nahmen es aber auch mit der ungeſtümſten See auf. Sämtliche zweiunddreißig Winde der Schiffsroſe haben uralte deutſche Namen und der deutſche Naturſeemann verſtand mit je einem nach zwanzig verſchiedenen Richtungen zu fahren. Ohne Magnetnadel, ohne Seekarten, mit geringer Kenntnis der Geſtirne, welche oft noch der Nebel verdeckte, den Vogelflug, das Treibholz des Meeres und ähnliche Erſcheinungen mit ſcharfem Auge beobachtend — ſo fand der ſeefahrende deutſche Waghals jeden Weg, den er finden wollte. So beunruhigten die Frieſen, die Kauken, die Bataver, die Küſten des Römerreiches in Frankreich und Spanien, wo ſie ebenſo wohlbekannte als gefürchtete Gäſte waren. Noch war von einem nationaleinheitlichen Seeſtaat nicht die Rede, aber ſchon tat er die erſten tieferen Atemzüge in den Unternehmungen jenes Ganask gegen die galliſchen Küſten, jenes Claudius Civilis, welcher ſeinen bataviſchen Freiheitskampf auch mit Flotten unterſtützte, jenes Carrauſius, welcher Britannien

angriff und ſich eine Zeitlang als Kaiſer behaupten konnte. In dieſen Namen finden wir ſchon repräſentiert, was wir heute einen deutſchen Admiral nennen würden, und ihr planvolles Zuſammenfaſſen größerer Kraftleiſtungen zu einem einheitlichen Ziele iſt des Namens einer Nationalunternehmung nicht unwert. Es ſind die erſten nicht ganz geringfügigen deutſchen Marinetaten. Und wie die deutſchen Landheere der Völkerwanderung die römiſchen Provinzen eroberten, ſo eroberte bald auch eine deutſche Flotte ein römiſches Inſelreich — Britannien. Wir meinen den Zug der Angelſachſen unter Hengiſt und Horſa. In dieſer Geſchichtsepoche faßte das deutſche Schiff ſchon hundertfünfzig Mann und hatte Vorder- und Hinterkaſtell — mit einem Worte, es war eine techniſche Verbindung des deutſchen Urſchiffs mit der römiſchen Galeere, dieſem Kinde des Mittelmeers. Denn wie Germanikus ſehr bald nach der Natur der Nordſee ſein Römerſchiff umbauen lernte, ſo hatten auch die Deutſchen gelernt, das Brauchbare und Vollkommene der Galeere ihren Verhältniſſen anzupaſſen. Ihre Nautik ſtand ſchon in den Anfängen der Wiſſenſchaft.

Der Abfluß der Angelſachſen nach Britannien, d. h. das deutſche Flottenleben der Nordſee, iſt als ein langer geſchichtlicher Zeitraum zu denken, ſo gut wie der Abfluß der Spanier nach den Antillen, nach Mexiko und Peru. Aber die Einzelheiten dieſes Seelebens erfüllen den Schauplatz nicht mehr mit geräuſchvollen oder ſtark beleuchteten Tatſachen, das tun bald nach den Angelſachſen die Normannen. Ihnen gehört die Geſchichte des germaniſchen Seelebens zwiſchen der Völkerwanderung und den Kreuzzügen oder mindeſtens ein Löwenanteil dieſer Geſchichte. Dänen, Norweger und Schweden, ſeit Urzeiten als meervertrautes Volk herangebildet, vertraten in dieſem halben Jahrtauſend die Rolle, in welcher die Sachſen zum Schrecken des

römiſchen Reiches geworden, nur mit dem Unterſchiede, daß günſtigere Lage am offenen Ozean, zweckmäßigere Schiffsrüſtung zur Raubfahrt, eine vielgeſpaltene Adelsherrſchaft, Unfruchtbarkeit des heimiſchen Bodens, geſteigerte Wildheit der Sitten die Normannen den Chriſtenländern zur härteren Geißel machten, als es die Sachſen den Römern geweſen. Der Schimmer wilder Romantik umkleidet ihre abenteuerlichen Taten und gewährt ihnen das Gepränge des Unheimlichen, des Ungeheuern; unentſchieden bleibt freilich, wie viel davon der Wahrheit oder der düſter glühenden Phantaſie der Sagendichter angehört. Raub, Mord und Zerſtörung folgten den Zügen der See- und Schiffskönige, der Wikinger, und wenn ſie auch Winneland, das heutige Nordamerika, entdecken, ſo haben ſie es bald wieder, und zwar ſpurlos vergeſſen, zum Zeichen, daß nicht leidenſchaftlich blinder Beutedrang, ſondern nur der Geiſt mit ſeinen bewußten und friedlichen Zielpunkten ſich die Herrſchaft der Erde erobert. Ihre Geſchicklichkeit in der Seefahrt brachte die Nautik nicht weiter, ihre Seemannstugend war nicht geiſtgeborne Überliſtung der Natur, ſondern waghalſiger Trotz gegen dieſelbe. Ihre Fahrzeuge bauten ſie größer und ſtärker, bedeckt mit hohen Kaſtellen, mit Waffen gut verſehen, die ſtattlichen Borde geſchmückt mit Vergoldung, Malerei und Schnitzwerk, die Segel von bunten Farben. Ihre Schiffe führten die Namen nach Schlangen, Drachen oder anderen Ungeheuern, deren grauſig verſchnörkelte Umriſſe auf Vorder- und Hinterkaſtell dräuten und den friedlichen Küſtenbewohner, wenn er ſie am Meeresſaum auftauchen ſah, in entſetzte Flucht jagten. So trieb ſich dieſes Volk von Grönland und Neufundland bis Apulien, Kalabrien und Sizilien, bis Konſtantinopel und Syrien, wie ein irrendes Wildfeuer drei Weltteile umzingelnd, zwiſchen Europa, Aſien und Amerika herum, bis es endlich in der Normandie feſten Fuß

faßte, ſich zum chriſtlichen Rittertum idealiſierte und, bald auch England erobernd, ſeinen ſcharfen feurigen Wein mit dem gediegenen Bauernphlegma der Sachſen miſchte, wodurch eine der edelſten Kreuzungen der Welt entſtand und der weltgeſchichtliche Beruf der Normannen aus Rauch und Flammen zu Licht und Wärme ſich entwickelte.

Das nautiſche Bild der Eroberung Englands iſt auf die Nachwelt gekommen. In der uralten Kathedrale zu Bayeux pflegte man zu gewiſſen Kirchenfeſten einen ſchmalen, aber 210 Fuß langen Teppich auszuhängen, welcher in nicht kunſtloſer Stickerei, doch in unfertigen Umriſſen die Geſchichte der welthiſtoriſchen Eroberung Englands durch die Normannen darſtellt. Man nennt das merkwürdige Denkmal La toilette du duc Guillaume und ſchreibt es der Mathilde von Flandern zu. Das Bild veranſchaulicht die drei Teile der Handlung: Einſchiffung, Seefahrt und Ausſchiffung. Der rohen Zeichnung müſſen erklärende Worte nachhelfen. So führt z. B. der Teil, welcher die Einſchiffung bedeuten ſoll, die Umſchrift: Hic trahunt ad mare. Hier ſchleppen Männer, mit halben Beinen im Waſſer, niedrige, noch maſtenloſe Fahrzeuge, welche galeerenartig geformt ſind, an Stricken ins Waſſer. Ein höchſt primitiver Stapellauf! Man kannte alſo weder Werften, noch künſtliche Maſchinen und Vorrichtungen zum Ablaſſen der Schiffe. Die Meerfahrt ſelbſt iſt dargeſtellt durch Schiffe groß und klein, welche Männer und Pferde tragen und mit geſchwellten Segeln dahingleiten. Die Form iſt eigentümlich und erinnert an die Beſchreibung der ſuioniſchen Flotte bei Tacitus. Vorder- und Hinterteil ſind hoch, die Spitzen in greuliche Tierfratzen auslaufend; das Steuer befindet ſich an der Seite, der Maſtbaum iſt niedrig mit einer langen Querſtange und ſchmalem Segel, deſſen Ende der Steuermann in der Hand hält. Sonſt

herrscht eine rege Tätigkeit auf den Schiffen; hinter dem Steuermanne steht der Bannerträger, eine Trompete vor dem Munde; einige unterstützen das Segel mit Rudern, am Vorderteil wird mit dem Anker ganz in der heute gebräuchlichen Weise hantiert. Merkwürdig läuft rings um den Bord eine Reihe runder Schilder, die Wappen der edlen Abenteurer. Die Ausschiffung endlich trägt wieder eine lateinische Überschrift: Hic exeunt caballi de navibus. Das Segel ist eingerefft, der Mastbaum niedergelassen; ein Mann, am seichten Ufer stehend, zieht am Zügel zwei Pferde heraus, während von den anderen Rossen Hals und Kopf aus den Fahrzeugen hervorragen, welche bei dieser Art, die Tiere ans Ufer zu fördern, sehr flach gewesen sein müssen. Das wäre demnach das älteste deutsche Marinebild. Denn obwohl wir die französierten Normannen schon nicht mehr der germanischen Familie beizählen dürfen, so ist es doch klar, daß uns jenes „Seestück" die damalige Nautik der nordischen Meere überhaupt versinnlicht.

Die Kreuzzüge, ein Abenteuer ganz nach dem Herzen der romanischen Völker und ihrer chevaleresken Romantik, welch letzterer sie ja den Namen gegeben, entsprach weniger dem nüchternen Lebenssinne der Deutschen und noch weniger der Niederdeutschen, der Friesen und Sachsen, dieser klassischen Träger der bürgerlichen und nichtritterlichen Weltentwicklung. Dessenungeachtet spielt in den Kreuzzügen nicht nur das deutsche Landheer, sondern auch die deutsche Marine, die unromantische Faust der Nordseebewohner, ihre gewichtige Rolle.

Aus Köln und anderen niederrheinischen und Weser-Städten nahmen in der Osterwoche 1147 streitbare Kaufleute das Kreuz und schifften, mit Vlämingern und Angelsachsen vereint, um Frankreich und Spanien herum dem Mittelmeere zu. Als sie aber in St. Jago

am Grabe des Apostels ihre Andacht verrichteten und der König von Portugal die handfesten „breitbrustigen" Deutschen mit Bewunderung sah, ließ er ihnen entbieten, ob sie ihm nicht lieber helfen möchten, den Sarazenen Vissabon zu entreißen, welche ja ebenfalls Ungläubige und Heiden seien. Die Deutschen gingen darauf ein, belagerten und erstürmten Vissabon, vertrieben die Sarazenen, welchen sie freien Abzug, jedoch ohne Waffen, bewilligten und übergaben die Stadt dem Könige, worauf sie (1148) ihre Fahrt nach Syrien wohlgemut fortsetzten. Eine Handvoll deutscher Seeleute, welche im Vorbeigehen Vissabon erobert! Wäre die deutsche Geschichte lebendig geblieben, anstatt daß sie tot ist und von neuem begonnen werden muß, dieses Motiv hätte sich in einem Volksfeste verewigen müssen — und jetzt ist es eine obskure Anekdote!

Aber um vieles großartiger noch war die Beteiligung der deutschen Flotte am fünften Kreuzzuge (1217—1220). Aus dem Erzsprengel von Köln liefen allein 300 Schiffe aus; 50.000 Friesen mit 1000 Rittern und 8000 Knappen nahmen das Kreuz. Nach manchen Abenteuern, welche zu erzählen interessant, aber zu weitläufig wäre, erreichte die Flotte den Hafen von Akkon und ging sogleich an die Bezwingung Damiettes, des Schlüssels von Ägypten. Ihrer harrte die Arbeit, den Kettenturm mit 70 gewölbten Kammern zu nehmen, welcher dicht bei der Stadt den mächtigen Nilstrom sperrte. Die Friesen errichteten auf der Höhe eines Mastbaumes ein Kastell, jedoch ohne Sturmleitern, zur Stellung für die Armbrustschützen und fügten den Ungläubigen, besonders denen auf der Verbindungsbrücke am Turme, großen Schaden zu, bis das griechische Feuer ihre schwebende Feste ergriff. Darauf erbauten sie mit hohen Kosten und in kurzer Zeit ein vielbewundertes Werk, ähnlich einer schwimmenden Burg. Zwei Schiffe, durch Balken und Taue ver-

bunden, trugen auf vier hohen Maſtbäumen einen Turm, welchen Tierhäute gegen das Feuer ſchützten, unter demſelben war eine Fallbrücke befeſtigt, welche 30 Klafter über die Schiffsſchnäbel wegragte. Alle Oberſten des Pilgerheeres prieſen das Werk als unübertrefflich; nach andächtiger Bittfahrt luden die Norddeutſchen auserwählte Männer der anderen Nationen ein, Ruhm und Gefahr beim erſten Verſuche (am 24. Auguſt) mit ihnen zu teilen; hierauf ſchleppten ſie durch ein kleineres Fahrzeug die ungeheure Maſchine ſtromaufwärts. Schon war die ſchwimmende Burg unter dem Hagel geſchleuderter Steine am Turme geankert, als das griechiſche Feuer die Fallbrücke ergriff und das Doppelſchiff zu vernichten drohte. Die Sarazenen jubelten; aber die Unſern löſchten das Feuer, erneuerten den Kampf und ein junger Ritter aus Lüttich beſtieg zuerſt den feindlichen Turm, während ein frieſiſcher Jüngling, Hajo Feveling, mit ſeinem Dreſchflegel den Fahnenträger niederſchlug und das gelbe Panier des Sultans eroberte. Kurz, der Turm wurde genommen und mit ihm Damiette, wie Sebaſtopol durch den Fall des Malakoff. „Freue dich, kölniſches Stiftsland," ſchrieb der Kreuzprediger Domherr Olivarius, „frohlocke und preiſe den Herrn, weil du durch Schiffe, Waffen, Kriegsgeräte und Kämpfer mehr geleiſtet haſt, als das ganze übrige deutſche Reich!" In Haarlem werden noch jetzt zwei Glocken geläutet, welche man für Metallbeute aus Damiette hält, und Knaben tragen ein Abbild jenes Sturmſchiffes, welches den Nileingang ſprengte, am Neujahr durch die Straßen der Stadt. Aber Haarlem und Lüttich haben aufgehört, deutſch zu ſein und Köln — hat jene deutſche Großtat vergeſſen!

Das war ein „Krimkrieg" der Deutſchen zur Zeit, als König Ludwig IX. die Venezianer demütig um ein paar Schiffe bitten mußte, weil ihm eigene

fehlten. Und nach 300 Jahren war die französische Nautik noch nicht so weit, daß es die Galeeren von Marseille gewagt hätten, nach der Bretagne zu schiffen! Heute aber hat Frankreich sein Toulon, sein Brest und Cherbourg und Deutschland muß Luxemburg aufgeben, weil seine Küsten die französische Kriegsflotte zu fürchten haben.

Als das gelobte Land wieder verloren, die Idee der Kreuzzüge aber noch immer lebendig war, entwarf ein Venetianer, Marino Sanuto, dem Papst Johann XXII. folgendes Bild unserer Seekraft (1321), welches wir um so lieber mitteilen, weil es die Stimme des Auslandes und nicht etwa unserer nationalen Parteilichkeit ist. Er schrieb: „In Alamaniens Ländern wohnen viele Völker, welche sehr nützlich sein könnten, die Eroberung von Ägypten auszuführen, insbesondere die Dithmarschen, welche in der äußersten Grenze des Erzbistums Bremen am Meere wohnen und die Friesen, welche abwärts von Westfalen am Meere wohnen; auch die Völker von Holland und Seeland, welche abwärts von der Grafschaft Geldern und Cleve an der See sitzen. Weil jene Völker auf Inseln und am Meeresufer und an großen Strömen wohnen, welche durch ihr Gebiet ins Meer fließen, verstehen sie auf süßem und salzenem Wasser trefflich zu schiffen und könnte man bei ihnen trefflichen Rat und die beste Hilfe finden. Es sind aber auch in Holsatien und in Slawien, wo ich persönlich war, viele merkwürdige Landstriche neben Flüssen und Seen und angefüllt mit reichen Einwohnern, nämlich Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Guspinal (Greifswald) und Stettin, aus welchen eine große Menge guten Volkes gezogen werden könnte, da diese Orte voll sind von starken und mutigen Seeleuten."

Der Venezianer hat damit das Gebiet der deutschen Hansa beschrieben. Da, wo die Wester-

mündung der Schelde durch ein Labyrinth von Strömen mit der Maas und dem Rhein verbunden ist, liegt ein ärmliches Landstädtchen, Damme genannt, mitten in einem ausgedehnten Wiesengrund. Auf diesem Wiesengrund strömten einst Gold, Silber, Seide, Gespinste von Damaskus, Wein, Scharlach, Farbe, Gewürz, kurz die Kostbarkeiten der ganzen Welt zusammen, denn der Wiesengrund war ein Hafen, der weltberühmte Swyn und Damme mit Gent und Brügge die erste Schiffsstation in Europa. In diesem von den normannischen Seeräubern gesicherten Flußlabyrinth haben wir die Wiege der Hansa zu suchen. Wir teilen die Hansa in zwei Arme: die Bläminger und die Osterlinger. Köln und Lübeck wuchsen sich bald zu ihren Vororten heraus; das ganze deutsche Mittelalter beherrschte kölnische Währung und lübisches Recht. Die Bläminger setzten sich zu den Osterlingern nicht selten in einen gewissen Gegensatz, so daß wir letztere als die deutsche Hansa im engeren und eigentlichen Sinne zu betrachten haben. Die weltgeschichtliche Mission der Hansa war: das norddeutsche Wendenland zu germanisieren, die skandinavischen Reiche zu assimilieren. Wir wissen, wie glänzend das erstere gelungen ist, daß aber das letztere über die Kräfte von Privatleuten hinausging. Und Privatleute, wenn auch die großartigsten, waren die Hansen. Hätten sie die politische Mitwirkung einer einheitlichen deutschen Reichskraft hinter sich gehabt, so wären heute Hamburg und Lübeck süddeutsche Städte, denn unser Norddeutschland wäre dann Dänemark, Schweden und Norwegen geworden. Aber die Hansa blieb von der deutschen Kaiserkrone unverstanden, ja von der politischen Blindheit derselben erhielt sie, wie wir bald sehen werden, sogar ihren Todesstoß. Denn das ist die Geschichte Deutschlands, wenn wir sie auf einen einzigen Gesichtspunkt zusammenfassen wollen: so oft

Deutschland zur bürgerlichen und maritimen Entwicklung hindrängte, reagierte die feudale Landaristokratie siegreich dagegen. Darüber ging See- und Landmacht zugleich zugrunde und unsere Verfassung entwickelte sich weder demokratisch, noch aristokratisch, sondern gar nicht.

Wir unterscheiden in der Geschichte der deutschen Hansa, wie eigentlich in jeder Geschichte, drei Perioden: Aufgang, Höhepunkt, Niedergang. Die erste Periode, der Kampf der jungen Hansa mit den baltischen Wenden, ist ein Heldenepos voll riesenhaften Hin- und Herringens, ähnlich dem Kampfe Roms mit den Völkern Latiums um seine Existenz. Nur waren unsere Deutschen darin noch nachteiliger gestellt, als zwischen ihnen und ihrem Kampfobjekt noch ein dritter stand, nämlich Dänemark, so daß sie sich nicht bloß den Sieg, sondern das Schlachtfeld selbst erst erobern mußten. Und Dänemark konnte mit dem ganzen Nachdruck einer kraftstrotzenden Reichseinheit auftreten, während die schwachen maritimen Städteanfänge der Deutschen, ohne den Rückhalt ihres großen Hinterlandes, sich selbst überlassen blieben. Denn vergebens war es, daß ein deutscher Kaiser (Otto I.) von der Nordspitze Jütlands seinen Speer ins Meer geschleudert; vergebens, daß Heinrich der Löwe, im gesunden Kontrast zu der phantastischen Römerpolitik der Hohenstaufen, die Entwicklung Deutschlands an der Ostsee verfolgte: Fürsten- und Reichsmacht kam dem deutschen Seestaate nur vorübergehend zugute, auf die Dauer blieb sein Schicksal der Bürger- und Privatmacht anheimgestellt. Verlassen, ja verraten vom Reiche und dessen haderſüchtigen Bewerbern um die Kaiserkrone, schien die Danisierung der Ostseeländer nichts aufhalten zu können und ein Häuflein deutscher Stadtkeime im ungleichen Doppelkampf mit den Wenden und Dänen dem sichern Verderben geweiht. Es kam dahin, daß

ein Dänenkönig, einſt Ottos Vaſall, im Beſitze deutſcher Elbeländer mit Hamburg und Lübeck vom italieniſchen Hohenſtaufen ausdrücklich beſtätigt wurde und ſeinen Titel mit Recht führen konnte: Waldemar II., König der Dänen, Slawen und Nordalbingier.

Wie aber die Deutſchen, der Oſtſeefiſcherei- und des Handels mit Rußland wegen, die baltiſchen Slawen, welche ein Seeräubervolk waren, unterjochen mußten, ſo war es ihre zweite Lebensfrage, von den Dänen nicht ſelbſt wieder unterjocht zu werden. Jenes bezeichnet das aufſteigende Jünglingsalter, der Kampf mit den Dänen den männlichen Höhepunkt ihrer Macht.

Ums Jahr 1223 war es, als Lübeck in einer günſtigen politiſchen Konſtellation den Verſuch wagte, die däniſche Oberherrſchaft abzuſchütteln. Flotte und Landheer Dänemarks umzingelten die Stadt und ſperrten den Hafen. Da zerſprengte ein lübiſches Schiff, mit günſtigem Winde heranſegelnd, die Kette: die Kriegsfahrzeuge der Bürger ſuchten die Höhe des Meeres und vor der Mündung der Warnow wurde vom Morgen bis an den Abend mit Erbitterung gekämpft. Die Lübecker erlangten einen herrlichen Sieg — der erſte deutſche Seeſieg! Obgleich der ſchwächere Teil, nahmen und verbrannten ſie fünf große feindliche Schiffe, verſengten die übrigen, aber das größte, welches 400 Gewappnete trug, gelang ihnen unverſehrt und unter allgemeinem Jubel als Beute heimzuführen. Lübeck war frei, der Kampf mit Dänemark — ein Kampf wie Roms mit Karthago — ſiegreich eröffnet.

Der zweite Seeſieg wurde 1248 erfochten. Waldemars Söhne, begierig, die väterliche Niederlage zu rächen, rüſteten aus allen Kräften gegen Lübeck. Alexander v. Soltwedel, der lübiſche Orlogshauptmann, kam dem Angriffe zuvor, verheerte die Küſten von Dänemark, erſtürmte und verbrannte Kopen-

hagen und kehrte mit reicher Beute die Trave zurück. Hochgesteigertes Ansehen und der Gewinn der Stadt Stralsund, welche zu Dänemark hingeneigt, nunmehr aber als festes Glied in die Hansa gefügt wurde, waren die unmittelbare Frucht dieses Sieges.

Nach Verfluß von 150 Jahren tritt endlich die Hansa in ihr goldenes Zeitalter ein und wir erblicken sie auf der Höhe einer europäischen Seemacht ersten Ranges. Nicht vergessen hatten die dänischen Könige, daß die Hansa zuletzt doch nur eine vielköpfige Exekutive, daß sie ihr eigenes Binnenland nicht hinter sich hatte, daß sie von Kaiser und Reich, von der deutschen Landaristokratie ohne Gemeinsinn, ja mit Abneigung angesehen, kurz, daß sie in allen Nachteilen einer losen Föderativverfassung war, wogegen eine straffe, monarchische Zentralgewalt mit Überlegenheit auftreten konnte. Wieder war es ein Waldemar, welcher, nachdem er sein Reich mit unleugbarer Kraft und Klugheit geeinigt und die Hilfsmittel Dänemarks höher als je seine Vorfahren gebracht, den Kampf mit der Hansa geradezu provozierte, indem er mitten im Frieden Gotland überrumpelte und Wisby wegnahm, den ältesten deutschen Handelssitz im Norden. Dieses Signal wurde verstanden. Die ganze Hansa stand auf. Seeland, Schonen, Kopenhagen wurden erobert. Aber im Eifer, das damals wichtigere Helsingborg zu bezwingen, vernachlässigte der Orlogshauptmann Johann Wittenberg die Aufsicht über die Flotte; Waldemar merkte es, sein Schiffsheer flog plötzlich herbei, eroberte zwölf große hansische Koppen und setzte das gelandete Heer so in Schrecken, daß es eilig und unter schweren Verlusten die Belagerung von Helsingborg aufhob.

Aber wie Rom nie fürchterlicher war, als nach einer Niederlage, so in diesem Augenblicke die Hansa. In einem Vorparlamente zu Rostock und in einem

großen deutschen Bürgerparlamente zu Köln votierten die 77 Städte des hanseatischen Bundes wie ein Mann zur Fortsetzung des Krieges das äußerste Aufgebot ihrer Kräfte. Der übermütige Waldemar ließ sich verlauten, er fürchte sie so wenig, als den Biß von 77 Gänsen.

Die hierauf folgenden drei Jahre, 1369, 1370, 1371, leuchten unvergänglich in der deutschen Geschichte, denn sie enthalten unsere Trafalgars, unsere Navarins; sie enthalten die Beweise, daß Deutschland im vierzehnten Jahrhundert die erste Seemacht der Welt war. Dänemark wurde vollständig gebeugt und politisch fast annulliert; Waldemar, von den Gänsen seines unköniglichen Witzes zu Tode gebissen, irrte landlos herum und starb verkommen in der Fremde; Deutschlands Übergewicht über den skandinavischen Norden stand auf seinem Gipfel. Was fünfhundert Jahre später die vereinigte Macht von Österreich und Preußen mit großen stehenden Armeen anstrengte, das hatte eine Handvoll Städte mit privatrechtlicher Vereinigung ihrer bürgerlichen Mittel geleistet.

Und doch sprechen wir hier nur von den Osterlingern mit ihrem Vororte Lübeck — wir sprachen nicht von den Wendingern, welche damals auch noch zu Deutschland gehörten; wir sprachen nicht von jenen Seehelden, welche so gut wie die Landsknechte deutsche Kraft zum Vorteile Fremder vermieteten; wir sprachen nicht vom hanseatischen Einflusse in auswärtigen Händeln, z. B. im Kampfe der roten und weißen Rose, von welchem Barthold mit Recht sagt: „Wäre es einem Bewohner des Stahlhofes in den Sinn gekommen, auch nur schlicht zu erzählen, was zu seiner Zeit im nahen Tower vorging, wir erblickten im unverdunkelten Zusammenhange, wie, von Dichtern und Chroniken vergessen, die Hansen, d. h. die deutsche Seemacht, Yorks und Lancasters Schicksale bedingten."

Etwa hundert Jahre nach der Überwältigung Waldemars durch die Hansa schrieb ein scharfsinniger Beobachter seiner Zeit, Äneas Sylvius, in seiner „Germania“ so von Lübeck: „Jener Stadt Ansehen und Reichtum ist so groß, daß auf ihren Wink drei große Reiche gewöhnt sind, Könige anzunehmen oder abzusetzen.“ Ein Beweis, daß die Hansa sich lange auf ihrer Höhe erhielt, wenn sie gleich mit dem ganzen deutschen Reiche oder wegen desselben, zum Falle bestimmt war. Denn unaufhaltsam kam jetzt die Zeit heran, wo Deutschland, auf Kosten der kaiserlichen Zentralgewalt seine dynastische Kleinstaaterei ausbildend, der politischen Nullität verfiel, während umgekehrt die drei großen nordischen Reiche durch die kalmarische Union zur Einheit und Kraft gelangten. Und doch wäre in der elften Stunde noch alles zu retten gewesen. Hätte der letzte deutsche Kaiser, dessen Krone noch mächtig war, Karl V., statt eines spanischen ein deutsches Herz gehabt, so wäre er allein noch der Mann gewesen, durch einen großartigen politischen Entschluß die Bläminger und die Osterlinger zu einer deutsch-kaiserlichen Reichsflotte zu vereinigen. Aber mit der verhängnisvollsten Blindheit, welche seit je Deutschlands Schicksal verpfuscht, geschah just das Gegenteil davon.

Als nämlich Karl V. abdankte und seinem Bruder Ferdinand I. Deutschland, seinem Sohne Philipp II. Spanien übergab, schlug er das wichtigste deutsche Küstenland, das Land der Rhein-, Maas- und Scheldemündung, den burgundischen Kreis Deutschlands, das heutige Holland und Belgien — zum spanischen Erbe!

Aber noch mehr. Auch jenen ansehnlichen Stummel, welcher nach dieser Zerreißung der deutschen Seekraft noch immer durch Lübeck mit den Osterlingern repräsentiert wurde, verstümmelte Karl V. gänzlich zu Tode. Wäre die Geschichte Jürgen Wullenwebers in der dunkelsten Vorzeit passiert, so möchten wir sie

lieber hinwegleugnen, denn unglaublich ist es, wie in dieser Geschichte Deutschland sich selbst entmannte.

Wir haben nicht Raum, sie zu erzählen. Ihr kurzer Inhalt aber ist dieser: Die alten patrizischen Geschlechter, bisher die alleinigen Regenten der deutschen Freistaaten, hatten sich überlebt, und in den plebejischen Zünften drängte ein neuer unwiderstehlicher Strom von Tatkraft und Intelligenz zur Herrschaft. Nicht gutwillig wich die alte Zeit der neuen. Jürgen Wullenweber überwand die Patrizier Lübecks durch den mächtigsten Hebel seiner Zeit, die Reformation. Als ihr schlaffes Regiment beseitigt war, bewies er sein Recht, zu herrschen, sein angeborenes staatsmännisches Schöpfertalent, in einer Reihe von diplomatischen und kriegerischen Tätigkeiten, welche ebenbürtig neben allem stehen, was uns Livius im Rat und im Feld von seinen Kantonen und Szipionen bewundern läßt. Jürgen Wullenweber und sein magister equitum, Max Meier, hoben das sinkende Ansehen Lübecks, beugten die steigende Macht der Skandinavier, flogen zu Land und zu Wasser von Sieg zu Sieg, schlossen und lösten Bündnisse mit reifster Weisheit und einer rastlosen Arbeitskraft, kurz, sie hatten zum letztenmale die Karte des deutschen Seestaates in der Hand und spielten sie dergestalt mit Glück und Genie, daß sie in wenigen Jahren die ganze Gestalt der nordischen Verhältnisse zu Deutschlands Gunsten gründlich veränderten. Inzwischen hatte die kirchlich-feudale Reaktionspartei im Rate Karls gesiegt. Es erschien ein kaiserliches Hofdekret von Augsburg, welches bei höchsten Ungnaden, auch bei Acht, Bann und Reichsexekution schärfstens befahl, daß der deutsche Seestaat null und nichtig sein, nämlich die Patrizier, die alte Kirche und alles Alte in Lübeck wieder hergestellt werden solle. Mit Jürgen Wullenweber fiel Deutschlands Haupt. Von dieser Zeit an stiegen Holland, England, Frank-

reich, selbst Rußland, ganz Europa wurde groß über der deutschen Leiche; Deutschlands Flagge aber verschwand von der See; statt seiner Flotte schaffte es sich einen Leierkasten an und sang auf dem Bettlereckstein: „Guter Mond, du gehst so stille“ . . . Wir wurden aus einem politischen Volke ein literarisches. Selbst heute, wo Hunderte von Journalen und zahllose Schwärme von Sängern, Turnern und Schützen politische Luft zu verbreiten meinen, sind wir fortwährend noch in der Stimmung, eher den vergilbtesten Poeten der Zopfzeit, wie Uz und Gellert, Lokalmonumentchen aufzurichten, als ein großartiges Nationaldenkmal dem größten Konsul des größten deutschen Freistaates — Jürgen Wullenweber.

Wir enden, aber nicht weil wir zu Ende sind. Denn noch haben wir nichts erzählt von dem Anteile Deutschlands an der Entdeckung und Kolonisierung der neuen Welt, von Venezuela, welches nach einem deutschen Bankier das Welserland hieß, von den Taten und Leiden Dalfingers oder Georgs von Speyer; noch haben wir mit keinem Worte erwähnt, welches die Machtstellung der Hansa mitten im Herzen Rußlands, in Groß-Nowgorod, war, wo im fünfzehnten Jahrhundert deutsche Kultur besser nach Osten getragen war und unbestrittener herrschte, als im neunzehnten in Preßburg, in Laibach und Cilli. Wir haben überhaupt nichts erzählt, sondern nur das flüchtigste Streiflicht auf die Erzählungen anderer geworfen, welche nachzulesen höchst wissenswert ist und wozu wir dringend einladen wollten.

Zum Schlusse noch eine Autorität. Wenn wir gesagt haben, die ganze Geschichte Deutschlands ist nichts anderes als die siegreiche Reaktion der Landaristokratie gegen das seefahrende Bürgertum, so ist das mehr als eine belletristische Pointe oder demokratische Zeitungsphrase. Ein Mann aus der Zopfzeit,

ein Mann, welcher nie eine Zeile auf Effekt geschrieben und welcher bei Feind und Freund den Ruf der gewissenhaftesten Wahrheitstreue genießt, Justus Möser, sagt an zwei Stellen seiner „Patriotischen Phantasien“ genau dasselbe. Die erste Stelle ist diese:

„In der neuesten Wahlkapitulation heißt es noch, wiewohl leider zu einem sehr großen Überflusse, ‚Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercia des Reiches zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit befördern — dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerbsleute und Andere, so bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun.‘ Noch sind es keine vierhundert Jahre, daß der hanseatische Bund den Sund und die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen und Rußland, mit Ausschluß aller übrigen Nationen, behauptete, Philipp IV. von Frankreich nötigte, den Briten alle Handlung auf französischen Küsten zu verbieten, und endlich mit einer Flotte von hundert Schiffen Lissabon eroberte (zum zweiten Male), um auch diesen großen Stapel zur Handlung für alle entdeckten und zu entdeckenden Weltteile zu seinem Winke zu haben; eine Unternehmung, welche mehr Genie zeiget als die Erfindung des Pulvers, deren die Reichsgeschichte noch wohlgedenket, wenn sie jenen großen Entwurf auf Lissabon mit Stillschweigen übergeht. Kaum sind dreihundert Jahre verflossen (1475), daß eben dieser Bund England nötigte, den Frieden von ihm mit zehntausend Pfund Sterling zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen mit eben dem Übergewichte gab, womit es England seit einigen Jahren getan hat. Keine Krone weigerte sich, die Ambassadores dieser deutschen Kaufleute (sie hießen Mercatores Romani Imperii) zu empfangen und dergleichen an sie abzuschicken. Noch im sechzehnten Jahrhunderte behauptete er die alleinige Handlung in der Ostsee mit einer Flotte von vierundzwanzig Kriegs-

ſchiffen gegen die Holländer. Und dieſer große Geiſt der Nation iſt es, welchen Ihro Kaiſerliche Majeſtät allergnädigſt abzutun geſchworen haben."

An einem anderen Orte ſagt Juſtus Möſer: „Das deutſche Städteweſen mit ſeinem kräftigen Bürgertume und ſeinem ausgebreiteten Handel hätte Deutſchland im Innern einigen und nach außen weltherrſchend machen können. Aber die Landeshoheit der Fürſten ſtritt gegen die Handlung; eine von beiden mußte unterliegen, und der Untergang der letzteren bezeichnet den Aufgang der erſteren. Wäre das Los umgekehrt gefallen, ſo hätten wir jetzt zu Regensburg ein unbedeutendes Oberhaus, aber am Ganges würde nicht Lord Clive, ſondern ein Hamburger Ratsherr Geſetze diktieren."

Solche Lehren können nicht einſchneidend genug wiederholt werden. Denn ſogar heute noch iſt es die Meinung unzähliger Liberaler, welche keine Ahnung von ihrem Pygmäentum haben, ſondern auf der Höhe zu ſtehen glauben, daß die Kleinſtaaterei für Deutſchland wenigſtens das Gute gehabt, durch eine Fülle von Fürſtenreſidenzen in allen Winkeln Kultur zu verbreiten, worauf dann der Liberalismus allergnädigſt zuzugeben geruht, daß dieſe Kleinſtaaterei ſich allerdings jetzt überlebt habe, weil ihre „Miſſion" erfüllt ſei. Die Kleinſtaaterei eine Kulturmiſſion! Deutſchland, durch Hunderte von Sultanshöfchen zu Lakaien und Maitreſſen erzogen, ſoll dadurch gebildet worden ſein! Was aber die Bildung Deutſchlands wäre, wenn ſeit den Tagen Welſers und Wullenwebers ein ununterbrochener Strom von Guineen und Dollars ſeine Milliarden über uns ausgegoſſen hätte, ſo daß auch noch der kleinſte Farmer wohlhabend genug wäre, ſeine Hausbibliothek zu beſitzen, während wir in unſeren Gebirgen jetzt tagelang wandern können, ohne ein einziges Zeitungsblatt zu finden; von der Großartigkeit

dieſer Bildung iſt mit der Sache ſogar die Vorſtellung, ja die Fähigkeit der Vorſtellung verſchwunden!

Zuletzt bleibt aber doch eines erfreulich. Ging auch die deutſche Seegröße, ging auch unſeren Landprofeſſoren und Landdoktrinären das Bewußtſein verloren, daß jene Seegröße und nicht fürſtliche Krähwinkel als Kulturquelle anzuſprechen — ein dunkler Inſtinkt nach der See iſt uns immer geblieben. So oft Deutſchland aus ſeiner politiſchen Ohnmacht zu einer nationalen Regung erwachte, regte ſich auch ſein Seetrieb. Als der große Kurfürſt auf ſeinem dürren märkiſchen Sande dem verbluteten Deutſchland wieder den erſten Lebenshauch einblies, dachte er über Deutſchland hinaus — an Afrika. Zwar erwies ſich ſeine afrikaniſche Handelskompagnie und ſeine Niederlaſſung auf Guinea nicht lebensfähig, aber es war doch das erſte bedeutungsvolle Lallen Deutſchlands von ſeinem Seeberuf. Als Kaiſer Joſef, zum Figuranten zu groß, aus dem deutſchen Kaiſeramt wieder Ernſt machen wollte, ſetzte er alles daran, die Schelde zu öffnen, welche ſein Großvater für die Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion zum Schaden des Reiches geopfert; ja, auch an überſeeiſche Anſiedlungen dachte er, wenngleich die Nikobaren nicht glücklich gewählt waren. Als im Jahre 1848 der Verſuch zur Gründung einer deutſchen Nation gemacht wurde, ging parallel mit ihm auch die Gründung einer deutſchen Flotte. Als die tollſte Reaktionsblindheit, welche dieſe Flotte vergeudet, in den mittleren Fünfzigerjahren wieder ſchwach und einäugig zu ſehen anfing, fiel einer ihrer erſten Blicke auf ein Erdfleckchen am Jahdebuſen und ſie plätſcherte kindiſch im Seewaſſer. Aber ſchon nach zehn Jahren wurde männlicher Ernſt daraus; es wurde ein großer deutſcher Landkrieg geführt, um ein deutſches Küſtenland, jene wertvolle Doppelküſte von Schleswig-Holſtein, dem urdeutſchen Fluche der Kleinſtaaterei

nicht als neueſtes Opfer in den Rachen zu jagen. Und wenn die ganze Geſchichte Deutſchlands zum zweiten Male gemacht werden muß und, wie es ſcheint, wirklich gemacht wird, ſo könnte der unwiderſtehliche Strom der Tatſachen leicht dahin führen, auch unſeren alten burgundiſchen Kreis, die ſouverän gewordenen Niederlande, jene deutſche Meeresküſte, welche noch wertvoller iſt als Schleswig-Holſtein, dem großen Reichslande wieder zurückzugewinnen. Aber eine Tat der Nemeſis wäre es, wenn ſie zu dieſer Kataſtrophe jenes anſpruchsvolle, von Junkern geführte Landheer benützte, welches alle Freunde der Freiheit mit der Furcht des Cäſarismus erfüllt, und welches, indem es der maritimen Machtſtellung Deutſchlands vorarbeitete, dem Cäſarismus das ſicherſte Grab grübe — denn nichts iſt demokratiſcher als das Meer!

Bei dem gewaltigen Aufſchwunge, den das deutſche Volk genommen hat und angeſichts der gegenwärtigen Beſtrebungen, eine mächtige reichsdeutſche Flotte zu ſchaffen, dürfte der Hinweis von Intereſſe ſein, daß auch Nürnbergers glänzender Zeitgenoſſe Robert Hamerling ſeine eigenen Gedanken über eine deutſche Flotte und ſpeziell über die deutſche Reichsflotte vom Jahre 1848 hatte, die ſchmachvoller Weiſe ſchon wieder 1853 durch den Bundestag zur Verſteigerung gelangte. Die Nachricht, daß der Admiral dieſer Flotte, Karl Rud. Bromme, genannt Bromme, († 1860), nach der Verſteigerung zurückgezogen ſeinem patriotiſchen Schmerze lebte und ſterbend verfügte, man möge ihm ſeine Flagge mit ins Grab geben, inſpirierte Hamerling zu dem prophetiſchen Gedichte „Ein deutſcher Admiral“.

Du wirſt mit mir nicht modern,
Bis einſt die Brände lodern
Des neuen Morgenſtrahls!
Wenn dann Alldeutſchland, neubelebt,

Als Phönix aus der Asche schwebt
Des letzten bunten Pfahls,
Dann holt's mit Neuschmerzen,
Sein Banner sich vom Herzen
Des toten Admirals!
Dann kommst du neu zu Ehren,
Und blühst ob allen Meeren,
Holdflatternd immerzu! (D. D.)

An Herrn Professor Karl Vogt in Genf.

„Neue Freie Presse", Wien, 21. September 1867.

Nehmen Sie es nicht ungütig, Herr Professor, daß ich als ein zwölfjähriges Schulmädchen es wage an Sie zu schreiben. Sie sind ein großer Politiker, ein großer Naturforscher, ein großer Mann, und ich — heiße noch immer „die Kleine". Leider! Aber es ist eine Sache, welche sich ändern läßt, sagt Mademoiselle Amély, welche meine Kleider verfertigt und ändert. Was man doch alles erlebt, wenn man zwölf Jahre alt wird! Wer mir noch gestern gesagt hätte, daß ich heute an — Karl Vogt schreiben würde! Und nun tue ich es wirklich. Und mein Brief wird gewisser fertig werden als manche meiner langweiligen Aufgaben, denn ich schreibe mit Liebe. Natürlich mit Liebe zur Sache — mißverstehen Sie mich nicht, Herr Professor!

Also zur Sache — zur geliebten Sache. Sie haben auf dem Genfer Friedenskongreß einen Brief von einer Berlinerin vorgelesen, welcher — erlauben Sie mir den Ausdruck — in unserem ganzen Institute eine schmerzliche Sensation hervorgebracht hat. Wir waren starr vor Schrecken, daß ein Weib, welches sich in den Rat der Männer als Vertreterin unseres Geschlechtes eindrängt, bei einer solchen Gelegenheit nichts Gescheiteres zu sagen hätte. „Darauf müssen wir antworten!" rief flammensprühend die Jette; „es

ist ein Puff, eine Mystifikation," sagte die klugäugige Melanie. In der Tat, Herr Professor, war das Ernst oder Scherz mit diesem Briefe? Sie sind ein kaustischer Kopf, ein satirischer Adler — wer kennt Sie nicht? Es sähe Ihnen gleich, daß Sie sich mit dem ganzen Friedenskongreß einen mephistophelischen Spaß gemacht hätten. Doch nein. Wär' es die Paulskirche! Aber in Genf waren Sie mitten unter den Ihrigen, so recht in der Löwenhöhle. Mit diesem Getier spielt man doch nicht wie mit den Bassermännern oder mit Rudolf Wagner in Göttingen. Ich kann es nicht glauben, daß Sie die Elite der Menschenfresser mit einer Parodie zum besten gehabt. Der Brief war also doch wohl authentisch und ernst gemeint. Aber dann ist die Grausamkeit, ihn so schonungslos vorzulesen, noch immer echt Vogtisch. Gibt es denn gar keine Grenze Ihrer teuflischen Bosheit? Müssen Sie die Hand dazu bieten, wenn ein armes schwaches Weib sich blamieren will? Müssen Sie es an die große Glocke hängen, wie kindisch ein Weib ins Handwerk der Männer pfuscht? Müssen Sie unser Geschlecht vor ganz Europa lächerlich machen? Und das alles in einer Ära der Frauenvereine, der Leipziger Frauentage, des weiblichen Stimmrechtes, in einer Ära der Emanzipations-Ideale, wofür auch in unserem Institute feurige Herzen schlagen und welche kläglich zu Wasser werden, wenn man solche Beweise unserer geistigen Unmündigkeit vorlegt? O, Sie sind ein Satan, ein Meister des Satans! Man kennt Sie als Fürstenfeind, als Kirchenfeind, aber es ist die erste Prüfung meines Lebens, Sie auch als Weiberfeind kennen zu lernen. Ich habe Sie wirklich ein bißchen lieb gehabt — Ihr Genie wenigstens; Ihr Herz verabscheue ich jetzt. Sie sind ein Unmensch. Wenn Sie gar so bereitwillig sind, einen Brief zu veröffentlichen, welchen ein schwaches Weib im schwächsten ihrer schwachen Augen-

blicke geschrieben, so macht es Ihnen offenbar Vergnügen, uns schwach zu sehen, so ist es Ihnen Bedürfnis, an unsere Schwäche zu glauben. Aber Sie haben falsch gerechnet. Ich will Ihnen dieses Vergnügen stören, ich will Ihnen diesen Glauben zunichte machen. Der weibliche Geist ist *nicht* so schwach, wie dieser Brief ihn erscheinen läßt; er ist es *nicht*! Ich will den beleidigten Verstand eines Geschlechtes rächen, ich, ein zwölfjähriges Mädchen! (Der Otto nennt mich gar noch *ein Kind*; aber in unserem Falle lasse ich den Tusch auf mir sitzen, denn den Brief Ihrer Berlinerin zu widerlegen, ist wirklich nur *Kinderspiel*.) Voilà!

Ihre Berlinerin schreibt: „Wenn zwei Menschen in der Straße sich mit Faustschlägen und Stockprügeln traktieren, so finden wir das gemein und unwürdig. Was aber gemein und unwürdig ist, wenn es zwei Menschen tun, warum sollte das nicht auch gemein und unwürdig sein für 10, 20, 100, 1000, 100.000 Menschen?"

Warum! Das will ich ihr sagen! Wenn ich einem Bettler einen Gulden schenke, so bin ich wohltätig und großmütig; aber wenn ich ihm 100.000 Gulden schenke, so bin ich eine Närrin und werde unter Kuratel gestellt. Daraus folgt, daß das, was in der Einzahl geschieht, durchaus nicht mehr das nämliche bleibt, wenn es in der Vielzahl geschieht; es wird etwas anderes, am häufigsten sogar das Entgegengesetzte. Wenn einem großen Nationaldichter zwei Menschen zwei Gulden in die Hand drücken wollen, so tritt er entrüstet zurück, denn er ist tödlich beleidigt; aber wenn ihm 100.000 Menschen 100.000 Gulden offerieren, so nimmt er mit Begeisterung an, denn er ist aufs höchste geehrt und ausgezeichnet. Diese Bewandtnis hat es um fortschreitende Zahlenverhältnisse. Es ändert sich dabei keine tote, äußerliche Größe, sondern der

innere Sinn, der ganze Begriff, die volle lebendige Natur des Verhältnisses.

Man kann den Einfall des Xerxes in Griechenland oder Napoleons Einfall in Rußland nennen wie man will; aber die Weltgeschichte möchte ich sehen, welche sagt: Daß Xerxes nach Griechenland und Napoleon nach Rußland marschierten, war gemein und unwürdig! Und war es gemein und unwürdig, als Österreich und Preußen miteinander in Schleswig-Holstein einrückten? Das alles wäre so, wenn Kriege, welche elementare Naturnotwendigkeiten sind, wie meine Weltgeschichte sagt, weiter nichts wären als Straßenprügeleien zwischen zwei Menschen, wie Ihre Berlinerin sagt. Aber daß sie diese Vergleichung macht, das eben ist...das Chinesische an ihrem Briefe — verzeihen Sie mir den Ausdruck. Und doch hielt sie diesen Vergleich für so geistreich, daß sie ihm die Stärke eines Fundamentalsatzes zutraute, aus welchem alle übrigen Beweise gegen den Krieg sich ganz von selbst aufbauen müßten. Ja freilich täten sie das, wenn nur der Fundamentalsatz nicht gar so...ostasiatisch wäre.

Sie...philosophiert (!) also weiter: „Wenn zwei Menschen in der Straße sich balgen und prügeln im Interesse eines dritten, der sie gar nichts angeht, so halten wir diese Leute für Narren. Warum sollten aber Völker, die sich für Dinge schlagen, die sie nichts angehen, nicht auch Narren sein?"

Als sich die Kaiserlichen und die Evangelischen in Deutschland „prügelten", was ging das die Schweden an, welche hinter ihrem Meere, auf ihren Schneefeldern, bei ihren Rentierherden sicher und in guter Ruhe saßen? Als sich die Wiener und die Türken miteinander „prügelten", was ging das die Polen an, welche in ihren Wäldern und Steppen weit davon waren? Also hätte Gustav Adolf seine Schweden nicht nach Deutschland und Johann Sobieski seine Polen nicht

nach Wien führen sollen? Oder demokratischer gesagt, denn das ist ja doch der Sinn der Frage, diese Völker hätten ihren gemeinen und unwürdigen Königen nicht Kriegsfolge leisten sollen in einem Kriege, „welcher sie gar nichts anging?“ Aber die Berlinerin dankt wahrscheinlich Gott, daß Berlin nicht jesuitisch geworden, sowie ich Gott danke, daß Wien nicht türkisch geworden. Und beides haben nur Narrenvölker verhindert, welche sich von ihren bösen Königen auf die Schlachtbank führen ließen „im Interesse eines dritten“. Dies meine Antwort.

Ich sagte hier, die Berlinerin dankt wahrscheinlich Gott, sowie ich Gott danke. Aber das Gott-danken ist wohl ebenso dumm wie das Gott-bitten, denn die Berlinerin sagt in einem dritten Satze buchstäblich folgendes: „Wenn von zwei Menschen, die sich in der Straße balgen und prügeln, jeder für sich ganz besonders den göttlichen Beistand anfleht und glaubt, Gott müsse sich ganz besonders für seine Prügelei interessieren, so erklären wir sie für Gotteslästerer. Wie groß muß denn die Zahl eigentlich sein, um den Gott der Unendlichkeit zu beeinflussen? Ist es nicht ebenso lästerlich, von einem Gott der Schlachten zu reden, als von einem Gott der Prügelei?“ Sicher; wenn die Schlachten weiter nichts wären als Prügelei. Da ich aber bewiesen habe, daß sie etwas völlig anderes sind, so purzelt auch dieser Satz jenem ersten und zweiten nach, die ich mit meinem Füßchen über den Haufen gestoßen.

Übrigens ist das Gebet eine Gemütssache, und da habe ich als gemütliche Wienerin noch ein Wort weiter zu reden. Wenn Armeen noch so zahlreich, wenn sie wie Heuschreckenschwärme, wenn sie millionenweise ins Feld ziehen, so ist vielleicht kein einziger Soldat darunter, der nicht einen weiblichen Angehörigen zu Hause hat. Da es aber lächerlich, ja sogar lästerlich

ſein ſoll, daß ſich ein Gebet in die Prügelſzene miſcht, ſo möchte ich mir denn doch Auskunft darüber erbitten: iſt es lächerlich, daß eine Mutter für ihren Sohn betet, eine Schweſter für ihren Bruder, eine Braut für ihren Bräutigam, eine Frau für ihren Mann, eine Tochter für ihren Vater? Iſt das lächerlich? Ich bitte, fragen Sie einmal Ihre Berlinerin; es würde mich ſehr intereſſieren, das aus einem weiblichen Munde zu hören! Iſt es aber nichts weniger als lächerlich, daß die Weiber für das Leben ihrer Männer beten, warum ſoll es lächerlich ſein, daß die Männer für ihren Sieg beten? Hängt doch das eine ſo vielfach mit dem andern zuſammen! Überhaupt, wozu hat man denn einen Gott, wenn man ihn nicht anruft in den größten und wichtigſten Lebensverhältniſſen, in den drangvollen Augenblicken, wo es ſich um das Sein oder Nichtſein ganzer Nationen handelt? Was ſchiert mich der Gott der „Unendlichkeit“, wenn ich ihn überall aus dem Spiel laſſen ſoll in meinen endlichen Angelegenheiten? Ihre Berlinerin fragt: „Wie groß muß denn die Zahl eigentlich ſein, um den Gott der Unendlichkeit zu beeinfluſſen?“ Ei, es braucht nicht mehr als eine einzige Einheit zu ſein, ſchlecht und recht die Zahl 1. Ich bin das einzige Kind meiner Mutter, und ich werde mich ewig erinnern, als ich mit ſieben Jahren ein ſehr gefährliches Scharlachfieber hatte, wie eifrig ſie an meinem Bettchen gebetet hat. Ich glaube, ich wurde geſund von dem Gebete, ſo wirkte das Bild der betenden Mutter auf meine kleinen, armſeligen Kräfte.

Ich glaube, dieſe Probe genügt Ihnen, Herr Profeſſor. Ex ungue leonem, ſagt Otto, und Sie ſind ein großer Naturforſcher! Sie werden aus dieſen wenigen gekräuſelten Zeilen auf meine Gehirnwindungen ſchließen und an weibliche Intelligenz glauben lernen. Und wenn Sie gerecht und billig ſind, ſo veröffent-

lichen Sie auch diesen Brief, damit bei dem denkenden Publikum der böse Eindruck wieder verschwindet, welchen die Veröffentlichung jenes anderen hervorgebracht haben muß. Die armen Friedensfreunde! Daß sich an ihre Herzenssache solche Harlekinaden heraudrängen! Wenn das die Gründe sind, denen der Krieg weichen soll, so sagen wir dem Weltfrieden auf ewig Valet, denn wir kommen aus den Säbeln und Schnurrbärten zeitlebens nicht mehr heraus, sagt die Jette. — Ihre ergebenste Dienerin.

Nachschrift. Meinen Namen verschweige ich, denn wenn mir je die Eitelkeit zugeflüstert hätte: „Anch' io son' pittore," so überkommt mich jetzt gründlichster Ekel, mich in eine Gesellschaft zu begeben, wo die pittori — Weißbinder sind! Meine Strümpfe sind nicht blau, wie sich jeder überzeugen kann, denn ich trage leider noch Röckchen. Auf Weihnachten bekomme ich die erste Robe! — Zweite Nachschrift. Wenn die Berliner Dame, die ich in diesem Briefe tot gemacht habe, in herzlicheren als bloß literarischen Verhältnissen zu Ihnen stehen sollte — was nach der alten Beobachtung, daß die gescheitesten Männer oft die...entgegengesetztesten Frauen lieben, gar nicht unmöglich wäre — so verzeihen Sie mir meinen Brief und seien Sie nicht böse. Ich habe Sie nicht kränken wollen. Aber verwenden Sie doch dann Ihren Einfluß, daß die arme Frau Verstand und Bescheidenheit auch nicht länger mehr kränkt. Sie hat es doch allzuschwer getan! — Ergebenst — so viel darf ich schon sagen — Luise.

Die Achsen des Optimismus und Pessimismus.

Wien 5. Dezember 1867.

Die Alten nannten die sichtbare Welt einen Kosmos, d. h. einen Schmuck, eine Schönheitserscheinung.

Die Neueren haben zwar nicht mehr denſelben Namen, aber noch immer dieſelbe Empfindung. Den blauen Himmel und das grüne Gras zu ſehen, die Nachtigall oder den Raben zu hören, das Veilchen oder eine Zigarre zu riechen, eine Auſternpaſtete oder ein Butterbrot zu eſſen, einen Lockenkopf oder einen Pudel zu ſtreicheln, gilt jedem lebendigen Weſen noch immer als die Hauptſache des Glückes, wogegen die ganze Glücksſkala vom König bis zum Bettler, von Newton bis zum Dummkopf reines, leeres Nichts iſt. Wenn der nacktgeborene Kronprinz und der nacktgeborene Zigeuner zum erſten Male die Augen aufſchlagen, ſo finden ſie ihr gemeinſames Schickſal, das Sonnenlicht, vor, und lernen es gleich ſo inniglich lieben, daß ſie es für kein anderes Schickſal mehr austauſchen möchten. Kein Zigeuner wird ein geblendeter König ſein wollen, und jeder geblendete König wäre tauſendmal lieber ein ſehender Zigeuner. Das Sehen ſelbſt iſt ein Glück, und das Glück ſteckt nicht *im* Leben, ſondern es iſt *das* Leben. Der Kosmos aber, die ſchöne geſchmückte Welt, in der es ein Sonnenlicht gibt, iſt dem König wie dem Zigeuner gleichmäßig die *beſte* Welt.

Das angeborene Glück, geboren zu werden, iſt eine Tatſache, die, wenn ſie ſich ſelbſt verneint, es höchſtens mit einer Art Ziererei tun kann. Es iſt demnach ein Rätſel, welches aufgelöſt zu werden verdient, daß unter dieſen Umſtänden in Wort und Begriff ein Ding wie Peſſimismus entſtehen konnte. Wenn Lebende darüber ſtreiten, ob ſie in der beſten oder ſchlechteſten Welt leben, ſo iſt das eigentlich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt; wer lebt, der lebt eo ipso ſchon in der beſten Welt, da nämlich die beſte Welt denkbarerweiſe gar keine andere ſein kann, als eben die, in welcher gelebt wird. Es iſt ſonderbar, daß zwar alle Völker abgeſchiedene Geiſter haben, aber wohl nicht ein einziges Volk ungeborene Geiſter; wie nun aber der abgeſchie-

dene Geiſt bei Homer bekanntlich geſagt hat, er möchte lieber ein lebendiger Hund als ein toter Held ſein, ſo würde jeder ungeborene Geiſt ganz ſicherlich ſagen, er möchte lieber ein geborener Hund als eine ungeborene Exzellenz ſein. Und brächte er's nach langer Ungeborenheit endlich wirklich dahin, geboren zu werden, ſo würde er die Frage gar nicht verſtehen, ob er denn nun glaube, auch in der beſten Welt geboren zu ſein? Seine ganze Antwort wäre der Satz: ich bin geboren! Gegen das Glück, geboren zu ſein, würde ihm der Unterſchied zwiſchen Hund und Exzellenz zu einem weſenloſen Schein herabſinken, ja völlig in nichts aufgehen. Kaum geboren, würde nämlich der Hund einen Knochen und die Exzellenz einen Hof für ſein höchſtes Glück anſehen, und bekanntlich finden ſie beides wirklich in dieſer Welt. Es hätte alſo jeder mit dem Leben zugleich auch ſein Glück, mit der Welt zugleich auch die beſte Welt. Natürlich! Wer da geboren wird, der wird zugleich in etwas hineingeboren, das ſeiner angebornen Eigenſchaft notwendig entſpricht; es wäre ja ſonſt die Möglichkeit ſeiner Geburt überhaupt unmöglich geblieben. Kann ein Fiſch geboren werden, der nicht ſein Waſſer, ein Vogel, der nicht ſeine Luft, ein Kronprinz, der nicht ſeine ſalutierende Schildwache vorfindet? Unmöglich! Sogar Ludwig XVII. fand ſeine ſalutierende Schildwache vor, und es wird ſchon für ſein Unglück gehalten, daß die Schildwache nur ein klein wenig früher als er ſelbſt aufhörte. Faſſen wir dieſen Fall wohl ins Auge! Was die Menſchen das Unglück nennen, das iſt in der Regel nur die allermindeſte Herabminderung ihrer Exiſtenzform, ſo daß ein Thermometer, das nur um einen Grad fällt oder eine Uhr, die nur um eine Minute nachgeht, wenn ſie Menſchen wären, auch gleich Cyankali nehmen würden. Wenn aber ſchon die kleinſte Faltenverſchiebung unſerer Exiſtenz für ein Unglück

gehalten wird, so muß doch die ganze Existenz selbst ein noch viel größeres Glück sein, und es folgt, daß der Pessimismus im Grunde nichts anderes ist, als die allerstärkste Bejahung des Optimismus. Wer da klagt, daß sein Magen schwach wird, der gibt zu, daß er eine ganze Reihe von Tagen einen guten Magen gehabt hat, und wer über den Kurs seiner Aktien klagt, der gesteht, daß er Aktien hat. Ebenso kann man diese Welt nicht für die schlechteste ausgeben, ohne zu bekennen, daß sie überhaupt fähig ist, die Idee des Guten zu erzeugen; daß man den Maßstab des Guten an sie anlegt; daß man das Gute sehr naiv und selbstverständlich von ihr erwartet. Die Idee des Guten ist aber das Gute selbst, denn die Idee ist auch die Realität, ja es gibt überhaupt keine Realität als eben die Idee. Es folgt also dieses: Durch den Pessimismus wird der Optimismus gesetzt, wie durch das Nichtsein das Sein gesetzt wird. Der Pessimist ist Optimist.

Aber er wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen. Ich bin das Opfer eines kolossalen Trugschlusses! schreit er. Du hast da oben gesagt: „Wenn schon die kleinste Faltenverschiebung der Existenz für ein Unglück gehalten wird, so muß doch die ganze Existenz selbst ein noch viel größeres Glück sein.“ Nein und tausendmal nein! Just das Gegenteil ist wahr! Das Kleid ist so knapp, so eng, so fürchterlich unbequem, daß von Falten und Faltenverschiebung gar nicht die Rede sein kann; die kleinste Verschiebung wird gleich zum Platzen, zum Zerreißen von oben bis unten, zu einem Bloßlegen der nacktesten Blöße. Mit anderen Worten: es geht uns so hundeschlecht in dieser schlechtesten aller Welten, daß sich an unserem Ergehen gar nichts mehr herabmindern läßt; die allermindeste Herabminderung wird gleich zum Unglück, ja zum Bankerott. Wenn dein Thermometer, weil es um einen Grad sinkt, und deine Uhr, weil sie um eine Minute nachgeht, Cyan-

kali nehmen, so haben sie ganz recht; sie fühlen, daß sie die Anlage haben, auch beim Gefrierpunkte und beim gänzlichen Stillstehen anzukommen. Freilich steckt in dieser schlechtesten Welt auch ein klein wenig Gutes, aber — wie unser herrlicher Schopenhauer sagt — nicht mehr des Guten, als eben notwendig ist, daß sie überhaupt existieren kann. Noch ein klein wenig weniger Gutes und sie kann nicht mehr existieren! Sie ist knapp und dicht an den äußersten Rand der Unmöglichkeit hingebaut, wo sie bei einem Minimum von Gutem und bei einem Maximum von Elend just noch die letzte Linie von Möglichkeit findet; — eine Linie weiter und sie rutscht in den Abgrund der Unmöglichkeit auf Nimmerwiedersehen hinunter.

Ganz recht; so kenne ich die Lehre des Meisters. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Zu dem tragischen Gigantenwitze, womit Schopenhauer dieses Thema durchzugeißeln pflegt, finde ich eine Parallelstelle bei Lange, welche auch nicht zu verachten ist. Recht sehr nach unserem Geschmacke ist diese Stelle, — ich sage nach „unserem", obwohl ich sofort einen Gebrauch von ihr machen werde, welcher bloß der meinige ist. Lange sagt: Wenn ein Mensch, um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehre auf einer großen Heide nach allen beliebigen Richtungen abfeuerte; wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und alle versuchte; wenn er, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die überflüssigen Häuser dem Wind und Wetter überließe, so würde wohl niemand dergleichen zweckmäßig nennen, und noch viel weniger würde man irgendeine höhere Weisheit, verborgene Gründe und überlegene Klugheit hinter diesem Verfahren vermuten. Wer aber in den neueren Naturwissenschaften Kenntnis nehmen will von den Gesetzen der Erhaltung und Fortpflanzung der Arten — selbst solcher Arten,

deren Zweck wir überhaupt nicht einsehen, wie z. B. der Eingeweidewürmer — der wird allenthalben eine ungeheure Vergeudung von Lebenskeimen finden. Vom Blütenstaub der Pflanzen zum befruchteten Samenkorn, vom Samenkorn zur keimenden Pflanze, von dieser bis zur vollwüchsigen, welche wieder Samen trägt, sehen wir stets den Mechanismus wiederkehren, welcher auf dem Wege der tausendfältigen Erzeugung *für den sofortigen Untergang* das Leben so weit erhält, als wir es in dem Bestehenden erhalten sehen. *Der Untergang des Lebens*, das Fehlschlagen des Begonnenen, *ist Regel*; die „naturgemäße" Entwicklung ist ein Spezialfall unter tausenden; es ist die Ausnahme, und diese Ausnahme schafft jene Natur, deren zweckmäßige Selbsterhaltung der Teleologe so kurzsichtig bewundert!! Der Wettbewerb um das Fleckchen Landes, Glück oder Unglück in der Verfolgung und Vertilgung fremden Lebens bestimmt die Ausdehnung der Pflanzen und Tierarten. *Millionen* von Samentierchen, Eiern, jungen Geschöpfen *schwanken zwischen Leben und Tod, damit einzelne Individuen sich entfalten*. Die menschliche Vernunft...

Nun also! unterbricht mich der Pessimist, der sein Entzücken nicht länger mehr an sich halten kann. Das alles beweist ja...

Sehr wohl! Es beweist so viel, daß noch ein gutes Stück übrig bleibt — um *das Gegenteil* zu beweisen; ich meine das Gegenteil des Pessimismus. Bedenken wir folgendes, Freund Pessimist. Wenn die Situation des Lebens die möglichst schlechteste ist, wenn alle kosmischen Kräfte, welche zum Leben mithelfen sollten, so feindselig gesinnt sind, daß unter hundert Zeugen neunundneunzig das Leben anklagen und kaum einer es verteidigt, warum bleiben wir bei diesem Gedanken stehen? Müßte uns nicht eines Tages wie ein

neues plötzliches Licht der weitere Gedanke aufdämmern: Wie, wenn es ſich bei ſo bewandten Umſtänden überhaupt um das Leben nicht handelte? Wenn die Evolutionen der kosmiſchen Kräfte das Leben gar nicht beabſichtigten? Weil die Natur, indem ſie tauſend Lebenskeime vergeudet, vielleicht einen durchſetzt, ſo meint der Optimiſt, der Egoiſt ſollte ich ſagen, das alles handle ſich um ſein wertes Ich; die Natur mache dieſe Anſtrengungen bloß, um ſein holdes Antlitz zu ſehen, um das rote Band ſeines Knopfloches im Feuer des Veſuvs und in den Fluten des Ozeans ſich ſpiegeln zu laſſen. Tauſend Proletarier ſollten niedergeſchoſſen werden, um den Thron ſeiner Ichheit zu befeſtigen. Ganz ernſthaft! Aus dem ungeheuern Keimvorrat der Natur macht man einen Beweis für ihren ungeheuern Lebensdrang, wobei die Eitelkeit die gleichzeitige Vernichtung dieſer Keime mit ariſtokratiſcher Nonchalance ganz gemütsruhig ignoriert, weil nur ihr eigener Keim zum Leben durchdrang. Aber liegt es nicht auf der Hand, daß wir viel eher das Gegenteil ſchließen müßten? Zeigt dieſe koloſſale Keimverſchwendung, wenn man nur unbefangen und ohne die Brille der Eitelkeit ſehen will, nicht noch viel deutlicher, daß die Natur das Leben wegwirft, ans Lebendigmachen nicht denkt, ſich das Leben nicht im Traume einfallen läßt, das ihren todſäenden Händen gleichſam zufällig und unbewußt mit ſo vielem Tod auch einiges Leben zwiſchen den Fingern durchſchlüpft, und daß, wenn ſie ihre blinden Augen aufmachte, vielleicht niemand erſtaunter wäre, als ſie ſelbſt, ihr unermeßliches Totenreich hie und da von warmen und lebendigen Atemzügen unterbrochen zu ſehen? Gehen wir ins Gewiſſen! Anſtatt daß die Natur das Leben geſetzt, aber ſchlecht geſetzt hat, wie wäre es, wenn wir uns zu denken entſchlöſſen: die Natur hat es nicht geſetzt, ſondern wir und unſere eigene Vorſtellung ſetzen es? Wie wäre

das? Dann wären wir den Optimismus und den Peſſimismus zugleich los! Der Streit um die beſte oder ſchlechteſte Welt heiſcht ja doch den verſteckten Unterſatz: wofür die beſte oder ſchlechteſte Welt? Natürlich fürs Leben! Wenn man aber nun weiß, daß das keineswegs ſo „natürlich“ iſt, vielmehr, daß die Natur das Leben nicht kennt, das Leben nicht beabſichtigt, ſich aufs Leben nicht einrichtet, ſo wäre es ebenſo vernünftig, wenn ein Bierbrauer ein Salinenhaus für das ſchlechteſt gebaute Haus erklärte, weil er darin nicht Bier brauen kann, als es philoſophiſch, d. h. unphiloſophiſch iſt, vom Standpunkte des Lebendigen eine Welt für die ſchlechteſte zu erklären, in welcher die Natur zwiſchen Geburt und Tod bloß einen Ausgleich zweier entgegengeſetzt wirkender Kräfte ſucht, aber keineswegs uns. Wie ſeltſam! Kein Philoſoph, was ſag' ich, kein anſtändiger Menſch getraute ſich heute mehr Teleolog zu ſein, d. h. die Lehre von der Zweckmäßigkeit zu bekennen. Iſt doch vor mehr als hundert Jahren ſchon jener Hamburger Paſtor ausgelacht worden, welcher ſeine andächtigen Zuhörer bewundern ließ, daß der grundgütige Gott die großen Flüſſe auch immer an den großen Städten vorbeiführt! Die andächtigen Zuhörer wußten umgekehrt, daß die grundgeſcheiten Menſchen ihre großen Städte an die großen Flüſſe hingebaut haben. Es gibt keinen Schulknaben mehr, welcher ſich ausdrückt: die Natur wollte den „Don Juan“ und zu dieſem Zwecke erſchuf ſie Mozarts Gehirn. Er ſagt vielmehr: weil Mozarts Gehirn entſtanden, entſtand auch der „Don Juan“. Die Natur ſah nicht voraus, daß der Bock ſtoßen und der Vogel fliegen wollte, und gab darum dem Bocke Hörner und dem Vogel Federn; ſondern der Bock ſtößt, weil er Hörner hat, und der Vogel fliegt, weil er Federn hat. Das weiß nunmehr jedes Kind. Wenn es aber korrekt zu denken iſt, daß die

Natur nicht den Zweck des ſchiffahrenden, des muſizierenden, des ſtoßenden oder fliegenden Lebens hat, warum dürfte die letzte Denkkonſequenz ausbleiben, nämlich, daß ſie überhaupt nicht den Zweck des Lebens hat? Und was heißt die beſte oder die ſchlechteſte Welt anders als: die zweckmäßigſte oder die unzweckmäßigſte? So ſteckt denn im Optimismus und Peſſimismus noch immer ein Reſt der alten zopfigen Teleologie, und das iſt die gemeinſame Achſe, um welche ſich beide als Gegenpole bewegen. Als Gegenpole in der Stimmung, aber nicht im Prinzip! Natürlich iſt die Stimmung kein philoſophiſches Moment und ſo will der Gegenſatz eigentlich wenig bedeuten. Deshalb durfte ich ſagen: der Peſſimiſt iſt Optimiſt. Jener iſt mit dieſem einig — einig in der Wurzel, im Ausgangspunkte. Beide gehen davon aus, daß das Leben Weltzweck ſei und auf dieſen Zweck hin etabliert ſich ihr Streit über die beſte oder ſchlechteſte Welt. In dieſem Streite gibt es nur eine Schlichtung, nämlich die Achſe, um welche er ſich dreht, aus dem Ich hinaus- und in die Natur zurückzuverlegen, wo ſie dann augenblicklich verſchwindet. Aus dem hitzigen Fieber des Optimismus und aus dem kalten Fieber des Peſſimismus iſt uns gleicherweiſe Geneſung angebahnt in jenem ſpezifiſchen Indifferentismus, welchen die Natur gegen uns ſelbſt an den Tag legt und wenn wir dieſen Natur-Standpunkt gegen den Ich-Standpunkt annehmen, ſo haben wir, wie Oreſt im Hain zu Delphi, das Götterbild umfaßt, welches Rettung gewährt und die Furien zum Weichen bringt. Laſſen wir unſer eigenes Ich uns eine Erſcheinung ſein wie die Blume, der wir uns gegenüberſtellen, ohne leidenſchaftlichen Anteil für ihr Wohl oder Wehe. Abſtrahieren wir von uns! Ich ſage abſichtlich nicht: negieren wir uns. Schopenhauers Verneinung des Willens zum Leben iſt für eine ſpezifiſch ſo indifferente Tatſache wie das Leben eigentlich zu

ſtark. Sie ſieht bei dem leidenſchaftlichen Manne faſt aus wie der Haß der verſchmähten Liebe, wenn nicht gar wie eine jener Koketterien noch mitten in der Liebe.

Aber mein Freund, der Peſſimiſt, hat mich ſchon längſt wieder unterbrochen. Kann man noch unphiloſophiſcher denken? ruft er aus. Du unterſtellſt dem Peſſimismus die Zwecklehre. Die Natur ſoll das Leben bezweckt, aber den Zweck ſchlecht erreicht haben — daher Peſſimismus. Gar nicht! Das Leben iſt uns kein ſchlecht erreichter Zweck, ſondern eine ſchlechte Tatſache. Ob bezweckt oder nicht, das kümmert uns wenig. Genug, wir ſind da, wir haben Leben, ein Leben voll Übel, ein Leben mit ſchließlichem Tode, welcher allem Lebendigen das Verhaßteſte iſt. Mag ſein, daß uns die Natur das nicht mit „böſer Abſicht“ zugefügt hat; ihre Belebung war dann kein Verbrechen, aber noch mehr, nämlich ein Fehler. Es kann die Lebenswunde, die uns geſchlagen iſt, nicht alterieren, ob ſie ein Sehender oder ein Blinder geſchlagen hat. Die Wirkung iſt die nämliche. Ich kann mir z. B. vorſtellen, daß ein Blinder, mit einem Klümpchen Wachs ſpielend, zufällig etwas herausknetete, was einer höchſt gelungenen und boshaften Karikatur ſeines Fürſten gleichſah. Hat das Volk weniger gelacht, der Fürſt weniger ſich geärgert, die Polizei weniger Arretierungen vorgenommen, iſt weniger Unruhe, Lärm, übler Humor, zuletzt Aufruhr, Barrikaden, Marſchieren von Truppen, Brand von Fabriken, Blutvergießen, Elend und Unglück ins Land gekommen, weil die unſchuldige Urſache davon ein von einem Blinden veranlaßter Zufall war?

Hm, ein draſtiſches Bild! Aber ſollen wir ſchon in Bildern philoſophieren, ſo kann ich mir doch auch das Gegenteil vorſtellen. Wenn ein Tyrann mich gefangen ſetzt, ſo wird mein Zuſtand ein weſentlich anderer ſein, als wenn eine Schneelawine meine Alpen-

hütte verſchüttet und mich gleichfalls gefangen hält. Jene Gefangenſchaft wird mir ein Seelenleiden verurſachen, wie es z. B. der Peſſimiſt empfindet und ſo ergreifend zu ſchildern weiß; dieſe Gefangenſchaft wird meine Stimmung hervorbringen, die Stimmung des Indifferentiſten. Und endlich die Hauptſache! Wer auf dem Hohenasperg ſitzt, dem wird das Zölibat als ganz ſelbſtverſtändlich erſcheinen; unter dem Grabſiegel der Tyrannei mag ihm jede Lebensluſt ausgehen. Wenn dagegen Jeri und Bäteli in ihrer Alpenhütte verſchüttet ſind und nur einigermaßen mit dem Proviant ausreichen, ſo iſt mir um ihre Freuden in dem lebendigen Grabe nicht im mindeſten bange.

Aber genug für heute. Mein Vis-à-vis ſtellt ſoeben den Blumenſtock ans Fenſter zum Zeichen, daß es allein iſt, das Vis-à-vis! Leb wohl, Freund Peſſimiſt. Ich weiß mir da drüben einen Diwan, deſſen Rand, wie unſere ſchlechteſte Welt, allerdings ein Rand der äußerſten Unmöglichkeit iſt, aber doch ſo, daß er die letzte Linie von Möglichkeit noch zuläßt. Mit einem Worte — guten Abend!

Eine Prophezeiung.

„Neue Freie Preſſe", Wien, 25. März 1868.

„Was ſoll ich vom Konkordate ſagen? Ich glaube, Wien würde beleuchten, wenn das Konkordat aufgehoben würde." So laſen die Leſer unſeres Blattes am Sonntag den 9. Juni 1867 in einem Feuilleton, überſchrieben: „Öſterreichiſche Pfingſten." Im zehnten Monate dieſer Prophezeiung haben öſterreichiſche Oſtern die Erfüllung derſelben gebracht.

Es war eine Zeit der peinlichſten Ungeduld, dieſe öſterreichiſchen Pfingſten des vorigen Jahres. Ungarn jubelte, Weſtöſterreich ſtand in Erwartungen, welche faſt Zweifel waren. Die Ungarn hatten alles, wir —

hofften alles. Belcredi war abgetreten, für seinen außerordentlichen Reichsrat der ordentliche einberufen — soweit standen die Sachen hoffnungsvoll. Aber auch nicht besser. Die Hoffnung, überall grün, war in Österreich bereits grau geworden. Der Österreicher hatte sich längst darauf eingewöhnt, fast nach dem Verse Schillers zu hoffen: „Am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf.“ Man schämte sich bereits, zu hoffen, als ein Schwachkopf, welcher im Heute das Gestern vergißt.

Aber auch der geheime wirkliche Optimist, der Hoffnungsvolle aus Temperament — was hoffte er eigentlich? Die Abstellung ererbter Übelstände! Die Gutmachung dessen, was die Schlechtmacher schlecht gemacht! Und hier war es nun, wo der grimmige Galgenhumor des Bedächtigeren auflachte und die bittere Ironie der Verzweiflung in den „Österreichischen Pfingsten“ folgenden Gedankengang ausführte: „Ihr glücklichen Österreicher! Andere Völker sind schwer glücklich zu machen, denn man muß ihnen positiv Neues und Gutes zu ihrem Glücke bieten. Ihr seid schon froh, wenn euch aus dem schönen und reichen Vorrat eurer vielen Übel nur die Abstellung eines Übels versprochen wird. Weil euch der außerordentliche Reichsrat angedroht war, jubelt ihr schon über den ordentlichen, obwohl dieser noch keine Beschlüsse gefaßt und die Beschlüsse noch nicht sanktioniert sind. Weil euch die Einsperrung der Hauptstadt in einen Festungsgürtel angedroht war, werdet ihr die Zurücknahme dieser Maßregel bejubeln, obwohl damit in Laa und Klederling, in Inzersdorf und Siebenhirten alles beim alten bleibt.“ Und nun hieß es weiter: „Was soll ich vom Konkordate sagen? Ich glaube, Wien würde beleuchten, wenn das Konkordat aufgehoben würde! Und doch wäre auch das kein neuerworbener Gewinn, sondern bloß das Aufhören eines Verlustes. Die

Sachen wären eben wieder dort, wo sie im Jahre 1854 waren. Aber hatten wir 1854 Ursache zu jubeln? O, über das Glück, ein Repetentenvolk zu sein und 1867 sich auf die Bank zu setzen, wo man 1854 schon saß!"

Die Prophezeiung ist eingetroffen, aber — aus dem unerschöpflichen Born der Natur kommt nicht leicht eine Erscheinung so, wie sie die Reflexion vorherzusehen glaubte: sie kommt entweder besser oder schlechter. Große, mit Pomp und Enthusiasmus erwartete „Segnungen" zerfließen in der Wirklichkeit oft in nichts; kleine, mäßige und begrenzte Tatsachen brauchen oft nur ins Leben zu treten, um die Herren der Welt zu werden und an den Himmel zu wachsen. Wie ich vor einem Jahre dachte, so wird das Ausland heute noch denken. Was ist denn weiter geschehen? Die Österreicher sind ihr Konkordat los und stehen wieder beim Kaiser Josef oder Kaiser Franz. Wer im Ausland bloß unsere Zeitungen liest, wird kaum verstehen, was sich ereignet hat; wer an dem unvergeßlichen Samstag des 21. März 1868 auf dem Wiener Straßenpflaster das Ereignis nicht an der Quelle einatmete, wird es kaum zu fassen vermögen, daß dieser Tag ein Jahrhundert wert ist, daß jede Minute dieses Tages und dieser Nacht ein vergangenes Jahr gutmacht und ein künftiges vorausnimmt. Der Tag steht in der Mitte eines historischen Systems, wie eine Sonne in ihrem Planetenkreise. Denn das sind die Wirkungen großer Geschichtskrisen; was Hauptsache war, wird Nebensache, und die Zielpunkte erreichen unendlich mehr, als sie sich vorgesetzt haben. Man ging nach Eselinnen aus und trug Kronen heim.

Ein Ehegesetz mit weltlicher Färbung, ein Advokatenstreit über die Verbindlichkeit eines Vertrages — wie könnte der Kampf Barbarossas mit Rom noch schlichter auftreten? Und doch war es nichts Geringeres

als dieser Kampf, und Barbarossa hat gesiegt! Er hat gesiegt mit einem Heerbann von 65 Rittern. Das gedruckte Kanossa, wie unser Dichter mit seinem prächtigsten Tropus es nannte, ist zur Ruine geworden, die Geisterbastille Österreichs ist erstürmt. Sie ist erstürmt ohne Blut, mit einigen Zentnern Stearinkerzen! Nie war das Volk von Wien liebenswürdiger, nie die österreichische Gemütlichkeit anbetungswürdiger. Im festlichen Straßengewoge hörte ich einen Arbeiter zum andern sagen: „Wien schwimmt in einem Feuermeer, aber die schwarzen Herren haben auch allzu lang mit dem Feuer gespielt. Da haben sie's endlich." Das war alles. Kein rohes Wort gegen die dunklen Häuser des Erzbischofs und der Nunziatur, kein Steinwurf, keine Gewalttat! Die Besiegten waren heilig. Nie hat ein Volk seine Ketten schöner zerbrochen. Nie ist eine Revolution heiterer und sittlicher gemacht worden. Und eine Revolution war es. Ohne die Volksbewegung wäre die Herrenhausdebatte eine trockene Staatsaktion und vielleicht erfolglos geblieben. Das Volk stand auf, und sie ist Weltgeschichte geworden. Aber welch ein Aufstand! Freude und Lichter; nichts weiter. Wenn die keltische Rasse unter geistlicher Führung Bartholomäusnächte und unter weltlicher Septembermorde veranstaltet, immer aber mordet, so verstand Österreich Geschichte zu machen mit fröhlichen Herzen und leuchtenden Fenstern. Lassen wir den Parisern den Ruhm, daß sie an der Spitze der Zivilisation marschieren; die Wiener marschieren an der Spitze der Humanität.

Ausführlicher, als dieses Blättchen es kann, werden den 21. März die Leitartikel besprechen, noch lange besprechen, noch lange Stoff daran haben. Der Stoff ist unerschöpflich. Kaum möglich ist es, die Seiten, die er bietet, mit einem Blick zu überschauen. Wie gesagt, der Fall des Konkordates ist bereits Nebensache. Das

war verurteilt in ſeiner Geburt. Kein Denkender erkannte auf Lebensfähigkeit; ſein Leben war Öſterreichs Tod. Blut, Leichen, Schlachtfelder, rauchende Städte, Steuern, Schulden, Kreditverderb — ein wahres Elementarunglück war die Spur ſeines Daſeins. Es kam und ging wie eine Hagelwolke am Erntetag. Seine Erſcheinung mußte, ſo lange noch Chriſt und nicht der Antichriſt herrſchte, ihrer innerſten Natur nach vorübergehend ſein.

Aber bleibend werden die Wirkungen ſein, welche der Kampf um das Konkordat und die Erinnerung dieſes Kampfes unter uns zurücklaſſen. Unſer Herrenhaus iſt populär geworden! Wachen wir? Träumen wir? Gott ſegne Eure Lordſchaft! Hut ab vor Seiner Lordſchaft! Haben wir's wirklich gehört in unſerem guten öſterreichiſchen Deutſch? Wunder geſchehen. Wir haben auf dem Kontinente eine volkstümliche Pairskammer! Dieſe unſelige Erſte Kammer, dieſe Inſtitution, welche den ganzen deutſchen Konſtitutionalismus verdirbt, nicht weil ſie hemmend, ſondern weil ſie zwecklos, ſinnlos, überflüſſig iſt, eine Säule, die nichts trägt, ein Ornament, das nichts bedeutet, ein Faktor, der gleich Null iſt und womit die Gottesgnadenhöfe gleich Millionen rechnen, dieſe Erſte Kammer, welche jedem Nicht-Engländer ſeine Verfaſſung verleidet, weil ſie ein Schein, ein Gaukelſpiel, eine abſolutiſtiſche Marionette iſt: ſie hat in Öſterreich eine große ſtaatsmänniſche Aufgabe mit großer Freiſinnigkeit gelöſt! Unſer Herrenhaus iſt uns kein Fluch und keine Komödie, es ſieht aus wie ein Segen und wie eine Wahrheit! Damit hat der öſterreichiſche Konſtitutionalismus einen Vorſprung vor allen Verfaſſungsſtaaten des Kontinents und jenen majeſtätiſchen Zug von praktiſcher Größe gewonnen, der nur dem engliſchen eigen iſt. Wenn man angefangen hat, unſere Verfaſſung mit der engliſchen zu vergleichen und wir mit

schamrotem Lächeln uns ansahen, ob es Scherz oder Ernst sei, so dürfen wir künftig die Kühnheit haben, an den Ernst zu glauben.

Was soll ich von der Rehabilitierung zweier Männer wie Schmerling und Lichtenfels sagen? Zwar scheint das einzelne nur leicht zu wiegen im Gewinne eines großen Prinzipienkampfes; hier aber wiegt es doch nicht leicht. Es ist ein bitteres Weh, wenn ein junger Verfassungsstaat, welcher die Kadres seiner öffentlichen Charaktere noch aus dem Rohesten zu formieren hat, damit anfangen soll, die Kundigsten und die Erfahrensten als „eingefleischte Bureaukraten" kurzweg aus dem Etat zu stellen. Wem würde wohl bei solchen Verlusten? Wer möchte die Stunde nicht segnen, wo sie in den Reihen der Brauchbaren und Wirksamen sich wieder hervortun? Nichts ist einem konstitutionell neuen Volke wichtiger, als in der Politik den ganzen Mann zu studieren, den bequemen, aber spießbürgerlichen Kanon: Feind oder Freund, Gutgesinnt oder Schlechtgesinnt, sich gründlich abzugewöhnen, dagegen zu lernen, auf das feine, oft widerspruchsvolle Spiel der Individualität, ich möchte sagen, künstlerisch einzugehen und einem staatsmännischen Charakter jede Möglichkeit seines öffentlichen Nutzens haushälterisch abzugewinnen. Dazu hilft ein leichtsinniger Verruf nicht das mindeste; aber ein männliches Entgegenkommen, ein patriotisches Zusammenleben, wenn nicht mit Neigung, doch mit kluger Achtung, kann noch große Gewinne hereinbringen.

Aber den köstlichsten Ertrag dieses denkwürdigen Tages sehen wir wohl alle — in seiner politischen Temperatur. Diese Wärme kann nie wieder kalt werden. Die Tatsache, daß die Wiener ein Parlamentshaus umlagerten und ihre unermeßliche Hauptstadt beleuchteten einer Debatte willen, wobei es sich weder um Brot, noch um Steuern, noch um Krieg, noch um

Todesurteile, sondern einzig um ein geistiges Mündigkeitsrecht handelte: diese vom Himmel gefallene Tatsache kann nicht wie ein abgerissener Faden ohne Folge und Zusammenhang wieder verflattern. Ja, man könnte der Vorsehung die Absicht zuschreiben, sie habe die Konkordatsfrage nur als ein Mittel zu dem Zwecke benützt, an dem Zunder dieser populären Frage die Herzen der Österreicher für ihren Verfassungsstaat zu entzünden. Es ist gelungen! Die österreichische Hauptstadt hat politisch empfinden gelernt. Das österreichische Parlament aber tritt in eine Phase ein — wie ein vom Stapel laufendes Schiff, welches sich mit dem Meere berührt. Der Zimmermann kann ein Schiff zimmern, aber heben und tragen kann es nur das Meer. Die österreichische Verfassung ist flott. Das und noch weit mehr als der Fall des Konkordates ist die historische Errungenschaft des 21. März. Man wird von diesem Tage an „die neue Ära" nicht mehr wie einen verpönten Gemeinplatz aussprechen, sondern mit dem Gefühle der Wahrheit. Nicht eine oktroyierte und papierene neue Ära, sondern eine vom Volksherzen empfundene und lebendig erzeugte ist angebrochen. Jetzt ist sie wirklich erst angebrochen. Sie ist da, die Seele und die Bürgschaft jeder Verfassung, die einzige, die möglich ist, der Anteil des Volkes. Die Tausende, welche wehr- und waffenlos vor den Pforten ihres Parlamentshauses lagern, beschützen ihre Verfassung treuer als gähnende Nationalgarden in langweiligen Wachstuben.

Heil unseren Märztagen! Am 13. März 1848 war das Wiegenfest der österreichischen Freiheit, und zwanzig Jahre später, am 21. März 1868, bekleidete sie sich in leuchtender Schöne mit dem Kleide der Mannheit, mit der Toga virilis!

Klosterneuburger Weinranke.

„Presse", Wien, 15. November 1868.

Baß fängt es mich zu verdrießen an, daß des heurigen Jahres edler und glorreicher Weinsegen — es soll fast ein Elfer sein! — noch keine Feder gefunden hat, welche ein Blättchen unter dem Striche mit dem Lobe dieses Gegenstandes schicklich verzieren mag. Was soll ich dazu sagen, daß selbst der Freund, welcher an hiesiger Stelle Blattwart ist — nicht anders wüßte ich „Redakteur" zu verdeutschen — zum Weinlob des heurigen Jahres sich faul erfinden läßt und stumm als ein Fisch verharrt, er, welcher des Fisches Element mit nichten patronisieret, sondern vorzeiten, als seiner Fittige Schwung noch in edler Junggesellenfreiheit gefächelt, gar fleißig ausgeflogen nach Gumpoldskirchen, dem uralten Landeskleinod, um von Keller zu Keller, so lange das Faß nur laufen wollte, stets auf dem laufenden zu bleiben und unerbittlich nach dem Rechten zu sehen! Nicht ausdenken mag ich den Gedanken, daß Meister Ludwig,[1]) wie er sich zu Hymen bekehret, was gelobt werden soll, gleichzeitig zu Gambrinus abgefallen, was greuelhaft wäre; Tatsache aber ist, daß er schweigt, andächtigen Zechern zu schwerem Herzeleid schweigt, er, welcher vor allem berufen wäre, des heurigen Herbstes hocherfreulichen Weinruhm mit zieren und sinnreichen Worten in der Welt Annalen einzuzeichnen und zu verewigen. Was mich selbst betrifft, so habe ich leider mich unwürdig gemacht und die Ehre verwirkt, frommen österreichischen Zechern vor die Augen zu treten oder wohl gar mich mit Trinksprüchen unter ihnen hervorzutun; ich befinde mich vielmehr im Stande der Buße, ja der Ex-

[1]) Gemeint dürfte Ludwig Speidel sein. (D. H.)

kommunikation oder wenigſtens einer vom eigenen Gewiſſen auferlegten Kirchenſtrafe, nachdem ich letztlich in der Grafſchaft Görz vor den Zeugen beſetzter Tiſche und recht als ein öffentlicher Sünder mein weinbegnadetes, ehrenreiches Vaterland verraten und preisgegeben. Es war in den „drei Kronen“, der belobten Herberge zu Görz, als ich, mit dem Staube des Iſonzotales und großem Defizit aller leiblichen Kräfte ankommend, nach einer Flaſche des beſten Weines wie ein Kindlein nach der Mutterbruſt ſchrie, worauf der Kellner fraglich mich anging: „Böslauer? Grinzinger? Gumpoldskirchener?“ Fragen, welche den leichtſinnigen Frevel prövozieret, der mein Gewiſſen bedrückt. Wer nämlich ein warnendes Beiſpiel menſchlicher Herzensverblendung in ſein Gedächtnis eintragen will, der höre meine Antwort: „Was?“ rief ich, „hier an Italiens Schwelle, im zuckertriefenden Lande der ſüßen Furlaner Traube, ſoll ich die Weine des kalten Noricums trinken und nichts Beſſeres haben? Gebt mir vom hieſigen!“ Der Kellner verbiß den Widerſpruch dieſer Torenrede und brachte mir ſchweigend, aber lächelnd ein Foglietto vino nero, echteſtes Görzerblut. Ich, als ein durſtiger Hai, das erſte Glas einſchenkend und hinunterſtürzend — ſchwieg gleichfalls, aber lächelte nicht! Ich ſchwieg, um verlautbartes Elend nicht noch zu ſchärferem Lachkitzel hintanzugeben und in fremder, welſch-mauſchelnder Gaſtſtube wenigſtens das Dekorum germaniſcher Dummheit zu ſchonen; wer aber die Niedertracht ſchandbarer Eſſiggärung in ungeahnter Scheußlichkeit will kennen und verabſcheuen lernen, der ſchmecke einen Tropfen dieſes ſchwarzen beſtialiſchen Görzergiftes! Und war mir demnach klärlich erwieſen, daß die zarte Furlaner Traube und ihr wohlſchmeckender „Neuer“ bald nach den Honigwochen des erſten Jahres ſich links in die Eſſiggaſſe ſchlägt, ähnlich wie das ſüdliche Geſindel einer ſchönen, aber früh proſtituierten Jugend die Kriſis

der Mannbarkeit nicht anders aushält, als jählings in der Laster Pfuhl abrutschend und die Hoffnungen künftiger Früchte an des Teufels Schwanz hängend.

Eia, was für eine große und herrliche Sache ist es, wenn ein männlicher Zecher seines Weines himmlische Gottesgabe in hohen leuchtenden Ehren hält, ganz durchdrungen ist von seiner Tugend einzigem, unschätzbarem, mit nichts in der Welt zu vergleichendem Vorzug und, statt selbst ihn zu lästern, wie es dem armen Sünder zu Görz begegnet ist, jeden Lästerer, Neider und Anwoller im jachflammigen Ritterzorn senkrecht zu Boden schlägt, als es das Wetter den Halmen tut! Ein schön und erbaulich Ding ist das! Und weil ich selbst unwürdig bin, mit Sünde im Herzen die Gemeine zu lehren, so will ich mit einer fremden, aber spiegelnden und glänzenden Feder das Farbenspiel solch leuchtenden Beispiels in die Welt ausstrahlen lassen, indem ich, zwar nicht aus Österreich, das ich verunglimpfet, aber aus Moselland, wo meine Missetat unbekannt, ein Histörchen erzähle, ein lehrhaftes und ergötzliches Faktum, mit welch großartigem Sinn, dabei zartem und kitzlichem Herzen, ein treuer und gerechter Winzer vor dem Herrn seine Weinehre aufrecht erhält.

Der deutschen Reichsritterschaft Kanton Mittelrhein hatte bedeutende Interessen zu debattieren und zu des Geschäftes Abschluß seinen Syndikus nach Koblenz entsendet. Dem Kollegen den Aufenthalt zu versüßen, wurde Aufgabe des Syndikus vom Niederrhein, und er hat bei dieser Gelegenheit sich als das Muster eines aufmerksamen und freundlichen Wirtes gezeigt. Abgemacht waren endlich die Geschäfte und die Abreise des Syndikus vom Mittelrhein festgesetzt, da erbittet sich von ihm die Ehre zu einem letzten Imbiß der Kollege vom Niederrhein. Groß war die Auswahl der feinen Weine, welche der stolze Koblenzer seinem

Gaſte vorſetzte, Moſel- und Heckenweine, verſteht ſich. Denn zu jener Zeit verachtete man in Koblenz die Pfälzer-, fürchtete als Gift die feurigen Nahweine und verſtieg ſich niemals zum Rheinwein; der wäre ein unpatriotiſcher Luxus geweſen, unverzeihlich nach dem Dafürhalten jedes Moſellaners. In Moſel-, Hecken- und Saarweinen alſo taten die beiden Herren ein Erkleckliches, und von Probe zu Probe, von Glas zu Glas ſteigerte ſich des Mittelrheiniſchen Enthuſiasmus, ſo daß er zuletzt in feurigen Worten, ganz gegen ſeine Art, ihn auszuſprechen ſich veranlaßt fand. „Es iſt doch wunderbar," hub er mit glänzenden Augen an, „es iſt doch wunderbar, wie Gott ſeine Gaben austeilt. Sie haben die herrlichen Weine, wir an unſerem Vogelsberg erfreuen uns der unvergleichlichen Geiſenläschen!" — „Herr," fiel hier der Kollege ein, „ſo ich nicht in dem Gaſte mich ſelber ehrte, möcht' ich Sie wohl zum Fenſter hinauswerfen: inzwiſchen nehmen Sie für den abgeſchmackten Vergleich dies zum Andenken." Sprach's und applizierte dem Mittelrheiniſchen eine mächtige Ohrfeige, worauf er ihn unter Begleitung wuchtiger Rippenſtöße zwar nicht zum Fenſter, ſondern gaſtlichkeitshalber bloß zur Türe hinausſchmiß. Wütend rannte der Vogelsberger zum Hofgericht, eine fulminante Klagſchrift einreichend ob der ſchweren, faſt völkerrechtlichen Verletzung, welche in ſeiner Perſon der ganze löbliche Kanton Mittelrhein ſo ſchimpflich erduldet. Ohne Säumen wurde der Schuldige vorgeladen. „Ein leichtes wäre es mir," ſo hat dieſer zu Protokoll gegeben, „den Vorfall in Abrede zu ſtellen, da klagender Teil aller Zeugen ermangelt; das finde ich aber unter meiner Würde und daneben dem Tatbeſtand unangemeſſen, welchen ein echter und ehrbarer Moſellaner gar wohl ſich zu vertreten getraut. Urteilen Sie ſelbſt, meine hochzuverehrenden Herren, ob mir zugemutet werden kann, die Aſſimilierung unſeres himmliſchen

Göttertranks mit Vogelsberger Geisenkäschen in Geduld hinzunehmen.“ Und des Mannes gerechten Unwillen teilend, hat das Gericht den Kläger einstimmig abgewiesen.

Edle Zecher zu Klosterneuburg! Euch dediziere ich diese feine und auserwählte Historia, denn nicht zweifeln darf ich, daß in dem Keller des österreichischen Stiftes die Herzen so hochgemut schlagen, wie zu Koblenz am Moselfluß. Ei was für ein Glücksfall der Felix Austria ist es, daß mitten in dem trübseligen Monat November, in dem Monat, wo die Engelländer sich henken, unsern fröhlichen Wienern plötzlich ein heller und sonniger Maientag aufgeht, da sie unter den verschiedenen Weinblumen des Klosterneuburger Stiftkellers als in einem Frühlingsgarten zu sitzen kommen, um von Jahrhundert zu Jahrhundert das wiederblühsame Andenken eines alten Markgrafen zu feiern, der ihnen mit Recht als ein Landespatron vorleuchtet, dieweil er unser Österreich auf unzählige Weinstöcklein als auf eine Magna Charta fundieret, welche zu allen Zeiten die edelste Freiheit, nämlich die Sorgenfreiheit der Zecher gewähret, eine Freiheit, die sich schmecken, riechen, singen und tanzen läßt, dahero der sinnlichen Komplexion unserer werten Landsleute ganz besonders zusagend und ersprießlich ist. Lasset also in dieser schönen und exemplarischen Historie meinen Geist zu euerm Geiste sprechen, denn mit meiner Person werde ich am Tage Sancti Leopoldi[1]) im hintersten Winkel des Stiftskellers als auf einem Armensünderstühlchen sitzen und das Antlitz gerechterer Zecher meiden, so lange, bis ich mein strenges Gelübde erfüllet, das Buß- und Reuvotum, von Mailberg angefangen und bei Vöslau endigend, sämtliche Ausstiche unseres österreichischen Rebengeländes in Jahr und Tag fleißig durchzukosten und in mich

[1]) Wo auch das berühmte „Faßtrutschn“ stattfindet. (D. H.)

aufzunehmen, also und dergestalt, daß ich mit vaterländischer Weinehre gänzlich infiltrieret und imbibieret, für ewige Zeiten die Lust verliere, irgendein Weintröpflein auf Gottes Erde zu setzen über die Weine Österreichs. Wozu mir Gott seinen Segen verleihe!

Mein Kaisertraum.

„Presse", Wien, 26. November 1868.

Gestern nachts stand ich im Traume auf — ich hörte auf dem Korridor den gedämpften Schritt meiner Garden — ich hörte in der Antichambre meinen Adjutanten die Taschenuhr aufziehen — ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich sogar die Atemzüge meiner Eugenie hörte. Es träumte mir nämlich, ich sei Kaiser Napoleon. Ich begab mich an meinen Malachittisch, faltete ein Blatt Prince Wales-Paper, ergriff den goldenen Kiel meiner Stahlfeder und schrieb an den Redakteur des Avenir National folgendes eigenhändige kaiserliche Handbillett:

„Mein Herr! Ihr Gedanke, dem wackeren Repräsentanten Baudin ein Denkmal zu setzen, ist ein sehr glücklicher. Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, an der Ausführung desselben mich zu beteiligen, indem ich zu der von Ihnen eröffneten Nationalsubskription 10.000 Franks zeichne. Baudins Sache ist auch die meinige, die Idee, welche ihm heilig war, ist es auch mir. Die öffentliche Vernunft, welche mit sieben Millionen Stimmen unserem Frankreich seine heutige Regierungsform gab, hat den besseren Teil der Republik in das Kaiserreich hinübergerettet, indem sie mit der Freiheit die Ordnung verband. An dem Tage, an welchem Baudin fiel, konnte er noch nicht wissen, daß sieben Millionen Franzosen die Republik, für welche er fiel, selbst würden fallen lassen, jene Republik, welche ein Herd von Verschwörern war, ein Spielball

gefährlicher Utopiſten, ein Zankapfel zweier von der Nation ausgeſtoßener Dynaſtien. Ein Mann wie Baudin — ich bin es gewiß — würde heute mein treueſter Diener ſein, denn es iſt die gemeinſame Sache aller Patrioten, der Aufgabe des Kaiſerreichs zu dienen, dem Glücke Frankreichs, ſeiner Ehre nach außen, ſeiner mit Wohlfahrt, Ruhe und Ordnung gepaarten Freiheit im Innern. — Empfangen Sie deshalb, mein Herr, zu Ihrem ſchönen Unternehmen meine aufrichtigſten Glückwünſche. Möge das Denkmal Baudins allen Patrioten zur Nacheiferung dienen, wenn Frankreich — was ich nicht fürchte — einſt ſo unglücklich ſein ſollte, auch das Kaiſerreich mit den Leibern ſeiner Edlen decken zu müſſen. Ja Baudins Denkmal ſelbſt ſoll mein Herz und meine Hand ſtärken in der Durchführung meiner providentiellen Miſſion, die Wiederkehr ſolch trauriger Eventualitäten zu verhüten, die Reihe der Bürgerkriege in dieſem herrlichen Lande zu ſchließen und zu erfüllen, was frühere Regierungen bloß verſucht oder auch nicht verſucht haben: dem edlen und lebhaften Volke der Franzoſen die Freiheit zu geben, die ganze und volle Freiheit, aber vermindert um die Möglichkeit anarchiſcher Selbſtzerſtörung. — Möge Baudins Andenken leuchten! Möge dieſe Nation nicht aufhören, Bürger zu erzeugen gleich ihm, denn nur unterſtützt von ihrer Tugend wird es einem Regenten dieſes Landes möglich ſein, Zuſtände zu begründen, daß man unſerer Geſchichte nicht einſt nachzuſagen brauche: es iſt leichter für Frankreich zu ſterben, als für Frankreich zu leben. — Paris, im Palaſte der Tuilerien. — Den 4. November 1868. — Napoleon."

Als ich dieſes Billett geſchrieben hatte, ſchlief ich — wie Gott in Frankreich. Wer da weiß, was für ein Glück ein ſchöner und angenehmer Traum iſt, der ermeſſe, mit welcher Süßigkeit, ich möchte ſagen mit

welch gutem Gewiſſen ich weiter ſchlief. Ich hatte wieder einmal meine napoleoniſche Klugheit bewährt. Meine Feinde waren beſchämt. Der Mann, der aus ſeinem Grabe heraus mir den Krieg machen ſollte, war durch eine glückliche Wendung meiner Erfindungskraft mein Diener geworden. Die Oppoſition ſtand verdutzt. Sie wollte mir auf die Naſe hinauf ihre Denkmäler ſetzen — ich ſetzte mit! Die Oppoſition war außer Faſſung. Sie machte ein dummes Geſicht, ſie war lächerlich. Eine tödliche Niederlage in Frankreich! Mein Erfolg war vollſtändig. Die Imperialiſten rieben ſich die Hände und ſagten: Das hat er gut gemacht! Die Feinde machten Fauſt in der Taſche und murmelten wenigſtens: Das hat er ſchlau gemacht, der alte Satan! Und endlich die Epiciers, die guten gemütlichen Leute, welche gar nichts ſind, weder Feind noch Freund, weder Partei noch Gegenpartei, jene Biedermänner, welche Schnupftabak abwägen und Abſinth ausſchenken, ſchrieen in tauſend Butiken ihr: „Vive l'Empereur!“ Die Angſtmänner unter ihnen — und wer hat nicht Angſt in dieſer Klaſſe? — verſtanden meine verſteckte Drohung, daß auch das Kaiſerreich in den Fall kommen könne, ſich mit Menſchenleibern zu decken, daß ich aber in dieſem Falle noch immer der Mann meiner „providentiellen Miſſion“ ſei. Hu! Kopf unter die Decke! „Vive l'Empereur!“ Die Gemütlichen unter ihnen — und wer iſt nicht gemütlich in dieſer Klaſſe? — vergoſſen Tränen der Rührung bei dem glücklichen Schluß- und Effektworte, daß es leichter ſei, für Frankreich zu ſterben, als zu leben. Sie ſahen einen Schmerzenszug, einen Zug des Vorwurfs im Antlitz ihres gequälten, mit tauſend Nadelſtichen verwundeten Cäſars, und — was die Hauptſache iſt — ſie fühlten ein Körnlein Wahrheit darin. Kurz, meine Partie war gewonnen. Ich war entzückt von meinem Briefe. — Man verzeihe die Eitelkeit des Traumes. Man

weiß, der Traum kennt kein Maß, er malt Gegenstände und Empfindungen im äußersten Superlativ. Dafür ereilt ihn ja auch unerbittlich seine Nemesis, das Erwachen. Ich erwachte nun leider nicht in den Tuilerien, sondern in meiner chambre garni, mein Tisch war nicht Malachit, sondern Nußbaumholz, mein Federhalter nicht Gold, sondern Walfischgräte, meine Garden und Adjutanten waren auf die kleine, schwarzäugige Louise, und meine schöne spanische Fliege Eugenie war auf gar nichts reduziert.

Nur *eines* war kaiserlich geblieben in meinem dürftigen Zustande: meine Seele. Indem ich über den Brief nachdachte, von welchem ich so lebhaft geträumt, daß ich ihn noch morgens auf meinem Tische suchte, konnte ich den Goldglanz der Traumesmagie zwar ruhig an ihm verbleichen lassen, es blieb aber immer noch so viel übrig, daß ich auch mit nüchternen Sinnen empfand: er war eines Kaisers würdig. Ich begriff nicht, warum Napoleon nicht im Sinne dieses Briefes gehandelt. Wie politisch klug er gewesen wäre, hatt' ich mir schon im Traume nach allen Seiten hin ausgemalt; im Wachen aber fiel mir noch überdies auf, wie vornehm, wie edel, wie echt kaiserlich er gewesen wäre. Im Grund war er ja nichts als eine Variante des Themas, wie Friedrich und Josef die Pasquille gegen sich niedriger hängen ließen, damit sie das Publikum mit mehr Bequemlichkeit lesen könne. Es wird aber auch dieser Zug, so lang es Monarchen gibt, ein typischer bleiben, mit welch vornehmer Sicherheit echt monarchisches Gefühl sich zur Schau stellen muß. Wer anders handelt, ist kein Gentleman. Ja, der Parvenü benahm sich in der Sache Baudins als Parvenü. Seine Klugheit verließ ihn diesmal, weil ihn die vornehme Sicherheit seines Empfindens verlassen oder nie beseelt. Er ergriff die unglückliche Wahl einer kleinlichen und erfolglosen Rachsucht, er ging auf eine Verfolgungs-

jagd aus, bei welcher es ſchwer iſt, das Ridikül zu vermeiden, weil man ſtatt des Zepters — den Fliegenwedel zu führen ſcheint.

Denkt man in dieſer Richtung weiter nach, ſo kommt man auf ein Reſultat, welches ſonderbar ſcheint, welches aber in der Geſchichte der Monarchien alsbald wie ein Naturgeſetz, wie ein Schlüſſel vieler Erſcheinungen ausſieht. Man glaubt nämlich zu entdecken, daß die Völker weit mehr äſthetiſch als ſittlich empfinden. Man kann oft verzweifeln, wie ſie Jahrhunderte lang jede Mißhandlung der Idee des Guten dulden; aber es überraſcht, wie empfindlich ſie in der Regel für die Idee des Schönen ſind, für den äußeren Anſtand, für den Schein der Vornehmheit und der Würde. Die exponierteſten Herrſcher ſind nicht diejenigen, welche gehaßt und gefürchtet, ſondern diejenigen, welche verächtlich werden. Die Völker ertragen an ihren Herrſchern leichter die Schlechtigkeit als die Gemeinheit. Am Ende war die engliſche Eliſabeth eine ſo ſyſtematiſche Heuchlerin, wie der bürgerliche Parapluiekönig Louis Philippe; die ruſſiſche Katharina um kein Haar beſſer, als die ſpaniſche Iſabella; aber die erſteren dieſer königlichen Perſonen hatten Züge von Glanz und Größe, welche den letzteren fehlten. Und jene ſind nicht nur möglich, ſondern ſogar beliebt und vergöttert geblieben; dieſe wurden verjagt. Speziell von der ſpaniſchen Iſabella läßt ſich ganz buchſtäblich ſagen, ſie fiel nicht als reaktionäre Königin, ſondern als — Weib. Nun iſt es freilich leichter, Kronen zu erben oder zu ſtehlen, als durch die Gnade der Natur ſie geſchenkt zu bekommen. Dieſer Umſtand iſt das Verhängnis der Monarchien und ihre Achillesferſe. Niemand hat dieſe Wahrheit nackter und ſchneidiger ausgeſprochen, als Mommſen in folgender Stelle ſeiner römiſchen Geſchichte: „Unter allen kläglichen Rollen gibt es keine kläglichere als die, mehr zu gelten als

zu ſein; und es iſt das Verhängnis der Monarchie, da doch kaum alle tauſend Jahre im Volke ein Mann aufſteht, welcher nicht bloß König heißt, ſondern auch iſt, daß dieſe Kläglichkeit unvermeidlich an ihr haftet."

Ein ruhiges Wort.

„Preſſe", Wien 10. Dezember 1848.

Wenn ich mit allem Aufwand meiner prächtigen plebejiſchen Körperkräfte meine forcierten Sommerwanderungen mache, — ich fahre ſelten, das Fahren iſt in der Naturliebe ſo impotent, wie die platoniſche Liebe; ich muß Erde unter meinen Füßen haben, ſoll ich ſie fühlen und genießen — wenn ich im Staube der Landſtraße, im Schweiße meines Angeſichtes, unter der Glut der Mittagsſonne, hungrig und durſtig oder vergiftet von den Bauernküchen unſerer öſterreichiſch-karaibiſchen Nichtkultur, Meile für Meile, ſo lange das Licht am Himmel weilt, mein Fußgänger-Rigoroſum mit großer, aber ſchier halsbrecheriſcher Auszeichnung ablege, daß mir oft ſelber bei meiner Gottähnlichkeit bange wird und der geräderte Leib ſich fragt: warum all dieſe Arbeit? ſo habe ich allerdings eine Antwort, deren Gültigkeit ſchon im dritten Jahrtauſend der alte, dauerhafte Äſop bewährt; ich ſage mir dann: Du biſt die fleißige Ameiſe, welche Vorräte für den Winter ſammelt.

Und wahrlich, ſo iſt es! Der Winter kommt, die hohe, heiße Sonne ſteht niedrig und iſt kalt. Der Schweiß iſt getrocknet, die klopfende Schläfe pulſiert ruhig, die Bauernwirte vergiften nur noch ſich ſelbſt und all meine Meilenſteine liegen zwiſchen dem Fenſter und dem Kamin bloß fünfzehn Schritte auseinander. In der Mitte aber ſteht die große Haltſtation, die Chaiſelongue: Aufenthalt ſechs Monate!

Jetzt fangen die Geiſter an, was Leibesarbeit errungen, mühelos-rückſchauend zu genießen. Die Vor-

ratskammern des Sommers berühren ſie mit der magiſchen Springwurz, Schlöſſer und Riegel werden lebendig, auftun ſich unſichtbare Türen und Alpen und Seen, Waſſerfälle, Tannenwälder, Lichtungen, Grasmatten, Sennhütten, Sägemühlen und Eiſenhämmer erfüllen den Raum eines geſchloſſenen Auges! Und auf der Alpenhöhe dort droben liegt ein Geiſtmann mit ausgeſtreckten Gliedern, welche nicht mehr ſchmerzen, im Abendrot, welches keine Sorge fürs Nachtlager kennt, an der Seite der ſchäumende Bach, oben das glimmende Sternlein, unten der ſchaurige See wie ein grünäugiger Drache! Wer nennt die Wonne ſeines Liegens, die Fülle ſeiner Betrachtungen?

Erhabner Geiſt, du gabſt mir alles,
Worum ich bat.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen!
Du führſt die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen,
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend, Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift,
Daß ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt und meiner eignen Bruſt
Geheime, tiefe Wunden öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden aus dem feuchten Buſch
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

Und eine Leidenſchaft erwacht, eine Sehnſucht faſt wie Gewiſſensangſt, dieſen Bildern wieder zuzuſtreben, der Berg- und Waldluft Deine Sinne wieder zu öffnen, denn jeder Erdentag iſt ja verloren, der ſich künſtlich auf Granit- oder Parkettwürfeln abſpinnt und nicht auf dem Naturboden, aus welchem das Gras wächſt. Und doch! Um zu dieſer geſammelten Kraftfülle, zu

dieſem tiefen, männlichen Ernſt Deiner Naturempfindung zu gelangen, haſt Du die größere Hälfte Deines Lebens zugeſetzt und kaum zwanzig oder dreißigmal wirſt Du noch hinausgehen, wo die Alpen glühen und der Tannwald grünt und dann iſt alles, alles zu Ende!

Traurig, wie kein Wort es ausſpricht! Wahrlich, es iſt leichter, vom Menſchenleben Abſchied zu nehmen, als vom Erdleben! Ich kann es mir eher noch denken, daß ein Schiller mitten im „Demetrius“ zu Staub werden, daß ein Nikolaus mitten im wogenden Völkerkampf um ſeine pontiſche Feſtung ſein Ohr ſtatt den Eſtafetten den Würmern leihen muß, als daß ich denken kann oder mag, wie der Mond nicht mehr ſcheint, das Rohr nicht mehr flüſtert, der Seeſpiegel zwiſchen den Felswänden und Wälder und Wolken einem brechenden Auge verſchwinden. Wenn mit der freudig brüllenden Kuh der Almſenne um die Wette jauchzt, wenn auf bemooſtem Stein der Angler ſitzt und in einer Spannung, welche kein Drama erreicht, die ſcheue Forelle erwartet, was vermöchten Schiller und Shakeſpeare, um das Gefühl dieſer Exiſtenzen zu ſteigern? In der Höhe der Alpenroſen gibt es einen Ort, wo Homer nicht mehr ſagt, als der balzende Auerhahn und die Pontuskämpfer, welche heute Sulla und Mithridat, morgen Caurobert und Nikolaus heißen, mit dem Schnappen des Fiſchreihers nach dem Fiſche im Range noch nicht einmal gleichſtehen.

Warum hat noch keiner den Ahasver in dieſem Sinne gedichtet? Ich glaub' es ihm ja, daß ihm Religionen und Religionskriege, Könige und Kaiſer, Fortſchritt und Rückſchritt, Entdeckungen und Bücher langweilig werden bis zur heulenden Verzweiflung; aber legt ihn auf eine Alpe hinauf, laßt ihn zuſehen und immer zuſehen, wie die Wolken treiben, die Tannen grünen, im Mondlicht die Kalkfelſen und in der Sonne die Waſſerfälle ſchimmern! Laßt ihn aufgehen in den

Elementen. Laßt ihn aufgehen in der wonnevollen Langweile des Erdlebens.

Ja, es ist leichter, vom Menschenleben Abschied zu nehmen, als vom Erd- und Naturleben. Man sollte mit dem Tode nicht ganz sterben, sondern nur halb. Oft, wenn ich einen Wildbach hinaufsehe, wie er in schäumenden Kaskaden aus grünen Klüften daherkommt, einen Weg, den in tausend Jahren kein Menschenfuß und den er selbst, der wildlockige muntere Springer, in jeder Sekunde trifft, dann denk' ich bei mir: warum kommt der finstere, mißgünstige Tag, der mir die genügsame Freude dieses Anblicks versagt? Mögen sie über die Beresinabrücke des Todes hinabtaumeln, welche bis an die Ellenbogen frech und räuberisch in die Zwecke des Lebens hineingreifen; aber laßt mir ein Leben, welches nichts will, als das Wasser fließen und den Morgen- und Abendhimmel sich röten sehen. Mache der Tod ein Wesen aus mir, welches kein Mensch mehr ist, welches die Schlacht bei Austerlitz von einem wimmelnden Ameisenhaufen, den Alexander Newsky-orden von einem Rettigbonbon, ein Frauenauge von einem Glassplitter und eine Ausgabe Shakespeares von den Werken Castellis nicht unterscheiden kann; aber er lasse mir etwas übrig, das im alten vertrauten Tannenwald herumgeistert, das an Bächen liegt und in die Wolken starrt. Und wenn ich nach manchem Jahrhundert auch dieser wilden Schönheit des Naturlebens die Menschenhand anmerken muß und mit dem bärtigen Schrätlein sagen kann:

Wie ist doch der Geist auf dem Sarstein so alt,
Sah ihn neunmal als Wiese und neunmal als Wald —

dann mag auch dieses Wesen, gesättigt vom Elemente, woran ein kurzes Menschenleben sich nicht sättigt — verschwinden, verduften, vergehen! —

So phantasierte ich auf der Chaiselongue in mein Kaminfeuer hinein, da zischelte mirs ins Ohr, da grinste

mirs ins Geſicht; ich ſah und hörte die widerliche Freundlichkeit jener wohlbekannten, wohlverhaßten Geſtalt, welche dem Generalpächter aller menſchlichen Gemütsſchwächen angehört. Alſo beſchleicht auch Dich, Unüberwindlichen, ſagte ſie, ein Wunſch und eine Sehnſucht, unter irgendeiner Form an irgendeine Art von Unſterblichkeit glauben zu können? Wenn dem ſo iſt, warum verfolgſt Du mich? Wer hat die Form und die Art dieſes Glaubens reiner, vollkommener, wirkſamer, durch ewige Verheißungen gewiſſer und zweifelloſer als ich, die Kirche? Kehre zu mir zurück, Du Verirrter; glaube und Du haſt, was Du ſuchſt.

Ich war in einer Stimmung, welche die Verſucherin nicht milder wünſchen konnte. Als ob ich zu einem Weſen redete, welches ſo gut und gerecht wie ich ſelbſt ſein könnte, antwortete ich ungemein ruhig und gelaſſen: Du biſt mit Deinem Glauben an die Unſterblichkeit, ich weiß es, die größte Wohltäterin und das höchſte Bedürfnis des Menſchengeſchlechtes. Ich habe nie geglaubt, daß Du eine Betrügerin biſt, die bei den Menſchen ſich eingeſchlichen, ſich ihnen aufgedrängt hat. Im Gegenteile, die armen, ſchwachen Menſchen haben Dich eingeſetzt mit dem ausdrücklichen Auftrag: Komm, ſcheuche mir die böſen, böſen Gedanken von der Stirne, welche zu denken mir leider angeboren iſt. Sie führen überall an den Abgrund des Todes hin, vor welchem mir ſchwindelt. Gib mir die Hand, leite mich zurück von den Abgründen, halte mich in jener glücklichen Mitte, wo ich nicht mehr denke, ſondern duſte und träume. Ich fürchte mich vor mir ſelbſt. Schütze mich vor mir ſelbſt, entwaffne mich, nimm mir aus der Hand die ſcharfen, ſpitzigen Gedanken, die mich ſtechen und gib mir dafür gemalte Bilder, ſchöne Anekdoten, ſchmeichelhafte Märchen. Ich will glauben, ich will glücklich ſein.

Nun alſo? rief die Erſcheinung mit heißem, gierigem Atem in mich hinein und die Flammen des Kaminfeuers beleuchteten ſie unheimlich.

Ich fuhr fort: Das ſagte die Menſchheit; was ſagteſt Du? Du nannteſt den Preis, für welchen der Fluch des Denkens abzukaufen, der Friede der Seele einzukaufen. Du ſagteſt: ich kann Dich von dem Todesabgrund nicht zurückführen, wenn Du mir nicht die Ketzer ausliefereſt, welche Dich an den Abgrund immer von neuem hinführen. Ich brauche hunderttauſend Menſchen, um ſie im Feuer zu verbrennen. Die Menſchheit gab ſie. Es waren gute Menſchen, weiſe Menſchen, edle Menſchen, ſchöne Menſchen; die Menſchheit ſprengte Jahrhunderte lang ihr beſtes Blut auf Deine Scheiterhaufen, wie man köſtliche Öle auf den Ofen ſprengt. Aber kein Wohlgeruch kam daher, es kam ein greulicher Mißduft. Die Menſchheit fing an ſich zu entſetzen, ſich zu ſchämen, ſich zu erbarmen. Und wenn es nun doch nicht gewiß wäre? ſagte ſie. Dann hätten wir all dieſes Blut unſchuldig vergoſſen und nicht nur die Krone der ewigen Seligkeit nicht erreicht, ſondern auf Erden ſogar das Glück des guten Gewiſſens verſcherzt. Ein ſchlechtes Geſchäft! Und die Menſchheit ſagte zu Dir: Höre, Dein Preis iſt mir zu hoch; kannſt Du's nicht wohlfeiler tun? Du verzogſt den Mund und antworteteſt langſam, zaudernd und widerwillig: Nun wohl, ich will nicht mehr die Menſchen verbrennen, ſondern nur ihre Bücher. Laß mich wenigſtens die Bücher der Gottloſen durch Henkershand verbrennen.

Ein kulanter Preis in der Tat! Wer möchte für die ewige Seligkeit nicht ein paar ſchäbige Bücher hingeben? Und lichterloh brannten die Bücher der Gelehrten und Denker. Leider nicht alle! Hin und wieder ſchlüpfte eins durch und verirrte ſich in die unrechten Hände, vor die unrechten Augen. Erſtaunen über Er-

ſtaunen! Man fand ſie nicht nur nicht gottlos, ſondern voll des Gottes! Von der Vernunft war ein mäßiger, vorſichtiger, ſich ſelbſt überwachender Gebrauch gemacht, ein Gebrauch, der ſich beſtändig an den Tatſachen kontrollierte. Ach und nun vollends die Tatſachen, die leidigen, unverbrennlichen Tatſachen! Es war ja buchſtäblich wahr, daß der Götterblitz kein Haus anzünden konnte, auf welches der Erdenwurm Franklin ſeinen Blitzableiter geſetzt. Ja die Prälaten und Biſchöfe ſelbſt, die ſich ihre Reſidenzpaläſte doch viel wirkſamer durch das bloße Gebet ſchützen konnten, ſetzten Hebens und Sterbens halber den Blitzableiter des Proteſtanten darauf. Da ſagte die Menſchheit: Und wenn es nun doch nicht gewiß wäre? Dann hätten wir für die unerforſchlichen Geheimniſſe der überirdiſchen Natur die ganze Fülle der irdiſchen hingegeben, jener Natur, die wir gar wohl erforſchen, benützen und zu Millionen der wichtigſten Vorteile uns dienſtbar machen können. Ein ſchlechtes Geſchäft! Die Bücher unſerer Philoſophen und Naturforſcher ſind ein zu hoher Preis; kannſt Du's nicht wohlfeiler tun? Du machteſt ein ſaures Geſicht und murrteſt verdrießlich: Nun wohl, ſo will ich auch die Bücher nicht mehr verbrennen, aber wenigſtens verhindern, daß ſie geſchrieben werden. Schicke mir Deine Kinder in meine Schule.

Endlich der niedrigſte Preis! Wer möchte die Rangen auf ein paar Stunden nicht los ſein und unter menſchlicher Aufſicht wiſſen? Und daß die Eltern dafür ſelig werden, das iſt nun vollends entzückend. Wirklich, Kirche, diesmal biſt Du liebenswürdig.

Da flogen Bomben und Granaten, Feuer wirbelte auf, Leichen trieben im Strome, Blut ertränkte das Land, in den Häuſern aber fehlte das Brot, Geld und Gut zerrann, alles wankte. — Was geſchieht? Geht die Welt unter? Iſt der jüngſte Tag da? Nein; ein Kulturvolk iſt da, ein Kulturvolk in Waffen. Es will

das Naturgeſetz an uns vollſtrecken, nach welchem jede niedere Kultur in einer höheren aufgeht.

Rettung! Rettung! Wir wollen nicht aufgehen. Intelligenz her! Wiſſenſchaft her! Schulen her! Heraus mit unſern Kindern aus euern ſeligmachenden Schulen, wobei wir zugrunde gehen!

Es tut mir leid, meine Liebe, aber ſo ſteht die Partie. Wie geſagt, ich bin kein Nationaliſt, kein Aufklärer, kein Freigeiſt, ich habe Dich nie verleumdet, daß Du den Fortſchritt der Menſchheit aufhältſt, ſondern ſtets erkannt, daß die Menſchheit aufgehalten ſein *wollte*, die Vernunft iſt ihre Lokomotive, aber Du biſt ihre Bremſe. Alſo etwas Wohltätiges, Nützliches, ja Rettendes. Du biſt gar nicht zu entbehren. Nur ſchade, in dieſem Augenblicke wird eben *nicht* gebremſt. Im Gegenteile. Man hat ein paar koſtbare Zugſtunden verſäumt und fährt mit doppelter Kraft. Das iſt alles. Wer möchte Dein Feind ſein? Gott bewahre!

Wenn einer, ſo bin ich es, welcher durchdrungen iſt von dem tiefen Gefühle, daß Du dem armen, armen Menſchenherzen die köſtlichſten Güter zu bieten haſt. Bezahlten ſie Dir Deine Preiſe, mir könnt' es ja recht ſein. Aber ſiehe, man zahlt ſie eben nicht. Was geht's mich an? Und im Grunde — was geht's Dich ſelbſt an? Es iſt ja nur des Käufers eigener Schaden, wenn er unſchätzbare Güter konſequent herunterhandelt, bis ſie endlich gar nicht mehr zu haben ſind. Was Dich ſelbſt betrifft, Du für Deine Perſon haſt ja keinen Vorteil bei dem Handel, nicht wahr? Und Du biſt dem armen verblendeten Käufer auch nicht böſe, wirſt nicht zornig, wütend, aufgeregt, leidenſchaftlich, tobſt, ſchmähſt, ſchimpfeſt, drohſt, ärgerſt Dich nicht, daß der Handel ſeinerſeits nicht zuſtande kommt, denn Du haſt ja keinen Vorteil bei dem Handel — nicht wahr? Nicht wahr?

Also gib mir die Hand und laß uns ein ruhiges Wort reden. Du hast mich in weicher Stimmung gefunden, vielleicht verstehen wir uns. Wenn Du mir den Glauben verschaffen kannst, daß ich ein paar hundert Jahre nach dem Tode noch ein bißchen Geist oder Seele im Salzkammergut bin, so läßt sich schon reden von der Sache; vielleicht machen wir das Geschäft. Aber — der Regulator jedes Geschäfts ist Angebot und Nachfrage, Du weißt es. Du mußt mich nicht überteuern. Nicht umsonst habe ich Deine Preislisten in der Weltgeschichte nachgeblättert und die Ehre gehabt, Dir zu zeigen, wie Deine Preise gewichen sind und wie niedrig sie heute stehen. Ich will davon profitieren. Unsere Position, Du siehst es, steht so: Du bist nicht mehr der Meistfordernde, wohl aber ich der Mindestbietende. Also — was kostet Dein Glauben?

Die Antwort war ein Getöse, eine Erschütterung, als ob die wilde Jagd durch die klirrenden Fensterscheiben brauste. Hinaus aus den Städten! heulte es im Sturme, nur in den Seitentälern von Tirol ist noch Sicherheit. Sonst haben sie uns Haß, Leidenschaft, Feindseligkeit gezeigt — das waren noch goldene Zeiten! Jetzt sprechen sie ihre fürchterlichen „ruhigen Worte" und jetzt ist alles, alles aus!

(Man lese Kürnbergers Äußerung in dem Feuilleton „Von Hebbels Moloch". D. H.)

Von Hebbels Moloch.

„Presse", Wien, 22./23. Dezember 1858.

Wie schwer ist ein Volk zu begreifen! Wie unauffindbar ist der Nenner zu dem Zähler der Kräfte, Talente, Neigungen und Tendenzen jedes einzelnen! Gewichtige Denker haben den Charakter eines Volkes oft im entgegengesetztesten Sinne definiert und jeder von ihnen schien recht zu haben. Zum Beispiel, was

iſt der Wiener? Wer charakteriſiert ſeinen Volksgenius erſchöpfend und ohne Reſt, daß nichts fehlt und nichts übrig bleibt? Ihr ſagt, nur die Tatſache ſelbſt. Wie die Athener in der Kunſt, die Römer in der Politik, die Pariſer im Salon, die Berliner in der Philoſophie ihre Kraft konzentrierten und das Objektivbild ihrer ſelbſt zu einer höchſten klaſſiſchen Vollendung ausarbeiteten, ſo brauchten wir nur zu ſehen, worin die konzentrierte Kraft der Wiener ſich ausprägt. Aber ſiehe — wir ſehen nichts. Wir finden nichts, was mit einem einzigen Worte ſich nennen ließe, wir finden das Neunwort von Wien nicht. Alſo fehlte überhaupt eine beſtimmte und hervorragende Kraft? Wäre der beſtimmende Zug unſeres Charakters die Unbeſtimmtheit? Die Flachheit, Leerheit, Verſchwommenheit? Unmöglich! Damit iſt und *bleibt* man nicht die älteſte hiſtoriſche Stadt, welche in ununterbrochener Kontinuität vom Römerlager des Kaiſers Mark Aurel bis auf heute lebt, wächſt und blüht. Viel eher dürfte das Wahre ſein: was andernorts *eine Kraft* iſt, das ſind bei uns *Kräfte*; was andernorts *ein Geiſt* iſt, das ſind bei uns *Geiſter*. Und es iſt keine Lebens-, nur eine Glücksfrage, ob die Kräfte kriſtalliniſch zu einer Kraft *zuſammen*ſchießen oder ob ſie *auseinander*, vielleicht *gegeneinander* gehen.

Ich hab's! ruft der Ethnograph der Oberfläche; wie kann man auch nur durch Aufwerfung einer ſolchen Frage die Leute verblüffen? Die Frage iſt ja längſt beantwortet. Die Nationalkraft der Wiener iſt die Lebensluſt; das Neunwort von Wien heißt *Unterhaltung*. Was in Berlin die Geiſtreichigkeit iſt mit ihren Typen Rahel und Bettina, das iſt in Wien die Unterhaltung mit ihren Klaſſikern Neſtroy und Saphir.

Wahres, aber nicht die Wahrheit! Wenn ich nur mich ſelbſt und meiner eigenen Hände Tat anſehe, ſo finde ich ſchon einen Widerſpruch dazu. Z. B. in der

Literatur wäre das spezifische Organ der Unterhaltung doch unstreitig das Feuilleton. Wie auffallend und fast dämonisch ist aber die Tatsache, daß just die Wiener ein Feuilleton vertragen, welches ernster, strenger, schwerer und denkender ist, als irgendein Feuilleton in der Welt! Und „vertragen" ist noch zu wenig gesagt. Meine eigene Erfahrung belehrt mich, daß ihr Genuß daran nicht ein passiver, sondern ein tätiger ist, daß sie teilnehmen an ihrem Feuilleton, daß sie es mitleben. Das deutet auf Strömungen von Kräften, auf Mannigfaltigkeit der Geister, deren Unterhaltung doch weit — über die „Unterhaltung" hinausgeht.

Ich bin den Lesern des Wiener Feuilletons nach und nach Dank schuldig geworden, den ich schwerlich je abtragen kann. Wie kann man sich würdig für jene Teilnahme bedanken, welche just darum so erfreulich ist, weil das — bedenkliche Geständnis zu machen wäre, daß man im Grunde auf sie nicht gerechnet, sich um sie nicht beworben hat? Und doch ist es so. Kein Mensch kann weniger Fähigkeit haben, seinen Leser zu studieren, ihm entgegenzukommen, ihm angenehm und gefällig zu sein, und wenn er diese Berechnung versuchte, keiner würde den Versuch schlechter bestehen als ich. Ich spreche mit dem Leser, wie Robinson Krusoe mit Winden und Wellen. Ich spreche mit mir, nicht mit ihm. Ich halte Gedankenmonologe. Und doch habe ich Zuhörer. Die Luft, in welche ich spreche, ist voll Echos. In wiederholten Fällen haben mir Zuschriften aus dem Publikum bewiesen, daß man in dieser scheinbar so frivolen und zerstreuten Bevölkerung dem Feuilleton die kühnsten Zumutungen machen darf und immer Geistesverwandte sich finden, welche in jede Höhe und Tiefe mit Leichtigkeit, ja mit Leidenschaft folgen. Oft, wenn ich auf den steilsten Pfaden ganz einsam herumzuklettern glaubte, sah ich mich von dem

und jenem begleitet, nicht ſelten von zarten Frauenfüßen. Noch heute bin ich einer Dame Antwort ſchuldig auf eine ſehr präzis und durchdacht geſtellte philoſophiſche Frage, die ſie aus Veranlaſſung eines meiner Sommerfeuilletons ſtellte, und gerne ergreife ich dieſe Gelegenheit, wenigſtens den guten Vorſatz der Beantwortung immer noch auszuſprechen.

Und wie viel bin ich meinen Leſern ſchuldig geworden ſeit meiner letzten Berührung mit ihnen, „Ein ruhiges Wort!“ Die ganze größere Hälfte dieſes Aufſatzes fand ich ſelbſt ſo unerlaubt ernſthaft, ſo tief tragiſch gefärbt, daß ich diesmal gar ſehr — auf die Winde und Wellen rechnete. Aber mehr als je hallte mir das Echo der Menſchenſtimmen zurück und in drei Tagen erhielt ich acht Zuſchriften darüber. Einige waren unbedingt zuſtimmend, andere wünſchten dieſes und jenes noch lehrhafter ausgeführt — wahrſcheinlich Frauen, welche erſt in der Schule des Lebens den Betrug der Mädchenſchule entdecken — der achte und letzte aber faßte mich mit einer überraſchenden Flankenbewegung von einer ganz neuen Seite. Die Buchſtaben, eine ſturmfeſte Garde, und nur vom Zahne der Zeit gelockert, die Schrift freskengrob, aber Licht und Schatten doch richtig, faſt zart nuanciert, der Sinn gläubig, aber human, weltklug, ja ſchalkhaft — ſo vermute ich in dem Briefe des Schreibers einen alten Joſefiner, der noch ohne Brille ſchreibt und vor allem ohne Brille denkt. Leider kann ich ſeinen Brief nicht buchſtäblich wiederholen, vielleicht verriete manch charakteriſtiſche Wendung den Anonymus ſeiner nächſten Umgebung; aber aus dem höchſt Individuellen ins Allgemeine überſetzt, ſchreibt der alte Herr ungefähr folgendes: Polemiſieren Sie nur fleißig gegen die Kirche; mit Vergnügen erſehe ich daraus, daß Sie recht fleißig an die Kirche denken. Und das iſt die Hauptſache; das Wie können wir dem lieben Gott

überlassen, der's so genau nicht nimmt, denn er ist mindestens ebenso liberal wie Sie selbst. Schon lange verfolge ich Ihre kirchenfeindlichen Artikel mit entschiedenem Anteil, denn sie haben den besonderen Reiz für mich, daß sie nicht bloß eine Gesinnung ausdrücken, welche jedermann haben kann, sondern ein ganz bestimmtes Menschenporträt zeichnen. Ich sehe in Ihnen einen Mann, welcher starke ideale Bedürfnisse hat, und da die Kirche das offizielle Institut des Idealismus ist, so nehmen Sie dieselben mit Recht in Anspruch. Sie sind von dem Holze, aus welchem man Heilige schnitzt; es verschlägt nichts, daß der Sprachgebrauch auch „grobe Heilige" kennt. Im Mittelalter wären Sie ein vortrefflicher Dominikus oder Franziskus geworden und hätten einen Mönchsorden gestiftet, statt Feuilletons geschrieben. Was waren die Mönchsorden anders, als stets erneuerte Versuche, den Idealismus der Kirche zu realisieren und aufzufrischen, so oft er in den Weltpriestern oder in den älteren Mönchsorden entartet und gesunken erschien? ꝛc. ꝛc.

Ich gestehe, daß mir über der Lektüre dieses Briefes das Blut ins Gesicht trat, denn ich selbst mußte am besten fühlen, was Wahres oder mindestens Wahrscheinliches daran war. Und — wie der Zufall boshaft ist! Als ob mich das Schreiben gleichsam auf frischer Tat ertappen wollte, erhielt ich es just in dem Augenblicke, als ich wieder bei meiner Lieblingsbeschäftigung war, nämlich beim kirchlichen Thema. Ich las soeben zum dritten Male Hebbels Moloch, las ihn vielleicht darum zum dritten Male, weil diese merkwürdige Konzeption nach Stoff und Geist — wenn der Ausdruck erlaubt wäre — eigentlich ein kirchengeschichtliches oder religiös philosophisches Drama heißen müßte.

Ein werter Freund hatte mir als Weihnachtsgeschenk Hebbels sämtliche Werke geschickt, wie sie seit

vorigem Jahre in der mit kritischem Fleiß und geistverwandtem Verständnis redigierten Ausgabe von Emil Kuh dem deutschen Publikum vorliegen. Hebbels Werke ein Wiener Weihnachtsgeschenk! Auch eine Signatur, wenn nicht für den Geist, doch für die Geister in Wien!

Zwar habe ich nie gezweifelt, daß Hebbel ein ebenso guter, wie „Amaranth" ein schlechter Verlagsartikel sei, denn der letztere ist wie eine Kuh, welche man melkt und dann schlachtet, jener aber wie ein Acker, auf welchem vielleicht nur einmal im Jahre geerntet wird, aber dies hundert Jahre lang![1]) Ich habe deshalb auch nie gezweifelt, daß Hebbel ein passender Weihnachtsartikel sei, nur glaubte ich, die schöne männliche Zeit, in der er das würde, könne unserem verschwächten und zerlesenen Deutschland kaum erst nach fünfzig Jahren anbrechen, so entmutigt war ich für die illustrierte und goldbeschnittene „Jetztzeit". Ganz besonders — dann aber auch gewiß — glaubt' ich die Gangbarkeit Hebbels auf den Zeitpunkt fixieren zu müssen, wenn die Nation von Schiller saturiert sein würde. Schiller ist alt und neu zugleich, Hebbel der erste rein Neue. Unsere ganze Bildung vollzieht den Übergang von der Mittelmeer- zur atlantischen Kultur; in der Krisis steht Schiller, trotz seiner modernsten Instinkte, noch auf dem alten Humanistenboden von Hellas und Latium. Hebbel behandelt die Alten mit Ehrerbietung, aber — er braucht sie nicht mehr. Es wäre interessant, nachzuzählen, wie oft Schiller und wie selten Hebbel Zeus und Apoll nennt. Auch darin fängt Schiller zu veralten und eine naivere Kultur zu bedeuten an, daß seine Poesie, trotz der höchsten theo-

[1]) Buchhändlerisch betrachtet scheint das romantische Epos von Redwitz, Amaranth, kein so schlechter Verlagsartikel zu sein, denn, 1849 erschienen, gelangte 1886 die 36. und 1900 die 43. Auflage zur Ausgabe. (D. H.)

retiſchen Erkenntnis von der Bedürfnisloſigkeit des Kunſtſchönen, mit einer Art Kindlichkeit noch der Tendenz bedarf; dieſe Völkerjugendſtufe hat Hebbels modernere Männlichkeit überſchritten. Kurz, ich war meiner Sache gewiß: Hebbel wird im großen Nationalſtil gekauft werden, aber erſt wenn Schiller gekauft worden iſt. Das ſcheint nun früher, als ich dachte, gekommen zu ſein. Schillers Werke werden immer wohlfeiler, aber Schillers Ideale immer teuerer. Die modernen Völker, von ihren „Rechtsſtaaten“ (!) an tauſend Naſen herumgeführt, lächeln bereits ironiſch, daß die Schweizer Bauern ihre Menſchenrechte vom Himmel herabholen, wo ſie droben bei den Sternen hängen, ewig und unveräußerlich — nur leider auch unerreichbar! Ebenſo fadenſcheinig und durch vieles Waſchen und Bügeln ſchleißig geworden iſt Marquis Poſas „Gedankenfreiheit“ — mit Stempeln und Pflichtexemplaren, mit Staatsanwälten und „unabhängigen“ Richtern, mit Geſchwornen im Prinzip und mit Kerkern in praxi. Während alſo der Ungebildetſte ſeinen Schiller für einen Taler hat, verzweifelt auch der Gebildetſte, daß er ſeinen Schiller je haben wird, und der Punkt tritt ein, ja iſt da, wo mit Schiller abgeſchloſſen. Nach Schiller aber — der Zwiſchenraum ſei, wie er ſei — folgt Hebbel.

Die ſchöne zwölfbändige Geſamtausgabe dieſes Dichters und Denkers war mir demnach eine hochwillkommene Weihnachtsgabe, aber, wie geſagt, ich kann es nur meinem kirchlichen Tick zuſchreiben, daß ich als erſte Beſitzergreifung meines neuen Eigentums mich ſogleich auf Band 6 warf und Bogen 15 aufſchnitt, d. h. meinen faszinierenden Moloch wieder vornahm. Es ſieht ſich ihm bezaubernd ins Auge, dieſem ſchauderhaften Kirchenvater Hieram! Aber wenn ich Luſt hätte, über dieſe Bezauberung ein oder das andere Wort zu ſagen, ſo hätte ich doch nicht mehr Raum dazu. Alſo morgen!

„Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung ist der Welt allmächtiger Puls", sagt Platen. Wenn ich also in einer Rezensierfabrik etwa erfahren wollte, wie es um den Herzog Albrecht von Melchior Mayr und um die Agnes Bernauer von Hebbel steht, so würde mir der betreffende Maschinenarbeiter — nämlich der Rezensent — vor allem und sehr genau die Handlung erzählen; er würde hierauf von der Katastrophe sprechen, würde das Verhältnis von Handlung und Katastrophe zu den Motiven, das Verhältnis der Motive zu den Charakteren beleuchten und inwiefern das alles logisch zusammenhängt und miteinander übereinstimmt — hierauf wäre er fertig. Ich aber hätte alles gehört, nur nicht die Hauptsache. Einfältig wie ein Kind, würde ich jetzt erst fragen: Welches von beiden Stücken ist *schöner*? Denn das Spezifikum der Poesie, die *Kunstschönheit*, hätte er mit dem *Kunstmechanismus* eigentlich nicht erklärt. Ich würde noch immer fragen, welcher Himmel ruht über beiden Stücken? Welche Luft? Welche Beleuchtung? Wie riechen sie? u. s. w. Das alles sind Dinge, welche nicht in der Handlung stecken und doch mein Hauptinteresse an der Handlung bedingen. Ihr könntet mir einen Eispalast beschreiben, aber ein Frühlingslüftchen verschweigen — und nach einer Stunde wäre er Dreck! Also nicht das Gebäude ist die Hauptsache, sondern die *Luft*, in welcher das Gebäude steht.

Wenn Iphigenia anhebt: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel," so sehe ich gleich in den ersten zehn Versen Taurien und Griechenland im unübertrefflichen Kontrast. Unter einem schneeig-windigen Himmel sehe ich ein griechisches Profil, das nach einem Stückchen Blau am Horizont ausschaut — dort liegt Jonien! Mich fröstelt Tauris, ich rieche Jonien. Das ist der Gehalt nur von zehn Versen! Davon sehe und

rieche ich aber nichts, wenn mir einer die ganze Handlung der Iphigenia vorrezenſiert.

In einer Rezenſierfabrik — ich denunziere nicht, in welcher — las ich jüngſt einen Stoffrealiſten, welcher ſich darauf berief, daß Goethe ſelbſt den Gehalt für das Höchſte in der Kunſt erklärt habe; dabei verſtand und gebrauchte er aber das Wort durchaus ſo, als ob es Inhalt bedeutete. Und ſolche Hottentotten rezenſieren!

Ich mußte dieſen Ausfall vorausſchicken, um den Dickhäutern begreiflich zu machen, mit welcher Stimmung man den Moloch nur in die Hand nehmen und aufſchlagen kann. O ihr Dickhäuter! Es iſt leicht geſagt: die Handlung ſpielt in Mexiko, in Indien, in Afrika, in Lappland, im Feuerland. Eitles Vorgeben! Die Handlung ſpielt im Burgtheater, und zwar auf hölzernen Brettern. Sie hat es ſehr eilig, „daß die Wolter loslegen kann“ und hält ſich gar nicht dabei auf, unter welchem Himmel und in welchem Jahrhundert ſie loslegt. Was die Luft, was das Kolorit eines Stoffes iſt — weil ihr das Wort Gehalt ja doch nicht verſteht — habt ihr in all euern Bühnen- und Kaſſenſtücken nicht einmal geahnt, viel weniger angeſtrebt; ihre Effekte ſind ja ſo „rein menſchlich“ — und die Tantieme iſt es auch, denn der Taler gilt in Marokko und in China ſo ziemlich das gleiche.

In Hebbels Moloch atme ich gleich mit dem erſten Atemzuge im Lande der Dichtung. Die Sprache fängt zu ſprechen an und alles um mich her iſt verwandelt. Als hätte ein Zauberer mein Ohr berührt, mein Auge geſalbt, ſehe und höre ich die Seelen der Dinge, nicht bloß die dinglichen Außenſeiten. Ich bin mitten in der Werkſtätte der Natur. Dieſe zwei Perſonen, die da beim Aufziehen des Vorhanges vor mir ſtehen, ſind wie getaucht in Poeſie, jedes ihrer Worte iſt ein abfließender Tropfen. Sie ſcheinen von ſich und

ihrer nächsten Handlung zu sprechen, aber im Nu schlagen die weitesten Faltenbrüche von Geschichte und Landschaft wie ein Zaubermantel um ihre Glieder. Sie könnten auf einem Kornboden spielen und ohne alle „würdige Ausstattung“; sie machen sich ihr Szenarium, ihre Perspektive, ihren Hintergrund selbst. Sie sind in ein Land gekommen, wo „das Holz in der Luft so naß wird, wie anderwärts im Wasser kaum“; unter Riesen, welche „Bäume ausreißen wie Knaben Kräuter und wo der Mensch nicht das reißende Tier fürchtet, sondern umgekehrt der Bär sich furchtsam am Menschen vorbeischleicht, sogar am schlafenden Menschen und noch froh ist, wenn er durchschlüpft“. Wahrlich, das sind die ewigen Nebel, das sind die immania corpora des Tacitus! Hier sagt nicht der Theaterzettel: Das Stück spielt im alten Deutschland, sondern der Dichter sagt's! Der Stock-im-Eisen fängt wieder zu grünen an, wir sehen durch zwei Dichteraugen in unser Deutschland vor dritthalbtausend Jahren hinein.

Bewunderungswürdig ist die Gestalt des Hieram. Er ist eines der poetisch-fertigsten und vollkommensten Gebilde, wenn wir darunter verstehen: ein abstrakter Begriff, welcher ganz und gar Fleisch geworden; die eminenteste Anschaulichkeit einer Idee in einer Individualität. Hieram ist furchtbarer als Hamlets Geist, denn er ist ein wandelndes Gespenst wie dieser, aber kein Hahnschrei ruft ihn ins Grab, er nachtwandelt am hellen Tage, er hat Realität. Ich habe den politischen Wahnsinn des Emigranten nie so fürchterlich wahr und groß verkörpert gesehen, wie in dieser dichterischen Vision: Hieram. Das Auge erstarrt, das Blut in den Adern gefriert, diesem Manne zuzusehen, wie er völlig vernünftig und planmäßig, methodisch und folgerichtig zu Werke geht, und dabei zu wissen, der Mann ist wahnsinnig in jedem Blutes-

tropfen, ſein Werk iſt das uralt-ungereimte und hoffnungsloſe, die politiſche Rache. Wie es — nüchtern geſprochen — längſt eine Erfahrung der Irrenärzte iſt, daß jede große politiſche Erſchütterung das Kontingent der Wahnſinnigen mehrt, ſo iſt dieſer Mann am Sturze Karthagos wahnſinnig geworden, buchſtäblich wahnſinnig; aber es iſt ein Wahnſinn, würdig des größten weltgeſchichtlichen Fatums, bei dem es ſich darum handelte, ob Europa oder Afrika, ob die Semiten oder die Arier den Gang der Menſchheit beſtimmen ſollen. Am dritten puniſchen Kriege und an der Zerſtörung Karthagos hat ſich ſchon mancher Dichter den Zahn geſchärft, aber an dieſem politiſchen König Lear, an dieſem entſetzlichen Hieram, der nur ein verſprengter Funke des ungeheuern Brandes iſt, könnten wir ſehen, daß kein Menſch das Schauſpiel in extenso aushielte, und wenn einſt ein Shakeſpeare es dichtete, daß vielleicht Zuſchauer vom Schlage gerührt würden, wie in den Eumeniden des Äſchylus.

Ja, dieſer Hieram hat Mütter geſehen, welche ihre Kinder ins Feuer warfen, Bräutigame, welche ihre Bräute erſtachen, Graubärte, welche ihre Enkel erwürgten, er hat die Fauteuils und Logen Karthagos als blutigen Brei geſehen, in welchem die Hunde leckten und die Kamele trampelten. In der abſoluten Entmenſchung, in der er vor uns ſteht, ſehen wir alles Unſichtbare, das dieſem Menſchen zu erleben auferlegt war, und wie eine Natter ſticht es uns, wenn durch eine Ritze ſeiner Rede die Bilder ſelbſt durchbrechen.

„O faßt es denn ein menſchliches Gehirn?
Die reiche, große, königliche Stadt,
Die zu beleuchten froh die Sonne ſchien
Und die zu tragen ſtolz die Erde war" —

ſie iſt nur noch ein Wort, das kaum ſo viele Buchſtaben hat, als ſie einſt Türme hatte." Dieſer Aus-

druck ist eines Jeremias würdig. Aber wie sicher fühlt er die Rache, wie einfach und ohne allen Affekt spricht er sie aus, indem er sagt: „Selbst der Sieger Scipio hat in den Brand Karthagos geweint, als könnt' er ihn ausweinen, damit kein Feuer übrig bliebe für sein Rom!" Mit welcher Leichtigkeit ist hier das ungeheure Schwungrad der Weltgeschichte in einer einzigen Wendung auf die entgegengesetzte Seite herumgewälzt!

Es ist eines der merkwürdigsten Phänomene, wie der menschliche Verstand plötzlich und ohne Übergang abreißen kann, wenn Heinrich Laube, sonst ein verständiger Mann, den Satz niederschreibt: „Hebbel habe seine Sachen mehr gedacht als geschaut." Ich möchte wissen, was in den „Karlsschülern" oder im „Essex" geschauter wäre, als dieses Germanien und dieses Karthago im „Moloch".

Als einen Kankan der Hebbelschen Hypergenialität hat man die Stelle verschrien, wo Hieram seine schlafenden Schiffsgefährten tötet, indem er von Mann zu Mann geht und seinen Dolch so sicher in jedes Herz stößt, „als ob er Nägel einschlüge." Nur vom Irrenarzt läßt man sich sagen, welch furchtbare Kraft und Sicherheit die wahnbeseelte Handlung hat; dem Dichter will man es nicht mehr glauben! Oder soll es denn kein Ernst sein, daß Karthago zerstört worden ist und daß ein Mann, der bei diesem Medusenschauspiel dabei war, in seiner ganzen Menschheit verwandelt werden konnte? Hat man auf der einen Seite das Außerordentlichste erlebt, um sich auf der andern wieder hübsch ordentlich aufzuführen und nichts als eine „dankbare Rolle" zu spielen? Ich muß immer lachen, wenn ich auf dem Zettel lese: Die Handlung spielt — 200 Jahre vor Christo — 600 Jahre nach Christo — bei diesem oder jenem Barbarenvolke ꝛc. Geht doch, ihr Schäker! Da fängt sie höchstens zu spielen an; aber aufhört sie regelmäßig im Jahre 1868 und

nicht bei einem Barbarenvolke, ſondern bei euerm Logenpu:blikum. Und wer im erſten Akte noch Barbar oder Barbarin war, als ging er in Bärenzottelu einher und kröche auf allen vieren, der muß ſich im fünften ſein ſittſam erſtechen oder vergiften, weil er plötzlich eine Mücke verſchluckt hat, worüber er ſentimentale Gewiſſensſkrupel empfindet, da doch der Barbar oder die Barbarin, welche 200 Jahre vor Chriſto oder 600 Jahre nach Chriſto ſpielen, die allerderbſten Elefanten verſchluckt und luſtig gelebt und ſchnarchend geſchlafen hätten. Auf dieſe Art machen die Lebzelter ihre „hiſtoriſchen Trauerſpiele“! Auf dieſe Art macht man Puppen für die Spielwarenhandlung Wolter & Tantieme! Natürlich war Hebbel der Mann ſolcher Späße nicht und wenn er euch ſagt: Mein Held hat die Zerſtörung Karthagos erlebt, ſo macht euch nur gefaßt darauf, daß er bei ſeinem Worte bleibt.

So habe ich von der Luft geſprochen, in welcher das Gebäude „Moloch“ ſteht, von dem poetiſchen Elemente, von dem dichteriſchen Lebenshauche, der es flüſſig umgibt und durchdringt. Von dem Stoffe, von der Handlung, von der Abſicht der Handlung ſpreche ich nicht, denn das hieße das Stück rezenſieren und rezenſiert iſt es längſt. Es iſt keine Novität, es hat nur das Sonderbare, daß es mir ewig neu bleibt, ſo oft ich es leſe. Die „Novitäten“ machen es bekanntlich umgekehrt.

Eins liegt mir aber allerdings auf dem Herzen, auch im Punkte der Handlung. Hebbel hat vortrefflich erkannt, daß die Kirchenherrſchaft, wie jede Herrſchaft des Idealismus, eine Schreckensherrſchaft iſt. Ich ſelbſt hatte wiederholt Gelegenheit, auf die Ähnlichkeit der Kirchengeſchichte mit der franzöſiſchen Revolution aufmerkſam zu machen. Die Tyrannei au nom de Dieu und die Tyrannei au nom du peuple — der Teufel mit ſeinen Hexen und der Koblenzerhof

mit ſeinen Emigranten — die Dominikaner und Jakobiner — die Scheiterhaufen und die Guillotinen — der Sicherheitsausſchuß und das Inquiſitionstribunal — der auswärtige Krieg, welchen die Gironde brauchte und die auf ähnlichen Motiven beruhenden Kreuzzüge — man kann dieſe Gleichniſſe ſehr weit und ins einzelne durchführen.

Nur der Punkt macht mich ſtutzen, an welchem Hebbel den Terrorismus eintreten läßt. Er ſetzt ihn gleich an den Anfang: Hieram *gründet* ſeine Kirche auf Schrecken. Das iſt gegen die Erfahrung. Im erſten Stadium fängt die Kirchenherrſchaft nicht mit Schrecken, ſondern mit Wohltun an; erſt wenn ſie der Herzen ſicher iſt — ſagen wir freundlicher und gerechter, die Herzensſache der Majorität zu ſchützen hat — terroriſiert ſie wie Hieram. Jede Miſſion, welche zu Naturvölkern geht, lehrt uns noch heute den unveränderlichen hiſtoriſchen Vorgang. Sie wendet ſich an die Armen und Schwachen im Volke, erleichtert das Sklavenlos des Weibes, bekleidet und beſchenkt den Mann — aus Frauenherzen und wollenen Socken wird das Fundament jedes Altars erbaut.

Man ſage nicht, es ſei doch umgekehrt, denn die erſte Gottesidee komme den wilden Völkern aus Blitz, Donner, Stürmen und Fluten, kurz aus den ſchrecklichen Erſcheinungen der Natur. Dieſe Naturreligion der Furcht *haben* die Deutſchen des Hieram bereits; er bezeugt es ausdrücklich. Was er ihnen bringen will, das iſt eine geoffenbarte Religion. Aber Offenbarungen bahnen ſich ihren Weg in die Gemüter nicht durch Schrecken, ſondern durch Segnungen. Das Chriſtentum tat dem Herzen wohl, der Islam tat der Phantaſie wohl, ihre Eindrücke waren Bilder der Seligkeit.

Über dieſes Thema mit dem Dichter perſönlich zu ſprechen, wäre allerdings ein Genuß geweſen, der nicht hoch genug anzuſchlagen, nunmehr aber unwiederbringlich

verloren ist. Als Hebbel in Wien lebte und blühte, zog ich den Aufenthalt in Deutschland vor, denn Österreich war damals nicht sehr „gemütlich“. Es baute Kasernen, schloß Konkordate, verurteilte die Goldmarks zum Tode, häufte und verschleuderte seine Staatsanleihen — kurz, es war das Dezennium von fünfzig auf sechzig, eines der verhängnisvollsten in der Geschichte Österreichs. Wie es der Dichter im stillen empfand und mitlebte — wer kann es sagen? Zwar war Hebbel der Mann nicht, dessen Gemütsruhe der politischen Windrose gehörte; er sah die Weltgeschichte in breiteren Wellenringen, soll sogar einen kleinen konservativen Tick gehabt haben. Aber während es die widerlichste Eigenart gewisser Kompatrioten ist, unaufhörlich zu schimpfen und immer flott mitzuleben; wie, wenn Hebbel geschwiegen, vertuscht, entschuldigt, vielleicht selbst ein wenig gelobt und nur im Innern manchmal geschauert oder geblutet hätte? Wie, wenn dieser Moloch, dieser finstre, mit Furcht und Schrecken sich fast übereilende Moloch am Ende nichts wäre, als kondensierte Niederschläge der Konkordatsluft, in der er empfangen? Ich habe mich nie des Gedankens erwehren können, daß jenes schlimme österreichische Dezennium in Hebbels Werken sichtbarer sei, als man ahnt, als er selbst geahnt hat. Er hat sein Herz gar wenig im landesüblichen Schimpfen entlastet, worin jene Gesinnungshelden so stark sind, welche dann, wenn sie dichten — weiße Mäuschen und weichwollige Lämmlein dichten. Unter diesen Helden wandelte Hebbel befremdlich umher, war streng, herb, schroff, spröde, schier unverständlich. Und die tapfersten Frondeurs konnten sich am naivsten verwundern, was diesem Manne doch fehlen möge „zum ganzen und vollen Behagen des künstlerischen Schaffens“, das ihnen so gar behaglich von der Hand ging. Den Teufel spürt das Völklein nie, und wenn er sie beim Kragen hätte!

Ein unſterblicher Narr.

Ende Januar 1869.

Nahe bei Paris liegt Meudon, nach St. Cloud das ſchönſte der alten königlichen Luſtſchlöſſer Frankreichs. Bei St. Cloud oder vielmehr bei Sevres ſchlägt man den Weg ein, welcher in Krümmungen und zwiſchen Landhäuſern ſich zu der Anhöhe hinanſchlängelt, auf welcher das aus lauter Villen beſtehende Dorf Bellevue liegt. Auf der Anhöhe wird der Weg von einer ſchönen Allee in die Mitte genommen und ſetzt ſich nach dem Schloſſe Meudon fort, welches am Ende der Anhöhe liegt, ſo daß von da das Auge in einen tiefen Abgrund hinabſieht. Aber dieſer Abgrund iſt eines der lieblichſten Täler; es beſteht aus Wieſen, Weinbergen, Landhäuſern, kurz iſt die Brühl der Pariſer. Am Fuße des Schloſſes Meudon liegt das gleichnamige Dorf. Die Anhöhe erfreut ſich weit und breit der geſundeſten Luft und hat eine herrliche Ausſicht auf die Ebene, aus welcher die Türme von Paris emporragen, und wo die von Paris herkommende Seine durch ſanfte Hügelgründe der Normandie zufließt.

In dieſem Dorfe Meudon wandelte einſt ein Pfarrer, ein alter würdiger Herr, impoſant von Geſtalt, ehrfurchtgebietend in ſeiner ganzen Erſcheinung. Er ſtand mit der beſten Geſellſchaft ſeiner Zeit auf dem Fuße einer vertraulichen Gleichheit; z. B. den Herzog und die Herzogin von Guiſe nannte er nur „ſeine lieben Pfarrkinder“. Er war der Vater ſeiner Bauern, ihr Seelen- und Leibesarzt und der treffliche Lehrer ihrer Kinder. Sein Haus ſtand allen Dürftigen offen, nur Frauen hatten nicht Zutritt bei ihm. Dafür war es der Sammelplatz geiſtreicher und gelehrter

Freunde, und was durch Witz, guten Geschmack, gute Sitten und attische Lebensheiterkeit in dem damaligen Paris sich auszeichnete, das pflegte an schönen Sommertagen sich aufzufordern: Allons à Meudon, nous y verrons le château, la terrasse, les grottes, et monsieur le curé, l'homme du monde le plus revenant en la figure, et la plus belle humeur, qui reçoit le mieux ses amis et tous les honnêtes gens et du meilleur entretien.

Als dieser treffliche Pfarrer in dem ehrwürdigen Alter von siebenzig Jahren starb, fand man ein Testament bei ihm, welches sehr lakonisch aus folgenden zwei Zeilen bestand: Ich habe nichts, bin sehr viel schuldig — das übrige vermache ich den Armen.

Auf seinem Totenbette soll er einen Domino angezogen haben, weil in der Schrift geschrieben steht: Beati qui moriuntur in Domino.

Übrigens soll der geistliche Herr, welcher seine Herde so väterlich weidete, den Standpunkt seiner Schafe für seine eigene Person so wenig geteilt haben, daß es in der letzten Stunde erst nötig schien, ihn selbst noch zum Glauben förmlich zu bekehren. Glaubet Ihr endlich an unsern Herrn Jesum Christum? schrie ihn der zelotische Mönch an, welcher ihm ebenso fanatisch als ungesalzen seinen geistlichen Zuspruch erteilte, wobei er als kräftigsten Beweis ein Kruzifix in der nervigen Faust schwenkte. — Wie sollte ich nicht an ihn glauben, sagte der Sterbende; ist es mir doch, als sähe ich es mit meinen leiblichen Augen, wie er zu Jerusalem einzieht — von einem Esel getragen.

Unsere Leser wissen jetzt, daß wir vom Aristophanes der Christenheit, daß wir von Franz Rabelais sprechen. Rabelais ist ein Mythus geworden, wie in zwei verschiedenen Epochen Till Eulenspiegel oder Friedrich der Große in Deutschland. Seine Person erweiterte sich nach und nach zum Rahmen des ganzen

Volksgeistes, zum Spiegel der ganzen Nationalität. Wie sie in Bayard ihren Musterritter, in Heinrich IV. ihren Musterkönig, so erkannten die Franzosen fast zwei Jahrhunderte lang in Rabelais das Muster ihres bürgerlichen Ingeniums, ihrer Schul- und ihrer Lebensweisheit.

Als dem naiven Zeitalter Rabelais' das kritische folgte, hat sich deshalb die Kritik lange damit beschäftigt, den persönlichen Rabelais aus dem mythischen wieder herauszuschälen und zu unterscheiden, was Eigenes oder was Fremdes, ja auch nur völlig Erfundenes in der Unzahl von Bonmots und Charakterzügen, welche unter dem Namen Rabelais' kursierten, enthalten sein möge. In die Mythe hat z. B. Voltaire die bekannte Giftgeschichte verwiesen. Es wird nämlich erzählt, daß Rabelais, als er seines Mutwillens wegen Rom fast fluchtähnlich verlassen mußte und nach Paris zurückkehrte, mit seinem Reisegelde nur bis Lyon gelangt sei und dort folgende Schnurre erfunden habe, um unentgeltlich nach Paris zu kommen. Er begab sich in Lyon in das beste Wirtshaus, bestellte dort ein gutes Zimmer, gut zu essen und zu trinken, vor allem aber verlangte er von der Wirtin einen Knaben, welcher lesen und schreiben und ihm einige Sekretärsdienste leisten könne. Hierauf machte er auf seinem Zimmer verschiedene Säckchen, welche er mit Pottasche füllte, sorgfältig versiegelte, aber von außen mit Aufschriften versah: Gift für den König, Gift für die Königin, Gift für den Herzog von Orleans u. s. w. Nach dieser Arbeit begab er sich in das Speisezimmer, wo er lang und gut zu Mittag aß und beschäftigte den Knaben auf seinem Zimmer scheineshalber mit allerlei Kopialien, die er inzwischen fertigmachen sollte. Nachdem Rabelais abgespeist hatte, sah er, wie es schien, mit großer Bestürzung, daß er auf seinem Zimmer die Gifte so unversperrt stehen gelassen, und ließ den

Knaben mit vieler Feierlichkeit ſchwören, nichts von dem Geſehenen zu verraten. Hierauf belobte und bezahlte er ſeine Arbeiten ſehr ſchmeichelhaft und ſchickte ihn auf einige Gänge in die Stadt aus, während er ſelbſt die Vorbereitungen ſeiner Weiterreiſe traf. Natürlich kehrte der Knabe nicht anders zurück — als mit den Häſchern der Stadt, und da der Fall ſo außerordentlich wichtig war, getraute der Bürgermeiſter ſich nicht, die Unterſuchung aus eigener Polizeivollmacht zu führen, ſondern ſchickte den gefährlichen Mann unter ſtarker Bedeckung nach Paris. Dort ließ ſich Rabelais bei Herrn du Bellai, ſeinem alten und eifrigen Gönner, melden, ließ die unſchuldigen Säckchen unterſuchen, und erklärte ſich über ſeine Kriegsliſt, worauf ſich dann alles in Scherz und Gelächter auflöſte.

Mit Recht bemerkt Voltaire: Der Erfinder dieſes Hiſtörchens habe nicht in Anſchlag gebracht, daß man in jenen Zeiten und auf ſo furchtbaren Verdacht hin den Rabelais ins Loch geſteckt, mit Eiſen belaſtet und wahrſcheinlich der ordentlichen und außerordentlichen Tortur unterworfen haben würde, ehe die Reiſe nach Paris angetreten worden. Abgeſehen, daß Rabelais um jene Zeit in Lyon ſeßhaft und längſt ſchon bekannt genug war, um ſich Reiſegeld nach Paris minder halsbrecheriſch verſchaffen zu können, als durch einen Scherz über Leben und Tod königlicher Perſonen, welcher auch als Scherz ſtrafbar geweſen wäre.

Nicht wahrſcheinlicher klingt die Meinung, wie Rabelais' weltberühmtes Hauptwerk, Gargantua und Pantagruel, entſtanden ſein ſoll.

Rabelais war nach dem Gebrauche des Mittelalters, welcher in ſeiner Zeit noch nicht völlig erloſchen war (ſein Geburtsjahr iſt das Luthers), zugleich Geiſtlicher und Arzt, letzteres theoretiſch und praktiſch. Da ſoll nun der Verleger ſeiner mediziniſchen Schriften über den ſchlechten Abſatz derſelben gegen Rabelais

ſich beklagt haben, worauf der witzige Kopf, ſchnell entſchloſſen, geantwortet habe: Nun gut, wenn die Leute das Geſcheite nicht ſchätzen, ſo will ich ſie mit Narrheiten ködern. Dies ſei die Konzeption des tollſten Buches geweſen, welches die Welt je geſehen und welches je das Glück eines Verlegers gemacht. Aber, wie geſagt, es klingt nicht wahrſcheinlich. Es klingt ungefähr ſo, als ob nach hundert Jahren das Volk ſich erzählen wollte, Goethe habe den Werther geſchrieben, um den Verleger der Farbenlehre zu entſchädigen. Gargantua und Pantagruel ſind ein elektriſcher Strom, welcher ſich ganz von ſelbſt entladen mußte. Eine ſolche Fülle von Satire, Witz, Laune, Humor, ein ſolcher Überfluß von Potenzen des Geiſtes und Temperaments, ein ſolch leuchtender, ſprühender, prickelnder, ewig raſtloſer, nie verſiegender Spielſinn muß ſich Luft machen und ſich verſchwenden, wie die Jugend, wie der Frühling. Rabelais hatte ein viel zu produktives Verhältnis zu ſeinem Jahrhundert, war viel zu berufen, mitzureden und mitzuregieren, als daß er ſeinen Beruf nur zufällig und bei einer nichtigen Gelegenheit entdeckt haben ſollte. Der Mann allein war ein ganzes Parlament ſeines Volkes und es iſt leichter, ein Parlament aufzulöſen, als daß Rabelais hätte ſtumm bleiben können.

Rabelais, als junger Menſch zum Geiſtlichen beſtimmt, trat in den Franziskanerorden, und als ihm dieſer zu dumm war — wir reden von dem damaligen Kirchenverfall — mit Erlaubnis des Papſtes in den ſolideren und humaneren Benediktinerorden. Aber erſt jetzt fühlte er, daß er zum Mönch überhaupt nicht geſchaffen und verließ auch die Benediktiner, diesmal ohne päpſtliche Indulgenz, aber nicht ohne Vorſchub geiſtreicher und mächtiger Freunde, woran es ihm nie gefehlt hatte. Er begann nun ein Wanderleben und habilitierte ſich zuletzt — faſt fünfzigjährig — als

Student der Medizin in Montpellier. Hier war es, wo er Gelegenheit hatte, der Universität einen wichtigen Dienst zu leisten, dessen Ausführung so erzählt wird.

Die Universität hatte unter spanischer Herrschaft einen Teil ihrer Privilegien verloren und sendete um Wiedergewinnung derselben Rabelais an den französischen Hof, wo er an Kardinal du Bellai, seinem alten Schul- und Heimatsfreund (Rabelais war in Chinon in der Touraine zu Hause), einen einflußreichen Fürsprecher hatte; aber Rabelais, der verschollene, unstete Mann, wurde von den Leuten des Kardinals zunächst gar nicht vorgelassen. Rabelais kam nach einigen Tagen wieder, in einem unkenntlichen Narrenanzug verkleidet und redete den Hausmeister herzhaft lateinisch an. Der Hausmeister schickte in die Kanzlei hinauf, es sei ein wunderlicher Fremder da, welcher lateinisch spreche. Ein Schreiber kam herab, den aber redete Rabelais griechisch an. Der Lateiner kehrte um und schickte einen Griechen, welchen Rabelais — hebräisch begrüßte. Es kam hierauf ein Hebräer, aber auch der verstand nichts, denn Rabelais redete jetzt arabisch. Natürlich wurde der Kardinal zuletzt selbst aufmerksam auf den Fremden, welcher die Weisheit seiner ganzen Kanzlei erschöpfte, und befahl, den seltenen Mann vor ihn zu bringen. Jetzt änderte Rabelais seinen Ton und führte die Sache der Universität mit so viel Weisheit und Beredsamkeit, daß der Kardinal nicht nur der Universität gewonnen war, sondern voll Entzücken über den Anwalt derselben mit Rabelais die alte Jugendfreundschaft erneuerte und ihn als seinen Haus- und Tischgenossen bei sich behielt.

Aber so mächtig war der übersprudelnde Possengeist in Rabelais, daß er sich nicht enthalten konnte, gelegentlich seinem liberalen Wirt selbst einen Possen zu spielen. Als eines Tages eine delikate Lamprete auf die Tafel des Kardinals gesetzt wurde, erklärte

Rabelais die Schüſſel kurzweg für unverdaulich. Der Kardinal ließ ſie beiſeite ſetzen, aber nicht lange ſtand ſie beiſeite, denn Rabelais machte ſich über die Lamprete her und aß ſie auf bis zum letzten Biſſen. Wie das? ſagte der Kardinal, ich dachte, die Schüſſel ſei unverdaulich? Sie iſt es auch, antwortete Rabelais; ich aß nur den Fiſch, aber beileibe nicht die unverdauliche Schüſſel.

Im Gefolge des Kardinals gelangte Rabelais endlich dazu — ſchon ein angehender Fünfziger — zum erſtenmal in ſeinem Leben Rom zu ſehen. Beim Pantoffelkuß aber ſtand er abſeits, lehnte ſich an eine Säule und ſah zu. Als man ihn fragte, warum er die Zeremonie nicht mitmache, gab er zur Antwort: Wenn ich ſehe, daß der Kardinal, welcher doch ein ſo großer Herr in Frankreich iſt, Seiner Heiligkeit weiter nichts als den Fuß küſſen darf, was bliebe dann für mich armen geringen Mann übrig? Vielleicht höchſtens — —. Der Reſt iſt nicht zu erzählen.

Damit aber die ſterblichen Narren zum Schluſſe nun gebührend aufmerkſam gemacht werden auf den Unterſchied zwiſchen ihnen und einem unſterblichen Narren, ſo wollen wir von Rabelais noch einen Charakterzug erzählen, d. h. einen Zug von einem ſolchen Charakter, welcher der Gabe, Witze zu reißen, noch um einige Manneslängen voraus iſt.

Bei einer andern Gelegenheit nämlich, als der Kardinal dem Papſte ſeinen ſämtlichen Hausetat vorſtellen und jeder ſich eine Gnade erbitten durfte, bat Rabelais, als die Reihe an ihn kam, den Heiligen Vater um weiter nichts — als daß er ihn in den Bann tun möchte. Der Papſt war billig befremdet über dieſen Wunſch und verlangte den Sinn davon zu wiſſen. Da nahm Rabelais das Wort und antwortete folgendes: Heiliger Vater, ich bin Franzos und gebürtig aus einer kleinen Stadt, namens Chinon,

welche leider von jeher nur allzu brennbar gewesen. Die Kirche hat daselbst eine Menge ehrlicher Leute verbrannt, auch von meinen Verwandten waren darunter. Wollten nun Eure Heiligkeit mich in den Bann tun, so glaube ich gegen das Brennen assekuriert zu sein, und zwar aus folgendem Grunde: Als wir hieher reisten, kamen wir durch Tarantaise in Savoyen, wo es sehr kalt war. Um uns zu wärmen, traten wir in ein Hüttchen am Weg und verlangten von der armen Frau, die es besaß, uns um jeden Preis Feuer zu machen. Da zündete sie ihr Bettstroh an und suchte damit ein Reisigbündel zum Brennen zu bringen, allein es ging nicht. Unmutig fing sie auf das Reisigbund zu schelten an und sagte: Dich hat gewiß der Papst in den Bann getan, daß du nicht brennen willst. Wir mußten weiterziehen, ungewärmt. Ihr aber, Heiliger Vater, ersehet daraus, daß es einem Manne aus Chinon, meiner brennbaren Vaterstadt, zu großer Beruhigung dienen müßte, durch einen päpstlichen Bann, gleich jenem Reisigbündel, gegen das Brennen gefeit zu werden.

Es ist rührend, ja erhaben, wie sich Rabelais hier seiner Heimat, eines kleinen obskuren Landstädtchens, annimmt, und vor dem höchsten Throne der Christenheit die Stimme des Vorwurfs erhebt über das zertretene Glück von Hütter, über Leiden, Tränen und Seufzer, welche, unbeachtet von den Großen der Welt, nur seinem Knabenherzen sich eingeprägt. Dabei ist aber wohl ins Auge zu fassen, daß der hochentzündliche Charakter der Kirche, auf welchen Rabelais hier anspielt, in jenen Tagen noch nicht das geringste seiner Gefährlichkeit eingebüßt und daß die „entschiedene Gesinnungstüchtigkeit", womit der Rächer seiner Landsleute sprach, einer behaglichen Immunität keineswegs sicher war. Es blieb denn auch wirklich für ihn nicht geheuer in Rom, und Kardinal du Bellai setzte

dem ehrenvollen Andenken, das er in Rabelais' Biographie verdient, die Krone auf, indem er seinem Schützling auf der Pfarre Meudon ein Asyl eröffnete, wo der kühne Satiriker sein Leben in heiterer Ruhe zu beschließen vermochte.

Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank.

Extragedanken auf einer einsamen Mariazeller Straße.

„Presse", Wien, 28. Juli 1869.

Der fromme Konsum von Mariazell ließe sich leicht ins Statistisch-Weltliche übersetzen. Die Anzahl der Wallfahrer, ihre versäumten Arbeitstage, d. h. das Geld, das sie nicht produzieren, ihre Reisediäten, d. h. das Geld, das sie konsumieren, endlich die Spesen für den Kultus: Vorbeter, großer Einzug, mittlerer Einzug, kleiner Einzug, Messelesen, Opferstock, Votivgeschenke, Amuletkram; das alles ließe sich teils nach Wahrscheinlichkeitsrechnungen, teils aber direkt nach den Sakristeibüchern in sehr genauen und sichern Zahlenangaben evident machen. Es müßte eine stattliche Summe sein! Haben wir aber nun diese Summe gefunden, warum sollten wir just bei Mariazell stehen bleiben? Der vornehmste Wallfahrtsort ist noch lange nicht der einzige. Vom heiligen Berg Luschari in Kärnten-Friaul bis zur heiligen Muttergottes in Czenstochau sehen wir acht Monate des Jahres alle Völker Österreichs nach allen Weltgegenden beständig unter Fahnen und Kreuzen auf der Straße. So bildet im Ausgabenetat des Kultus, welchen jeder Staat auf eine offizielle Art in sein Budget einstellt, der nichtoffizielle Wallfahrtskult, dieser parasitische, aber sehr volkstümliche wilde Ableger, eine Alinea, welche, wenn sie finanzpolitisch legitimiert wäre, in jedem Großstaatsbudget für sich allein schon Figur machen könnte. — Mit einer notwendigen Gedankenfolge frägt man

bei dieſer freiwilligen Steuerleiſtung nach der Gegenleiſtung, bei dieſem Einſatz nach dem Gewinn. Aber die Antwort auf eine ſolche Frage läßt eine Lücke offen und dieſe Lücke wird durch nichts anders ausgefüllt als durch die Imagination.

Man ſage nicht, das ganze Religions- und Kultusweſen liegt in der Imagination. Es liegt in der Idee. Ein Fehler erſten Ranges wäre es, dieſe Begriffe zu verwechſeln. Die Idee verhält ſich zur Imagination, wie ſich eine Erfindung zu einem Lottoſpiele verhält. Watts Gedanke der Dampfmaſchine, Franklins Gedanke des Blitzableiters konnte durch irgendeinen Faktor, welcher verſagte, unrealiſiert bleiben, wie es die Flugmaſchine noch heute iſt und wie die Religionsidee, vermöge des verſagenden Faktors der menſchlichen Schwäche, unter beſtändigen Fehlern realiſiert wird. Desungeachtet war Watts und Franklins Gedanke kein Haſardſpiel der Imagination, ſondern ein Arbeiten in der Idee und iſt auch die Religionsübung kein Verfolgen einer Schimäre, ſondern ein Ausleben nach Geſetzen.

Die Gottesidee nämlich iſt allen Zeiten und allen Völkern innewohnend; ſie hält alle Fortſchritte der Bildung und Aufklärung aus. Der Wallfahrtskult hält ſie nicht aus; die Gebildeten keiner Zeit und keines Volkes beteiligen ſich an ihm. Dem Gläubigen, der ſeine Religionspflichten erfüllt, iſt die Seligkeit mit Gewißheit verheißen; der Gläubige dagegen, der eine Wallfahrt macht, ſpielt zwiſchen ſich und den Himmelsmächten gleichſam ein Privatſpiel: ſein Glaube und ſeine Kirche dulden es nur, geoffenbarte Verheißungen aber ſetzen ſie nicht darauf. Dort iſt — wenn ich den profanen Ausdruck nicht ſcheuen ſoll — der Gewinn garantiert; hier iſt er nicht garantiert.

Sehr verrechnete ſich aber der Leſer, der meine Pointe zu erraten glaubte und dächte: die Piſtole iſt geladen, ich werde nun losdrücken. Man ſoll die Wall-

fahrtsorte aufheben, wie man das Lottospiel aufzuheben gedenkt. Nicht ganz so! Meine Pointe könnte ihre Spitze leicht auf der entgegengesetzten Seite haben. Man soll das Lotto gewähren lassen, wie man die Wallfahrten gewähren läßt.

Von der Beglückung des Volks wider seinen Willen, von der Bevormundung des Volks durch den aufgeklärten Liberalismus halte ich just so viel, als wenn dieselbe Anmaßung der finstere Despotismus beginge. Wer sagt euch denn, daß das Volk Zeit und Geld gewinnen will, wo es vielleicht just Zeit und Geld zu verlieren für einen Gewinn hält? Wer gibt euch denn ein Recht, dem Volke die Freuden der Imagination, auch wenn sie eine kleine Verschwendung wären, polizeilich hinweg zu maßregeln? Ist denn ein Sperrsitz um vierzig Gulden Volkswirtschaft? Wenn man sich für sieben Millionen ein Opernhaus baut, um darin zu gähnen, dürfte man scheel sehen auf Maria Taferl oder Maria Grün, wo wenigstens nicht gegähnt wird? Der Herr Professor ist ein gebildeter Mann und weidet seine Imagination am „göttlichen" Shakespeare und an der „göttlichen" Eroica; aber seine ungebildete Waschfrau dürfte nicht auf einen grünen Berg, in einen alten Eichenhain gehen, wo die Imagination des Volks das Göttliche, wie sie es fassen kann, in einem Gnadenbilde findet? Der Baron Moses spielt auf der Börse und würfelt jede Woche um Millionen, aber die Öbstlerin dürfte nicht im Lotto spielen und den Einsatz einer Ambe riskieren? Jenes wäre „Geldmarkt", dieses „unsittliches Spiel" und „volkswirtschaftlicher Ruin"? Mißt man so das beliebte „gleiche Recht für alle"?

Der Luxus der Imagination will in allen Ständen befriedigt sein, nicht bloß in den gebildeten. Die Hoffnung des Glücks, die Poesie der Hoffnung, gehört zu den unentbehrlichsten Narkosen der Menschheit. Wer

nicht die Rothschilds Flor des hohen Börsenspiels rauchen kann, der raucht die Kreuzerzigarre des kleinen Lottospiels. Nicht leicht entwöhnt sich das Volk des Schillerschen:

Etwas hoffen und etwas sorgen
Müht der Mensch für den kommenden Morgen.

Seit man in Bayern das Lotto aufgehoben hat, wissen die österreichischen Grenzstädte zu sagen, wie eifrig ihre Nachbarn die Kollekturen des diesseitigen Lottos suchen. Als ich einst auf einer Pußta der Debrecziner Heide domizilierte, erhielt ich zu meinem Erstaunen einen Frankfurter Brief und in diesem — ein Angebot von Frankfurter Losen! Wie müssen diese Lose in Österreich, wo sie damals noch verboten waren, gesucht und begehrt gewesen sein, wenn sich eine Regie verlohnte, welche in den entlegensten Wüsten jede einzelne Adresse aufzuspüren wußte! Ich dächte, solche Tatsachen sprächen deutlich, wenn anders die modernen Volksbeglücker für diese Sprache gnädigere Ohren hätten, als die alten Volkstyrannen.

Nun will ich die österreichische Zahlenlotterie entfernt nicht in Schutz nehmen, denn sie ist wirklich eine veraltete, primitive, ja spoliative Form des Lottos, welche ihren Verruf verdient. Aber ist dieses Lotto das Lotto? Nie werde ich vergessen, wie einst ein Kind seine Mutter belehrte. Schämst du dich nicht, mit dieser garstigen Puppe zu spielen? rief die Mutter, um sich vor mir zu genügen. Mama, so kaufe mir eine hübschere! antwortete das Kind treuherzig. Mit Recht erkannte es, daß nicht das Spiel, sondern die Garstigkeit des Spielzeugs die Scham verdiente. Ich wollte, dieses kleine Mädchen hätte im österreichischen Reichsrat gesessen, als dieser und Doktor Brestel über das Lotto sich explizierten. Daß das Lotto garstig sei, davon waren sie alle überzeugt und wer es nicht seufzend bewilligte, der wollte es seufzend abgeschafft wissen.

Alſo kein drittes? dachte ich bei mir. Wenn ihr es braucht und wenn es unſauber iſt, was müßte da näher liegen als der Gedanke, es ſauberer zu machen — es zu reformieren? Nein, er lag nicht nahe! Stark war ich damals verſucht, ihn ſelbſt auszuſprechen, aber ich wäre im Publikum ſchwerlich gehört worden. Auf unſerm bureaukratiſch gewöhnten Kontinent hat ja nicht der Menſch den Verſtand, ſondern das Fach. Der Fachmann iſt das privilegierte Orakel der Weisheit!

Aber es gibt Gedanken, welche in der Luft liegen. Spricht ſie der eine nicht aus, ſo tut es der andere. Der Gedanke, das öſterreichiſche Zahlenlotto zeitgemäß zu reformieren und dieſe Reform allmählich die Stelle der jetzigen Form einnehmen zu laſſen, tritt ſoeben als ein fertiges, zur Vorlage ans Finanzminiſterium reifes Projekt der Wiener Bank an die Öffentlichkeit. Der Plan, wie ihn die Blätter einſtweilen noch ohne Gloſſe, Kritik und Debatte mitteilen, iſt in ſeinen Grundzügen folgender: Die Wiener Bank emittiert ein Lotterieanlehen von 250 Millionen in Appoints von 100 fl., mit weiterer Teilbarkeit in 2, 4, 10 bis 100 Teile und mit einer Amortiſationsfriſt von 46½ Jahren. Dem Staate gegenüber verpflichtet ſie ſich zur Zahlung einer Jahresrente von 5,770.958 fl. — dem jetzigen Ertrag des Zahlenlottogefälls — und nach Ablauf der Amortiſationsfriſt kapitaliſiert ſie ihm dieſe Rente mit einer Averſionalſumme von 115 Millionen Gulden. Die Gegenleiſtung des Staates wäre das Verſprechen, innerhalb 46 Jahren ſelbſt kein Lotterieanlehen zu emittieren, von Wohltätigkeitslotterien nicht mehr als eine im Jahre zu veranſtalten, endlich die Ziehungen des jetzigen Kleinzahlenlottos allmählich zu vermindern und ſchließlich ganz einzuſtellen. Dem Spieler gegenüber geht der Plan von dem ſchönen Grundgedanken aus, ihn überhaupt nicht verlieren zu laſſen! Er muß unter allen Umſtänden ſeinen Einſatz

wieder zurückgewinnen und dieser Einsatz wird ihm mit drei Prozent verzinst! Also eine ähnliche Modalität wie bei den großen Staatslotterien. Aber diesen Modus auf die kleinsten Verhältnisse anzuwenden und an die Stelle des jetzigen Kleinlottos zu setzen, wo der Einsatz unwiederbringlich verloren geht, das eben wäre das Neue, das Sittlichere an diesem Projekte.

Nicht praktisch dagegen kommt mir die einmonatliche Ziehungsfrist vor. Eine Ziehung im Monat, das ist zu wenig für den lebhaften, ungeduldigen Spielsinn des untersten Volkes. Dazu gehörte schon die durch Intelligenz temperierte Gemütsverfassung der mittleren Stände. Vielleicht ist die jetzige Zahlenlotterie, trotz ihres anerkannt schlechten und verwerflichen Spielplans, just darum so populär, so leidenschaftlich beliebt, weil sie das unentbehrliche Phantasiefutter alle Woche verabreicht. Ein Durchschnittsmittel von vierzehntägigen Fristen schiene mir also das Bessere. Doch, hier finge schon die Kritik an und ich bin ja kein „Fachmann". Mögen also die Fachmänner kritisieren. Jedenfalls scheint mir das neue Projekt, vor tausend Ausgeburten unserer gründungssüchtigen Ära, im höchsten Grade beachtenswert, denn es berührt mehr als irgendein anderes das Volk auf seiner breitesten Unterlage und in seinem volkstümlichsten Triebe. Wer dabei interessiert ist, möge zusehen, daß er etwas Ganzes, etwas dem Volksgeiste Abgelauschtes und aus seiner Seele Gesprochenes hinstelle!

Lizenz und Prüderie oder Adel und Bürgertum.

Zur zeitgeschichtlichen Bedeutung des französischen Kameliendramas.

„Wanderer", Wien, 23. Dezember 1869.

„. . . Leider hat sich das deutsche Volk seit lange her daran gewöhnt, die Skandalchronik seiner fürstlichen Häuser und seiner adeligen Familien mit einer

gewissen schadenfrohen Selbstbefriedigung zu lesen und es hat nicht an solchen gefehlt, welche diesem Kitzel überreiche Nahrung boten, indem sie die schmutzigsten Blätter der Geschichte jener Kreise mit geschäftiger Hand dem grellsten Lichte der Öffentlichkeit bloßstellten. — Man darf sich darüber nicht wundern. Die Mittelklassen rächen sich durch diese Schadenfreude für die wegwerfende Verachtung, womit die vornehmen Stände sie so lange behandelt haben; sie lassen dieselben das Übergewicht der wieder zur Herrschaft gelangten bürgerlichen Moral ebenso fühlen, wie ehedem Höfe und Adel ihre Sitten der ganzen Nation aufdrangen und jede Regung dagegen vonseiten des bürgerlichen sittlichen Gefühls als unberechtigt verhöhnten. Höfe und Adel haben daher kein Recht sich zu beklagen, wenn ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten wird; aber im Interesse der ganzen Nation ist es zu bedauern, daß die Entwicklung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse dahin führen mußte, die Aristokratie statt zu einem Gegenstande edler Nacheiferung und neidloser Bewunderung, zu einem Gegenstande der Mißachtung und des schadenfrohen Spottes für die übrigen Klassen zu machen und den aristokratischen Sinn im Volke zu ertöten, statt ihn durch rechte Leitung zu einem fruchtbaren Elemente nationaler Veredlung und Kräftigung zu erheben. Wenn ein Volk aufhören muß, zu achten, denen zu gehorchen es doch nicht aufhört, so verliert es allemal zugleich an Selbstachtung und sittlicher Tüchtigkeit."

Diese Worte Biedermanns in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts sind ein wahres Straßenkreuz; man kann nach mehr als einer Richtung von ihnen ausgehen. Der Politiker z. B. wird sie auf die politische Völkergeschichte anwenden und bald finden, daß sie ihm noch zu wenig sagen. Wenn ein Volk aufhören

muß zu achten, denen zu gehorchen — es feig und ſchlaff genug fortfährt, ſo verliert es meiſt nicht bloß an Selbſtachtung und Tüchtigkeit, ſondern es verliert ſein ganzes Recht ans Daſein. Rom ſtarb, als es fortfuhr, dem Senate zu gehorchen, welcher verächtlich geworden, während dieſer ſelbſt wieder den Prätorianern gehorchte, welche noch verächtlicher waren. Polen ſtarb, als es fortfuhr, ſich noch immer von einem Adel regieren zu laſſen, deſſen aufrühreriſcher und käuflicher Egoismus ſchon längſt der Landesverrat in Permanenz geworden. Deutſchlands Geſchichte, welche lange genug Schwäche und Lähmung war, wo die Hanſamacht dem Landadel unterlag und in dieſem ſelbſt wieder die Sickingens unterlagen, wurde vielleicht darum hoffnungsvoller und wendete ſich, ſtatt zum Tode, zur Rekonvaleszenz, weil es doch teilweiſe aufgehört hat, ſeinem Adel zu gehorchen, und weil dieſer teilweiſe nicht aufgehört hat, Achtung zu verdienen. Aber laſſen wir den Politiker. Wir haben die Worte Biedermanns zitiert, um von dem Satze, welchen wir unterſtrichen haben, einen Ausgangspunkt, nicht zu einer politiſchen, ſondern zu einer ſittengeſchichtlich-literariſchen Reflexion zu nehmen.

Dem bürgerlichen Lebemann kann es auffallen, und er wird ironiſch dazu lächeln, daß Biedermann „die bürgerliche Moral“ und „die Skandalchronik der adeligen Familien“ als einen Gegenſatz ausdrückt, der ſich von ſelbſt verſteht und der ohneweiters für wahr gelten muß. So ſtändiſch arbeitet die Natur nicht. Das ſchwache Fleiſch iſt menſchlich, nicht ſtändiſch. Tugend und Laſter ſind unter die Menſchen aller Stände ziemlich gleichmäßig verteilt. Wer ſich über die Skandalchronik der höheren Stände im Caſanova, Pöllnitz, Duclos, Dulaure, Behſe entſetzt, der wird ſich von dieſem Entſetzen ſchwerlich erholen, wenn er ſich erinnert, daß mehr als eine Stadt, wie ſich die Alten um die Geburt

Homers ſtritten, das bekannte Bonmot eines Souveräns ſich vindizieren, womit er auf den Antrag, die Errichtung gewiſſer Häuſer zu bewilligen, geantwortet haben ſoll: er müßte in dieſem Falle die ganze Hauptſtadt mit einem Dach überbauen; der wird die bürgerliche Moral z. B. in der mittelalterlichen Üppigkeit von Gent und Brügge nicht als Gegenſatz zu einer ſpezifiſch adeligen Liederlichkeit aufzuſtellen Luſt haben; der wird in „Hüllmanns Städteweſen“ nur noch die gröberen Pendants zu den feineren Caſanovas finden, wenn er z. B. die „Sitte“ kennen lernt, daß den inhaftierten Schuldnern, wie Speiſe und Trank, ſo auch wöchentlich zweimal „der Frauenpfennig“ von ihren Gläubigern gereicht werden mußte; kurz, wenn er das ganze Kapitel der ſtädtiſchen Badeſtuben ſtudiert, welche ſpäter, — ſchon mit einem Fortſchritt! — in polizeilich beaufſichtigte Freudenhäuſer übergingen; der wird mit einem Worte die Harems des Bürgertums um nichts ſittlicher finden, als die „fêtes d'Adam“ oder das „costume en peau“ jener ariſtokratiſchen Wüſtlinge, welche unter Ludwig XIV. Voluptueux, unter der Regentſchaft Roués und Libertins zu allen Zeiten hießen.

Das Was iſt allen Menſchen und allen Ständen gemeinſam, der Unterſchied fängt überall erſt beim Wie an. Soll die Ausſchweifung ein ariſtokratiſches Standeslaſter ſein, ſo könnte man, ohne paradox zu ſein, ſagen, es bedürfe dazu erſt einer ariſtokratiſchen Standestugend: der Offenheit, Freimütigkeit. Dieſe Eigenſchaften nennt ſchon der Sprachgebrauch edel und wirklich gehört nichts ſo ſehr zum Weſen des Adels als ſie. Man kann ſich den Adel in allen möglichen Zuſtänden denken, nur nicht in verſteckten und heimlichen. Für den Adel gibt es in der unermüdlichen Jagd nach Amüſement und Wechſel des Amüſements tauſend Narrenkappen, aber keine einzige Tarnkappe. Er kann ſich nicht unſichtbar machen, ſelbſt wenn er

wollte. Sein Dasein ist kein Privatleben, sondern ein politisches, also ein öffentliches. Seine Rechte und Vorrechte, seine Privilegien, Freiheiten und Pflichten haben beinahe in allen Staaten das Staatsrecht begründet und sind noch jetzt ein großer Teil davon. Spielt aber der Adel als Rechtsperson die größte öffentliche Rolle im Staate, so tut er es als Person überhaupt, auch als Privatperson. Er hält offenes Haus, er lebt gleichsam bei offenen Fenstern und Türen. So wurde ein Grundzug seines ganzen Charakters die edle Offenheit, die edle Freimütigkeit. Er gab das klassische Beispiel der Repräsentation, das Beispiel, wie sich ein Menschenleben von innen herausleben soll. Ist dieses Innenleben groß und reich, um so besser; aber es wird auch gern gesehen, wenn es nur eigentümlich und charakteristisch ist, wär's auch bizarr und wunderlich. Dort geht der närrische Lord . . ., sagt das Volk, aber sagt es doch schmunzelnd, gleichsam, als dächte es selbstzufrieden: nun, ist es doch unsere Narrheit! er ist ein Plastiker unserer Nationalität. Und so stellt der Adel — wenn er nicht Typen für Plutarch liefert — wenigstens Typen für die Künstler auf und leistet, auch wenn er dem Staate nichts leistet, noch immer den Meißeln, Paletten und Literaturen ganz unermeßliche Dinge. Man kann einem einzigen Don Quichotte oder Falstaff viel unproduktives Junkertum von Spanien und England nachsehen, und gewiß ist es kein Zufall, daß just mit der Aristokratie aufs innigste durchdrungene Volksgemeinden diese Typen hervorgebracht, — und die Dichteraugen dazu, welche sie angeschaut!

Nun ist aber leider nicht jeder Schritt ein Fortschritt; auf der Bahn des menschlichen Schreitens gibt's keinen Halt, auch wenn man abwärts schritte. Der Adel, welcher seine politische Ausstattung zur Schau stellen muß, welcher seine Eigenheiten und whims zur Schau stellen darf, folgte seinem Naturzuge zur Öffent-

lichkeit auch in Schauſtellungen, welche ihm nicht günſtig waren. Er ſtellte ſeinen Reichtum zur Schau, was bedenklich war; zuletzt auch ſeine Lüſte, was infam war. Reichtum gehört nicht notwendig zum Begriff des Adels, wenigſtens nicht ſo notwendig, wie politiſche Rechte und Pflichten. Der Patrizier Cincinnatus kochte ſich ſtolz ſeine Rüben, und jener Radziwill, welcher unter dem Namen „Pannie Kochanku“ ſeinen Landsleuten bekannt iſt, ſchämte ſich ſo ſehr ſeines Reichtums, deſſen Beſitz, wie er meinte, nur Bürgern und Juden zieme, daß er nie mehr als einen Dukaten bei ſich trug, und dieſen ariſtokratiſchen Charakterzug wieder mit einem echt ariſtokratiſchen Sparren dahin übertrieb, daß er als Emigrant und in die Verbannung gehend ſeinen ganzen Goldvorrat auf die Form eines einzigen Dukatens einſchmolz, welcher dann freilich ſo groß wie ein Wagenrad wurde. Inzwiſchen ſoll die Frage des Reichtums nicht weiter erörtert werden. Mit oder ohne Liebe zum Gelde wurde der Adel naturgemäß reich, und es wäre ihm wohl zu gönnen geweſen, wenn er ſeinen Reichtum echt adelig, d. h. als Nationalvermögen und zum öffentlichen Beſten verwaltete. Aber die ſinkende Ariſtokratie genoß ihren Reichtum als ein Privateigentum, und doch ſtellte ſie dieſen Privatgenuß wieder öffentlich zur Schau. Das war ein Widerſpruch. Die adelige Offenheit wurde jetzt zum bedenklichen Prahlen. Zwar menſchlich iſt es freilich, daß man den Beſitz, den man hat, auch zeigen will, ja, daß man ihn erſt recht zu genießen glaubt, indem man ihn zeigt; aber wahrhaft vornehm, echt adelig iſt es nicht. Auch iſt die Wirkung davon ſchon eine gemiſchte. Die Tat der Eitelkeit befriedigt höchſtens wieder den Eitlen, welcher im Adelsprunke den vermeintlichen Glanz ſeines Vaterlandes ſieht; aber der ſparſame Bürger ſchüttelt den Kopf, der hungernde Arbeiter ballt wohl gar ſeine Fauſt.

Zuletzt geschah noch das Ärgste. Der Adel stellte zur Schau, was zu schauen weder der Eitle noch der Bescheidene verlangt, was zu verbergen das Übereinkommen des ganzen menschlichen Geschlechtes ist. Sei es, daß er den Lüsten eine neue und kostbare Würze durch die Öffentlichkeit hinzufügte, sei es, daß er auch hier weiter nichts als ein politisches Vorrecht zeigen wollte, nämlich die Straflosigkeit, obwohl das kein Vorrecht, sondern ein Mißbrauch ist; genug, zur Zeit seines tiefsten Verfalls, im 18. Jahrhundert, trug der Adel auch seine Lüste zur Schau: „L'ostentation d'immoralité" war vor der Revolution geradezu das Programm der Roués. Es schien dabei die Ansicht zu walten: Unsittlich kann auch die Kanaille sein; unser Standesvorrecht ist es, daß wir es öffentlich sind. Die Wollust, die Kanaille zu verhöhnen, ihre kleinlich verheimlichten Laster durch das hohe Spiel der Öffentlichkeit zu übertrumpfen, ist uns ebensoviel, ja noch mehr wert, als die Wollust selbst.

Als nun der Adel reif war für die Sichel des Schnitters, als dem Bürgertume die Aufgabe zugewachsen war, ihn zu bekämpfen und zu besiegen, wie geschah das? Es liegt im Wesen eines jeden Parteikampfes, daß man nicht sowohl den Parteibegriff selbst bekämpft als vielmehr gewisse Zutaten und Außenseiten der Partei. Kurz, nicht um die Parteitheorie, sondern um die Parteipraxis kämpft man. Den Adel in seinem Prinzipe anzugreifen wäre ein langwieriger und kaum zu schlichtender Streit gewesen, denn in der Ökonomie der Natur hat jedes Prinzip sein immanent Gutes. Es hätte nicht einmal direkt zum Zwecke geführt, seine Unsittlichkeit anzugreifen; er konnte antworten: ihr seid in feiger Heimlichkeit um nichts sittlicher, — und die Wagschalen mochten immerhin schwanken. Wir glauben schon verraten zu haben, daß wir die Phrase der „bürgerlichen Moral" nicht auf Treu und Glauben

für bewieſen annehmen; es iſt uns immerhin zweifelhaft, ob die Bürger imſtande waren, das Laſter mit der Tugend zu bekämpfen. Aber gewiß iſt, daß ſie der Schauſtellung des Laſters mindeſtens die Schauſtellung der Tugend und die Schauſtellung des Ekels vor dem Laſter entgegenſetzen konnten, die Prüderie. Natürlich ergriffen ſie dieſe Waffe mit unbarmherziger Streitluſt. Der Adel hatte ſich auf das unvorſichtigſte Terrain vorgewagt, auf das Terrain des Scheins, und ſcheinen kann jeder! Jauchzend folgte ihm das unermeßliche Gros des Bürgertums auf dieſem günſtigen Kampfplatz und erdrückte das Häuflein. Eine Minorität, welche laſterhaft ſcheinen will, muß notwendig verloren ſein, denn nichts iſt leichter, als daß ſich die Majorität mit dem Scheine des Gegenteils waffnet, mit dem Scheine der Tugend, mit Prüderie. Dieſe Kampfart liegt ſo ſehr in der Natur, daß ſie genau zwei Jahrhunderte früher in den großen Parteikämpfen der Kirche die nämliche Rolle ſpielte. Während die gelehrten Theologen ſich um das Dogma ſtritten, warfen diejenigen, welche die populärſten Wirkungen erzielen wollten, ſich auf die Sitte und auf den Schein der Sitte. Die Puritaner ſetzen der katholiſchen Sittenlaxheit mit Oſtentation ihre ſauertöpfiſche Scheinheiligkeit entgegen und die Jeſuiten, welche von der Reformation lernten, ſoweit es das Abſterbende vom Auflebenden kann, machten ſofort ihren Reim darauf, — si non castus saltem cautus!

Das puritaniſche Kopfhängen, das jeſuitiſche Augenunterſichſchlagen, die Prüderie der bürgerlichen Moral — man müßte verzweifeln, wollte man das alles nur als Heuchelei auffaſſen und weiter nichts darin ſehen, als ein zweckloſes Spiel der menſchlichen Verſtellungskunſt. Aber Heuchelei iſt es nur in der Miene des einzelnen; in der Geſamtphyſiognomie einer ganzen Zeit muß es begriffen werden in ſeinem tieferen

hiſtoriſchen Sinne: als politiſche Parteidisziplin, als eine weltgeſchichtliche Erſcheinung, die ihren guten Grund, ihre innere Notwendigkeit gehabt hat. Und noch hat! Denn das glaubt wohl niemand, daß die Revolution alles getan und uns als lachende Erben eingeſetzt hat. Die Revolution hat den Kampf zwiſchen Feudalſtaat und Rechtsſtaat, d. h. zwiſchen Adel und Bürgertum bloß angefangen; uns hat ſie das Erbe ſeiner Fortſetzung hinterlaſſen, und wahrlich, wir lachen noch keineswegs! Im Gegenteile. Nie war der feudale Kriegerſtaat dem bürgerlichen Rechtsſtaate überlegener und gefährlicher als in ſeiner neueſten Verpuppung des Militärſtaates, welcher ſich gegen den Willen des Bürgertums — vom konſtitutionellen Bürgertum ſeine Budgets bewilligen läßt!

Der Kampf iſt alſo noch in Aktion, die Parteien ſtehen noch unter Waffen, — was Wunder, daß der Bürgerſtand die ſeinigen feſthält, und unter den neuen auch die altmodiſchen, durch Tradition liebgewordenen feſthält, den Geiſt der bürgerlichen Moral und die Affektation dieſes Geiſtes, die Prüderie. „Er läßt den Adel das Übergewicht der wieder zur Herrſchaft gelangten bürgerlichen Moral fühlen.“

Nur eines iſt ſtörend. Der wackeren Bürgermiliz paſſierte ein tragikomiſches Malheur. Sie wurde ſelbſt adelig! Durch die unermeßliche Entwicklung des materiellen Wohlſtandes wurde ſie aller Güter, Beſitztümer, Genüſſe, Einflüſſe und Auszeichnungen teilhaftig, welche man ſonſt nur bei den höheren Ständen geſehen. Sie wurde ſelbſt höherer Stand. In unwiderſtehlicher Folge davon nahm ſie auch einen guten Teil von den übermütigen Neigungen, Inſtinkten, Paſſionen und Unarten der geburtsadeligen Roucrie in ſich auf, — l'ostentation d'immoralité nicht ausgenommen. Offenbach, der Kankan, die Thereſe, Ahasverus in Rom, der König von Sion, die Peſt in Florenz, die üppig-

keiten der Acht-Kreuzer-Photographien an allen Schaufenſtern, welche der Rouè des 18. Jahrhunderts noch als ſeltene Kabinettsſtücke beſaß, das alles hängt zuſammen und ſpielt aus der nämlichen Tonart. Es bedeutet den Boden von Genüſſen, Lüſten, Freiheiten und Frechheiten, welche das Bürgertum dem Adel abgenommen. Natürlich gereicht dieſer eroberte Boden der avancierten Bourgeoiſie zur höchſten Satisfaktion, daher der brutale, wiehernde Beifall, womit ſie Kunſtfrechheiten, welche im äſthetiſchen Sinne roh und geſchmacklos ſind, mit einer Art von Affen- und Meerkatzenliebe als ihre ſüßeſten Schoßkinder hätſchelt, als die wahren Lichter des Jahrhunderts und Triumphe des Fortſchrittes anwiehert und anräuchert. Dabei wird aber die Prätenſion der ſpezifiſch bürgerlichen Moral ſelbſtverſtändlich keinen Augenblick aufgegeben, was nur in den Fortſchrittsorganen des Bürgertums oft Schauſpiele von — überraſchendſter Vielſeitigkeit gewährt. Während z. B. der Leitartikel Pfauenräder ſchlägt über das ſittliche Prinzip des bürgerlichen Elements, welches der Träger des modernen Fortſchritts und der providentielle Meſſias einer neuen ſittlichen Weltordnung iſt, ſchlägt die Kritik ihrerſeits Pfauenräder über Kunſterſcheinungen, deren „moderner Genius“ ganz eigentlich abgetragenes Kleid aus den Pagérien des 18. Jahrhunderts, kavaliermäßig-hocherdreiſtete Unſittlichkeit iſt. Natürlich wird der argloſe Zeitungsleſer deshalb noch nicht glauben, daß ſeine Fortſchritts- und Lieblingszeitung — in einem Narrenhaus redigiert worden, vielmehr wird ihm der Widerſpruch gar nicht auffallen, ſo wenig wie der Redaktion ſelbſt. Es iſt eben ein Widerſpruch, nicht im Denken einzelner, ſondern in dem Zuſtande aller, d. h. in der ganzen Zeit. Das Bürgertum ſteht auf einem geteilten Standpunkte. Politiſch bekämpft es den Adel, ſeine Herrenhäuſer und Hofcliquen, ſeine Krieger- und Prieſter-

ſpitzen; ſozial aber kann es durch die Macht und Üppigkeit ſeines Wohlſtandes mittun. Dort iſt es gezwungen, auf die bürgerliche Moral zu pochen; hier fühlt es ſich freundlichſt eingeladen, ſelbſt unmoraliſch zu ſein.

Das franzöſiſche Demimonde- und Kameliendrama, wie in allen Fällen das Drama, iſt für dieſen Zeitcharakter nun das bedeutſamſte Symbol, der markanteſte Zug ſeiner Phyſiognomie, der eigentliche Brennpunkt ſeiner Strahlung und Spiegelung. Hier haben wir Moral und Oſtentation der Immoralität in einem Atemzuge. Ganz entſprechend einer geſellſchaftlichen Konſtitution, in welcher die Plebejer ſich auf die Sitze der Patrizier geſchwungen, haben wir, was ſonſt Antitheſe war, in dieſen franzöſiſchen Sittenbildern als Syntheſe. Die Sittenſprüche der Puritaner und die Ehebrüche der Reſtauration ſind hier nicht weiter mehr durch Blut und Schafotte getrennt, ſondern bloß durch den Zwiſchenakt. Vier Akte Laſter, ein Akt Tugend! Mit allen Gliedern des Leibes „Kavalier“ und nur am Kopfe „Rundkopf“. Liederliche Moralität und moraliſche Liederlichkeit. Ein Zerrbild, wenn ihr wollt, aber linearisch das korrekteſte Bild eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, in welchem das Bürgertum zugleich auch Adel — „Geldadel“ und „Finanzariſtokratie“. Das Abbild muß ſein wie das Urbild, widerſpruchsvoll.

Dieſen Widerſpruch zu formulieren und richtigzuſtellen, konnten wir um ſo weniger für überflüſſig halten, als diejenigen, deren Amt es wäre, ihn zu erklären, ihn nur noch weiter fortpflanzen. Man wird nämlich bemerkt haben, daß nichts widerſpruchsvoller iſt, als die Stimmen der Tageskritiker, welche nach Aufführung eines neuen franzöſiſchen Sittenſtücks das Publikum verwirren und in Verlegenheit ſetzen. Der eine freut ſich über das Stück, will aber juſt nicht geſagt haben, daß ihm die Unſittlichkeit desſelben gefalle.

Der andere tadelt es heftig, verwahrt ſich aber dagegen, daß er die Unſittlichkeit tadle; ſo ſpröde und illiberal ſei er nicht. In dieſe zwei Parteitypen teilt ſich regelmäßig jede deutſche Beurteilung einer franzöſiſchen Kameliennovität. Das Publikum in der Mitte findet ſich nicht orientiert, vielmehr fällt ihm jetzt die Aufgabe zu, ſich nicht bloß in dem Stücke, ſondern auch in den Kritikern des Stückes zu orientieren. Es fragt: Was gefällt dir alſo, wenn dir die Frivolität nicht gefällt? Was tadelſt du alſo, wenn du die Frivolität nicht tadelſt? Zur Aufhellung dieſer Fragen hat unſer Exkurs beitragen wollen.

Dem erſten gefällt die Demokratiſierung der weiland exkluſiv ariſtokratiſchen Standesprivilegien. Es gefällt ihm an der Oſtentation der Immoralität nicht eben die Immoralität, aber die Oſtentation: das offene Bekenntnis, die freimütige Darlegung, die rückhaltloſe Veröffentlichung der bürgerlichen Genüſſe und Sünden oder, wie man offiziell ſagt, „der Schäden der Geſellſchaft.“ Es gefällt ihm der republikaniſche Zug dieſer Öffentlichkeit, die moderne Luft, der Fortſchritt von der Prüderie zur Lizenz. Er empfindet, wie man ſieht, vorzeitig als Sozialpolitiker.

Der Zweite empfindet unerbittlich als Kunſtrichter. Es mißfällt ihm zunächſt und vor allem der Bruch im Kunſtwerke. Es mißfällt ihm juſt noch der Reſt von Prüderie in der Lizenz. Sein Empfinden iſt aus folgendem Tone angegeben: Nun ja, ich nehme es an und habe nichts dagegen, daß das moderne, geldadelgewordene Bürgertum in der buntſcheckigen Narrensjacke einer zwieſpältigen Sittlichkeit einhergeht, deren zwei Einheiten ſich widerſprechen; dieſen Widerſpruch ertrage ich im wirklichen Leben, deſſen breiter Wellenſchlag ihn auf einen unabſehbaren Horizont verteilt und dadurch ausebnet und ausgleicht. Im engen Rahmen des Kunſtwerkes dagegen gleicht er ſich nicht aus, hier

ärgert mich der Widerſpruch von Lizenz und Prüderie juſt durch ſeine handgreifliche Unausgeglichenheit, und zwei Faktoren, welche einzeln wahr ſind, geben in dieſem Enſemble eine Lüge. Verlogen iſt eure Sinnlichkeit, verlogen iſt eure Sittlichkeit; ihr entmannt und verſtümmelt das eine mit dem andern. Ihr bringt den Genuß um ſeine Heiterkeit und die Tugend um ihre Würde. Eure kavaliermäßige Lizenz und eure bürgerliche Prüderie figurieren in euern „Sitten“-gemälden wie zwei feindliche Tiere in einem Menageriekäfig, wo ſie die angeborene Natur, die feindliche Abſtoßungskraft ihres Raſſeninſtinkts verlernt haben und ſich leidlich vertragen. Man denkt: ihr ſeid beide reif für den Schindanger.

Der erſte hat das Publikum für ſich, der zweite — ſolange es in der menſchlichen Ökonomie noch Kunſtgefühl gibt, dieſes, aber vielleicht iſt das allerdings nicht mehr lange. Denn ſo ſehr es der echten Kunſt ſchadet, wenn ſie zu einem akademiſchen Schönheitsideal erſtarrt, welches das Leben ganz aus dem Auge verliert, ſo wird es ihr noch weitaus gefährlicher, allen Unarten des Lebens nachzulaufen und allen Stilloſigkeiten desſelben ihren Stil zu entlehnen. Jener Schaden iſt reparabel, weil er langweilig iſt, alſo zur Abhilfe reizt; dieſer dagegen entwaffnet und ſchläfert ein, weil er gefällt, unterhält, ſchmeichelt, — nicht ſchmeichelt durch Idealiſieren, was eher beſchämend iſt, ſondern durch jenes rohe, ungekämmte Naturaliſieren, welches zu ſagen ſcheint: gebt uns nur eure Porträts; ſie ſind, ſo wie ſie ſind, Kunſtgegenſtand! Fürchtet euch nicht, geniert euch nicht!

Was hörte das Publikum lieber? Sollte das, was der Eitelkeit ſchmeichelhaft iſt, vor irgendeinem äſthetiſchen Kanon gemein, unſchön und häßlich ſein? Und wenn, — ſollte dieſer Kanon gelten? Wozu? Die Menſchen werden immer unendlich mehr ſich ſelbſt lieben, als die Kunſt.

Der Krieg und das lettiſche Mädchen.

1870.

Ein Volkslied aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn! Zwiſchen den Krokodilstränen der Solferino-Totenfeier und der Hyänenpolitik, welche ihren Rachen ſoeben nach neuen Solferinos aufſperrt — klingt mir ein altes lettiſches Volkslied im Ohre. Singe, wem Geſang gegeben, und wahrlich, dem lettiſchen Landmädchen war kein ſchlechter Geſang gegeben, als ſie ihren armen toten Franz beſang. Sie ſang nicht bei Solferino unter den Geſandtenſcharen aller Humanitäts- und Kulturſtaaten; ihr Geſang war daher echt. Er war ſo echt, daß ich ihn nicht einmal in Verſen habe. Ich habe ihn nirgends gefunden, wo man „Poeſien“ findet, welche mit der offiziellen Angabe dieſes Titels ſich ſchmücken. Wann hätte die Poeſie auch der Poeſien bedurft?

Das lettiſche Mädchen hatte einen Liebhaber und der Liebhaber war in der Schlacht gefallen. Eine alte Geſchichte! Was aber weniger alt, ſondern ziemlich neu iſt, das ſind die Worte des Mädchens bei dieſer Gelegenheit. Wenn das gebildete Stadtfräulein ihren Premierleutnant „dem Vaterlande opfert“, ſo iſt das ſehr tragiſch, ſehr intereſſant und die Federn der Gans ſchillern in einem ſo durchaus geſchmackvollen und diſtinguierten Trauerwarenlüſter, daß die Gänſeriche, in heller belletriſtiſcher Begeiſterung darüber, doppelt „todesmutig ſich in den Kampf ſtürzen“, wobei die Wirtſchaft von Gans und Gänſerich ſich trefflich verewigt und der moderne Humanitäts- und Rechtsſtaat doch auch leben kann, denn dieſe belletriſtiſchen Mode- und Trauerwarentränen ſind Tau und Regen auf ſeine Kriegsbudgets. Das lettiſche Mädchen dagegen war eine ungebildete Perſon, denn ſie ſang gar nicht

belletriſtiſch und vaterländiſch und verdienſtmedaillenhaft, man findet daher ihren Geſang auch in keiner Blumenleſe unſerer Krieger-, Prieſter- und Raubſtaaten, die doch ſo ſchöne Blumenleſen für ihre „gebildete Jugend“ haben. Ich fand ihn in einem altmodiſchen, längſt ausgemuſterten Buche, in „Hippels Lebensläufen“, und zwar zu hinterſt unter den Beilagen.

Franz alſo war „fürs Vaterland“ geſtorben und ſeine „Braut in Tränen“, welche keine Ahnung hat, wie ein gebildetes Fräulein „ihren Schmerz adelt“, wirft die dankbare Situation, „dem Vaterlande ſein Teuerſtes geopfert“ zu haben, faſt vor die Schweine, denn ſie macht ihrem Franz keinen andern Nachruf als dieſen: „Dein Leben gehört Gott, dir und mir, und keinem von uns gibſt du es, du bringſt es dem Vaterlande! Kennſt du dies Ungeheuer? Ich kenne es nicht; ich mag es nicht, ich will es nicht kennen, dieſes blutdürſtige Tier, das ſeinen Weg mit Menſchenleichen pflaſtert, um weich zu treten, und an verwüſteten Feldern und ausgebrannten Wäldern ſeine Luſt hat. Vaterland, wie häßlich biſt du! Auch meinen Geliebten haſt du auf der Seele — wenn du eine Seele haſt! Vaterland, du wohnſt in einer Mördergrube! Franz, wie konnteſt du dich verleiten laſſen? Ehre! Was iſt Ehre? Weißt du es? Ich weiß es nicht. Man ſpricht von meiner jungfräulichen Ehre; aber wär' ſie's noch, wenn ich ſie hinwürgen ließe? Was für ein Ding iſt deine Soldatenehre, die du erſt haſt, wenn du dich ſelbſt nicht mehr haſt, die du erſt bekommſt nach deinem Tode? Kann man nach ſeinem Tode noch etwas bekommen? Weiß dieſer Fels, wenn ich ſage: ein ſchöner Fels, und richtet die abgehauene Tanne ſich in die Höhe, wenn ich ſage: ein trefflicher Baum? Hören wir, wenn wir geſtorben ſind? Und was iſt Ehre, wenn wir ſie nicht hören können? Du haſt falſch

Geld eingewechselt, Franz, schäme dich, daß du gestorben bist!"

Hört man das an, so wird einem augenblicklich zumute, als könnten Gaus und Gänserich aufhören, und müßten anfangen Menschen zu werden. Daher nennt man es auch Volkspoesie, zum Unterschied von der Poetenpoesie, wo einem nicht so zumute wird. Die Poetenpoesie ließe doch reden mit sich. Sie würde deklamieren gegen den „Krieg" — was sehr schön ist; gegen den „Kabinettskrieg" — was noch schöner ist; gegen „die Schlachtbank", auf welche die „mündig gewordenen Völker von der Willkür der Fürsten nicht mehr sich schleppen lassen" — was am allerschönsten ist. Die Poetenpoesie hätte daher wohlweislich gesagt: Krieg, wie häßlich bist du! Krieg, du wohnst in einer Mördergrube! Dabei wäre alles in Ordnung geblieben. Die scheußlichen Dinge: Krieg, Kabinettskrieg, Schlachtbank, läßt man sich verstecken hinter ein schönes Ding, genannt Vaterland; jene fällt man schonungslos an, dieses behandelt man mit Achtung — und so macht sich die Sache. Man ist modern und human gewesen und dabei kann doch auch die hohe Generalität, das hohe Militärbudget, der gestickte Kragen und die besternte Brust leben! Wie aber, wenn man den scheußlichen Dingen ihre letzte Maske herunterreißt und das Ding geradezu bei seinem Namen nennt? Vaterland, wie häßlich bist du! Vaterland, du wohnst in einer Mördergrube! Da hört sich alles auf. Vaterländische Poesie, vaterländische Verdienstmedaille, alles. So plump kann nur eine lettische Bauerndirne sein. Wahrscheinlich hat sie auch gar kein Vaterland — nämlich keine vaterländische goldene Verdienstmedaille.

Ich habe sie daher stark in Verdacht, daß sie auch nicht „verfassungstreu" ist. Alle Verfassungsurkunden aller anständigen Kulturvölker sagen nämlich, ehe sie

ihre übrigen schönen Sachen sagen, gleich zuerst und im Paragraph Eins: Der König hat das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen. Diese schöne konstitutionelle Bestimmung würde das lettische Mädchen in ihrem rohen Zorn wahrscheinlich so formulieren: Der König hat das Recht, euch umbringen zu lassen; hierauf kommen eure Volksrechte. Das schmeckt nach Hochverrat, nämlich nach Republik, und damit kommt man freilich nicht in eine Blumenlese für die gebildete Jugend, sondern höchstens — in die Alservorstadt Nr. 1. (Landesgericht. D. H.)

Der Hochverrat dürfte auch sonst außer Zweifel stehen. „Franz, wie konntest du dich verleiten lassen!“ Wenn man bei einem Soldaten den Ausdruck „verleiten“ hört, so hat das nur einen Sinn: zum Treubruch verleiten. Hier aber heißt es: Zur Fahnentreue verleiten! Welche Grundsätze hat dieses Mädchen!

Und wenn dieser ganze Radikalismus wenigstens noch „moderner Fortschritt“ wäre! Aber daß das eine Stimme von hundert Jahren her ist und noch lange vor Erfindung des Wortes „radikal“ und vor der „Mündigwerdung“ der untersten „Volksschichten“; das verdrießt mich am meisten. Diese lettische Volksschichte kommt mir verflucht mündig vor!

„Schäme dich, Franz, daß du gestorben bist.“ Hat der moderne Fortschritt dem Militärstaate je etwas Stärkeres gesagt? Während dieser mit großem Aplomb sein „Bett der Ehre“ sich aufbettet, muß er sich von einem einfältigen Landmädchen sagen lassen: Schäme dich, daß du hier Bettgeher bist! Ich bin doch auch ein gebildeter Mann, habe die Protokolle aller Brüsseler und Genfer Friedenskongresse studiert, habe mich mit der vereinigten Weisheit von ganz Europa sattsam gesättigt; aber so imponiert hat mir nichts. Was sie auch immer sagen, sie sagen es mit Pathos, mit Affekt, mit Deklamation; während dieses Lettenmädchen

es ganz unſchuldig herausſagt: Schäme dich, Franz, daß du geſtorben biſt. Wo bleiben die Ehrenſalven und zertrümmerten Fenſterſcheiben, wenn die nächſtbeſte Bauerndirne ſolche Reden hinwirft, und zwar nur im Vorbeigehen, nicht einmal in einem ſtenographierten Protokoll und vor den „beſten Männern“ Europas — der beſten Frauen, wie Fanni Lewald, ganz zu geſchweigen! Ja, wo bleibt Fanni Lewald ſelbſt, wenn es ſchon hundert Jahre vor ihr und nicht einmal in der Intelligenzmetropole, ſondern in einem elenden Bauernwinkel ſolche Bauerndirnen gab!

Darum kommt mir das alte lettiſche Volkslied nicht aus dem Sinn — während mir andere Lieder in den Sinn gar nicht hineinkommen: jene Schocke von Gedichtbänden, die mir zur „freundlichen Beſprechung“ ſo fleißig zugeſchickt werden. Ja, ja: habent sua fata libelli.

„Tiedche'n auch eine Pille.“

„Neues Wiener Tagblatt“, 30. November 1870.

Was eine alte Jungfer oder Wittib für einen Schoßhund zu tun imſtande iſt, gehört zu jenen Grenzbeziehungen zwiſchen Menſchheit und Tierreich, wo der intime Verkehr zweier Nachbarvölker die Grenze ſchon aufhebt. Iſt aber der Schoßhund — ein Dichter, ſo gehört es in die Literaturgeſchichte; wenigſtens glauben es Deutſche!

So las ich demnach in einer deutſchen Literaturgeſchichte, daß ſich eine überaus gemütliche Freundſchaft, Platoliebe, Geſchwiſterzärtlichkeit und Hundeverhätſchelung etabliert hatte zwiſchen einer alten Frau, genannt Eliſe von der Recke, und ihrem Schoßhündchen, einem alten Herrn, genannt Tiedge, zubenannt „der Sänger der Urania“. Wenn die alte Frau in die Komödie fuhr, ſo mußte Tiedge — mit ſchlafen; wenn

ſie ihre Kompotgläſer auftat, ſo bekam Tiedge ein ſüßes Mäulchen; wollte ſich aber die gemütliche Dame — naturalia non sunt turpia — laxieren, ſo ſpitzte ſie ihr ſächſiſches Mündchen und flüſterte der Kammerjungfer inniglich zu: „Tiedche'n auch eine Pille!“

Seltſam! Frau Vindobona will doch „ein feſches Weib“ ſein und altjüngferliche Zimperlichkeit möchte ſie ſich am letzten nachſagen laſſen. Und doch gemahnte es mich an die leibhaftige Frau Eliſe von der Recke, wie ſich Frau Vindobona neulich die Grillparzerfeier gedacht hat. Grillparzer erreicht ein Alter von ſeltener Höhe, das längſte menſchliche Lebensalter, das mit knapper Not noch innerhalb der Regel und nicht jenſeits, bei der Ausnahme, beim hundertjährigen, liegt. Grillparzer iſt der wärmſte Patriot, der treueſte und aufrichtigſte Öſterreicher, und zwar aus Zeiten her, wo ſolche Tugend noch nicht Orden, nicht einmal Mandate und Popularitäten, ſondern höchſtens Verſetzungen eintrug. Vor allem aber iſt Grillparzer der feinſte, der echteſte Dichter Öſterreichs — denn „der größte“ zu ſagen, verhindert bloß ſein Öſterreichertum ſelbſt, welches den Prädikaten „Größe“ und „Großheit“ ungünſtig iſt. Summe: Grillparzer iſt in jeder Hinſicht einzig, und in dem, was er iſt, gibt es kein zweites und drittes.

Aber der Frau Vindobona bräche einfach das Herz, wenn ſie ſo etwas konſtatieren ſollte. Sie, die alles zuſammenquirlt und durcheinanderrührt was paßt und nicht paßt, was Sinn hat und Unſinn iſt, die jeden Unterſchied ins Unentſchiedene, jede Geſtalt ins Geſtaltloſe wirft, die große Köchin des gemütlichen Urbreis, worin niemandem „unrecht geſchehen“ ſoll und daher niemandem recht geſchieht, kurz, Frau Vindobona entſchloß ſich, ihren einzigen Sohn nicht einzig zu feiern. Iſt Franz Grillparzer ein Dichter und 80 Jahre alt, ſo iſt doch Eduard Bauernfeld ebenfalls ein Dichter und 70 Jahre alt. „Tiedche'n auch eine

Pille!“ Aber ist Eduard Bauernfeld ein Dichter und 70 Jahre alt, so ist doch S. H. Mosenthal gleichfalls ein Dichter und 50 Jahre alt. „Tiedche'n auch eine Pille!“ So hat man denn im schauerlichsten Ernste davon geredet, mit dem Grillparzer-Jubiläum gleich auch ein Bauernfeld- und Mosenthal-Jubiläum zu verbinden; — wobei ich mich bloß verwundere, daß man beim 50jährigen Halt macht, denn gewiß gäbe es noch einen 40jährigen, 30jährigen, 20jährigen; ja das Rührendste und Gemütlichste wäre es eigentlich, wenn der 80jährige Dichtergreis (auch Veteran oder Nestor zu nennen), ein 10jähriges Dichter-Wunderkind auf den Armen hielte!

Wahrhaft aus der Seele gesprochen war mir daher die schöne und maßvolle Rüge dieser ungeschickten Taktlosigkeit, welche die Beilage der „Augsburger Allgemeinen“ vom Donnerstag den 24. dieses unter dem Titel: „Dichter-Jubiläen in absteigender Linie“ ausgesprochen hat. Ich gestehe, daß mir dieser Aufsatz erst Mut gemacht hat, meine Stimme mit der seinigen zu vereinigen und vielleicht ist es dem verstärkten Echo des Verstandes nun doch noch möglich, die lächerliche Unziemlichkeit, die man intendierte, von Wien ferne zu halten.

Eins aber fällt mir auf: daß nur zwei Unbeteiligte protestieren und nicht zwei Beteiligte selbst. Wie können sich Bauernfeld und Mosenthal zu zweit und dritt in den Topf einer Simultanfeier hineinwerfen lassen? Wenn ich die menschliche, — ich sage nicht, die dichterische Natur recht verstehe, so werden diese zwei Namen seinerzeit und im geeigneten Augenblicke ihre eigene Feier beanspruchen wollen. Oder hätten sie Aufopferung genug, sich zweimal zu einer Feier herzugeben? Das doch wohl nicht, denn sie wissen recht gut, daß sich „König Johann“ von zwei Höflingen, die aber nichts weniger als höflich sind und die sich

als Lords auf Vornehmheit verstehen, seine Doppelkrönung als gemeines, unwürdiges Afterwerk muß bitter verrücken lassen. „Dies nochmals war einmal überflüssig, ist lächerlich und unnütz Übermaß, ist wie ein altes Märchen, das wiederholt nur Überdruß erregt," sagen die Grafen Pembroke und Salisbury um die Wette. — So denkt Shakespeare über eine Doppelkrönung; aber wie Shakespeare denkt, denkt gewiß auch Mosenthal.

Dem Genie seine Anerkennung.

„Morgenpost", Wien, 21. September 1871.

An Herrn Dr. Friedrich Hebbel, wohnhaft in Wien, Matzleinsdorfer Friedhof Nr. 139. — Euer Wohlgeboren! Das unterzeichnete k. k. Oberstkämmereramt, die unterzeichnete Generalintendanz der k. k. Hoftheater und die ergebenst unterzeichnete artistische Direktion des k. k. Hofburgtheaters haben sich beeilt, schon im achten Jahre nach Ihrem Tode und da Sie noch nicht einmal gänzlich verfault sein können, Ihr gediegenes dramatisches Meisterwerk, die Nibelungentrilogie, zum erstenmale in organischer Integrität, unverstümmelt und unverkürzt, ohne Verletzung des logischen Zusammenhangs, der künstlerischen Gliederung und des dramatischen Aufbaues, auf zwei Theaterabende verteilt, ganz nach den ursprünglichen Intentionen Euer Wohlgeboren und nach der Vorlage Ihres eigenhändigen Textes am k. k. Hofburgtheater zur Darstellung zu bringen. Indem wir somit Ihre markige und gehaltvolle Dichtung in einer Vollständigkeit, deren sich der Dichter selbst nicht mehr rühmen kann, dem kunstsinnigen Publikum dieser Kaiserstadt vorführen, glauben wir nicht nur alles, sondern noch mehr getan zu haben, um durch kräftigste Unterstützung und Ermunterung von unserer Seite den menschlich berech-

tigten Wünschen Ihres Herzens einen Beitrag zu jener Glückseligkeit zu liefern, deren wir alle nach dem Tode teilhaftig zu werden wünschen. Wir laden Euer Wohlgeboren ein, der Aufführung persönlich beizuwohnen und ersuchen Dieselben, Ihre Vorschläge hinsichtlich der Rollenbesetzung um so rechtzeitiger uns mitzuteilen, als wir bei der Leitung unseres Kunstinstitutes unserem unverbrüchlichen Grundsatz jederzeit gerecht bleiben wollen, die Vorführung der neuesten und bedeutendsten Produktionen ohne Verzug und mit dem Ruhme der raschesten Initiative ins Werk treten zu lassen. (Folgen die Unterschriften.)

Dr. Friedrich Hebbel an die Beamtenskala des k. k. Hofburgtheaters. — Hohe Beamtenskala! Mit Freude und Dank empfange ich die amtliche Nachricht, daß Sie meine Nibelungentrilogie auf die Bretter bringen, welche den Sarg bedeuten! Die Freude hätte mich getötet, wenn ich noch das erlebt hätte und ich weiß Ihre zartsinnige Vorsicht zu schätzen, womit Sie erst meinen Tod durch den langsameren Nagezahn der Kränkung abwarten wollten, um mir diesen jachen und brüsken Freudentod zu ersparen. Was die Rollenbesetzung betrifft, so wird meinen Siegfried unser begeisterungsvoller, in männlicher Kraft und Fülle strotzender Josef Wagner spielen, den König Etzel möchte ich am liebsten in die langbewährten, nie fehlenden Meisterhände unsers teuern Anschütz legen; Ludwig Löwe wird Volker den Spielmann in fröhlicher, aber festgefügter Natur hinstellen. Eines weiteren enthalte ich mich, denn fast tritt mir der Gedanke nahe, nachdem Sie schon so viel für mich getan, ob Sie in liebgewonnener Gepflogenheit nicht vollends noch die geringe und kaum nennenswerte Frist bis zum Tage der Auferstehung abwarten möchten, wo dann die Burgunder und Hunnen in Original spielen könnten. Was ich übrigens mit ausdrücklich salvierter

ſchuldiger Hochachtung vor den Hofſchauſpielern geſagt haben will. — Mein perſönliches Erſcheinen bei einer Aufführung der Nibelungen, welche kein Auszug und kein Gerippe mehr iſt, möchte einem Manne, der inzwiſchen ſein eigenes Gerippe und der Auszug ſeiner ſelbſt geworden, in manchem Sinne mißdeutet werden können, obwohl ich, ohne Ruhm zu melden, mich ziemlich gut konſerviert habe und Ihren Scharfſinn bewundere, womit Sie es genau erraten, daß ich noch lange nicht gänzlich verfault bin. In der Tat bin ich noch im Beſitze der edelſten Organe eines dramatiſchen Dichters und zum Herauslaufen vor die Rampe oder zum Laufen nach Orden hätte ich die Knochen der Kniekehlen und Schienbeine noch in ziemlich brauchbarem Zuſtande; was aber die Wirbel des Rückgrats betrifft, ſo haben ſie durch eine gewiſſe Mürbe und ſchlotternde Lockerung des Zuſammenhangs die dramatiſche Fähigkeit der Wiener Dichterſchule, ſich unaufhörlich zu verbeugen und zu bücken, in jenem vollkommenſten Grade erlangt, daß ihn die vaterländiſchen Talente mir zwar ſächlich beneiden, aber gar nicht beſtreiten könnten. Alles in allem, wenn ich mein Inventarium muſtere, ſo iſt mir höchſtens der Herzmuskel verdorrt und die Gehirnmaſſe vertrocknet, alſo ein Stoffluxus, welchen mir bei Lebzeiten abzugewöhnen mein väterlicher Freund Laube ſo oft und leider erfolglos geraten und welcher mir auch immer im Wege geſtanden, unter den dramatiſchen Mechanikern Wiens eine nennenswerte Stufe zu erreichen. Bedenke ich dieſen meinen gewinnreichen Verluſt, wie ein Mann, der ſeinen Vorteil verſteht, ſo könnte ich es faſt bedauern, daß Sie jetzt meine veralteten Nibelungen aufführen und überhaupt Stücke, welche ich noch mit Herz und Gehirn geſchrieben, — alſo weder für die Bühne, noch für das Publikum, wie ich im Laufe meiner Verweſung deutlich einſehen lerne. Im jetzigen

Raume meines Schädels, den kein Gehirn mehr verengt, fände ich wohl auch den Vers: „Der Träumer dichtet und der Dichter träumt," eine jener beliebten und gern gehörten Schönheiten, deren ich bei Lebzeiten unfähig war, wo ich noch die leidige und das Publikum sehr belästigende Gewohnheit hatte, das Klingen der Wörter durch denkende Worte zu verderben. Solche Auswüchse habe ich mir jetzt abgewöhnt und mein Schädel ist so prächtig hohl, wie ein Garderobekasten, in welchem alle Kleider der Wolter-Stücke Platz hätten. Jetzt erst wollte ich sein, was ich dem Burgtheater niemals gewesen — ein dichtender Garderobekasten, schwanger mit Wolter-Stücken! Leider ist es zu spät und nur das eine tröstet mich: wenn ich niemals den Großgrundbesitzern des Burgtheaters ebenbürtig gewesen, daß sie es jetzt mir sind und daß Hebbels vom Tode ausgehöhlter Kopf auf so vielen lebenden Rümpfen sitzt! — Postskriptum. Die Verbeugungen für den Hervorruf wird der Totengräber besorgen. Den Orden der eisernen Krone bitte ich in der Friedhofskanzlei abzugeben. — Lex-mihi-Mars.

„Die Welt wird alt und wird wieder jung."

„Correspondent", Wien, 31. Dezember 1871.

Keine Furcht! Wenn alles vom neuen Jahr redet, ich rede nicht vom neuen Jahr. Schon aus dem Grunde nicht, weil ich an neue Jahre überhaupt nicht recht glaube. Wenn auf der Drehscheibe der Ewigkeit die alten Jahre als scheinbar neue immer wieder zurückkommen, so macht diese optische Täuschung ihren ganzen und vollen Effekt allerdings — bei den Kindern, die es z. B. im „Krippenspiel" nicht genug bewundern können, wie viele römische Soldaten in Jerusalem einziehen, weil die kleinen Moltkes nämlich nicht wissen,

daß ſie auf einer Drehſcheibe einziehen. Aber die großen Moltkes wiſſen es.

Übrigens will ich damit nicht geleugnet haben, daß neue Jahre immerhin möglich ſind. Es iſt Tatſache, daß die Weltgeſchichte öfter als einmal ein neues Jahr geſehen hat.

Es war z. B. ein neues Jahr, als anno 388 der römiſche Senat mit einem Gott in ſeinen Sitzungsſaal ging und mit einem andern Gott wieder herauskam. Mit ſeinem alten ehrlichen Nationalgott ſetzte er ſich nieder und mit einem kaiſerlichen Hof- und Protektionsgott ſtand er auf. Nach dem unparlamentariſchen Gebrauch der damaligen Zeit hatte nämlich der Kaiſer Theodoſius in allerhöchſt eigener Perſon eine Regierungsvorlage eingebracht, aus der Frage beſtehend: Soll in Zukunft der Dienſt Jupiters oder der Dienſt Chriſti die Staatsreligion der Römer ſein? Wenn ein Kaiſer ſo fragt, welcher ſelbſt Diener Chriſti iſt, wie ſoll ein loyaler Senat antworten? Schweren Herzens und mit einer ſchwachen Majorität dekretierte er alſo, daß der Thron Jupiters zugunſten Jeſus von Nazareths erledigt ſei. Die Metaphyſik, entſchieden von einer politiſchen Verwaltungsbehörde, iſt ſicherlich etwas Neues! Wahrlich, das erlebt man nicht alle Tage, daß Hofräte einen Gott verurteilen und abſetzen und einen andern Gott mit Dekret anſtellen! Das Jahr 388 kann mit Fug ein neues Jahr genannt werden.

Und weil es den Römern ſchon einmal gelungen, ſo verſuchten ſie's friſchweg und machten im Laufe der Jahrhunderte ſogar den Statthalter des Jeſus von Nazareth zu einem Gott. Auch das gelang ihnen, ſo unglaublich es ſcheint; aber ich bitte mir zu glauben, ich lüge nicht! Es war daher wieder ein neues Jahr, als 1517 ein deutſcher Doktor, Martinus Luther geheißen, den Chriſten bewies, daß ihr Gott — Chriſtus und nicht der römiſche Papſt ſei.

Ein neues Jahr war das Jahr 843, welches durch den Vertrag von Verdun die ſtaatsrechtliche Scheidung zwiſchen Deutſchland und Frankreich vollzog und dieſen zwei großen Reichen eine nationale Exiſtenz gab.

Das Datum eines neuen Jahres war am 4. Auguſt 1492, als Chriſtoph Columbus aus dem Hafen von Palos abſegelte und — mit der Verdoppelung unſerer Erde zurückkam!

Ein neues Jahr war es, als 1473 Kopernikus geboren wurde; ein neues Jahr war das Geburtsjahr Kants, 1724; das Geburtsjahr James Watts, 1736; das Geburtsjahr Goethes, 1749.

1688 war ein neues Jahr, weil die Angelſachſen die Stuarts vertrieben, d. h. die Freiheit die Tyrannei. Und das Supplement dazu war das neue Jahr 1776, wo eine von den Angelſachſen ſelbſt verſuchte Tyrannei die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika ſchuf. Durch dieſe zwei Jahre kam die Freiheit auf zwei Füßen zu ſtehen!

1789 gilt mit Recht für ein neues Jahr, ebenſo ſein Supplement, 1830. Von der Zwingburg der Reaktion, welche einſt Stuart geheißen, haben dieſe zwei Jahre einen weiteren Flügel demoliert, welcher Bourbon hieß. Steht etwa irgendwo noch ein Hintergebäude oder wohl gar ein Mitteltrakt jenes grauen Hauſes mit ſeiner ſchwarzen Beſatzung? Ich würde es ein Neujahr nennen und Gratulationskarten im Golddruck ausſchicken, wenn es gleichfalls der Teufel holte.

Ein neues Jahr war das Jahr 1848, — nicht ſowohl, wenn ich ſeiner materiellen Ernten als ſeiner moraliſchen Frühlingsſtürme gedenke.

1866 und 1870 waren zwei neue Jahre, ſo weit ein deutſches Herz ſchlägt!

Ach ja, es gibt ſchon neue Jahre; gar keine Frage!

Man bedenke nur! In das Leben unſerer eigenen Generation, in das Leben eines rüſtigen Vierzigers

fallen die Jahre 1830—1848—1866—1870, d. h. nicht weniger als vier neue Jahre! Auf je zehn alte Jahre ein neues Jahr! Das ist erstaunlich viel! Nennt man aber die vierzig Jahre des Vierzigers selbst wieder neue Jahre, so reißt mir freilich die Geduld. Drehscheibenjahre!

Dem sei indes wie ihm wolle: soviel ist wenigstens gewiß, daß man das neue Jahr niemals am 1. Januar erkennen kann. Möglich, daß das Jahr 1872 wieder ein neues Jahr ist; heute aber weiß ich es noch nicht.

Einen einzigen Fall nehme ich aus, aber dieser Fall ist freilich sehr schön. In einem, nur in einem Sinne ist jedes Jahr wirklich und mit Gewißheit ein neues Jahr. Insofern nämlich in jedem Jahre eine köstliche Gewinstserie von 14jährigen Mädchen zur Verlosung kommt, welche dieses Jahr überschreiten. Das ist viel! Im Grunde ist es das Wichtigste für diese närrische Drehscheibenwelt! Wenn derselbe schmucke Kadett immer von neuem in Jerusalem einzieht, — wie selig, wie selig, ein Kind noch zu sein und das Defilieren der Soldaten zu bewundern! Der einzige Spiegel des neuen Jahres, welcher nicht falsch, sondern richtig zeigt, sind die Mädchen, welche mit diesem Jahre ihrem vierzehnten entwachsen. „Ist über vierzehn Jahr doch alt," sagt Faust von Gretchen — und hat damit alles gesagt. Wahrlich, mehr wüßte ich auch nicht zu sagen.

Vom Prater-Vandalismus.

„Correspondent", Wien, 17. März 1872.

Die Fliegenden Blätter brachten eines Tags einen jener gelungenen Bildscherze, die man nicht vergessen kann, weil sie mehr als der Einfall eines Moments zu sein scheinen, nämlich verwendbar für gar viele Momente

und ſchier von ſymboliſcher Bedeutung für den verkehrten Weltlauf und närriſchen Menſchenſinn. Ein Maler erblickt auf der Straße einen alten Bettler in Lumpen um Schultern und Lenden, in langwallendem Bart und zottelmähnigen Hauptlocken, welche Geſicht und Nacken umflutend, mit dem ſtruppigen Bartchaos in einen dichtverwachſenen Urwald ſich zuſammenwirren. Entzückt über den guten Biſſen, ſtürzt der Maler auf dieſes Modell zu: — Kommt morgen in mein Atelier, ich will Euch malen! Der Bettler ſchaut ihn an — ja, ja, es iſt mir Ernſt! Zum Beweis dafür nehmt dieſen Gulden. Und morgen bekommt Ihr noch einen. Kommt nur gewiß. Er nennt ihm den Ort und gibt ihm das Geld. Erſtes Bild.

Der Bettler denkt über das Abenteuer nach, — denn der Bettler iſt leider ein denkendes Weſen und denkt ſo: Iſt dieſer gnädige Herr ſo ſplendid und ſchenkt mir zwei Gulden, daß ich mich malen laſſe, ſo wäre ich doch der ſchandbarſte Kerl von der Welt, wenn ich in meinem grauslichen Aufzug käme und nicht ein übriges täte. So tut er denn alſo ein übriges. Er tritt in die nächſte Baderſtube, läßt ſich Haar und Bart abſchneiden, läßt ſich barbieren und friſieren, borgt ſich auch einen guten Rock gegen ſeine geflickten Lumpen aus und tritt tags darauf in das Atelier des Malers, den gebeugten Nacken ſteif und aufgerichtet und ein zufriedenes Lächeln im raſierten Geſicht, das Lächeln eines galanten Mannes, welcher auch weiß, was ſich ſchickt und den gnädigen Herren gegenüber gute Lebensart kennt. Den Maler aber ſieht man, wie ihm der Mund offen ſteht, wie ihm vor Schreck die Palette aus der Hand fällt, wie er das Kulturgeſpenſt anſtarrt und entſetzt zurücktaumelt. Zweites Bild.

Der Wiener Prater iſt eine weltberühmte Spezialität und der Wurſtelprater hat einen Ruf, ſo weit kindliche Herzen ſchlagen. Tauſende und Tauſende der

Weltausſtellungsgäſte werden ſich freuen, die ſchönſte Bocage Europas, den Wiener Prater, zu ſehen und den luſtigen Wurſtel darin, den guten Genius der Lachenden und der Kinder. Dieſe Ehre nimmt ſich der Wurſtelprater zu Herzen. Er denkt bei ſich, — ach, die Wurſtel ſind fürchterlich, wenn ſie denken! — es wäre doch eine Schande, wenn ich ungebürſtet und ungekämmt in meiner ganzen wilden Natürlichkeit mich all dieſen ſchönen Leuten vorſtellte, die mir ihr ſchönes Geld anbieten. Und der Wurſtelprater — haut ſeine Bäume um, wühlt ſeine Wieſen auf, raſiert ſeine Wurſtelbuden und wird ein Mann, der zu leben weiß. Der Wurſtelprater — verſchönert ſich!!

Hunderttauſend Europäer und Amerikaner prallen mit Schrecken zurück und der Bädeker fällt ihnen aus der Hand. Alſo dieſe langweiligen Kieswege, Pelouſen, Rabatten, Büſchchen, Boskettchen, dieſe ganze geſchorene, kahlköpfige Chineſerei, die wir längſt bei uns ſelbſt zu Hauſe angegähnt haben, das ſoll der berühmte urwüchſige Prater ſein, der wildſchöne Naturpark mit ſeinem lachluſtigen Naturvolke darin?! Das wäre ein Original, eine Spezialität, ein Unikum? Die Lüneburger Heide in baumwollenen Handſchuhen, mit einer Peterſilie im Knopfloch? Ein ſchöner Auffitzer! Welch ein fauler Schwindel!

Aber das hätten ſich Braun und Schneider in München kaum vorgeſtellt, daß ſie Reichshiſtoriographen von Öſterreich, und die Blätter unſerer vaterländiſchen Geſchichte — „fliegende Blätter“ wären! Und wären ſie es noch! Aber die fliegenden Blätter, in München ſehr luſtig, ſind zum Sterben traurig in Wien!

Sieht man unſern kahlgeſchlagenen Wienerwald, ſieht man unſern kahlgeſchlagenen Prater, ſo könnte ein Fremder, der ſchlecht unterrichtet iſt, uns für ein Volk von Sklaven, das in ſeinem eigenen Hauſe kein Hausrecht hat, anſtatt für freie Öſterreicher halten,

die vielmehr Rechte genug haben, um ſie nach Nord und Süd, an Polen und Dalmatiner, in alle Himmelsgegenden zu verſchenken. Und wie „gemütlich“ das alles iſt! Und wie „herzlos“ der „kalte“ Engländer, die „Krämerſeele“! Aber der kalte Engländer, die Krämerſeele, hat bekanntlich den ganzen Plan des Kriſtallpalaſtes danach umgearbeitet, um einen ſchönen Baum zu ſchonen, welcher fallen ſollte und welchen er nicht das Herz hatte zu fällen, der kalte Engländer! Nicht einen einzigen Baum wollte er ſeiner Weltausſtellungskrämerei opfern, die Krämerſeele! Um wie viel gemütlicher laſſen ſich die gemütlichen Wiener ihre Wälder links und rechts vor der Naſe wegſchlagen, weil es im Wienerwald einen guten Kram gab für Hirſchl und Konſorten und weil es im Prater einen guten Kram geben wird, — denn die Weltausſtellung iſt wohl nur ein Vorwand, — für eine benachbarte Eiſenbahn! Aber wir ſind gemütlich und danken Gott, wie jener Phariſäer an der Tempeltür, daß wir nicht ſind wie andere Leute, z. B. wie dieſe Engländer, die kalten, herzloſen Krämerſeelen!

Ein Nationalheiligtum, wie der Prater ſtünde in England geradezu unter dem Schutz einer Parlamentsakte! In Wien ſteht er unter dem Schutz des — „dummen Kerls von Wien“, wie der Figaro ſagt. Als kaiſerliches Jagdrevier längſt veraltet und durch den Weidgang nach Reichenau, ins Mürztal, ins Salzkammergut, in alle von den modernen Verkehrsmitteln erſchloſſenen, weitaus intereſſanteren Wildgehege, dem Jagdſport völlig entwachſen und notwendig gleichgültig, hätte die Kommune Wien ſchon längſt ihr Augenmerk darauf richten müſſen, dieſen Stadtpark in ihr Eigentum zu erwerben, und der Teufel glaube es, daß es ihr unmöglich geweſen wäre, wenn ſie ernſtlich daran gedacht hätte! Aber ſie hat es „halt“ vergeſſen! Oder mit einem korrekteren Schnitzer: ſie hat halt d a r a n vergeſſen!

Wenn es jetzt vaterländiſche Herzen zerreißt und bald dort, bald da eine grollende Männerträne über die Schändung des Praters unſrer heimiſchen Preſſe entquillt, ſo fühle ich mich gedrungen, jedem dieſer Gefühle mein Mitgefühl zu bezeugen und mit kräftigem Drucke jede Hand zu drücken, die ein Schmerz- und Zorneswort niederſchreibt. Aber erlaubt ſei mir auch, den Fall in meiner Weiſe anzuſehen und den Stier doch noch feſter bei den Hörnern zu packen. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient und ſo wird der dumme Kerl von Wien wohl auch ſeine vandaliſche „Praterregierung“ verdient haben. Daß ſich die Wiener ihrem Prater gegenüber in der Rolle des ohnmächtigen Schmerzes ſehen, das geht doch vor allem die Wiener an! Wie, ſind es nicht dieſelben Wiener, die ſich weiland ſo ritterlich um die Baron Pouthonſche Platane angenommen haben? Daß ich dieſe Platane vergeſſen könnte! Aber wenn ſie alle vergeſſen haben, ich habe ſie nicht vergeſſen. Gewiſſe Charakterzüge ſind mir nun einmal ſymboliſch für den ganzen Charakter! Flehentlich baten bei der Ausrottung des Baron Pouthonſchen Gartens die gemütlichen Wiener, das Kleinod desſelben, eine Platane, welche die Königin ihrer Gattung war, von dem allgemeinen Verderben auszunehmen und zu erhalten *oder* wenigſtens einen Block von ihr dem Naturalienkabinett abzuliefern!!

So kündete einſt ein Engländer den entflohenen Papagei ſeiner Frau, welcher ihm ſelbſt ein Greuel geweſen, mit den Worten an: Wer uns dieſen ſo beſchriebenen trefflichen Papagei entweder lebendig *oder ausgeſtopft* wieder bringt, erhält eine gute Belohnung. Das war ein echtes Spezimen des derben engliſchen Humors. Die Wiener aber meinten es damals im völligen Ernſte, daß ſie jene unvergleichliche Platane, um die es ſo jammerſchade wäre, entweder lebendig oder auch tot haben wollten.

Aber ein wollendes Wesen, das so konfus, so verschwommen und schwachmütig will, das darf sich denn freilich nicht wundern, wenn aufgeblasene Bureaupaschas sein Wollen und Wünschen mit einer impertinenten Verachtung behandeln!

Als Timon von Athen seinen Feigenbaum fällen wollte, annoncierte er, daß sich die Athener noch früher daran aufhängen möchten. Wackerer Mann, mir aus der Seele gesprochen! Denn, daß auf all unsern hingemordeten Praterbäumen nicht ein einziger . . . Athener hängt, das ist mein größter patriotischer Schmerz bei diesem herzlosen Pratermord![1])

(Was würde Kürnberger sagen, wenn er den Prater im Jahre 1905 sähe? Vielleicht schriebe er ein Feuilleton mit der Überschrift: „Pfui Teufl!" D. H.)

Österreichische Sinne.

„Correspondent", Wien, 14. April 1872.

Es gibt gewisse unbestrittene Sätze, welche man bestreiten muß. Ein solcher Satz ist z. B. das große

[1]) Es wiederholt sich alles in der Welt, also auch in Wien. Vor kurzem gabs einen Kampf um die Platane im Vorgarten des Botanischen Gartens; sie wurde begnadigt und darf jetzt außerhalb der neuen Baulinie am Rennweg vegetieren, wie lange weiß man nicht, denn die P. T. Herren Pflasterer und Asphaltierer haben dem mächtigen Baume nur einen lächerlich kleinen Raum für seine Wurzeln gestattet; das nämliche Schauspiel haben die Weltverschlacker kürzlich beim Heiligenstädter-Park aufgeführt, wo sie die Pflastersteine knapp an die schönsten Bäume pflanzten! — Ein zweiter Kampf wurde um einen in Wien sehr seltenen japanischen Gingkobaum geführt, der in einem Garten der Reisnerstraße prachtvoll gedieh und der in jüngeren Jahren das Wasser des Neustädterkanals vorüberfließen sah, seit Jahrzehnten aber die pustende Verbindungsbahn genoß. Da auf dem Gartengrunde unbedingt ein moderner Steinhaufen aufgeführt werden mußte, so gabs keine Rettung für den armen Gingko und die Wiener durften sogar von dem Todgeweihten rührenden Abschied nehmen; eine Zeitung aber plädierte dafür, wenigstens einen Block für ein Museum zu retten! (D. H.)

Dogma aller rechtgläubigen süddeutschen Cantönli-Demokraten, welche, indem sie aus der Not eine Tugend machen, zwar mit seufzendem Herzen zugeben, die Preußen hätten das Wissen, die Intelligenz, die Ordnung, die Disziplin, das Reglement, alles, was sich lernen, üben, drillen läßt, kurz die Schule voraus; die Süddeutschen dagegen bevorzuge Mutter Natur, sie seien wärmer, lebendiger, farbenreicher, bildkräftiger, mit einem Worte, ihre Stärke sei, wenn nicht das Vermögen der Reflexion, doch das Vermögen der Sinne: der Witz, die Schärfe, die Behendigkeit und Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung und Auffassung. Vielleicht gilt das von den süddeutschen Alemannen. Von der weitaus größeren und zahlreicheren süddeutschen Völkergruppe, von den Bajuwaren, d. h. von dem bayrisch-österreichischen Volksstamme, bestreite ich diesen unbestrittenen Satz; speziell von den Österreichern bestreite ich ihn mit lauter Stimme und bis zu meinem letzten Atemzuge.

In einem besuchten Wiener Gasthause saß ich eines Mittags an meinem Tisch und mußte unwillkürlich das Gespräch am Nachbartische mit anhören. Hören Sie, sagte ein Bürger in der Mitte seiner Freunde, wenn von Mäusen die Rede ist, damit können Sie mich jagen bis ans Ende der Welt. Ich kenne nichts Schrecklicheres, als diese gottverhaßten ekelhaften Mistvieher. Eine Maus ist für mich das Abscheulichste, was es gibt. Spinnen, Kröten, Würmer, Asseln, Wanzen, — was soll ich Ihnen sagen? Die ganze Menagerie der Grauslichkeit zusammengenommen, macht mir noch nicht einen solchen Eindruck des Ekels, wie eine Maus. — Da bin ich ganz so wie mein Mann, ließ sich mit dem süßen Diskant einer schnarrenden Brause die Repräsentantin der schöneren Menschheit an seiner Seite vernehmen. Wenn ich eine Maus in der Küche spüre, so ruhe und raste ich nicht. . . — Aber

in der Küche, das ist ja noch gar nichts! Schlafen muß man mit einer Maus, wie es mir einmal passiert ist, daß mir eine solche Bestie von oben bis unten über den nackten Leib herablief, als ich just im ersten süßesten Einduseln war. Im Schauder fuhr ich mit der Hand danach, aber wie ich sie in der Hand spürte, schauderte ich erst recht und warf sie von mir, daß sie quitschte . . prr! ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen, so ekelte mich das Luder. Am Morgen traute ich mir kaum die Augen aufzuschlagen, ob ich das Aas wieder ansichtig würde; denn ich dachte, ich habe sie zerdrückt und die krepierte Bestie müßte irgendwo liegen, wohin ich sie im Wurf geschleudert. Aber was geschieht? Wie ich den Stiefel anziehe — quitsch! sitzt meine Maus ganz gemütlich im Stiefel und ich zerquetschte das Scheusal mit meiner Fußsohle, daß ich glaubte, der Teufel holt mich vor Ekel.

Da will ich Ihnen noch eine ärgere Geschichte erzählen, Herr von Bachmayer — —

Ich rief den Kellner und ließ mir Speisen und Wein in ein anderes Gastzimmer übertragen, denn wenn einen, so verjagen mich selbst die Mäuse ans Ende der Welt. Mir brach der Angstschweiß aus und meine Magennerven vibrierten seekrank, als der entsetzliche Tischnachbar dieses Thema aufs Tapet brachte. Nie hat mich mein Studium der Menschenkenntnis ein größeres Opfer gekostet, als daß ich vor dem aufsteigenden Gewitter dieser Unterhaltung noch sitzen geblieben und gedacht: hier ist ein Phänomen zu studieren! Nun willst du doch einmal abwarten, wie lange Leute, die sich vor Mäusen ekeln, an ihrem Mittagstisch sich von Mäusen unterhalten. Aber mein Mensch hielt die Intentionen des Naturforschers und Philosophen nicht aus; ich mußte die Flucht ergreifen. Und im Nebenzimmer, wo ich nicht mehr das Gespräch, aber doch noch die Stimmen hörte, hörte ich ganz gut,

daß die Unterhaltung bei ihrem Thema verweilte und daß die Leute ihr ganzes Mittagessen hindurch sich Mäusegeschichten erzählten, um einander zu beweisen, wie sehr sie vor Mäusen sich ekeln!

Und doch machten sie einander nichts weis, sondern es war ihnen offenbar Ernst mit ihrem Ekel vor Mäusen. Aber die Maus mußte gegenwärtig sein! Die bloß gesprochene Maus wurde ihnen schon nicht mehr lebendig, gegenwärtig und wirklich in der Phantasie; ihre Einbildungskraft versinnlichte sich dieselbe nicht; — also war diese Kraft eben keine Kraft, sondern eine Schwäche, also waren diese Sinne eben stumpf, tot, bildlos, faul, indolent und nichts weniger als „lebhafte Sinne", sondern parallel mit der niederen Intelligenz, eine fast unglaubliche Dummheit der Sinne! Und freilich braucht man es gescheiteren Leuten, als süddeutsche Tendenzdemokraten sind, nicht erst zu sagen, daß es keine starke Intelligenz geben kann bei einem schwachen Sinnenvermögen und keine starke, blühende und lebendige Sinnenkraft, welcher bloß die Kleinigkeit fehlte, die norddeutsche Intelligenz! Keinem ehrlichen Manne, der sich nicht absichtlich verdummt, braucht man es zu sagen, daß Geistesstärke Sinnenstärke und Geistesschwäche Sinnesschwäche ist, kurz, daß in der Natur ein Einiges und Identisches ist, was die Sprache in Worten und das Denken in Begriffen als gesondert ausdrücken und hinstellen muß.

Das äußerste von verflachten, liederlichen und stumpfsinnigen Sinnen erlebte ich aber in diesem Genre mit zwei vaterländischen Dichtern. Der Kasus war folgender: Hieronymus Lorm hatte weiland im Literaturblatt der „Presse" einige Novitäten besprochen und zum Schlusse seiner Kritik gesagt, es wäre jetzt noch ein Haufe neuester Lyrik abzuurteilen oder vielmehr abzuschlachten, aber er könne das ganze Geschäft in einer kurzen Kollektivkritik erledigen, da an all diesen

Reimbüchlein nur die verſchiedenen Einbände eine Art trügeriſcher Individualität vorſpiegelten, im übrigen das form- und geſtaltloſe Nebelchaos bloß den Gattungsbegriff des Blödſinns darſtelle, den gleichartigen und ewig ſich ſelbſt gleichen Urſtoff der Reimdiarrhöe. Auch ſei er überhaupt des trocknen Tons nun ſatt und fühle ſich begeiſtert, Dichter wie er ſelbſt ſei, mit dieſen Dichtern um die Wette zu dichten und ſo bringe er das, was er von Geiſt und künſtleriſcher Beſonnenheit bei ihnen gefunden, wie in einem Spiegel zur Anſchauung unter dem Schema der nachſtehenden „Ballade“.

Der Ritter ſprach zum Knappen:
Auf, ſatt'le mir den Rappen!
Drauf ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf ſeinem Schimmel.

Hei, wie er flog zum Tanze
Mit Schwert und Schild und Lanze!
Er war der Feinde Schrecken
Auf ſeinem wilden Schecken.

Da ſchwirrten die Geſchoſſe —
Der Ritter ſank vom Roſſe;
Er ſank zu aller Staunen
Herab von ſeinem Braunen; —

Beſah die Todeswunde
Und rief: o Kunigunde,
Ich ſterbe deinethalben —
Lag tot bei ſeinem Falben!

Kaum war ich aus dem Kaffeehauſe getreten, wo ich dieſe Zeitungsnummer geleſen, ſo begegnete mir der vaterländiſche Dichter F... über den Weg. Leſen Sie die heutige Preſſe, ſagte er. Da ſteht eine Ballade von Lorm, eine Fadaiſe, die mir rein unbegreiflich iſt. Ein Ritter reitet in die Schlacht und wird erſchoſſen. Das iſt alles. Kein Bild, kein Gedanke, keine Pointe; ein Pfeil, der einen Ritter vom Pferde ſchießt, das iſt die ganze Poeſie.

Und es iſt eine reizende Poeſie. Das leichte, neckiſche Ding könnte in jeder Chreſtomathie als ein kleines Meiſterſtück von parodiſtiſcher Satire ſtehen.

Wieſo? Wie meinen Sie das?

Mein Gott, haben Sie denn nicht bemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechſelt? Daß das Ganze ein ſatiriſches Scherzepigramm auf gedankenloſe Reimſchmiede iſt?

Der Vaterländiſche ſchaut mich an, ſtutzt, wird verlegen und murmelt verdrießlich: Ich bitte Sie, wer kann denn heutzutag jedes Zeitungsblatt förmlich ſtudieren! Aber gut, daß Sie mich aufmerkſam machen; ich will das Ding noch einmal leſen.

An demſelben Abend beſuchte ich — — damals beſuchte ich noch! Melancholiſche Erfahrungen haben ſeitdem gemacht, daß ich nur noch jene gewählteſte Geſellſchaft liebe, welche man die Einſamkeit nennt. Aber der Zufall wollte es, daß ich an dem Abend desſelben Tages den vaterländiſchen Dichter W... beſuchte.

Er fing ſogleich an: Was ſagten Sie heute zu der Ballade von Lorm? Ich finde doch gar nichts daran. Das Ding iſt entſetzlich leer und gehaltlos.

Natürlich; weil es die Manier der Leeren und Gehaltloſen parodiert. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß das Pferd in vier Strophen fünfmal die Farbe wechſelt?

Er ſchaut mich verwundert an . . . Du, Frau, da höre einmal, was der Doktor ſagt. Das wäre freilich was anders! Geh und ſuche ſogleich das Blatt, wenn es noch da iſt. Wir müſſen es jetzt noch einmal leſen.

Gar nicht nötig. Ich rezitiere es Ihnen aus dem Gedächtniſſe. Nachdem ich es zum erſtenmal geleſen, las ich es zum zweiten Male zu meinem Vergnügen und damit weiß ich's auch auswendig.

Der Ritter ſprach zum Knappen:
Auf, ſatt'le mir den Rappen!
Drauf eilt er ins Getümmel
Der Schlacht auf ſeinem Schimmel. . .

So ſagte ich das Gedicht her und markierte durch die Betonung jede wechſelnde Pferdefarbe. — Ah, jetzt verſtehen wir! Aber ſehen Sie, dann liegt der Fehler des Gedichtes darin, daß dieſe Schlagwörter nicht durchſchoſſen ſind.

Das auch noch! Mit der Naſe ſoll man ſie drauf ſtoßen! Das wäre noch ein Witz, der ſich auf den Zehen reckte, das Maul aufriſſe und durchſchoſſen ſchrie: ich bin ein Witz! Wie fein iſt ohnedies der Kunſtgriff, den der Dichter gebrauchte, daß das Pferd gleich in der erſten Strophe die Farbe zweimal wechſelt!

Wohlan, das ſind öſterreichiſche Sinne! So leſen öſterreichiſche Dichter Gedichte! Wenigſtens würden ſich F... und W... ſehr verwundern, wenn man ſie nicht für Dichter paſſieren ließe, denn in Stadt und Land paſſieren ſie dafür. (Gemeint können Ludwig Auguſt Frankl und Joſef Weilen ſein. D. H.)

Ich weiß wohl, dieſes Faktum iſt viel zu gut für ein Feuilleton; es iſt ein Monument für einen Hiſtoriker und Ethnographen. Es iſt die wichtigſte Geſchichtsquelle Öſterreichs. Glücklich der Quellenforſcher, dem dieſes Zeitungsblatt einſt in die Hände fällt; er hat einen Schatz entdeckt. Was er von den innerſten Geheimniſſen unſrer militäriſchen Niederlagen, politiſchen Machtſpaltungen, unſrer ganzen welthiſtoriſchen Kurpfuſcherei kennen lernen will, das lehrt ihn dieſes Ereignis, ſo geſchehen zu Wien im Lande Öſterreich, wo man zwar nicht die kalte preußiſche Intelligenz, dafür aber gar friſche fröhliche Sinne hat — wie Figura zeigt!

Der Hofrat und der „Raum“.

„Correspondent“, Wien, 26. Mai 1872.

Es war am Teetisch der Aspasia. So nenne ich jene Dame, welche bei einem tadellosen, weiblichen Rufe, mit der berühmten Griechin den Ruf einer hohen Bildung gemein hatte. Wenigstens war sie die gebildetste Schauspielerin des Burgtheaters und in ihrem Athen der Mittelpunkt einer feingebildeten, gewählten Gesellschaft. Damit will ich freilich nicht gesagt haben, daß ihr Athen das Heiligtum der Pallas Athene gewesen wäre, berühmt durch den Ölbaum, denn die Bildung ihres Athens war so ziemlich — Essig! Auch will ich ihren Hofrat just nicht zu einem Perikles gestempelt haben, denn es ist ein Unterschied, ob man das Parthenon erfunden hat, oder bloß — die „Parthenia“! Vielmehr gedenke ich soeben von der Weltweisheit dieses Hofrates ein Beispiel zu erzählen, welches mehr Hausjörgelsch als Perikleisch ist.

Man unterhielt sich — wovon sonst, als vom Theater? Bei diesem Thema war wieder die Rede von der Einheit der Zeit und des Ortes. Daß dieses Gesetz unphilosophisch sei, hatte schon Lessing bewiesen und Neues war darüber nicht zu sagen. Man konnte höchstens streiten über das Mehr oder Weniger der zulässigen Freiheit von jenem Gesetze. Der Hofrat, der seinen großen dichterischen Ruf einer großen bureaukratischen Kleinigkeit verdankte, welche ihn fähig machte, reinlich, pünktlich, faßlich zu sein, der eine natürliche Scheu vor allem Kühnen und Verwegenen hatte, und der, weil ja die Sprünge des Hasen selbst einen Hund oder Fuchs in Atem hielten, die Hasensprünge für Genies sprünge zu halten schien: der Hofrat wollte die Freiheit der Zeit und des Orts nur mit einem kurzen Brotmesser zuschneiden, während wir anderen die kühnen

Schnitte des Götz v. Berlichingen und des ganzen Shakespeare begehrten, Herrschaften, welche der Hofrat zwar laut bewunderte, aber im Herzen eigentlich haßte, da sie seiner eigenen Poesie im Lichte standen und über das erlaubte Maß der hofrätlichen Genialität allzu unbescheiden hinausgingen.

Die Debatte erhitzte sich und im Übermute rief Freund V. aus: „Ei was, wenn der Raum selbst nur eine Fiktion ist, wie sollte dann erst der Ort, also die Fiktion einer Fiktion, noch Respekt verdienen!“

Ein schlimmes Wort und das Signal zur Entblößung von schlimmen Blößen!

Denn pikiert replizierte der Hofrat: „Da muß ich bitten! Sie nennen den Raum eine Fiktion? Das ist das Neueste, was ich höre.“

Wir hatten Lust zu fragen, ob er nie den Namen Kant gehört; aber — wir waren in einer gebildeten Gesellschaft und der Hofrat war ein gebildeter Mann!

Freund V. faßte sich demnach in Geduld. Er fing an, den Kantschen Zwirnsknäuel, der im Gehirne des Hofrates, wie in jedem bloß sinnlich denkenden Gehirne in Unordnung lag, auseinander zu wirren und glatt zu strählen. Er nahm vorerst seinen Ausdruck „Fiktion“, welches eine bewußte Täuschung sei, zurück, und gab zu, daß der Begriff „Raum“ wenigstens eine unbewußte sei, eine Vorstellung und ein Gedanke, welcher nach den angeborenen menschlichen Denkgesetzen in Ewigkeit und mit Notwendigkeit gedacht werden müsse, so daß er zuletzt wie eine Realität aussähe; weil aber der menschliche Gedanke gleichzeitig die Fähigkeit habe, wieder über sich selbst zu denken, so habe Kant, welcher sich zuerst dieser Fähigkeit am folgerichtigsten bediente, die Entdeckung gemacht, daß die Begriffe Zeit, Raum, Ursache und Wirkung eben nur Formen unseres Denkvermögens seien, daß es aber keine Möglichkeit gäbe, über diese Form hinaus

je die Sache ſelbſt zu ſchauen, das philoſophiſche Ding „an ſich“.

Der Hofrat widerſprach dem Theaterkritiker mit der ganzen Superiorität des Theaterdichters, ohne zu bemerken, daß er eigentlich dem Kant widerſprach; eine Zerſtreuung, wie ſie z. B. einem Nordpolfahrer paſſieren würde, der ſich equipiert und ausgerüſtet hätte — für eine Partie zu der Knödelhütte! Es war lieblich zu ſehen. Der Kantſche Beweis ſtieß da auf Gegenbeweiſe, ungefähr als ob dem Kopernikus ſeine Dummheit bewieſen würde, denn daß die Sonne auf- und untergehe, lehre doch um Gottes willen ſchon der bloße Augenſchein! In der Tat war der Hofrat ſtark im „Augenſchein“. Daher ich oben mit Grund anmerkte, daß er am Teetiſch der Aſpaſia nicht eben den Perikles vorſtellte, viel eher den Mann, welcher dem Perikles bei der Aſpaſia nachfolgte, und welcher — ein Viehhändler aus Korinth war!

Auch merkte die Aſpaſia längſt, in welchem Grade ihm die Fähigkeit der Abſtraktion verſagt war und daß er in der Philoſophie mit bloß ſinnlichen Vorſtellungen forthumpelte, wie jeder gemeine Mann. Da daran nichts zu ändern war, ſo war bloß — das Geſpräch ſelbſt zu ändern, und wir ſahen die Aſpaſia mit der ganzen Rieſenkraft des weiblichen Taktes ſich anſtrengen, um ihren geſtrandeten Walfiſch von der Philoſophie los- und wieder flott zu machen.

Aber der Walfiſch ließ ſie nicht nur im Stiche, er arbeitete ſich noch tiefer hinein. Jede Unfähigkeit iſt eigenſinnig.

Plötzlich hatte er nämlich einen geiſtreichen Gedanken, der den gordiſchen Knoten mit einem Schlage durchhauen mußte. Leuchtenden Auges erhob er das Glas und triumphierte mit Siegesgewißheit: „Aber Sie müſſen mir doch zugeben, dieſer Wein hier iſt in einem Raum! Er müßte ja ins Leere fließen, wenn

das Glas nicht ein Raum wäre. Das soll mir doch niemand abstreiten!“

Das Unglück war geschehen. Freund B. und ich sahen uns melancholisch an. „Jetzt ist alles aus, Figaro, hilf uns!“ seufzen die Gräfin und Susanne.

In der Tat flüsterte mir Freund B. zu: „Sie sind ja der Mann, der in Feuilletons Philosophie vorzutragen weiß! Zeigen Sie jetzt, was Sie können. Ich bin fertig mit ihm.“

„Herr Baron!“ fing ich an, „wenn das Stubenmädchen das Glas zerbrochen hätte, würden wir sagen, sie hat einen Raum aus der Welt geschafft und es ist jetzt ein Raum weniger in der Welt?“

Freund B. trat mir unter dem Tische mit kräftigem Beifall auf die Fußzehen.

„In dem Augenblicke, wo wir sprechen“ — fuhr ich fort — „fabrizieren Hunderte von Glashütten viele tausend Gläser. Sagen wir, sie fabrizieren Räume? Sie bereichern die Welt fortwährend mit neuen Räumen?“

Wiederholter Fußtritt! Sogar der Hofrat stutzte. Er sah aus wie einer, dem ein Licht aufgeht. Ich bemerkte es und bekam Mut, das Lichtlein anzublasen.

„Weit entfernt, daß das Glas ein Raum wäre, so ist es vielmehr die Ausschließung des Raums. Bis wir den ‚Raum‘ nämlich ganz vernichten, behalten wir einstweilen diesen Begriff. Und nun werden wir viel richtiger so sagen: damit der Wein nicht in den leeren Raum fließe, machen wir eine feste runde Glaswand mit einem Glasboden — und sagen gleichsam zum Raum: bleib draußen! Das Glas schließt den Raum aus, sperrt ihn hinaus, ist in Wahrheit eine Negation des Raumes und ein sichtbares Zeichen und Hilfsmittel, den Raum zu negieren. Dasselbe gilt von diesen vier Wänden, mit welchen wir den Straßenraum negieren und ausschließen. Dasselbe gilt

von allen Häusern auf allen Straßen und endlich von der ganzen Stadtmauer, welche den Feldraum negiert und ausschließt. Dasselbe gilt aber wieder von allen Feldern, wo jeder Bauer seinen Grenzstein setzt, d. h. für seine sinnliche Anschauung ein Hilfsmittel, um von dem umgebenden Raume zu abstrahieren, ihn auszuschließen und zu negieren. Sie bemerken, wir haben den Begriff ‚Raum' auf diese Weise immer weiter zurückgedrängt. Vom Wasserglas über alle Feldraine hinaus haben wir fortwährend Grenzen gemacht, und nur durch den Begriff ‚Grenzen' den trügerischen Begriff ‚Raum' gewonnen. Nun ist aber der Weltraum ‚grenzenlos.' Das weiß selbst derjenige, der in philosophischen Abstraktionen ungeübt ist. So wahr also ein ‚grenzenloser Raum' ein Widerspruch ist, so widerspruchsvoll ist es, den Raum für ein wirkliches Ding zu halten, und zu verkennen, daß er ein bloßer Gedanke ist. Diesen Gedanken gewinnen wir aus den sinnlichen Tatsachen unseres Lebens, wo wir lauter Grenzen sehen; dort aber, wo die Grenze aufhört, muß notwendig auch der Begriff ‚Raum' aufhören."

Der Hofrat leerte schweigend sein Glas, gleichsam als wollte er es durch die Leere bestrafen, daß es ihm die Fülle seines Beweises versagt hatte.

„Machen wir kurzen Prozeß," schloß ich. „Wenn das Glas ein Raum wäre, so wären die vier Wände dieses Salons doch sicherlich auch ein Raum; Wohnraum nennt es der Sprachgebrauch. Wird aber das Haus niedergerissen, wo bleibt dann auf der leeren Baustelle der Raum? Da gehen wir eines Tages wohl vorbei, deuten mit dem Stockknopf in die Luft und suchen den Punkt zu erraten, wo einst dieser Salon stand, mit seinem Teetisch und mit unseren Stühlen. Das alles, was heute ein Raum scheint, ist dann ein Gedachtes. Wir suchen es als einen Punkt in der Luft irgendwo zu denken. Folglich ist der Raum ein

Gedanke, eine Idee, aber kein Ding. Ich hoffe wenigstens, daß ich ‚folglich' ſagen darf und die Folgerichtigkeit wirklich bewieſen habe. —"

In der „Neuen Freien Preſſe" vom letzten Mai vorigen Jahres ſteht ein feiner, verſtändiger Aufſatz von Waldeck — eine Kritik der Hofbibliothek und Halms bei Gelegenheit ſeines Ablebens. Eine Stelle darin heißt:

„Ohne die echte Pietät gegen ſein Andenken zu verletzen, kann man wohl ſagen: Friedrich Halm war kein guter Bibliotheksvorſteher. Dazu fehlte ihm bei aller Feinheit des Geſchmacks und Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe doch die eigentliche Tiefe der Bildung, vor allem aber der feſte klare Wille, die durchgreifende Tatkraft. Er war eine mehr paſſive als aktive, mehr weibliche als männliche Natur, ſowohl im Geiſt als im Charakter. Von ungemeiner Beleſenheit in allen europäiſchen Literaturen, ein gelehrter Kenner namentlich des ſpaniſchen Dramas, wohlbewandert in politiſcher Geſchichte, brachte er es doch nirgends zur Präziſion wiſſenſchaftlicher Einſicht. Getroffen von dem Geheimnis, auf welchem alles Leben ruht, war er doch zu jeder philoſophiſchen Betrachtung desſelben ſo unfähig, daß er den Kantiſchen Satz von der Idealität des Raums in allem Ernſte widerlegt und die Realität desſelben durch die Tatſache bewieſen zu haben glaubte, daß ja jedes übervoll gegoſſene Glas überlaufe."

Der ſpazionierte Paſſus, mehr angedeutet als ausgeführt, mag vielleicht manchem Leſer dunkel geweſen ſein. Ich glaubte nun den 22. Mai — den Sterbetag Friedrich Halms — nicht würdiger feiern zu können, als, indem ich dieſem Dunkel zur völligen Deutlichkeit verhalf, denn das öſterreichiſche Volk, ſchien mir, hat ein Intereſſe zu wiſſen, wie es um die philoſophiſche Bildung ſeiner berühmteſten Hofräte ſteht.

Die Einſamen.

Wien 30. Juni 1872.

Die Not, welche die Wiener mit ihren Sommerwohnungen haben, wäre ſchon groß genug; aber das iſt noch die größere, wie viele Wiener ihre Sommerwohnungen ſuchen — „wo keine Wiener hinkommen.“

Ein Touriſt, wie ich, affiziert in dieſem Punkte die Gefühle ſeiner Mitmenſchen auf ſehr verſchiedene Weiſe. In der Stadt bin ich beliebt, aber auf dem Lande gefürchtet. In der Stadt konſultieren mich „die Einſamen“: Sie wiſſen ja alles; wiſſen Sie uns keinen Punkt, wo die Wiener noch nicht hinkommen? Im Quadrat oder im Kubus dieſer Frage fragt Mayer Roſenbaum: Wiſſen Sie uns keinen Punkt, den die Juden noch nicht unſicher machen? (Die Einſamen nämlich ſind immer Judenfreſſer; aber fünfzig Prozent der Judenfreſſer — ſind Juden!) Hierauf helfe ich den Bedrängten aus der Not, nenne allen Familien die ſchönſten und einſamſten Punkte, ſo viel ſie nur wünſchen; keiner iſt eine Tagreiſe vom Stephansturm entfernt, und doch ſind ſie den Wienern ſo fremd, — als ob ganz Wien beim Generalſtab angeſtellt wäre! Das iſt meine Stellung zu meinen Landsleuten in der Stadt. Aber wehe, wenn mein leichtblütiges Reiſetäſchchen von dunkelgrüner Wachsleinwand auf dem Lande ſelbſt den Einſamen in Sicht gerät! Da führt der Teufel ſchon wieder einen Wiener daher! ſchmeichelt's mit wohlwollendem Ausdrucke über die Geſichter der Familie.

Die Familie ſitzt am Gaſttiſch in der Laube oder Veranda des Dorfwirtshauſes, wo ſie auch wohnt. Es ſind verſchiedene Geſichter. Das Familienhaupt der Einſamen iſt niemals ein magerer Gelehrter oder ein mumiſierter Bureaukrat oder ein halbpoetiſcher Kunſt-

ſonderling, ſondern ein derb realer Germanenbär mit breiten Schultern und rotem Geſicht, der täglich im Mühlgang des Eiſenhammers badet und pruddelt und duſcht und überhaupt nicht auf dem Lande iſt, wenn er nicht mittags um 12 Uhr mit nacktem Leibe über die Straße gehen kann. Er will ungeniert ſein. Die einſame Hausehre und Ehehälfte iſt ein Gebäude von gleißendem Rubens-Fleiſche und die Gegenfüßlerin der Iſchler- und Gmundner-Damen, denn wenn ſie auf dem Lande iſt, „ſo will ſie nicht Toilette machen.“ In der Tat überquellen die Blätter der überreifen Roſe, ledig des Toilettenzwanges, Kelch, Stiel und Stengel und wer nicht gern ahnt, ſondern lieber ſieht, der braucht ſeine Phantaſie nicht eben anzuſtrengen. Der einſame Hausſohn mit ſeiner ſchweren, etwas lallenden Zunge und dem matten Blicke im trüben Auge, das aus einem bleichen Talggeſicht herausſtiert, wäre ſelbſt in der finſterſten Kirche noch kein Kirchenlicht, was man ihm auf tauſend Schritte anſieht. Der blöde Junge und die Einſamkeit ſind wie geſchaffen füreinander, denn wenn er in der Stadt allen Kameraden der Studentenkneipe oder des Bureaus oder des Comptoirs, — was auf der Hand liegt, — ein Stichblatt des Witzes iſt, ſo hat er hier wenigſtens „Ruhe“. Die Bauernburſche lachen ihn nur hinterm Rücken aus; ins Geſicht ſind ſie mit jener Bauerntücke, welche Feigheit mit Mutwillen zu vereinigen weiß, — eben Bauern! Die einſame Tochter aber hat von der Rubens-Roſe und dem Germanenbären alle feurigen und funkelnden Adern ausgeſogen, wie der Sohn alle dummen und indolenten Säfte. Was ſoll dieſes Mädchen in der Einſamkeit? Wir könnten ſtutzen, eventuell ſeufzen und das tragiſche Schlachtopfer des elterlichen Hanges mit einiger Aufregung bejammern, wüßten wir nicht, daß der Forſtadjunkt und der Buchhalter des Gewerks doch feſchere Kerls ſind, „als all dieſe faden Stadt-Dandys.“ So

ist auch sie an ihrem Platze und findet in korrekter, töchterlicher Übereinstimmung mit dem Geschmacke der Eltern, daß man so weit auf dem Lande wirklich ungenierter lebt.

Die Einsamen haben ihren Spaziergang gemacht und auf Stühlen und Bänken liegen rings ihre Sachen umher. Die Mantille der Tochter, der Plaid des Sohnes, der Eßkorb der Mutter (sie geht nie ohne Eßkorb aus), Hüte, Sonnenschirme, „Buschen", endlich die Enveloppe des mütterlichen Nackens, ein Schal, womit Kolumbus hätte nach Amerika segeln können, nehmen alles Sitzbare in Beschlag. Aber ach, mit einem Blicke grimmigen Selbstvorwurfs sieht der Hausvater den letzten leeren Stuhl stehen und bereut zu spät, daß er nicht seinen schweinsledernen Tabaksbeutel und das vorgestrige Fremdenblatt darauf ausgekramt.

Schon sitze ich auf diesem gastlichen Sessel. Ich grüße höflich und man sieht mich so freundlich an, wie Kletzinsky seine Fliege, welche die Blattern verbreitet. Die Einsamen denken bei sich: Der wird nun auch Lärm machen mit seiner „Entdeckung" und die Pest der Sommerwohnungsnot nach Kleinzell und Kirchberg an der Bielach verschleppen. (Das könnten beispielsweise die Modelle unserer Einsamkeit, „wo keine Wiener hinkommen," sein.) — Eine sehr schöne Gegend hier! fange ich an.

Hören's mir auf mit dem zugigen Loch; kein Teufel bringt mich einen zweiten Sommer wieder hieher! Der Hausvater brummt's mit seinem brummigsten Gesicht; — die Tochter windet sich das Taschentuch in die prächtigen Zähne. — Wenn nur Küche und Keller nicht so schlecht wären! seufzt im Akkord die Mutter.

Das wollen wir gleich sehen! Herr Wirt! — Noch gibt es grüne Kappeln und der Waldbauer mit seinem pfiffigen Biedermannsgesicht steht wie zum Malen

da. Die echt österreichische Spezies! — Was kann ich zu essen und zu trinken haben?

Einen flehentlichen Blick wirft ihm die Rubens-Rose zu; aber als vertraute sie der Macht ihrer Blicke nicht mehr, sagt sie recht schneidig: Herr Wirt, wegen dem Gansel heut Abend! daß S' nöt vergessen!

Eh schon wissen! lächelt der Pfiffige und präsentiert mir statt des Gansels eine Prise Tabak. Dieses Paradies ist verloren.

Ein sauberes G'selcht's wär' da, ein ausgezeichneter Bauernschunken, was ganz Feines.

Ich überlege bei mir, ob ich meinen Anspruch als koscherer Preßjud höher steigen und mich auch für einen wirklichen ausgeben soll, um aus mosaischer Verfassungstreue und ohne Beleidigung für den Bauer seinen Leckerbissen ablehnen zu können. Der Mann sieht mir nämlich ganz wie ein Wilderer aus und könnte er nicht einen alten Brunfthirsch geschossen und in den Rauchfang gehängt haben, weil er öffentlich nicht wohl zu verkaufen ist, aber „die dummen Wiener" werden ihn doch essen? Verlange niemand zu schauen, was im Rauchfang eines Bauernwirts alles geräuchert wird! Endlich umgehe ich diese Frage mit Takt und sage: Sie haben gewiß Forellen hier?

Ja, Fisch' sind da, antwortete der Wirt, eh noch die Rosenmutter mit einem Bannspruch auch diesen Artikel feien konnte, denn sie verachtet grundsätzlich alle Fastenspeisen und die Frage hat sie schier überrumpelt. Nur als Ehrensache und weil sie gewohnt ist, kein Feld zu räumen, plänkelt sie noch mit verächtlichem Naserümpfen: Fisch' ess' ich nie!

Und im Akkord sekundiert der Germanenbär: Weiß der Teufel, sie haben auch hier von der Fabrik weiter oben einen so verfluchten Geschmack, — wie nach Kupfervitriol oder Salmei; ich kenne das Zeug nicht, Sie werden ja wissen, — diplomatisiert er

ſchlau, um mich auszuholen, wie weit er mich mit ſeinen chemiſchen Münchhauſiaden beſchwindeln dürfte.

Die Tochter iſt höchlich amüſiert von dem väterlichen Witz und belohnt ihn unter dem Tiſche mit einem reizenden Fußtritt. Nur verfehlt ſie die Füße und den Fußtritt des Mimili-Füßchens bekomme ich. Elektriſch durchzuckt mich der — Händedruck, wie ich ſagen würde, wenn die Menſchen Vierhänder wären.

Der letzte Notanker der bekümmerten Einſamen iſt jetzt der niederträchtige Wein, der mich vergiften wird. Auch der reißt!

Apropos, eine Taſſe Zucker! rufe ich dem Wirte nach und ſage zu den Einſamen: Dieſe Bauernweine haben mir lange Sodbrennen erregt; endlich lernte ich, mit viel Zucker und Waſſer ſie zu genießen.

Das wirkt! Der Trotz gegen das Schickſal iſt gänzlich gebrochen, meine ausgepichte Wenigkeit iſt nicht umzubringen. Man kapituliert mit ihr. Man wird freundlich. Im Laufe der geſprächigen Freundlichkeit inſinuiert mir der Einſame (ich habe es längſt erwartet): Aber wiſſen's, ſagen's drin in der Stadt nix; wir haben ſonſt das ganze Bandel wieder am Hals — und aus is 's!

Ich ſehe nach Befehlen in die ſchönen Augen der Mimili, wie ſie über das Bandel dächte. Sie verſteht auch meinen Blick, aber antwortet dem Vater: Papa, fürcht dich nit; ſie ſterben ja in drei Tagen vor Langerweile.

Nicht möglich, vor ſo ſchönen Augen aus Langweile zu ſterben! ſchwöre ich mit meinem überzeugtenſten Ton.

Die Rubens-Roſe lächelt dankbar, denn ſie vergaß in der Zerſtreuung zwanzig Jahre und dachte an ſich ſelbſt. Mimili aber bleibt vollkommen kalt und phlegmatiſch. „Die faden Stadt-Komplimente" ſchmecken nicht

mehr. Auch ihr hat das Bandel nichts mehr zu ſagen. Kein Zweifel, der Forſtadjunkt ſitzt feſt! —

So wandere ich durch unſere Berge und Täler und der einſame Touriſt findet überall, wo noch keine Wiener hinkommen, — Wiener. Aber überall erſcheint er als ein Schreckbild und die armen Einſamen zittern für ihren Fund und klammern ſich an ihr Stückchen Erdenfreude, wie die Raupe ſich in ihr Blumenblatt einwickelt. Fürchtet mich nicht, Wien-flüchtige Wiener! Auf dem Lande bin ich immer gut und menſchlich; ich verrate eure Geheimniſſe nicht. Immer noch kann ich in eurer Bruſt leſen, auch unter der dickſten materiellen Schichte, und ein Hauch jener Poeſie, von der wir alle leben und leben müſſen, hat auch eure Herzen geſtreift, — unbewußt, faſt leider auch unverdient! Aber um dieſes Hauches willen ſollt ihr mir heilig ſein. Liebt man doch immer ein bißchen diejenigen mit, welche lieben, was wir ſelbſt lieben, auch wenn es ein Unterſchied in der Liebe wäre — wie die Auſter liebt und wie Petrarca liebt!

Der gordiſche Knoten der Todesſtrafe.

Wien, 18. Auguſt 1872.

Mein Feuilleton „Achtung der Acht“ hat ein Echo im Publikum gefunden, dem ich Aufmerkſamkeit ſchuldig zu ſein glaube. Vor mir liegt ein anonymer Brief von feſter, wie es ſcheint, ſoldatiſcher Hand, gutem Konzept und tadelloſer Orthographie; ein ehrenwerter Brief, welcher Hand und Fuß und vor allem ein Herz hat. Der Brief iſt mit raſchen, warmblütigen Pulsſchlägen geſchrieben, ganz bei der Sache und ganz Herz für die Sache. Die Forderung der theoretiſchen Vernunft, den Staatsverächter mit der Staatsacht zu beſtrafen, leuchtet ihm ſo ſtark ein, daß er aufrichtig erſtaunt iſt, warum die praktiſche Vernunft davon ab-

gegangen. Mich freuen solche Irrtümer, mir imponiert eine so wackere, tüchtige Geistesschranke.

Während die Juristen und Rechtsphilosophen mein Feuilleton wohl sattsam belächelt haben, ist es mir daher ein wahres Vergnügen, die Unterhaltung darüber fortzusetzen mit einem teilnahmsvollen Ehrenmanne, dessen ganze Denk- und Empfindungsweise mir ein Typus des ungekünstelten, volkstümlichen Rechtsgefühls ist. Möchte jeder den Unterschied zwischen Theorie und Praxis so robust überspringen; wir hätten mehr Idealismus, Kraft und Gesundheit in unserer nüchternen, Maschinen zeugenden und Paragraphen abortierenden Halbmannswelt. In dem wackern Anonymus glaube ich daher einem großen und respektablen Teile des Publikums selbst zu antworten.

Mein Feuilleton „Achtung der Acht" hatte gesagt: Ist das öffentliche Gewissen gegen den Geächteten, so wird er alsbald erschlagen werden; hat er noch einen mehr oder minder großen Anhang im öffentlichen Gewissen, so wird er alsbald Freunde und ganze Parteien finden, welche ihn schützen; aber ob seine Freunde oder Feinde stärker sind, ob es leichter ist, ihn zu erschlagen oder ihn zu beschützen, das allein wird der richtige Maßstab sein, was dieser Mann verdient oder nicht verdient.

Also die Freunde werden ihn schützen, die Feinde werden ihm nachstellen, d. h. um seine Person wird ein **Kampf** entbrennen.

Nun hat sich aber die ganze Staatsethik nach und nach so entwickelt, daß sie kein größeres Übel kennt, als die Anwendung von öffentlicher Gewalt und die Störung des öffentlichen Friedens. Alle Privatkräfte so zu binden, bis es keinem einzelnen mehr möglich ist, nur ein Glied zu rühren, mit dem er kämpfen könnte — diesen Zustand, der uns erträglich, ja wünschenswert scheint, in dem aber unsere Vor-

fahren keinen Augenblick hätten atmen können, ist der endgültige Musterzustand der Zivilisation geworden. Kein Preis, auch der höchste nicht, schien zu teuer, diesen Zustand zu erkaufen. Es soll Friede sein, oder — wie Thilo es ausdrückt: „Es soll kein Streit sein“ — ist nach und nach die suprema lex der modernen Staatsethik geworden.

Daß die Montecchi und Capuletti, die Welfen und Ghibellinen in den heutigen Kaffeehäusern friedlich und unbewaffnet nebeneinander sitzen können oder vielmehr müssen, diesen Friedenszustand erstrebte die Gesellschaft mit einer Begier, in welcher sie ganz zu vergessen vermochte, was er kostet und daß er erkauft ist. Sie möchte ihn lieber für geschenkt als für erkauft halten, seinen Gewinn als Reingewinn verbuchen, anstatt mit Abzug der Kosten; denn allerwegs hört man die zivilisierte, von ihrer eigenen Zahmheit begeisterte Menschengesellschaft ihren Fortschritt preisen, ohne daß sie je das Wort Rückschritt ausspräche, welches doch so notwendig dazu gehört, in Betracht, daß ein Fortschritt ohne adäquaten Rückschritt ein so strikter logischer Unsinn ist, wie ein Kreis, welcher beileibe nicht in zwei Halbkreise teilbar wäre.

Und doch kann die strikte Logik den öffentlichen Frieden zu keinem anderen und billigeren Preis verfertigen, als daß jeder ehr- und wehrhafte Privatmann seinen Halbkreis hergibt, nämlich die Wehrhaftigkeit. Mit der Ehre allein mag er dann in Gottesnamen halbiert im Kaffeehause sitzen, obwohl es lange Jahrtausende gab, worin ein Mann seine Ehre ohne die Wehre sich gar nicht vorstellen konnte, bis er erst spät und nur im höchsten Fortschrittszeitalter zu dem Ehrbegriffe durchdrang: nicht die Waffe zu führen, sondern seine Wechsel einzulösen, ist Ehre.

Inzwischen möchte das hingehen. Vielleicht ist der öffentliche Friede wirklich des höchsten Kaufpreises

wert; nur daß man ſich fleißig erinnere: er iſt gekauft und es iſt ein Preis dafür bezahlt worden. Das zu wiſſen iſt wichtig! Denn da Preiſe bekanntlich ſteigen und ſinken — wie wollte man von geſunkenen Preiſen profitieren, wenn man überhaupt vergeſſen hätte, daß um Preiſe gehandelt wird?

Wie, wenn der öffentliche Friede heute billiger zu haben wäre, als in den Zeiten des Fauſtrechtes? Wie, wenn der ehr- und wehrhafte Mann perſönliche Rechte, welche mit dem Frieden und Unfrieden gar nichts zu tun haben, und welche er unbeſchadet des öffentlichen Friedens gar wohl behalten könnte, dem Staate nach und nach abgetreten hätte? Wie dann? Wir würden da die merkwürdigſten Entdeckungen machen, gingen wir in eine gründliche Unterſuchung ein, was alles einſt perſönliches Recht war und ob es denn notwendig geweſen, daß es das öffentliche Recht aufgeſaugt und ob es nicht hoch an der Zeit wäre, daß der Staat jene Perſonalrechte, welche er unnötig oder mit abſolutiſtiſcher Vorſätzlichkeit konfiſziert hat, endlich wieder herausgäbe?

Was Perſonalrecht iſt, und wie gründlich man vergeſſen konnte, was alles Perſonalrecht iſt, davon bietet uns die Debatte über die Todesſtrafe ein recht draſtiſches Beiſpiel.

Einſt hatte ich das Recht der Blutrache. Wer in meiner Familie oder in meinem Stamm einen Mann erſchlug, in deſſen Familie oder Stamm erſchlug ich wieder einen Mann. Freilich ſchlug die Familie oder der Stamm zurück, hierauf aber ſchlug ich noch einmal und ſo ging's fort ins Unendliche. Da kam der Staat und ſagte: „Hört, meine lieben Familien und Stämme, bei dieſem ewigen Hin- und Hertöten verlieren wir zu viel Blut. Ich mache euch einen Vorſchlag. Überlaßt mir das Recht der Blutrache. Wer dir deinen Angehörigen getötet hat, den töte ich

wieder, aber damit Punktum! Die Türe der Blutrache iſt zugeſchlagen! Es ſoll Friede ſein!“ — Das konnte man ſich gefallen laſſen. Die Geſellſchaft ging darauf ein, der Staat vollzog ihre Blutrache und nannte ſie Todesſtrafe.

Was geſchieht aber jetzt? Mit der unſchuldigſten Miene von der Welt ſtellt ſich der Staat hin und fängt ganz gemütlich einen Diskurs an — über die Abſchaffung der Todesſtrafe! Aber, mein lieber Staat, dir gehört ſie ja gar nicht; ſie gehört mir. Sie iſt von Haus aus kein öffentliches Recht, ſondern ein Perſonalrecht. Wie kommſt du dazu, den Vertrag, den ich mit dir als Vollſtrecker meiner Blutrache gemacht habe, einſeitig aufzuheben? Wie kommſt du dazu, mich um mein Recht der Blutrache zu prellen?

Ich habe manches, vielleicht darf ich ſagen, vieles über die Todesſtrafe geleſen, aber ich erinnere mich nicht, irgendwo den Geſichtspunkt gefunden zu haben, daß die Aufhebung der Todesſtrafe vor allem andern, und ehe wir weiter darüber diskurieren, ein Diebſtahl an einem perſönlichen Rechte wäre.

Welch ein gordiſcher Knoten bleibt dieſe Frage, ſo lange nur immer vom Verbrecher ſelbſt die Rede iſt! Wirkt die Todesſtrafe mutmaßlich abſchreckend oder wirkt ſie mutmaßlich nicht abſchreckend? Iſt ein verſtockter Mörder mutmaßlich noch zu beſſern oder iſt er mutmaßlich unverbeſſerlich? Iſt die Todesſtrafe, um den Mörder unſchädlich zu machen, notwendig oder macht ihn nicht ſchon die Einſperrung unſchädlich? Und kein Menſch empfindet, was für eine ſittliche Schlaffheit dazu gehört, in einer ſo heiligen Sache überhaupt mit den Begriffen „abſchreckend“ und „unſchädlich“ zu operieren, d. h. die Todesſühne aus dem philiſterhaften Geſichtspunkte einer Nützlichkeits- oder Sicherheitsmaßregel zu behandeln. Welch eine Zärtlichkeit für

das Recht des Mörders, d. h. des Schädigers, und welch eine Gleichgültigkeit für das Recht des Beschädigten! Kein Mensch denkt daran. Als ob es gar nicht da wäre, als ob es gar nicht existierte! Doch ja, schandenhalber stellt man sich wohl, als ob man auch das Recht der beschädigten Gegenpartei beherzigte, nennt sie aber dann — „die Gesellschaft", ein unkörperliches und unpersönliches Abstraktum, wobei die theoretisierende Mauleselei wieder ganz in ihrem Elemente des ziellosen Hin- und Herschwatzens ist, das nichts erzeugt und nichts erzeugen kann. Recht der Gesellschaft! Aber wenn ich, wie Jakob um die Rachel, in allen Ängsten und Bitternissen des Lebens jahrelang um mein einzig geliebtes Weib gerungen und ein Scheusal erschlägt es mir dann — um ein paar Ohrgehänge zu rauben; wenn ich unter den härtesten Aufopferungen mein letztes und alles an die Erziehung meines hoffnungsvollen einzigen Sohnes gewendet und ein Ungeheuer erschlägt ihn mir — um einen Nachtsack sich anzueignen: so kann es der Gesellschaft sehr gleichgültig sein, ob ein Frauenzimmer oder ein Bursche mehr oder weniger in der Welt ist; sie spürt ihren Schaden gar nicht, aber mich dünkt, ich spüre ihn! Ich habe ein Recht an den Mörder, in meine Hand hat sich der Mann gegeben!

Die Todeswürdigkeit selbst mag nach wie vor der gelehrte Richter untersuchen. Das heilige Recht der Blutrache aber werde nicht angezweifelt und stehe hoch außer aller Frage! Und ob ein gesprochenes Todesurteil vollstreckt werden soll oder nicht, darum fragt nicht den Landesherrn, den es nichts angeht, sondern den nächsten Angehörigen des Gemordeten fragt! Den geht es an. Dem gebührt das Vollzugs- und Begnadigungsrecht. Aber außerdem, daß das die einzige Gerechtigkeit in Sachen der Todesstrafe ist, so gibt es auch die genaueste und redlichste Wahrheits-

probe in der verwickelten und auf gut Glück hin und her gekauten Frage, ob sich die Todesstrafe nicht sittlich überlebt habe. Fragt die, die es angeht! Was ist einfacher? Was ist natürlicher? Und fürchtet ihr, daß jeder Verwandte eines Gemordeten den Tod und nicht die Begnadigung des Mörders aussprechen würde, nun, dann käme erst noch eure beliebte „Gesellschaft" zum Worte. Hat sich die Todesstrafe wirklich überlebt, so wird ein Gemurmel des Vorwurfs, eine Scheu und ein Grauen um einen Menschen sich lagern, welcher es in der Hand hatte, Leben! zu sprechen und Tod! sprach. Hat sich die Todesstrafe nicht überlebt, so wird diese öffentliche Stimme just entgegengesetzt sich aussprechen. Recht hatten Sie, den Kerl an den Galgen zu bringen! Ganz recht! Ich hätte nie mehr ein Glas Wein mit Ihnen getrunken ꝛc.

Mich dünkt, das wäre doch „öffentliche Meinung" und „lebendiger Pulsschlag des Volkes", wovon ihr immer so schön zu sprechen wißt, und das hieße doch die Wahrheit frisch an der Quelle trinken! Oder ist euch der Trunk allzu frisch? Schreckt er euch Lunge und Zähne, und sollte er nicht doch fern von dem Volke, das diesmal fatal ist, auf dem isolierten grünen Tisch, eine lauwärmliche Humanitätstemperatur annehmen? Aber ehe ich euch für bewußte Jesuiten halte, welche den gordischen Knoten der Todesstrafe an der einzigen Stelle, wo er ehrlich und loyal zu lösen ist, absichtlich nicht anfassen, will ich doch lieber glauben, daß ihr unbewußt und unabsichtlich handelt, daß ihr es selbst schon vergessen habt: das Vollzugs- und Begnadigungsrecht in Sachen der Todesstrafe ist — auf Grund der Blutrache — ein gutes altes Privatrecht und keineswegs ein landesherrliches Recht und ein Recht der „Gesellschaft", das ihr einseitig aufheben dürft.

Am Grabe eines Selbſtmörders oder die Verzweiflung der Heiteren und die Heiterkeit der Verzweifelten.

„Deutſche Zeitung", Wien, 23. April 1873.

Zwei Schuljungen gingen aus der Schule nach Hauſe. Der eine weinte und der andere lachte. Der Weinende war der Optimiſt, der Lachende war der Peſſimiſt. Der Optimiſt war in der fixen Idee zur Schule gegangen, er würde den Ehrenpfennig umgehängt bekommen. Er bekam ihn nicht und weinte. Der Peſſimiſt hatte es mehr als wahrſcheinlich gefunden, daß ihn eine erkleckliche Tracht Prügel erwarte. Aber ſiehe da, er ſchlüpfte noch glimpflich mit einem Verweiſe durch. Wer war froher als der glückliche Peſſimiſt!

Die Welt könnte den Koran, den Pentateuch, nebſt diverſen anderen „Offenbarungen" entbehren, denn ſie brauchte im Grunde nichts als dieſe Parabel. Aber die Welt will nicht. Ganz vergebens hat Spinoza geſagt: „Ich kenne keine traurigen Wahrheiten; jede Erkenntnis iſt an ſich beglückend." Immer von neuem fragt der Ich-Menſch den Selbſtloſen, der Sinnenmenſch den Geiſtmenſchen: „Wie können Sie nur der troſtloſen Philoſophie Schopenhauers anhängen?" — Ei mein Lieber, weil ſie die einzig tröſtliche iſt.

Dich lehrt der Prieſter deiner Sekte: „Die Schöpfung hat einen Zweck, nämlich dein wertes Ich, und für dich iſt ſie ſo wunderbar zweckmäßig eingerichtet." Mit dieſem Vorurteil, dem Impfſtoff aller Verzweiflung, betrittſt du die Erde und findeſt zum Zwecke deines Daſeins — die ſchwarzen Blattern, die aſiatiſche Peſt, die Trichinen, den Samum, die Sumpffieber, die Traubenkrankheit und die Kartoffelkrankheit,

die Vulkane und Erdbeben, die Fröste und Dürren, die Lawinen und schlagenden Wetter, die Taranteln, die Skorpione, die giftigen Schlangen, die bengalischen Tiger, die Klippen von Kanada, woran zum Beispiel noch kürzlich der „Atlantic“ gescheitert und 400 Menschen ertranken, im Meere ertranken, das dem Walfisch, den seine Religion doch nicht lehrt, daß die Erde für ihn da sei, so ausgezeichnet wohl bekommt. Die Erde ist für den Menschen eingerichtet, aber der größte Teil der Erde ist Wasser. Und doch hat der Mensch keine Schwimmhaut! Ein Landtier soll König eines Wasserreiches sein! Schon daß wir unseren Planeten Erde nennen und nicht Wasser, ist die erste Gehirnverrenkung, woraus alle übrigen folgen müssen. Der Ausgangspunkt ist ein schiefer, und so kann's nur weiter schief gehen!

Man denke sich einen Menschen, welcher sich in den römischen Katakomben zurechtfinden soll — mit dem Bauriß des römischen Vatikans in der Hand! So ausgerüstet beginnt der Optimist seine Lebenswanderung. Da er die Wahrheit nicht in ihrem Urbilde kennen lernt, muß er sie kennen lernen als das, was er seine Täuschung oder Enttäuschung nennt; da er auf die Wahrheit nicht gefaßt ist, bringen ihn seine „Enttäuschungen“ beständig außer Fassung. Um so fassungsloser, je zarter und schöner sein seelisches Harfenspiel, erlebt er sein Unglück, welches nichts als die Abwesenheit von erhofftem Glücke, die Störung des anerzogenen optimistischen Irrwahnes ist. Gehäufte Täuschungen und Störungen werden Verbitterung, gehäufte Verbitterung — Selbstmord.

Die Glückseligkeitslehre erzieht förmlich zum Selbstmord. „Von dem am wenigsten hätten wir's gedacht“, sagen dann die Glaubensbrüder der optimistischen Sekte, wenn ein so erdfreudiger und lebenslustiger Mann wie Artur Müller den Schauplatz seiner

Täuſchungen verläßt. Von dem am meiſten! Tragiſches Opfer, aber doppelt tragiſch, weil es auch noch unverſtanden bleibt, weil es für ewig die Hoffnung ausſchließt, daß andere nicht nachfolgen werden! Warum am wenigſten? Die Selbſtmörder liefert nur die optimiſtiſche Sekte, die peſſimiſtiſche nie. Nur am ewig lachenden Himmel erwarte die ſchwerſten Gewitter und den Gehirnſchlag des Himmels, den Blitz! Des Peſſimiſten Horizont — wer gibt es nicht zu? — umflort ein leichter, ſilberner Schleier; aber laßt euern Regenſchirm ruhig zu Hauſe. Dieſer Himmel iſt der einladendſte zum Spazieren, dieſe Luft erzeugt keine Wetter. Der erhabene, an Wehmut ſtreifende Ernſt des ſelbſtloſen Weiſen iſt die erprobteſte Impfung gegen Verzweiflung.

Ich weiß nicht, indem ich das ſchreibe, ob und was wir über den Tod des armen Münchener Poeten Authentiſches hören werden. Den einzigen Fall ausgenommen, daß er wie Job und Philoktet zermürbende Liebespein gelitten, wird alles übrige den europäiſchen Grunderziehungsfehler der Weltanſchauung dartun. Er wird „im Kampfe mit den Pfaffen“ ein ſelbſtvolles Ich und eine überragende Naturmacht in verkehrten Proportionen gemeſſen haben. Er wird Zwecke gehabt und ſie mangelhaft erreicht oder verfehlt haben. Er wird ſich ein verfehltes Leben eingebildet haben.

Ein verfehltes Leben! Nur einmal wird das Leben verfehlt, nämlich auf dem Totenbette. Bis dahin erfüllt ſich das Leben. Es iſt die furchtbarſte Tatſache der Weltgeſchichte, daß die Sprache einen Ausdruck kennt, welcher *verfehltes Leben* heißt! Die Gans fühlt ihr Gansleben, der Froſch fühlt ſein Froſchleben, aber der Menſch fühlt ſein Menſchenleben nicht! Was willſt du denn vom Leben, als es leben? Wenn du morgens den blauen Himmel ſiehſt und keine Zahnſchmerzen haſt — hat gegen dieſes Ur-Glück alles Glückgehäckſel, das in dieſen Tag noch hineingeſtopft

würde, nur das Gewicht einer Flaumfeder? Kannſt du denn mehr haben? Hat dich nie das Gewiſſen gemahnt, dich in dein innerſtes Herz hinein zu ſchämen, daß du einem blühenden Morgenhimmel mit Zwecken entgegengehſt?

Das iſt die Philoſophie der Lazzaroni, aber die energiſche europäiſche Raſſe käme um ihre ganze Tatkraft dabei. Wirklich? Ich habe noch jede meiner Schachpartien mit aller Geiſtesenergie der europäiſchen Raſſe geſpielt und hatte keinen anderen Zweck, als eben zu ſpielen. Den Zweck meines Glückes hatte ich nicht. Aber wie Perikles den Athenern Geld auf die Hand gab, um ins Schauſpiel zu gehen, ſo wollen wir zum blauen Himmel, zum grünen Wald, zu Mozarts Liedern und Raffaels Bildern, zu ſüßen Orangen und friſchen Waſſerquellen, zu einem Überfluß ſchöner Frauen, zu Sonne, Mond und Sternen auch noch ein Aufgeld von Privatglück. Die Amſel ſchlägt, die Lerche ſingt — es iſt ſehr die Frage, ob ſie ſelbſt den Genuß davon haben, aber wir haben ihn. Und dafür verlangen wir noch Nordbahnaktien! Und wer die Hauſſe der Nordbahnaktien verfehlt, hat ſein Leben verfehlt und erſchießt ſich!

Zwanzig Jahre war Goethes „Taſſo“ geſchrieben, da machten ihm die Schauſpieler den Antrag, zu ſeinem Geburtstag ihn aufzuführen. „Kinder, ihr werdet nicht fertig damit“, war Goethes Antwort. Sie verſprachen, ihr Beſtes tun zu wollen, und achſelzuckend lächelte der alte Herr zu der Verwegenheit der jungen Leute. Das war Goethe, welcher mit innigem Beifall Kants Wort ſich geſagt ſein ließ, „daß die Natur nach großen Prinzipien zwecklos ſchafft“. In dieſem Naturſinne ſchuf auch er ſein Gedicht; er ſchuf es, weil er konnte, weil er mußte, weil es das Spiel ſeiner Kräfte war. Nicht zu einem Zwecke ſchuf er es. Armer Poet, der nicht wie Goethe von den Griechen, von Kant, von

ſich ſelbſt erzogen worden! Denn noch iſt Kant nicht der Lehrer der europäiſchen Menſchheit; die Regierungen Europas lehren in ihren Schulen vielmehr den Widerſpruch Kants, die Zweckmäßigkeits-, ja die Glückſeligkeitslehre! Armer Poet dieſer Schule! Nicht zwanzig Wochen dürfen vergehen, und du erharrſt „fieberhaft“ den Beſcheid der Intendanz, den Zweck der Aufführung, „die eigentliche Lebendigwerdung“ deines Stückes, das heißt die angezündeten Lampen, die angeſtrichenen Geſichter, die falſchen Bärte, die roten und grünen Fetzen der Garderobe! Da iſt der Beſcheid. O dieſer Intendant! O dieſe Menſchen! O dieſe Welt! Aufregung — Verbitterung — und nur das! Immer fort, immer gradaus auf dieſer Ich-Linie! Kein einzigesmal dich mit dem ſchönen peſſimiſtiſchen Gedanken kalmiert, daß die Natur im Intendanten waltet, wie ſie überhaupt waltet, das heißt dich und deine Zwecke nicht kennt. Ha, dieſer Intendant, wenn du auf einem Balken im Ozean mit ihm triebeſt, würde dich hinabſtoßen, falls er der Stärkere wäre, wie in ſeiner Kanzlei! In ſeiner Kanzlei aber hat er dir nur ein paar Szenen geſtrichen. Wie glücklich kommſt du im Kampfe mit der Naturbeſtie noch weg!

Aber dieſes Glück des Peſſimismus hat dich deine Schule mit nichten gelehrt. Sie hat dich das Unglück des Optimismus gelehrt. Sie hat dich „die Liebe“ gelehrt — und du brichſt zuſammen, wenn du in die Nicht-Liebe hinaustrittſt!

An der Wiege von Kaulbachs „Nero“.

„Montags-Preſſe“, Wien, 19. Mai 1873.

Ich habe das berühmte Bild, womit ſich gegenwärtig das kunſtſinnige Wien beſchäftigt, buchſtäblich in ſeinem Geburtsakte geſehen. Meine Augen waren vielleicht die erſten, welche dem werdenden Bilde als

die problematiſche Potenz Publikum entgegentraten. Es war im Jahre 1860 (ich folge in den nachſtehenden Zeilen einer Aufzeichnung meines Tagebuches), als ich zum erſten Male nach München kam und mit Kaulbach bekannt wurde. Kaulbach iſt ein Künſtler, nicht weil er eine Kunſt ausübt, ſondern weil er ein künſtleriſches Geſamtgefühl beſitzt, wie ich es außer ihm nur noch bei Rahl gefunden. Kaulbach genießt ſein perſönlichſtes Sein und Weſen, wenn er von den Künſten ſich unterhält — ſo weit ihr Weltleben reicht, ſo weit ihre Schickſale ſich zurück- oder vordenken laſſen. Wie ungleich mit andern, welche unruhig werden und nervös hin- und herrücken, ſobald nicht von ihnen ſelbſt die Rede iſt!

Eines Tages ſprachen wir von den Griechen und von den Antiken. Ich ſeufzte: Die glücklichen Griechen, daß ihre Antiken von Stein ſind! Man konnte ſie ausgraben und es iſt alles wie zuvor. Auch wir haben Schönheitsideale, ganz ſo hochſtehend wie die griechiſchen, aber in Notengekritzel, und wenn eines Tages die Kultur ſo verſchüttet würde, daß die mündliche Tradition der Notenkenntnis aufhörte, ſo kann ſie die Nachwelt nicht mehr ausgraben. Zerline iſt unſere mediceiſche Venus; Cherubin unſer Apollino oder Antinous; Don Juan unſer Bakchos. . .

Frauen, Künſtler, Weltleute, kurz Menſchen, welche nicht Profeſſoren ſind, folgen einem Geſpräche nicht wie dem gängelnden Faden einer Vorleſung; zumal bei Kaulbach konnte jedes Geſpräch, auch wenn er ihm mit energiſcher Intuition folgte, an ſeinen noch ſtärkeren ſpontanen Impulſen plötzlich abreißen und ſeine Richtung verändern.

„Apropos," unterbrach er mich jetzt, „ich habe ſeit geſtern auch einen Don Juan zu zeichnen angefangen. Aber nicht Bakchos, wie Sie ſagen, ſondern ein ſterblicher Menſch. Raten Sie, wer?"

„Alkibiades.“
„Nein.“
„Epikur.“
„Auch nicht.“
„Anakreon.“
„Den habe ich schon gemacht.“ [1])
„Also wer?“
„Nero!“

Nero, ein antiker Don Juan! Es ist das bezeichnend für Kaulbachs Standpunkt, einen Standpunkt, den er mit Bewußtsein aussprach. Natürlich ist das Publikum nicht gehalten, diesen Standpunkt einzunehmen; es braucht nicht den Bildner, sondern nur das Bild zu hören. Immerhin aber schien es mir nicht überflüssig oder völlig bedeutungslos, mitzuteilen, wie ein Kaulbach selbst zu seinen Bildern sich stellt. — Mit dem Lächeln der neuesten Vaterfreude nahm mich Kaulbach geheimnisvoll bei der Hand und führte mich in sein Sanktuarium. Jeder, dem Kaulbachs Atelier und dessen Örtlichkeit vorschwebt, weiß, was ich damit meine. Es ist jener hinterste Winkel in dem großen, refektoriumartigen Raum zwischen den Punkten, wo einerseits das lebensgroße Porträt der Lola Montez an der Wand hängt und andererseits das lebensgroße Porträt der Fürstin Wittgenstein auf einer großen Staffelei steht und dem Sanktuarium gleichsam als ein Paravent und eine Maske dient. Ich weiß nicht, was die Zeit daran geändert hat, denn seit langem war ich schon nicht mehr in München. Ich spreche von vergangenen Jahren. Kaulbach schlug einen Vorhang von einer kleineren Staffelei zurück und ich erblickte einen mäßig kleinen Karton, aus der Erinnerung geschätzt,

---

[1]) Befindet sich in der Kunstsammlung des königlich württembergischen Lustschlosses Rosenstein, zwischen Stuttgart und Cannstatt auf einer Anhöhe gelegen.

etwa drei Schuh lang und dritthalb Schuh hoch. Vielleicht noch kleiner. Dieser Karton war die erste Handzeichnung unseres heutigen Nero; die Komposition bloß in flüchtigen Umrißlinien mit schwarzer Kreide, aber nach Kaulbachs Weise, äußerst reinlich angelegt, einer zierlichen, perlgleichen Handschrift vergleichbar.

Als ich im Jahre 1862 wieder kam, fand ich die Umrisse schattiert und die Skizze der Ausführung entgegenreifend. Das Bild war jetzt vollkommen leserlich. Ich saß oft und oft davor, erfreute mich an der ungemeinen Schönheit und Eleganz der Zeichnung und machte mir die Komposition in allen Details geläufig. Dem großen, gemischten Publikum aber, das Kaulbachs Atelier besucht, man kann leider oft sagen, überläuft, blieb die interessante Studie auch jetzt noch verborgen, das Sanktuarium hartnäckig verhängt.

Damals war es nun, daß ich mir in mein Tagebuch folgende Charakteristik des Bildes einzeichnete: Wir erblicken unsern blutigen Wüstling, den antiken Don Juan, in einer durchaus schwungvollen Situation. Will ihn der Meister als „Don Juan" gedacht wissen, so ist diese Situation gewissermaßen ein Seitenstück der „Champagner-Arie". Nero, flankiert von Hetären und Schmeichlern, schwingt in trunkener Lust eine Weinschale. Er trinkt sich den Applaus seiner eigenen Kunst zu, denn er hat soeben die Lyra gespielt und sie einem Ganymed abgegeben, welcher halbnackt zu seinen Füßen kniet, — gewiß keine Unschuld! Das geht auf der Hochtreppe des Palastes vor. Auf der Arena desselben sehen wir die markerschütternde Massaker der ersten Christen, in ihrer Mitte den gekreuzigten Petrus. Sie wird von der heidnischen Orgie droben olympisch ignoriert und doch ranken beide Gruppen an feinen und schön gedachten Verbindungslinien organisch zusammen. Im Hintergrunde Flammen und Rauch des den Brand von Troja parodierenden

Roms. — Erinnern wir uns bei dieſem Nero (fährt mein Tagebuch fort) an jenen andern, welchen jüngſt ein Apoſtel der realiſtiſchen Schule (Piloty) zum beſten gegeben. Dort iſt alles, was bei Kaulbach Geiſt und Leben ſprüht, bereits abgetan. Rom iſt eingeäſchert; der Schauplatz demnach ein wunderbar realiſtiſch gemalter — Aſchenhaufen! Auf dieſem Aſchenhaufen ſchleppt ſich ein Menſch promenierend, deſſen abgeſpannte, ſchwammige Züge debauchierten Egoismus, fühlloſe, ſtumpfſinnige Blaſiertheit ausdrücken. Man fürchtet, er wird die Hand zum Gähnen an den Mund führen. Eine ärmliche Garde von zwei Mann tritt ihm vor, ſeitwärts liegen ein paar Jammergeſtalten gemarterter Chriſten und fallen faſt aus dem Bilde heraus; — der Blaſierte ſtreift ſie mit einem kalten, gelangweilten Blicke. Das iſt alles. Das iſt der Nero des Realismus! Der virtuos gemalte Aſchenhaufen und der Farbenkontraſt der weißen Toga zum kalten Morgengrau müſſen den Effekt des ganzen Bildes beſtreiten! Es iſt wahr, das Bild iſt die gemalte Brutalität. So kalt, ſo roh, ſo öd muß es ſein, um die widerliche Szenerie der Grauſamkeit zu ſein. Aber iſt die Grauſamkeit ſchon Nero? Wo bleibt ihre Schweſter, die Wolluſt? Wo ihre Stiefſchweſter, die Genieſucht, die gemarterte und marternde Künſtlereitelkeit? Grauſamkeit, Wolluſt, Genieſucht, erſt das iſt der ganze Nero. Dieſen Dreiklang griff Kaulbach, — voller als Piloty, welcher eine einzige Saite griff. Den Nero Kaulbachs umgibt die ganze Draperie ſeiner Laſterhaftigkeit. Da kneipt er die Leier Apollos zu ſeinen wahnwitzigen Inſpirationen; da entweiht er die Schale des Bakchos in betäubender Unmäßigkeit; da wogt der Schwarm des ſervilen Senats, des Weiber- und Knabenharems hofierend um ihn her; wir ſehen — und wie wohltuend wirkt das! — wir ſehen die ganze heidniſche Springflut, welche eine ſo ſchmutzige Perle, wie Nero, in die Höhe geſchnellt hat.

Wir ſehen den Verderber verdorben. Seine Zeit iſt ſchlecht und er nur ihr Schlechteſter. So malt man hiſtoriſch! Ferner hielt Kaulbach mit einem Zartgefühl ohnegleichen von der Genieſucht und Wolluſt die Grauſamkeit auseinander. Jenes gab eine Don Juan-Orgie, auf welche noch immer ein Abglanz ſinnlicher Schönheit fällt, der das empörte Gefühl künſtleriſch mildert und unter dem unzerſtörbaren Zauber der antiken Form ſtellt. Das vergoſſene Chriſtenblut dagegen war unſerem Künſtler viel zu heilig, als daß er es zu einer bloßen Illuſtration der Grauſamkeit herabgewürdigt hätte. Er wußte was Höheres daraus zu machen, als ſpitalmäßigen Schmerz und Tod, der nur ſo gelegentlich am Wege mitzappelt. Nero auf der Plattform ſeines Palaſtes über die Schlächterei zu ſeinen Füßen ſcheinbar erhaben, wird in der Tat von dem Künſtler gar nicht gewürdigt, daran teil zu haben. Nicht ein, ſondern kein Blick auf dieſe Heiligen wird ihm gegönnt; ſein irre rollendes Auge ſucht den ausgelebten Heroenhimmel des heidniſchen Zeus. Fein, aber entſchieden löſt das, was dem Heiden eine gemeine Schlächterei iſt, der Künſtler von ſeinem Nero ab und dichtet eine ſelbſtändige, mit Begeiſterung empfundene Tragödie daraus. Seine Chriſtenopferung iſt ihm nicht eine beiläufige Staffage, ſie iſt die Hälfte des Bildes, ſie iſt eine Welt für ſich. Und welch eine Welt! Wahrlich, dieſe Frauen, die da geſchleift, dieſe Männer, die da gekreuziget, dieſe Kinder, die da dem gekreuzigten Vater zum letzten Kuß hinaufgereicht werden, das ſind die Sieger des Erdkreiſes! Ihnen gehört die Welt, auf deren Spitze Nero ſich brüſtet. Und ſiehe da, in Neros eigener Umgebung, welch ein Detail! Eines ſeiner blühendſten Weiber hat ſich aus dem Innern des Palaſtes in frecher Nacktheit ihm nachgedrängt; da fällt ihr Blick in die Arena des Palaſthofes nieder, in die Glorie der blutenden Chriſtenheit, ſie erſchrickt,

zieht unwillkürlich einen Kleidzipfel an sich und ist morgen vielleicht selbst Christin! So springt ein Funke von diesem Brand in Neros eigenes Haus und steckt es in Brand, wie er sein Rom. Und solche Schönheiten sind bei unserem Künstler nur Nebengedanken.

So weit mein Tagebuch. Leider ist der Nebengedanke, dessen Schönheit hier betont wird, nunmehr allzu nebensächlich geworden, die Figur, auf die hier gedeutet wird, kaum herauszufinden; ihre Beziehung zum Bilde kaum mehr nachzuempfinden. Unter dem neuen Reichtum sind überhaupt alte Feinheiten verwischt. Auch der knieende Knabe ist ein weiblicher Körper geworden, der Brand von Rom beseitigt, die Justifizierung der Christen vervielfältigt ꝛc., ꝛc. Der Hauptsache nach stehen die Kaders der alten Komposition scheinbar aufrecht; aber ihre Füllung hat manches verschoben, Geist und Stimmung von den ersten Pivots unmerklich abgedrängt. Warum also diese Füllung? wird man fragen. Warum eine schon fertige Vollkommenheit durch ein Mehr in ein Weniger verwandeln?

Die Antwort ist, eine schon fertige Vollkommenheit war doch auch der erste Entwurf eigentlich nicht. Der ganze Gedanke dieser Komposition schwebte von Haus aus zwischen einer Skylla und Charibdis; jene sah ich in den 60er, diese in den 70er Jahren. Die erste Handzeichnung war reich gedacht. Ich sage gedacht, aber die Ausführung nur mäßig. Der Hofstaat Neros konnte scheinen ins Unendliche gehen zu müssen; die Christenverfolgung konnte durch die Zahl der Verfolgten zu gewinnen scheinen. Der erste Entwurf konnte bei dem geistigen Reichtum seiner Intention, der Ausführung nach, zu figurenarm scheinen. Ich selbst machte dem Künstler eine Bemerkung in diesem Sinne. Sehr pietätvoll schreibt mein Tagebuch, daß die obere und untere Gruppe „an feinen und schön

gedachten Verbindungslinien organiſch zuſammenranken“; im Grunde aber waren mir dieſe Ranken ein wenig zu ſpärlich und kahl; ich wünſchte ſie laubreicher. Kaulbach hörte gern auf den Rat der Laien; ich ſehe noch heute ſeine Miene, mit der er auch meinen Rat zu überdenken ſchien. Vielleicht habe ich es ſelbſt auf meinem Gewiſſen, daß die Chriſtenverfolgung jetzt tumultuariſcher wimmelt als mir lieb iſt. Szenen des Schreckens und des Verderbens gewinnen nicht, ſie verlieren eher durch Figurenreichtum. Alle Sündfluten, alle jüngſten Gerichte, alle bethlehemitiſchen Kindermorde, alle Künſtler haben noch einſtimmig und wie auf Verabredung bei ſolchen Stoffen geſündigt. Und doch kann nichts ergreifender ſein als der Tod *eines* Menſchen; zwanzig ſind nicht zwanzigmal ergreifender. Schon Leſſings Laokoon lehrt das; ſchon Homer löſt ſeine Schlachtenbilder in einzelne Zweikämpfe auf; es ſind das alte Wahrheiten.

Es iſt aber andererſeits freilich begreiflich, daß ein Künſtler, der ſo ſehr ein Sohn ſeines Jahrhunderts iſt, wie Kaulbach, nicht gegen den Strom ſchwimmt, dem Genius ſeiner Zeit nicht ſich verſchließt. Reichtum! Fülle! Überfluß! das iſt das Feldgeſchrei unſerer Zeit. Was iſt denn hier anders geſchehen, als was unſere ſzeniſche und orcheſtrale Kunſt täglich tut und tun muß! Ruht und raſtet doch die moderne Rezenſentenſouveränität nicht eher, als bis die verſpottete Komparſerie ganz ſo reich wird, wie ſie's befiehlt und bis z. B. ein „Freiſchütz“ im neuen Opernhauſe zur ſimplen Beſetzung einer Erbförſterei Volk und Edle verſammelt, als ob es ſich um eine Kaiſerkrönung handelte. Orcheſterwerke, welche Händel für reich und prächtig hielt, klingen den heutigen Ohren arm und farblos und werden von Epigonen wie Berlioz, Liſzt, Richard Wagner „inſtrumentiert“. Nach zehn Jahren war Kaulbach ſein eigener Epigone und hat ſeinem

Nero-Entwurf ungefähr getan, was ein Liszt oder Wagner einer Partitur Händels. Aber nichts wäre interessanter, als wenn sich der Meister bestimmen ließe, auch jene erste Handzeichnung durch photographische Vervielfältigung ins Publikum zu bringen: denn das Pro und Kontra beider Varietäten bescheide ich mich bloß als einen Fragefall zu stellen; entscheiden könnte erst die Stimme der Öffentlichkeit.

Judas Ischariot und sein großer Krach.

„Deutsche Zeitung", Wien, 1. August 1873.

Ich pilgerte unlängst durch eines unserer einsamsten Alpentäler. Von meiner strengen Observanz der scharfen Tagesmärsche und der weitgesteckten Ziele fange ich nach und nach an, mich zu dispensieren; in einem Rechtsstaate verlangen vorrückende Jahre und mürbere Knochen leider auch ihr Recht. Planlos aber schlenderte ich just auch nicht — gar so kommod läßt das Hochgebirge nicht mit sich umgehen! Ich verfolgte immerhin ein Ziel, aber kein anstrengendes. Ich hatte ein paar Stunden zu versäumen, ich war Herr meiner freien Bewegung. Im Vorbeigehen gefiel mir ein Seitental. Eine Schlucht voll schwerer, schattiger Waldmassen, durchschossen vom weißen Gischt eines Wildbaches. Dunkles Lockengewirr und blitzende Perlen darin! Der Anblick reizte meine ganze Touristenbegierde.

„Man bittet, nichts zu berühren." Bald gesagt! Aber trennt ihr die Solidarität der Sinne? Wißt ihr, warum es zum Beispiel einem Schachspieler fast unmöglich ist, im Drange des Nachdenkens nicht etwas Rhythmisches vor sich hinzusummen? Genug, was mein Auge gesehen, das zuckte es meine Fußsohlen gar sehr, zu berühren! Ich konnte meine Muße nicht hübscher verzetteln.

Der Taleinſchnitt bohrte ſich allerliebſt ins Gebirge ein, und hatte ich ſchon draußen, wo ich doch einer Fahrſtraße folgte, ſeit vier Stunden keinen Menſchen geſehen, ſo feierte hier die Einſamkeit förmlich ihr Jubiläum. Welche Stille! Welche Ruhe! Gott ſei mir gnädig, wenn ich einſt fahren muß und das ſchöne, ſchweigende Geiſterreich ein raſſelnder Wagen durchpoltert! Ich kenne nichts Schöneres im Hochgebirge, als ſein geſundes, lautloſes Atmen. Nur der ſterbliche Atem geht in „Geräuſchen“, die Ewigkeit atmet unhörbar. Nach einer Weile zergabelte ſich — was die Regel ſolcher Talformen iſt — die Waldſchlucht in zwei Äſte. Einer davon ging gerade und ſteil, faſt runſenartig, in die Felſen hinauf und der Zufluß des Baches kam hier als trübes Schneewaſſer herab. Der andere Aſt aber war nichts als ein etwas engerer Talgraben, und zwar auch in einem ſchroffern Neigungswinkel anſteigend, aber länger geſtreckt, wie es ſchien; kurz praktikabel. Ich verſuchte es, meinen Weg darin fortzuſetzen. Sah ich dieſe Gabelzinke ſich noch einmal zergabeln, ſo war es noch immer Zeit, umzukehren; ich fand es aber wahrſcheinlicher, daß hier ein Paßübergang ſich durchſchlängelte, ein Weg, nicht ins Leere, ſondern zu neuen Verbindungen. Es iſt gar hübſch, ſich ſo zu verſteigen, halb mit Liebhaberei und halb mit Vernunftsſchlüſſen, welche die Liebhaberei beſchönigen. Obwohl es merklich aufwärts ging, ſo machte das Steigen nicht ſo warm, als die Friſche des Ortes labte und belebte. Der ſtäubende Waldbach kühlte die Luft mit ſeinen verdunſtenden feinen Waſſeratomen und der dichte Waldwuchs ſperrte die Sonne ſo gut ab, daß ihr ſeine ſtrengen, gefeſtigten Schatten nur unſchuldige Lichtſpiele erlaubten, nicht verheerendes Sengen und Brennen. Wie ein gutgehütetes Feuerzeug im dunklen, kühlen Stahl, lag die Juliglut in dieſer waldigen Bergklauſe. Es wurde lichter und freier. Der

Talgraben erreichte ſeine Wurzel; die Pfadſpur verlief auf ein Hochplateau. Hier hatte der Wildbach ſeinen zweiten Urſprung; aus ſumpfigem Quellgerinn einer muldenförmigen Einſenkung des Hochplateaus träufelte er zuſammen, ein Stelldichein für tauſend Libellen, welche ſeine Wiege umſchwärmten. Vom jenſeitigen Talſyſtem aber ſahen die blauen, ſonnigen Berghörner reihenweiſe über die Hochfläche herüber.

Ich konnte gewiß ſein, auf dieſer Voralpe, die ſich weit zu erſtrecken ſchien, Anſiedlungen zu finden; die erſte Spur einer bildenden Menſchenhand, eine kleine weißgetünchte Feldkapelle, ſtand ſchon vor mir. Oder war es ein Andenken für ein profanes Unglück? Ich verwunderte mich, als ich die äußerſt rohe Malerei, die ich hinter der Vergitterung wahrnehmen konnte — für die Darſtellung eines Gehenkten halten mußte. Glücklicherweiſe ſtand die Sonne in einem Winkel, wodurch es hell im vergitterten Innern und meinem Auge möglich wurde, die erklärende Schrift unter der Bildfläche zu leſen. Ich las: „Der verfflucht boßhaffte Jut, ſo unßern Herrn und Heylandt vor ſchnödes Gelt verkaufft und verratten hatt.“ Alſo das war's! Judas Iſchariot, der ſich erhenkt! Auch ein Stoff aus der Heiligen Schrift, aber welcher! Ich erinnere mich nicht, daß ihn die Kirchenmalerei je dargeſtellt, und juſt indem ich's zum erſten Male ſah, fiel es mir auf, daß ich's noch nie geſehen. Der Stifter dieſes Denkmals muß ſich in einer beſonders aufgeregten Stimmung gegen den armen Galiläer befunden haben, und ſchon die Inſchrift, welche jeden weichen Konſonanten verhärtete und jeden harten verdoppelte, machte ein Geſicht, das gar keinen Spaß verſtand und dem man eine ſtramme, feſt gefugte Geſinnungsfeindſeligkeit recht unzweideutig anſah.

Es braucht uns ein Menſchengemüt nur herzhaft und ſelbſtüberzeugt anzupacken, und es macht immer

einen Eindruck und bannt uns eine Weile in seinen Kreis. Indem ich mich und mein Ränzel dort hinwarf und der Länge nach ausgestreckt einen Horizont voll nordischer Nadelwälder überschaute, war mein Geist — bei den Palmen des Jordantales und ich mußte das Pensum, das mir dieser österreichische Älpler aufgab, in einer freien Ausarbeitung unwillkürlich durch konjugieren.

Lieber Landsmann, warum so fuchsteufelswild? Was hat er Dir denn angetan, dieser „verfflucht boßhaffte Jut", der Dich nicht gekannt hat und den Du nicht gekannt hast? Wenn wir uns mit diesem Geier hier in die Lüfte erheben und weit, weit fortfliegen über alle Berge und Wälder, wo deutsche Vierzeilige gesungen werden, so kommen wir schließlich ans Meer. Und wenn wir über das Meer wieder weiter fliegen, wo es am längsten ist, und links und rechts alle Länder liegen lassen, bis in die hinterste Ecke des Meeres, so erreichen wir zuletzt das jüdische Dorf, wo dieser Ischariot zu Hause war. Und wenn wir ferner die neunzehnhundert Jahre, die wir schreiben, zusammendrücken wie einen Kautschuk, wenn wir sie abblättern wie einen Blätterteig, ein Blatt ums andere, alle neunzehn durch, bis wir beim ersten ankommen, und hinter das erste noch zurück bis zu den Zeiten, wo die Leute nach Christi Geburt noch gar nicht gerechnet haben, so kommen wir zu der Zeit, wo dieser „Jut", den Du so wollüstig in effigie aufhängst, gelebt hat. Und auf eine so große Entfernung von Ort und Zeit getraust Du Dir Deinen Mann noch genau ins Auge zu fassen, und was er getan hat, zu beurteilen wie ein Augenzeuge! Ihr Alpenbauern habt zwar scharfe Augen, aber wenn wir Stadtherren unsere Brillen aufsetzen, so sind wir es, die wieder schärfer sehen. Geh' mir einen Augenblick aus dem Lichte, du und Deine Kapelle! Laß mich selbst hinschauen, was dieser Mann aus Judäa getan hat!

Der Hohe Prieſter und ſein Hoher Rat oder, wie wir heute ſagen würden, der Erzbiſchof und ſein Konſiſtorium zu Jeruſalem, ſehen da einen Wanderprediger, einen wühlenden Volksbeglücker, eine Art Börne, in Judäa herumwandern, der ihnen unbequem, der ihnen innig verhaßt iſt, denn er lehrt das gottesbedürftige Volk an der Quelle ſchöpfen und nicht am Opferaltar — von jeher ein roter Lappen für den heiligen Stierzorn! Gottesleugner nennen ſie ihn, weil er ihr Kirchenanſehn ein wenig leugnet, und wie gerne möchten ſie ihn hängen, wenn ſie ihn erſt hätten! Aber ſie haben ihn nicht. Ach, in jenen alten Zeiten gab es ja noch keine Polizei, keine Gendarmerie, keine Landjäger und keine Steckbriefe, welches lauter — moderne Fortſchritte ſind. Wer einen Spitzel brauchte, mußte ſich auf eigene Koſten gleichſam einen Spitzel ad hoc engagieren. Das taten denn die menſchenfreundlichen Domherren zu Jeruſalem. Sie ſetzten eine Taglia von dreißig Silberlingen auf die „Zuſtandebringung“ des verhaßten Wühlhubers aus. Er befand ſich in dieſem Augenblicke zwar mitten in Jeruſalem, aber — das „unwiſſend wo“? ſcheint als Pendant zum modernen Fortſchritt bei Behörden und Obrigkeiten ſchon ein antiker Fortſchritt geweſen zu ſein!

Judas Iſchariot, ein Anhänger des Verfolgten, hört von der ausgeſetzten Taglia und ſieht die großen Herren wieder einmal einen Schwabenſtreich machen. Still und bedächtig ſteht er beiſeite, ſtreicht ſich auf und ab ſeinen Bart und ſchmunzelt gar ſchlau in den Bart hinein, indem er ſolide Kalkuls vor ſich hinmurmelt: Was tut ſich dort oben in Jeruſalem? Die Narren ſetzen dreißig Silberlinge aus, um den Jeſus von Nazareth zu fangen? Und wenn ſie ihn haben, was dann? Wiſſen ſie nicht, daß mein Jiſche Nozri ein großer Wundertäter iſt? Hat er nicht von Toten erweckt den Jüngling von Naim aus ſeinem Sarge?

Hat er nicht von Toten erweckt den Lazarus aus seinem Grabe? Und einen solchen Mann wollen sie fangen? Wie dumm! Wie dumm! Aber die Narren setzen ihr gutes Geld daran, und Geld ist gut. Geld ist eine gute Sache. Bist Dein Lebtag ein Schnorrer gewesen, armer Ischariot; hast saure Wochen gehabt; kannst einmal leichter zu Gelde kommen! Das Geld läßt sich verdienen. Du wirst ihnen Deinen Rabbi anzeigen, aber der Jische Nozri wird davonfliegen wie ein Vogel oder wird Engel rufen in Legionen; kurz, er wird sich helfen. Einen Wundertäter fangen! Es ist zu dumm! Aber die Narren wollen es so, und Du prellst sie um ihre dreißig Silberlinge, weil sie's just wollen. Du wirst das Geld haben, aber sie werden das Nachsehen haben, wenn der Jische Nozri davonfliegt wie ein Vogel oder seine Engel ruft in Legionen. Hat er Wunder getan für andere, wird er nicht Wunder tun für sich? Wie heißt? Das Geschäft läßt sich machen.

Welcher Buchhalter könnte solider rechnen? Hat die Bilanz ein Loch? Ist der Kalkul nicht gesund? Freilich, es gibt etwas fein Geistiges, etwas schamhaft Unberührbares in der Menschenbrust, das uns warnt, den Idealismus auf so derb-reale Proben zu setzen. Aber Judas Ischariot ist Realist! Ein Realist guter Art; keiner von denen, welche den Geist leugnen; nein, welche ins Geisterreich hineinmarschieren mit festen Stiefelabsätzen. Das Zarte, Ahnungsvolle, Unaussprechliche ist nicht ihre Sache; was sie glauben, muß wahr sein, und was ihnen wahr ist, muß ihnen wirklich sein. Es muß Erdschwere haben, man kann es angreifen, man kann es zählen und wägen. Sie glauben an die Verheißungen des Idealismus, wie Sancho Pansa an seine Insel, und wenn sie von Brücken hören, auf welchen Engel schweben, so treiben sie Heuwagen darüber. Es sind die braven Leute, welche nach dem Theater den Sekretär Wurm prügeln, wenn sie

ungebildet ſind; aber wenn ſie gebildet und ſelbſt Dramaturgen ſind, die idealſten Dichterſtücke ſo „praktiſch“ angreifen — wie Judas Iſchariot ſeinen Jeſus von Nazareth. Es war das Unglück des blonden Rabbi, einem Praktiker in die Hände zu fallen, welcher ſo verzweifelt feſt auf ſeine „Bühneneinrichtung“ ſpekulierte. Es war beider Unglück. Und doch muß man den letztern faſt achten, denn nicht jeder Regiſſeur iſt ſo ehrlich und henkt ſich auf, wenn er den Geiſt zu Tode ſzeniert hat. Braver Judas Iſchariot!

Der ehrliche Mann raufte ſich das Haar über ſeinen ſchönen Kaſſaerfolg. Das Geld hat er, aber — ſein Wundertäter fliegt nicht davon wie ein Vogel, ruft nicht die Engel des Himmels in Legionen. Er bleibt in den Klauen der Soldaten; er bleibt ſo feſt darin, wie ein Robert Blum und Meſſenhauſer. Sie ſchicken ihn zum penſionierten Hohenprieſter Annas, ſie ſchicken ihn zum regierenden Hohenprieſter Kaiphas, ſie laſſen ihn ſuperarbitrieren bei Pontius Pilatus — es geht von den Tuchlauben in die Sterngaſſe, von der Sterngaſſe in die Salzgrieskaſerne; aber es geht alles irdiſch zu! Es ſpielt nichts in den Lüften, nichts in den Wolken des Himmels!

Der Idealiſt, der an der Urquelle ſchöpft, iſt wie ein fliegender Vogel, welcher von innen heraus den Stürmen Widerſtand leiſtet und in allen Stürmen ſein Gleichgewicht findet. Anders der Realiſt. Wehe dem Realiſten, der ſich auch einmal in die höchſten Regionen erhoben! Er ſtürzt, wie der Luftſchiffer einer gasloſen Flugmaſchine. Kein Sturz und Krach iſt ſo groß, als wenn der kreditgebende Realiſt um ſeinen Glauben kommt.

Daß aber Judas geglaubt hat, daß er bar und ehrlich und buchſtäblich, daß er auf ſeinen eigenen Kopf hin geglaubt hat, beweiſt jetzt ſein folgendes Tun. Wenn je die Abſicht eines Menſchen aus ſeine

Handlung zu beurteilen, so war Judas kein Verräter und seine Absicht keine verbrecherische. Denn als er nun sieht, wie fürchterlich schief es geht, nimmt er sein Geld und wirft es dem Priester vor die Füße und will nichts als seinen Rabbi wieder zurück haben! Und als sie mit Hohn auf das fait accompli pochen und ihn auslachen und wegweisen, geht der arme Mann hin und tut — was alle Leute beim großen Krach tun — er geht hin und erhenkt sich! Der erste und ehrlichste Christ! Der erste Blutzeuge des Christentums! Mit seinem Leben bezeugt er es, daß er an Jesus von Nazareth als einen Wundertäter geglaubt hat. Unbarmherziges Christenvolk! Aber was sag' ich? Unbarmherziges Menschenvolk! Solche Betrachtungen gelten nichts; von Ewigkeit zu Ewigkeit gelten nichts — die Gedanken des Herzens, denn einzig gilt der Erfolg! Der gemeine, plumpe, materielle, rein äußerliche und zufällige Erfolg. Das ist's, was sie einzig anerkennen, das ist's, was sie einzig richten. Und so richten sie nach tausend Jahren noch den armen Judas Ischariot, der es nicht böse gemeint hat, und seinen großen Krach — der das Christentum geworden ist!

Ich aber warf mein Ränzel wieder um und wanderte über die Voralpe hin — noch lange bei dem unglücklichen Galiläer, dem einzigen dramatischen Charakter der Christushandlung, dem Manne, in welchem vorgegangen, was nie begriffen worden und nie begriffen werden will.

Epilog zur Wiener Weltausstellung.

„Schlesische Presse", Breslau, 9. November 1873.

Ich wollte, ich hätte bloß diese Überschrift geschrieben, aber den Text dazu hätten wir — von Goethe. Was gäbe ich dafür, wenn sich in den Gesprächen mit

Eckermann ein Blatt aufſchlagen ließe, welches uns ſagte, wie über Weltausſtellungen der gebildetſte Europäer gedacht hat! Aber ach, dieſe Sibylliniſchen Bücher ſind auf ewig geſchloſſen. Wie das 16. Jahrhundert nicht leben konnte ohne die Ausſprüche Luthers, das 18. nicht ohne die Bonmots und Sobriquets von Voltaire, ſo habe ich oft ſchon mit Schmerz empfunden, daß ich in meinem 19. leben muß ohne die Entſcheidungen Goethes und unter Erſcheinungen, welche neuer ſind als er. Bei der Weltausſtellung aber empfand ich es faſt mit einem unerträglichen Schmerz. Welches Wort hätte uns Goethe über den Gedanken der Exposition universelle hinterlaſſen? Welchen Stempel hätte er dieſem merkwürdigen und faſt dämoniſchen Gebilde der Kultur auf die Stirne gedrückt? Vergebens meint der Jünger ſeinen Herrn und Meiſter verſtanden zu haben, in ſeinen Geiſt eingedrungen, mit ſeiner Sinnesart vertraut zu ſein. Vergebens! Die Zeit gebiert Neues und der Rat des Meiſters fehlt endlich dem Schüler. Die Andacht ſelbſt verhindert, den Rat zu ergänzen und mit Deuten und Fühlen ein verſtummtes Ja oder Nein zu erſetzen. Es gibt Gräber, welche ſich nie ſchließen ſollten, und die Grenze der Menſchheit wird von allen Menſchen empfunden, wenn am rechten Orte ein einziger fehlt!

Ich kann Goethes Antwort auf meine Frage nicht erraten. Oder vielmehr, ich höre die Antwort doppelt und in zwei Varianten — zum ſicherſten Zeichen, daß ich im Unſichern ſchwanke. Meine Frage: eine ſo ſinnlich überwältigende Maſſe von Schönheit und Ordnung hätte den Künſtler und Dichter Goethe bezaubert. Das iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſche: eine Anſammlung von Idealen, welche wirkliche Dinge ſind. Der größte Idealiſt, der zugleich der größte Realiſt war, hätte in allen Fibern gebebt, ein Bild der ſchaffenden Welt zu ſehen, welches ſein Ebenbild! Wir hätten ſein

ſchönſtes Wort über die Schönheit eines ſolchen Schauſpiels.

Das iſt eine Seite, aber wirklich nur eine. Denn wenn es irgendeine Formel gibt, um den ausgefüllten Kreis von klaſſiſchem Menſchentum, welchen wir Goethe nennen, authentiſch zu textieren, ſo haben wir uns ſo auszudrücken: Goethe war ein Menſch, der nie ein Wort annahm, ohne den Begriff dazu, der nie einen Begriff annahm, ohne die volle reale Anſchauung dazu. Nichts Halbverſtandenes nahm Goethe an oder ſagte es weiter. Er war — wie Carlyle es nennen würde — ein aufrichtiger Menſch. Und dieſen Menſchen nun werfe man in ein Pandämonium ſämtlicher Künſte und Handwerke der Welt! In welches Verhältnis wird er ſich dazu ſetzen?

Ich kann mir zweierlei denken. Entweder hätte ſich Goethe auf dem Weltausſtellungsplatze ſeinen eigenen Wohnpavillon gebaut und das Halbjahr der ganzen Ausſtellungsdauer hindurch, vom 1. Mai bis 2. November, täglich zehn Stunden mit den Fachmännern aller Fächer die Weltausſtellung ſtudiert; oder — er hätte nie ſeinen Fuß in den Prater geſetzt.

Wie geſagt, ich weiß nicht, auf welcher dieſer zwei Seiten die richtigere Fühlung mit Goethes Genius; das aber weiß ich und weiß es beſtimmt: Goethe hätte keinesfalls die Weltausſtellung ſo, wie wir ſie alle beſucht haben, beſucht! Ein oberflächliches Anſchauen, ein zerſtreutes Genießen, ein Rippen und Koſten, ein Hin- und Hergaukeln, Auf- und Abjagen, Drehen, Wirbeln und Kreiſelpeitſchen, eine unaufhörliche Flucht der Teilnahme und Gleichgültigkeit, ein beſtändiges Ergreifen und Wegwerfen jedes Dinges, worin die Seele von Lebensaufgaben, worin die Liebe und Treue vom moraliſchen Weſen ſteckt, ein ſolches Verhältnis zu den Objekten und zu ſich ſelbſt, ein ſolches Naſchen aus tauſend Schüſſeln, Verhungern im

Überfluß, Übersättigung im Hunger, ein solcher Dilettantismus im Fragmentarischen, Zeitvertreib ohne Tagwerk, Tun ohne Gewinn, Beschäftigtsein ohne Resultat, Produkt, Aneignung, — dieser ganze Greuel, wie wir's getrieben, war nicht Goethes Art und just das Gegenteil seiner Art. Anders hat uns der Meister gelehrt, die Zeit und das Leben anzuwenden; ganz anders. Diese Betrachtung wäre beschämend, ja völlig vernichtend, wenn sie einen sittlichen Wendepunkt zu bezeichnen hätte. Aber sie bezeichnet bloß einen historischen. Sie sagt nichts Ärgeres, das aber aufs nachdrücklichste, als: Der Zeiger der Uhr ist von Goethes Bildung hinweggerückt.

Goethe war der letzte Universalist. Er durfte sich noch die Forderung stellen, die Welt zu umspannen. Ihr Umfang fügte sich noch in zwei große Menschenarme. Kaum erlebte er noch die Entdeckung der Dampfkraft; ihre Anwendung blühte mehr und mehr über seinem Grabe empor. Heute durchdringt sie die Brüsseler Spitze, das Schokoladebonbon, das Druck- und Postpapier; sie steckt in tausend bekannten Dingen und hat hunderttausend unbekannte erschaffen. In einer Weltausstellung der heutigen Welt wäre Goethe fast so fremd, wie Herodot. Hebel, Schraube, Rad, Welle und schiefe Ebene, in der Mechanik Goethes wie fünf Personen, sind vermählt mit dem Dampfe wie fünf Völker! Wer zählt ihr zahlloses Geschlecht? Kein Cäsar mustert die Musterrollen ihrer Legionen! Eine Photographie könnte Goethe nicht kundiger ansehen als Abraham oder Semiramis. Von der Geburt des Osiris bis zum Tode Goethes war die Leuchtkraft weiter nichts als eine Magd der natürlichen Dinge. Heute ist sie ihre Meisterin geworden und, vermählt mit der Chemie, bevölkert sie die Erde mit Bildern, indem sie aus einem einzigen Urbild einen unbegrenzten Reichtum von Abbildern münzt. Goethes Welt war noch eine Knospe,

die allerdings nur eine Rieſenhand brechen durfte, aber doch auch noch konnte. Heute muß jeder Rieſe froh ſein, wenn ihm nur ein einzelnes Blatt der aufgeblühten Knoſpe in die Macht gegeben. In Goethes Welt waren Worte wie: „eozäniſche und pliozäniſche Tertiärperiode“ noch kein Menſchenlaut, noch kein Menſchenbegriff. Jene Welt war noch ſchlecht und recht aus Waſſer und Feuer entſtanden, ganz ſummariſch, aber dem ſynthetiſchen Geiſte Goethes ſelbſt ſo noch zu kompliziert und der geliebten künſtleriſchen Einheit zu ſehr ermangelnd. Gerne hätte er ſich mit dem Waſſer allein begnügt und das Feuer gänzlich geleugnet. Und als ſein Zeitgenoſſe Leopold v. Buch am Rhein und in der Auvergne den Vulkanismus unabweislich entdeckte, hinderte es nicht, daß der greiſe Dichter mit ſeinem letzten Lebenshauche noch den Seismos, nämlich die vulkaniſchen Hebungen, im zweiten Teile des Fauſt verſpottete, aber die ſchöne Wellenlinie, der ſanfte undulierende Wellenſchlag, das Waſſer und ſeine Nymphen, hauchten ihm wie in den blühendſten Tagen der Jugend jenes ſüße, melodiſche Liedchen ein, das den Fauſt ſo lyriſch weich und wohl an einen bezaubernden Badeſtrand lockt. Dieſe Welt nun hat ſich auf die Flucht begeben. Wir ſehen ſie nicht mehr. Ein Univerſaliſt wie Goethe wäre heute ein beſchränkter und einſeitiger Menſch. Mit Donnerſtimme predigt die Exposition universelle: Es gibt keinen Univerſaliſten mehr. Die vornehmſte Bildungsform hat aufgehört möglich zu ſein. Ihr könnt Goethes Geiſt haben, aber ihn mit dem Anſpruch verbinden, die Gedanken des Geiſtes zu fundieren auf die ſinnlich-realen Anſchauungen, das könnt ihr nicht mehr. Eure Welt iſt euerm Geſichtskreis entwachſen. Der wird dieſes, der jenes Segment, den ganzen Kreis wird keiner mehr ſchauen. Das, was Goethe ewig gemieden hat: Die Welt auf Treue und Glauben, die Welt vom Hörenſagen, die Welt aus

zweiter Hand anzunehmen, das bleibt euch als immerwährendes Joch auferlegt. Darum kam sie im gedrängtesten Auszug auf dem Raum einer englischen Quadratmeile zu euch, um euch aufs sinnenfälligste zu beweisen, daß sie all euern Sinnen und Begriffen überlegen ist. Der Spottgeist Mephisto selbst könnte sie erfunden haben, um das anspruchsvolle Menschengeschlecht zu demütigen.

Aber freilich, — sie spüren ihn nicht, auch wenn er sie beim Kragen hätte! Sie haben in die Händchen geklatscht wie selige Kinder, daß ihre Welt so groß und schön geworden, daß sie so brav in die Höhe, Breite und Tiefe gewachsen, daß sie Fortschritte über Fortschritte gemacht. Die Glücklichen, die immerdar glücklich sind, weil sie den Preis des Glückes nicht kennen! Sie haben nur auf ihre ausgestellte Welt gesehen und nicht auf ihr kleines winziges Ich. Sie haben das Mißverhältnis zwischen beiden nicht bemerkt. Sie haben nicht bemerkt, daß die Welt und der Mensch unaufhaltsam auseinandergehen und das wachsende Maß der ersteren das gegebene Maß des letzteren immer tiefer herabdrückt. Sie haben nicht bemerkt, daß die Krone, welche Goethe und in ihm die ganze Menschheit getragen, ihrem Haupte entsunken ist und nie mehr getragen werden wird. Ja sie freuen sich noch darüber, daß der Monarchismus der Vollbildung aufgehört hat und die republikanische Halbbildung und Flachbildung im schönsten Zuge ist. „Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen", sagt Goethe im zweiten Teile des Faust — und unter den letzten Glockenschlägen der Wiener Weltausstellung stahl ich mich nachdenklich aus der festlich wogenden Menschenmenge.

Eine freie Phantaſie beim Tode Quetelets.

„Deutſche Zeitung", Wien, 1. März 1874.

Es iſt recht hübſch zu leſen Quetelets Hauptwerk: „Sur l'homme et le développement de ses facultés." Ich erinnere mich noch heute, wie angenehm mir Hören und Sehen verging, als ich vor vielen Jahren meinen erſten Blick in das Buch warf, in dieſe prächtige Maſchinenhalle, wo die ganze Mechanik der Naturgeſetze ſo faßlich und ſo präzis arbeitet und pünktlich ihre Produkte von ſich gibt, die wir blindere Sterbliche dann Freiheit oder Zufall nennen. Wunderhübſch anzuſehen! Wie das alles am Schnürchen geht! In einem Mißjahre überwiegt das Verbrechen gegen das Eigentum, weil dann die Menſchen, was die Natur ihnen ſchuldig blieb, einander zu ſchnipfen pflegen; in fruchtbaren Jahren blüht das Verbrechen der Körperverletzung, weil die üppig ernährten Sterblichen in bakchiſch-cerealer Begeiſterung den Überſchuß ihrer Kräfte wohlweislich benützen, um bei dieſer guten Gelegenheit einander durchzuprügeln. Auf dem Sandboden liebt man, auf dem Tonboden haßt man, beim Nordwind iſt man geſcheit und beim Südwind dumm, in güterreichen Ländern kommen die Einbruchsdiebſtähle vor und in journalreichen Ländern wird man Staatsanwalt.

So entwickeln ſich die menſchlichen Anlagen verſchieden. Es handelt ſich nur, in der Verſchiedenheit die Einheit zu finden, denn wenn ich heute einen guten Gedanken habe, ſo gehört er zu demſelben Syſtem von Urſachen, warum Iwan der Schreckliche 60.000 Menſchen in Groß-Nowgorod maſſakrierte. Man kann leicht denken, wie verwickelt ſolche Urſachen ſind, wie tauſend verſchiedene Urſachen eine Erſcheinung zuſammenſetzen, aber tauſend Erſcheinungen auch wieder auf eine einzige Urſache hinauslaufen. Und die Entwicklung dieſer Verwicklung leiſtet eben das développement.

Wahrlich eine ſchwindelnde Leiſtung! Was iſt ein Kapellmeiſter dagegen, der in einem Orcheſter von hundert Inſtrumenten heraushört, ob das zweite Cello um einen halben Ton zu tief iſt oder die Altgeige um einen Vierteltakt im Rückſtande blieb! Das feinſte geiſtige Ohr unter den Menſchen hatte vielleicht Quetelet, der auf eine Harmonie von Millionen Urſachen und Wirkungen hinhorchte und den Takt dazu ſchlug. Ein bewunderungswürdiger Mann, der verſtorbene große Developpierer!

Als ich ſeine Bücher las — ich könnte nicht ſagen, daß mir dabei ein Mühlrad im Kopfe herumging; im Gegenteile, ich bekam überflüſſig viel Mehl, fein geſiebtes, gut gebeuteltes ſtatiſtiſches Auszugmehl aus allem Möglichen, was ſich ausziehen läßt. Nur fragte ich mich zuletzt, was ich mir aus dieſem Mehl backe oder, wie der Berliner ſagt: wat ick mir davor koofe?

Quetelet lieferte mir den idealen, theoretiſchen l'homme-moyen, aber das praktiſche Leben liefert mir einzig den konkreten l'homme-individu. Und hat doch erſt kürzlich an dieſem Orte mein junger verehrter Freund Dr. Fleiſchl bei Gelegenheit der Rokitansky-Feier ſehr mit Recht geſagt: Es gibt keinen ſogenannten Normalzuſtand des menſchlichen Körpers. Die Anatomie kann alle Organe in den mannigfaltigſten und belangreichſten Variationen vorfinden, aber pſychologiſch können ſie alle normal fungieren und einen geſunden, langlebigen Menſchen darſtellen. Der ſtatiſtiſche Durchſchnittsmenſch aber entſpricht ganz und gar dem anatomiſchen Normalmenſchen und hat ſo wenig eine Exiſtenz wie dieſer.

Ein wackerer Mann, der ein kinderreiches Haus um ſich wünſcht, könnte, um recht ſicher zu gehen, „die Wiſſenſchaft um ihre Reſultate fragen“, d. h. um eine Gegend, wo die kinderreichſten Frauen zu Hauſe ſind, und ſich von dorther ſeine Gattin abholen. Nichts iſt

möglicher, als daß die Frau, wenn ſie nach zehn oder zwölf Jahren ſtürbe, ihm kein einziges Kind geſchenkt hätte. Hierauf könnte man ſich dieſen Mann ſehr wohl denken, daß er, zum zweiten Male, aber diesmal ohne Wahl und Kritik verheiratet, nach fünf Jahren ſich im Beſitze von ſieben wohlgeratenen Kindern fände, deren Mutter einer Heimat angehörte, welche, wie er zu ſeiner nachträglichen Beluſtigung inne würde, ſtatiſtiſch erweislich die weibliche Unfruchtbarkeit zu ihren endemiſchen Eigentümlichkeiten zählte. Er hätte aus den zwei Ländern eben zwei individuelle Frauen geheiratet, aber nicht die Durchſchnitts-Frau, femme-moyen.

Und doch iſt der Durchſchnittsmenſch, l'homme-moyen, ein bewunderungswürdiges Modell von Weisheit und Scharfſinn, ein Meiſterſtück methodiſcher Unterſuchung, univerſeller Geſichtspunkte, konſtruktiver Logik, kurz, ein wiſſenſchaftliches Panoptikum unſerer ſelbſt. Wir ſehen alle Grenzen der Menſchheit, die obere, die untere, die Mitte beider. Wir ſehen den Menſchen in Tälern und Abgründen, auf Höhen und Gipfeln, auf den horizontalen Flächen und Ebenen. Wir ſehen ſeine ſämtlichen Möglichkeiten. Wie der Kompaß nicht der Nordpol iſt, ſo iſt l'homme-moyen nicht der Menſch, aber die Magnetnadel des Menſchen und die Windroſe des Menſchen. Der gebildete Steuermann mag getroſt danach ſteuern.

Wohlverſtanden, der gebildete Steuermann! Nicht der Ruderſport, nicht die Sonntagsruderer, nicht die Landratten auf den Binnenwäſſern. Ein Gondelführer iſt kein Nordpolfahrer und eine Regatta keine Trafalgarſchlacht. L'homme-moyen, der ſtatiſtiſche Durchſchnittsmenſch, bleibt ein Idealbild, zu welchem aufzublicken in tauſend Fällen des gemeinen Lebens gut und nützlich iſt, denn es erfriſcht den abgeſtumpften Blick des routinierten, im praktiſchen Schlendrian verſumpfenden Schimmelreiters. Vergeßt nicht, daß er da iſt, aber —

haltet mir selbst die Mitte mit dem l'homme-moyen! — zerrt ihn auch nicht voreilig und mit täppischen Händen von seiner wissenschaftlichen Höhe in eure Amtsstuben hinein! Er ist ewig, er entgeht euch nicht. Seine Gelegenheiten werden schon kommen, er wird auf die Dauer nur immer besser. Und wollt ihr heute schon Nutzen von ihm — greift ihn vorsichtig an, verwendet ihn mit äußerster Diskretion!

Nicht überflüssig scheint mir zumal diese letztere Mahnung, denn der Sonntagsruderer, der ein so großer Seeheld in allen flachen und seichten Wässern ist, also, ohne Blume zu sprechen, der unwissenschaftliche Halbgebildete, beeilt sich in der Regel allzu übereifrig, „die Resultate der Wissenschaft praktisch zu verwerten," was ihm in der materiellen Welt, die er mit seinen Imitations überschwemmt, unbenommen sein soll; aber in der moralischen Welt müßte man doch genauer zusehen, ob man sein Perlmutter und Schildpatt nicht aus — Hornleim bekommt, und ob die entwerteten Dinge, welche die „Verwertung" schafft, überhaupt annehmbar sind.

Zum Beispiel Quetelets „Verbrecher-Statistik". Es ist wahr: gewisse Umstände erzeugen mit unerbittlicher Folgerichtigkeit das Verbrechen, sogar die Art der Verbrechen wird von der Art der Umstände, und zwar bis in die zartesten Schattierungen und Nuancen, bestimmt. Aber just hier ist der Punkt, wo man seinen Quetelet aus der Hand legt und sich fragt: was ich mir davor kaufe? Und die Kriminalistik hat sich ihre Zerweichung und Auflösung gekauft, ist ins Wanken und Schwanken geraten, verliert ihre Fühlung mit dem Gewissen, was sie eine gewonnene Fühlung mit der „Humanität" nennt, denn für welche faule Sache fände sich nicht ein blühender Name? Sind nach Quetelets Untersuchungen, Tabellen und Beweisen die moralischen Verbrechen bloß Erscheinungen der physi-

ſchen Welt und ihrer Naturnotwendigkeiten, was iſt daran zu ſtrafen? Und wenn nun jeder Beamte, Ortsvorſtand, verantwortliche Wächter für Sicherheit der Perſon und des Eigentums, vor der wachſenden Unſicherheit — vor der ländlichen Vagabundage z. B. — rat- und hilflos wie vor einem Verbrechenmeere ſteht, das nur die Flut, nicht die Ebbe kennt, und das es ihm hohnlachend ins Geſicht ſagt, es begehe ſeine Verbrechen, „weil uns nichts mehr geſchieht“, weil man gute Koſt, warme Zimmer und Spaziergänge im Garten für eine Strafe ausgibt: wie wenig vorſichtig, wie wenig diskret hat es dann hier der halbgebildete Dilettantismus angeſtellt, „die Reſultate der Wiſſenſchaft praktiſch zu verwerten“, indem er das Strafrecht entwertete und zur Makulatur und zum Kinderſpott machte!

Freilich iſt es beſſer, „lieber die Quellen des Verbrechens zu verſtopfen“, anſtatt hart und peinlich zu ſtrafen; aber, hochverehrte Humanitäts-Tafelrunde der kriminaliſtiſchen Kaffeeſchweſtern, wenn ihr das nur könntet! Wenn dieſe ſchöne Deviſe doch nur mehr als ein bloßes Wort und ein blauer Dunſt wäre, womit ihr eure Schlaffheit beſchönigt, um inzwiſchen überhaupt — nichts zu tun! Denn bis die Quellen des Verbrechens verſtopft ſind, was dann? Bis dahin kann längſt die ganze ehrliche Welt eine Beute der verhätſchelten naturnotwendigen Spitzbuben geworden ſein. Es iſt nämlich gar nicht ſo leicht, die Quellen des Verbrechens zu verſtopfen. Um das mit den nötigen Einrichtungen, Anſtalten und Reformen zu bewirken, dazu gehörte: erſtens mehr Geld als uns unſere Militärbudgets übrig laſſen, aber zweitens ganz beſonders mehr — guter Wille, denn bisher halten es die Herren von Europa noch immer lieber mit den Lazzaroni als mit Bildung und Wohlſtand im Volke.

Aber dieſes Thema zu Ende zu ſprechen, dazu gehörte mehr als der Reſt meines Raumes. Es ſei

also: Das Verbrechen ist eine Naturnotwendigkeit! Nur das eine laßt mich jetzt noch fragen: Was ist dann das Verdienst? Und wenn ihr dem naturnotwendigen Verbrechen die Prügelstrafe, die Kettenstrafe, die Todesstrafe abschafft, wie kommt es doch, daß ihr nicht auch die Orden und Denkmäler abschafft?! Wie kommt es, daß dieselbe Zeit, welche die entschiedenste und täglich überhandnehmende Tendenz hat, die Verantwortlichkeit des Verbrechens zu reduzieren, die Zurechnung des Verdienstes nur immer mehr ausdehnt und nicht genug Hände findet, ihre Belohnungen und Anerkennungen, ihre Orden und Denkmäler ins Grenzenlose zu verschwenden und wahrhaft zu vergeuden?

Diese Interpellation möchte ich auf dem Grabe Quetelets an die zeitgenössische Menschheit gestellt haben. Sind die Erscheinungen der moralischen Welt Reflexerscheinungen der physischen Welt, dann sind es ja alle, die guten wie die schlechten. Wie kann der Mut, die schlechten zu bestrafen, mehr und mehr sinken, aber der Mut, die guten zu belohnen, so kühn und zuversichtlich fort und fort steigen, daß man den Mut beinahe Unverschämtheit nennen möchte?! Oder will die Menschheit überhaupt sagen: Wenn ich sündige, so haben es die Naturgesetze getan; bloß für mein Wohlverhalten habe ich noch ein übernatürliches, persönlich-moralisches Ich in petto, das euch hiemit — sein Knopfloch zur Dekoration präsentiert?! Das wäre dann freilich mehr schmeichelhaft als wissenschaftlich gesagt, aber klar wäre es wenigstens. Und da selbst meine „Phantasie“ nicht phantastisch genug ist, eine alte unverbesserliche Kokette zu bessern, so hat die werte Menschheit meine Interpellation vollkommen befriedigend beantwortet.

Das Kloſter auf zwei Wagſchalen.

2. Auguſt 1874.

So lange die Welt ſteht, wird es Weltmüde geben. Immer wird in menſchlichen Herzen der Wunſch entſtehen an ein traumhaftes Waſſer, in einen ſchattigen Hain, in grüne Waldſchluchten und auf einſame Berge mit einem Häuflein von Gleichgeſinnten aus dem häßlichen Weltwirrwarr ſich zurückzuziehen.

Mit einem Häuflein von Gleichgeſinnten! Der arme Einſiedler, der ſich im wilden Wald ſeine cella baute, ſtürmte mit übervollem Herzen allzu naiv ſeinem Wunſche nach. Und der Menſch muß alles lernen, am meiſten aber muß er wünſchen lernen. Anders wünſcht es ſich in der Imagination und anders ſehen die verwirklichten Wünſche aus. Die Einſamkeit iſt ſüß, aber die Einſiedlereinſamkeit ſchaurig und traurig. Nur das feſteſte Herz oder nur — das leerſte erträgt ſie! Die vorgeſchrittenſten Menſchen haben Einzelhaft und Zellengefängnis als ihre empfindlichſte Strafe erfunden. Der Menſch iſt ein geſelliges Weſen. Dieſe Wahrheit wird man nicht in einem Salon, ſondern in einer Einſiedelei zum erſten Male entdeckt haben. Und als ſie entdeckt war, geſellte ſich Einſiedler zu Einſiedler. Die Gleichgeſtimmten lernten ſich finden. Sie bauten ſich Zelle an Zelle. Es entſtand wieder eine kleine Welt, und ſie wäre in Gefahr geweſen, mit der großen zuſammenzufließen, aber ſie fand die innere und äußere Form ihres Verſchluſſes — claustrum — ſie wurde zum Kloſter.

Das Kloſter iſt die Einſamkeit, aber in Geſellſchaft; die Weltflucht, aber mit einem Stückchen Welt. Alſo ein Widerſpruch, aber wahrlich ein ſinnvollerer, als — die Republik mit dem König oder die Preßfreiheit mit der Zenſur! Es gibt eben Widerſprüche,

welche logiſcher ſind als die Logik ſelbſt und mit dieſer allein würde die Natur nichts Lebendiges machen. Ein recht naturvolles Leben iſt aus den feinſten Eſſenzen von Widerſprüchen gemiſcht. Das Kloſter ſagt: Ich will von der Einſamkeit das Süße, aber nicht das Drückende; ich will einſam ſein wie ein Menſch, aber nicht wie ein wildes Tier! Iſt das nicht gut geſagt?

Viele Ortsnamen haben die Suffixſilbe . . . zell, andere das Präfixwort Kloſter . . . Jene werden die altertümlichern ſein, denn die Zelle verliert ſich, faſt wie Dachs- und Biberbau, ins blinde Trieb- und Inſtinktleben; ſie bedeutet eine primitive Stufe der Menſchennatur. Das Kloſter iſt ſchon eine zweite Stufe, eine Kulturſtufe. Es iſt eine Entwicklung des menſchlichen Bewußtſeins. Es iſt ein Wendepunkt in der Seelengeſchichte des Menſchen, ein bedeutſamer Ausdruck ſeiner Doppelnatur, welche in der Zeit die Ewigkeit, in der Sinnenwelt den Geiſtgehalt ſucht, aber ohne den Bruch mit jener bis zur offenen Feindſeligkeit zu treiben. „Selig, wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt!“ ſagt Goethes Dichterwort. Dieſe Worte ſind der Begriff des Kloſters. Man kann nicht mehr kürzer und reiner zugleich die Ethik und die Äſthetik der klöſterlichen Lebensform ausſprechen.

Wie alſo? Warum hat nicht auch die Poeſie, die Philoſophie ihre Klöſter? Warum iſt das Kloſter ſo ausſchließlich eine Inſtitution des religiöſen Gefühles und der Kirche? In der Tat drängt ſich dieſe Frage von ſelbſt auf. In der Tat kann nichts auffallender und zur denkenden Betrachtung einladender ſein, als wieſo das gekommen iſt.

Erinnern wir uns alſo der Zeiten, wo alles menſchliche Gemütsleben ſich ſelbſt nicht anders begriff und erkannte als in der einzigen Form des religiöſen Bewußtſeins. Die Liebe der Liebesleute, die Kamerad-

ſchaft der Soldaten und Handwerker, die Freude an der Natur, der Tanz um den Maienbaum, der Trunk von der Kelter, kein lachendes und weinendes Geſicht erkannte ſeine eigenen menſchlichen Züge ohne das erbauliche Zöpfchen im Nacken, das, vom Prediger aus Bibel und Poſtille geflochten, wie ein Kompaß ins Jenſeits wies. Beim ſinnlichen Bild und ſeinem reinen Sinneseindruck, bei der Naturanſchauung als ſolcher ſtehen zu bleiben, war noch bis zu Goethe herauf dem ganzen chriſtlichen Weltalter unmöglich. Kunſt und Poeſie wußten von ihrer wunderſchönen Erde nicht das ſimpelſte Lied zu ſingen, ohne von „Gottes“ Erde zu ſingen. In alles, was man ſah und hörte, miſchte ſich ein, was man nicht ſah und nicht hörte und ſchien noch die beſte Würze dazu. Wie denn erſt, wenn das Sehen und Hören überhaupt ſeinen Reiz verlor, wenn man ſich vorſätzlich nach einer Seite hin abwendete, wo es nicht bunt vor den Augen, nicht lärmend im Ohre, ſondern ſtiller und ruhiger herging? Dann wendete man ſich doch offenbarlich dem Himmel zu!

Zu verwundern iſt es demnach nicht, daß das Kloſter ein ſpezifiſches Kirchenprodukt war; zu verwundern iſt nur, daß es dabei auch ſein Verbleiben hatte! Zu verwundern iſt nur, daß vor dem geiſtlichen Motiv das weltliche gar nicht mehr geſehen wurde! Und doch balanciert der Begriff Kloſter mindeſtens auf dieſen zwei Wagſchalen zugleich; ja die weltliche überwiegt vielleicht noch. Denn ſo gewiß es iſt, daß das Kloſter zu allen Zeiten von der wirklich religiöſen Stimmung geſucht wurde, ebenſo oft, wenn nicht öfter, wird dazu auch die poetiſche und philoſophiſche Stimmung ausgereicht haben: die Poeſie der Einſamkeit, die Philoſophie des Stoizismus, des Quietismus, der Askeſe. Ein ſtoiſcher Römer, ein asketiſcher Hindu, ein philoſophierender Jude und ein poetiſcher Germane könnten ſich brüderlich begegnen im

Bedürfnis des Kloſters, aber ohne Bedürfnis des Kreuzes. Warum ſteht auf dem Knauf des Kloſters das Kreuz? Aber noch mehr. Selbſt der brünſtigſte Chriſt, der mit der religiöſeſten Schwärmerei ins Kloſter ging, war ſich dieſes geiſtlichen Impulſes höchſtens bewußt; unbewußt aber hat ſicherlich mitgewirkt ein Hang zur Einſamkeit, ein Bedürfnis der Ruhe, eine Erſättigung vom Lebensmahl, was eigentlich alles auch am weltlichen Menſchen noch natürliche Stimmungen ſind, ſo natürlich, wie nach Gläſerklingen und luſtigen Tiſchgeſprächen das Verdauungsſchläfchen, die dämmernden Äuglein, der herabgezogene Vorhang und der ſtille Alkoven. Denn wenn Hippel von der angebornen Lebensluſt recht hübſch geſagt hat: Niemand iſt ſchläfrig zum Todesſchlaf, ſo ſind doch viele ſchläfrig zum Kloſterſchlaf, welcher gleichſam eine Sieſta am Tag iſt, wie der Tod die Nachtruhe.

Wahrlich, man muß bedauern, wie zerſtreut und flüchtig die Menſchen denken, wie leicht ſie jede Form mit ihrer Sache, jedes Zeichen mit ſeinem Begriff verwechſeln, und wie die beſten Begriffe dabei erſtarren, verſteinern, ihre durchſichtige Flüſſigkeit verlieren und dann vom Leben, mit dem ſie noch mitleben könnten, als Schlacke ausgeſtoßen werden. Mit den Schlacken wird viel gutes Metall weggeworfen, weil die Scheidekünſtler ihre Kunſt zu roh und zu leichtſinnig treiben.

Im geiſtlichen Kloſter ſteckt ein weltliches, im Mönchskloſter ein Philoſophenkloſter. Mit gutem Fug warf und wirft man das erſtere zur Schlacke und auf den Miſthaufen der Weltgeſchichte; aber auch die Laurionhügel waren verrottete Schlackenhalden und wie viel Brauchbares ſteckte noch in ihnen und welchen Intereſſenſtreit haben ſie noch entzündet!

Es iſt ſchade, daß das nun nicht mehr zu reparieren iſt! Weil das Kloſter die Kirche zum Ausgangspunkt und zum Durchgangspunkt hatte, gewöhnte ſich

unſer ganzes Begriffsleben daran, Kloſter und Kirche überhaupt als zuſammengehörig zu betrachten, da ſie doch trennbar wären, was ſich ja auf den erſten Blick zeigt, wenn man es mit unbefangenem Naturforſcherauge anſieht. Dieſer Blick aber gehört jetzt nur noch der Theorie an und iſt für die Praxis verloren. Die günſtige Stunde, wo das Geiſtliche und Weltliche im Kloſterbegriff zu unterſcheiden und zu trennen geweſen wäre, iſt vorbei; ja ſie war im Volksbewußtſein gar niemals da. Dieſe Tatſache beruht auf einem Denkfehler, aber man muß ſie hinnehmen.

Freilich machen die Kloſterverteidiger juſt zu ihren Gunſten es geltend, daß das Kloſter jenes unvergleichlich vollkommene Inſtitut ſei, worin auf geiſtlicher Baſis auch ſo viel allgemein Menſchliches Platz habe, worin der Römer, der Hindu, der Jude, der Germane von verſchiedenſten Seiten her zuſammentreffen, worin Poeſie und Philoſophie, worin jeder vor der realen Welt flüchtende Idealismus ſeinen geräumigen Wohnplatz einnehmen könne. Aber immer als Segler unter fremder Flagge! Immer als Schmarotzer der Kirche, welche allein Hausrecht hat und Hausherr iſt!

Das ändert alles. Feinere Gemüter — und eben von dieſen iſt ja die Rede — begnügen ſich nicht, wie die Nützlichkeitsmenſchen, mit dem bloßen Haben; die Sache, der Beſitz, der Erfolg iſt ihnen nicht alles; ſie befriedigen den Hunger und Durſt ihrer Wünſche nicht um jeden Preis, am wenigſten um den Preis der Wahrheit, der Selbſttreue, der Gewiſſenseinheit und Reinheit. Und dieſen Preis hätte zu zahlen, wer, unkirchlich geſinnt, aber klöſterlich geſtimmt, Kloſtergelübde ablegte.

Dr. Coſta, um ein naheliegendes Beiſpiel zu wählen, hat das Gerücht, daß er in ein Kloſter gehe, dementiert, und doch wird dieſes Gerücht, wie ja die meiſten, ein Körnlein Wahrheit enthalten haben. Nur

allzu leicht könnte es wahr sein, daß jener politische Agitator in der Stimmung ist, der Welt seiner Täuschungen, seiner erstrebten, aber verfehlten Ziele den Rücken zu kehren und daß ihm die Ruhe und philosophische Weltentsagung eines Klosters jetzt am wohlsten täte. Warum er nicht wirklich ins Kloster ging? Weil ihm seine Stimmung ein Ernst wäre, aber kein Anlaß, Komödie zu spielen! Muß man denn Brevierbeten und Horasingen, wenn man Slowenien aufgibt? Muß man Kutte, Strick, Skapulier und Sandalen tragen, wenn man den Schmerz politischer Erfolglosigkeit trägt? Nicht nur wir, sondern er selbst hätte von seiner verwandelten äußern Erscheinung den Eindruck einer unwürdigen Maskerade empfangen, eines Maskenspiels, welches eben dadurch entsteht, daß sich eine weltliche Klosterstimmung hinter eine geistliche Klosterform verstecken soll, weil leider nur die Kirche, aber nicht auch die Philosophie Klöster hat.

Fälle dieser Art — und sie sind zahlreich — haben eine große Beweiskraft für das Thema, das sich diese Zeilen wahrlich nicht müßig erfunden! Und doch wäre in obigem Beispiele von einem Manne die Rede gewesen, welcher der Kirche eigentlich freundlich gesinnt ist und ihre Luft noch respirabel findet. Aber schon seine Nähe bei der Wissenschaft hätte genügt, ihn zu der Kirche wenigstens in jene geringe Ferne zu stellen, wo man nicht ganz in ihr aufgeht. Denken wir uns nun vollends eine Menschenerscheinung wie z. B. Schopenhauer! Er, der Pessimist, der Strafrichter der Sinnenwelt und des Sinnenglückes, der Prophet der irdischen Askese, der Verneinung des Willens zum Leben, er, der vom Scheitel bis zur Sohle menschgewordene Klosterbegriff und verkörperte Klosterstimmung, dabei aber des Christianismus sanglautester Widersacher, Zersetzungs- und Auflösungskünstler! Er allein würde für jene anonymen Tausende zählen, welche in einem Kloster

zwar der Welt ſich abwenden, aber nicht der Kirche ſich zuwenden wollten. Und wie Schopenhauer, gleich Richard Wagner, welcher ſeine Partituren nicht bloß verſchickt, ſondern ſein eigenes Theater ſich baut, durch und durch Temperaments- und Aktionsmenſch voll ungeduldiger Energien und drangvoller Selbſtüberzeugtheit, ein Franziskus Seraphikus ſeiner Philoſophie und gar kein zahmes, ſtubenhockendes Heftſchreiberlein war, ſo hat es mich immer verwundert, daß der große Philoſoph dieſen Gedanken, der eigentlich der ſeinige ſein müßte, nicht praktiſch verwirklichte und nicht eigenhändig das Verſuchsmodell ſeiner Lehre baute, welches eben nichts anderes geweſen wäre, als das philoſophiſche Kloſter. Oder hat er es ſeinen Apoſteln und Jüngern überlaſſen, wie ja auch Chriſtus kein chriſtliches Kloſter einrichtete?

Inzwiſchen mag ſeine Gemeinde nun ſehen, wie ſie in der Welt mit ihrer Weltloſigkeit fertig wird. Zerſtreut und ungeſammelt irrt ſie herum; aber die Optimiſten, die für alles Troſt wiſſen, ſind ſchon wieder getröſtet. Ich bitte Sie, hört man ſie ſagen, in jeder Pariſer Manſarde können Sie der Welt entfliehen und einſam ſein. Der wahre Philoſoph findet überall ſein Kloſter und mitten im Häuſermeer einer Weltſtadt juſt am beſten.

Wohl wahr; aber wo bleiben ſeine Mitphiloſophen? Haben wir denn vergeſſen, daß das Kloſter zwar die Einſamkeit iſt, aber in Geſellſchaft, in gleichgeſtimmter Geſellſchaft? Und dieſe fehlt ihm. Seine Umgebung verſteht ihn nicht und er verſteht ſie nicht. Man iſt ſich gegenſeitig zur Laſt. Die Welt der Equipagen, der Opernlogen, der Orden und falſchen Wechſel iſt nicht ſeine Welt. Da aber dieſe Dinge für ſüß gelten, ſo ſagt man ihm die Verbitterung nach. Die optimiſtiſchen Leutlein pflegen nämlich ein bißchen ungleich zu teilen und haben die ſteife Gewohnheit

angenommen, vor allem ſich ſelbſt in die Bejahung zu ſetzen und dann von jedem zu ſagen, er verneine, wenn er etwas anderes bejaht, als eben ſie ſelbſt. Das iſt ſehr bequem für die Leutlein, aber ſehr unbequem für den Philoſophen. Wer nicht ihr Lied ſingt, der brummt gleich und iſt ein Brummbär. „Er ſpricht über alles ab," da er doch nur über Orden und falſche Wechſel, über Dichterlinge und Miniſterlinge abſpricht. Aber auf jener Seite des Hauſes iſt das die Süßigkeit und die Bejahung und da heißt dann freilich die arme Philoſophie — Säure, Verbitterung, Verneinung. So wird der Manſardenphiloſoph ein Mißklang in jeder Geſellſchaft, wenn er von ſeiner Manſarde herabſteigt und alles, was ihn bewegt, geht verloren; aber es leuchtet doch ein, daß es wieder fruchtend und ſchmackhaft würde, ſelbſt auch Einklang und Gleichklang und Wohllaut und Harmonie und Süßigkeit und Bejahung nämlich in ſeiner Geſellſchaft, in der Philoſophen-Geſellſchaft, in der gleichgeſinnten Geſellſchaft, die er aber im Häuſermeer der Weltſtadt erſt mühſam zuſammenſuchen muß und glücklich, wenn er Splitter und Bruchteile davon auf ein paar Abendſtunden in einem Schmollwinkel ſeiner Stammkneipe auch wirklich noch findet! Ja, was iſt denn die Stammkneipe anders als eben Keim und Urzelle des weltlichen Philoſophenkloſters, von welchem ich ſpreche, das Ideal der „geſchloſſenen Geſellſchaft", das claustrum! Und die rührende Anhänglichkeit der Konventualen an ihre Stammkneipe, ihre Verfaſſung, ihre Kanons, ihre ſtramme Disziplin, ihr asketiſcher Opfermut, mit Hundetreue in jedem Hundewetter, geſund oder krank, die Hora der Kneipſtube einzuhalten, die niederträchtigſte Bedienung, die Tyrannei des infulierten gefürſteten Wirtes, alle Gelübde des leidenden Gehorſams mit entſagender Selbſtentäußerung auf ſich zu nehmen — das alles beweiſt nur, daß hier

das edelſte Kloſtermaterial nach ſeiner Form ringt, die es leider nicht finden kann, die es nur roh, verkrüppelt und unentwickelt, die es nur, was das Schmerzlichſte iſt, als einen Ausnahmsfall weniger Abendſtunden findet; aber ſo tief und urmenſchlich iſt das Bedürfnis danach, daß dem echten Konventualen der Stammkneipe dieſe Abendſtunden die ſüßeſten und koſtbarſten ſeines ganzen Lebens, der Kern der Schale ſind, die Oaſe, zu welcher der Tag ſelbſt nur die Wüſte bildet und auf die er ſich, ſo lange der verhaßte traurige Tag am Himmel ſteht, mit ſchwärmeriſchem Himmelsentzücken als auf ſein beſſeres Jenſeits, ſeine Nirwana und ſeinen Schoß Abrahams freut. Hier allein findet er jenes unſterbliche Kloſterprogramm realiſiert — habitare fratres in unum! Und darum handelt es ſich der fühlenden Menſchenbruſt. Iſt es ſelig, vor der Welt ohne Haß ſich zu verſchließen, iſt die Weltflucht und die Einſamkeit poetiſch und macht ſie glücklich, ſo tut das weder die vereinſamte Einſamkeit noch auch die vergeſellſchaftete Einſamkeit, wenn die Geſellſchaft von der Art iſt, daß unſer Sprechen für ſie zum „Abſprechen“ und „Widerſprechen“ wird; aber die Kloſtereinſamkeit, die Einſamkeit der gleichgeſtimmten Geſellſchaft, die Fraternität und Unität tut es.

Der Staat und ſein Staatsbürger.

„Deutſche Zeitung“, Wien, 15. Auguſt 1874.

Im Grunde ſind das zwei Begriffe, wovon einer den andern nur wenig kennt. Wenn das Landeskind anfängt, Staatsbürger zu werden, das heißt mündig wird, ſo zahlt er Steuern und wird er Soldat. Der Staat intereſſiert ſich für ihn als einen Erwerbsfähigen und nimmt ihm ſein Geld ab, als einen Waffenfähigen und nimmt ihm ſeine Perſon ſelbſt ab. In beiden Fällen nimmt er. Hat er genommen, ſo iſt

ſein Intereſſe ſo ziemlich zu Ende. Steuerpflicht und Militärpflicht, dieſe beiden nicht ſehr mütterlichen Arme, vermitteln zwiſchen Staat und Staatsbürger faſt die einzige Berührung, und der letztere fühlt ſich davon nicht eben angenehm berührt. Was ihn ſo ſtark in die Arme preßt, was ihn ſo heftig an die Bruſt drückt — er nennt es ein Preſſen und Drücken. Ob es liebende Mutterluſt iſt, bleibt den ziviliſierteſten Nerven noch zweifelhaft; die gröbſten dagegen zweifeln keinen Augenblick, daß es ein Ringkampf feindlicher Ringer iſt. Sie begeben ſich vor dem Staat, den ſie als ihren Feind betrachten, teils auf die Flucht der Auswanderung, teils flüchten ſie in die Arme, die ſich mütterlicher gebärden — in die Arme der Mutter Kirche! Das letztere mochte hingehen, ſo lange der Staat die Kirche als ſein eigenes Supplement betrachtete. Damals war ihre Macht ſeine Macht, ihr Schlüſſel ſein Schlüſſel, ihr Höllenzwang ſein Höllenzwang, ihre Herrſchaft ſeine Herrſchaft. Und im Mitbeſitz und im Mitgenuß dieſer Schlüſſelgewalt, dieſer Kirchenmacht und Kirchenherrſchaft, fragte er nicht viel nach der Quelle derſelben, ließ die Tatſache walten und kümmerte ſich nicht um ihr Woher, und Wohin.

Heute, wo die Kirche mitten im Vaterland Feindesland und ihre Macht Feindesmacht geworden, heute iſt nichts wichtiger und ſchickſalsvoller als eben dieſe Frage! Woher hat die Kirche ihre Kirchenmacht und ihre Kirchenherrſchaft? — Aus der Seelſorge.

Himmel, was für ein Wort iſt das? Seelſorge! Hat denn der Staatsbürger auch eine Seele? Und kann man ſorgen für dieſe Seele? Wahrhaftig, wir haben das nie getan. Unſere Sorge war, daß der Staatsbürger Steuern zahlt und Rekruten ſtellt, und auf ſeinen Steuerbogen und ſein Rekrutenmaß haben wir unſern Staat gebaut. Was ging uns ſeine Seele an? Ein königlicher Landrat ſpricht zu keiner Seele!

Inzwiſchen hat die Kirche geſprochen und dieſe Seele gewonnen. Hat der Staat je ein freundliches Wort? Aber was ſag' ich, ein freundliches? Gönnt der Staat ſeinem Staatsbürger überhaupt ein „außeramtliches" Wort, auch wenn es das notwendigſte, in jedem öffentlichen Verkehr einer Menſchengemeinſchaft unentbehrlichſte Wort wäre?

Da hat die Kirche Millionen effektvoller, Phantaſie und Gemüt aufregender Worte über das bittere Leiden des „Gefangenen im Vatikan". Es geht unter den Augen und Ohren des Staates vor, wie dieſe boshafte Lüge auf das ungebildete, aber eindrucksfähige Volk, auf Menſchen, welche Fäuſte, Knüttel und Schwefelfaden haben, die tiefſte Wirkung hervorbringt. Warum hat der Staat gegen die Worte der Lüge kein Wort der Wahrheit? Es koſtete ihm nur ein Wort, angeſchlagen an allen Kirchentüren, Schulhäuſern und Gemeindehäuſern, und das Volk wäre belehrt über die „Garantiegeſetze", das heißt über die unverletzte Heiligkeit der geiſtlichen Papſtherrſchaft. Ich ſuche unter den Plakaten der Rathäuſer, Gemeindehäuſer, Bürgermeiſterämter dieſes nützliche Wort vergebens. Ich finde die buntest geſtickten Gobelins von Edikten, Konkurſen, Konvokationen, Subhaſtationen, exekutiven Feilbietungen, Einquartierungen, Steuerzuſchlägen; ich finde alles, was der Staat ſeinen Staatsbürgern Unangenehmes zu ſagen hat, aber ich finde kein Wort zur „Belehrung an das katholiſche Volk über die wahre Lage des Papſtes" — dieſes Wort, welches zu ſprechen ſo nützlich, ſo notwendig wäre, um die vergiftete Blutmaſſe des Volkes zu reinigen, um die gärende Verbitterung der Fäuſte, der Knüttel und Schwefelfaden zu kalmieren. — Volksverführer wühlen in Oſtpreußen und träufeln den Bauern die ätzende Lüge ins Ohr, daß ſie die neue Gemeindeordnung wieder zu Leibeigenen mache. Wie dumm! Ein gebildeter Landrat iſt viel zu

vornehm, um davon Notiz zu nehmen. Wohin käme auch die Amtsautorität, wenn ſie jedes Altweibergeſchwätz einer Antwort würdigte? Inzwiſchen iſt das Altweibergeſchwätz eine Macht, nämlich ein Aufſtand geworden; es gibt Brand, Blut und Leichen, und jetzt endlich, nachdem es der hieſigen Kreisregierung bekanntgeworden, . . . daß das Stroh Feuer fängt und das Feuer brennt — öffnet ſie allergnädigſt den Mund. Mit der Brandfackel in der Hand kommt ſchon längſt der Arbeiter in ſeine Werkſtatt, und ich kenne nichts, was im heutigen Europa wichtiger wäre — nicht einmal der Danebrogorden und die Roten und Schwarzen Adlerorden — als daß der Staat dem angehenden Arbeiter eine Sonntagschriſtenlehre hielte über Kapital, Rente, Arbeit, kurz über die geſunden Grundbegriffe der ſozialen Volkswirtſchaft. Einer Sonntagschriſtenlehre wird der junge angehende Arbeiter auch wirklich teilhaftig, aber nicht der Staat hält ſie ihm, ſondern wieder die Kirche, und die Kirche belehrt ihn — über Jungfrauen, welche gebären, und über verweſende Leichname, welche aus Gräbern hervorgehen. So ausgerüſtet tritt der junge Staatsbürger, gewappnet gegen alle Irrlehren Bebels und Tauſchinskys, ins bürgerliche Leben!

Hier wird ihn der Staat mit ſeiner Strafgewalt kennen lernen, wenn ihn die Verführungen der Kirche zu ſtrafbaren Handlungen geneigt gemacht haben. Und fängt der Staat, wie in unſeren Tagen, die Kirche ſelbſt ſeiner Strafgewalt ſtrenger zu unterwerfen an, ſo ſchmeichelt er ſich, er faſſe das Übel ſchon an der Quelle. Aber die Quelle der Quelle? Denn auch die Kirche iſt nur ein Abgeleitetes und ihre Machtquelle das Gemüt. Aber — „von dem iſt leider nie die Rede“.

Kirchliche Übergriffe gedenkt man im Zaume zu halten, als ob nicht ſchon jeder Griff der Kirche ein Übergriff ſein könnte! Dieſe Fähigkeit haben ja

Geiſter; ſie gehen durch Schlüſſellöcher und durch Wände. Das Exiſtieren der Kirche iſt ſchon an ſich ein Übergriff, nämlich ein Übergreifen in die ſpirituelle und Gemütsſphäre, wohin der Staat eben nicht greift. Aber ſo zart meint er's nicht. Er verſteht das Wort materieller, nämlich als Übergriff in ſeine politiſche Staatsgewalt. Alſo ein Kompetenzſtreit zwiſchen zwei Sorten von Polizei; nichts mehr und nichts weniger. Und das Reſultat die bloße Negation. Das gebührt dir nicht, ſagt der Staat zur Kirche. Angenommen, das Schlüſſelloch könnte überhaupt zum Geiſt ſagen: hier paſſiert man nicht; angenommen, es wäre möglich, wie es doch unmöglich iſt, aufs exakteſte zu bewachen und feſtzuſtellen, was vom Wachſen und Greifen der Kirche als Auswuchs und Übergriff vom Übel: wie behebt der Staat dieſes Übel? Durch die Guillotine? Durch Robespierres Terrorismus? Mitnichten, ſondern durch Geſetze. Aber Geſetze gegen die Klerikalen machen wir heute nicht mehr, wie Robespierre ſeine Geſetze gegen die Emigranten und Royaliſten machte, wir machen ſie auch gegen uns. Der Grundſatz: „Gleiches Recht für alle“ iſt ſo feſt geworden, daß er keine Ausnahme mehr duldet. Geſetze, welche die Preſſe, die Vereine und die Verſammlungen der Klerikalen einengen ſollen, engen uns mit ein; dem modernen Bürgertum aber wird es nicht wohl, die Freiheit beſchränkt zu ſehen auf irgendeinem Punkte, und mit einer gewiſſen Unruhe bekrittelt es ſelbſt am erſten wieder ſolche Geſetze. Auch die Ungleichheit in der Anwendung gleicher Geſetze, zum Beiſpiel eine gelinde für uns, eine ſtrenge für unſere Feinde, widerſtrebt dem Geiſte unſerer Zeit, deſſen markanteſte Signatur es iſt, jeden Spielraum der Verwaltung als „Beamtenwillkür“ zu beargwöhnen und fleißig nach neuen Geſetzen zu rufen, dort, wo eine gewiſſe Freiheit in der Anwendung der ſchon vorhandenen aus-

reichte. Aber dieſe Freiheit der Vollzugsorgane ſcheut man eben, und doch iſt es unmöglich, allen Einzelheiten der lebendigen Tatſache mit Geſetzesbuchſtaben beizukommen; aber wäre es möglich, ſo wäre dann auch der Buchſtabe von einer unerträglichen, Feind und Freund erdrückenden Klemme.

So ſtelle ich mir „die geſetzlichen Beſtimmungen gegen die Übergriffe der Kirche“ nicht allzu wirkſam und praktiſch vor; keinesfalls aber möchte die Wirkung, die ich nicht leugnen will, der Wichtigkeit der Sache entſprechen und auf der Höhe des Problems ſtehen, um das es ſich handelt. Soll Machtausübung und Machteinfluß der Kirche kleiner werden, ſo geſchieht das ſchwerlich durch Verhindern, Verbieten, Beſchränken, ſchwerlich durch die verneinende Politik, ſondern wohl nachhaltiger durch eine Politik, welche ihrerſeits ſelbſt wieder bejaht und produktiv vorgeht; aber dieſe Politik würde ſich fragen: woher hat die Kirche ihre Macht? Und wenn ſie ſich antwortet: aus der Seelſorge, ſo müßte ſie weiter fragen: wie kann ich alſo ſelbſt für die Seele ſorgen? Wie kann ich zur Seele ſprechen, die Seele für mich einnehmen, der Seele etwas bieten und etwas ſein?

„Durch die Schule“, ſchreit der liberale Philiſter und reibt ſich ſchmunzelnd die Hände, wie viele Kinder leſen und ſchreiben lernen, und glaubt es ſeinen Tabellen aufs Wort, daß das der Gradmeſſer für Licht, Fortſchritt und Aufklärung ſei. Man möchte Blut weinen über die Denkflachheit der liberalen Optimiſten!

In der Tat ſehen wir unſere Schule als eine ziemlich vollkommen konſtruierte Geldverdienungs-Abrichtungsmaſchine fungieren, welche es ſehr eilig hat, den weichen ſechzehnjährigen Jüngling zum Skontiſten, Kaſſier, Verwaltungsrat und Defraudanten zu bilden. Leſen und Schreiben lernen! Iſt das ein Zweck

oder ein Mittel zum Zwecke? Und wie wendeſt Du das Mittel an? Oder wendeſt Du's überhaupt an? Sorgt der Staat dafür, daß Du es anwendeſt und gut anwendeſt — eine Sorge, welche hier ein klein wenig Seelſorge wäre? Wie viele leſen denn, welche leſen gelernt haben?

Auf dem grünen Anger vor meinen Fenſtern lungert täglich ein Hirtenknabe, welcher ſich ſittlich langweilt, ſo lange er noch den natürlichen Geiſt ſeiner Jugend hat; aber endlich wird er ſich nicht mehr langweilen, ſondern ſtupid werden wie ſein Vieh. Dieſer kleine Krösus beſitzt, wonach alle Gelehrten aller Zeiten und Völker geſeufzt haben, eine Sinekure. Welche Bücher könnte er leſen! Aber wo iſt der Staat, der ihm ein Buch in die Hand gibt? Es brauchte nicht einmal der hochmögende Kabinetts- und Regierungsſtaat zu ſein, ſondern jene halbſtaatlichen Mittelorgane, wie Armenväter, Geſchworne ꝛc., jene verpflichteten Bindeglieder zwiſchen Staat und Volk, welche wie ein wohlorganiſiertes Netz über das Land ausgeſpannt ſein und auch dieſes kleine beſeelte Weſen umfaſſen könnten. Aber ſolch eine ſtaatliche Seelſorge fehlt dem kleinen Barbaren. Mein Kärntener Hirte wächſt auf wie die Hirten Aſſyriens; für ihn gibt es kein Europa, kein neunzehntes Jahrhundert, keine Weltgeſchichte. Er hat in ſeiner Winterſchule leſen gelernt, aber er wächſt auf — wie vor der Erfindung der Buchſtabenſchrift und vor der Gründung der Staaten! Der Staat ſpricht nicht zu ihm, dagegen ſpricht jeden Sonntag ſein Pfarrer zu ihm! Und am Gängelbande des Pfarrers wird er Staatsbürger, kann er Wähler werden! Was glaubt ihr ausgerichtet zu haben, wenn ihr die Kirche, die ſeine Gemütswelt iſt, depotenziert, ohne ſein Gemüt in eure eigene Hand genommen und potent gemacht zu haben in der Willensrichtung, welche die ſtaatsgemäße iſt?

Wahrlich, wenn es dem Staate nicht gelingt, zu seinen Staatsbürgern ein Gemütsverhältnis zu finden, welches dem kirchlichen verwandt und ähnlich ist, so sehe ich das ganze und volle Gelingen seiner Kirchenpolitik nicht ab.

Zur Ethik des Schlachtmessers.

„Schlesische Presse", Breslau, 20. Dezember 1874.

Ich möchte einen Blick in die Menschenbrust getan haben können, als der Mensch zuerst ein warmblütiges Tier tötete. Ich bin überzeugt, er wird das volle Gefühl eines Mordes gehabt haben. Sein natürliches Gefühl betätigte er nicht dabei. Ein Tier zu töten, kann nicht Menscheninstinkt gewesen sein, wie es Wolfsinstinkt ist, ein Lamm zu töten. Der jüngste Wolf, sobald er fähig ist, tötet; der jüngste Mensch, das Kind, tut es nicht. Das Kind führt unbeseelte Dinge nach seinem Mund. So wird der erste kindliche Mensch, als er hungerte, Pflanzen, vielleicht auch Mineralien gekostet haben. Die letzteren schmeckten ohne Ausnahme schlecht; die ersteren gaben sehr bald und sehr schmackhafte Ausnahmen. Bei diesen blieb es. Ein lebendiges Tier als ein Mittel seines eigenen Lebens anzusprechen, ist mit aller Wahrscheinlichkeit ein reflektiertes und kein unmittelbares Gefühl des Urmenschen gewesen. Noch wahrscheinlicher aber dürfte es sein, daß ihm den Eingriff in die Tierwelt das Tier selbst gezeigt hat, wie ja alle Gedanken der Tyrannei von jeher durch die Opfer derselben angeregt wurden. Ein saugendes Tier lehrte ihn Tiermilch kosten, ein tötendes Tier lehrte ihn töten. Die letztere Tatsache sollte in der anthropologischen Wissenschaft tiefer markiert sein, als sie es wirklich ist. Sie gehört zu den großen Wendepunkten der Menschheitsentwicklung; ja, vielleicht ist sie der größte.

Die Vegetarianer und Karnivoren erneuern von Zeit zu Zeit ihre Kontroverse, ob der Menſch Fleiſchnahrung braucht oder mit Pflanzenkoſt ausreicht. Es wird unterſucht, was wirkliches oder eingebildetes Bedürfnis iſt. Es wird gefragt, ob er von Pflanzen leben *kann* oder ob er Fleiſch eſſen *muß*. Das heißt, die Frage iſt ſtets eine phyſiologiſche. Am Anfange der Zeiten aber hat der Menſch ſich gefragt, ob er Fleiſch eſſen *darf*; an der Urquelle der Natur war die Frage eine *ethiſche*!

Verſetzen wir uns auf die erſte Stufe des menſchlichen Bewußtſeins zurück. Der Urmenſch iſt Naturphiloſoph im weiteſten Sinne des Wortes. Das Bewußtſein, das für ſein Ich erwacht iſt, bleibt nicht Selbſtbewußtſein; es wird ſofort Weltbewußtſein. Den Inhalt, den er in ſich findet, verſchenkt er großmütig dem ganzen Umkreiſe auch *außer* ihm. Findet er Geiſt und Seele in ſich, ſo hat Geiſt und Seele die ganze Natur. Ja, noch mehr. Wie er zwiſchen ſeinem Ich und der Natur nicht unterſcheidet, ſo macht er auch keinen Unterſchied zwiſchen einer lebendigen und einer toten Natur. Geiſt, belebenden und beſeelenden Geiſt hat alles: das Tier, die Pflanze, das Ding. Der Geiſt des Häuptlings fährt mit den Geiſtern ſeiner Hunde auf dem Geiſte ſeines Schlittens über den Geiſt des Schnees und erlegt mit den Geiſtern ſeiner Waffen die Geiſter der Rentiere im Jenſeits. Je naiver eine ſolche Weltanſchauung iſt, um ſo folgerichtiger iſt ſie. Die Natur erſcheint mit einem Worte *perſonifiziert* — und nicht bloß bildlich, wie bei den Griechen, ſondern mit der ernſthafteſten und aufrichtigſten Kindesmeinung. Alles, was wahrgenommen wird, iſt ſo gut, wie der Wahrnehmende ſelbſt, eine Perſon und hat eine *Perſönlichkeit*.

Eine Perſönlichkeit vernichten, heißt aber — ein Mord. Hinrichtung nennen wir es, wenn es als Sühne

und im Mandat der Gesellschaft geschieht; Tötung und Totschlag, wenn es ohne Vorsatz und ohne Absicht eigenen Nutzens geschieht; aber diese zwei Fälle ausgenommen, wird die Definition wohl richtig sein: Vernichtung einer Persönlichkeit ist ein Mord.

Der sogenannte „Wilde", dem der physische Unterschied zwischen Mensch und Tier verschwindet, wird also das Tier mit dem ganzen Gefühle eines Mordes getötet haben. Die Dignität des Tieres, z. B. seine Größe und Stärke und ob es darin dem Menschen nahe kam oder tief unter ihm stand, wird an diesem Gefühl nichts geändert haben, denn wir wissen ja, welch großes Ansehen just auch die kleinen und kleinsten Tiere in der Phantasie des Menschen erreichen konnten, deren Anschauungen überhaupt nicht grob materiell, sondern zart und sinnig genug sind. Sind doch die winzigen Tiere durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung, durch die Leichtigkeit, sich zu verbergen, durch ihre Überzahl und scheinbare Allgegenwärtigkeit ganz besonders geschickt, die behendesten Boten und geheimnisvollsten Kundschafter der Götter abzugeben. Der indische Elefant und die ägyptische Katze, der römische Adler und die deutsche Hausschwalbe haben die gleiche Pietät bei sehr ungleichen Leibesmaßen ihren verschiedenen Völkern abgewinnen können und selbst der kleinen lustigen Fliege vermögen die Kamtschadalen noch eine unsterbliche Seele zuzuschreiben. Nein, so kann man sich den Vorgang nicht denken, daß der Mensch das Töten der Tiere aufsteigend vom kleinsten zum größten, als vom verachtetsten zum imponierendsten, gelernt habe!

Aber selbst in dem Falle, der der wahrscheinlichste ist — Nachahmung des Raubtieres — sind wir dem Ziel unserer Betrachtung noch immer nicht kurz und geradeswegs Herr geworden, denn der Mensch ist eben kein Raubtier, sondern ein moralisches Wesen. Vom Beispiel des Tieres bis zu seiner eigenen Nachahmung

haben wir den ganzen Vorgang aus dem Tieriſchen ins Menſchliche zu überſetzen, alſo die letztere Natur beſtändig im Auge zu behalten, wenn wir den Fußtapfen unſerer erſten Karnivoren in ihren wirklichen richtigen Spuren nachtreten wollen. Fragen wir uns nämlich, was wird denn der unmittelbare Eindruck geweſen ſein, was kann er nun geweſen ſein, als der Urmenſch zum erſten Male der ſchickſalsreichen Szene beiwohnte, wie zum Beiſpiel ein Wolf das Lamm, ein Fuchs die Gans würgte? Er kann dabei ſchwerlich ein anderes Gefühl gehabt haben als dasjenige, welches dem unſrigen ſehr nahe kommt, wenn wir in einer einſamen Au — zwei Duellanten überraſchen. Nach ſeiner Weltanſchauung, die wir uns bereits vorſtellig machten, muß er ein Duell geſehen haben. Der Wolfsgeiſt iſt mit dem Lammgeiſt, der Fuchsgeiſt mit dem Gansgeiſt in einem blutigen Konflikte begriffen. Das war alles. Mehr ſagte ihm die Szene nicht, mehr konnte ſie ihm nicht ſagen. Er ſah zwei Geiſter, welche aus irgendeinem ihm unbekannten Grunde Streit miteinander hatten und wovon der eine den kürzeren zog. Im übrigen verſtand er dieſen Streit nicht, er ging ihn nichts an, es war noch keine Möglichkeit da, daß er aus dem ganzen Vorgange den mindeſten Bezug auf ſich ſelbſt machte.

So effektlos endete der erſte Akt dieſer folgenreichen Schickſalstragödie. Der zweite Akt war es, als der Menſch ſah, wie der Wolf das Lamm, der Fuchs die Gans — auffraß. Daß wir uns aber ja nicht übereilen! Auch jetzt hat er höchſtens den Eindruck empfangen: das muß doch eine ſchwere Todfeindſchaft ſein, wo ſich einer in den andern ſo erbittert verbeißt! Nicht mehr war es wahrſcheinlich, was er dabei gedacht hat. Gedacht! Aber . . . empfunden? In der Empfindung, in einem dunklen, ahnungsreichen Gefühl kann jetzt ſchon eine dramatiſche Nachwirkung an-

gefangen haben. Die neue Erfahrung wird ihn ganz eigentümlich und im Tiefſten gepackt haben. Ein lebendiges Tier kann man eſſen! Das iſt's, was er gelernt — nein, noch nicht gelernt, aber wenigſtens geſehen hat. An dieſem Punkte möchte ich die Vermutung wagen, die meines Wiſſens, das freilich auch ein Nichtwiſſen ſein kann, noch kein Anthropolog ausgeſprochen hat: ob es nicht die erſte Stufe geweſen ſein könnte, daß der Menſch — Menſchenfreſſer war, noch ehe er Tierſchlächter war?! Wenigſtens wird er die Szene, wie der Wolf das Lamm, wie der Fuchs die Gans auffraß, öfter als einmal geſehen haben müſſen, wiederholt, gewohnheitsmäßig, alltäglich, bis er von dieſem Beiſpiele die Nutzanwendung auf ſich machte. Und auch dann wird es noch immer ein Sprung geweſen ſein, kein ebener Weg. Ein Sprung in der Verzweiflung, der Not! In einem Mißwachs aller Kräuter, Wurzeln und Früchte, in einem Hungerjahr der Pflanzenwelt oder von ſeinen Wanderungen in Gegenden verſchlagen, wo dieſer Mangel endemiſch, wird auch in ihm das Tier erwacht ſein und die Stimme: Tu' es dem Tiere nach! Ernähre dich von Tieren!

Schade, daß Schopenhauer nicht eines ſeiner ſtärkſten Kapitel aus dieſem Thema gemacht hat! Anſtatt die Tatſache zu erwähnen, wenn gleich oft zu erwähnen, wäre ſie einer faſt dichteriſchen Ausführung ſeiner tragiſch-pathetiſchen Feder würdig geweſen, denn welcher Philoſoph war dichteriſch ſtärker beimpulſt als Schopenhauer? Iſt es doch das Äußerſte, was die Philoſophie der Weltnot und des Weltelends illuſtriert! Tiere freſſen einander, das Mutterherz des brütenden Vögleins wird von der Katze zerbiſſen — ſchlimm genug! Nun kommt aber der Menſch, das vernunftbegabte ethiſche Weſen, der Menſch, welcher im Tierſtaat wie in einem Götterſtaat herumwandelt, welchem jedes Tier ein verkleideter Geiſt, Gott, Dämon

iſt, und in dieſes Geiſterreich hinein ſchlägt er und würgt er — ſeines materiellen Bedürfniſſes wegen! Das war nicht ſpontane Menſchennatur, das war der Drang der Not *gegen* ſeine Natur! Das war ein *Bruch* mit ſeiner ethiſchen Natur, ein Abfall von ihr und er wird ihn lange und ſchmerzlich gefühlt haben. Es wird Zeiten gegeben haben, gegen welche die Geſchichte von Rom und Griechenland nur eine Minute iſt, jahrtauſendlange Zeiten, hinter aller Kulturgeſchichte liegend und juſt von der zarteſten Ethik beſtrahlt, die Zeiten, wo dem Menſchen ein Tier zu töten eine Gewiſſenstat war. Sein Gewiſſen regte ſich, das Herz ſchlug ihm, der Angſtſchweiß brach ihm aus, er fühlte ſich im Unrecht, er verlor ſeine Unſchuld, er ging in alle Kriſen der Schuld und des Verbrechens hinein, als er dem Tiere gegenüber das Mordhandwerk lernte. Damals waren Zeiten, wo man einen Zobel um ſeines Pelzes wegen nicht anders totſchlug, als wenn man heute — einen ruſſiſchen Geſandten totſchlägt, um ihm ſeinen Zobelpelz auszuziehen! Die Sache hat ihren völligſten Ernſt. Einen Dachs in ſeinem Dachsbau zu töten, war damals wie ein Mord im Eiſenbahncoupé und ein Attentat auf einen Bären wie ein Attentat auf Bismarck, ja vielleicht noch ärger, denn dieſem werden doch nur zwei Seelen zugeſchrieben, während nach den Siouxindianern der Bär vier Seelen hat!

Wie lange dieſe Zeiten währten und wie tiefbegründet dieſe *alte* Menſchenethik iſt, davon wiſſen uns Ethnographen ſogar noch *heutige* Beiſpiele zu erzählen. Niedere aſiatiſche Stämme *bitten noch heute das Tier um Verzeihung*, bevor ſie es töten. In Afrika führen die Kaffern dem Elefanten eine Pantomime auf, des Sinns, ſie töteten ihn nur, damit er ſie ſelbſt nicht zertrete und wenn er tot iſt, ſprechen ſie eine Formel, daß ſie es nicht gerne getan hätten. Indianer in Nordamerika pflegten dem ge-

töteten Bären eine Friedenspfeife ins Maul zu ſtecken, damit ſein Geiſt keine Rache nehme. In Kongo aber übernimmt man ſogar ſelbſt dieſe Blutrache, indem man ſich ſtellt, als verfolge man den Jäger des Tieres. Die Ainos auf Jeſo tun gar einen Kniefall vor dem Bären, den ſie zu fällen gedenken, wie denn der Bär für das menſchähnlichſte der Tiere gilt, für eine Art Gottmenſchen, dem man am liebſten göttliche Ehre erweiſt. Wenn die Koriaken oder Samojeden ein edleres Tier wie Bär, Fuchs, Wolf erlegt haben, ſagen ſie — ein Ruſſe hätte es getan! Wenn Indianer einen Büffel töten wollen, fordern ſie ſeinen Geiſt früher auf, ſich einen andern Wohnplatz zu wählen. Die Dajaks auf Borneo reden den Alligator, den ſie gefangen haben, höchſt ehrerbietig „Großvater“ an; — „mein Herr“ oder auch „mein Sohn“, — „mein Bruder“, — „mein Vetter“, — „mein guter Freund“ ſind die gewöhnlichen Ehrentitel getöteter Bären, Hirſche und Büffel bei den verſchiedenſten Stämmen, welche wir wilde nennen. Die Ethnographen finden dieſen Brauch in allen Abſtufungen vom Ernſte zum Halbernſte, zum Scherze, zur Ironie, ja zum Spotte, aber immer als deutlichſtes Symbol eines Kultus, deſſen Tradition noch in Erinnerung geblieben. Schade, daß dieſe Erinnerung juſt an einem Orte fehlt, wo ſie vor allem hingehört hätte, nämlich in den heiligen Büchern unſeres Menſchengeſchlechtes! Wie ſchön, wenn wir in unſerer Bibel z. B. zu leſen hätten — ſtatt eines Engelſturzes vom Himmel oder wie Kain den Abel erſchlug, wie der Menſch zum erſten Male das Tier erſchlug! Wie ſchön, wenn es unſerem Mythus gefallen hätte, den Sündenfall des paradieſiſch-unſchuldigen Menſchen nicht an eine Baumfrucht zu knüpfen, ſondern umgekehrt an den großen Wendepunkt, wie der Menſch zum erſten Male ſtatt eines Apfels — ein getötetes Tier aß!

Und wenn die Poeſie unſerer Dichter wenigſtens nachgeholt hätte, was die Poeſie unſerer heiligen Urkunden verſäumt hat! Die Naturreligionen ſagen dem Menſchen: Du biſt Natur und die Natur iſt Du. Die geoffenbarten Religionen ſagen ihm: Du biſt alles und die Natur iſt nichts. Die letztere gilt für die höhere, für die ſpezifiſch-kultivierte Weltanſchauung, aber jeder wahrhafte Dichter wird ſtets für die erſtere Partei ergreifen. Als es Schiller tat, ſang er die Götter „Griechenlands“. Aber er hätte ſein Griechenland überall gefunden, wo er aus dem egoiſtiſch-kahlen Monotheismus in die poly- und pantheiſtiſchen Syſteme unſerer ſogenannten Wilden hinüberſchaute. Wie wenig er die Poeſie dieſer Wilden verkannte, beweiſt ſeine „Nadoweſſiſche Totenklage“. Und gewiß hätten wir ſolcher Poeſien noch mehr von unſerem Dichter, wäre vor achtzig Jahren das Material der Ethnographie, die noch in der Wiege lag, nicht allzu dürftig geweſen. Wie ganz eines Schiller würdig iſt z. B. die naivrührende Gruppe: Ein Menſch, welcher vor einem Tiere kniet und ſeine Tötung ihm abbittet! — Das Gedicht iſt da, möge ſich wenigſtens ein künftiger Dichter dazu finden.

Der Menſch und der Affe.

„Schleſiſche Preſſe“, Breslau, 24. Januar 1875.

Man kann ſich nicht genug darüber verwundern, daß es den Kindern unſerer Zeit neu geklungen hat, dieſe beiden Erſcheinungen der organiſchen Welt als gattungsverwandt abhandeln zu hören. Die dämoniſche Ähnlichkeit zwiſchen Menſch und Affe hat den Menſchen ſchon zu denken gegeben — Jahrtauſende früher, ehe Darwin gedacht hat. Er tat es wiſſenſchaftlich; die Menſchen der Urzeit taten es — fabulierend, wie wir ein bißchen hochmütig ſagen, nämlich ſymboliſch und

mythiſch, kurz ahnend. Hören wir einige von dieſen Fabeln.

Wie faſt in keiner Frage läßt uns das klaſſiſche Altertum auch hier nicht im Stiche. Als Jupiter in ſeinem Titanenkampfe durch die ganze Welt hin nach Allianzen ſuchte, gewann er auch die Cerkopen, die zwerg- und koboldartigen Bewohner einer kleinen Inſelgruppe an der Küſte von Kumä. Er bot dieſem ſinn- und liſtenreichen Geſchlechte eine ſchwere Summe Geldes für ſeinen Beiſtand, worauf ſich die feinen Leutchen gleich einen artigen Vorſchuß geben ließen. Als ſie denſelben aber hatten, lachten ſie dem Gott ins Geſicht und verſagten ihm die erbetene Hilfe. Da verwandelte ſie Jupiter, erzürnt über dieſen treuloſen Verrat — in Affen, nahm ihnen den Gebrauch der Zunge und in heiſerem Geſchrei bejammern ſie ſeitdem ihr Schickſal. Ovid ſchließt in ſeinen Metamorphoſen dieſe Legende mit den Worten:

In deformes vires animal mutavit ut idem
Dissimiles homini possent similesque videri.
(Jene verwandelte Zeus in mißgeſtaltete Tierform:
Ähnlich konnten ſie ſcheinen und auch unähnlich den Menſchen.)

Entweder waren jene Pithekuſen oder Affeninſeln, wie noch heute der Felſen von Gibraltar, einſt wirklich von Affen bewohnt oder was wahrſcheinlicher iſt, die menſchlichen Ureinwohner, die Cerkopen, haben durch ihre „zwerg- und koboldartige Geſtalt“ der internationalen Neckerei Gelegenheit gegeben, ihnen dieſe Schelmenanekdote auf den Leib zu dichten.

Verlaſſen wir unſere klaſſiſche Schulbank und ſehen wir uns bei den Ethnographen der neueren ſeefahrenden Völker um, ſo wimmelt die ganze Erde von Vorſtellungen einer uralten Mutualität zwiſchen Menſch und Affe und umgekehrt. In der zentralamerikaniſchen Mythologie iſt die Idee ausgebildet, daß die Affen einſt Menſchen geweſen ſeien. In Südoſtafrika be-

merkte der portugieſiſche Miſſionär, Pater Los Santos, ſchon vor langer Zeit: „Sie ſind der Anſicht, daß die Affen einſtmals Männer und Frauen geweſen ſeien und nennen ſie deshalb in ihrer Sprache das erſte Volk. (!) Die Sulus — berichtet derſelbe Zeuge — erzählen ein Märchen von einem Amafemeſtamme, der zu Pavianen wurde. Es war ein träger Menſchenſchlag, der nicht gern graben mochte, aber in anderer Leute Hauſe zu eſſen wünſchte, indem er ſagte: Wir werden ſchon leben, obgleich wir nicht graben, wenn wir die Nahrung derjenigen eſſen, welche den Boden bebauen. Da verſammelte der Häuptling jenes Orts aus dem Hauſe Tuſi den Stamm und ſie bereiteten ſich Nahrungsmittel und zogen hinaus in die Wildnis. Hinter ſich befeſtigten ſie die Griffe ihrer nutzloſen Grabeiſen, dieſe wuchſen und wurden zu Schwänzen; an ihrem Körper kamen Haare zum Vorſchein, ihre Stirn ward überhängend und ſo wurden ſie Paviane, die noch heute Tuſismänner genannt werden.“

Auch dieſer Mythus verrät ſich als eine ſatiriſche Eulenſpiegelei, als ein Witz auf ein mehr verachtetes als gefürchtetes Raubvolk, welches als eine Art Cagots diebiſch und vagabundierend herumlungern und den Ackerbauern zur Laſt ſein mochte. Offenbar iſt ſie ſpäteren Urſprungs, wie alle Fabeln von moraliſierender Tendenz und gar ſehr blickt hier die Moral durch: Wer eſſen will, ſoll auch arbeiten!

In dieſelbe Kategorie der Völkerſpottfabel gehört auch folgende Erzählung, womit ſich die Moslems am jüdiſchen Sabbat und an den Juden ſelbſt zu reiben ſcheinen. Es war einmal eine jüdiſche Stadt, die an einem fiſchreichen Fluſſe lag; aber die Fiſche, welche wohl merkten, daß ſie gefangen werden ſollten, hoben nur am Sabbat ihre Köpfchen empor und hielten ſich die übrige Zeit tief am Waſſergrunde verborgen. Zu-

letzt wurde dieſe Verſuchung den jüdiſchen Fiſchern zu ſtark und ſie fiſchten auch am Sabbat. Dieſer Gewinn kam ihnen aber teuer zu ſtehen, denn nach einigen guten Fangtagen wurden ſie zur Strafe für den Sabbatsbruch auf wunderbare Weiſe in Affen verwandelt. Als ſpäter Salomo durch das Affental zwiſchen Jeruſalem und Mareb ging, erzählten ihm deren Nachkommen, Affen, welche in Häuſern lebten und wie Menſchen gekleidet waren, ihre ſeltſame Geſchichte. — In letzterer Wendung tritt der Lokalwitz, der ſeine Zielſcheibe nennt, wie Cervantes die Mancha, mit ſeinen handgreiflichſten Abſichten hervor. Zwiſchen Jeruſalem und Mareb.

Sind nun Anekdoten dieſer Farbe auch nicht eigentliche kosmologiſche Mythen, ſondern ſpätere und kaum ernſtgemeinte Witzſpiele, ſo beweiſen ſie immerhin das eine, daß der ahnenden Phantaſie nichts näher liegt und geläufiger iſt, als zwiſchen der Menſchen- und Affengeſtalt einen Austauſch anzunehmen. Und wie hier der Menſch in den Affen verwandelt wird, ſo reicht es ſchon näher an Darwin heran und iſt wiſſenſchaftlich von tieferer und echterer Bedeutung, wie in vielen Traditionen der Menſch aus dem Affen entſtanden iſt und dieſen zum Ahnherrn hat. Solche Traditionen finden ſich namentlich dort, wo wilde und halbwilde Völker vermiſcht oder in großer Nähe beiſammen wohnen. Die höheren Stämme ſchreiben dann den geringeren nicht ſelten einen Affenurſprung zu, aber diesmal ohne Scherz und Satire, ſondern mit dem völligen Ernſt, die moraliſche und phyſiologiſche Erſcheinung der letzteren zu erklären. Merkwürdig aber und wirklich bedeutungsvoll iſt es, daß dieſe letzteren gegen eine ſolche Meinung von ihnen nicht nur nichts einzuwenden haben, ſondern ſie ſelbſt glauben und ſelbſt wieder nachſagen. In Indien und auf den malaiiſchen Inſeln finden ſich in großer Verbreitung

Stämme genug, mit deren barbariſchen Namen wir den Leſer nicht inkommodieren wollen und die nach eigenem und ihrer Nachbarn Zeugniſſe Menſchen aus Affen geworden. Und nicht bloß obenhin wird dieſe Tatſache ausgeſagt, ſondern die Sage frappiert oft durch ein gewiſſes Detail angegebener Umſtände, wodurch ſie den Schein einer wirklichen Erinnerung und einer hiſtoriſchen Treue gewinnt. So nennt ein malaiiſcher Hochgebirgsſtamm ſeine Ahnherren „ein weißes Affenpaar", welches ſeine Jungen in die Ebene ſchickte, wo ſie ſich ſo ſehr vervollkommneten, daß ihre Nachkommen Menſchen wurden. Diejenigen aber, welche vom Heimweh getrieben aus der Ebene in die Berge zurückkehrten, blieben Affen. In dieſer Sage ſind alle Grundzüge wahr. Wahr iſt es, daß man in der Ebene kultivierter wird und in den Bergen wilder bleibt; wahr iſt es ferner, daß im Hochgebirge die Hautfarbe weiß bleiben konnte, was ein Malaie der Ebene ſich nicht einfallen ließe. Eine buddhiſtiſche Sage findet ungeſchlachte und plattnaſige Stämme in Tibet und ſchreibt ihnen die Abſtammung von zwei wunderbaren Affen zu, welche ausgeſandt wurden, um das Schneereich (Tibet) zu bevölkern. Nachdem ſie gelernt hatten, den Boden zu bebauen, Korn zu ziehen und zu eſſen, verſchwanden ihre Schwänze und Haare allmählich; ſie begannen zu ſprechen, wurden Menſchen und kleideten ſich mit Blättern. — Man bemerke den Unterſchied wohl: dort, wo Menſchen in Affen verwandelt werden, geſchieht es, wie ein Zauberwerk, auf einmal; wo aber die Affen in Menſchen ſich umbilden, geſchieht es, wie ein Naturprozeß, in ſukzeſſiven Generationen und allmählich. Der Theorie Darwins bleibt dabei faſt kaum etwas zu wünſchen übrig!

Dieſe wenigen Proben der menſchlichen Affenſagen mögen genügen, um ein Bild von der Art und Weiſe derſelben zu geben. Der wirkliche Vorrat dieſes

ethnographiſch ſo merkwürdigen Sagenſtoffes iſt überall größer, als daß ſich irgendein Sammler ſchmeicheln dürfte, er habe ihn erſchöpft und ſeine Überſicht ſei vollſtändig. Gibt es doch z. B. im indiſchen Archipel Bezirke, wo die Verwirrung ſo groß iſt, daß ſelbſt die kultivierteren Nachbarn die ſicheren Unterſcheidungsmerkmale verloren haben, ob irgend ein wilder tierähnlicher Menſchenſtamm eine Affengattung oder eine robuſte, lebhafte und aufgeweckte Affenſpezies ein Menſchenvolk. Auf ausgedehnten Gebieten der Erde, — ausgedehnter als wir ahnen — verſchwimmen die Grenzufer zwiſchen Menſch und Affe in eine unklare Linie, zuweilen ſogar unklar für die europäiſchen Augen unſerer Matroſen, in den meiſten Fällen aber unklar für die Eingeborenen ſelbſt. Die letztere Tatſache verliert viel von ihrer Unwahrſcheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß der wilde Menſch die menſchlichen Fähigkeiten, die er ja noch nicht in ihrer Entwicklung kennt, gewöhnlich und ſogar ziemlich tief unterſchätzt, während ihm auf der entgegengeſetzten Seite die Spuren von Geiſt, Witz und Geſchicklichkeit bei den Tieren ſo eindrucksvoll imponieren, daß er ſie allerorts überſchätzt, weil ſeiner kindlichen Einfalt die Perſpektive fehlt, wie weit dieſe Geiſtesſpuren reichen oder wo ſie zu Ende; aber die Linie, die er nicht abſieht, verlängert dann ſeine Phantaſie. So gibt es z. B. zahlreiche Negerſtämme, welche feſt überzeugt ſind, die Affen könnten ſprechen wie wir, aber ſie wollten nur nicht, ſie ſeien zu klug dazu und verheimlichten abſichtlich ihre Fähigkeit, damit ſie der Menſch nicht zu Sklaven mache und zu ſeinen Arbeiten zwinge! Kann etwas ſinnreicher und zugleich wohl auch rührender ſein, als dieſe Stimme der Einfalt?

In all dieſen Affenſagen ſteht der Affe *tiefer* als der Menſch. Entweder iſt der Menſch durch Götterfluch in den Affen verwandelt worden, was, aus dem

Mythiſchen ins Natürliche überſetzt, ausdrücken will: er iſt entartet und verwildert; oder der Menſch hat ſich aus dem Affen entwickelt, iſt vollkommener geworden, iſt avanciert, wodurch der Grad des Affen wieder als der tieferſtehende bezeichnet erſcheint. Da iſt es nun ein Unikum und ein Kurioſum ohnegleichen, — denn in wunderlichen Farben bricht ſich der Völkerhumor — daß wir zuletzt und drittens auch einen Affen verehren müſſen, welcher höhere als menſchliche Eigenſchaften oder die menſchlichen wenigſtens in einem ſehr vorzüglichen und faſt gottähnlichen Grade beſitzt. Dieſer ausgezeichnete Kerl iſt der berühmte Hanouman „als Feldherr, Dichter und Affe gleich groß" — nach Klein: Geſchichte des Dramas. In einem indiſchen Drama nämlich wird Sitâ, die Tochter Ramas, entführt, woraus eine verwickelte, ſchwierige, faſt trojaniſche Hauptaktion entſteht. „Rama ſchließt mit dem Affenkönig Sugriva, den er in ſein Reich wieder einſetzt, ein Schutz- und Trutzbündnis. Dieſer entſendet ſeine vornehmſten Affen zur Auskundſchaftung der Prinzeſſin Sitâ. Aber nur der Großaffe Hanouman, als Dichter, Feldherr und Affe gleich groß, nur Hanouman iſt ſo glücklich, die Stadt Lankâ zu entdecken, wo Sitâ von dem zehnköpfigen König Râvana mit zwanzig Augen bewacht wird."

Ein Affenkönig, der ein Affenvolk vorausſetzt, fällt uns in dieſem Berichte nicht auf; daß Indien von affenähnlichen, d. h. halbwilden, niedrigſtehenden, wahrſcheinlich von den ariſchen Eroberern zurückgedrängten, verkommenen Urſtämmen wimmelt, iſt uns bekannt. Um ſo neuer dagegen hebt ſich aus den Affenſagen in aller Länder und Menſchen Gedanken hier plötzlich eine Geſtalt wie Hanouman ab und ſtellt ſämtlich ſie auf den Kopf, indem er ſeinen eigenen Affenkopf über die Menſchenköpfe erhebt! Und nicht das einzigemal iſt es, daß wir bei dieſer Gelegenheit

dem erlauchten Haupte begegnen. Eine indiſche Brahmanenlegende nennt als Erfinder der Bühne und Dichter des erſten Schauſpiels, der dieſe Kunſt, wie Thespis bei den Griechen, entweder gegründet oder wie Heinrich Laube bei den Deutſchen wenigſtens regeneriert, nennt als den „erſten Dramaturgen“ Indiens keinen geringeren als eben dieſen berühmten Großaffen Hanouman, den „genialen Begleiter des Rama, wie ihn A. W. Schlegel, der geniale Begleiter der Staël, in ſeiner indiſchen Bibliothek bekomplimentiert“. (Klein.) Er war ein Sohn „des Gottes der Winde“, womit die Brahmanenlegende vielleicht ſagen will: einer wohlorganiſierten Reklame. Sein erſtes Theaterſtück, das indiſche Original- und Urdrama, ſchrieb er nicht wie Menſchenkinder, ſondern lithographierte es auf eine maſſive Felsplatte, — wahrſcheinlich um es deſto wuchtiger und erfolgreicher ſeinen Rezenſenten an die Köpfe zu werfen. Die Rezenſenten ſcheint er — im Waſſer geſucht zu haben, denn er warf ſein ſteinernes Bühnenmanuſkript ins Meer. Taucher ſtiegen ins Meer und holten den koſtbaren Text mittels Wachsabdrücken wieder herauf. Wer von uns iſt je ſo gedruckt worden?! Aber können wir unſern Kollegen und Ahnherrn Hanouman, den Affen, welcher das Drama gegründet, nur mit Neid betrachten, ſo betrachten wir's mit anderen Gefühlen, — daß alle Dinge zu ihrem Anfange wieder zurückkehren!

Ich ſuche im Nebel meinen Weg.

14. März 1875.

In dem Augenblicke, wo ich auf den Trümmern von Wien ſitze und aus dem Schutthaufen meiner Heimat, wie die Belletriſten ſagen, ein Phönix erſteht oder wie die Baugeſellſchaften ſagen, Gewinn herausgeſchlagen wird, ſteigen mir mit den Staubwolken

meiner demolierten Vaterstadt unendliche Wolken von Gedanken in den Kopf.

Ich liebe nämlich meine alte römische Vaterstadt Vindobona, die so alt ist, daß sich das ganze Menschengeschlecht nicht mehr auf ihren Namen besinnt, ich liebe es, dieses bemooste Haupt, diesen langen Israel, dieser niedrigen Häuser dumpfe Gemächer, diesen Druck der Giebel und Dächer, dieser Straßen quetschende Enge; all dieses graue historische Konglomerat, diesen Schauplatz meiner drei Menschenalter, wo ich Kind gewesen, wo ich Märzkämpfer war und besonnener Bürger geworden; ich liebe das alles wie mein Selbst, es ist Herz von meinem Herzen, und wie mir die Baugesellschaften nun mein Herz demolieren, so verdutzt es mich einigermaßen. Es entsteht mir die Frage: Habe ich das Recht meiner Heimatsliebe oder haben die Baugesellschaften bloß das Recht des Gewinnes? Eine wohl aufzuwerfende Frage.

Lächerlich! Du hast das Recht auf Leben und Eigentum, aber nicht auf sentimentale Kaprizen, die ins alte Eisen gehören. — Nun ja doch; nur nicht so grob! Ich bescheide mich ja. Ich habe das Recht auf Leben und Eigentum. Gut. Aber möchtest Du mir sagen, Master Vorwärts, was ist mein Leben? Ist es mein Aus- und Einatmen oder auch jenes „Stück Leben", das mit den Schauplätzen meiner Jugend verwachsen? Und möchtest Du mir sagen, Master Vorwärts, was ist mein Eigentum? Ist nur mein Rock mein eigen oder sind auch meine Empfindungen mein eigen? Verstehst Du Leben und Eigentum nur im materiellsten Sinne? Wohl! Das ganze Dasein ist ein Stand der Not und die materiellen Interessen sind weitaus die wichtigsten. Aber doch nicht die einzigen? Denn wie sehr das materielle Platzbelegen das Rennen und Jagen unser aller ist, so ist doch immer auch ein kleines fumet von Verruf dabei und es klingt nicht

gut, materiell gesinnt zu sein. Auch schätzt der Staat meine Ehre und meine Ehre ist auch nur ein Gut meiner Empfindung und kein materielles Gut. Ebenso kennen wir in Handel und Wandel einen prix d'affection, ein Stimmungsgut, einen Empfindungswert, einen Einbildungspreis, welche Einbildung aber längst die Dignität und die Valuta einer materiellen Wirklichkeit hat. Und wie sollte es auch nicht? Hat man denn je behauptet, nur die Geigen- und Trompetenmacher schaffen materielle Werte, aber Mozarts Opern und Beethovens Symphonien aufzuführen, sei kein materieller Wert, sondern eingebildetes dummes Zeug?! Meine wohl aufzuwerfende Frage bleibt also aufgeworfen. Ist der schattige Garten eine sentimentale Kaprize und ist sein wirklicher Wert nur seine Parzellierung auf Bauplätze? Ist das graue, gegiebelte, von Erkern und Türmchen flankierte Burgfriedenhaus eine sentimentale Kaprize und sein wirklicher Wert nur seine Demolierung und sein Umbau zur Zinskaserne? Ist die Wertschaffung der Baubanken eine so ausgemacht absolute oder steht ihr auch eine Wertzerstörung gegenüber, eine so unersetzliche, unwiederbringliche, in die ungeheuersten Gemütssummen gehende Wertzerstörung, wie sie der prix d'affection einer ganzen Stadt samt Umgebung sein kann? Ist das eine alles und das andere nichts, so sehr nichts, daß davon gar nicht die Rede sein dürfte, außer mit dem Unnamen der sentimentalen Kaprize?

Der Staat schützt meine Rechtsverhältnisse, aber kümmert sich nicht um meine Gemütsverhältnisse. Sehr wohl. Was ist aber Rechtsobjekt? Das eben fragt sich ja! Gibt es nur materielle Rechtsobjekte? Dann könnte eine Gesellschaft ihren Gewinn dabei finden, meiner Frau den Kopf zu scheren, sechs Vorderzähne auszubrechen, ein Auge einzuschlagen, Nase und Ohren abzuschneiden und mein guter Rechtsstaat könnte mir

ſagen: Die Geſellſchaft hat nur ihren erlaubten Gewinn gemacht, Dein Eherecht hat ſie Dir nicht beſtritten. Täte ſie das, ſo würde ich Dich in Deiner Rechtsſphäre ſchützen; aber Dein Eherecht bleibt Dir unverkümmert.

Mit Bildern ſtreite ich nicht, ruft Maſter Vorwärts, der ſich ſchon auf die Flucht begeben und wieder zurückkehrt. Lächerliches Bild das! Und nicht einmal zutreffend. Sie ſprechen von lauter materiellen weiblichen Reizen, wofür Ihnen der Staat einen Schadenerſatz zuerkennen würde.

Sehr wahr. Haare, ſo viel — Zähne, ſo viel ꝛc. Aber das Enſemble des Ganzen, die Schönheit, und der prix d'affection der Schönheit? Übrigens ſtreite ich ſelbſt nicht gerne mit Bildern. Laſſen wir alſo das Bild und ſtellen wir den reinen Begriff dafür her. Der Begriff, der unſerem Bilde zugrunde liegt, heißt „*lieben*".

Steht nun die Frage wirklich ſo, daß den Rechtsſtaat zwar mein materielles Beſitzen und Haben, nicht aber mein immaterielles Lieben und Rechtsobjekt angeht? Wie! will er doch ſelbſt Objekt meines Liebens ſein! Es iſt wahr, der Sprachgebrauch heißt uns nicht den *Staat* zu lieben, aber doch das *Vaterland* und die *Heimat* zu lieben. Die Heimat dürfen wir lieben, das Vaterland ſollen wir lieben, ſollen es ſogar recht kräftig und opfervoll lieben; es wird uns ausdrücklich und nachdrücklich eingeſchärft. So wird das Lieben ein *politiſcher Begriff*, und nun dürfen wir wohl, da unſer Weg im Nebel geht, wenigſtens den nächſten Schritt uns klar machen und die Definition ſuchen: Was heißt *lieben*?

Lieben heißt Wohlgefallen haben an der *äußeren Erſcheinung*. Wohl gemerkt: an der äußeren Erſcheinung! Wenn das 20-jährige Fräulein und die 80-jährige Matrone eine gleich ſchöne Seele haben, ſo werden wir das Fräulein lieben, aber die Matrone

schätzen, hochachten, verehren. Lieben und äußere Erscheinung sind untrennbare Begriffe.

Nun ist aber meine Heimatsliebe ein politisch gefordertes Gefühl, also zum allermindesten auch ein berechtigtes Gefühl. Gar sehr darf ich demnach fragen: Wer schützt mich in dem Rechte meiner Heimatsliebe gegen diejenigen, welche die äußere Erscheinung meiner Heimat von Grund aus zerstören, schöne Gärten verbauen, phantasievolle Gebäude abbrechen und in nüchterne umbauen, kurz keinen Stein auf dem andern lassen und die Gestalt meiner Vaterstadt, wie ich sie zu lieben gewohnt bin, empfindlich entstellen? Wer darf mir das ungestraft zufügen?

Das öffentliche Wohl! schreit Master Vorwärts, indem er sich zum zweiten Male auf die Strümpfe macht und nur gerne das letzte Wort noch behielte. — Aber ich halte ihn fest und antworte: Das öffentliche Wohl! Muß ich dieses Mädchen für alles unbesehen so hinnehmen? Wer beweist mir, was öffentliches Wohl ist? Den Beweis, den Beweis, lieber Master! Das öffentliche Wohl muß fast in allen Fällen der Privatspekulation als ein zureichender Grund herhalten, wird aber in den wenigsten Fällen bewiesen und ist überhaupt schwer erweislich. Der Beweis wird einfach vorausgesetzt, wie in der alttürkischen Justiz die Schuld; am liebsten aber möchte die neutürkische Vandalenspekulation die bloße Nennung des öffentlichen Wohles schon für ihren eigenen Beweis gelten lassen. Und doch steht die Sache so, Master Vorwärts, daß ich nicht einmal den Gewinn als Beweis gelten lassen kann, den baren, reellen Gewinn, der euch Utilitariern der gültigste aller Gründe und das letzte inappellable Wort zu sein pflegt. Ha, eine Höckerin kann auch ihren Gewinn dabei finden, Schulkindern Näschereien zu verkaufen, und doch gehört das Naschen nicht zum öffentlichen Wohl. Nein; der Gewinn des

Bauens beweiſt noch lange nicht das öffentliche Wohl des Bauens und nun erſt der Verluſt! Wie, wenn mir die mutwilligſte Spekulationshauſſe tauſend liebe und ſinnige Plätze zerſtört und nichts erzielt hat als recht große und ſchmerzhafte Verluſte ihrer Aktionäre? Wie dann? Die Verluſte vernarben, aber der zerſtörte prix d'affection wird nicht mehr in integrum hergeſtellt. Und wahrlich, er könnte gar reell ſein, dieſer Affektionswert; ich ſpreche nicht einmal von der Liebhaberei im vulgären Sinne des Wortes. Kant blieb in einem Vortrage ſtecken, weil ſein gewohnter Augenpunkt der Rockknopf eines Studenten war, und eines Tages fehlte dieſer Rockknopf. Wie, wenn ein Mozart in ſeiner Ouverture, ein Beethoven in ſeiner Symphonie, ein Goethe in ſeinem Fauſt, ein Smith, ein Darwin, ein Humboldt in ihren Syſtemen ſtecken bleiben, weil ſie ihre unſchätzbaren Gedankenſpinnereien in einem Garten und auf einem Lieblingsplätzchen des Gartens angefangen, und eines Tages wird der Garten verbaut?! Welch ein öffentliches Unwohl, ihr Herren vom öffentlichen Wohl! Aber dieſes öffentliche Unwohl iſt ſtill, ſtumm, unbekannt; daß es da iſt, kann nicht bewieſen werden, während „das öffentliche Wohl", und wenn es nichts als ein Schall iſt, in dieſem Schall allein ſchon ein Daſein und einen Beweis des Daſeins zu haben glaubt, und Leute findet, die es glauben!

Maſter Vorwärts kneift jetzt zum dritten Male aus, aber jetzt kommt er nicht mehr; das bin ich ſicher! Und jetzt halte ich ihn auch nicht mehr. Er iſt beſorgt und aufgehoben.

Dagegen wäre es mir lieb, wenn ein rechtsgelehrter, ernſthafter Mann käme und meines Nebelwegs ſich erbarmte. — Was iſt Rechtens in meiner Frage? Und wenn es eine offene Frage iſt, wäre es nicht zeitgemäß, ſie zu entſcheiden?

Ich weiß, wie tief das Wespennest ist, in das ich da steche. Ich kenne seine ganze Tiefe. Ich frage um nichts Geringeres, als um die tiefst-eingekerbten Unterscheidungslinien zwischen dem antiken und dem modernen Staate. Nicht darum ist ja Griechenland das unverblühbare klassische Mutterland der Menschheit, weil ein ewig lachender Himmel über Griechenland lachte (was er noch heute tut), sondern weil diese himmlisch-lachende Klarheit auch die Verfassung der antiken Gesellschaft durchdrang. Der griechische Staatszweck umfaßte alles: Politik, Ethik, Ästhetik. — Der moderne, den einseitig-römischen fortsetzend, verlegt seinen ganzen Schwerpunkt in die Politik. Schon in der Ethik ist er ein Abgrund von Widersprüchen, wo verbotene Mücken mit erlaubten Elefanten ein Tanzchaos wie im Tollhause aufführen und kein Mensch sagen kann, der Staat habe Fühlung, Richtung, festen Fuß. Aber vollends in der Ästhetik! Es leidet keinen Zweifel, daß dem modernen Staatszwecke die Ästhetik nicht inkorporiert ist, und kann man in diesem Sinne nur ein ennuyantes Kauderwelsch anstimmen und einen feuilletonistisch-mäßigen Stoff vom Zaune brechen, der gar keiner ist.

Und doch läßt man jahraus, jahrein das Geschrei der Künstlergenossenschaften zu: der Staat soll etwas für die Künste tun! — Wenn das nicht auf gut kommunistisch heißt: der Staat soll eine Anzahl von Arbeiterfamilien aus dem Staatssäckel füttern, so heißt es doch wohl: der Anspruch wird nicht aufgegeben, daß der Staat auch ästhetische Staatszwecke habe. Diese letzte griechische Spur ist wertvoll. Es ist immerhin etwas. Ein kleines Glied von einem kleinen Finger, aber für ein kleines Feuilleton genug. Aisthanomai heißt bekanntlich empfinden, fühlen, und mehr habe ich auch nicht getan als gefragt: Was ist das Recht meines Gefühls- und Empfindungslebens,

wenn mir die Baubanken meine Vaterſtadt zerſtören? Was iſt das Gemütsrecht des Bürgers an ſeine Heimat? Was iſt das Gemütsrecht eines Landes an ſeine Architekturen, an ſeine Gärten, an ſeine Schönheiten, mit einem Worte: Welche Stellung hat der Staat dazu, und hat er überhaupt eine? Oder iſt es ſtillſchweigender Staatsgrundſatz: Alles, was Gewinn bringt, iſt Beute der Gewinnſuchenden, und dagegen gibt es kein Recht, wenn's nicht — bis zum Kriminalrecht kommt?!

Ich weiß, meine Frage ſtreift dicht an diejenigen, von welchen geſchrieben ſteht: Ein Narr fragt mehr, als zehn Geſcheite beantworten können. Andererſeits bin ich aber ein Deutſcher und frage in Deutſchland, wo umgekehrt oft ein Geſcheiter für zehne geſcheit iſt, z. B. Holtzendorff, deſſen „Prinzipien der Politik" ſoeben auf meinem Peſetiſch liegen, ein Buch, welches nur leider über das Kapitel der Staatszwecke viel einſilbiger iſt, als einem fragenden armen Narren frommen mag. Ich wäre dieſem Rechtsweiſen aufrichtig dankbar, wenn er ſich in irgendeinem Organ herabließe, mir zu ſagen: Welches iſt der neueſte Stand der Staatszwecklehre, in der Frage, die mir am Herzen liegt?

Als ich flügge ward.

Drei Erinnerungen an meine erſten Ausflüge.

„Die Heimat", Nr. 15, 18, 25; Wien, 1876.

Guttenſtein. — Eines Tages kamen die Brüder mit der Nachricht nach Hauſe: Der Raimund hat ſich erſchoſſen! Die Feder entſank meiner Hand. Ich ſchrieb juſt meine Schulaufgabe; es waren die Tage, wo ich den großen Fortſchritt vom Schönſchreiben zum Diktandoſchreiben gemacht. (Später iſt der Fortſchritt bekanntlich umgekehrt und man lernt zeitlebens —

ſchön ſchreiben!) Der Raimund hat ſich erſchoſſen! Schon daß ein Menſch ſich erſchoß, war damals unerhört und machte wochenlang von ſich reden. Raimund aber war mehr als ein Menſch. Er war eine ſymboliſche Perſon, er war das Vaterland. Er war das Höchſte, was die damaligen Öſterreicher von Poeſie zu faſſen vermochten. Ich glaube, Goethe in Weimar war nicht mehr! Das alles begriff ich ſehr wohl beim Diktandoſchreiben. Ich hatte noch nie ein Theater geſehen, kannte den Rappelkopf, den Valentin, den Aſchenmann nur vom Hörenſagen; aber ich war ganz Eſpenlaub einer beweglichen, heilig durchſchauerten Phantaſie. Und die Phantaſie weiß auch im Unwiſſendſten alles. Ich fragte daher nicht: Was iſt ein großer Dichter? Und warum war Raimund ein großer Dichter? ſondern ich ſah das Volk im Schmerz um ſeinen Liebling, ſah die Geſamtheit von einem Gemeingefühl ergriffen und das bewies mir den Dichter, den Mann, der die Sache aller iſt! Ein Rückſchluß iſt auch ein Schluß und die Logik der Unmündigen iſt auch eine Logik.

Mit der Tat kam der Tatort in den Mund der Leute, Guttenſtein! Wieder eine Erweiterung meines Horizonts. Den Wiener Horizont der Dreißigerjahre begrenzte die Brühl, romantiſcher als alles von Nußdorf bis Atzgersdorf! Höchſtens nannte man noch Caſtelli und ſein Lilienfeld, Guttenſtein aber war terra incognita. Wahrlich, das muß ein großer und tiefer Dichter ſein, der tief in den Bergen Guttenſtein erfunden hat! Und ſo ergänzte eines das andere: Raimund war mir ſchon darum ein außerordentliches Weſen, weil ſein Guttenſtein ein ſo phantaſievolles, bergverſchleiertes Geheimnis war! Der letztere Eindruck blieb ſogar der nachhaltigere. Daß ich zur Poſſe und Zauberpoſſe kein Verhältnis habe, empfand ich früh und als ich das Theater beſuchte, ſo war es die Tragödie Shakeſpeares und die Oper Mozarts, denen ich

nachging. Mein erſter Theatergang geſchah um „Die Hochzeit des Figaro“. Mein erſter Touriſtenausflug aber war — Guttenſtein. Dieſen Namen merkte ich mir. Er ließ mich nicht mehr los, ſeit ihn die leidenſchaftliche Teilnahme des Volkes genannt und mit dem Tode ſeines Lieblings von Mund zu Mund getragen.

Oft ſtand ich auf der Höhe der Kärntnertorbaſtei, ſah nach dem Gipfel des Schneebergs aus und maß in ſehnſüchtiger Seele die große, aber wonnevolle Entfernung. Und im rechnenden Kopfe die Koſten! Es wird ein ſchweres Stück Geld koſten. Vielleicht einen ganzen Zwanziger! Ich machte mir gar keine Täuſchung darüber. Aber — man vermeide nur die Skylla des Schanzls und die Charybdis des Naſchmarkts, man gehe an den Marillen und Weintrauben wie Odyſſeus an den Sirenen vorüber und es ſpart ſich wohl Kreuzer zu Kreuzer! Das kleinſte Tier ſtellt ſich doch nur die Aufgaben ſeiner Natur und kein Mann fände Entſagung und Ausdauer in ſeinem Charakter, wenn ſie nicht ſchon der Schulknabe gefunden hätte. Ich nahm die ſchwere Koſtenſorge auf meine Schultern. Geringere Sorge ſchon machte mir die Erlaubnis, über Nacht ausbleiben zu dürfen. Die freie Bewegung pflegte mir nicht verkümmert zu werden. Die Knaben des Volks haben darin einen Vorſprung vor den Ajo-gegängelten, pädagogiſchen Kunſtkrüppeln. Was die Grenzboten, was Anaſtaſius Grün, was der ganze vormärzliche Liberalismus verlangte: nicht zu warten, bis das Volk für die Freiheit „reif“ ſei, ſondern zur Freiheit durch die Freiheit zu erziehen, das treffen die unteren Stände bei ihrer Kindererziehung ſo ziemlich von ſelbſt. In dieſen Kreiſen haben die Menſchen oft Menſchenverſtand!

Als ſich daher die Kunde verbreitete: der Grabſtein iſt geſetzt und die Büſte enthüllt — da fand ſie mich marſchbereit. Im Hochſommer war's und in einem

Vollmondviertel. Ich hielt zu Hauſe noch Mittag, warf den letzten Blick auf die Landkarten der Brüder — und fort ging's. Ich wanderte nun die ganze Nachmittagshälfte ununterbrochen über Mödling, Baden und Vöslau hinaus. Im letzteren Orte verließ ich die Reichsſtraße und nahm die Richtung bergeinwärts. Ich hatte mir nämlich aus dem Studium der Landkarte eingeprägt, daß ich die Hauptſtraße über Solenau und „die Oed" abkürzen könne durch die Vizinalſtraße über Pottenſtein.

Als die lange Sommerſonne in die Wienerwaldſchatten verſank und der Abend herabdunkelte, ſah ich mich um ein Nachtquartier um. Links am ſachten Hügelabhang lag ein einſchichtiges Bauernhaus. Dem ſchritt ich zu. Es war der Herlhof. Der Bauer verwunderte ſich, warum juſt er der Mann meiner Herzenswahl, da doch gleich in der Nachbarſchaft, — Groſſau oder Merkenſtein — Wirtshäuſer waren. Wie ſollte ich ihm das Programm und das Kredo der Poeſie klar machen? Der gute Arkadier wußte nicht, daß uns Stadtkindern die feinſte Ausarbeitung des ländlichen Nachtlagerideals: — „Stroh in einer Bauernhütte!" Inzwiſchen fing die geduldige Bäuerin mein Programm zu redigieren an und ſchüttete mir Stroh in der Stube auf. Das Souper — Milchſuppe mit Schwarzbrot, ſchwungvoller „Landbrot" geheißen — wurde unter aufrichtigen Reden über Ziel und Zweck meiner Wanderſchaft eingenommen. „Ich beſuche Raimunds Grab in Guttenſtein." Der Bauer hatte nichts dagegen, aber auch nichts dafür. „Ich glaube, ich habe davon gehört," ſagte er trocken. Der Herlhof, merkte ich, war von literariſchen Intereſſen nicht angehaucht! Die erſte Nacht in einem „Bauernhauſe" und außer dem Federbette! Der erſte Morgen nicht auf Granitpflaſter und unter Wagengeraſſel, ſondern im funkelnden Tau, unter ſchmetterndem Hahn-

ſchrei. Das iſt Glück und nichts weiter als das! Alles Glück hat nur einen Namen und heißt: Zum erſten Male! Am Morgen verließ ich den Herlhof — vor mir den prachtvollſten Sommertag und die erſte Neuigkeit meines Lebens, Guttenſtein! — Ich glaube, an dieſem Tage lebte ich von der Luft und vom Glücke. Und als ich auf dem Markte zu Pottenſtein eine Taſche voll Obſt zu Hilfe nahm, ſo war ich mehr als reichlich verſorgt. So wanderte ich dahin, im Schauen und Fühlen. Offenbarungen fingen an, die ich empfand, ohne ihre Namen zu kennen. Längſt merkte ich, daß die Welt ſich verwandelt und daß ich wirklich ins „Fremde“ ging. Noch unterſchied ich weder Boden- noch Wirtſchaftsformen. Ich wußte nicht, daß ich den Wiener Sandſtein mit der Kalkformation, die Kultur der Brotfrüchte mit der Forſtkultur vertauſcht. Aber ich ſah die Berge ſteiler, die Bäche ſtromreicher, die Wälder dichter, das Gras kürzer und grüner werden. Ich ſah die Dorfſchaften nicht mehr in breiten Ackerfluren liegen, ſondern hochwaldbeſchattet und wieſenumgrünt. Die gemeinen Geſichtszüge der Feldflächen verſchwanden aus der Landſchaft und nur die edelſten blieben übrig, Bergwieſe und Hochforſt. Das iſt das Rechte! empfand ich mit der Überraſchung eines Begeiſterten. In Hietzing und Penzing iſt man noch nicht auf dem Lande; erſt Wald und Weide ſind ländlich. Hier iſt Land und Landleben dichteriſch, hier begriff ich den Dichter!

Mein Weg war die einſame und vereinſamte Hochſtraße „über den Hals“. Der Hals iſt ein Sattel oder der Höhenpunkt einer Einſattlung zwiſchen den Bachtälern der Trieſting und des kalten Gangs, d. h. zwiſchen Pottenſtein und Guttenſtein. Bis er erreicht wird, dauert es ſtundenlang, denn es ſchleicht und ſchleudert ſich gar ſtimmungsvoll hin. Das Straßenband züngelt langſam den Anſtieg hinan, immer durch

Wald und beiderſeits eingeengt von überragenden Waldhöhen. Ewig taufeucht und kühl, ſelbſt am Mittag, bleibt zwiſchen ihnen der Hohlweg, während es draußen im Lande von Staubſäulen aufwirbelt. Freilich geben ſie lang genug keine Ausſicht, aber auch das iſt recht. Die zwei Waldmauern längs der Wegbahn wirken wie zwei Dämme: ſie halten die Stimmung zuſammen. Indem man nichts ſieht als Grün in Grün, Fichten und Tannen, Waldmoos und Wurzeln, geht der einſame Pilger faſt unter in Seelendämmer und Gedankentraum und doch fühlt er leiſe, wie dieſes ſüß-verlorene Hinbrüten geſtaut, geſchwellt, zugeſpitzt wird zu einer Erwartung und die Erwartung zu einer Spannung. Endlich gibt's wieder eine Ausſicht. Und was für eine! Oben auf dem Hals ragt der Schneeberg herüber und gleich ſo nahe, ſo dicht zur Hand, als hätte er uns immer begleitet und ſpränge nun plötzlich in Lebensgröße aus dem Dickicht hervor. Sein ganzer Leib iſt hier ſichtbar, während ſeine auf der Kärntnertorbaſtei ſichtbare Spitze ſchon den Stadtkindern ein Feſt gibt. Der junge Schulbanktouriſt erſchrickt faſt! Es wandelt ihn an, als hätte er ſich allzu weit vorgewagt! Aber gewagt iſt gewonnen, alſo weiter ins Wunderland! Denn Wunder iſt ja doch jeder Schritt jetzt. Siehe, dort dunkelt ein bläulich-ſchwarzer Fleck aus dem Tann — was iſt das? Beim heiligen Dellarosa, ein Kohlenmeiler! Der Knabe erglüht. Der Schweiß der Wonne bricht ihm aus allen Poren. Eins von den vier Elementen der Ritterromane! Die vier Elemente heißen: der Ritter — das Burgfräulein — der Kloſterabt — und der Köhler. Das fadeſte davon war mir immer das Burgfräulein, aber das Wonnigſte der rußige Köhler und ſein gruſelig-einſames Treiben. So iſt es denn wahr, es gibt Köhler in der Welt?! Und nun komme, was da will, ich bin auf alles gefaßt!

Es kommt ein zweites Wunder, eine Sägemühle. Auch nicht zu verachten! Weit und breit bei Wien gibt's keine Sägemühle; ich ſehe dieſe ländliche Kunſt zum erſtenmal arbeiten. Und der Hauptkünſtler, der Bach, iſt mir kein gewöhnlicher Bach; ich muß ſeine Bekanntſchaft machen. Ich ſchleiche ihm neugierig nach. Ohne zu wiſſen, was ich tue, ſteige ich aufwärts und entdecke — ein drittes Wunder. Es iſt ein Waſſerfall! Der Mugendorfer Waſſerfall. Der kleinſte in Öſterreich, aber dem Neuling der größte. Wie bewundere ich ihn! In ſeinem Staubregen empfange ich die Taufe des Hochgebirgs. Die Romantik badet mir Sinne und Seele. Holzduft der Sägemühle, brenzlicher Kohlenmeiler, — man riecht ſie ja, die romantiſche Atmoſphäre! Welch neue und kühnere Gerüche, als Heu und Kuhſtall, der Wiener Weihrauch der Ländlichkeit! O wie merkwürdig iſt es, nach Guttenſtein zu gehen! Den Schluß macht ein viertes Wunder, — eine Wunderbrücke. Dieſe Brücke geht nicht quer über das Waſſer, wie andere chriſtliche Brücken, ſondern ſie läuft über das Waſſer der Länge nach hin. Kann etwas unerhörter ſein? Der Wanderer betritt nämlich eine hohle Felſengaſſe. Auf ſeiner letzten Wegesſtrecke verengt ſich das Tal zur Schlucht. Die Straße neben dem Bach kommt nicht anders durch als auf dem Bach. So wird ſie eine ganze Weile lang — Brücke. Inzwiſchen iſt die Sonne in dieſer ſchauerlich-düſteren Klamm ſchon untergegangen und verdächtig dunkeln die Felſen zuſammen. Ich ſchreite durch — als ob ich mit jedem Schritte Geſpenſter weckte. Es iſt ſo recht ein Weg für junge Leſer von Ritter- und Geiſtergeſchichten! Die Klamm endet und das nächſte Bild iſt — eine Kirche auf einem ſteilen Felswald. Der Mariahilferberg! Guttenſtein liegt plötzlich und unvermittelt da. Ich bin am Ziele. — Ohne zu fragen, ging ich meiner Ahnung nach.

Ich merkte, daß der Ort nach links ſich erſtreckt und dort wird er auch ausgehen. Am Ausgang aber, wie überall, wird dann der Friedhof liegen. Es war ſo. Links an der Berglehne ein Grashügel — oben ein kleines, weißes Mauergeviert — hoch daraus aufragend ein Kreuz! Die Sonne, zuvor ſchon untergegangen, leuchtete hier noch einmal, aber mit abendlicher Wehmut. Die Luft iſt kühl und taufeucht. Das Gras, das arme talentloſe Gras, gibt jetzt ſein bißchen Poeſie von ſich: Es duftet im Abendtaue. Ich ſchreite den Grasbühel hinan, ich ſtehe vor Raimunds Grab. Der Grabſtein imponierte mir mäßig. Ein geſchliffener Granit, den man größer und pomphafter auch auf der Schmelz ſehen kann, wo die toten „Hausherren" ſich verewigen. Aber gleichzeitig ſah ich den Toten ſelbſt und das erſt machte mir Eindruck. Der Stein nämlich war nicht das einzige Denkmal: in der Steinniſche lebte es! Eine Porträtbüſte zeigte mir ein Menſchenantlitz. Daran erkannte ich, daß ich an einem Dichtergrabe ſtand. Welch eine Ehre iſt das, daß eine Leiche, mitten unter Leichenſteinen, allein ihr Geſicht zeigen darf! Kein Bäckermeiſter, kein Bandfabrikant, kein Hausherr vom Grund, und ſelbſt wenn er „Armenvater und Mitglied des äußern Rats" wäre, hebt aus dem Grabe den Kopf empor, um ihn der Nachwelt zu zeigen. Wer das darf, das muß ein Menſch der Menſchen ſein! Es iſt ein großer Gedanke, daß es als natürlich und ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wird: wir wollen ihn ſehen, den nie mehr zu Sehenden! Wie ſah er aus? Es intereſſiert uns. Ein Leichenſtein iſt ein Denkmal nur für die Angehörigen; aber eine Porträtbüſte auf dem Leichenſteine ſagt: meine Angehörigen ſind alle! Dieſen Eindruck machte mir damals eine Dichterbüſte auf einem Grabmal. Ihn nachzuempfinden wird das heutige Geſchlecht ſchon Mühe haben, heute, wo die wachſende Macht des

Bürgertums die Auszeichnung ſich als ihr tägliches Brot backt, wo von Woche zu Woche jubiliert wird und die Jubiläen derer, die im dritten oder zehnten Rang ſchreiben, ſingen, flöten und ſchauſpielern, einander dicht auf die Ferſe treten. Durch den Mißbrauch der Empfindung iſt die Reinheit der Empfindung dahin. Der Dichterkultus, damals ein Blümchen Wunderhold, das keuſch und jungfräulich blühte, erſtickt jetzt im wuchernden Unkraut. Mir hat es noch vollduftig geblüht, das edle Blümchen, aber das Zeugnis, das ich davon gebe, gehört ſchon — der Geſchichte an!

Eine Zeitlang verweilte ich in meiner Grabandacht und unterdes ging die Sonne auch hier unter. Ich ſah mit Verwunderung und Scheu, wie raſch es gleich dunkel wurde. Ich war vom Wiener Horizont an lange Dämmerung, Mezzotinten und Halbſchatten gewöhnt; aber zwiſchen den Bergen dämmerte die Erde, ja ſelbſt der Himmel nicht nach. Der goldwarme Abendhimmel ging nach wenigen Augenblicken in den violettkühlen Nachthimmel über. Freilich — je dunkler die Folie, deſto augenerfreuender das Juwel! Auf den Tannenſpitzen ſchwebte der Vollmond. Jetzt war meine Zeit da. Ich verließ das Grab des Dichters und machte meine eigene Dichtung. Ihr Programm hieß: ein Marſch in der Mondnacht!

Ja, es iſt wahr! Das war meine geheime und letzte Abſicht bei dieſem Ausflug und ich führte ſie durch. Ich war vom Herlhof nach Guttenſtein, mit dem Abſtecher zu dem zufällig gefundenen Mugendorfer Waſſerfall, langſam, aber raſtlos den ganzen Tag lang gegangen und ging jetzt ſtehenden Fußes von Guttenſtein die ganze Nacht durch nach Wien zurück. Vielleicht das fünfte Wunder meiner Wanderung, und wohl ewig ein Wunder, was ein geſunder Schulbube leiſtet! In Pottenſtein — es war um Mitternacht und mein mondmüdes Auge doch ſchlaftrunken — ſah ich noch

Licht und hörte Zecherſtimmen in einem Gaſthauſe. Eine ſtarke Verſuchung! Noch iſt es Zeit. Dieſe letzte Gelegenheit kommt nicht wieder. Einen Augenblick wankte ich, blieb aber doch ſtandhaft. Soll ſich ein junger Germane auf ſeiner erſten Völkerwanderung von unhiſtoriſchen Bauern als „verlaufener Schulbube“ klaſſifizieren laſſen? Was verſtehen dieſe Bukoliker von der mondbeglänzten Zaubernacht, die ich ſo gut verſtand, auch ohne ſchon Tieck-Leſer zu ſein! Ich wanderte weiter. In der Gegend von Baden dämmerte es weiß über das Leithagebirge und in Mödling blitzte der erſte Sonnenſtrahl auf. Leider nicht der erſte Herdfunke der Kaffeehäuſer! Der ganze Markt ſchlief noch hinter Schloß und Riegel. Da ſetzte ich mich auf eine Steinbank — ich weiß ſie noch heute — und ſchloß, überwältigt vom Morpheus, gleichfalls das Auge. Nach wenigen Minuten erhob ich mich wieder und wanderte die drei letzten Stunden vollends nach Wien hinein. Morgens um acht Uhr war ich wieder zu Hauſe und — dachte nicht, wie Wallenſtein, einen langen Schlaf zu tun, ſondern tat ihn wirklich.

Dürrenſtein. — In der Gegend von Zwettl hauſten die Kuenringe, ein mächtiges Rittergeſchlecht, aus welchem ein Hadamar von Kuenring beſonders nennenswert. Er beſaß an der Donau die zwei feſten Raubſchlöſſer Aggſtein und Dürrenſtein. So oder ähnlich ſtand es im Lehrbuch der öſterreichiſchen Geographie für den Schulunterricht der dritten „Grammatikal“-Klaſſe an den Gymnaſien der k. k. öſterreichiſchen Erblande. Die Sache fing an, ernſthaft zu werden. Nicht länger durften die Brüder meine Schwärmerei für die Raubritter verlachen. Die Raubritter ſtanden im Schulbuche und mußten auswendig gelernt werden. Ich fühlte wiſſenſchaftlichen Boden unter meinen Füßen. Zwiſchen der Romantik der Raubritter und der Schlacht von Sempach und Morgarten gibt es für keinen

Gymnaſiaſten einen wirklichen Unterſchied. Aber waren ſchon Sempach und Morgarten meiner heißen Sehnſucht unerreichbar, da ihre Entfernung von Mariahilf leider ſchwer ins Gewicht fiel, ſo lag Dürrenſtein bei Krems und dieſes faſt bei Wien. Das ging mir ſo lange im Kopfe herum, bis es mir in die Füße ging. Und wieder war es eines Tages nach Tiſche — der Tag einer der ſchönſten des Spätſommers — und da ich juſt zwei Zwanziger kommandierte, ſo legte ich Meſſer und Gabel hin, packte mein Reiſegepäck, das aus einer Zahnbürſte beſtand, und ſagte: Ich gehe nach Dürrenſtein. Geſagt, getan. Ich ging zur Nußdorfer Linie hinaus, marſchierte nach Kloſterneuburg, weiters nach Greifenſtein, weiters nach Tulln, weiters nach Zwentendorf — und das alles an einem Nachmittag! Ich glaube, in jenen Jahren lieſe man an einem Tag ein paarmal um den Äquator herum.

In Zwentendorf endlich war's Nacht geworden. Ich trat ins Wirtshaus, wo am langen Wirtstiſche die Tabak rauchenden Bauern ſaßen, verlangte ein Seitel Wein, etwas zu eſſen und ein Nachtquartier. Auch ein Nachtquartier? Ob ich eine „Ausweiſung" hätte? Mitten im Heimatsland? Wozu? Ei, man könne nicht wiſſen. Es geſchieht allerhand. Erſt „vorwichen" iſt im Ort Feuer gelegt worden. Nie werde ich die gemiſchten Gefühle vergeſſen, womit ich das hörte. Ich war empört, für einen Zwentendorfer Heroſtrat angeſehen zu werden, dann aber auch geſchmeichelt, daß man einem ſo zarten Knaben ſchon ſo große Taten zutraute. Feuer anlegen vor zurückgelegtem vierundzwanzigſten Lebensjahre! Und mit ſolchen Rieſengedanken gehen die Leute hier auf vertrautem Fuße um! Wahrlich, die Bauern ſind dramatiſche Charaktere. Ganz wie bei Sempach und Morgarten! Das zahme Stadtkind fühlte einen Luftzug aus einer andern Kulturſchichte, einen Zug von Tatengeiſt, von

Wildheit — der mir imponierte. Die Leute gefielen mir eigentlich. Ich sagte daher in versöhnlicher Stimmung: meine Ausweisung, wenn ich sie bei mir hätte, wäre höchstens mein Schulzeugnis, und das könnten sie ja doch nicht lesen, denn es sei lateinisch.

Nun, sie hätten schon wen, der es lesen könnte. Natürlich meinten sie ihren Pfarrer. Übrigens war die Sache damit beigelegt. Die bloße Erwähnung eines lateinischen Zeugnisses wirkte mit altem Kulturzauber. Ach, dem Namen Latium widersteht kein germanisches Herz! So wurde ich bedient, wie es nur Markus Tullius Cicero von Zwentendorfer Mitteln und Menschen verlangen und erhalten konnte. Auch das Nachtquartier fand sich. Als ich soupiert hatte, hieß der Wirt seine Tochter ein Licht anzünden und mir auf mein Zimmer leuchten. Diese Zwentendorfer Wirtstochter war aber ein denkwürdig schönes Mädchen. Ich, ein Knabe und müde! Die Denkwürdigkeiten sind daher kurz und schon wieder zu Ende. Wie sie die Hand hinters Licht hielt und der ganze Lichtreflex auf ihr blondinenhaft-schönes Milch- und Blutgesicht zurückstrahlte, so habe ich diesen Beleuchtungseffekt seitdem unzählige Male gemalt gesehen, bin aber kompetent zu sagen, daß er das Zwentendorfer Modell niemals erreicht hat. Dieses Bild bleibt mir immerdar gegenwärtig; es hat sich verewigt in mir und der Name Zwentendorf mit. Das öde, stille Dörfchen, nie genannt und nie nennenswert, ist mir eins geworden mit jenem Lichte und Lichtbilde. Ich werde auch just in dem rechten Alter gewesen sein, wo man schon sieht — mit dem vollen Auge des Gefühls und noch mit der vollen Blindheit des Wunsches. Ich wußte, was ich sah — und schlief hierauf fest und wunschlos wie ein Gymnasiast!

Der Morgen war strahlend schön. Ich wanderte den Rest des Tullnerfeldes nun vollends zu Ende. Zu

meiner Verwunderung ſah ich im Morgenlichte, was ich ſchon geſtern im Abenddämmer merkte, daß das Land um mich her um vieles freundlicher war, als ich erwartete. Ich fürchtete alles Flachland; das Modell, das ich allein davon kannte, war mir die Gegend von Atzgersdorf-Lieſing, die ſo fatal zwiſchen Fabrik und Landbau ſchwankt und die ich auf meinen Wanderungen in die Brühl oder nach Kaltenleutgeben ſtets wie ein notwendiges, aber ſehr leidiges Übel empfunden. Der Tullnerboden nun war kein Übel, ſondern ein lachender Garten. Das war mir neu vom Flachland. Mit vergnügten Augen erfreute ich mich an dem ſchöneren Anbau dieſer Gefilde. Und als ich auf der Traiſenbrücke den raſchen, blaugrünen Alpenſtrom ſah, da hätte ich die Bewohner von Traismauer faſt beneidet, daß ihnen ihr freundlicher Ort alles zugleich bietet, eine bequeme Ebene und ein vollatmendes Hochgebirgsbild. Das Waſſer begeiſterte mich, der Ort heimelte mich an und ſo ſteht mir Traismauer — das ich ſeitdem nie wieder geſehen — als ein behaglich einladender, urgemütlicher Menſchenſitz im Gedächtniſſe. An der Traiſen iſt der Tullnerboden zu Ende und die Gegend hügelt ſich wieder. Die Straße zieht ſich das Vorgebirge hinan, auf welchem die Weinrieden von Hollenburg liegen. Mit jedem Schritt ändert ſich das Bild, wird reicher und voller. Noch einmal blicken wir auf den zurückgelegten Weg zurück — denn welcher ſinnige Wanderer ſieht nicht fleißig hinter ſich? — und genießen den Überblick des ganzen Tullnerfeldes bis an den Grenzſtein von Greifenſtein hinab. Wie eine alte, landgewordene Meeresbucht reicht der ungeheure Halbbogen der fruchtbaren Ebene von dem Saume der Donauauen an verſchwindende und verduftende Geſichtsgrenzen landeinwärts. Der langerſehnte Spiegel der Donau, den wir von Greifenſtein bis über Traismauer hinaus faſt einen Tag lang dicht zur Rechten

— gewußt, aber niemals geſehen, fällt endlich auch in den Horizont der anſteigenden Straße und wird mit Wonne begrüßt. Auf der Scheide des Weingebirges baut ſich dann nahe vor uns das bewaldete Granitmaſſiv auf, welches die Donau hier mitten durchſägt hat, an der Sonne funkeln die Turmknäufe von Krems, das ein anſehnliches, faſt weit verbreitetes Stadtbild gewährt, weil es mit Stein, dem kleineren Nachbar, zuſammenzufließen ſcheint. Stein gegenüber liegt Mautern zu unſern Füßen, linker Hand aber und von der Donau etwas tiefer landeinwärts, wie in beſchaulicher und vornehm zurückgezogener Lage, thront das prächtige Göttweih in einer Höhe, zu welcher Hollenburg, das ſelbſt ſchon dominierend liegt, doch nur das Verhältnis einer Abſenkung und eines breitſpurig ſich ausladenden Vorgebirges hat. Granitfelſen mit Wald, Schieferhügel mit Wein, der Strom mit ſeiner Brücke, vier Städte und eine ſtadt- oder kaſtellartige Abtei — das iſt auf der Höhe von Hollenburg ein Landſchaftsbild, welches wohl zu den ſchönſten und jedenfalls charaktervollſten in Öſterreich gehört. Dabei könnten die Raumverhältniſſe nicht glücklicher gedacht werden; jedem Detail widerfährt ſeine perſpektiviſche Gerechtigkeit, es drängt ſich nichts und es zerſtreut ſich nichts; alles iſt nachbarlich beiſammen, aber auf bequemen Nachbarſitzen. Hier, und wenn nicht hier allein, doch hier am meiſten, nimmt's die Donau mit dem Rhein auf, denn dieſe Gruppierung atmet vor allem jene geſellige Heiterkeit, welche der eigentümliche, ich möchte ſagen glücklich machende Duft der rheiniſchen Landſchaften iſt.

So war ein junger Ritterromanleſer nach einer mittelalterlichen Raubburg ausgegangen und fand ſich unterwegs wunderbar umgeſtimmt, weil auch die Gegenwart ſchön war, und, das Rauben in Ehren, ſogar das Arbeiten nicht zu verachten! Zum Beiſpiel die

Winzerarbeit. Es war elf Uhr. Alſo noch nicht Mittag, aber doch etwas Ähnliches. Kurz, Eſſenszeit. Eſſen aber iſt ein zweideutig Ding, je nachdem man's mit Poeſie oder mit Proſa treibt. Und wenn man die Kette der Stadtproſa gebrochen hat, ſo will man nicht noch eine warme Nudelſuppe nachſchleppen. Gewiß haben auch die Rugier und Heruler zu Mittag geſpeiſt, es ſteht aber nirgends zu leſen, daß Odoaker ein „Eingetropftes“ diniert. Dagegen iſt es höchlich beglaubigt, daß die Germanen, nachdem ſie die Alpen paſſiert, ſich mit Entzücken auf die römiſchen Weinberge geworfen. Das ging mir ſchon eher ein. Und da ich juſt mitten in Weinbergen ſtand, ſo erſah ich einen Arbeiter im Weinberge, einen runden breiten Mann, der ſichtlich auf „ſeinem Eigenen“ ſtand und mit Herrenrecht waltete. Es hatten mir aber die roten reifen Trauben ſchon längſt in die Augen geſtochen und als einzig würdiges Diner eines fahrenden Poetenknaben überwältigend eingeleuchtet. Ich rief alſo in den Urwald der Rebſtöcke hinein und verſtändigte den behaglichen Bauernherrn mit der dicken Silbernen auf der ſtattlichen Weſte von meiner Anſicht der Dinge und daß ich eine appetitliche Piece ſeiner Früchte für ein preiswürdiges Kaufobjekt halte. Der treffliche Mann ſchnitt mir hierauf eine immenſe Weintraube ab, eine direkte Enkelin derer von Kanaan und welche in ihrer ſtrotzend geſunden Rotwangigkeit noch nicht den blaſſeſten Traum der Phylloxera träumte. Taxiert wurde die Edle — auf fünf Kreuzer „Schein“. Damit buchſtabierte ich mich nun, Beere für Beere, bis nach Mautern hinab und über die Brücke nach Stein, wo die Welt ſchon wieder voll der beſten Dinge war. Hier nämlich hatte ein Greisler Pflaumen und Walnüſſe im Verlag, würdig des „öſterreichiſchen Nizza“, wie man die Kremſer Gegend nennt, denn ſie waren an Größe, Saftfülle und Wohlgeſchmack ohne Zweifel die voll-

kommenſten Weſen ihrer Art und hatten es zum Höchſten gebracht, was einer Zwetſchke und Nuß auf Erden erreichbar iſt. Ich erſtand dieſe Rieſenſchätze für ein Pygmäengeld, worüber das Wiener Kind höchlichſt erſtaunte, ungefähr wie man heute über die damaligen Wiener Preiſe erſtaunen würde. Dabei ſoll aber nicht verhohlen ſein, daß meine Achtung vor Hadamar von Kuenring einen merklichen Stoß erlitt, denn ich begriff nicht, warum ſich der Mann juſt aufs Rauben kapriziere, wenn das Leben auch im ehrlichen Handel und Wandel ſchon ſo überaus wohlfeil war.

Krems liegt, wie Baden, im Ebenen, aber an den Bergen. Vor ſich den Fruchtſchoß eines ſonnigen Weinlandes, hinter ſich eine aufgegipfelte Welt von Felſen, Wäldern, Schatten und Schluchten. Die Talſchlucht aber iſt hier nicht der Schwechater Bach, ſondern die ganze Donau! Alſo ein Motiv, womit in einem viel höheren Stil der Kontraſt des Heroiſchen mit dem Lieblichen geſetzt iſt. Die Gegenſätze begrenzen ſich ziemlich ſcharf; ihr Differenzpunkt iſt ungefähr Stein.

Gleich über Stein hinaus wird das Donautal ſchluchtig, denn die Berge ufern ſich eng zuſammen und ihre Steilheit macht ſie doppelt ſo hoch. Krems gibt den Eindruck, als hätte es ewige Sonne; der Talgang Stein-Dürrenſtein, als fehle es ihm niemals an Schatten und Kühle des Stromluftzugs. Man meint, die Kremſer könnten Winter- und Sommerquartier auf dem Zwiſchenraum einer einzigen Stunde halten! Von Stein nach Dürrenſtein (Tal) wandert ſich eine mäßige Stunde. Auf Dürrenſtein (Berg) hatte ich zwei Uhr, alſo ſeit Hollenburg drei Stunden. Der Berg erſteigt ſich auf rauhen und kaum gebahnten Pfaden ſehr ſteil. Er iſt überreichlich mit lockerem Geröll beſäet, welches unter den Tritten weicht. Als ich den Gipfel des Schloßberges endlich erreicht hatte,

fehlte nichts — als das Schloß. Aber ich brauche es vaterländiſchen Leſern nicht erſt zu ſagen, wie ſehr ich meines nächſtvorgeſetzten Zieles verfehlt. Sie wußten es längſt, welcher Enttäuſchung der naive Grammatikalſchüler entgegengegangen. Denn kurz, von Schloß Dürrenſtein liegt kein Stein mehr auf dem andern. Die Steine ſind ein Schutthaufen, nicht mehr Mauern und Wände. Die Zeit hat das Raubſchloß geraubt. Nichts als das Beſte ließ ſie übrig, nämlich die Landſchaft. Es ſchwindelt ſich wunderſchön in jener ſchwindelnden Höhe. Man ſchwebt nahezu lotrecht über Markt Dürrenſtein. Man ſieht in alle Höfe hinein, den Hahn auf jedem Miſt, Taube und Katze auf jedem Dach, aus jedem Schornſtein den aufſteigenden Rauch. Aber wenn er's zur höchſten und gradeſten Rauchſäule bringt, ſo ſteigt er noch lange nicht in unſere Höhe. Es bleibt alles Tiefe, was drunten hoch zu ſein glaubt. Und wenn der ganze Markt kochte und heizte, der ſchärfſte Geruchsſinn hätte von dem zweideutigen Opferrauch nichts zu fürchten — ein bläuliches Spiel im Abgrund, dem die Ohnmacht ewig verwehrt, mit den reinen Berglüften mitzuſpielen. Und ſchließlich könnte auch drunten der Markt fehlen, wie droben das Schloß, und Dürrenſtein bliebe doch Dürrenſtein. Wir ſchauen dem wallenden Strome zu und dem Schlagſchatten des jenſeitigen Ufergebirges, der auf dem beleuchteten Waſſerſpiegel, wie auf einer rieſigen Sonnenuhr langſam vorrückt und ſchrägere Winkel macht. Das iſt ein ruhiges und majeſtätiſches Schauſpiel. Das Schauen wird Träumen, und das Träumen iſt Ziel und Zweck des Schauens. Oder wir hören den Gefährten unſerer einſamen Höhe zu, den leidenſchaftlich zirpenden Grillen im Steinhaufen oder dem Hin- und Herwehen der Berglüfte. Raſtlos flüſtern ſie uns ins Ohr und ſprechen ihr Wort doch niemals zu Ende. Es iſt eben ein langes Wort! Nur eine

Silbe davon hat Hadamar von Kuenring gehört; jetzt höre ich eine. Und das Ohr der Nachwelt wird auch kommen und auch noch zu hören haben! So wüßte ich kaum zu sagen, daß mich meine Enttäuschung wirklich enttäuscht hätte. Ja, vielleicht war es noch stimmungsvoller, von Dürrenstein überhaupt gar nichts mehr zu sehen, als in der Totenkammer der Zeit oder am Galgen des Weltgerichts ein armes klapperdürres Skelett. In die freien Lüfte konnte ich mir den alten Raubritter Hadamar oder den Sänger Blondel und seinen König Löwenherz eigentlich künstlerischer hineinphantasieren, als in ein planloses Chaos gebrochener Tor- und Fensterbogen. Aber vielleicht weiß es der Prosaische so gut wie der Poetische, daß just der zahnloseste Mund für ein neues Ratelier oder die kahlste Platte für eine malerische Perücke, daß just das Nichts ein besserer Boden für Kunstgebilde als die Halbheit. Und hätte ich nichts gesehen, als ein schönes Stück Österreich, so wäre mein Gang nach einer verschwundenen Ritterburg doch nicht vergebens gewesen. Enthusiast für Wald und Felsenromantik, sah ich in die Wein- und Gartenkultur dieses zahmeren Landes wie in ein offenes glückliches Gesicht und lernte neue Reize kennen. Die Gegend ist nicht ritterlich, aber menschlich.

Und wie das Land seine Menschen macht, so erfuhr ich sofort diesen Einfluß. Es ist sonst nicht meine Sitte — selbst heute noch nicht — am Tage das Nachtquartier zu beziehen. Ich tue das lieber später als früher. Die Kremser Gegend wußte mir diese Rüstigkeit abzuschmeicheln. Zwischen die Wahl gestellt, in Hollenburg noch am lichten Abend oder in Traismauer doch schon bei tieferem Dunkel Nachtstation zu machen, entschied ich mich ganz gegen meine Natur, aber mit einem geheimnisvollen Zug von Selbstverständlichkeit für die leichtere Lesart. Es war kapua-

niſch, aber — war ich denn nicht in Kapua? Behagen, Verweilen, Ruhe und bequemen Lebensgenuß atmet die ganze Landſchaft, und — ich atmete mit! Das warme Abendlicht füllte Berg und Tal, öſterreichiſch Nizza ſah noch ſchöner aus als am Mittag — ſo verlor ich gerne das Stündchen bis zum Abendeſſen und Nachtſchlafen, vor meinem Hollenburger Gaſthaus langhin auf und ab zu promenieren und auf der milden Anhöhe die heitere Fülle dieſer Landſchaft bis zum letzten Lichtfunken auszugenießen.

Ende gut, alles gut! Aus einer Stromlandſchaft kann man nur — zu Schiffe nach Hauſe kehren. Eine Fußpartie hinauf, eine Waſſerpartie herab! Solche Gedanken hatten damals noch die Pikanterie eines Abenteurers, denn ſie wollten — ſo lange vor der Dampfſchiffahrt! — mit einem gewiſſen Witz der Erfindung ausgeführt ſein. Mein freundlicher Hollenburger Wirt wußte auch Rat dazu. Ich möge in Thalern mich umſehen, wo es ſich immer zu treffen pflegt, daß Schieferladungen nach Wien hinabſchwimmen, denn Thalern iſt ein großer Schieferbruch. Wenn das fehlt, ſo iſt die Stein-Mauternbrücke der Donauhafen dieſer Gegend und hat bei gutem Waſſerſtand viel Verkehr von Schiffen, welche anlanden und abgehen. So oder ſo fuhr man alſo, wie man ſieht, noch nicht regelmäßig, ſondern mit guter Gelegenheit, mit gutem Glück. Das heißt, es war ein Abenteuer, es war Poeſie! Es war eine „Bandlerei“, würde vielleicht der Proſaiſche ſagen und auch er hat ein Recht, daß in dieſer Welt ſeine Weltanſchauung zum Worte kommt. Aber heiße es nun „Narrenſchiff“ oder „glückhaftes Schiff“ — unter gar vielnamigen Deviſen treiben wir alle auf unſerm Strom — und ſo trieb auch ich endlich auf dem vaterländiſchen Donauſtrom. Zwar das nahe Thalern ließ mich im Stich; ich mußte wieder bis an die Brücke hinauf. Aber vielleicht war es nur

um ſo beſſer. Ein offenes Fahrzeug mit voller Schieferladung hätte nur eine läſtig ſchwüle Temperatur haben können; Schiefer wird heiß an der Sonne. Ich fand bei Mautern eine andere Gelegenheit, und zwar folgende: Wenn die Donauſchiffe ihre Talfahrt gemacht haben, ſo machen ſie ihre Bergfahrt bekanntlich mit Pferdekraft zurück. Sie werden auf den ſogenannten Treppelwegen von Pferden, welche ſie an der Leine ſchleppen, ſtromaufwärts gezogen. Natürlich braucht man die Pferde und die Leinen ſtets wieder unten zu neuen „Leinfahrten“. Den rückkehrenden Pferden aber geht es gar gut, denn ſie fahren wie Herrſchaften. Die Schiffahrt gibt ihnen ihre Dienſte zurück und expediert ſie, offenbar, weil es zeit- und kraftſparender, jetzt ſelbſt wieder per Schiff an die unteren Stationen. Ein ſolches Fahrzeug fand ich nun vor. Als überzähliger Mitpaſſagier einer Anzahl von Saumroſſen ſchwamm ich nach Wien hinab. Was das koſte, wußten mir in Mautern die Schiffsknechte noch nicht zu ſagen; in Nußdorf werde das Schiff vom „Herrn“ erwartet, den möge ich zahlen. Alſo ein Handel auf Treu und Glauben. Das könnte einem heutigen Scholaren vielleicht ſeine ganze Donaufahrt verderben, wenn er ſie überhaupt wagte. Damals ging man noch ſicherer. Noch lag die Furcht vor Schwindeln und Prellen nicht in der Luft und verpeſtete jeden Atemzug. Noch verdienten Land und Leute Vertrauen. Ich fürchtete mich ganz und gar nicht. Ich ließ Himmel und Erde, Luft und Waſſer mich anlachen und war glücklich, wie man's nur ſein kann, über meine erſte Fahrt auf der Donau! In Nußdorf ſtand ein Bauer am Ufer, noch ein junger Kerl, in ſauberer Jacke und mit der „Silberbeſchlagenen“ zwiſchen den blanken Zähnen. Das war der Herr! Ich fragte nach meiner Taxe. „Halt a Zehnerl,“ antwortete er nicht ohne Nachdenken, weil ihm der Fall in ſeiner praktiſchen Nautik vielleicht noch

neu war. Zehn Kreuzer Konventionsmünze hieß das in der Valuta jener Zeit. Mit vielem Vergnügen legte ich ihm das Silberſtückchen in die breite ſchwielige Hand. Ich ſehe ihn noch heute vor mir, den guten Töffel, wie er die Münze behaglich anſchmunzelte. „Bar Geld lacht.“ Der Bauersſohn hatte nicht Selbſtbeherrſchung genug, das Wohlgefallen an dem unverhofften Nebengewinn zu verbergen. Wieviel „Dreikönig“-Futter mochte das für die Silberbeſchlagene geben! Und wie lange war ich für mein Zehnerl auf der Donau gefahren! So waren wir beide zufrieden. Aber der herzige Kerl ſchmunzelte über ſein ganzes Geſicht, und der lateiniſch Gebildete tat es nur inwendig. Das Bild des Studentchens blieb ihm wohl minder lebendig, als mir das breitlächelnde Bauernporträt. — Ein Idyll aus genügſamen Zeiten!

Neuweg. — Nicht alle Tage geht man nach Guttenſtein und Dürrenſtein. Nur mit verfrühtem Probeflug ſah ich eines Tags das alpenumgrünte Dichtergrab Raimunds und eines andern Tags die Rocca Hadamars von Kuenring und die Certoſa von Göttweih, die Wiege des Choronicon Gottvincense. Dieſe Ausflüge waren Hochzeiten unternehmender Wanderluſt. Die Tageszeiten ſpielten noch in den engeren Grenzen der eigentlichen Campagna von Wien. Sie ſind nicht allzu eng und am wenigſten monoton. Im Gegenteile. Auch in nächſter Nähe durchblättert ſich die Wiener Campagna mit einem ſolchen Bilderreichtum unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit, daß ſich die Wiener, alte und junge, tief hineinblättern können und immer noch Neues oder am Alten neue Freude finden.

Dank der „milden Praxis“ der vormärzlichen Gymnaſialſtudien, brauchte der junge Wiener nicht erſt alter Penſioniſt zu werden, um die Muße ſeiner Spaziergänge zu finden: er hatte Ferientage genug. Der ganze Sonntag, der ganze Donnerstag und der

halbe Dienstag waren „frei“. Möglich, daß das im atemlosen heutigen Fortschrittsjargon verlorenes Kapital heißt; aber nichts hinderte, das Kapital auch anzulegen. Ich meines Orts legte es in Poesie an. Ich habe nichts dagegen, jene Zeitverschwendung zu tadeln, wenn man nur weiß, in welchem Sinne. Erzieht man heute Gelehrte, so erzog man damals Poeten. Das ist alles. Und waren unter diesen poetischen Wiener Spaziergängen nicht auch die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“? Das macht, wir hatten so viel Schultage „frei“! O man gebe der Freiheit nur einen Finger, und das tat sie ja, die Schulverfassung Metternichs! Der alte Herr mochte freilich beabsichtigen: Die Jungens sollen mir nicht allzuviel lernen; aber es handelt sich auch nur darum, was man lernt, nicht wie viel man lernt. Mit meinen vielen Ferientagen lernte ich den „Hain von Kolonos“ vielleicht nicht so gut lesen wie in Schulpforta; dafür lernte ich die Haine von Wien im Original lesen und lernte von den Tannen und Fichten, wie gerade man wachsen kann und wie schön ein aufrechter Wuchs ist! Ich glaube, Sophokles hätte da mitgetan und ebendaher hat er ja seinen unsterblichen Hain von Kolonos. „Man wurde vom Spazierengehen und von der Luft gescheit.“ Nein, sie reuen mich nicht, unsre vormärzlichen Ferientage und am wenigsten meine Anwendung davon. Ich lernte gar fleißig. Im ganzen Wiener Sandstein lernte ich die Buchen- und Eichenwälder vom „Galitziberg“ bis zum Tulbingerkogl Blatt für Blatt und im ganzen, bis Kalksburg streichenden Alpenkalk die Pinienwälder der Pinus austriaca Nadel für Nadel auswendig. Und hochpreisliches Publikum läßt meine Schulzeugnisse davon gelten. Mag „der Volkswirt“ sagen, unsre Schulen waren schlecht; aber das Volk besteht eben nicht bloß aus Volkswirten. Unsre Stundeneinteilung zwischen Buchen- und Fichtenwäldern war freilich nicht

volkswirtſchaftlich, aber angenehm war ſie! Das ſieht wie eine Rede pro domo aus, iſt aber doch nur ein Zeugnis der Wahrheit. Ich bin dieſes Zeugnis ſchuldig und ich zahle ſie gern, dieſe Schuld. Zwei Namen ſind in meinen bildungsfähigſten Jahren meine einflußreichſten Bilder geworden: Mozart und Neuweg. Mozart erzog mich durch das Bildungsmittel der Kunſtliebe, Neuweg der Naturliebe. Was ich dieſem Doppelgeſtirn meines Jünglingsalters verdanke, iſt nicht auszuſprechen oder vielmehr ſehr leicht, nämlich: alles! Dieſe Erziehung griff mich an jenem richtigſten, aber ſo dunklen und ſchwer findbaren Punkte an, wo die äſthetiſche und die moraliſche Bildung eins iſt. Dunkel und ſchwer findbar iſt der Punkt, dergeſtalt, daß ſelbſt ein Schiller geradezu ſagen darf, er halte Äſthetik für ſo wenig abhängig von Sittlichkeit, daß er ſie faſt für unvereinbar mit ihr hält. Glücklicherweiſe kein Behaupten, ſondern doch nur ein Dafürhalten! Aber das Auszudrückende iſt damit ausgedrückt: die dunkle Gegenwirkung beider. Sagen läßt ſich das nicht, ſelbſt von einem Schiller nicht; nur erleben und dann bezeugen. Das iſt mein Fall. Mozart überwältigte mich mit einer Zauberkraft, die nur er hat, durch die ungeheure Nobleſſe, womit er alles, und ſo auch das Niedrige, behandelt. Und wenn irgendwo, ſo verſteckt ſich in dem Worte gemein, wie in dem Worte edel der Kreuzungspunkt, in welchem aus der Äſthetik der Begriff ſchön und aus der Moral der Begriff häßlich geheimnisvoll zuſammentreffen und einen Augenblick lang eins werden.

Von Mozart geht eine Abſtoßungskraft des Gemeinen aus, welche den guten Muſikanten für ewig zum guten Menſchen macht. Neuweg anderſeits bildete mich — aufs kürzeſte geſagt — wie eine glückliche Jugendliebe! Welche weibliche tut das? Wen ſie nicht vergiftet, d. h. mit der Bitterkeit der Enttäuſchung

erfüllt, dem koſtet ſie höchſtens ein Lächeln. „Kälberliebe!“ ſagt dann der Sprachgebrauch. In der Naturliebe gibt's keine Kälberliebe. Sie allein ſenkt ein Reis ins junge Herz, welches zu einem nie belächelten Ernſt des Charakters aufwachſen kann. Warum mir das nicht die Naturliebe der ganzen Wiener Naturſchönheit geleiſtet? Vor allen Naturſchönheiten, die ich liebte, zog mich Neuweg endlich an und hielt mich feſt. Neuweg lehrte mich in der Liebe die Treue. An der Treue aber bildet ſich Selbſttreue und ſo veräſteln ſich tauſend feine ſittigende Einflüſſe durch den ganzen Charakter. —

Den Ausflug nach Kaltenleutgeben hin und zurück machte ich in meinen Schülerjahren an einem Nachmittag. Der Ort war damals ein echtes Waldbauerndorf, ohne Ackerbau, zumal ohne Fremdenbau; es gab nichts als Heu und Holz. Ein Unikum hatte er noch, die Kalköfen. Um ganz Wien war das im Tale von Rodaun nach Kaltenleutgeben ein neues Schauſpiel. Es gewährte ein eigentümlich friedſames und doch wieder maleriſch-wildes Bild, wenn abends die rote Scheiterglut leuchtete, und im Spätherbſt wurde es ja ſchon Abend, wohl auch Nacht auf meinem Rückweg. Im Dunklen ſtolpernd, fiel ich bei Hetzendorf einſt über eine lange Eiſenſtange — und das war die erſte Entgleiſung auf der Südbahn! Ich verwunderte mich, ſah aber das Feld entlang eine zweite, dritte, ja viele dieſer ſeltſamen Stangen verſtreut und nun dämmerte mir auf, daß man in der Stadt von einer Wien-Gloggnitzer Bahn ſpreche. Es waren die erſten ihrer Schienen, die da umherlagen. Wo Kaltenleutgeben zu Ende iſt, ſteht links ein wilder Birnbaum. Im Herbſt waren mir die reifen Holzbirnen, die ins Gras herabfielen, nicht gleichgültig. Bis zu dieſem äußerſten Endpunkt durchſchritt ich daher die lange Ortszeile. Dann aber hieß es unerbittlich:

Rechts um! Und doch wäre es juſt hier am ſchönſten geweſen; man ſah bei dem Baume in eine lauſchige Seitenſchlucht voll Wald und Wieſen hinein und ſah den geheimnisvollen Verſteck nicht zu Ende, wie er ſich krummhörnig in den Berg hinein wühlte. Ah, hier müßte man, ſtatt aufzuhören, erſt anfangen! Hier erſt könnte man die ſtaubige Straße verlaſſen und ganz „untertauchen“! So ſeufzte ich oft, aber ſolche Jugendſeufzer ſind noch nicht hoffnungslos! Ich brauchte mir zu meiner Entdeckungsreiſe nur einen ganzen Tag, ſtatt eines halben, zu nehmen, und das tat ich denn endlich. Ich paſſierte meinen Birnbaum ſchon in früher Vormittagsſtunde — und nun ging's ins wonnevoll Unbekannte! In meiner Bergenge ſtieg man gleich anfangs bergan, denn die Talrinne iſt doch gar zu ſchmal, überdies von zuſammenſickerndem Quellwaſſer verſumpft. So ſchlängelt ſich der Graspfad die „Leiten“ hinauf. Im Hintergrunde kommt ein Waldſtück, nach dieſem eine zweite und höher liegende Grasmatte. Die gibt ſchon eine „Ausſicht“, einen Rückblick auf die weißſtaubige Straßenzeile, die wir verlaſſen. Wir ſind ſchon weit außerm Schuß, wir ſind ſchon „tief drin“.

Die zweite Wieſe war auch ſteiler als die erſte und bald ſind wir ganz auf dem Rücken des hieſigen Höhenzugs. Noch einmal empfängt uns Waldſchatten droben und das iſt jetzt erſt der rechte. Keine Lichtung, keine Waldwieſe und Waldblöße durchbricht ihn mehr; wir kamen aus den Vorhöfen ins Heiligtum! Ein dichter, alter Wald, ein zuſammenhängender Waldſchluß. Unten Wurzel an Wurzel, oben Wipfel an Wipfel. Alles verſchränkt, vergittert, zuſammengewachſen. Hoher Ernſt, feierliche Stille, erhabenes Dunkel. Ewige Schattennacht in den hochgewipfelten Baumkronen, auf dem ſchwarzen Waldmoderboden von Regen zu Regen ewige Feuchte. Am heißeſten Tage ging ich hier labend-

gekühlt, im Winde windgeschützt, im Regen wie unter einem Dach. Ja, der Wald ist ein Haus — domus und Dom!

Der Wald, von dem ich spreche, hat aber noch eine eigene Tugend. Ist man von Kaltenleutgeben diese Steilseiten heraufgestiegen, so wandelt man droben stundenlang — eben. Der Bergrücken ist wie ein Pferderücken, horizontal profiliert, nicht kamelhaft gebuckelt. Es gibt nicht viele Waldreviere, die auf längere Strecken eine so bequeme Wandelbahn bieten. Und nun der Endpunkt der Wandelbahn! Der Hochwald erstreckt sich gegen „die Sulz" hin. Lange hat er uns zu beiden Seiten begleitet. Auf einmal kommt irgendwo eine Stelle — wir würden vorübergehen und nicht ahnen, was wir versäumen. Da steht aber rechts eine Buche, himmelhoch, schauerlich-ehrwürdig, ein wahrer Druidenbaum, daran sind fromme Bilder befestigt. Das ist ein Merkzeichen. Das Zeichen bedeutet: Schau links! Aber was sehen wir links? Statt Hochwald Buschwald, statt Stammholz Stauden. Ist das alles? Noch eine Kleinigkeit! Ein sachtes Steiglein schlüpft da hinein, das spricht mit spitzestem Mündchen: Geh nicht in die Sulz. Hier ist's schöner. Komm, folge mir! Wir treten in die mannshohen Stauden, lassen uns das Haar zausen, die Nase kitzeln, den Hut peitschen, kurz, lassen der Waldfee ihren kindischen Mutwill. Guck, da versteckt sich die Waldfee. Der Busch tritt zurück und vorritt — ein Waldfeenpalast von herzerschütternder Majestät!

Vor allem schlägt uns der Schneeberg entgegen, jenes furchtbarschöne Geisterweiß — mitten im Grün und Blau, überall ein Posaunenstoß von Farbe und Masse! Aber welches Spielen von Flöten, Harfen, Geigen, welche Musik von der fernen Posaune bis zu uns heran! Welches Meer von Bergen und Wäldern dazwischen! Stufe über Stufe, Terrasse über Terrasse

ein harmoniſcher Aufbau vom zarteſten Hügel bis zum Hochgebirgshintergrund! Welche Linien! Wie frei im einzelnen, wie rhythmiſch in der Geſamtwirkung! Welche Farben! Welche Polychromie des Grün von der hellſten Birke bis zur ſchwärzeſten Tanne! Und welche Anordnung! Hier nicht geſpart, dort nicht gehäuft — ich habe ſpäter Landſchafter hiehergeführt und ſie gefragt, wie ſie dieſe „Vedutte“ zum „Ideal“ umkomponieren würden, aber jeder ſagte: Sie iſt ſchon idealiſch. Mitten im Fluß dieſes Wellenlinienmeeres beharrt ein ruhender Punkt — Schloß Wildegg. Nicht einmal das bliebe dem Künſtler übrig, am richtigſten Punkt die richtigſte Architektur anzubringen. Sie iſt ſchon da. Keine Zwingburg von Finſternis, kein Paſtetchen moderner Süßlichkeit; etwa ein wehrhafter Meierhof, ländlich wie ſeine Umgebung, aber auch Schutz und Schirm für ſie. Es iſt unmöglich, das Gebäude ſich paſſender zu denken. Es ſieht aus wie ein alter patriarchaliſcher Landedelmann, der auf den Knien Enkel wiegt, aber um die Bruſt noch den Harniſch ſchnallt.

Der Wienerwald iſt nicht arm an ſolchen Fernſichten. Aber heiße es nun Hermannskogl, Tulbingerkogl, Tropberg, Sophienalpe; überall ſind es Punkte, von denen man's erwartet und die dafür bekannt ſind: Häupter, Gipfel, kurz einzelne Hervorragungen. Auf dem Höllenſteinberg, nämlich dem unſrigen, der mehr die Plattform als die Gipfelform hat, iſt man ſo lange im gleichen Niveau gegangen, war man auf allen Schritten ſo waldbedeckt und begraben, daß man den Berg vergeſſen konnte und nur die Waldmacht fühlte. Hier am wenigſten hätten wir auch ein Bergpanorama erwartet. Überall ſind es von der Natur faſt anſpruchsvoll gebaute Altane, hier iſt's wie eine zufällige Mauerluke, die ſo Köſtliches ſehen läßt. Und — was ich wenigſtens lobe — ſo gut wie das Land-

ſchaftsbild iſt auch die Luftperſpektive eingerahmt; ſie iſt nicht grenzenlos im Geſchmack derjenigen, welche an der Luft die Form nicht empfinden und nicht Luftmeer genug haben können. Das Bild, das ich zu beſchreiben verſuchte, wird in all ſeiner Größe auch darum ſo ſüß und lieblich, weil es nicht mehr Luft hat als es braucht. Und das war wohl die letzte und zarteſte Feile, die ihm der große Künſtler gewährte.

Alles in allem: Zwiſchen uns und dem Schneeberg, ſo lang auch die Luftlinie iſt, gibt doch nicht die Länge, ſondern die Rundung die Form an. Das Bild iſt ein ungeheurer Waldſchoß. Nirgends ausgeſtreckte Arme und Beine, nirgends ein Hinausfallen ins Leere, ein Hereinragen von Lücken; alles geſchloſſen, trotz der Weite des Sehfeldes faſt traulich geſchloſſen. Ich kann es nicht anders ſagen: ein Schloß, eine Muſchel, eine Concha d'oro.

Von Wildegg trennte mich ein kleiner, allerliebſter Abgrund. Eine Talfalte jener kurzen und enggedrängten Form, welche man in Öſterreich überall Graben nennt. Der Abhang war drüben Fichtenwald, hüben ein Wieſenhügel mit Obſtbäumen bepflanzt. Alſo Kulturgrund. Ich wunderte mich daher nicht, indem ich auf meiner Seite hinabſtieg, ein paar Häuſerchen drunten zu finden. Wie in der Aſtgabel ein Vogelneſt, verſteckte ſich ein Weiler in dieſem Talwinkel. Auf Wildegg zu durchmarſchierend, hätte ich die ſchüchterne Klauſe bald unbeachtet liegen gelaſſen. Da fiel mir links eine Laube ins Auge. Vier ſtarke Pfoſten, von Tannenreis ein Dach, auf der Windſeite ſogar eine Wand. Das tut kein Bauer für ſich. Ein geräumiger Wirtstiſch ſtand in der Laube, alſo handgreiflich eine Einkehr. Ländlich und einladend genug nach einem Marſch von Wien und ohne Aufenthalt in Kaltenleutgeben! Halten wir an; Wildegg iſt uns immer noch ſicher. Was ich hier haben konnte? Weder Bier noch Wein; mein

Grabenbauer war kein Wirt, meine Zeit nicht die der Gewerbefreiheit. Also nichts da von Gärung und Alkohol, kein Produkt von Reben und Gerste! Aber ein Genußmittel überraschte mich hier, das mir völlig neu und unbekannt war, davon ich niemals in meinem Leben gekostet — und das war Milch! Aus Büchern und vom Hörensagen lag mir das Wort zwar im Ohre, — „doch ein Begriff muß bei dem Worte sein.“ Wie begriff ich jetzt Milch und indische Kuh-Heiligkeit! Das unterste meines hiesigen Milchtopfes wäre in Wien noch das oberste Obers gewesen. Was hier aber Obers, Rahm, Sahne, Creme war — jenes zolldicke Waten in Seligkeit, wer nennt es? Nur ein Wort aus der Göttersprache! Wie eine umgekehrte Proserpina kostete ich, und — gehörte von Stund' an dem Himmel!

„Haben diese drei Hütten hier auch einen Namen?“

„Ei freilich.“

„Wie heißt diese Einschicht?“

„Neuweg.“

Dieses Wort wurde der Name meiner zehnjährigen Gemütsheimat! Zu ungezählten Malen kam ich heraus und gewöhnlich übernachtete ich auch in Neuweg. Da war ich erst ganz hier zu Hause, denn nur wo man schläft, ist man's. Das wahre Besitzen ist ein Beliegen und trefflich nennt's das österreichische Landrecht: „Mit dem Rücken besitzen.“ Das Übernachten aber trug mir den unschätzbaren Gewinn der Morgen- und Abendstunden ein. Jenes schmerzvolle Nachhauserennen, wenn der Abend just am erquickendsten wird, jenes Besenfzen der städtischen Morgenröte, die das bürgerliche Hutmacherschild verklärt, statt den tauschweren Tannwipfel und das schauernde Birkenlaub, jener Verlust der seelenvollsten Geisterstunden des Tages, welcher das unterm Hausmeisterschlüssel aufwachsende Wienerkind um den Gotteshauch im Menschenleben betrügt, —

dieſes Tierjoch konnt' ich jetzt abſchütteln. Neuweg erzog mich zum Menſchen. Manche Umſtände trafen zuſammen, daß ich in dieſem Waldboden Wurzel faſſen konnte. Der Zauber der Waldromantik tat's nicht allein. Wir ſind ja reich an Wäldern, aber um ſie zu genießen, wie mein Neuweg mir's erlaubte, hätte ich lange ſuchen können. Am glücklichſten fügte ſich's ſchon mit den Hauswirten. Bauer und Bäuerin waren von guter Art, gefällige, dienſtwillige Menſchen, welche den Gaſt treuherzig aufnahmen und behaglich verſorgten. Und beides beſcheidentlich, anſpruchslos, ohne Servilität des Gewinns. Ach, man zahlte ja überhaupt nicht; das Geld war damals nur ein Vorwand fürs Schenken und Geſchenknehmen! Eine ſeltene, ja einzige Glücksgunſt war ferner die bequeme Unterkunft. Das Bauernhaus hatte an der Langſeite nur eine Küche, links den Viehſtall, rechts das Wohnzimmer mit einer Nebenkammer. Das war alles. In dieſem corps de logis hätten ſich Wirt und Gaſt wohl nicht ſehr zwanglos bewegt. An der Querſeite aber ging man den Hügel hinan, in den ſich das Haus rückwärts hineingebaut und dort gab's ein Oberſtübchen, das mehr als eine Dachkammer, das durch die hügelige Eigentümlichkeit des Baugrunds ein Stöcklein für ſich und ein ganz anſtändiges Zimmergeviert war. Ein „Gang" und darüber ein Vorlaubendach markierten es ſchon architektoniſch als eine kleine, gänzlich ſeparierte Welt von vier eigenen Pfählen. Das war das Fremdenzimmer. Wahrlich, eine Bequemlichkeit, worin wohl manch beſſeres Haus dieſer niederen Talhütte nachſtehen könnte. Man blieb dort oben völlig unberührt vom unteren Hausweſen, weder geſtört noch ſtörend ſich ſelbſt überlaſſen. Dieſer kleine Zug war von großem Einfluß für den Komfort. Der Bauer macht früher Nacht als der Städter und wie gut ging man ſich hier aus dem Wege. Oft nachtwandelte ich noch

lange auf dem mondbeglänzten Hügel herum oder ließ mich vom Wehen der Nachtluft begeistern, das für mich etwas Heiliges hat. Ja, auch ein leiser Regenfall, der ins Baumlaub hineinmurmelte, lockte mich eher aus dem Dach als unters Dach oder es tat's schon der Erdgeruch, den die nächtliche Lebenswelt unsers Mutterbodens urstoffgärend um sich haucht. Dabei setzte ich niemand in Verlegenheit, als höchstens den weißen Blaßl, der mein geisterhaftes Herumschleichen anbellte, aber wedelnd sich schämte, wenn er die wohlbekannte Stimme hörte. Zu anderen Malen hatte ich wieder seiner Romantik etwas nachzusehen, denn oft bellte er hartnäckig und leidenschaftlich in die lange Nacht hinein — nicht etwa, weil Abruzzenräuber in den friedsamen Talgraben einbrachen, sondern weil er ein köstliches Abenteuer verschlafen, ein Rehböcklein, das dicht vorm Winde an seiner Nase vorbeiwechselte, worüber der trostlose Jagdenthusiast alle Haare sich ausraufen wollte.

War ich nachmittags nach Neuweg gegangen, so blieb, zumal im Hochsommer, bis zur völligen Nacht noch immer ein Tagesrest übrig. Auch der wollte nach kurzer Rast wieder verwendet sein. Ohnedies war Bewegung wünschenswert, wenn ich zum ersten Imbiß Milch und etwas Brot genommen, aber als schwacher Esser auch Appetit fürs Souper haben sollte — jenen preiswürdigen Kaiserschmarn, der mehr Kaiser als Schmarn war und der allein schon zu sagen schien, daß Cäsar doch nicht umsonst gelebt! Nun gleicht Neuweg allerdings einer Mausfalle und Bewegung, sollte man meinen, ein tüchtiger Auslauf, wäre dieser Schlucht noch am meisten versagt. Aber — Herz, was begehrst du? Jetzt erst bewies Neuweg, daß es ein Sonntagskind und ein Glückskind nach allen Seiten. Die Schlucht hat Spaziergänge. Dort liegt Wildegg, hier Johannstein! Also eine Umgebung, eine nächste Um-

gebung, just recht für meine Zeitabschnitzel, dazu eine interessante und überdies eine leicht zugängliche.

Über den fichtenbewaldeten Hügel, am Hafterfeld und längs der Hutweide hin, geht's wegsam genug nach Wildegg; den Bach unseres Talgrabens hinab in den Tiergarten von Johannstein. Berühmte Namen, ein Dioskurenpaar von Waldpoesie! Beide Schlösser nicht weiter als zwei, höchstens drei Viertelstunden und was vollends mit Zauberei zugeht, in so naher Nachbarschaft zwei ganz verschiedene landschaftliche Charakterbilder, eine Abwechslung, die in Stimmung und Ausdruck fast bis zum Gegensatz geht. Soll ich diesen Gegensatz aber bezeichnen, so könnte ich's unmöglich besser und kürzer tun, als unter dem Motto: Schau um dich und schau in dich! Schau um dich, gilt für Wildegg. Man kennt sie, jene freiragende Felsenklippe, auf welcher das Schlößchen sich auftürmt. Nicht hoch genug zur Vogel-, nicht tief genug zur Froschperspektive, hat es in seinem Kranz von Bergen, Wäldern und Weiden kein Hinüberschauen, aber ringsher ein Aus- und Umschauen, und zwar von schönster Abrundung und glücklichster Mitte. Alles ist ihm nah und auf seiner steilen Isoliertheit doch wieder entrückt. So wird der Geist seiner Lage die Heiterkeit, eine süße Vereinigung des Großen und Lieblichen. Wie in ein Grabtuch hüllt sich Johannstein. Hier ist alles eng, klammartig, verschleiert, verinnerlicht, das Landschaftsauge fast wie gebrochen, wenigstens schlafend und träumend, und denkt man sich's offen, so hat man nur das: Schau in dich. Schon die ersten Schritte atmen diesen Charakter. Die Bachrinne, welcher wir folgen, wird alsbald zur Schlucht und zum Absturz. Tief und steil ist das Beet, wildverwachsen, durch Schatten und Enge ein ewiges Nachtbild. Im Hinweg schauerlich, war es in der Finsternis meines Rückwegs oft Schrecken und Grausen. Banditen würden Blut

weinen über dieſe Verſchwendung; ſie hätten zu ganzen Kompagnien in jenem Hohlwege Platz, der, wie es die „ſchönſten Häfen der Welt“ gibt, der ſchönſte Hafen für Landpiraten. Der Bach tritt in den Tiergarten von Johannſtein unter der Mauer ein, der Wanderer auf einer Zaunſtiege über ſie. Hier iſt der engſte Punkt dieſer ganzen, ohnedies beſtändig verknoteten Bergregion. Die kleinen Weiher von Johannſtein ſind doch ein winziger Talgrund; aber die Bergſeiten, die ihn bilden, ſchlagen hier vollends wie zwei Torflügel zuſammen und ſperren hermetiſch. An dieſem Punkte aber liegt Johannſtein. Gleich bei der Zaunſtiege geht man auf einem Geröllſteig ein wenig bergan und findet im wildwuchernden Waldverſteck die letzten Steintrümmer des Schloſſes. Der Kletterer erobert ſich ein Stück Turmfenſter oder rahmenloſe Söllertür und erreicht jenes Etwas, das hier einer Ausſicht gleicht. Wir ſehen den hinteren der zwei Weiher, ein ſmaragdgrünes Raſenſtück, Gefels und Buchwald im nächſten Drang um uns her. Eine kleine einſilbige Welt! Melancholiſch, düſter, in allem das Gegenſtück von Wildegg. Sogar in kleinſten Zufällen. Dort ſprudelt zum Beiſpiel das Waſſer als ein friſch lebendiger Quell in der Brunnſtube, hier murmelt die Wieſenquelle mit jener halblauten Schüchternheit, womit man einen Schlafenden zu ſtören fürchtet und verſenkt ſich gern und bald in den ewig ſtillen Weiher, der, wenn er auch nur künſtlich, der empfundenſte Ausdruck dieſes Naturbildes iſt. Bei Wildegg bevölkert man ſich die langbeſonnten Hutweiden gerne mit Herdegeläute und peitſchenknallenden Halterbuben; bei Johannſtein können die verſteckten und frühbeſchatteten Waldwieſen nur eine Beſtimmung haben: Elfentanz im Mondſchein! Bergan liegt dieſes wie jenes Schloß: aber Wildegg höher, vor allem freier, Johannſtein tiefer am Abhang und der Berg reicht mit ſchattenſchweren Waldmaſſen

noch weit hinauf. Da kauert es denn wie einer, der von einer Treppe herab einen glücklosen Gang gemacht; auf den untern Stufen bricht er zusammen, verhüllt sich und weint! Voll dieser Bilder, Stimmungen, Eindrücke und Phantasien hat sich dem jugendlichen Versuch manches zum Verse gefügt, was vor billigen Lesern vielleicht heute noch druckfähig wäre. Hier aber droht sich der Weg aus der Landschaftsschilderung in die Biographie zu verirren. Es ist Zeit — wenn nicht zu schließen, doch abzubrechen.

Wie Amerika schon vor Kolumbus entdeckt war, so war es Neuweg auch vor mir. Der erste Entdecker bin ich nicht. Als ich ankam, fand ich das weltfremde Waldtal von einigen Vorläufern besiedelt, drei oder vier Wienern aus dem Beamten- und Bürgerstande. Sie waren Stammgäste des Orts, was jeder echte Naturfreund, was jeder echte Mensch wird, denn beharren, nicht wechseln ist Gemütsleben. Aber bei dieser Gruppe blieb es. Neue Zuzügler kamen nicht. Diejenigen, welche kamen, waren immer die Alten und kamen immer von neuem. All meines Gedenkens sah ich keine fremden Gesichter. Ja, wir sahen uns selbst nicht. Mit jenem Takt, den nur Eingeweihte haben, gingen wir uns zart aus dem Wege. Ohnedies bildet jeder Gewohnheitsbesuch sich von selbst zum jour fixe aus; wir kannten unsere Tage und schonten sie. Jeder ließ dem andern die liebgewordene Einsamkeit, die er suchte, ganz und voll. Nach Jahren fragt' ich dem Primas der kleinen Gemeinde nach. „Er hat halt gar alles erobern wollen," sagte der Bauer, der zu berichten hatte, — daß er in Ungarn gefallen! Ob von den zwei oder drei andern noch einer am Leben? Mit Grüßen kann man nicht verschwenden, nur geizen — er sei gegrüßt!

Inhalt.

Seite

Präludium.

Menschenleben 7
Süden 7
Ich denke dein 8
Amielpaar 9
Glück im kleinen 9
Das Reh an sein Kitzlein 10

Feuilletone.

Richard Wagner. Oper und Drama. Tannhäuser . . . 11
Die künstlerische Konzeption im philosophischen Zeitalter 24
Das Illustrationswesen 30
Der Tod des Königs Max von Bayern 36
Ein wissenschaftliches Denkmal des Königs Max von Bayern 42
Ein Besuch in Wien 49
Die Kälte und die Weltgeschichte 57
Epilog des Karnevalphilosophen 62
Alban Stolz, ein katholischer Charakterkopf 67
Zeichen und Wunder 102
Der Moden-Philosoph 108
Ein Kapitel von der Liebe 121
Deutsche Eulenspiegel 131
Die Taglieder 144
Der Spleenklub 155
„Georgi“ am Ersten Mai 166
Das Urteil der Phryne 168
Aspasia und die Philosophen 174
Das griechische Klärchen 180
Vom deutschen Seestaate 189
An Herrn Professor Karl Vogt in Genf 211
Die Achsen des Optimismus und Pessimismus 217
Eine Prophezeiung 227
Klosterneuburger Weinranke 234

	Seite
Mein Kaisertraum	239
Ein ruhiges Wort	244
Von Hebbels Moloch	252
Ein unsterblicher Narr	267
Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank	275
Lizenz und Prüderie oder Adel und Bürgertum	280
Der Krieg und das lettische Mädchen	293
„Tiedche'n auch eine Pille"	297
Dem Genie seine Anerkennung	300
„Die Welt wird alt und wird wieder jung"	303
Vom Prater-Vandalismus	306
Österreichische Sinne	311
Der Hofrat und der „Raum"	318
Die Einsamen	324
Der gordische Knoten der Todesstrafe	329
Am Grabe eines Selbstmörders oder die Verzweiflung der Heiteren und die Heiterkeit der Verzweifelten	336
An der Wiege von Kaulbachs „Nero"	340
Judas Ischariot und sein großer Krach	348
Epilog zur Wiener Weltausstellung	355
Eine freie Phantasie beim Tode Quetelets	361
Das Kloster auf zwei Wagschalen	367
Der Staat und sein Staatsbürger	375
Zur Ethik des Schlachtmessers	382
Der Mensch und der Affe	389
Ich suche im Nebel meinen Weg	396
Als ich flügge ward	403

Bayerische Staatsbibliothek München

In der

Allgemeinen National-Bibliothek

Theodor Daberkow's Verlag

in Wien VII/2

sind von **Ferdinand Kürnberger** erschienen:

Das große und das kleine Los. Lebensbild. 12.
Die Versuchungen der Armen. Novelle. 19.
Der Drache. Novelle. 25.
Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nachlaß.) 132.
Heimlicher Reichtum. Novelle. (Nachlaß.) 136.
Giovanna. Novelle. 142.
Das Kind mit dem Briefe. Ein Wintermärchen. Ein Brautpaar in Polen. Novelle. 148/149.
Der Windfall. Novelle 157/158.
Die Braut des Gelehrten. Novelle. Mit Porträt nach einer Photographie. 166.
Quintin Messis. Ein Schauspiel. (Nachlaß.) 260/261.
Die Sängerin von Augsburg. Ein mittelalterliches Frauenbild. Der Schulmeister Krachenberger. Novellette. (Nachlaß.) 262.
Die Kinder der Vornehmen. Novelle. (Nachlaß.) 363.
Aug und Ohr. Novelle. (Nachlaß.) 264/265.
Das Trauerspiel. Lustspiel. (Nachlaß.) 299/300.
Firdusi. Drama. (Nachlaß.) 301/302.
Das Pfand der Treue. Bürgerliches Schauspiel. (Nachlaß.) 303/304.
Catilina. Drama. 330/331.

Jede Nummer der „Allgemeinen National-Bibliothek“ kostet 20 h = 20 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Am 1. Oktober 1903 erschien:

Ferdinand von Steinwand's sämtliche Werke.

Herausgegeben von

Jos. Fachbach E. v. Lohnbach.

Mit zwei Einleitungen von **Franz Christel** und Dr. **Wolfgang Madjera.**

Erster Band (mit dem Bildnis des Dichters): Deutsche Klänge aus Österreich. Johannisfeuer. Gräfin Seelenbrand.

Zweiter Band: Dramen.

Dritter Band: Der Geisterzögling. Epische Gedichte. Kryptofloren. Abhandlungen. Aphorismen.

Preis der drei Bände 10 Kronen.

Alle hervorragenden Zeitungen des In- und Auslandes haben umfangreiche Besprechungen gebracht und ihrem Staunen Ausdruck verliehen, daß ein solcher Zeitgenosse unbeachtet bleiben konnte.

Zur Ostermesse 1905 gelangt ein Band „Briefe" zur Ausgabe.

Theodor Daberkows Verlag in Wien VII/2.

Mariahilferstraße 12/16.

Schriften
des
Literarischen Vereins in Wien.

VIII.

Ferdinand Kürnbergers Briefe an eine Freundin (1859—1879).

Herausgegeben
von
Otto Erich Deutsch.

Wien 1907.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Ferdinand Kürnbergers Briefe an eine Freundin (1859—1879).

Herausgegeben

von

Otto Erich Deutsch.

Wien 1907.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Auch dieses Vorwort ist eigentlich ein Epilog, der leicht in eine Apologie des Herausgebers ausarten könnte. Der aber will, am Ende langwieriger Vorarbeiten, für dieses erste Kürnberger-Buch nicht nur die großen Schwierigkeiten ins Treffen führen, die der Briefkommentar bei einem „der Zukunft reponierten" Dichter mit sich bringt. Er will auch gerne gestehen, daß ihm diese Briefausgabe einigermaßen erleichtert worden ist: durch Kürnbergers Nachlaß, den er glücklich wiederfand, und durch den Verkehr mit der Adressatin, die er vor einiger Zeit noch am Leben traf.

Und warum sollte der Herausgeber nicht auch gestehen, daß ihm diese Arbeit eine helle Freude war und ihn im voraus gegen die Unbill der strengsten Kritik gefeit hat? Sie bedeutete für ihn die Erfüllung einer Jünglingssehnsucht; wenigstens eine vorläufige, da die Gesamtausgabe der Werke Kürnbergers noch in Frage steht. Sie bedeutete aber auch die Erfüllung einer Jünglingshoffnung: der große Deutsche, der größere Österreicher, der Mann in der Geschichte Wiens — Ferdinand Kürnberger war auch ein ganzer Mensch!

Diese Erkenntnis, die aus den bisher verborgenen Briefen an Kürnbergers Lebensfreundin sprießt, ist neu

und überraschend. Flüchtige Bekannte und posthume Freunde hatten mit verblüffender Sicherheit sein Lebensbild verzeichnet. Wenn sich Kürnberger nicht selbst schon gegen die unliebenswürdigen Nachrufer im Streite um seine Persönlichkeit gewehrt hätte, dann wären auch seine treuesten Jünger in die Versuchung gekommen, ihn für einen weltfremden, mißvergnügten Sonderling zu halten. Und wirklich glauben viele aus der kleinen Schar der Kenner und Verehrer Kürnbergers noch heute daran, daß sich nicht nur sein Talent, sondern auch sein Charakter in der Stille der „mehrfach verstockten" Klause gebildet habe, daß der scheu Zurückgezogene unberührt geblieben ist vom glühenden Strom der Welt.

Der Herausgeber dieser Briefe hat das Bewußtsein, den großen Mann schon gekannt und geahnt zu haben, bevor er noch seine Freundin gefunden hatte. Er hat den Kürnberger noch in der Schule lieben und seine Werke bibliographisch sammeln gelernt. Und dann setzte er sich eines Tages hin und schrieb zu irgendeinem Gedenktag einen „Weckruf an Ferdinand Kürnberger". Das Manuskript wurde trotz seines kolossalen Umfanges für eine ehrenvolle Publikation angenommen — offenbar der guten Sache wegen —, aber glücklicherweise nicht gedruckt, bevor der nun doch noch reifer gewordene Autor es zurückerbeten hatte. Einige Sätze seien aus dieser schon vergilbenden Schrift gerettet:

Ein schroffes selbstbewußtes Äußere machte den Dichter für jeden, der ihm ferner stand, geradezu ungenießbar. Aber die abstoßende Härte war nur an der äußeren Rinde seines Herzens fühlbar: ein Panzer, wie ihn die Natur gerade den edelsten Organismen gegen die zudringliche Mitwelt verleiht. Wer sich einmal durchgekunspert hatte,

dem war's bald wohl und heimlich in diesem guten, treuen Herzen. Und sein Selbstbewußtsein verteidigte Kürnberger damit: „Weil ich nicht Gemeinschaft habe mit den Sudlern, weil ich Achtung habe vor literarischer Produktion, weil mich Unmut über die Liederlichkeit erfaßt, mit der das professionelle ‚Schreibervolk' arbeitet, weil ich auf Sauberkeit des Stiles halte und das, was ich bringe, dem Begriff von schriftstellerischer Würde und literarischem Anstande entspricht, weil ich meinen Wert kenne, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber stolz."

In der Erkenntnis von der Vollmenschlichkeit Kürnbergers liegt wahrscheinlich der moralische Wert dieser Publikation. Die Briefe, aus denen nur allzumenschliche Tagtäglichkeiten (doch etwa die Hälfte des Materials) ausgeschieden wurden, haben zwar vor allen anderen Kürnbergers auch das voraus, daß sie zwanzig Jahre seiner reifsten Zeit umfassen und ohne Konzept abgeschickt, mehr gesprochen als geschrieben worden sind: aber auch in ihnen erweisen sich nur wieder die längst geschätzten Fähigkeiten und Charakterzüge des Stilisten, Denkers, Kritikers, Naturschilderers und Politikers, der wie keiner würdig ist, neben Lessing und Bismarck zu stehen. Ein Erzieher des deutschen Volkes, der selbst die Politik mit Kultur betrieb!

Kürnbergers Name ist in den letzten Jahren wieder zur Scheidemünze des gebildeten Österreichs geworden, ohne daß jeder Makler Auskunft über die Legierung geben könnte. Kürnbergers früher arg verkannte Eigenart ist in jüngerer Zeit von Karl Kraus, Otto Wittner, Hermann Bahr so scharf und treffend umschrieben worden, daß sich der Herausgeber auf eine bescheidene Zustimmung beschränken kann. Sein Amt ist das eines Mittlers, der nach besten Kräften das literarische Erbe Ferdinand Kürnbergers zu retten versucht.

Zur seinen Pflichten rechnet er auch, das Lebensbild des Künstlers getreulich festzuhalten, das bisher in der Literaturgeschichte bedenklich schwankte. Wenn diese Einleitung dennoch keine Biographie Kürnbergers enthält, so erklärt sich das, wie der Fund des ganzen Nachlasses, aus einem glücklichen Zufalle. Es fand sich nämlich unter den ungedruckten Briefkonzepten und -abschriften auch ein Schreiben, das Kürnberger für Konstantin v. Wurzbach, als selbstbiographischen Beitrag zu dessen österreichischem Lexikon bestimmt, aber wahrscheinlich nicht abgesandt hat. Diese fragmentarisch erhaltene und vielleicht auch nie vollendete Lebensskizze, die vor dem Textteil des Buches eingeschaltet wurde, reicht nun glücklicherweise ungefähr bis zu der Zeit, wo die Briefe Kürnbergers an die Freundin einsetzen. Die Bemerkungen, die sich der Herausgeber nach dem Motto „Nulla dies sine sublinea" nicht versagen konnte, ergänzen den Selbstbericht Kürnbergers und seine Briefe vielleicht so weit, daß dieses Buch vorläufig eine Biographie ersetzen könnte[1].

Was Kürnbergers Briefe für die deutsche Literatur bedeuten, ist von den Herausgebern einzelner Stücke und ganzer Serien (am besten zuletzt von Max Morold) so oft gesagt worden, daß hier nur mit des Dichters eigenen Worten der Hinweis erübrigt, was Briefe in seinem ganzen Lebenswerk für eine Rolle spielten. Am 2. Februar 1878, allerdings im unfruchtbarsten Jahre seiner Reifezeit, schrieb Kürnberger an eine Wienerin: „Wer mir begegnet und

[1] Die Anmerkungen beruhen zum größeren Teil auf eigenen Forschungen des Herausgebers. Das Tagebuch Kürnbergers (1863—1879) im Wiener Rathause konnte noch nicht benutzt werden. Nur eine ziemlich verläßliche „Feuilleton-Konskription" Kürnbergers stand zur Verfügung, die von 1865 bis 1877 reicht.

mich fragt: was arbeiten Sie jetzt? dem antworte ich: Briefe. Ich habe es immer gesagt und sage es bei jeder Gelegenheit: Ein Schriftsteller, auch wenn er noch so viele Bände hinterläßt, repräsentiert damit nur den kleineren Teil seiner Tätigkeit; das Meiste, was er geschrieben hat, sind — Briefe."

Und die Empfängerin der meisten Briefe Ferdinand Kürnbergers war unsere Freundin, wie wir die edle Frau von nun an nennen wollen. Der Herausgeber, den kunst- und musikhistorische Studien weitab von seinen Knabenplänen geführt hatten, fand sie von ungefähr, als ihm bei Schubertarbeiten im Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" Kürnbergers verbindender Text zu Schumanns „Manfred" (vgl. S. 389) in die Hände fiel und er sich die Erlaubnis zur Publikation verschaffen wollte. Die Freundin hatte im Sinne Kürnbergers und im Einverständnis mit seinen Erben den Nachlaß verwahrt, als auch der dritte Verwalter gestorben war. Zuerst war V. K. Schembera um Kürnbergers Werke bemüht gewesen, der 1884 schon eine Gesamtausgabe durchzusetzen versuchte; dann Wilhelm Lauser und endlich Leopold Rosner. Trotz allem Eifer war bisher aber nur Stückwerk möglich und dreimal wanderte der Nachlaß Ferdinand Kürnbergers, nur wenig gelichtet, zu seiner Freundin. Die letzte Entführung war hoffentlich die allerletzte.

Die Charakteristik der Freundin soll durch ein Selbstgeständnis und wieder durch ein paar Sätze Kürnbergers gegeben werden, da der Herausgeber nicht mehr ganz unbefangen über sie urteilen kann. Er verehrt in ihr nicht nur eine eifrige Mitarbeiterin, sondern selber eine Freundin, der er zeitlebens ein treues Angedenken bewahren wird.

Drei Briefstellen erzählen deutlich davon, was diese

Frau für Kürnberger bedeutete. Der Brief vom 28. Jänner 1860 beginnt und ſchließt mit folgenden Worten: „Du darf man ja nicht ſagen. Weniſtens in Proſa nicht Aber iſt das nicht ſeltſam? In Verſen darf ich's ohne Anſtand ſagen. Juheh! welche Entdeckung! Künftig will ich in Verſen an Sie ſchreiben. Z. B. ſo:

Liebes Kind, ich danke dir!
Dicht am Herzen ruhſt du mir!
Ob ich ſchweige, ob ich rede,
Dein gedenk' ich für und für
Dieſe Stunde, jene, jede!

— — — — — — — — — — —

Und für dich ſelbſt, mein gutes Kind,
Die beſten treuſten Grüße!
Ich ſtreu' ſie aus in alle Wind',
In alle Bäch' und Flüſſe.
Und wo dein Band im Winde weht,
Da denk: ich hatte dich;
Und wo im Fluß ein Wellchen geht —
Ein Spiegel ſei's für mich!"

Die Freundin hatte den damals kleinen Ort Freiſing in Bayern mit den Worten gezeichnet: „Rings herum nichts und in der Mitte Häuſer mit Heiligenbildern." Kürnberger antwortete darauf am 25. Februar 1860: „Eine köſtliche Definition! Sie haben eine Gabe naiven Humors, von der Sie vielleicht ſelbſt nichts wiſſen; aber ich habe ſie oft bemerkt und mich oft erfreut daran."

Am 27. Oktober 1864 endlich ſchrieb er: „Vor allem meinen Dank für Ihre ſchmeichelhaften Worte über die Winkelmoos-Alm [Feuilleton in der alten „Preſſe", 14. Oktober 1864]. Es ſind ſüße, beglückende Worte, die ich nur allzu lang entbehrt habe. Oft wenn ich etwas gemacht hatte, woran ich meine beſſeren Kräfte geſetzt —

und ich arbeite selten ohne diese —, wenn ich den Beifall meiner Freunde oder wohl gar meinen eigenen gewonnen — da hatte ich den Schmerz: die einzige Stimme, die ich am liebsten hörte, ist fern! ... Ihre Worte sind viel zu schön, und doch getraue ich mir nicht, sie als gewöhnliche Schmeicheleien und Redensarten abzulehnen; denn wenn sie auch mein Verdienst übersteigen, so ist doch zu deutlich, daß Sie nicht bloß lobten, um zu loben, sondern daß Sie Ihre Ausdrücke wählen, um etwas ganz Bestimmtes und Selbstgedachtes damit zu bezeichnen. Sie dienen einem Gefühl und einem Gedanken, welche mit innigster Sinnigkeit aus der Sache selbst geschöpft sind — nur allzu freundlich und liebevoll. Möchte es immer so sein! Es wäre mein schönster Zustand auf der Welt, wenn ich in Ihren Worten hören könnte, was zwar zum Teile mein wirkliches Verdienst ist, zum schöneren Teile aber Ihre Liebe und der Schwung Ihrer Seele. Man sagt oft, die Ehe ist ein Hemmschuh für Dichter, aber das wäre die echte Geist und Herz bereichernde Dichterehe."

Und die Freundin selbst hat nach 1880 in etwa hundert Gedichten bekundet, was Kürnberger aus ihr gemacht hat. Eines davon sei hierher gesetzt:

Wenn ich tausend Lieder fände
In der Tiefe meiner Brust,
Wenn zu singen ich vermöchte
Allen Schmerz und alle Lust:

Zög' von jedem dieser Lieder
Leise zu dir hin ein Klang,
Der du hast, ein Zaubermeister,
Stummem Mund entlockt Gesang.

XII

Die Selbſtbiographie Ferdinand Kürnbergers.

[München, im Frühjahr 1864.]

„Sehr verehrter Herr!

Ihre ſchmeichelhafte Zuſchrift vom 27. Februar iſt mir erſt am 14. April, und zwar durch die Münchner Stadtpoſt zugekommen. Dieſes Umſtandes wegen bitte ich meine Verſpätung zu entſchuldigen.

Ihr Name iſt jedem Deutſchen und Öſtreicher durch langes verdienſtvolles Wirken bekannt; Sie ſind allzu beſcheiden, wenn Sie die Erinnerung desſelben an Einzelheiten wie die Sonntagsblätter oder ſelbſt das biographiſche Lexikon knüpfen.

Mein Gedicht für Schleswig-Holſtein[1] hat mich bei den Kleindeutſchen in einen böſen ſchwarzgelben Ruf gebracht, während auf der anderen Seite Wien und Öſtreich nicht die Notiz davon zu nehmen ſchienen, die es vielleicht mehr verdient hätte als z. B. das poetiſch ſchwache Rheinlied von weil. Nikolaus Becker. Man ſagt: habent sua fata libelli; aber die libelli politici ſcheinen ein fatum fatuum zu haben, um einen ſchlechten Wortwitz zu machen. Ihre freundliche Erwähnung dieſes Gedichtes hat mir daher doppelt wohl getan. Ich danke Ihnen dafür.

Ihr ehrenvolles Verlangen nach meinen biographiſch-literariſchen Perſonalnotizen möge in nachſtehenden Zeilen eine freundlich aufzunehmende Erledigung finden:

---

[1] „Aufruf für Schleswig-Holſtein. Epiſtel an den Kaiſer von Oeſterreich. Gedichtet von Ferdinand Kürnberger. München, 1864. E. A. Fleiſchmann's Buchhandlung (A. Rohſold)." Kl. 8°. 8 S.

Ich bin am 3. Juli 1824[1] zu Wien geboren. Als viertes von fünf Kindern mittelloſer Eltern ſchien mir die Möglichkeit einer höheren Erziehung nicht vom Glücke geboten; doch hielt man es ſelbſtverſtändlich, vor meinen übrigen Brüdern[2] mich „ſtudieren zu laſſen“. Meiner Schullaufbahn lächelten ein paar freundliche Sterne. Als ich die 1. Klaſſe der Normalſchule zu St. Anna beſuchte, hatte ein gemütlicher Öſtreicher, ein adelicher Beamter in Verona, den liebenswürdigen Einfall, für den „fleißigſten und talentvollſten“ Schüler jener Klaſſe, welcher er einſt ſelbſt angehört, eine Einlage von 100 ſ. C. M. in der öſtreichiſchen Verſorgungsanſtalt zu machen. Der Schulvorſtand erkannte dieſen Preis mir zu. Die freudige und ahnungsvolle Senſation, welche dieſes Ereignis in meiner ſozialen Umgebung verbreitete, gehört zu den Lichtpunkten meines Lebens und wie ein Zaubertraum kam es mir vor, in der k. k. priv. Wiener Zeitung neben dem Namen meines Wohltäters auch mich ſelbſt, im 9. Jahre meines Alters, gedruckt zu ſehen[3]. — Eine andere Aus-

[1] Laut dem Taufbuche der Pfarre Mariahilf (Abſchrift vom 13. Jänner 1857) wurde Kürnberger als Sohn eines magiſtratiſchen Laternanzünders und deſſen Gattin Barbara, geb. Girner, am 3. Juli 1821 auf dem Magdalenagrund Nr. 18 (VI., Kaunitzgaſſe) geboren. Kürnberger wußte genau, daß er nicht 1824, ſondern 1821 geboren war, wie ſeine Briefe vom Jahre 1871 beweiſen (S. 188, 213 und 215). Er kam im 9. Jahre an die Normalſchule (1829) und wohl im 13. ans Gymnaſium (1833), das er aber erſt 1840 abſolviert hat.

[2] Kürnberger hatte vier Geſchwiſter: zwei Brüder, Anton (Schullehrer) und Matthias (erzherzogl. Hofhuterer), und zwei Schweſtern, Magdalene und Barbara (verehelichte Adam).

[3] Mit der „Wiener Zeitung“, die Kürnbergers Werke ſtets freundlich beſprach, kam er auch ſpäter noch ein paarmal

zeichnung erlebte ich in der 5. Klaſſe des Gymnaſiums. Das Schuljahr wurde mit Feierlichkeiten beſchloſſen, welche noch lebhaft den Rokokoduft der Jeſuitenſchule atmeten, namentlich ſpielten eine Hauptrolle dabei zwei öffentlich gehaltene Schulreden. Die 5. Klaſſe vertrat ſich durch eine deutſch-metriſche, die 6. durch eine lateiniſche Rede. Dieſe Reden, von Schülern deklamiert, waren von Profeſſoren verfaßt. Als ich nun in der 5. Lateinklaſſe ſtand, (es war am Schottengymnaſium) vertraute der Profeſſor das Elaborat der deutſchmetriſchen Rede den Schülern an, indem er den Verſuch machte, ob ſich wohl eines darunter fände, welches der Ehre eines öffentlichen Vortrages für würdig zu erkennen ſei. Der Verſuch gelang glänzend. Ich hatte einen Epilog in **ottave rime** gedichtet, welchen der Profeſſor mit den ungemeſſenſten Lobſprüchen überhäufte. Er wurde deklamiert, gedruckt[1], verteilt und verſchaffte mir in der Schule und dem der Schule naheſtehenden Publikum

---

in Fühlung: 1848 war er Mitarbeiter ihres Feuilletons und ihrer Beilage, Reporter für die Verhandlungen der Preßprozeſſe ꝛc. 1857 Mitarbeiter der „Öſterreichiſchen Blätter für Literatur und Kunſt“ (Beilage der „W. Z.“, 1853 bis 1857), 1858 des Abendblattes (Novelle); am 14. April 1855 und am 2. Juni 1860 aber wurde er im amtlichen Teile des Blattes von der n.-ö. Statthalterei aufgefordert, binnen drei Monaten (aus Frankfurt und aus München) zurückzukehren und ſich über ſeine unbefugte Abweſenheit im Auslande zu rechtfertigen.

[1] „Epilog bey Gelegenheit der öffentlichen Vertheilung der Schulpreiſe am k. k. Schotten-Gymnaſium in Wien am 7. Auguſt 1839. Verfaßt von Ferdinand Khuernberger, geſprochen von Carl Baur, Schülern der erſten Humanitäts-Claſſe. Wien. Gedruckt bey Carl Ueberreiter.“ 4°. 8 S. Das erſte gedruckte Werk Kürnbergers. Wiederveröffentlicht in Dr. Albert Hübls „Geſchichte des Unterrichtes im Stifte Schotten in Wien“;

das Ansehen eines großen Poeten. Noch lange umschwirrte mich das Wort „Epilog“ auf meinen Wegen, ich lernte mit dem Ruhme zugleich die Last des Ruhmes kennen, denn wirklich wurde es mir zuletzt so beschwerlich wie Goethen die ewige Erwähnung des Werther, die er mit dem Liedchen „Malborough“ vergleicht, welches den Briten verfolgt.[1]

Anstalten, an welchen sich Östreich die Beamten für seinen Hausgebrauch erzog, nannte man in meinen Jünglingsjahren, — Angesichts Berlin und Göttingen — Universitäten! Wenn man will, so studierte ich also an der „Universität“ zu Wien. Ich ergriff kein Brotstudium. Weltgesinnte Anlage schloß die Theologie von selbst aus. In der Medizin hätte ich den Schauder vor dem Seziertisch nie überwinden können[2]. Überhaupt sieht man Poeten zwar Mediziner werden, aber sie bleiben es selten. Jus war von injuria damals nicht zu unterscheiden. Das römische Recht und unser gutes Zivilgesetzbuch ausgenommen, erkannten die Jünglinge längst, was die alten staatsweisen Herren nicht erkannten, nämlich daß Östreich einem wesentlich andern jus entgegengehe als dem, welches in ihre jungen frischen Köpfe gepfropft wurde. Diejenige Fakultät

---

Wien, Carl Fromme, 1907, S. 247 ff. — Kürnberger war zuerst im Gymnasium der Piaristen, dann in der Anstalt der Schotten.

[1] Das spöttische Soldatenlied „Malbrough s'en va-t-en-guerre . . .“ entstand um 1705, als der britische Feldherr John Churchill Herzog v. Marlborough zwischen seinen Siegen bei Höchstedt und Malplaquet tatenlos in den Niederlanden kampierte.

[2] Kürnberger, der bis ins Mannesalter hinein keinen Sterbenden gesehen hatte, ging am 31. Mai 1868 zur letzten Hinrichtung bei der „Spinnerin am Kreuz“, um diese Lücke in

aber, welche ich wählte, Philoſophie und Humanitätsſtudien, ſtellte noch mehr als die übrigen einen leeren Raum vor. Was alſo konnte ich Beſſeres tun, als während der ſonnigen Vorleſungen ins Belvedere gehen, um wenigſtens empiriſche Äſthetik zu treiben? In der Tat verdanke ich der kaiſerlichen Bildergalerie nebſt einem leidenſchaftlichen Anhören Mozarts und Beethovens[1] wenigſtens die Kultur des Inſtinkts, die einzige Kultur, die dem vormärzlichen Öſtreicher erlaubt war! Alles Übrige blieb der Autodidaktik anheimgeſtellt. Wie ſehr aber auch dieſe erſchwert war, zeige folgendes Beiſpiel. Ich verlangte eines Tags in aller Unſchuld die Halleſchen Jahrbücher[2] auf der Staatsbibliothek[3]. Nie werde ich den ſtieren Blick vergeſſen, womit der Bibliothekar mich anſtaunte. Woher ich nur dieſen Titel wüßte? Er ließ ſich nicht undeutlich merken, daß es eigentlich liberal von ihm ſei, wenn er meinen Namen nicht aufſchreibe und der Polizei überantworte. Vom Buche war natürlich keine Rede.

Zenſieren wir nun die literariſchen Anfänge dieſer führerloſen Jugendperiode, ſo werden wir uns begnügen

---

ſeiner Erfahrung zu fällen. Aber im entſcheidenden Moment mußte er die Augen ſchließen, da er ſich erinnerte, daß es ſich hier nicht um Sterben, ſondern um Getötetwerden handle.

[1] Von Mozart liebte Kürnberger beſonders „Die Hochzeit des Figaro“ und „Die Zauberflöte“, von Beethoven den „Fidelio“ und das Rondo der Waldſtein-Sonate.

[2] „Halliſche Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt“, herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer. Halle und Leipzig, 1838 ff.

[3] Kürnberger hatte ſchon 1848 in den „Sonntagsblättern“ die Forderung aufgeſtellt, die k. k. Hofbibliothek und das k. k. Hofburgtheater als Nationalinſtitute zu verſtaatlichen.

müſſen, ſtatt der Kunſtbildung Naturanlage zu finden, jenes mütterliche Erbteil, welches in Öſtreich nicht eben gering iſt. Ich hatte mich auf eigne Hand in allen möglichen poetiſchen Gattungen verſucht. Schon das Phänomen jenes Epilogs beweiſt, daß meine lyriſchen Exerzitien bis in die Kindheit zurückreichen müſſen. Sie waren Nachahmung, und zwar zopfiſche. Ich fing mit einer fanatiſchen Zärtlichkeit für Hölty an, um bei Goethe ſtehen zu bleiben. Die moderne Lyrik perhorreszierte ich. Ihr Weltſchmerz war mir unverſtändlich und ihre Politik verwies ich in die Proſa, — zu Demoſthenes und Börne. Übrigens fühlte ich, daß ich gegen das Zeitbewußtſein im Reſte ſtand, und hatte die Mäßigung, meine lyriſchen Gedichte, die am Ende nicht ſchlechter waren als andere Jugendſünden, niemals drucken zu laſſen[1]. Einzelnes iſt indeß der Erhaltung und Auswahl wert. So z. B. das Gedicht: „Hinter dem Walde ſteht ein Hüttchen," das ich ſpäter in den Amerikamüden einlegte und mit Recht als ein Muſter erklärte[2].

---

[1] Aus den Jahren 1835—1842 fanden ſich in Kürnbergers Nachlaß 30 kalligraphierte Hefte mit Jugendgedichten vor, die der Dichter ſelbſt in zwei ausgewählten Serien (etwa 100 Stück) ſichtete. Vgl. „Öſterreichiſche Rundſchau" vom 1. Dezember 1907 (XIII. 5).

[2] „Der Amerika-Müde." Amerikaniſches Kulturbild von Ferdinand Kürnberger. „Deutſche Bibliothek", 8. Bd. Frankfurt a. M., Verlag von Meidinger Sohn & Comp. 1855. 8°. 504 S. Das Buch, das raſch in 10.000 Exemplaren vergriffen war wurde auch in Meidingers „Belletriſtiſche Hausbibliothek" als Bd. 2 eingereiht. Neuausgabe: Leipzig, Reclam. — Das Gedicht iſt in einer der beiden Sammlungen, und zwar in der 1843 von J. B. Freyberger — „om. del. cor. cor." — zenſurierten, unter dem Titel „Wehmut" enthalten und findet ſich mit ge-

Von meinen dramatiſchen Verſuchen erreichte nur „Quintin Meſſis“ unter wiederholtem Feilen eine lesbare Form. Holbein hatte ihn ſogar angenommen, einſtudiert und ſchon aufs Repertoire geſetzt (Herbſt 49), aber ſchließlich unterblieb die Aufführung dennoch[1].

Meine erſte Novelle: „Des Volkes Stimme — Gottes Stimme“ in Caſtellis Huldigung den Frauen, ſchwebt mir als überſchwänglich und ſo form- und ſtillos vor, wie es nur immer das gute Recht der Jugend iſt.[2]

Der angenehmſte Pickendienſt des jungen Schriftſtellers wird immer der kleinere Journalartikel bleiben. Frankls Sonntagsblätter[3], welche nicht ohne Takt den Anſpruch machten, die jüngeren Talente zu verſammeln,

---

ringen Abweichungen in der erſten Ausgabe des Romans S. 250 f., in der zweiten S. 297 f. George A. Mulſinger meint („German American Annals“, Juni 1903), daß dieſes und das andere Stimmungsgedicht am Ende des erſten Buches „in der Tat an vielen Stellen an Lenaus Produktion“ erinnert.

[1] Aus der Zeit vor der Flucht im Jahre 1848 ſtammen acht dramatiſche Verſuche Kürnbergers und das fünfaktige Schauſpiel „Quintin Meſſis“ („Allgemeine National-Bibliothek“, Wien, Daberkow). Vgl. Leopold Rosners Feuilleton „Laube und Ferdinand Kürnberger“ im „Wiener Tagblatt“ vom 11. Juni 1897.

[2] „Huldigung den Frauen. Taſchenbuch für das Jahr 1814“, herausgegeben von J. F. Caſtelli; XXII. Jahrgang, Wien, bei Tendler & Schaeffer, S. 278 ff.

[3] Kürnberger war 1848 Mitarbeiter der „Preſſe“, des „Freimütigen“, der „Conſtitutionellen Donauzeitung“ und der „Wiener Zeitung“ (ſ. o.). Beſonders beteiligte er ſich aber an den von L. A. Frankl herausgegebenen „Wiener Sonntagsblättern“ (VII. Jahrgang) und ihren Beilagen „Wiener Abendzeitung“, „Kunſtblatt“ und „Literaturblatt“.

ebenſo die Wiener Zeitung[1] unter Stubenrauch und Eitelberger dürften manches lesbare Blatt von mir enthalten. Stubenrauch[2] trug mir einſt einen Kunſtbericht über „Die Frau Profeſſorin“ auf. Ich erinnere mich, daß ich dem Anſehen der Dorfgeſchichte, welche damals im höchſten Zenite ſtand, unerſchrocken entgegentrat und ein Kunſtgenre, welches jetzt mehr und mehr ſinkt, von ſeiner uſurpierten Höhe ſchon damals auf ein beſcheidenes Niveau ſetzte[3]. In den Sonntagsblättern kritiſierte ich eines Tags die Gedichte von Roland (dem Reichstagsabgeordneten Löhner).[4] Als Löhner die Kritik zu Geſichte bekam, äußerte er: der Kürnberger muß ein antiker Charakter ſein. Ich hatte nämlich in ſeinen beſchreibenden und epiſchen Gedichten ein großes Talent gefunden und mir

[1] Die „Öſterr.-kaiſ. priv. Wiener Zeitung“ wurde 1848 zuerſt von Dr. Moriz Heyßler und Dr. Moriz Edlen v. Stubenrauch, dann (ſeit 1. Juli) von Dr. A. Adolph Schmidl und endlich (ſeit Mitte September) von Dr. Rudolf v. Eitelberger redigiert.

[2] Da Stubenrauch erſt am 19. März 1848 Chefredakteur wurde, das Feuilleton aber ſchon im Jänner erſchien, dürfte K. im Namen irren.

[3] Am 15. und 16. Jänner 1848 erſchien in der „Wiener Zeitung“ das im Oktober 1847 entſtandene Feuilleton Kürnbergers „Ein Votum über die Literatur der Dorfgeſchichten“, gegen das Carl Dolde im „Zuſchauer“ (1848, Nr. 22) proteſtierte. Der Aufſatz „Die Frau Profeſſorin von Auerbach und Dorf und Stadt von Charlotte Birch-Pfeiffer“ erſchien am 29. und 30. Jänner, nachdem ſchon vorher in der „Wiener Zeitung“ über das Stück (Burgtheater-Premiere 18. November 1847) ein anderes Urteil gefällt worden war.

[4] ‚Literariſche Charaktere‘ von Ferdinand Kürnberger: 3. „Ludwig von Löhner (Pſeudonym L. Roland und L. v. Morajn)“ im „Literaturblatt“ Nr. 13.

verwundert die Frage gestellt, warum dieses große Talent doch keinen großen Eindruck hervorbringe und keinen großen Dichternamen begründe. Die Antwort hatte ich in den erotischen Gedichten gefunden. Die Liebe sei die Nagelprobe des Menschen, der höchste Exponent seiner Persönlichkeit und hier lasse sich eine sieghafte und bezwingende Macht vermissen. Das Talent auf die Persönlichkeit zu visieren, ist allerdings ein antiker, ein klassischer Zug, er ist der flachen Tageskritik nicht eben geläufig und an einem jungen Menschen mochte er geradezu einzig erscheinen. So hat Löhner das Schmeichelhafteste gesagt, was mir von Anerkennung je zuteil werden konnte.

Die Zensur bildet in der vormärzlich literarischen Laufbahn eines Österreichers eine zu dunkle Partie, als daß ich sie nicht — mit Stillschweigen übergehen möchte.[1]

Endlich brach der Tag der Wanderjahre an. Was das Herz schon längst begehrt, das erfüllten die Ereignisse

---

[1] Außer der erwähnten Sammlung von Jugendgedichten wurde 1846 Kürnbergers dreiaktiges Volksdrama „Ein Trauerspiel im Böhmerwalde" (verloren) von der vormärzlichen Zensur betroffen. Kürnberger hatte es unter der Direktion Alois Pokorny beim Theater a. d. Wien eingereicht und unter 126 Stücken gefiel es — nebst dem „Trunk der Vergessenheit" von Johann N. Bachmayr — dem tüchtigen Regisseur Eduard Jerrmann am besten. Der Zensor Johann Umlauft verbot das Stück ohne Begründung. Er hatte u. a. in dem Satze „Das werden Männer wie die alten Ritter und Helden" (so hieß es lobend von zwei wackeren Knaben) das Wort „Ritter" angestrichen, — „ob es nicht etwa eine Profanation der Kavaliersehre sei!!" (Kürnberger).

faſt gewaltſam. Im Spätherbſt des Jahres 48 ging ich nach Deutſchland.[1]

Ich brachte die erſten zwei Jahre in Dresden, Hamburg und Bremen zu, aber die ſüddeutſche Natur folgte ihren Magneten und erſt in Frankfurt a. M. blieb ich längere Zeit wohnen.[2] Hier war es auch, wo mein Name bekannt zu werden anfing.

Im Herbſte des Jahres 51 dichtete ich das Trauerſpiel „Catilina".[3] Als ich zu meiner Übung im Latein zufällig wieder den Salluſt geleſen, fiel es mir auf, daß Catilinas Leben eigentlich nur von ſeinen politiſchen

---

[1] Kürnberger, der 1848 als Vertreter der „4. Comp. Akad. Corps" Mitglied des Studentenkomitees, d. i. des Ausſchuſſes der akademiſchen Legion in der Nationalgarde, war, verließ Wien am 10. November.

[2] In Dresden wurde Kürnberger wegen ſeines niederen Hutes und ſeiner langen Haare von einem Rittmeiſter auf der Straße arretiert und ſaß neun Monate und acht Tage (Mai 1849 bis Februar 1850) in Unterſuchungshaft. Endlich freigelaſſen, ging er anfangs 1850 nach Hamburg und Bremen, wo er an der „Tageschronik" des Paſtor Dulon mitarbeitete, 1851 nach Frankfurt a. M., wo er fünf Jahre verblieb.

[3] „Catilina", Drama in fünf Aufzügen. Die urſprüngliche Faſſung erſchien 1854 mit der antizipierten Jahreszahl 1855 bei der Firma Hofmann & Campe in Hamburg, die das Werk ſchon 1852 erworben hatte (Klein-8°. 280 S., vergriffen). Kürnberger richtete das Drama 1864 in Graz für die Bühne ein, indem er die fünf Akte auf drei und die Auswahl der mitwirkenden Perſonen von 50 auf 20 reduzierte. Dieſe gekürzte Faſſung erſchien dann ohne Datum (um 1866) bei Dr. G. Ad. Ungár, dem Eigentümer der Wiener „Nationalzeitung", in einer kleinen Auflage als Bühnen-Manuſkript (Groß 8°. 30 S., vergriffen) und wurde jüngſt in der „Allgemeinen National-Bibliothek" von Daberkow neu herausgegeben.

Feinden — Salluſt und Cicero — überliefert iſt. Es ſchien mir, als wenn Waldeck und Unruh — durch die Kreuzzeitung verewigt würden. Und daß ſelbſt Salluſt einige edle und große Charakterzüge ſeines Helden nicht zu verdunkeln vermocht, ſchien nur eine weitere Probe dieſer Analogie. Was aber Cicero gegen den verſchuldeten Anhang Catilinas peroriert, erhielt durch die Beherzigung der römiſchen Schuldgeſetze eine von der beabſichtigten wohl entgegengeſetzte Beleuchtung. So dichtete ich den Catilina, noch ehe ich Carlyle[1] kennen gelernt, noch ehe Mommſens römiſche Geſchichte erſchienen war.[2] Die Auffaſſung des Catilina iſt mein geiſtiges Eigentum. Als Drama hat ſich Catilina die entſchiedene Achtung der Kenner verſchafft, und da Text- und Perſonen-Kürzungen gar wohl möglich wären, ſo werde ich es ſtets für eine unabgetragene Schuld meines Vaterlandes betrachten, daß ihn Wien nicht aufgeführt. Kein Menſch, welcher auf Urteil Anſpruch macht, wird die Fabier[3] oder den Raub der Sabinerinnen[4] über den Catilina zu ſtellen wagen.

Unter dieſen Umſtänden kann dramatiſche Poeſie eine Lotterie, aber kein Beruf ſein. Berufsmäßig kultivierte ich daher die Novelle und den Roman. Meine bekannte Preisnovelle „Das große und das kleine Loos" (welche ihren

---

[1] Thomas Carlyle. „On heroes, heroworship and the heroic in history." London 1846, Berlin 1853.

[2] Und vor Ludwig Napoleons „Histoire de Jules César" (Paris 1865—1866, deutſch Wien 1865), wie Kürnberger an anderem Orte betonte.

[3] „Die Fabier", Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Guſtav Freytag. 1861 dreimal am k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

[4] „Die Sabinerinnen", Tragödie in 5 Aufzügen von Paul Heyſe. 1859 zweimal am k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

Preis gegen Mitwerber wie Paul Heyse und Edmund Höfer gewonnen) brachte mir auf dieser Laufbahn einen ermunternden Erfolg entgegen.[1] Die Novellen dieser Periode finden sich gesammelt: Prag, Bellmann 1856.[2] Diese Sammlung trägt noch stark die Spuren einer jugendlichen und österreichischen Überschwänglichkeit. Aber sie kennt das Maß, welches sie noch nicht zu halten vermag, und macht vielleicht den Eindruck, daß hier die Reife eines Charakters nach einer Reife der Kunst ringt, welcher Licht und Sonne nicht eben freiwillig entgegenkommt.

Hieher gehört auch „Das Goldmärchen", eine novellistische Dichtung, in einem Separatbändchen erschienen.[3] Das Goldmärchen ist eine nationalökonomische

---

[1] Am 5. April 1852 hatte die Redaktion des „Illustrierten Familienbuches zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise" (Triest, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd) zwei Preise für Novellen ausgeschrieben. Die Preisrichter Bauernfeld, Halm und Seidl erkannten den ersten Preis von 30 Dukaten in Gold dem damals in Frankfurt lebenden Nürnberger zu. Seine „gekrönte Preisnovelle": „Das große und das kleine Los. Ein Lebensbild" erschien 1853, im III. Bande des Familienbuches (Folio, S. 33 bis 53), dann in der von Bellmann herausgegebenen Novellensammlung und endlich in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek".

[2] „Ausgewählte Novellen von Ferdinand Kürnberger." Prag, Carl Bellmanns Verlag, 1857. 8°. 400 S. Vergriffen. Alle acht Novellen (aus der Zeit von 1847—1855) erschienen später in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek".

[3] „Das Goldmärchen" erschien zuerst 1855 im Abendblatt der „Donau", die Ernst v. Schwarzer herausgab, dann in der Sammlung „Leipziger Lesekabinett". Pesth, Wien und Leipzig, 1857. C. A. Hartlebens Verlag-Expedition. Klein 8°. 164 S. Vergriffen. Das Vorwort ist datiert: Frankfurt a. M., den 30. Januar 1856.

Allegorie über Arbeit, Luxus, Bedürfnis, Wert ꝛc. Die Erfindung ist glücklich und durchdringt ihren Gegenstand. Die Begriffe sind ausgewachsene Menschen geworden, was nicht von vielen Allegorien zu sagen ist. Elpine (das Papiergeld), welche in gutem Glauben an ihren abwesenden Geliebten (das Geld) ein ganzes Land in Schulden, Verwirrung und Hungersnot stürzt und zuletzt in einem Autodafé verbrannt wird, verwandelt ebenso keck als anmutig das Spiel der Begriffe in Fleisch und Blut von Persönlichkeiten. Leider ist die Sprache dieses Märchens nicht märchenhaft, es fehlt ihr empfindlich an jenem Duft und Kolorit, wodurch Niaiserien oft berühmter geworden sind ..."

*

Noch vor Kürnbergers Rückkehr war im Dezember 1854 sein Vater im 74. Lebensjahr an einer Gehirnerkrankung gestorben. Der gutmütige einfache Mann stammte aus Oberösterreich, war seines Zeichens Schuster und vertauschte diesen Beruf, der ihn schlecht ernährte, mit der Stelle eines magistratischen Laternanzünders. Er soll es bis zum Aufseher in diesem Amte gebracht haben, ohne daß damit auch der Lebensunterhalt für seine Familie gesichert war. Den verschaffte zum größeren Teile die herbe, charaktervolle, wahrheitsliebende Mutter Kürnbergers, eine Wienerin, der Ferdinand ähnlicher war. Sie betrieb einen Blumen- und Gemüsehandel auf dem Naschmarkt... Es läge nahe, das Amt des Vaters für den Sohn symbolisch zu deuten und aus dem Berufe der Mutter die göttliche Grobheit Kürnbergers hereditär zu erklären. Tatsächlich hatte er am 2. April 1848 in den „Sonntagsblättern" ein Feuilleton „Der Radikalismus auf dem Naschmarkt" veröffentlicht, das von den Berufsinteressen seiner Mutter handelt.

Ihretwegen war Kürnberger Ende 1856 trotz des drohenden Polizeiarrestes heimgekehrt. Sie liebte ihren Ferdinand sehr und war stolz auf ihn und seine Zukunft. Allabendlich ließ sie sich durch ihre Tochter Magdalena „Die Donau" holen, um die Novelle ihres Sohnes weiterlesen zu können. Kürnberger wurde damals durch Schwarzer, dem Herausgeber dieser Zeitung, in die anregende Gesellschaft des „Café Gagstädter" eingeführt, wo er sich zum Meister des Schachspieles ausbildete. Diese Kunst und seine anderen Talente verschafften ihm dann die Stelle eines Gesellschafters beim Grafen Stephan Szechenyi, der seine letzten Jahre in Leidendorfs Irrenanstalt verbringen mußte. Jeden Nachmittag wanderte Kürnberger als „Narrenwartel" nach Döbling hinaus. Seine Erinnerungen an den großen Ungarn hat er später in der Wiener „National-Zeitung" (31. Dezember 1865 bis 28. Jänner 1866) veröffentlicht; sie sollen in Ungars Verlag auch als besondere Broschüre erschienen sein.

Aus diesen Jahren vor dem ersten Briefe an die Freundin wäre nur noch zu erwähnen, daß Kürnberger 1857 und 1858 in der Zeitschrift „Faust" (Wien und Leipzig) drei Novellen veröffentlichte. Im Mai 1858, als er zum Sommeraufenthalte in der Brühl bei Mödling weilte, starb seine alte Mutter. Zu Weihnachten desselben Jahres lernte Kürnberger die Freundin kennen.

Jeder ganze Mensch erkennt sich
Bald im Höchsten, bald im Tiefsten;
Spiegelt doch ein jeder Spiegel
Bald am reinsten, bald am schiefsten.

F. K.

Die Briefe.

Wien, 28. November 1859.

Heute endlich bin ich mit Manfred fertig geworden. Die aufopfernſte Arbeit, die ich je gemacht! Ihr Rang iſt nur die Zweckmäßigkeit und doch erfordert ſie eine poetiſche Selbſtſtändigkeit, die ſie zugleich aber auf allen Punkten wieder unterdrückt. Die Begeiſterung wird beſtändig von der Mühe niedergehalten, ohne daß ſie je auslöſchen dürfte. Eine wahre Theekeſſelflamme! Wollen ſehen, ob der Thee ſchmackhaft wird. Lewinsky, der die Worte deklamiert, findet einſtweilen am Prolog ſein höchſtes Gefallen. — Nun heißt es eine effektvolle Novelle für die Mußeſtunden herbeizaubern. Sie ſoll die erſte Nummer des Neujahrs eröffnen und begreiflich von ſchlagender Wirkung ſein. Eine Art Konzeption habe ich auch bereits dafür, und ſoviel ich Ihnen verraten kann, wird ſie das Mutterherz heißen. Engländer las ich heute meine jüngſte, erſt vor einigen Tagen in den Mußeſtunden erſchienene Novellette vor: Der Rummelſee. Selten hat ein Poet ſo ſein Publikum bewundert, wie ich Engländern bei ſolchen Gelegenheiten bewundern muß.

Was für die Theologen ein kurzes Evangelium ist, das ist für ihn eine kurze Novelle von mir. Er fühlt und empfindet sie augenblicklich von allen Seiten. Sie predigt ihm die Welt mit all ihrem Inhalt. Mit einem eigenen Reichtum ohne Gleichen versucht er, in seiner markvoll gebrochenen Sprache den Reichtum des erhaltenen Eindrucks nachzustammeln. Und wie erstaune ich über seinen Geistesfond, indem er mir den meinigen nachrühmt! Die ganze Klaviatur der feinsten Geistes- und Herzensbildung mache ich bei der leisesten Berührung in diesem Natursohn erklingen und nichts kann bezaubernder sein, als wie er in seiner naivvolkstümlichen Redeweise recht gut, wenn auch oft drollig originell die Ausdrücke für die subtilsten Nuancen unserer Bildungswelt findet. Ich wollte, Sie hätten einige seiner Erzählungen von heimatlichen Abenteuern mitanhören können. Aber Sie wissen ja, wie seine Ausdrucksweise in der Wahl des Wortes, in der Wendung des Satzes so oft die überraschendsten Reize bietet. Die Gemüts- und Geistesanlagen dieses Menschen, die Schärfe und Klarheit seiner Beobachtung, die Zartheit seines unterscheidenden und empfindenden Sinns, kurz die ganze Begabung seiner Natur, verbunden mit der Reinheit seines Charakters und alles das in den wärmsten, ursprünglichsten Formen: diese Erscheinung gehört wirklich zu den erfreulichsten, in welchen ein Menschenkind sich darstellen kann. Sein

ganzer Beſuch, wie geſagt, iſt nichts als ein zuſammenhängender Raub und ich ſtand in der Regel auf Nadeln, ſo oft er eintrat; aber wie reich fühlte ich mich entſchädigt, wenn er ging! Wie gewinnreich war der Raub, den er mir zufügte! Bewahren Sie ihm das freundlichſte Andenken, er verdient es.

Wien, 11. Dezember 1859.

Sie erraten, daß ich vom Manfred plaudern will. War es doch zum erſtenmale, daß mein lebendiges Wort vor einer verſammelten Menge geſprochen wurde; wie ſollte mir dieſer Tag nicht hervorragend ſein in den Alltagstagen, die mir beſchieden ſind!

Er machte Vielen und vielerlei zu ſchaffen, dieſer Eine Tag oder vielmehr dieſe Eine Stunde im Tag. Welche Vorbereitungen, welche Sorgen, Ängſten und Mühen, welche Summen von Zeit, Fleiß, Liebe und Aufmerkſamkeit, welch kleinliche Geduld, welch großes Überblicken und Umfaſſen, bis ein ſo kompliziertes Kunſtwerk wie ein naives Naturprodukt in die Erſcheinung tritt! Drama von Byron, Muſik von Schumann, verbindendes Gedicht von Kürnberger, deklamiert von Lewinsky, dirigiert von Herbeck — wie viele Namen, wie viele Teilhaber! Und von dieſer Fünfzahl ſind nur zwei außer Spiel; die drei Lebenden haben's zu verantworten, was ſie im Namen der zwei großen Toten tun oder — nicht tun!

Dieſes Geflecht von Wort und Klang, dieſe innige Durchdringung von Gedicht und Muſik iſt im ganzen Bereich der Kunſt vielleicht ohne Beiſpiel. Ich hatte einen Text zu liefern, der das Original faſt um ganze zwei Drittel kürzte, in der Kürzung die Deutlichkeit nirgend verletzte, wohl aber noch ſteigerte und heraustrieb, motivierte und rechtfertigte, was bei Byron ſchwach, willkürlich und zuſammenhanglos mir geſchienen. Lewinsky hatte etwas zu ſprechen, was weder Drama noch Erzählung war und doch beides zugleich; ſeine Stimme hatte vielerlei Perſonen zu charakteriſieren: den Manfred, den Alpenjäger, den Abt, die zarteſte Fee, den brutalſten Höllengeiſt. Dabei hatte er ſich eben ſo genau im Sprechen wie ich im Dichten an die Muſik zu halten, ihre Einſätze, ihre tempi, ihr beſtändiges Reben und Zwiſchen, ihre Hebungen und Senkungen pünktlich zu berückſichtigen. Herbeck hatte Poeten und Deklamator mit der Muſik in vertrauteſtem Rapport zu ſetzen, vor dem Klaviere jede Nuance feſtzuſtellen, ſeine Arbeit in Chor und Orcheſter verſteht ſich von ſelbſt. So ſtand jeder von uns mit halbem Fuß im Gebiete des Anderen; aber ſein Takt, ſeine Einſicht, ſeine Fähigkeit mußte das Fremde ſich anzueignen wiſſen. Wahrlich, ein Bravourſtück von einem Enſemble! An wie viel Fäden hängt das Gelingen! Und wenn Jeder Jedes getan zu haben glaubt, an wie viel Zufällen!

Sie können ſich daher die verſchiedenen Nervenerſchütterungen denken, welche dem großen Augenblicke vorhergingen. Lewinsky ſchwur, er werde ſich blindlings an den Rockſchoß des Kapellmeiſters hängen; Herbeck aber träumte die zwei letzten Nächte nur vom blutigen Manfred, und dann ſah er eine gerupfte Gans, die aber ein häßliches Skelett war, an dieſer nagte ein ſchwarzer Hund und ſein Söhnchen war auch dabei.

Endlich war das Brüſſeler Spitzengewebe fertig; die Fäden liefen alle wie ſie ſollten, nur die — Zufälle hatten uns noch in ihrer Macht.

Und faſt ſchien es, als wollten ſie ſich geltend machen. Geſtern auf der Generalprobe erſchien Lewinsky mit einer ziemlich gut etablierten Heiſerkeit und auch heut morgens, als ich zu ihm hinausging, um noch einige Korrekturen in ſeiner Deklamation anzubringen — fand ich ihn heiſer.

So trat er vors Publikum. So begann der Prolog. Seine Stimme klang rauh genug und ganz gegen ſeine Natur fing er ſo ruhig, ſo mäßig an! Zum ſichtbaren Zeichen, er fühle das Bedürfnis, ſich zu ſchonen. Ich geſtehe, da ſchlug auch mir das Herz ängſtlicher, der ich bis dahin unbewegt wie der Marmor geblieben war. Aber bald brach die Sonne durch den Nebel. Lewinskys Stimme läuterte ſich im Sprechen, anſtatt ſich zu trüben, nach wenigen Minuten

ſchon hatte er ſie in vollſter Gewalt und nun ging's dahin, wie es dem kleinen zähen Satan angeboren iſt. Wilder, dämoniſcher Begeiſterungsflug und dann wieder der zarteſte, weichſte Schmelz, die biegſamſte Innigkeit, wie ſie die Anrede an Aſtarten z. B. allerdings nicht nur verträgt, ſondern in einem faſt unbegreuzten Maße fordert.

Das Los der Deklamation war entſchieden. Nach jeder Pauſe des Deklamators rauſchte glänzender Beifall.

Ebenſo glücklich blieb Chor und Orcheſter von Unfällen verſchont. Wenigſtens wüßte ich nichts was dem Ohr des Laien wie die mindeſte Störung geklungen hätte. Wohl aber, glaube ich, hat Herbeck ſämtliche Intentionen des Tondichters wie ein Inſpirierter durchdrungen und überhaupt einen ſchönen Ehrenpreis durch dieſen Tag ſich verdient.

Die Muſik ſelbſt — was ſoll ich ſagen? Mögen Andere durch Muskelkraft, Andere durch Knochenſtärke ſich auszeichnen, das Auszeichnende an Schumann möchte ich die Feinheit der Nerven nennen. Das eigentlich Nervöſe der Muſik iſt ſein Teil. Höher kann man's nicht mehr treiben. Wenn es ſich darum handelt, Geiſter zu malen, Elementen die Zunge zu löſen, Luft und Waſſer ſprechen zu machen, da iſt Schumann der Held. Das iſt ein Hallen in der Natur, ein ſchrilles Pfeifen, ein langatmiges Ziehen, ein

myſtiſches Rauſchen, Plätſchern, Huſchen — und alles ſo fein, ſo fein! Nicht die Naturlaute ſelbſt treuherzig nachgeahmt, wie beim alten, ſachlichen Haydn, ſondern der Geiſt, der durch die Natur geht, die Stimmung, die Ahnung. Oft wenn ich auf meinen Nachtgängen durch die Brühl dieſes Zauberweben ſpürte: es ſetzt ſich aus den einfachſten Mitteln zuſammen; da ſtreicht ein Lufthauch durch die Bäume, ein Wild ſchreit im Walde, vom Kalkſtein tröpfelt ein Quellchen herab, und ich dachte darüber nach, mit welchen Kunſtmitteln wollte man dieſe Eindrücke darſtellbar machen —, da ahnte ich wohl, die Muſik vermöge es, aber ich wußte es nicht. Jetzt weiß ich's. Schumann hat die Zauberfinger, die Sinnlichkeit an jenem äußerſten Saume zu faſſen, wo ſie ins geiſtig Überſinnliche ausklingt. So z. B. die Erſcheinung der Alpenfee. Haben Sie ſchon das muſikaliſche Porträt eines Waſſerfalls geſehen? Das pfeilſchnelle Hinabhuſchen von der Höhe, das ſchleifende Ziſchen am Steine, und drunten im Widerprall dann das luſtige Aufſprudeln und Aufſpritzen, der Schaum, der Staubregen, die Farbenſpiele am Sonnenſtrahl? Nun, dieſe ganze Schäkerei, dieſer allerliebſte Undinenmutwille, das ſehen Sie in jenen Schumannſchen Geigenſtrichen, wie man ſich ſelber im Spiegel ſieht. Es iſt eine Art idealiſierter Trauerrhythmus, ſo fein, ſo ſprühend, ſo duftig! Es iſt wirklich das Seelengemälde eines Waſſerfalls.

Das Äußerſte aber, was feinfühlige Nerven erreichen können, iſt in der Muſik, welche Manfreds Anrede an Aſtartens Geiſt begleitet, erreicht. Wenn es möglich iſt, die Bruſt eines Menſchen, während er noch lebt, auseinanderzulegen und zu zeigen, wie die Triebe darin entſtehen, wie ſie wachſen, anſchwellen und zur ſchmerzlichſten Leidenſchaft bis zum Zerſpringen ſich anſpannen, ſo hat in dieſer Muſik Schumann es möglich gemacht. Welche Sehnſucht, welche Innigkeit, welch rührender Schmerz, welch zärtlich hinfließendes Weinen! Das iſt eine Sehnſucht, welche wirklich Gräber ſprengt und ihre Arme nach abgeſchiedenen Seelen ausſtreckt. Wenn die Leute nicht darauf abgerichtet wären, nur im Theater zu weinen, ſo hätte im ganzen Redoutenſaal kein Auge dürfen trocken bleiben.

Und doch tue ich Unrecht, wenn ich der Manfred-Muſik nur allein feinen Nervengeiſt zuſchreibe. Die grandioſe Ouvertüre und der ſchwere, wuchtige Geiſterhymnus an Ahriman, das ſind markige Kernteile des ſchönen Ganzen.

Ich kann dieſes Ganze leider nicht einzeln beſchreiben. Iſt mir's doch überhaupt verſagt, von der Muſik charakteriſtiſch zu ſprechen, denn ich kenne ihre techniſchen Geſetze nicht. Auch ſprach's mich nicht augenblicklich an. Auf den zwei Generalproben noch verhielt ich mich kalt und zweifelnd. Sie waren wie eine

Landkarte für den Reisenden. Sie orientierten mich zwar, aber wärmer erfreut hat mich erst die lebendige Landschaft, die Aufführung selbst.

Nur Eins trübte meine Freude: ich konnte sie mit Niemandem teilen. Denn als nun das Ganze verrauscht und verklungen war und das dichtgedrängte Publikum, welches mit Andacht ausgeharrt, mit Beifallssalven sich verabschiedet hatte, Kopf für Kopf, Tropfe für Tropfe sich ins Freie ergoß, — da stand ich allein in der wogenden Menge! Wo war Herbeck? wo war Lewinsky? So manche Stunde hatte ich sie zagen und zittern, ringen und hoffen gesehen, wir hatten redlich zusammen gearbeitet, eins das andere ermuntert; wo waren sie jetzt? Sie mußten doch auch ihre Suppe essen, was war natürlicher, als daß wir sie zusammen aßen?! Aber da war keine Verabredung getroffen, keine Einladung gemacht worden. „Gesellschaft der Musikfreunde" heißt sie, die das Konzert gegeben, aber wo war die Gesellschaft, wo die Freundschaft? Kein einziger Musikfreund, dem es Vergnügen gemacht hätte, die Männer, denen das Werk gelungen, gastlich bei sich zu empfangen, ihre vollen freudigen Herzen zusammenklingen zu lassen? Nein! Keiner! Und so ging der Eine dort, der Andere da hin, man sah sich nicht, man teilte sich nicht mit, frisch von der Quelle her. Alles lief wüst auseinander.

Das war wieder einmal sehr gemütlich von meinen gemütlichen Wienern!

Ich schluckte zuletzt meine melancholische Suppe mit Tauber hinab, dem Alten, Getreuen, der mich im Gedränge erwischte und mit nachhause schleppte.

Es sind deine letzten Stunden unter dieser Bevölkerung, dacht' ich mir und hielt an mich, was ich konnte. Aber es tat mir weh.

So verging dieser Tag. Und abends bei meinem einsamen Lichte halte ich eine stille Nachfeier und rede nach Bregenz hinüber.

Noch durchzieht mich die Musik, wie Luft und Licht ein offenes Haus. Bald dort, bald da klingt's. Bald ein Geisterlaut, bald ein Menschenseufzer. Rhythmen und Melodien von allen Farben huschen mir zwischen dem Briefkonzept hin und her.

Das Konzert bestand aus zwei Abteilungen, wovon Manfred die zweite größere bildete. Die erste enthielt drei Gesangsstücke mit Chor. Und da habe ich auch wieder Schön Rohtraut gehört. Schön Rohtraut, Ballade von Mörike, Musik von Schumann. Wie glücklich ich war! Wie leidenschaftlich glücklich! Das kleine, herzige Ding hat mir's angetan. Diese Naivetät, diese Schalkhaftigkeit, dieser Liebeszauber, dieses süße, jauchzende, unschuldige Minneglück! Wie wenn Sie in ein Gemach treten, in welchem den ganzen Tag über Rosen gestanden haben; man hat sie soeben fortge-

tragen, Sie ſehen keine einzige mehr, aber doch ſagen Sie augenblicklich, hier riecht's von Roſen: ſo duftet aus dieſem Chorliedchen Ihnen die ganze Romantik entgegen, die doch vergangen oder gar nur gedichtet iſt, die Sie perſönlich nie mitgelebt haben. Aber Schön Rohtraut hören und alles, was wir romantiſch nennen, mit einem Zauberſchlag zur Gegenwart machen, iſt Eins. Ein Zeitalter, wo das Sinnenglück unſchuldig war, wo man Alles hatte: Sehnſucht und Befriedigung, Schüchternheit und Genuß: ein Zeitalter voll Zartheit und Friſche der Jugend, wo das Leben ein heiteres Spiel war und der Morgentau des aufknoſpenden Liebens den ganzen Tag lang unverſehrt auf der Blume ſtand, — ein ſolches Zeitalter iſt kein Traum, ſondern Wirklichkeit in dem Augenblicke, da Schön Rohtraut zu klingen anfängt. Wie ſegn' ich dieſe Stunde, wo dieſes Liedchen ins Daſein hüpfte.

Wien, 28. Jänner 1860.

Warum ich von Wien nicht fortkomme, leuchtet Ihnen nicht ein? Sie haben mich ſtets für einen geheimen Kapitaliſten gehalten, und ich habe ſtets verſichert, daß ich es nicht bin! Daß ich arm bin! Und leider, es iſt ſo. Ich bin arm. Ich habe kein Geld, ich habe nur mein bischen Arbeitskraft. Gearbeitet aber habe ich bisher nur für Wiener Blätter, in

Deutſchland habe ich keine Verbindungen. Für Öſterreich nun kann ich bei dem heutigen Stand der Valuta außer Öſterreich nicht arbeiten, denn das Agio wächſt fortwährend. Es iſt bereits 32 Prt., d. h. 100 fl. gelten 68 fl. Und nichts bürgt dafür, daß es nicht immer noch ärger wird. Ich könnte alſo in Deutſchland meine Exiſtenz unmöglich auf meine öſterreichiſche Verbindungen gründen. Ich ſuchte deshalb deutſche Verbindungen anzuknüpfen, die mir den Rücken deckten. Und wie geſagt, es mißlang. Indem ich dieſe Zeilen niederſchreibe, erhalte ich einen Brief von Hallberger, der das letzte Grabgeläute meiner Hoffnung iſt, in Ihre Nähe zu kommen. Oder vielmehr von dem Grabgeläute der letzte Ton. Ich werde noch dazu die Mühe haben, weitläufig und mit großem Zeitaufwand ihn zu beantworten, denn häßliche Mißverſtändniſſe ſind zu löſen. Was ich in dieſer Sache ſchon Briefe geſchrieben habe, das allein gäbe ein Bändchen und hätt' ich's in Geld, ich könnte nach Stuttgart hin- und zurückreiſen — ſei's auch nur zum Beſuch. In der Tat, ich habe in dieſem ganzen Monat nichts als Briefe geſchrieben.

Wien, 8. Februar 1860.

Was mich betrifft, ſo arbeite ich fort und fort. Wenn ich von Verbindungen ſprach, die mir mißlangen, ſo haben Sie mich ſo falſch als möglich verſtanden,

wenn Sie ſich Verbindungen mit deutſchen Blättern darunter vorſtellten. Ihre Verwunderung wäre freilich gerecht in dieſem Falle. Sondern das Geſagte bezog ſich, um es genauer zu ſagen, auf eine Verlagsunternehmung, ähnlich derjenigen, welche beim Amerikamüden ſtatthatte. Ich ſchrieb dieſes Buch gegen monatliche Zahlungen von Seite des Verlegers; dasſelbe ſuchte ich mir diesmal wieder anzubahnen. Nur ſo wäre es mir möglich geweſen, Ihren Aufenthalt in Deutſchland zu teilen, ohne Verluſt durch Agio, oder überhaupt ohne eigenes Geld. Auch knüpfte ich zeitlich genug an, und die Sache ſchien ſich ſo günſtig einzuleiten, daß ich bei Ihrem Abſchied Mitte November nicht mit Unrecht glauben durfte, in längſtens 14 Tagen komme ich nach. Im Januar aber mußte ich das gänzliche Mißlingen dieſes Projektes zu Buch nehmen, ein Mißlingen, das um ſo ſchmerzlicher und aufregender war, je vertrauenerweckender ſchon zwei Monate zuvor die Zuſagen gelautet hatten.

Aber nicht genug. Gleichzeitig mit dieſem Plane, war auch in Wien eine Hoffnung im Gange, eine Hoffnung, der ich nicht nachgegangen war, ſondern die ſich mir freiwillig anbot und die ich bloß anzunehmen brauchte. Ich nahm ſie an, in demſelben Augenblicke aber verſchwand ſie, und zwar wieder unter Umſtänden, wo mir die Form noch weit weher tat als die Sache ſelbſt. Ich habe ſolchergeſtalt zwei Monate durchlebt,

wie ſie einen Menſchen umbringen könnten. Auch ſcheint es mir, daß ich nicht ganz ohne phyſiſchen Nachteil davongekommen bin, denn ich fühle neueſter Zeit eine Schwäche und Beklommenheit auf der Bruſt, die mir ſonſt fremd war. Vielleicht ſollte ich es nicht ſehr berückſichtigen, daß ich dabei auch ein paarmal Blut gehuſtet habe, — es war wirklich nur ein paarmal; aber in der Ordnung iſt's doch auch nicht.

Nun bin ich dran, eine Sammlung meiner neueren Novellen in zwei Bänden zu veranſtalten. Ich wollte das von meinem künftigen deutſchen Wohnort austun, denn in Wien, wie Sie wiſſen, war ja längſt alles eingepackt und zugeſchnallt. Wie mich nun aber alles um mich her im Stiche ließ, ſo riß ich eines Tags meinen Koffer auf, kramte das ganze Material hervor, fing an zu ſichten und zu muſtern, ſchrieb unter Anderm die ganze Novelle Flucht und Fund aus dem Familienbuche ab, um ſie bei dieſer Gelegenheit noch tüchtig durchzubeſſern, denn der Ausdruck war häufig geſchraubter und gekünſtelter, als mir lieb war. Dabei ſchickte ich meine Offerten an die Verleger aus. Ich ſchrieb an folgende: Bellmann — Brockhaus — Rümpler — Weſtermann — Trewendt. Sollten Sie glauben, daß unter fünf Offerten keine einzige Annahme einlief? Faſt alle fürchteten die ſchwankenden Zeitverhältniſſe — denn das verdanken wir unſerem liebenswürdigen Öſterreich, daß es faſt alle Jahre einmal

halb Europa in Unſicherheit verſetzt. Annäherungsweiſe ſchien ſich noch Rümpler einlaſſen zu wollen. Doch fand er den Preis zu hoch. Ich hatte 400 Thlr. gefordert. Ohne Beſinnen ging ich nun mit 100 herab. Auf dieſe Ermäßigung antwortete er, ich möge ihm die Sache zur Anſicht ſchicken — und wenn's gut geht, ſo bekomme ich alſo deutſches Geld. Wider alles Erwarten aber und nachdem ich längſt ſchon verzichtet, bekam ich vorgeſtern eine Zuſchrift, welche mir meldet, daß jene zweite Hoffnung, die ich Ihnen zuvor im allgemeinen angedeutet, nunmehr einer ganz günſtigen Verwirklichung nahe iſt.

... Wie in aller Welt können Sie mir das antun und mir nachſagen, daß die Deutſchen mein „Lieblingsvolk" ſind?! Wann und wo habe ich das je geſagt? Wie war ich erſtaunt? Kann man die Reden und Meinungen eines Menſchen wirklich ſo verdrehen? Es iſt wunderbar! Und da ſchreiben Sie noch, Sie wollten mir nicht wehe tun und mir ſagen, was für Begriffe Sie neuerdings von meinem „Lieblingsvolke" bekommen haben! Wahrlich, es könnte mir eher wehe tun, daß Sie mich gar ſo arg mißverſtehen. Wäre es wirklich mein Lieblingsvolk — und hätten Sie die ſchwärzeſten Begriffe bekommen, Sie dürften's getroſt ausſprechen, denn nie tut mir die Wahrheit weh! Ich will nicht meine Vorurteile, ich will die Wahrheit! Aber die Wahrheit iſt, ich habe die Deutſchen

zu keiner Zeit für mein Lieblingsvolk ausgegeben. Ich habe höchstens gesagt: in Deutschland findet man mehr deutsche Sitte als in Wien — und das sag' ich auch heute noch. Ich habe höchstens gesagt: die Preußen sind strammer und entschlossener, die Hamburger und Bremer unternehmungslustiger, die Westfalen tüchtiger, die Sachsen feiner, fleißiger und gelehrter, die Schwaben tiefsinniger, die Pfälzer und Franken gemütlicher, witziger, geistreicher als die Wiener — und das sag' ich auch heute noch. Ich habe höchstens gesagt: in den verschiedenen deutschen Stämmen findet man verschiedene Seelenkräfte verkörpert, der Wiener dagegen ist ein blasses, abgeschwächtes Menschengeschöpf, der weniger Seelenkräfte als Seelenohnmachten hat. Und das sag' ich auch heute noch. Aber so geht es! Man mag noch so bedingt loben oder tadeln, der Andere glaubt immer, man habe unbedingt gelobt und getadelt! Ich habe über Deutsche und Österreicher im Vergleich zueinander geurteilt, aber die Deutschen nicht an und für sich gelobt. Im Gegenteile! So antipathisch mir die Wiener im Vergleich zu den Deutschen sind, so wenig wieder gefallen mir die Deutschen im Vergleich mit andern Völkern. Vielmehr sprach ich es unzählige Mal gegen meine Umgebung und wahrscheinlich auch gegen Sie aus: Ich sehe den Augenblick noch kommen, wo ich mich in Frankreich oder Italien ansiedle und Deutschland gänzlich verlasse. Denn die Deutschen sind

ein plumpes, langweiliges Volk, kleinlich, rechthaberiſch, ſtörriſch, pedantiſch, ohne Heiterkeit der Lebensphiloſophie, ohne Anmut und Höflichkeit der geſelligen Formen, ohne Naivetät, ohne ſchöne Sinnlichkeit, ohne maleriſches Kolorit des Volkslebens.

Wien, 9. März 1860.

... Nehmen Sie ſolche Nachtpartien menſchlicher Zuſtände von der heiterſten Seite! Aber Sie knüpfen die Reflexion daran „was der Menſch alles ſehen, hören und dulden muß, nur um Brot zu eſſen; und wieder nur ißt er das Brot, um das alles zu ſehen, zu hören und zu dulden!“ Sie haben mit dieſem Satz, ohne es zu wiſſen, den Kern der ganzen Schopenhauerſchen Philoſophie ausgeſprochen, — einer Philoſophie, deren Anhänger ich bin. Inſofern aber hätten Sie mir aus dem Herzen ſprechen müſſen, und doch geſchah's nicht. Denn ich hänge zwar Schopenhauern an, aber ich bin nicht ſein unbedingter Anhänger. Es lebt etwas in mir, was ihm doch widerſpricht. Und das wird ihm ewig widerſprechen. Seine Theorie vom „Leiden des Daſeins“ iſt ſo glänzend, ſo hinreißend als möglich, ein Zauber geht von ihr aus, dem ſich nicht widerſtehen läßt. Man fühlt, ſie iſt wahr! Aber — ſie iſt doch nicht die ganze Wahrheit. Sie iſt einſeitig. Die andere Seite nennt er nicht, oder ver-

kleinert ſie, ſetzt ſie herab, kurz, tut ihr Gewalt an, und man empfindet: es iſt eine Gewalttat.

Die Sache iſt dieſe. Schopenhauer behauptet, alles Glück iſt nur eine Befreiung vom Leiden, d. h. das Glück iſt das Nein, das Leiden das Ja. Ich aber glaube, es verhält ſich umgekehrt. Mich dünkt, ich kann auch ein Wort mitſprechen, wo von Leiden die Rede iſt, namentlich von Seelenleiden. Ich kenne das Leiden. Aber wenn ich all meine Erfahrungen überdenke, ſo finde ich, daß die Formel des Leidens faſt immer dieſe iſt: könnte es nicht ſo und ſo ſein! hätte nicht das und das geſchehen können! Nun, wenn es hätte geſchehen können, ſo wäre es geſchehen. Das heißt alſo, man leidet durch etwas, was nicht geſchehen iſt, man leidet demnach nicht durch das Ja, ſondern durch das Nein. Man leidet nicht ſowohl durch einen wirklich vorhandenen Zuſtand, als durch den Kontraſt dieſes Zuſtandes zu einem andern, eingebildeten, den man ſich als möglich vorſtellt, der aber in der Tat unmöglich iſt. Ich erinnere Sie an ein Beiſpiel. Wiſſen Sie noch, wie in meiner Novelle: Drei Tage in Pyrmont der junge Humboldt über den Tod eines 17jährigen Mädchens die Eltern desſelben tröſtet? Er ſagt ungefähr ſo: Euer Leiden entſpringt größtenteils aus dem Gedanken: warum iſt ſie nicht 70 Jahre alt geworden wie andere Menſchen? Aber dieſer Hinblick auf andere Menſchen iſt falſch. Kein Menſch iſt Norm für einen

andern Menſchen, ſondern jeder iſt ſeine eigene Norm. Sie wurde ſo alt, wie ſie konnte. Kränkt euch alſo nicht über die Jahre, die ſie von 17 bis 70 nicht gelebt hat; denn die waren nicht möglich für ſie, die kannte ihr Naturgeſetz gar nicht. Sondern freut euch über die Jahre, die ſie vom 1. bis 17. tatſächlich lebte; an die haltet euch.

Sehen Sie, da haben Sie ein tatſächliches Glück. Einen wirklichen Genuß. Glück und Genuß als Ja. Und ſo finden Sie, daß juſt umgekehrt wie es Schopenhauer meint, jedes Leiden ein eingebildetes, jedes Glück aber ein wirkliches iſt. Oder genauer und beſſer ausgedrückt: daß die Wirklichkeit ſelber das Glück iſt! Daß dieſes Glück nur aufhört, ſobald wir ſtatt der Wirklichkeit etwas Anderes, Unwirkliches denken.

Aber, werden Sie ſagen, wir ſind nun einmal ſo eingerichtet, daß wir uns das Unwirkliche beſtändig und lebhaft vorſtellen können. Was nützt es mir zu wiſſen, alle Leiden ſind Leiden der Phantaſie; wir haben nun einmal Phantaſie.

Sehr wahr! Wir haben Phantaſie. Aber haben wir denn nur Phantaſie? Haben wir nur die Fähigkeit, das Abweſende und nicht auch das Anweſende zu empfinden? Eſſen wir nur Brot, um zu dulden, und nicht auch um Meere und Alpen, Glyptotheken und Galerien zu ſehen, Sinfonien zu hören und um uns

zu lieben?! Aber ſelbſt das trifft das Glück des Daſeins noch nicht in ſeiner tiefſten Tiefe. Ziehen Sie alles ab: Meere und Alpen, Beethovens, die Seligkeit der Liebe, Alles — der Schatz bleibt faſt unvermindert. Der große Zauberſchatz: das Bewußtſein ſelbſt! Das Denkende im Menſchen. Zu empfinden: da droben in meinem Gehirne ſitzt etwas, wie ein Kaiſer in ſeiner Burg — da iſt der Herr! Das überſchaut und beherrſcht die ganze Welt!

Ich bitte Sie! Vertiefen Sie ſich doch in das ungeheure Wunder: der Menſch! Stellen Sie ſich einen Anger vor, voll von gebärenden Kreaturen: da gebiert das Schaf ihr Lamm, die Kuh ihr Kalb, die Stute ihr Füllen u. ſ. f. durch eine Skala von Tauſenden. Unter andern öffnet ſich auch ein Schoß, und ein Würmlein kriecht daraus hervor, das iſt ſo klein wie das Lamm, viel kleiner als das Kalb, noch viel kleiner als das Füllen, und dumm und ungeſchickt iſt es mehr als ſie alle. Und dieſes Würmlein wächſt auf und Schaf, Kuh, Stute, Tieger und Elephanten werden ſeine Diener, es baut Städte und Flotten, ſchreibt den Fidelio und den Kosmos, ſitzt als olympiſcher Jupiter im Parthenon, ſtirbt nach 70 Jahren, lebt aber doch 4000, denn es ſchreibt Geſchichte! Kann man dieſes Wunder zu Ende denken? Iſt es nicht in jedem Augenblicke eine Quelle des ſtaunendſten Entzückens über ſich ſelbſt?

Aber es ist mir ganz lieb, daß Sie mir solche Veranlassungen bieten. Ich neige etwas zu stark gegen Schopenhauer; Sie erwerben sich ein Verdienst um meine Seelenheiterkeit, wenn Sie mich in den Widerspruch treiben. Der Schopenhauerschen Philosophie verfällt man gar zu leicht, wenn zwei Vorbedingungen vorhanden sind: trübe Lebensschicksale, welche das Gemüt niederdrücken, und ein stolzer, hochfahrender Geist, welcher so königlich ausgreift, daß er das wirklich Habende für Bettel hält. Bei mir nun ist die eine Bedingung da, und freundliche Menschen sagen, auch die andere. Da ist es denn gar hübsch, wenn man von Zeit zu Zeit sich ermuntern lernt. Trübe Lebensschicksale sind nicht mehr trüb, sobald man bedenkt: so wie sie sind, müssen sie sein und anders können sie nicht sein.

So z. B. widerfährt mir in diesem Augenblicke etwas, wovon kein Mensch sagen kann, ob es Lust oder Qual ist. Ich gebe, wie Sie wissen, meine gesammelten Novellen heraus. Da fand ich nun bei einigen derselben allerlei größere und kleinere Stellen, die mich höchlich beschämten. Hier war der Ausdruck steif und gezwungen, dort war die Empfindung kalt oder übertrieben; — genug ich begab mich an die Arbeit, sie vom Anfang bis zum Ende wiederabzuschreiben — und es sind gerade die längeren! — um die erkannten Fehler zu tilgen. Das ist nun ein mühsames Frohnen!

Ich ſchreibe ſchon ein paar Wochen anhaltend daran und noch werde ich etwa 14 Tage hineinſtecken, und umſo ſpäter zu Ihnen kommen, was ich ſonſt in jedem Augenblick könnte. Soll ich mich nun ärgern über jene Fehler? Oder ſoll ich mich freuen über meine beſſere Einſicht und mein beſſeres Können? Beides, Luſt oder Leid hat in dieſen wie in tauſend Fällen keinen Sinn; ſondern man erfüllt ſein Geſchick, indem man irrt, und erfüllt es, indem man ſich zurechtfindet — und beides zuſammen iſt Leben und Lebenszweck.

Wien, 29. März 1860.

... Sie ahnen, daß von Paßweitläufigkeiten die Rede iſt. Ich ſage: Weitläufigkeiten, nicht Schwierigkeiten — fürchten Sie nichts. Schwierigkeiten ſind ſchon darum nicht möglich, weil ich feſt entſchloſſen bin, auch ohne Paß zu reiſen. Ich würde in dieſem Falle bis Salzburg fahren, dort mit dem Spazierſtock in der Hand über die Grenze gehen und dann bis München weiterfahren. In München verfügte ich mich zur öſterreichiſchen Geſandtſchaft und ſagte ganz kaltblütig: man möge die Güte haben, auf meine Koſten meinen Paß von Wien nachkommen zu laſſen, Privatverhältniſſe hätten mir's nicht erlaubt, die Ausfertigung desſelben in Perſon abzuwarten.

Dazu, wie geſagt, bin ich entſchloſſen, wenn man mich noch länger als zwei Tage hinhält.

Schon am vorigen Sonntag gab ich meine vom Magiſtrat und der Bezirkspolizei ausgefertigte Paßanweiſung bei der Statthalterei ab, worauf die Ausfolgung des wirklichen Paſſes ſtattzufinden hat. Man ſagte mir auch, ich möge ihn morgen abholen. Am Montag aber hieß es, er ſei noch nicht erledigt, ich möge Dienstag oder Mittwoch danach ſchicken. Als ich Mittwoch wieder hinkam, hatte die Statthalterei noch immer die Erledigung nicht. Auf meine Frage, von welcher Behörde dieſe Erledigung abhänge, nannte man mir die oberſte Polizeihofſtelle. Ich verfügte mich nun zu dieſer. Ich fragte den Hofrat von Maltzan freimütig, ob politiſche Bedenken gegen mich vorlägen? Er ſagte, er wiſſe nichts, mein Paß ſei ihm auch gar nicht unterbreitet. Ich möge nur beim Präſidial-Sekretär der Statthalterei nachfragen. Hierauf wechſelten wir einige artige Redensarten, denn der Hofrat kannte meinen Namen in politiſcher und literariſcher Beziehung gar wohl. In letzterer z. B. bemerkte er mir, er habe einſt — (als Zenſor) — ein Drama von mir geleſen, welches ihm ſehr gefallen habe, und was denn daraus geworden ſei? Ich antwortete: er ſpräche ohne Zweifel von Quintin Meſſis, welches ich noch unter Laubes Vorgänger, Hrn. v. Holbein, eingereicht. Es ſei angenommen, einſtudiert, ſchon aufs Repertoire geſetzt worden, da plötzlich — im letzten Augenblicke, hätten die Schauſpieler gefunden, daß ſich doch keine rechte Bühnen-

wirkung damit erzielen laſſe, ſo wenigſtens habe der Direktor mir geſchrieben und die Rückgängigkeit der Aufführung motiviert. Wahrſcheinlich aber, ſetzte ich hinzu, war das nur ein Vorwand, denn es klinge ziemlich unglaublich, daß ein Direktor von ſeinem Perſonale ſich ſo beeinfluſſen laſſe; ich denke mir die Sache vielmehr anders. Ich vermute, es iſt im letzten Augenblicke noch ein Denunziant aufgeſtanden, welcher die Entdeckung gemacht, daß ſich dieſer Kürnberger im Jahre 48 nicht ganz korrekt benommen habe, worauf das Schauſpiel auf dem k. k. Hoftheater ſofort unmöglich geworden. Der Hofrat lächelte zu dieſer offenen Äußerung, die ihm natürlich nicht unrichtig ſchien.

Heute nun ging ich zum Präſidial-Sekretär. Dieſer wackere Herr bedeutete mir, daß er den Paß nicht unter Händen habe, er ſei bei der oberſten Polizeihofſtelle. Ich antwortete, daß ich ihn bei dieſer Stelle ſchon geſtern geſucht, aber nicht gefunden habe, vielmehr an ihn adreſſiert worden ſei. Er erwiderte dagegen, geſtern habe ihn die Polizei allerdings noch nicht gehabt, er ſei eben erſt dahin gelangt, und werde morgen oder übermorgen wieder zu ihm zurückkommen.

Bon! Ich gehe alſo Samstags wahrſcheinlich in dem Augenblicke, wo Sie dieſe Zeilen leſen, noch einmal, und zwar zum letztenmale zur Statthalterei. Es wird mir dabei ziemlich gleichgiltig ſein, ob man mir den Paß gibt oder nicht — ich werde im letzteren

Falle bloß einen deutſchen Kernſpruch in den Bart murmeln, und ſodann ohne Paß reiſen. Dazu, ich wiederhole es, bin ich feſt und unwiderruflich entſchloſſen.

* *

München, 16. Juni 1860.

Meine Einberufung nach Wien weiß ich ſelbſt auch erſt ſeit kaum einer Woche durch Mitteilungen von Wiener Freunden. Ich werde ihr natürlich nicht Folge leiſten. Ich werde vielmehr Schritte tun, meinen Paß noch in Güte herauszubekommen; erſt dann aber will ich den Fall auch in öffentlichen Blättern vors Publikum bringen. Ich habe mich in allen Formen Rechtens um meinen Paß beworben, die Ausfertigung desſelben verzögerte ſich zwar, aber genug, daß keine der Behörden, weder die oberſte Polizeihofſtelle, noch die Statthalterei, mich eigentlich beanſtändete, vielmehr als ich zuletzt ausdrücklich erklärte, ich würde ohne Paß abreiſen und erſuche, denſelben mir nachzuſchicken, ſo wurde letzteres ohne weiters verſprochen. Ich kann alſo wohl ſagen, daß hier eine jener . . . vorliegt, die man von Öſterreich gewohnt iſt, die aber ein Mann wie ich keineswegs ungerügt paſſieren laſſen wird. Schon darum nicht, weil jene Einberufung den Schein auf mich wirft, ich wäre durchgegangen, was ich im Intereſſe der Wahrheit ſowohl als noch mehr

meiner Privatehre nur durch die Öffentlichkeit widerlegen kann.

Inzwiſchen: keinen Ärger! **Verachtung, Verachtung** — das iſt der Schild, womit man gegen die Kanaille ſich decken muß. Denn Ärger iſt ſie nicht wert.

München, 10. Auguſt 1860.

Kaulbach erwartet Sie jeden Tag, nur Sonntag ausgenommen. Sie können alſo kommen, wann es möglich iſt, oder wann es das Mutterherzchen für möglich hält.

Noch Eins, was Sie ſehr anmuten wird! **Kaulbach nannte Sie ſeine Mignon!** Ohne mein Hinzutun; ganz von ſelbſt. Als ich nämlich über die Mühe, die Sie ihm machten, einige Höflichkeitsentſchuldigungen anbrachte, ſagte er ſehr expreſſiv: Bitte, bin Ihnen ſehr dankbar. Bin glücklich über den Kopf dieſes Frauchens. Sie wird meine Mignon ſein. Sie wiſſen, daß ich den Goethe illuſtriere, und die Mignon, aufrichtig geſagt, hat mir ſchon ſehr warm gemacht. Sie iſt tauſend Mal illuſtriert; ſie iſt ſo abgedroſchen; es iſt ſo ſchwer, neu zu ſein. Nun, je mehr ich mir das Köpfchen anſehe, denke ich mir: die iſt's! Die kannſt du brauchen zur Mignon. Auch Bruckmann meint ſo. (Bruckmann iſt der Verleger der Goethe-Illuſtrationen.) Er war geſtern bei mir und ich zeigte ihm das Bild.

Augenblicklich rief er aus: da haben wir ja unſere Mignon!! — —

Was ſagen Sie dazu?

* * *

Kallo Semeny, 13. Dezember 1862.

Ich habe fünf größere Feuilletons geſchrieben, welche ſoeben der Peſter Lloyd abdruckt. Die erſte Nummer erſchien: Sonntag, den 7. Dezember. Die übrigen werden vielleicht nicht unmittelbar, aber doch nur mit kurzen Unterbrechungen einander nachfolgen und gewiß noch im Laufe des Dezembers gänzlich zu Ende ſein. ... Ich ſpreche von München, von Graz, von Ungarn u. ſ. w. Der fünfte enthält meinen Ausfall auf die Polizei. Leider ſchreibt mir die Redaktion juſt heute, daß ſie ihn des Kriegsgeſetzes wegen, welches noch immer in Ungarn herrſcht, nicht zu bringen wage. Es iſt ſehr ſchade, denn eben der war der beſte. Ich habe mich zuſammengenommen, um eine recht anmutige, ſpieleriſch graziöſe — Katzenpfote zu ſchreiben, womit ich unter Lachen und Scherzen den Leuten bis ins Mark kratze. Natürlich laſſe ich das Ding nicht zu Boden fallen, ſondern denke dran, es anderswo zu veröffentlichen. Was meinen Aufenthalt betrifft, ſo hat der Peſter Lloyd bereits gelogen wie gedruckt, indem er wirklich drucken ließ, daß ich mich in einer Gegend

aufhalte, wo ich gar nicht bin. Spaß muß ſein, Rache muß ſein! Und zuletzt dreht man den Chineſen immer eine wächſerne Naſe...

Daß ich Ihnen „Zwiſchen Himmel und Erde“ empfohlen, tut mir faſt leid, und noch leider, daß Sie es geleſen. Das einzig Gute an der Geſchichte iſt — Ihr treffendes Urteil darüber. Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Ich höre zwar meine Philoſophie, aber Sie handhaben ſie ſo geläufig und paſſend, daß ich faſt zweifle, ob daß von mir iſt oder nicht ſchon Ihr angeborenes Eigentum. Man kann nicht tiefſinniger mit ſchlichteren Worten kritiſieren. Was mich betrifft, ſo möchte ich mir das Störende des ganzen Eindrucks zunächſt aus dem Umſtande erklären, daß die Helden — Handwerksleute ſind. Man hat das Gefühl, daß nicht das Problem ſelbſt unüberwindlich war, ſondern nur eben ſo ſittlich beſchränkten Menſchen es iſt, deren ganze Kultur vom Lutheriſchen Katechismus datiert. Die Sphäre nur etwas höher gerückt, wäre das ganze Buch unmöglich. Beide Brüder ſind kleinliche, kümmerliche Pedanten: jeder in ſeiner Art. Der eine häutet ſich nicht von ſeiner Verkehrtheit und Engherzigkeit und der andere nicht von ſeinen überzarten Gewiſſensſkrupeln, die denn doch mehr von der Sonntagsſchule und Chriſtenlehre als von der menſchlichen Natur ſelbſt herrühren. Mit dieſer ſeiner Engherzigkeit hatte er freilich nicht die Berechtigung, dem

Bruder ein Paroli zu bieten: Recht hat nur das Ganze, nicht das Halbe. Es gilt vielleicht von ihm, was ich soeben bei Rochefoucauld lese: Si nous restons à nos passions, c'est plus par leur faiblesse que par notre force. Ein Schneidergeselle darf freilich nicht so viele Leute umbringen wie ein Napoleon. Il n'appartient qu'aux grands hommes d'avoir de grands défauts, sagt eben dieser Rochefoucauld. Kurz, der Handwerksgeruch ist das eigentümlich Fatale an dem Buche. Sein Eindruck hat dadurch so viel Verwirrendes, daß es uns mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen den Philister für den Menschen zu verkaufen weiß. Als ich mir darüber klar wurde, hatte ich den Eindruck auch überwunden und dachte dann viel geringer von dem mit einem großen Talente, aber einer kleinen Seele geschriebenen Buche.

Sehr entzückt hat mich dagegen Ihre neue Liebe auf dem Klavier. Sie beschreiben das Ding so herzig, daß mir Ihre Beschreibung allein schon das schönste Klavierstück wert ist. Aber mit Unrecht entschuldigen Sie sich so umständlich und sorgfältig, etwas zu lieben, das nicht eigentlich klassisch ist. Es gibt nur einen Maßstab zwischen klassisch und klassisch: nämlich ob der Eindruck auch nachhaltig ist. Das werden Sie selbst erfahren. Und ist er das, so ist die Probe bestanden: man liebe nur zu und freue sich dann in alle Ewigkeit. Ich habe selbst musikalische Liebschaften,

die nicht geradezu klaſſiſch ſind, z. B. bei Schumann. Seine Chorromanze: Schön Rohtraut — („wie heißt König Ringangs Töchterlein") iſt das Süßeſte, was menſchliche Kehlen ſingen können. Es iſt das ſchönſte, lebendige Kind; ich muß Ihre eigenen Worte gebrauchen, man kann nicht beſſer ſich ausdrücken. Es vergoldete mir den ganzen Winter, wo Sie in Freiſing waren. Es umſtrickte mich mit einem romantiſchen Zauber, der mich Tag und Nacht ſelig machte. In demſelben Winter hörte ich noch eine andere Chorromanze von Schumann: der Gänſebub — („s'hütete Comacho"). Der Refrain davon iſt die reinſte geſungene Thräne. „Helf mir Gott, wie fliegen die Gänſe, Helf mir Gott, wie fliegen ſie auf!" Der arme Bub iſt nämlich verliebt, und zwar unglücklich. Im Gänſehüten hängt er ſeinen Sorgen und Liebesgedanken nach, dazwiſchen aber vernachläſſigt er ſeine Gänſe, welche unruhig flattern und allen Augenblick auffliegen. Als verantwortlicher Gänſehirt iſt ihm das eine ſehr wichtige Sache und mit großem Ernſt ſchreit er auf: Helf mir Gott, wie fliegen die Gänſe! Im Grunde aber ſind dieſe Gänſe nur das Symbol ſeiner eigenen zerſtörten und verwirrten Gedanken, und ſein Aufſchrei meint dieſe, indem er jene nennt. Das gibt zwiſchen Wort und Sinn einen eigentümlichen herzzerreißenden Kontraſt. Man ſieht, wie dem armen Buben die Thränen über die Backen herablaufen, man weint ſelbſt mit,

und muß dazwiſchen faſt krampfhaft lachen, daß man als Gegenſtand von Angſt und Sorge — die Gänſe nennt. Es iſt himmliſch!

Sodann hat wunderbar ſchöne Sachen Schumanns Muſik zu Manfred. Weil wir vom Naiv-Herzigen reden, ſo iſt ein kleiner Satz von wenigen Takten darin, worin er das Auftreten der Alpenfee ſchildert, die im Kriſtallbecken eines Wildbaches unter einem Waſſerfall wohnt. Der Rhythmus ſchildert die prickelnde geſchwinde Bewegung des Waſſerfalls, die Melodie aber iſt ein wahrer Sprühregen von Diamanten. Es iſt der Regenbogen, der ſich bildet, wenn die Sonne auf einen Springbrunnen ſcheint. Man hört es und muß nur ſtaunen, was für geheime zauberkräftige Ausdrucksmittel die Muſik beſitzt. In einem Nu iſt das Ding vorübergehuſcht, aber man denkt noch nach Jahren daran.

Apropos, das iſt derſelbe Manfred, zu dem ich die Worte gedichtet, um die Schumannſche Muſik für den Konzertſaal zu erobern, wohin der Text von Byron nicht paßte. Der Chordirektor Herbeck iſt ein großer Verehrer von dem Stück und hat es wiederholt zur Aufführung gebracht. Sollte es auch dieſen Winter kommen, ſo verſäumen Sie es doch ja nicht. Ebenſowenig Rohtraut und den Gänſehirten. Die Muſik zum Manfred iſt auch im Klavierauszug zu haben. Sie werden nicht alles klaviermäßig finden, bei weitem

nicht. Aber einzelne kleine Sätze, wie man Figürchen ausschneidet.

Schumann selbst wieder, der auch eine köstliche Feder schrieb, rezensiert in seinen 4bändigen Schriften einige Sachen von Chopin wie kleine Himmelreiche. Ohne Zweifel ist auch Ihr neuer Liebling darunter. Eigentlich bin ich durch Sie in meiner Kultur jetzt erweitert worden. Ich hatte lange ein Vorurteil gegen Chopin. Freilich hörte ich nie eine Note von ihm. Aber ich ging auch nicht danach. Ich hielt ihn für einen jener blasierten, aristokratischen Salonpolen, die uns so unausstehlich sind. Aber der Kerl muß doch ein echter Genius sein. Schade, wie früh er gestorben ist! Von den Eingeweihten habe ich sagen hören, die Georg Sand soll ihn durch die Freuden der sinnlichen Liebe zu Grabe befördert haben. Im Grunde ist eigentlich nichts zu beklagen daran. Kann man schöner sterben? Ach, ich fürchte schon längst, daß mich die unsinnliche Liebe umbringen wird!

* * *

Graz, 20. Oktober 1864.

Neulich schrieb ich ein Gedichtchen auf dem Schloßberg — ich will es persönlich mitteilen, wenn ich komme. Der Schloßberg ist morgens an Herbsttagen ein wunderbarer Aufenthalt. Die ganze Stadt

iſt übergoſſen von Nebel, in welchen die Sonne ihre ſilbernen Pfeile hineinſchießt. Kirchtürme, Häuſerreihen, Baumgruppen, entfernte Dörfer tauchen bald hier, bald dort aus dem wallenden Duftmeere auf und bilden magiſche Inſeln, welche in wechſelnden Umriſſen hin- und herſchwanken. Oft iſt der ganze Horizont ein grauer, dichter Schleier und fern, am äußerſten Saume gegen Wildon zu, fällt ein ſcharfer Lichtſtreif über ein Dorf, daß es ſich täuſchend anſieht, als blicke man über ein Meer, an eine entlegene Küſte. Aufwärts gegen Bruck aber, wo die Sonne ſchräg gegenüberſteht, iſt alles hell und deutlich. Da liegen weit und breit die purpurnen Wälder und Gärten, welche der Herbſt in allen Schattierungen rötet und zwiſchendurch fließt die Mur mit jener gläſernen, winterlich kalten Bläue, welche die Wäſſer in dieſer Jahreszeit annehmen. Nach Tiſche ging ich ein paarmal auf den Ruckerlberg, einmal ſogar auf die Platte. Die Färbung der Baumſchläge, welche den ganzen Horizont füllen, iſt jetzt bezaubernd. Vom dunkelſten Bronze bis zum lichteſten Goldblond ſpielen ſie alle Farben. Die Höhe des Himmels iſt ſcharfes glühendes Blau, viel reiner und tiefer als im Sommer, der Raum des Horizontes aber ein gedämpfter, träumeriſcher Silberflor. Wie ſchön iſt Ihre Vaterſtadt! Wie nahe liegt alles umher, was Aug und Sinn auffriſcht und die Seele lebendig hält!

Graz, 7. November 1864.

Catilina, welchen ich mit einem unſäglichen Aufwand von Fleiß, Ausdauer und Geduld für die Bühne eingerichtet, und zwar gut und gelungen eingerichtet — iſt verloren! Ich drang bei der Zenſur endlich darauf, ihn zu erledigen, aber die Zenſur bewies mir aus ihren Protokollen — daß ſie ihn nie empfangen! Der Direktor ergibt ſich in das Bekenntnis, ihn verſtreut, verlegt, verzettelt zu haben!

Ich beſitze kein zweites Exemplar mehr von dieſer bühnlichen Umarbeitung. Ich brachte die heutige Nacht ſchlaflos außer dem Bette zu. Ich kann nicht vorausſagen, in welcher Friſt von Tagen mein Kummer ſich lindern wird.

Graz, 10. November 1864.

Catilina iſt wiedergefunden ... Nachdem ich in der Nacht von Sonntag auf Montag ſchon die heftigſte Kriſe beſtanden zu haben glaubte, hatte ich eben heute wieder, von Mittwoch auf Donnerstag, eine umſo grauſamere Nacht, als ſie mich mit den Traumbildern des Gegenteils äffte. Fünfmal träumte mir, ich habe das Buch des Catilina wieder in den Händen. Als es das erſtemal war, empfand ich eine Freude — ich hätte nie geglaubt, daß ich mich noch einmal ſo freuen könnte. Es war eine Leichtigkeit, eine Seligkeit — unausſprechlich ſchön! Aber eben dieſes Glück machte

mich ſtutzen. Bald beſchlich mich der Gedanke: wenn es ein Traum wäre! Es war ein grauenhaft kalter Augenblick dieſer Gedanke. Ich erwachte an ihm, und da war er leider wahr! Dieſe Enttäuſchung! Dieſer Sturz! Es war elend!

Als es mir zum drittenmale träumte, war auch meine Mutter mit im Spiele. Wieder hielt ich das gefundene Buch in den Händen, aber ich beſchwor meine Mutter flehentlich, mir zu ſagen, ob ich träume oder nicht, und mich gleich aufzuwecken, wenn es wieder ein Traum ſein ſollte. Ich trug dieſe Bitte um Enttäuſchung mit einer Leidenſchaftlichkeit vor, mit einer Heftigkeit und Innigkeit, als hätte ich meine ganze Seele auszuſprechen, und doch war mir als Schlafendem die Zunge gebunden, ich hörte mich ſelbſt nicht, ich merkte, daß ich mit größter Anſtrengung kein Wort hervorbrachte, und merkte eben an dieſem Zuge, daß ich wohl im Schlafe liege und träume. Da erwachte ich.

Aber es träumte mir mit Variationen ſo fort bis zum Morgen. Es träumte mir fünfmal dasſelbe. In meiner Erfahrung iſt mir das ganz neu. Sonſt habe ich faſt niemals erlebt, daß mir Nachts die Dinge träumen, die mich Tags am ſtärkſten beſchäftigen. Ich konnte daran abmeſſen, wie außerordentlich mich die Sache aufgeregt hatte.

* *

Graz, 21. Juli 1865.

Über Ihre Abwesenheit tröstet mich halb und halb ein alter 60jähriger Mann — Firdusi! Ich dichte dieses Stück mit allem Eifer zu Ende und bin oft sehr gerührt dabei. Was ich in jungen Jahren empfand, daß Dichten und Arbeiten sein eigener Lohn ist, wandelt mich noch einmal an — ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder schämen, denn es ist ein unpraktisches Gefühl. Aber trotzdem ist es eins. Die Arbeit belohnt mich mit einer Art heiterer Zufriedenheit. —

... Gegeben in meinem Château d'Espagne, Hartiggasse No. 45, in künftigen Jahrhunderten genannt palazzo di Firdousi.

Graz, 28. und 29. Juli 1865.

Daß ich so bald wie Rahl sterbe, fürchte ich nicht. Viel eher möchte ich dafür sorgen, daß ich nicht so dick werde wie er. Um das zu verhindern, will ich jedes Mittel anwenden — wenn es eines gibt und nicht ungesund ist. Oder — möchten mir die Götter mit dem Umfange auch die Grazien zulegen! Rahl war ein sehr liebenswürdiger Mann! Schroff und eckig nannte ihn der charakterlose Gemütlichkeitspöbel; aber er war so eckig, wie es der Diamant ist und wie es der Dreck nicht ist. Er wird mir in Wien abgehen, als wäre er der Stephansturm gewesen. Seit Beethoven hat Wien einen solchen Mann nicht mehr gesehen. Erst

jetzt kommt der volle Schmerz über mich, daß er tot ist; im ersten Augenblicke war ich erstaunt und erschrocken.

Rahl war ein Heide wie ich und ein Verehrer der Griechen. Wir gaben überhaupt einen guten Klang, wenn wir beisammen waren; schade, daß es allzu selten geschehen! Als Denker war ich noch härter als er. Künstler sind als Denker Riesen und Zwerge zugleich. Männer wie Rahl, Kaulbach u. A., welche von der Natur die genialste Anlage zum Denken haben, sind in einer wunderlichen Lage. Da ihre Profession das Malen und nicht das Philosophieren ist, so haben sie zu letzterem nur die Kraft, aber nicht die Übung der Kraft. In ihrem Grundstücke ist ein Topf voll Gold vergraben, aber auf dem Grundstücke bauen sie Rüben. Sie nehmen von Büchern oder Zeitungsschreibern dankbare Ideen an, denen sie selbst überlegen sind, riesig überlegen, nur ohne es zu wissen. So kam ich bei meinem letzten Wiener Besuch aus Anlaß des amerikanischen Krieges mit Rahl über die Sklaverei ins Gespräch und Rahl schimpfte wacker auf dieselbe, ganz wie es die Zeitungen taten. Nun liegt aber der sentimentale Humanitätsschwindel, der heutzutage Mode ist, keineswegs in seiner Natur, so wenig wie er in der meinigen liegt, und die Humanität, die mit Hunden und Lumpen Gevatter ist, steht ihm eigentlich viel weniger zu Gesichte als die Exklusivität des Genieadels.

Mir kam es daher unerwartet, daß er in dieſer Frage die allgemeine Heerſtraße wandelte, und ich hatte kein Hehl, daß ich das nicht tat. Ich bekannte Trumpf auf Trumpf meine eigene Farbe; nämlich daß ich die Sklaverei keineswegs haſſe, eher noch liebe. Seien wir nicht humaner als die Sklaven ſelbſt, ſagte ich. Die Sklaverei iſt Unfreiheit, aber was geht uns das an? Freiheit und Unfreiheit ſind Worte! Die Frage iſt, ob dieſe Unfreiheit ein unglücklicher Zuſtand iſt? Und das iſt ſie entſchieden nicht. Vielleicht in Nordamerika! Bon! Aber das iſt das Übel, daß die Zeitungsſchreiber das Bild der Sklaverei bloß von Nordamerika entlehnen, wobei ſie mit ihrem Humanitätsſchwindel freilich ein leichtes Spiel haben. Ich gebe das zu. In Nordamerika möchte ich die Sklaverei nicht eben verteidigen. Sehen wir aber die Sklaverei in den übrigen Sklavenländern der Erde an. Wie gemütlich, wie liebenswürdig iſt die Sklaverei bei den Arabern, Perſern Türken, kurz im ganzen mahumedaniſchen Orient! Dort gehört der Sklave zum Haus, zur Familie, die Kinder lieben ihn und er ſie. Sklaven und Sklavinnen heiraten in die Herrenfamilie, werden Verwandte, in häufigen Fällen oft die einzigen Univerſalerben ꝛc. ꝛc. Von Druck, Mißhandlung, Entwürdigung iſt hier überall keine Rede. Und was die Sklaverei der Römer und Griechen geleiſtet hat, das wiſſen Sie ſo gut als ich. Nur durch die Sklaverei iſt Rom und Griechenland das Muſter

der Welt geworden. Ein Ariſtoteles hat daher ganz anders darüber geſprochen als ein heutiger Zeitungsſchwärmer. Die Sklavenarbeit hat der Zahl der freien Bürger Luft gemacht, daß ſie für die höhere Kultur der Menſchheit arbeiten konnten, — und wie klaſſiſch haben ſie das getan! Sehen Sie dagegen, was jetzt geſchehen iſt! Unſere Schneider, Schuſter, Tiſchler und Schmiede verrichten jetzt ſelbſt die Sklavenarbeit und — die ganze bürgerliche Geſellſchaft iſt ſklaviſch geworden. Wir haben Philiſter! Was iſt aber der Philiſter anders als der durch Sklavenarbeit verkommene Freie? Er kriecht vor der Kundſchaft, er kriecht vor der Polizei, er kriecht vor allen Sorten geiſtlicher und weltlicher Obrigkeiten, er kriecht und kriecht! So hat die Sklaverei den ganzen Gemeingeiſt verdorben. Das Gift, das in Sklavenſtaaten gleichſam unſchädlich abfließt, tritt bei uns ins Blut zurück und vergiftet den ganzen Körper. Unſere Staaten tragen jetzt jenes feile, feige, ſervile, geſinnungsloſe und mutloſe Spießbürgergeſindel am Buckel, welches Leute wie uns zur Verzweiflung bringt, daß es allen Fortſchritt, allen Aufſchwung und alle Begeiſterung lähmt. — Das war Nahliſch geſprochen! Ich ſah an ſeinen kleinen ſcharfgeſchliffenen Äuglein, daß ihn mein Widerſpruch packte und daß es ihn reizte, Gedanken zu hören, die ſich ſo keck auf die Spitze ſtellen. Was ich von Rom, Griechenland und dem Orient geſagt, war ihm

ſo gut bekannt wie den Gelehrteſten, denn er las viel und Gutes. Aber was ich zuvor bemerkt, — die Denker unter den Malern ſind weniger als Unſereins geübt, ihre Gedanken im Zuſammenhang zu verwalten, und ſo frappierte es ihn, wie ich die amerikaniſche Sklaverei mit anderen zuſammenſtellte. Als ein Mann aber, der ſich denn doch nicht wie ein Handſchuh herumdrehen läßt, antwortete er: Ja, lieber Freund, bedenken Sie aber, daß in den ſchönen und idealiſchen Gſchlafenſtaaten die Gſchlafen wahrſcheinlich wir wären. Und Sapperment, das könnte mich doch ſchenieren, wenn ich ſo z. B. der Gſchlaf vom Baron Sina wäre! Jetzt muß er mich gut bezahlen, als Gſchlaf aber kriegte ich nichts und wenn ich ihn nicht ſchön genug malte, ſo ließ er mir noch 100 Stockprügeln aufwichſen! Ich küſſ' die Hand! Ich ſagte: das verſtehe ſich von ſelbſt, daß ich die Sklaverei nur unter der Bedingung verteidige, daß wir die Herren ſind und die Barone die Stockprügel bekommen. So ſchäkerten wir hin und her und das Geſpräch verlief unter Scherzen und Lachen. Bei meinem Fortgehen drückte er mir ungemein herzlich die Hand und konnte mich faſt kindlich bitten, er, der gegen König und Kaiſer ſchroff war, wir möchten ja recht oft auf einen ſolchen Plauſch zuſammenkommen, ich ſtöre ihn nicht, es ſei ihm ein Labſal, ſich ſo zu unterhalten. —

Es war unſer letztes Geſpräch!

Die Augsburger Allgemeine brachte in der Beilage jüngſt einen Artikel über ihn, der nicht die ganze, aber wenigſtens ein guter ſkizzenhafter Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik war. . .

Für den Bogenſchützen bin ich ſehr dankbar. Die Photographie iſt gut und Sie erinnern ſich mit Recht, wie lieb mir das Original iſt. Nur glaube ich diesmal mehr als ſonſt zu empfinden, daß auf den Körper eines Jünglings der Kopf eines Kindes geſetzt iſt. Aber vielleicht täuſche ich mich auch, und — was tut's am Ende? Ich habe es mit dem ſchönen Körper zu tun. Ich kann ſolche Bilder mit einer wahren Andacht anſehen. Der ſchöne Menſchenleib iſt doch ein unerſchöpflicher Zauber! Ich habe immer das Gefühl, als ob die Natur hier einen Gedanken ausdrückte. Andere Gegenſtände der Natur können auch ſchön ſein, aber ſie ſind es als Gegenſtände; der Menſchenleib iſt das Einzige in der Natur, was ſich vom Gegenſtande faſt zum Gedanken erhebt. Was iſt ein Reh, eine Gazelle, eine Antilope, ein Pferd, oder irgendein ſchönes Tier gegen den Menſchenleib? Es iſt, als ob die Natur bisher im Traume gemurmelt hätte und ihr Wort endlich laut ausſpräche.

Graz, 5. Auguſt 1865.

Gott weiß, in welchem Zuſtande das beigebundene Sträußchen durch die vielen und rauhen Hände der

Poſt an Sie gelangen wird! Es iſt ein Souvenir von einer Alpenhöhe. Ich war mit zwei Juſtizbeamten, Herrn M. und Herrn R., ſamt dem 12jährigen Sohn und einer Magd des letzteren auf einer Bergpartie. Wir fuhren Samstag bis Peggau und gingen hierauf zwei Stunden zu Fuß, nämlich über Waldſtein und den Arzgraben, einem ſchluchtigen Waldtale, wo es faſt ſchon zu älpeln anfängt. Hier beſitzt Herr R. eine Hube und auf dieſer Hube übernachteten wir. Des andern Morgens gingen wir auf unſer eigentliches Ziel los, nämlich auf die Fenſteralpe. Sie iſt 5200 Fuß hoch, alſo ungefähr etwas höher als wie wenn man auf den Schöckel den Kahlenberg ſtellte. Der Weg war ſchön, aber einer der beſchwerlichſten und ging mir tüchtig in die Knochen. Aber ich muß mäuschenſtill ſein über meine Heldentat, denn dasſelbe leiſtete ja auch ein zwölfjähriger Knabe und, was noch merkwürdiger war, ſogar eine Magd, welche keineswegs rieſig gebaut und dazu noch mit einem ſchweren Proviantkorb beladen war. Ohne juſt ſchön zu ſein, hatte ſie etwas Stilles und Sanftes und wenn man ihr die Laſt abnehmen wollte, ſo lächelte ſie und litt es nicht. Es war ein Bild heiterer Ergebenheit, das man nur beim Weibe ſehen kann. Die Fenſteralpe liegt zwiſchen Frohnleiten und Leoben und hat eine unermeßlich ſchöne Vergausſicht. Wenn ich Ihnen ſage, daß man nördlich zum Hochſchwab in der Mariazellergegend und

ſüdlich zum Bacher hinter Marburg ſieht und daß von einem zum andern alles eine zuſammenhängende Berggalerie iſt, ſo werden Sie merken, daß man ſo ziemlich die Umfangslinie des ganzen ſteiriſchen Landes vor ſich hat. Wachſen tut auf der Fenſteralpe gar nichts mehr als ein ganz kurzes, kurzes Gras, welches ſich wie eine Filzdecke dicht an den Boden hält. Die Schwarzbeere, welche wir im Aufſteigen reichlich pflückten, und welche ein Geſträuch von 1—1½ Spannen hatte, kam hier auch noch vor und war ſogar reif, aber das Geſträuch fehlte gänzlich. Die Beere wurzelte ſo kurz und nahe am Boden, daß kaum eine Sichel ihr Stenglein hätte ergreifen können. Die Piſtole, welche wir hier abfeuerten, gab ſchon jenen dumpfen und matten Ton, der der dünnen Hochgebirgsluft eigen iſt. — Das Wetter war noch beſſer als ſchön, es war nämlich auch ſchlecht. Im Anſteigen hatten wir Sonne und Himmelblau. In der Raſtſtunde zwiſchen 11 und 12 Uhr, während wir liegend uns Wein und Schinken behagen ließen, fingen ſchon Wolken aufzuſteigen an. Sie benahmen dem Horizonte zwar die Schärfe der Ausſicht, aber nicht die Ausſicht ſelbſt. Wir waren noch immer zufrieden. Auf dem Rückwege fing es zu regnen an, da waren wir erſt recht zufrieden. Wir ſelbſt gingen nämlich in der Sonne und hatten vom Regen nichts als den erfriſchenden Luftzug und — das ſchöne Schauſpiel.

Die Regenwolke ſtürzte ſich, gleich einer umgekehrten Flaſche in den Gamsgraben nieder, eine Talſchlucht, welche gegen Frohnleiten ſtreicht: ſie blitzte, donnerte, ſenkte ſich nieder, ließ ſich vom Winde in die Ferne tragen, — und wir auf unſerer Sonnenhöhe ſehen zu und hatten eine Naturſzene, die man nicht oft ſieht. Das war ein Strichregen. Bald darauf aber ballte ſich über dem Grazer Felde ein großes dichtes Ungewitter zuſammen, eine undurchdringliche ſchwarzgraue Sintflut, in der es blitzte und donnerte wie auf einem Schlachtfelde. Da waren wir noch viel mehr zufrieden. Jetzt werden die Grazer ihre Wanderer beklagen, ſagten wir lachend, aber ſiehe da, wir haben das Schauſpiel ihres Regens und luſtwandeln ſelber im Trockenen. Wir hielten hierauf die zweite Raſt bei einem Brunnquell, der uns ſchon im Hergehen erquickt hatte. Später ſodann kauften wir einem kleinen ſchönen Mädchen, einem wahren Ehrenpreis der Gebirgswelt, unſere Hüte voll Schwarzbeeren ab und verzehrten ſie guter Dinge, bis zuletzt auch der Regen über uns ſelbſt kam. Aber da waren wir erſt am allerzufriedenſten. Denn in demſelben Augenblicke hatten wir wieder die Region der Menſchenwohnungen erreicht, wir hatten die erſte der hochgelegenen Keuſchen erreicht und warteten den Regen in aller Sicherheit ab. Nach einer Stunde war er vorbei und wir erreichten trocken unſere Hube.

Was uns so lange vor dem Regen geschützt, das war die Gegenströmung zweier Winde. Es war sehr schön, das anzusehen. Hoch am Himmel standen helle silberne Haufwolken, welche der Nordwind langsam und majestätisch trieb. Tief unter diesem jagte ein Südwind seine grauen nassen Dunstwolken herauf, welche jene verdunkelten wie eine Sonnenfinsternis. Man konnte die Dichtigkeit der untern Wolken deutlich bemessen an der Art, wie die sonnenbeleuchteten oberen durchschienen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Es war, wie wenn der Aethergott Zeus auf seinem strahlenden Throne säße, aber zu seinen Füßen spielte ein Rudel von Meer- und Wassergeistern. Ich war der erste, der dieses Schauspiel bemerkte. Von meinen Gefährten lag einer eingeschlafen.

Beide Wind- und Wetterströme hatten ungleiche Bewegung, ungefähr wie Stunden- und Viertelstundenzeiger. Von dem Augenblicke aber, wo sie sich ausglichen, mußte der Regen allgemein werden. Das geschah denn auch. Bald nachdem wir unsere Hube erreicht hatten, also nach sechs Uhr abends, fing es zu regnen an und hörte mit Regen, Blitzen und Donnern die ganze Nacht nicht mehr auf.

In dieser Nacht erlebte ich, zum erstenmale seit ich lebe, ein Phänomen von Elektrizität an mir. Als ich nämlich im Finstern der Nacht einmal aufstand, sah ich an meinem rechten Fuß den Nagel der vierten

Zehe leuchten. Ich war anfangs ſo erſtaunt und ungläubig, daß ich dachte, von irgendwo falle ein Licht durch eine Wand- oder Türlücke. Ich machte daher die betreffenden Proben und überzeugte mich, daß das Licht an mir war. Der ganze Nagel leuchtete wie ein Johanniswürmchen. Das dauerte ein paar Stunden. Als ich nämlich ſpäter in einem ſchlafloſen Augenblicke den Fuß wieder verſuchsweiſe aus der Decke zog, leuchtete der Nagel noch, obgleich ein wenig ſchwächer. Ich habe ſonſt wohl von Frauenzimmern gehört, deren Haare beim Kämmen Funken ſprühen, aber geſehen hatte ich dergleichen noch nicht. Das Phänomen war mir neu.

Tags darauf gingen wir zwar bei bedecktem Himmel, aber trocken nach Peggau zurück. Die Straße war rein geſpült und recht ſchön zu begehen.

Da habe ich Ihnen nun auch eine Naturſzene erzählt. Aber ich will die Ihrige damit nicht übertreffen, beileibe nicht. Ich bin keiner von denen, welche die Gletſcher hinaurennen, um zu bewundern; ich begreife vollkommen, wie man die göttlichſten Augenblicke der Natur auch auf einem niedrigen Hügel erleben kann. In Ungarn ſtand ich manchmal auf einem Sandhügel, nicht höher als zwei Stock, und fühlte die ergreifendſten Pulsſchläge des Weltherzens. Ich kenne Augenblicke wie Ihren 2. Auguſt ſo gut! Aber die großen Augenblicke in der Natur ſind Ihnen

faſt ſo karg zugemeſſen wie die Rahls unter den Menſchen!

Graz, 11. und 13. Auguſt 1865.

Ich würde mir's nicht verziehen haben, vierzehn Monate in Graz geweſen zu ſein, und nicht über den Ruckerlberg oder höchſtens ein bischen Fenſteralpe hinausgeguckt zu haben. Ringsherum ſind die Lande gar zu ſchön! Am Mittwoch hänge ich wieder meine Reiſetaſche um und pilgere hinab nach Süden. Nicht gegen den italieniſchen Süden — diesmal noch nicht, aber doch ein bischen ins Feigenland der Furlaner. Das iſt mein Weg: über Wildon und Landsberg die Koralpe hinüber ins Lavanttal und nach Klagenfurt und Villach. Von da zum kleinen ſtillen Raiblſee, welcher der Karte nach ein ſehr einſames und romantiſches Alpenwaſſer zu ſein ſcheint, ſodann zum größeren Wocheiner- und Veldeſerſee. Hierauf über Laibach und Cilli wieder zurück. Wenn ich vom Raibl- zum Wocheinerſee gehe, ſo paſſiere ich den nördlichen Zipfel des Ländchens, welches Friaul heißt und das Flußgebiet des Iſonzo iſt. Da iſt es nun ſehr möglich, daß ich das ſegenvolle Tal des Iſonzo hinabgehe und Görz beſuche. In Görz aber wäre ich dem adriatiſchen Meere ſo nahe, daß ich wahrſcheinlich meinen Weg nach Monfalcone fortſetzte und mich dann links wendete, um bei Trieſt den Optſchina zu beſteigen

und das Meer zu ſehen. Ich habe es noch niemals geſehen. Es ginge dann von Trieſt wieder heimwärts.

Ich glaube mit dieſem ganzen Rundgang etwa 10—14 Tage zuzubringen. Was ich dabei ſehe und höre, werde ich in einer Hand voll Feuilletons in der alten Preſſe beſchreiben, und es wird mir nicht nur die Reiſekoſten bezahlen, ſondern ein gutes Stück Geld darüber. Von Firduſi habe ich höchſtens noch 100 Verſe zu machen und die werde ich unterwegs machen. Auf einem Spaziergange in den Schwarzwald iſt er vor 10 Jahren angefangen worden, auf einem Spaziergange durch die noriſchen und juliſchen Alpen ſoll er beſchloſſen ſein.

Es wird ſehr genußvoll werden. Wenn man 14 Monate geſeſſen iſt und gute Knochen hat und rings herum Alpen ſieht, ſo werden die Knochen endlich zu Flügeln. Ich komme mir jetzt ſchon wie neugeboren vor.

... Seit ich Sie auf den Artikel über Rahl in der Augsburger Allgemeinen aufmerkſam gemacht habe, ſind in der Neuen Freien Preſſe zwei Feuilletons über ihn erſchienen. Das letzte enthielt einen Brief von ihm. Das war ein echter Löwenkopf! Über Land und Meer brachte ſein Porträt — zum Sprechen ähnlich.

... Geſtern begegnete mir der Zahnarzt Adolf Engländer, der Bruder meines großes Jugendfreundes Sigmund. Er war auf einer Geſchäftsreiſe in Illyrien

abweſend und wird nächſtens wieder nach Kroatien gehen. Dieſe Länder ſind Goldgruben für ſein Verdienſt. Auch Italien iſt es. Es fehlt an techniſch geſchulten Zahnärzten, welche auf der Höhe der modernſten Dentiſtik ſtehen, ganz und gar. Da er nun gleichzeitig eine Neuralgie an den Füßen hat, wobei ihm die Kälte weh tut, ſo will er der Füße und des Erwerbes wegen ein paar Wintermonate in Italien zubringen. Er forderte mich auf mitzugehen. Ich würde Tiſch und Logis mit ihm teilen, da er beides ohnedies reichlicher, als er's braucht, haben müßte, und nur meine Fahrkoſten beſtreiten. Die Sache läßt ſich hören. Er hätte einen deutſchen Begleiter, der ihm die Fremde verſüßt, und ich einen wohlfeileren Beſuch in Italien und ein bischen Gelegenheit, mir einſtweilen das Sprechen ein wenig einzuüben. Letzteres iſt mir viel wert. Die Italiener, wenn man ihre Sprache ſpricht, ſind recht herzliche Leute... Bald werden zwei Alpen-Eiſenbahnen zwiſchen Italien und Deutſchland ſein und dann iſt man von letzterem nicht gar ſo ſehr abgeſchnitten.

Das alles ſteht noch in weitem Felde, da aber juſt heute die Gelegenheit war, es Ihnen mitzuteilen, ſo wollte ich's tun. Wir wollen ſehen, was daraus wird.

Graz, 6. September 1865.

... Sie ſagen, mit 1. September haben Sie auf die Preſſe abonniert, — in Bezug auf meine Wenigkeit leider unnötig! Denn eben jetzt höre ich auf, Mitarbeiter zu ſein. Das Wenige, was ich hin und wieder an Feuilletons ſchreibe, werde ich künftig wahrſcheinlich der Debatte geben.

Ihr photographiſches Bildchen iſt recht hübſch. Auf den erſten Blick ſah ich, es iſt die venezianiſche Schule, und entweder Tizian oder Paul Veroneſe. Als ich rückwärts die Signatur anſah, da war es Tizians Tochter, und nun ſchmeichelte mir weniger mein Kennerblick, als ich vielmehr beſchämt war, daß ich es überhaupt vergeſſen konnte, denn das Bild iſt eines der bekannteſten.

Man kann recht daran lernen, was altitalieniſcher Kunſtadel iſt. Der Kopf iſt zwar ſchön, aber im Grunde ohne geiſtigen oder ſeeliſchen Ausdruck; es iſt heitere naive Unſchuld, nichts weiter. Der Kopf ſieht ſogar mehr in die Proſa als in die Poeſie des Lebens hinein. Aber nun machen Sie einmal die Probe und legen dieſes Mädchen neben einen ſcheinbar verwandten Stoff, z. B. neben eine Pariſer Griſette oder ein Wiener Stubenmädchen. Dieſer Vergleich wird Sie mehr lehren als ganze Vorleſungen. Und im Grunde ſoll man immer ſo lernen: nicht durch Hören, ſondern

durch Schauen und Selbſtfinden. Wie groß werden Sie dann die alten Italiener finden neben den Modernen! Juſt weil der Stoff nicht groß iſt, nicht blendend und nicht ins Weite führt, werden Sie um ſo beſſer die großartige Behandlung des Einfachen fühlen können.

... Jüngſt ſchrieb mir auch Engländer wieder. Ich ſagte Ihnen, als er im März hier war, ſah er faſt wie ein Bruder Liederlich aus, denn er ſchien ſeinen Troſt in faſt kindiſchen Zerſtreuungen nicht nur zu ſuchen, ſondern leider auch zu finden. Gegen alles Erwarten dringt nun doch wieder ein anderer Ton aus ſeinem Briefe, ein Ton, welcher beweiſt, wie die Natur immer und immer wieder auf das Wahre und Echte zurückkommt und ſich darin nicht irre machen läßt. „Soll ich Ihnen in Kurzem alles ſagen, ſo iſt mein ganzes Ich eine Thräne um meinen Lajos. Er fehlt immer mehr und die Wehmut will mir gar oft das Herz zerſprengen. Alles, was den Menſchen erquickt und erfriſcht, geht bei uns die ſchmerzliche Retorte der Erinnerung an meinen Lajos durch; wie tief durchdringen mein Inneres die religiöſen Töne der Poiſer-Wallfahrer in der Nacht, die mich an die Zeit erinnern, wo mein teurer Lajos die kurze Zeit der Schulferien zwiſchen uns zuzubringen pflegte, — die arme Erneſtine ſchluchzt und ich muß meinen Seufzer gewaltſam hinunterwürgen und noch lernen, Wort-

tröſter ſein.“ Dieſe Zeilen haben mich um ſeinetwillen ſehr gefreut.

Was mich betrifft, ſo hatte ich nach der Vollendung des Firduſi dieſe drei Wochen her eine leere und unerquickliche Stimmung. Es fielen zwei Leerheiten zuſammen; erſtens die Freiheit von einer Arbeit, welche bisher die Nahrung meiner Gedanken war, und zweitens die Pauſe, in welcher ich zwiſchen Reiſen und Nichtreiſen das Regenwetter abwartete. Ich ging herum wie ein Löwe im Käfig. Ich hatte die Ungeduld, etwas zu tun, und wußte nicht was. Die Tage verfloſſen in einem läſtigen Müßigſein — ach der Müßiggang iſt mir nichts weniger als läſtig, wenn ich auf meinem Sopha liege und weiß, womit ich meine Phantaſie unterhalte. Diesmal aber war meine Phantaſie ſelbſt müßig. Die Lebensgeiſter waren vom Firduſi her — nicht eben ermattet, das Gegenteil; ſie waren in einer Bewegung, daß ihnen jede kleinere Arbeit ſchaal und nichtig vorkam; dazu ließ nun aber die Schwebe meiner Reiſeangelegenheit nicht einmal einen Arbeitsplan reifen, auch den kleinſten nicht, weil ich ja doch nicht wußte, ob ich morgen oder übermorgen nicht ſchon fortgehen würde. Kurz, es war eine nichtswürdige Zigeunerei: ich gab nach und nach mein Geld aus, und ſchämte mich, kein neues zu verdienen, und konnte es eigentlich doch nicht übers Knie brechen. Heute habe ich wieder ein neues Manuſkript angefangen, und —

damit ist mein Reiseplan definitiv aufgegeben, trotz des herrlichsten Wetters. Es ging mir mit Kärnten wie mit der Satran. Ich habe einen Briefwechsel mit ihr verabredet, natürlich nur einen literarisch-dramatischen, ich freute mich darauf, und siehe da, jetzt ist sie bald drei Monate wieder zuhause und ich rührte noch keine Feder an. Wie haben die kärntnerischen Seen acht Tage lang meine Phantasie erfüllt! Da fing der Regen an und hörte wieder auf — aber mit den Seen und Alpen ist's vorbei. Ich kann die Stimmung nicht wieder finden.

Mir scheint, ich möchte die Erde lieber in Besitz nehmen, als bloß anschauen. Es ist doch sonderbar, wie auch die hartnäckigste Natur den verschiedenen Lebensaltern ihren Tribut zollen muß. Die bloße Poesie des Daseins, womit ein junger Mensch zufrieden ist, hat mich lange, bis tief in die Mannesjahre befriedigt; seit einiger Zeit fange ich aber doch auch an, einen irdischen Besitz zu wünschen. Ich möchte ein kleines Grundeigentum haben. Ein Haus in den Alpen und an einem See — der See gehört untrennbar dazu — das wäre mein Wunsch. Zwei Punkte habe ich dafür in Affektion genommen: einer ist in Deutschland, der andere in Österreich. Der in Deutschland wäre die Gegend von Füssen an der bayrisch-tirolischen Grenze, wo einige Alpenseen herrlich beisammen liegen; der österreichische wäre die Gegend von Villach mit

dem Ossiacher, Klagenfurter, Millstätter und Faaker See. Und wie die Kinder sagen: ich hab' meinen Vater und hab' meine Mutter lieber, so wäre mir Füssen lieber, weil es in Deutschland ist, und Villach wegen der Nähe von Italien lieber. Nun muß ich gestehen, wenn ich in die Villacher Gegend gekommen und vielleicht ein Landgütchen, ein allerliebstes, sinniges Landgütchen um einen Spottpreis feil gewesen wäre, und ich hätte es doch nicht kaufen können, so hätte mich das recht unglücklich gemacht. Ich möchte schier rasend werden, daß ich jetzt kein Grundstück kaufen kann, jetzt, wo man die Grundstücke wie mit dem Besen auf die Straße kehrt, und zwar in dem schönsten Ländchen der Welt. Es ist zum Verzweifeln! —

Da schlägt es soeben fünf Uhr, und ich will schließen. Es tut mir zwar sehr leid um ein ganzes leeres Blatt, auch könnte ich wohl noch länger schreiben, — aber von was? Kleinigkeiten fallen mir nicht mehr ein, und wenn ich den Weg in die innere poetische Welt nehmen wollte, so reichte ich doch nicht mehr aus. Es gärt und wogt so auf und ab in mir, aber es ist nicht leicht auszusprechen. Einmal bin ich so resigniert, daß ich das Hemd auf der Haut und alle Glieder des Leibes entbehren könnte, ein anderes Mal wieder reißt mir auf einmal die Geduld, und ich glaube, ich kann es keine Minute mehr aushalten vor Leidenschaft des Wünschens und Wollens. Wenn ich etwas hätte,

würde ich in Gottes Namen gerne viel entbehren, aber ich habe gar nichts! Und doch ſingt ein Dichter:

Du willſt das Glück erzwingen, Tor?
Nur der iſt glücklich hier auf Erden,
Der nichts erſehnte, nichts verlor;
Man kann nur glücklich ſein, nicht werden!

Der Mann hat recht; ich exiſtierte ſchon längſt nicht mehr, wenn es nicht wahr wäre, was er ſagt...

NS. Apropos; wenn Sie halbwegs können, ſo gehen Sie Sonntags zum Julius Caeſar ins Burgtheater. Ich habe meine Gründe dazu.

Graz, 30. September 1865.

... Daß ich mich jetzt noch aufs Reiſen verlege, das fürchten Sie nicht. Die Saiſon iſt ſchon zu ſpät dazu. Muß ich doch froh ſein, wenn mir das prachtvolle Herbſtwetter noch zum Laibacher Abenteuer aushält, was immer noch 10 oder 14 Tage dauern wird. Höchſtens wäre eins zu fürchten: nämlich daß ich durch ein Wunder von Liebenswürdigkeit irgendwie in einem Hauſe, wie z. B. das Kaulbachſche war, feſtgehalten würde. Aber ich halte das — wenn nicht für unmöglich, doch im höchſten Grade für unwahrſcheinlich.

Dagegen habe ich allerdings Luſt, von Laibach aus ein paar ganz kurze Ausflüge zu machen, — natürlich nicht nach Italien. Über alle Maßen gerne

möchte ich Görz anſehen. Es gehört zu den Orten, welche ich für einen künftigen Aufenthalt in der Phantaſie habe. Es ſind noch immer Deutſche dort (ich habe ſelbſt Empfehlungen an einen Schuldirektor) und doch iſt es ſchon halb italieniſcher Boden. Das Städtchen ſoll außerordentlich anmutig und gartenhaft liegen — und welch ein üppiger Fruchtgarten es in Wahrheit iſt — das wiſſen wir vom Grazer Markt her. Das Alpenwaſſer des Iſonzoflusſes und die Nähe des Meeres — etwa wie von Wien nach Böslau — wären gar lockende Reize. Auch meine ſoziale Stellung könnte dort ſehr angenehm, vielleicht faſt wichtig werden, denn obwohl Deutſche da ſind, ſo haben ſie doch mit Slawen und Welſchen um ihre Geltung zu kämpfen, und ein Kämpfer wie ich wäre vielleicht ein angeſehener Mann. Und ſieh da, angeſehen war ich zeitlebens nicht. Höchſtens mein Name, nie aber meine Perſon. Die lebt im Dunkeln, und wenn einmal ein Feſt oder ein Geburtstag kommt, ſo weiß der niedrigſte Dorfſchulmeiſter beſſer als ich, daß er ein Menſch unter Menſchen iſt. Das hat mich oft verdroſſen. — Nur Eins fehlt Görz, der Hochwald. Aber wenn er nicht da iſt, ſo iſt er doch nicht weit, denn der Tarnowaner Wald, den ich auf meiner Karte ſehe, muß in bequemen Ausflügen zu erreichen ſein. Auch wohlfeil iſt es in Görz. Die Lebensmittel, verſteht ſich von ſelbſt, da es mitten in einem Fruchtkorbe liegt. Edles

Obſt, ſeines Gemüſe, die Auſtern und Fiſche des nahen Meeres! Aber auch die Wohnungen. Mein Schuldirektor Holzinger, hör' ich, bezahlt für eine ganze Villa, was in Wien zwei Zimmer koſten, nämlich 200 fl. Kurz, ich möchte das Neſtchen ſtudieren. Im Sommer ein Paradies und für ein paar Monate Wintervergnügen — wie äußerſt bequem lägen die größeren Nachbarſtädte Trieſt und Venedig! Welch ein Vergnügen zwiſchen den edlen Venetianern an Straßen voll mauriſcher Marmorpaläſte hinabzupromenieren, oder auf dem Canale grande in der Gondel zu fahren. . .

Ein zweiter Anziehungspunkt meiner Neugierde wäre Villach. Wie ward mirs, als ich geſtern im Theatercafé Meyer eine Stimme hörte. . . „Was aber einer der ſchönſten Punkte iſt, nicht nur in der Monarchie, ſondern vielleicht in ganz Europa, das iſt Villach." Ich ſah mich um, — wer ſo geſprochen, das war ein alter vornehmer Herr, der offenbar ſchon vieles und mit Ruhe geſehen hatte, kein armer Teufel von Enthuſiaſten, der über alles außer ſich gerät, was ihm für ſeine paar Kreuzer zu genießen vergönnt iſt. Denn es gibt arme Schlucker, welche ihre paar Bettelkreuzer förmlich abgenießen wollen und alles ſchon darum loben, weil ſie's bezahlen mußten. Das war hier nicht der Fall. Es war ein Weltmann, ein Mann der guten Geſellſchaft, der ſo ſprach. Wie ſchwer fiel mir da mein vereitelter Ausflug von neulich aufs Herz! Iſt es

möglich, ſo hol' ich von Laibach das Verſäumte noch nach.

Alſo Görz und Villach, nicht mehr! Und ſelbſt das nur im günſtigſten Falle. Noch bin ich nicht dort.

... In meinem letzten Brief an Laube, der jetzt nichts iſt, aber — von Erfolg gekrönt — ein diplomatiſches Meiſterwerk geweſen wäre, war viel von Julius Caeſar die Rede. Wer ſich daher für dieſen Brief intereſſiert hätte (wovon ich eine Kopie habe), der hätte den Julius Caeſar kennen ſollen, und das war der Grund, warum ich Ihnen riet, die Aufführung, die juſt in dieſe Tage fiel, anzuſehen. Jetzt iſt's freilich vorbei.

Dagegen möchte ich Ihnen heute zu Hero und Leander raten. Sie werden wiſſen, daß die Wolter hier war und drei Gaſtrollen geſpielt hat. Ich habe ein Vorurteil gegen die Wolter wie für jeden Ruf, welcher des Schwindels verdächtig iſt. Auch konnte das wenige, was ich von ihr ſah, mich nicht erwärmen, — ich ſah kalte Routine. Nur mit äußerſter Überwindung entſchloß ich mich daher, in ihre Spiele hineinzugehen. Das erſte, Maria Stuart, beſtärkte mich in meinem Vorurteile. Ich ſah eine gewiſſe Nobleſſe der Allüren, etwas Diſtinguiertes in Sprache, Haltung, Erſcheinung, kurz ich ſah eine Hofſchauſpielerin, aber keine Götterſchauſpielerin. Auch ging ich nach dem dritten Akte wieder fort. Die zweite Gaſtrolle, Mont-

penſier, wo mir ſchon das Stück fatal iſt, ließ ich aus und erſt in die dritte ging ich wieder hinein, in Hero und Leander. Das war aber — ſeit ich aufgehört habe, jung zu ſein, mein ſchönſter Theaterabend. Man kann mir die Maria Stuart, die Lady Macbeth, das Gretchen, die Ophelia, die Julie vorſpielen, wie man will; ich brauche das Spiel nicht, ich kann's entbehren. Es gibt mir nichts Neues, das Höchſte, was es tun kann, iſt, daß es hinter dem ſchon vorhandenen Phantaſiebild nicht zurückbleibt. Ganz anders die Hero. Dieſe Rolle gehört zu den ſeltenſten Fällen, die mich empfinden laſſen, daß außer dem Wert der Dichtkunſt die Schauſpielkunſt doch einen Wert durch ſich ſelbſt hat. Das iſt mir ſchon lange nicht paſſiert. Es war ein Zauber von Mädchenpoeſie, der das Gemüt in die wunderbarſten Schwingungen ſetzte. Ich werde das Bild und den Ton nie vergeſſen. Wäre die Wolter ſo ſchön wie die Satran, es wäre um mich geſchehen geweſen. So genoß ich nur Kunſt allein, die aber genoß ich wie in den ſchönſten Tagen der täuſchungsfähigen Jugend. Wir waren zwei hartgeſottene Böſewichter, ich und ein anderer Grazer Kritiker, der das Renomee hat, nichts mehr ſchön zu finden, aber auch er teilte meine Verwunderung und wir ſahen uns wie im Traume an. Kurz, ich begriff zum erſtenmale, was die Wiener an der Wolter finden. Ich bin auf ewig verſöhnt mit ihr.

Gehen Sie hinein, wenn das Stück ist, und sagen mir, was Sie selbst dazu meinen. Sie wissen, daß Sie mir nicht zu schmeicheln brauchen; nicht mein Echo, sondern Ihre eigene Meinung interessiert mich.

Graz, 4. November 1865.

... Von Hamburg habe ich eine Antwort erhalten, die für den Anfang ganz gut klingt. Und wie rasch! Am 24. schrieb ich, am 31. war schon die Antwort da. Das sind doch andere Leute als die Wiener! Der Mann ist mit Verlagsartikeln stark versehen, und wenn wir unser Geschäftchen machen, so wird er leider erst im Februar drucken können. Dieses Vierteljahr wird mir sehr lang werden, ja ich fürchte fast schwierig. Aber zuletzt wird's auch vergehen, wie das ganze Leben vergeht!

Graz, 15. November 1865.

Laube steht nicht nur nicht fest hohen Orts, sondern er ist geradezu mißliebig. Daß er im Laufe von 16 Jahren noch nicht den geringsten Orden bekommen, ist — nach den herrschenden Sitten und Gebräuchen — eine auffallende Zurücksetzung. Aber — er ist ausgezeichnet als Regisseur und darin kaum zu ersetzen. Da man nun in Österreich just nicht gewohnt ist, aufs Höhere zu sehen, wenn nur das Niedere geschieht, so läßt

man den guten Regiſſeur in Gottes Namen ſchlechten Direktor ſein und duldet ihn. Man duldet ihn, das iſt alles!

* *

Regen an der ſteiriſchen Grenze.

Juſt war es an der Grenze Rand,
Ein Regen kam geſprüht,
Als ich dein ſchönes Vaterland
Betrat, von Luſt umblüht.
Es war ein Regen ſanft wie Tau,
Mein Weihbrunn ſoll er ſein:
Gegrüßt ſei Unſre Liebe Frau —
Mein Kind, ich denke dein.

Auf dem Wege von Laſſing in die Palsau,
den 23. Auguſt 1866.

* *

Wien, 4. Februar 1867.

Ich bin ſeit geſtern Gefangener der Stadt Wien. Dieſe Stadt Wien iſt aber ſo verſchämt, daß ſie deß nicht einmal Wort halten will. Als mich Kompert geſtern beſuchte und nach einem „Arreſtanten Herrn Dr. Kürnberger“ fragte, antwortete man ihm, mit großem Tugendſtolz: „Bitte, dieſer Herr iſt nicht unſer Arreſtant; er iſt freiwillig gekommen.“ Kurz, mein

Arreſt iſt magiſtratiſch, nicht polizeilich. Ich habe ein heiteres, lichtes Zimmer, gute Bedienung, und das zweimalige Faſten wird ſo verſtanden, daß ich für mein Geld alle Karpfen der Donau und alle Kapaunen der Steiermark aufeſſen kann. Apropos Donau; ich habe von meinem Fenſter eine Seitenausſicht auf dieſelbe, welche ſehr hübſch iſt, namentlich bei Morgenlicht.

Kerkermeiſter Rocco iſt ein humaner Mann, welcher mir ſeine Bibliothek anbot, und beſagtes Zimmer, das ſchönſte des Hauſes, einräumte. Es iſt eigentlich gar kein Arreſtzimmer, ſondern das Amtszimmer des magiſtratiſchen Doktors. Kerkermeiſter Rocco hat auch — ganz nach dem Textbuche — einen Schwiegerſohn in spe, welcher mir abends ſeine Aufwartung machte, denn er kennt meinen literariſchen Namen. Es iſt ein junger feiner Mann und, wie es ſcheint, aus einem guten Hauſe.

Wien, 7. Februar 1867.

Geſtern nahm ich auf ein paar Stunden Urlaub, um der Schillerſitzung beizuwohnen und nach derſelben einige Neceſſairs aus meinem Logis abzuholen. Ich inkommodiere niemanden für die Abkürzung meines Arreſtes, der überhaupt ein Kinderſpott iſt und mich gar nicht drückt. Seit ich aus der Küche Komperts

ſpeiſe, welcher ganz in der Nähe wohnt, bin ich auch von dieſer Seite gut verſorgt und haben wir geſtern bei der Schillerſitzung das Abenteuer weiblich belacht. Am Sonntag gedenke ich, bei L. A. Frankl zu ſpeiſen, — wozu ich ſchon keinen Urlaub mehr nehmen werde, denn ſo viel ich ſehe, kann ich wohl auch à discretion ausgehen, ohne überhaupt etwas zu ſagen.

* *

Wien, 23. Auguſt 1867.

Ich bin geſtern als ein Mohr, der hoffentlich weiß zu waſchen ſein wird, übrigens im beſten Wohlſein in Wien angekommen. Auf dem Semmering habe ich ein Sträußchen Edelweiß gekauft. . . . Außer dem Edelweiß pflückte ich noch auf meinem eigenen Grunde eine Frucht oder Blume, von der Sie urteilen ſollen, ob ſie des Pflückens wert war. Es ſind folgende Verſe:

Alpe und Stadt.

Der Heugeruch, der Harzgeruch,
Der hat mir's angetan;
Hinauf, hinauf ins Hochgebirg
Zu Speik und Thymian!

Gegrüßt auf deinem Wolkenthron
Du ſchöne Alpenſee,

Dein weißer Leib iſt Edelweiß,
Dein Diadem der Schnee.

Dein Auge, ſeh ich tief hinein,
Es iſt der braune Stern,
Der meinem Herzen teuer iſt,
Wie ſeh ich ihn ſo gern!

Sähſt du mein Auge wirklich einſt,
Du ſtürbeſt gleich daran,
Was dich belebt, muß ſterblich ſein,
Wie du, betörter Mann.

Ich bin der Geiſt der Ewigkeit
Und du, o Menſchengeiſt,
Verlange nichts, als daß du liebſt,
Und liebend einig ſeiſt.

Ein Nebel wälzt ſich auf mich her,
Das Hochgebirg verſinkt,
Doch dort, am Horizont der Stadt —
Ein Strahl der Sonne blinkt!

Wien, 18. November 1867.

Wie innig bedaure ich, daß ich Ihnen in dieſen ſchweren Tagen nicht mehr ſein kann! Ich muß ſtehen und mit müßigen Händen zuſehen, wie Sie durch Diſteln und Dornen gehen, und kann Sie über keine Spanne ihres Weges hinwegtragen. Jetzt wären Worte an ihrem

Plätze, die weichen und warmen, ſammtenen Worte der Zärtlichkeit. Aber ſie ſind mir verſagt. Ich ſchäme mich nach und nach der Sprache. Ich wollte, ich wäre die Natur ſelbſt und dürfte reden wie ſie, in Blumen, Bäumen, Sonnenſtrahlen, Waldſchatten und grünen Bergſeen. Das Wort iſt ſo tief gemein, ſo unendlich profan! Jetzt wäre der Augenblick da, wo ich Muſiker ſein ſollte. Wenn ich Ihnen ein Lied ſchriebe, wie Schuberts Ständchen, ſo würden Sie fühlen, daß ich über Ihre Seele eine Ruhe zu breiten wünſche, — wie ein Vogel, wenn er ſeine Flügel über das Junge breitet, wie eine Mutter, wenn ſie ihr ſchlafendes Kind zudeckt. Die Sprache drückt entweder nichts aus, oder wenn ſie es tut, ſo entblößt ſie dann gleich das Nackteſte der Seele, zerreißt alle Schleier und Vorhänge und beleuchtet alles mit ihrem gemeinen, kreideweißen Lichte. Wie klar iſt es mir, daß die Dichter ſo viel ihre Geliebte beſingen und ſo gar wenig die Frau! Es gibt eine Zeit, wo man zu ſagen hat: nimm mich! Aber kann man das Genommene noch einmal nehmen? Es gibt eine Zeit, wo man zu ſagen hat: ich liebe dich! Aber kann man das oft ſagen? Eigentlich nur ein einziges Mal! —

Tochter, Geliebte, Braut, Gattin, Mutter, Witwe — alle dieſe Zuſtände ſind bloß verſchiedene Werkzeuge, welche ein Bildhauer an ſeine Statue anlegt, um ſie feiner und feiner auszuarbeiten. In dieſem

Augenblicke werden Partien an Ihrem Seelencharakter fertig gemacht, wozu das Werkzeug das Leiden heißt. Es ist gar schön, daß die katholische Madonna nicht nur eine glückliche Mutter mit dem Kind an der Brust, sondern auch eine schmerzhafte Mutter mit den sieben Schwertern im Herzen ist. Erst durch das letztere Bild wird das erstere vollendet. Nicht Eins von ihnen, sondern Beide zusammen geben das Weib. Glücklich sein kann auch die leere Seele, leiden kann nur die tiefe und volle.

Zwei Redensarten sollten die Menschen sich gründlich abgewöhnen: „ich langweile mich" und „ich bin unglücklich". Ein reicher Geist wird nie das erste sagen, ein reiches Herz nie das zweite. Wie die Männer geehrt werden, wenn sie für ihr Vaterland sterben, — auch auf dem Schafotte sterben, — so werden die Frauen geehrt am Sarge des Mannes, an der Wiege des kranken Kindes. Das erstere ist uns nur selten beschieden, das letztere ist euer tägliches Schicksal. Eure Leiden sind in der Regel die edleren.

Ich würde sagen: ich wünsche Ihnen nur die physische Kraft, sie zu ertragen. Aber das ist ein Punkt, wo ich gar starken Glauben habe. Das reinste Leiden tötet nicht, es erhebt. Zahllos ist euer Geschlecht aus Liebesgram gestorben, aber ist es nicht auffallend, wie wenig Geschichten oder Beispiele man hat, daß Mütter über den Verlust ihrer Kinder gestorben? Dieser Ver-

luſt iſt doch erhabener als Liebesgram; er trifft etwas in der menſchlichen Natur, das faſt göttlich iſt. Aber das Göttliche ſtirbt nicht.

So möchte ich fort und fort die ernſte Lage ihres jetzigen Lebens mit guten Reden begleiten, aber wie geſagt, ich ſchäme mich des Redens. Vom müßigen Zuſchauer klingt auch das Beſte — ſo müßig! „Er hat gut reden", pflegt man zu ſagen. Was für ein Wort kann ein Mann ſagen, wenn ein Weib ein Kind gebirt; was für ein Wort kann er ſagen, wenn ſie *ein Kind begräbt? Auch das beſte verrät höchſtens* einen guten Willen, aber er redet buchſtäblich in Dinge drein, die er nicht verſteht.

So empfangen Sie denn dieſes Zeichen meines guten Willens. Ich möchte ſie tröſten, ſtärken, Ihnen Vertrauen zu ſich ſelbſt geben, aber faſt jedes menſchliche Wort dazu iſt mir zu profan, und ich achte Ihr Schickſal, das Ihnen auferlegt iſt, viel mehr, als ich meine Worte achten kann. Alſo laſſen Sie mich ſtumm ſein. Ich drücke Ihnen ſtumm die Hand.

* *

Wien, 31. Juli 1868.

Erſt morgen gelange ich zu meinem Ausfluge ins Salzkammergut. Es war mir eine Überraſchung ohnegleichen, als mich am Dienstag plötzlich — General

Haug grüßen ließ. Natürlich war an ein Abreiſen jetzt nicht zu denken, ſondern ich mußte noch bleiben und ihm ein paar Tage ſchenken. Morgen endlich geht's fort.

... Auch der diesmalige Figaro, wie der vorletzte, variiert wieder mein Thema: durch Wahrheit zum Licht, woraus ich ſehe, daß die Satire gewaltig eingeleuchtet hat. Ja, ja, den Spaß verſtehen ſie! Ein Jeremias oder Demoſthenes könnte ſich die Lunge aus dem Hals reden, er fände kein Echo in Wien! Man mache einen Jux, und gleich iſt Publikum da. Nun, wir wollen die lieben Kinder aushalten, ſolange wir müſſen.

Mürzſteg, 29. September 1868.

Alſo ich gehe! Das heißt, ich ging. Montags erhielt ich noch abends um acht die erwarteten Freikarten und Dienstag vormittag fuhr ich fort. Vorläufig bis Mürzzuſchlag. Der Zug (teilweiſe Schnellzug) brauchte 4 und 1/4 Stunden. Er ging um 1/2 11 ab und war um 3/4 auf 3 in Mürzzuſchlag. Ich hatte unterwegs vortreffliche Würſtel in Wiener-Neuſtadt gegeſſen und das war mein Mittagsmahl. In Mürzzuſchlag nahm ich keines, um keine Zeit zu verlieren. Und wahrlich, ich mußte mit jeder Minute geizen, denn mein Weg war noch weit. Ich hatte mir als Nachtſtation Mürzſteg vorgeſetzt, und zwar, wie ſich von ſelbſt verſteht, als Fußpartie. Schade, daß ihr

Frauen ſo wenig in Landkarten und in der Topographie zuhauſe ſeid, was juſt eine unſerer Paſſionen iſt. Kurz, von Mürzzuſchlag nach Mürzſteg iſt ein Weg ungefähr wie von Wien nach Gumpoldskirchen oder Greifenſtein, d. h. circa 4 und ½ Stunden. Und wenn man dieſen Weg erſt um ¾ auf 3 antreten kann, in einer Jahreszeit, wo es nach 5 Uhr ſchon dunkel wird, ſo hat man wirklich nicht Zeit, Diners zu halten.

Alſo ich gehe! Gleich hinter Wiener-Neuſtadt, bei Ternitz und dann Pottſchach war das Gras ſchon alpenhaft friſch und grün, — ſeltſamerweiſe aber auf dem Semmering ſelbſt nicht mehr. Wie aber jenſeits des Semmerings! Hoch Ihr grünes luſtiges Steiermark! Gleich die erſten ſteieriſchen Abhänge, bei Spital und Mürzzuſchlag, lachten wie im Frühling. Ein Saft und ein Glanz des Wieſengrüns, daß Auge und Herz jauchzte. Ja, es gibt, es gibt einen ewigen Frühling! Menſchen, laßt euch von Gras und Kraut nicht beſchämen, — es gibt einen ewigen Frühling!

Man möchte hineinbeißen, nicht bloß hineinrennen: Wie glücklich war ich, als nun der Eiſenbahnkäfig ſich auftat und ich ausfliegen durfte!

Die grüne Mürz und ihre grünen Wieſen hinauf! Staub auf der Straße, Sonnenglut am Himmel — tut nichts. Die Sonne wird nur zu bald ein Ende nehmen und der Staub wohl auch. Ich kenne das Tal. Das geht ſo bis in die Mitte, bis Neuberg, wo die großen

Gußwerke ſind, und mit Holz, Kohlen und Eiſen viel Wagenverkehr herrſcht, wodurch die Straße zermürbt und ſtaubig wird, aber drüber hinaus im obern Mürztal wird die Straße reiner, ja vom vielen Schatten und Tau vielleicht ſogar etwas feucht ſein.

Bald, ſehr bald wird es Nacht in dieſen Bergen. Von Mürzzuſchlag bis Neuberg iſt das Tal etwas breiter; das Licht wirkt und verbreitet ſich auf den Wieſen und Feldern, welche, Fluß und Straße entlang, ein wenig Raum finden. Das ändert ſich oberhalb Neuberg. Die Berge rücken dichter zuſammen, die Mürz iſt wiederholt überbrückt, ein Zeichen, daß auch die Straße keinen rechten Platz mehr findet, ſondern ſich bald links, bald rechts drücken muß. Noch weniger Raum iſt natürlich für Feld und Wieſe, welche keine Talfläche mehr finden, ſondern hie und da eine ſteile Berglehne hinangehen, ebenſo für Hütten und Häuſer, welche ſpärlich und ſelten werden.

In dieſer Einſamkeit brach die Nacht an. Zwiſchen 5 und 6 herrſchte noch die Dämmerung; aber in der letzten Stunde, zwiſchen 6 und 7, wo es ſchon ſchwarz und finſter vor den Augen wurde, ſah ich fleißig nach dem Mond zurück, der hinter mir im Oſten aufgehen und meine Straße beleuchten ſollte. Ja freilich ging er auf, aber leider in Wolken. Zwar es waren nur jene leichten Wolkenballen, bei welchen man meint, jetzt und jetzt müßte ſie der Mond überwunden haben und heraus-

treten. Dabei reiht und ſchiebt ſich aber doch alles ineinander, das Geſtirn bleibt verdunkelt, obwohl höher hinauf und im weitern Umkreis die Wolkenränder ſilbern glänzen und vom Lichte durchbrochen auf den Lichtkörper ſelbſt immer von neuem Hoffnung machen.

Ich fing meinen Nachtweg an bereits etwas unheimlich zu finden, da endlich war der Mondſchein in voller Klarheit da, — aber auch ſchon Mürzſteg. Es war zwiſchen 7 und ¼ auf 8.

Nach dem Abendeſſen ging ich noch ein wenig im Mondſchein herum und an den Waſſern, welche hier zuſammenfließen. Die Mürz auf der einen Seite, ein Wildbach vom Niederalpel herab auf der andern. Juſt im Mündungswinkel liegt das ſtattliche Wirtshaus. Auf meinem Zimmer ſchrieb ich dieſen Brief oder vielmehr den Anfang desſelben. Das Fleiſch war zu ſchwach und ich ging um ½10 Uhr zu Bette.

Mariazell.

An der Ungleichheit der Schrift können Sie erkennen, was geſtern abend in Mürzſteg auf einem Tiſche angefangen und was heute — auf den Knien fortgeſetzt worden. Da, wo man von der Freien auf die Straße nach Mariazell hinübergeht, kurz vor dem ſteilen Anſtieg des Höhenpunktes hielt ich zwiſchen 11 und 12 Uhr Raſt und dinierte — von einem Diner

iſt auch heute keine Rede — auf dem Tiſche, den ich mir auf den Knien deckte und von dem Gerichte, welches das Andenken an Sie heißt. Am Wege ſuchte ich mir einen ſchattigen Platz im Walde aus und traf es mit einem weitläufigen bemoosten Baumſtrunk wunderbar gut. Ich ſitze wie in einem engliſchen Sattel, ſtütze das Knie gut, auf dem ich ſchreibe, und ſogar das Tintenfäßchen ſteht gut und ſicher, wie auf einem Tiſch. Nur die Ameiſen fangen die menſchliche Wärme zu ſpüren an und kriechen mir übers Papier, in die Feder und namentlich am ganzen Leibe herum. Doch das alles iſt nicht nur temps present. ſondern parfait. Dieſe Zeilen ſchreibe ich in Mariazell, wo ich nach fünfthalb Stunden totmüde angekommen bin. Es iſt $^1/_2$5. Ich eſſe einen Roſtbraten und gehe aber dann noch weiter, nämlich an den Erlaſſee, der ein Stündchen von hier entfernt iſt und wo ich im ſpiegelnden Mond auf der Seefläche übernachten will.

Graz, 5. Oktober 1868.

Freitag abends kam ich an und ging Sonnabend auf den Roſenberg zu Dr. Fiſchhof aus Wien. Fiſchhof iſt zwar ſeinem Berufe nach praktiſcher Arzt, übrigens Politiker, der ſich ſchon im Jahre 48 auf dem Wien-Kremſierer Reichstag einen Namen gemacht hat und ſeitdem den Namen und Kredit eines ſtimm-

gewichtigen Politikers bewahrt hat. Einige seiner Verehrer gehen sogar so weit, ihn den deutschen Deák zu nennen. Fischhof schreibt soeben eine Broschüre über die Lage Österreichs, eine Schrift, die ihm sehr am Herzen liegt und deren mußevollere Abfassung seiner Ferienzeit auf dem Grazer Rosenberge schon längst vorbehalten war. Es deuchte ihm von Nutzen, über das Konzept dieser Schrift in mancher Richtung meine Äußerungen zu hören, und ich hatte ihn daher schon in Wien bei meiner Durchreise durch Graz meinen Besuch versprochen. Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Frauen werden zwar lächeln, aber für Männer war der Gegenstand wichtig genug, um nicht im Fluge erledigt zu sein, und als wir uns am Sonnabend spät trennten, konnte ich nur das Versprechen hinterlassen, Tags darauf zu Mittag zu kommen, um nach Tische die Debatte fortzusetzen.

. . . Für Montag morgens um 6 Uhr hatte ich mir aber schon meine Weiterreise nach Marburg und Klagenfurt anberaumt. Nun begegnete mir gestern (nämlich Sonntags), als ich im Dunkel der Nacht in mein Hotel heimkehren wollte, plötzlich und unvermutet General Haug und das Erste war natürlich, daß ich diesen Montag noch zugeben mußte.

Graz, 18. Oktober 1868.

Ich bin zu Ende. Gestern abends kam ich um ¼ auf 10 Uhr in Graz an, bleibe den Sonntag über hier und werde morgen, d. h. Montags, nach Wien wieder zurückkehren.

Was soll ich nun aber vom Totaleindruck meiner Reise sagen? Ich habe sieben neue Städte gesehen: Marburg — Klagenfurt — Villach — Görz — Triest — Laibach — Cilli — und das Resultat ist, daß man bleibend nur in der achten leben kann, — in Graz. Villach ist ein Gebirgsparadies, wie vielleicht nur noch Interlaken in der Schweiz, und Görz ist ein Gartenparadies. In beiden Städten könnte man recht gut zwei oder drei Jahre leben, um ihre Schönheit auszukosten; aber darüber hinaus finge die Melancholie an. Die „Intelligenzen", mit denen ich gesprochen, machten mir alle den Eindruck von verschmachtenden Fischen im abstehenden Wasser! —

Zum Andenken an meine Reise bringe ich nichts mit als zwei Gedichte. No. I schrieb ich beim Anfange meines Ausfluges in der Mariazeller Gegend.

I.

Nun liebes, leichtes Ränzel baumle
Am Rücken wieder hin und her,
Und du, beschwingte Sehnsucht, taumle
Hinaus, ins grüne Freudenmeer!

Kriſtallner See, Smaragd der Wieſe,
Am ſchönen Tag ſo oft erprobt,
Wer iſt's, der euch genugſam prieſe?
Ich nenn' euch und ihr ſeid gelobt.

So gib dich hin, mein ſüßes Leben,
Dem Urgenuß, der rings ſo nah!
Was willſt du weiter dir erſtreben?
Aus dieſen Quellen kommſt du ja!
Iſt's nicht der Spiegel aller Dichtung,
Wie die Forelle hier im See,
Wie dort auf hoher Buchenlichtung
Sein Leben lebt das junge Reh.

Solang' das Waſſer in den Mühlen
Die Tanne des Gebirgs zerſägt,
Verlang' ich von der Welt Gefühlen
Nur eins: das mich waldaufwärts trägt.
Da pfeift ein muntres Finkenknäblein,
Was ſprichſt du, trautes Vögelein?
Er ſchaut auf mich und wetzt ſein Schnäblein:
Du ſollteſt doch zu Zweien ſein!

Als ich bei Ronzina und Canale im Iſonzotale, einen halben Tagmarſch noch oberhalb von Görz, das erſte italieniſche Landſchaftsbild erblickte, — die Weinreben an den Obſtbäumen hinaufgebunden und die flache italieniſche Bauart der Dächer, — ich kann nicht ſagen, wie mir das Bild ins Blut fuhr! Es war etwas Aufregendes, Hinreißendes, kurz Begeiſterung. Ich warf das Gedicht No. II in einer Viertel-

ſtunde hin; — ich weiß nicht, wie gut es iſt, aber es iſt das raſcheſte, müheloſeſte, das ich je gemacht.

II.

Flaches Dach im Rebengarten,
Seh ich dich zum erſtenmal!
Fünfzig Jahre faſt zu warten,
War mir ſüße Sehnſuchtsqual.
Nun ich ſeh dich! Bild der Wonne,
Nordlands Söhnen ewig ſüß,
Sei gegrüßt, des Südens Sonne,
Unverlornes Paradies!

Nicht dem dummen deutſchen Stocke
Biſt du, Rebe, hier vermählt;
Seht, wie ſich die ziere Flocke
Fruchtend an den Fruchtbaum hält!
Edles, heiteres Betrachten —
Denk' ich doch an dich und mich.
Fahre hin, mein deutſches Schmachten,
Sehnſucht, hier erfüllſt du dich!

Liebe, Liebe, ſchau nach Süden
Und vertrau' dir und ſei ſtark!
Hier entſpringt dem Lebensmüden
Neue Jugend, neues Mark.
Soll ich denn umſonſt erwarten,
Liebe, deinen ſchönſten Tag?
Flaches Dach im Rebengarten,
Haſt du kein Orakel, ſag?

Sie ſehen wenigſtens, in welchen Gedankenkreiſen ich gereiſt bin. Und ſo leben Sie wohl!

* *

Wien, 8. Juni 1869.

Wir ſind halt Wiener und denken uns halt nix. Und der Magiſtrat hat ſich auch nix denkt, als er neulich die Wahllisten zu den Geſchwornengerichten anfertigte und veröffentlichte und in beſagte Liſten — mehr als einen Toten hineinſetzte! Ja, ſogar der Advokat Alexander Brix iſt darunter, deſſen Selbſtmord vorigen Jahrs doch Aufſehen genug machte, woran jedes Kind ſich erinnern konnte. Die Wahllisten gingen gewiß durch mehr als eine Hand, aber — es hat ſich halt keiner was denkt! —

... Zwei Feuilletons (die aber erſt ſpäter gedruckt werden) haben mich bisher aufgehalten, ſonſt wäre ich ſchon längſt über alle Berge. Ich werde nun meinen erſten und kleinſten Ausflug — nämlich zu den Lunzerſeen bei Mariazell — in den letzten Tagen dieſer Woche machen. Ich veranſchlage ihn auf vier Tage. Die dritte Juniwoche gedenke ich zu einem Ausflug in die Eiſenerzer Gegend zu verwenden, — etwa fünf bis ſechs Tage. Gegen Ende Juni und Anfang Juli wird dann der Ausflug kommen, deſſen Mittelpunkt Graz iſt. Ich werde auf der Hinfahrt ein wenig

in Graz verweilen, dann durch Kärnten und Krain (vielleicht auch bis Fiume) gehen und nach etwa zehn Tagen in Graz wieder eintreffen, wo ich wieder Station mache. Bei dieser Gelegenheit werden wir zu den Steinbergen fahren, welches die schönste Landschaft bei Graz und eine der lieblichsten in Mittel-Europa ist. Sehr freue ich mich schon darauf.

... Lesen Sie in Holteis 40 Jahren noch einmal die Stelle nach: im 5. Bande, Seite 298—300. Hier hat er wenigstens eine Ahnung des Besten und Edelsten. Ob eine Ahnung auch gleich Charakter, Fleisch und Blut wird, das ist freilich ein Anderes. Aber man muß es einem Menschen schon gutschreiben, wenn er das Schönste und Tiefste wenigstens in einzelnen Momenten rein zu empfinden fähig ist. Ein kurzes summarisches Absprechen reicht dann doch nicht aus.

Wie viel hat man im Laufe einer solchen Lektüre bemerkt, gedacht, empfunden und wie wenig teilt man sich schließlich davon mit! Man meint, man hat sich Gelegenheit dazu gegeben, wenn man sich das Buch mitteilt, — und siehe da, es ist nicht wahr! Man müßte das während des Lesens tun können, man müßte bei jeder Stelle, über die man etwas zu sagen hat, bloß von einem Zimmer ins andere zu gehen brauchen und frisch vom Blatt weg sich gegenseitig besprechen. Das ist Austausch, das allein; alles Übrige ist es nicht.

Da habe ich z. B. schon wieder die dritte Seite beschrieben und nichts gesagt! Wozu schreibt man denn eigentlich? Um sich zu grüßen! Das ist alles. Also — ich grüße Sie.

Wien, 19. Juni 1869.

Vor meiner Abreise habe ich Ihre Zeilen nicht mehr erhalten. Sie trugen den Poststempel vom 10., aber just am 10. morgens um 6 Uhr verließ ich das Haus. Ich fuhr mit der Westbahn bis Kemmelbach und marschierte dann von 11 Uhr bis abends ½8 Uhr über Wieselburg, Purgstall und Scheibbs nach Gaming. Am zweiten Tag ging's von Gaming über Lunz nach dem Erlaſsee bei Mariazell: von morgens 7 bis abends ½9. Von Lunz an ist das Gebirg äußerst einsam und wild; im ganzen geht's über drei hohe Berge. Am dritten Tage hatte ich den Weg vom Erlaſsee über Mariazell (wo ich mich gar nicht aufhielt) nach St. Aegid zu machen. Ein großer Teil des Weges geht über die außerordentlich einsame und menschenleere Knollenhalsalpe, auf die man in sachter und langgestreckter Dehnung hinaufkommt; aber wie hoch man war, merkt man erst jenseits, wo sich die Straße endlos lang in gähen Schlangenwindungen in die Tiefe stürzt. Grabesstumm und tod ist es hier stundenlang und nur der hohe Göller, ein sehr schöner Kalkfelsenberg, begleitet und unterhält mit seinem groß-

artigen Bilde den Wanderer. Gegen 8 war ich in der lang erſehnten Herberge in St. Aegid. Am vierten Tage ging's wieder morgens um 7 bis abends 1/2 9 von St. Aegid nach Hainfeld. Der Weg, den ich mir vorgezeichnet, wechſelt zweimal in zwei verſchiedenen Talſyſtemen: einmal von Hohenberg nach Kleinzell, dann aus der endlos langgeſtreckten Talfurche von Kleinzell, die ſehr ermüdend iſt, nach Hainfeld hinüber. Die beiden Bergübergänge ſind ziemlich hoch und ſteil, namentlich der letztere. Ich kam in Kleinzell um 1/2 6 Uhr abends müde wie ein zerſchlagener Hund an und machte Augen, als mir die „Schönleiten" gezeigt wurde, die Alpe, die noch nach Hainfeld zu überſchreiten. Sie mag doch 1 1/2 Mal ſo hoch wie die Platte ſein, iſt aber um vieles ſteiler, namentlich am jenſeitigen Abhang. Enfin, man leiſtet's doch und um 1/4 auf 9 war ich in Hainfeld. Bei Hohenberg ſah ich eine Talbucht, welche äußerſt anmutig zu einer Anſiedlung wäre; Kleinzell (ſo ermüdend der Weg dahin iſt) liegt ebenfalls ſehr hübſch und prächtig iſt die Höhe von Schönleiten. Am fünften Tag — morgens von 7 bis nachmittag um 3 — ging's von Hainfeld nach Alland. Auf dieſem Wege wollte ich namentlich beobachten, wie ſich die Kalkalpenregion, die ich nunmehr verlaſſen, mit der Wienerwald-Sandſteinregion, in die ich jetzt eintrat, zuſammenſetzt, aber — das Studium iſt der Strapaze nicht wert. Dieſer Wegteil

war der ermüdendſte von allen. Der belebende und erfriſchende Hauch des Hochgebirgs, dieſer wunderbare, der den Wanderer zu den unglaublichſten Anſtrengungen befähigt, hob und trug ihn hier nicht mehr, die Straße hing wie Blei an ſeinen Sohlen und dazu brannte die Sonne ganz tötlich. Dieſer Marſch war zu viel. Auch hätte jeder andere den Sonnenſtich bekommen oder eine Herzader wäre ihm geborſten oder ſonſt ein kleines Malheur paſſiert. Glücklicherweiſe kenne ich das Maß meiner Kraft und pflege mich, bei aller ſcheinbarer Sorgloſigkeit, eigentlich genau zu beobachten. So hatte ich lange meinen Kopf darauf geſetzt, nicht früher als in Alland einzukehren, wo ich ein ziemlich gutes Wirtshaus wußte; als ich aber merkte, daß mein Blut längſt nicht mehr Waſſergehalt genug beſaß, und beim Anſtieg zum Hafnerberg mich ein wenig unwohl angewandelt fühlte, wußte ich recht gut, daß das Riſiko nicht mehr zu wagen, unerquickt noch zwei Stunden nach Alland zu marſchieren, ſondern nahm auf dem Hafnerberg Wein und Waſſer zu mir.

Sie werden nun glauben, ich habe wieder einmal ordentlich Exzeſſe gemacht, und es iſt nicht zu leugnen: ich ging täglich 10 Stunden und aß unter fünf Tagen nur einmal zu Mittag! Und das Letztere, nicht das Erſtere iſt eigentlich der Exzeß! Das Faſten, nicht das Gehen iſt der Exzeß. Hier liegt aber die Schuld

nicht an mir, sondern an den Wirten. Fügt es sich, daß ich gegen Mittag zu einem guten Wirtshaus komme, wie z. B. in Linz, so lasse ich machen und auftragen, was ich nur haben kann. Das fügt sich aber selten! In der Regel sind die Wirtshäuser so bäurisch grob und schlecht, daß ich doch lieber faste, als mir den Magen verderbe. Hätten wir Österreicher die Kultur der Schweizer, so würde ich natürlich prächtig zu Mittag tafeln, dann ein Stündchen schlafen und bis in die Nacht hinein wieder über Berg und Tal wandern, daß es seine Lust hätte. Aber drei Erdbeeren zu Mittag und höchstens ein Bad, das ist denn doch zu wenig. Am Fasten erschöpfte ich mich, nicht am Wandern. So war z. B. der Wegteil von Gaming über Linz an den Erlaffee der rauheste und wildeste meiner Tour, und doch war dieser zweite Tag unter allen fünfen mein bester, wozu ich keinen andern Grund finden könnte, als daß es mir gelungen, in Linz leidlich zu Mittag zu essen.

Da es aber nun einmal so ist, und ich allein die österreichischen Bauernwirte leider nicht zivilisieren kann, so habe ich endlich und für immer begriffen, wie man in Österreich reisen muß. Man darf sich seinen Reiseplan nicht nach dem Anblick der Landkarte machen, man darf nicht reisen vom Morgen bis zum Abend, sondern einzig — von gutem Wirtshaus zu gutem Wirtshaus. Diesen Grundsatz habe ich, durch

Erfahrungen klug gemacht, endlich als den einzig richtigen und allein seligmachenden entdeckt und ich will ihn von dem Konzilium in Rom zum Dogma erheben lassen.

Was das Wetter betrifft, so hatte ich wunderbares Glück. Es war immer frisch und schön; kaum saß ich aber am Ende meiner Reise, Montag um 3 Uhr, im Wirtshaus zu Alland, so brach mit Blitz und Donner jenes Wetter los, welches seitdem teils regnerisch ist, teils Tag für Tag wirklich Regen bringt. Ich hatte aber in Alland die Bequemlichkeit, direkt vom Wirtshause weg mit dem Postomnibus an den Bahnhof nach Baden und im Anschluß an die Eisenbahn nach Wien zu fahren.

Mit dieser magern Nachricht lassen Sie sich genügen; vielleicht schreibe ich ein oder zwei Feuilletons über den Ausflug.

Eins habe ich auf meinem Ausflug wieder empfunden, was zu den höchsten Reizen der Kalkfelsenregion gehört und was dem Grazer Boden leider fehlt: das volle, frische, überall reichlich sprudelnde Wasser. Der Alpenbach ist der reizendste Begleiter des einsamen Wanderers! In diesem Punkte ist Graz — die Mur ausgenommen — so dürr wie Wien. Ich habe im Tale von Kleinzell aus einer Quelle getrunken, welche der Ursprung eines Baches war, und in demselben Bache eine halbe Stunde abwärts schon baden

können! Solch ein Waſſerreichtum erfriſcht die Phantaſie mehr, als man glaubt. Als ich wieder in unſerem Wienerwald-Gebiete war, lugte ich auf der ganzen acht Stunden langen, gräßlichen, Sonnenſtich-tötlichen Linie von Hainfeld bis Alland vergebens nach einer Badeſtelle. Das fühle ich: meinen letzten Aufenthalt müſſen ſchöne Waſſer umſprudeln.

Leben Sie recht wohl, machen Sie ſich gute Tage, und wenn Sie Zeit zum Leſen haben, verſchaffen Sie ſich Turgenjews „Väter und Söhne".

Wien, 6. Juli 1869.

Ich kann Ihnen den Tag meines Ausflugs leider nicht nennen. Über meinen letzten Ausflug ſchrieb ich vier Feuilletons, aber erſt zwei ſind fertig; zwei habe ich noch zu ſchreiben: auch das hält mich auf.

Geſtern ſagte mir ein Redakteur (Freund Rothfeld vom Ungariſchen Lloyd in Peſt), in unſern Zeitläuften, wo alles ſich Geld verdient, müßte ich eigentlich 200 fl. für ein Feuilleton fordern, denn ich ſei ja doch gegenwärtig der erſte Feuilletoniſt in der erſten Stadt des Reiches. Derſelbe hat mir kürzlich zum Wiederabdruck in ſeinem Blatte den „Abulis" um 100 fl. abgekauft; den „Unentdeckten" druckte er bekanntlich im Original und 20 ungariſche Blätter überſetzten und druckten ihn nach. Dieſe Piece hat

meinen Namen groß gemacht in Ungarn; man würde mir sonst auch nicht eine schon gedruckte Novelle noch einmal drucken, was ein Blatt von Rang nicht gerne tut, und noch dazu mit 100 fl. bezahlen.

Die Taubers sind von Franzensbad wieder zurück und ich erhielt die Nachricht ihrer Ankunft just am 3. Juli, also zu meinem Geburtstag. Die Schwestern haben mir ein Medaillon mitgebracht mit ihren Photographie-Porträten; die Melanie habe ich übrigens noch gar nicht gesehen; sie ging direkt in die Sommerwohnung nach Brünn, wohin die Übrigen heute gehen. Sie soll vortrefflich aussehen, der Kurzweck übrigens doch nicht ganz erreicht sein. Blumenbouquets brachten sie mit, ein ganzes Glashaus voll, und in Franzensbad soll ihr Tisch von den seltensten Blumen täglich bedeckt gewesen sein. Die Mutter erzählte mir, wenn nur jemand den Mund zu der Frage aufmachte: Wer sind . . ., so gaben die andern gleich zur Antwort: Eine Frau aus Wien mit ihren zwei Töchtern. So selbstverständlich war es bereits, daß die Frage nur sie anging.

* * *

Wien, 15. Juli 1870.

Seit ich nach Wien zurückkam, war ich ein gehetzter Mann. Sie müssen mich mit meinen vielen

Arbeiten entschuldigen, da ich so lange nicht geschrieben. Erst jetzt atme ich auf.

Diese Arbeiten sind oder waren:

Erstens habe ich Aussicht, das Fenderhaus im Wiederabdruck an die Tagespresse zu verkaufen. Hallberger in Über Land und Meer hat es seinerzeit wegen des Eheromans der Franche mit großer Prüderie, d. h mit Verstümmelungen abgedruckt. Da ich mir wohlweislich außer dem Abdruck auch die Urschrift des Manuskripts wieder ausbedungen, so benützte ich ein paar unproduktive Wochen meines vormaligen Grazer Aufenthaltes, das Ganze noch einmal abzuschreiben, um die Reinheit des Textes wiederherzustellen und bei dieser Gelegenheit auch sonstige Verbesserungen anzubringen. Jene Grazer Handschrift sollte ich nun verkaufen. Da ich mich aber schwer entschließe, etwas aus der Hand zu geben, was ich nicht selbst wieder in der Hand behalte, so dachte ich an eine Kopiatur der Grazer Handschrift, und da es eine alte Erfahrung von mir ist, daß man bei jedem Abschreiben eines belletristischen Produkts immer wieder Verbesserungen anzubringen findet, so schauderte ich vor dem Gedanken nicht zurück, noch einmal mein eigener Kopist zu sein. Aber es war eine gräßliche Arbeit! Auch habe ich mich im Fleiße des Schreibens dergestalt übernommen, daß mir schon vor meinem Ausflug Handnerven und -sehnen bis in den Arm hinauf zu schmerzen anfingen, so daß der

Ausflug eigentlich nichts als ein notwendiger Ruhepunkt und eine dringende Erholungspause war. Aber was half's? Bei meiner Zurückkunft mußte ich die Arbeit doch wieder fortsetzen, wenn auch in einem vorsichtigeren Tempo. Dafür aber fand ich

Zweitens eine neue Arbeit vor, als ich nach 5tägiger Abwesenheit wieder mein Zimmer betrat. Es war der Firdusi aus München. Die Rollen sollen jetzt ausgeschrieben und über den Ferien einstudiert werden. Daher brachte der Regisseur seine letzten bühnengemäßen Schluß- und Randbemerkungen an, die ich nun begutachten und beantworten sollte. Manches davon war richtig, manches halb verstanden, manches mißverstanden. Indem ich mich über alles explizierte, beschrieb ich — 16 Oktavseiten! Als ich mit dieser Arbeit fertig war und sie nun einsiegeln sollte, stellte sich auch meine alte Furcht wieder ein, Schriften ohne Abschrift aus der Hand zu geben. Wenn die Post den Brief verlor, so hatte ich die ganze Arbeit verloren! Genug, — der Gedanke war haarsträubend — aber ich setzte mich hin und schrieb auch diese 16 Seiten noch einmal ab. Und noch war ich in dieser Arbeit begriffen, so kam schon eine telegraphische Anfrage von Baron Perfall, worin er dringend anfrug, wann ich den Firdusi zurückschicke. Glücklicherweise hatte ich schon die 15. Seite und ich konnte Drama und Brief in der nächsten Stunde expedieren.

Inzwiſchen tat mir meine Hand wirklich ſchon ernſthaft weh. Namentlich meldete ſich der Nerv am 4. oder Goldfinger, der durch den Hundebiß in Kaulbachs Haus einſt gedrückt worden war und der jetzt nach 6 Jahren wieder anfing, mich vor Unmäßigkeit zu warnen. Ich kenne jetzt das Maß, wieweit ich gehen darf und wieweit nicht, und wenn ich im rechten Maße bleibe, ſo bleibt alles in Ordnung. Während und neben dieſen Schreibereien ging aber erſt

Drittens die Hauptarbeit vor ſich, das Ausziehen!

... Geſtern gab ich der Familie Emil Kuhs, um ſie auf meine Ausſicht zu Gaſte zu bitten, einen Jauſenkaffee und ſie waren außer ſich vor Bewunderung.

... Das beiliegende Feuilleton ſchrieb ich gleich am erſten Morgen meines Einzugs, als noch der Tiſch wüſt und kraus mit den Sachen bedeckt und kaum ein Fleck zu ſchreiben übrig war. Es iſt wieder ein echter Nürnberger! Es ſagt ſtark und ganz, was die Phraſe nur phraſenhaft und halb ſagt, und hat eigentlich zwei Stacheln: gegen die Afterpolitik und gegen die Afterpoeſie. Als ich das Ding heute im Drucke las, hatte ich ein wahres Vergnügen daran. Es iſt jene glühende Grobheit, welche vor lauter Glut — kaltblütig wird. Kurz, der echte Henker! Ich finde, wenn ich als Partei urteilen darf, den geiſtesverwandten Ton von Herzen darin.

Zum Verständnis des Anfanges muß ich Sie an folgendes erinnern. Nach der Schlacht von Solferino wurden die Tausende von Leichen sehr übereilt und eigentlich hundemäßig eingescharrt. Vor kurzem haben nun Frankreich, Italien und Österreich den ganzen Wust und Graus ausgegraben und die Gebeine der ihrigen menschlicher beigesetzt, wobei es sehr human und gefühlvoll herging, der Krieg bedauert, der Friede belobt wurde und außer den drei beteiligten Mächten auch auswärtige ihre Gesandten schickten, um die humanen Honeurs zu machen. Darauf sieht die Welt aus — — wie sie heute aussieht!!

Wien, 13. August 1870.

Ich lege Ihnen drei Feuilletons bei, welche innerhalb 4 Tagen erschienen sind. Ebenso rasch werden die nächsten folgen. In Kriegszeiten habe ich immer mehr zu sagen und sage noch das wenigste, denn ich dürfte zu schreiben gar nicht aufhören, ich müßte mich mit der Feder zu Bette legen. Die deutschen Siege machen mich unaussprechlich glücklich. Ich zähle die abgelaufene Woche zu den schönsten meines Lebens, zu den allerschönsten!

Der Gedanke eines Wiener Ratskellers ist wirklich ein Einfall von Hoffer, und da ich ganz damit einverstanden bin, so forderte ich Hoffer schon längst auf,

den Dombaumeiſter Schmidt, den Erbauer des Rathauſes, dafür einzunehmen; ich meinerſeits nehme die Publiziſtik auf mich und ſchreibe darüber ein Feuilleton. Den letzteren Vorſatz auszuführen, wollte ſich nur keine paſſende Tagesgelegenheit ergeben. Endlich klammerte ich mich an den Umſtand, daß juſt in dieſen Tagen die Verlegung des künftigen Rathauſes vom ſogenannten „Kommunalloch“ (vis-à-vis vom Stadtpark) auf das Joſefſtädter Glacis entſchieden worden iſt, und daß der Baumeiſter zu dieſem Ende ſeinem Bauplan noch Einiges nachzutragen findet. Bei meinem Verhältniſſe zu Hoffer gab ich ihm natürlich die vollſte Ehre und ſtellte ihn faſt wie im Brennpunkt hin, was das Publikum auch wohl empfunden hat. Dafür hat er mir auch mit ſeiner ganzen Emphaſe gedankt und mir wieder und wieder die Hand gedrückt — „Laſſen Sie mich die Hand vom ganzen Herzen drücken und ſchütteln, welche ſo viel Schönes“ — nun, Sie kennen ihn ja! Wie leid tut mir das! Die Natur hätte ein Meiſterſtück an ſeiner goldenen Ehrenhaftigkeit, an ſeiner ſtets verläßlichen und erprobten Treue und Hingebung gemacht, wenn ſie dieſem Manne ein wenig mehr männlichen Ton verliehen hätte. Iſt das nicht dämoniſch? Sein Weſen hat mehr Wahrheit als irgend eines Wieners und er trifft den Ton der ſchlichten Wahrheit ſo unglücklich! Vielleicht heißt die ganze Entſchuldigung — Weiberverhätſchlung!

Wenn man mitten im Krieg von Weinkellern ſchreibt, ſo muß man ſich dazu einen Eingang ſuchen, wodurch man das Zechen über das Kriegführen ſetzt, denn das, was man iſt, muß man ganz ſein. Nicht leicht war das, denn der jetzige Krieg iſt mir Herzensſache und nichts weniger als „Pomade". Wohlweislich nahm ich daher meinen Ausgangspunkt von einem ältern napoleoniſchen Krieg und nun, denk ich, klappt das Ganze vortrefflich. Das Feuilleton iſt auch im Publikum wirklich goutiert worden.

Die „Redensarten" gedenke ich noch fortzuſetzen, — wenn die Redaktion damit übereinſtimmt. Denn allerdings wünſchte ich noch manches zu ſagen, was juſt nicht in der Mode iſt.

Wien, 21. Auguſt 1870.

Ich habe vorigen Sonntag, Montag und Dienstag einen Ausflug gemacht. Derſelbe bewegte ſich zwiſchen der Mariazeller Straße und der Südbahn um die Gegend öſtlich von Lilienfeld, mit einem Worte um Hohenberg und Kleinzell und war faſt genau der nämliche Weg, den ich ſchon im vorigen Jahre gemacht, und wo mir der bewußte alte Bauer begegnet. Einzelne Talſtücke waren mir zu betreten noch übrig geblieben, was ich jetzt nachholte. Nächſtens werde ich eine Seite dieſer Gegend wieder durchſtreifen, denn es iſt meine Liebhaberei, die Land-

ſchaften in ihrem ganzen Begriff und Zuſammenhang kennen zu lernen — faſt wie ein Generalſtabsoffizier, der darin Krieg führen will.

Aber da nenne ich ein Ding, wovon man jetzt allein reden ſoll. Sie fragten mich nach meinen Spaziergängen und ſo antwortete ich Ihnen, und Sie können ſich wohl denken, daß mir heuer nicht der Sinn nach den Alpen ſteht, ſondern — nach der Eroberung von Elſaß und Lothringen!

Welche Zeiten durchleben wir! Es iſt nicht auszuſprechen! Denken Sie, Sie haben über den Leichnam deſſen, was Ihnen das Liebſte iſt, lange und lange geweint, faſt ſich die Augen ausgeweint, aber der Tod in der Natur iſt nicht zu ändern, — die Männer kommen — legen den Sargdeckel über — fangen zu nageln an — da regt ſich der Tote, er ſchlägt die Augen auf, er lebt, und das Wunder, das Ihnen die heißeſten Gebete, das Ihnen Gott und die ganze Natur verſagt hätte, — es ereignet ſich von ſelbſt! Der Tote lebt wieder.

So ging es uns mit Deutſchland. Die Mütter Ihrer Mütter hatten Großmütter, welche Urgroßmütter hatten, und ſie alle ſind geboren worden und geſtorben und haben Deutſchland nur als Leichnam gekannt. Seit 300 Jahren war Deutſchland in Ohnmacht und Nichtigkeit verſunken, der deutſche Name verachtet, der deutſche Arbeiter, obwohl als der nütz-

lichſte anerkannt, doch nur wie ein nützliches Haustier betrachtet, ein Knecht der Fremden, der bei fremden Konſulaten um Schutz betteln mußte, wenn er ihn brauchte. Wir waren ein Spott derer, welche wir ſelbſt verſpotten konnten. Wir waren die Juden unter den Völkern.

Und jetzt iſt unſer Meſſias gekommen! Nichts iſt größer auf Erden als der deutſche Name! Daß Öſterreich zu Schlägen geboren iſt; wir wiſſen warum? wir kennen ſeine Schuld. Daß aber diejenigen, welche Öſterreich geſchlagen, vom deutſchen Schwerte ſelbſt wieder geſchlagen, daß unſere Beſieger beſiegt werden, daß Mac Mahon, Canrobert, daß die Sieger von Magenta und Solferino auf ihrem eigenen Boden wieder ihr Magenta und Solferino finden und durch Deutſche finden, — das iſt mehr, als eine Menſchenbruſt aufnehmen kann. Ich habe nichts, womit ich dieſes Gefühl, wenigſtens mein Gefühl vergleiche. Wenn Romeo eine Stunde, bevor er zur Julie geht, in ſeinen vier Wänden auf- und abrennt und einen Lebensmoment hat, in dem er ſein Glück nicht faſſen kann, ſo heißt dieſes Glück doch nur Julie: eins gegen eins, Perſon gegen Perſon. Wie aber ſoll der Einzelne den ganzen Umſchwung der Weltgeſchichte und das Glück von 40 Millionen mit ſeinem armen ſterblichen Herzen umfaſſen können? Was wir jetzt erlebt haben, wird uns noch verjüngen, wenn wir ſchon alt

ſind; wir haben lange davon zu zehren; wir können's nicht auf einmal ausſprechen, am wenigſten ausſchreiben.

Meine ganze Sorge bewegt ſich jetzt um den Punkt, daß die Früchte des Sieges, Elſaß und Lothringen, durch die diplomatiſchen Quackſalbereien nicht wieder verlorengehen. Möchte doch die öffentliche Meinung wie Ein Mann dieſen Preis mit den Zähnen feſthalten. Was mich betrifft, ich kann nur wünſchen und ſchreiben. Beiliegend haben Sie ein Blättchen in dieſem Sinne. Ein anderes ſchickte ich heute einer großen deutſchen Zeitung, denn daß ich das Größte und Tiefſte, was mich bewegt, in ein Wiener Greißlerblatt ſchreiben muß, iſt eigentlich Kinderſpott.

Wann ich nach Graz kommen kann, weiß ich nicht genau. Noch ſind die Neuigkeiten zu brennend als daß man ſich von einer Hauptſtadt weg in die Alpen verlaufen möchte. Aber wenn der Krieg zur Neige geht und die Friedensverhandlungen anfangen, dann ſpannt man ſeine Roſſe ſchon eher aus. Raſch, wie das alles verläuft, werden wir ſehr bald vor dieſem Wendepunkt anlangen. Schwirren doch die erſten Friedensgerüchte jetzt ſchon durch die Luft!

Wien, 1. September 1870.

Ein wenig allzu eifrig ſcheinen Sie mir doch Ihr Geſchlecht zu verdammen, welches in Deutſchland den

franzöſiſchen Feinden nachläuft. Es iſt nur ſchlecht weiblich, aber leider nicht unweiblich. Was iſt das Weib? Der Träger des Naturlebens; ein Element. Schön. Jedes Kind weiß das; jeder Papagei ſagt das; es gilt bloß zu wiſſen, wie viel damit geſagt iſt. Und freilich iſt damit nicht bloß alles Schöne geſagt, wie die Optimiſten glauben, ſondern auch alles Häßliche. Der Mann iſt das Einſeitige im Gedanken, das Weib iſt das Allſeitige im Gefühl. Der Mann macht Unterſchiede, das Weib hebt ſie wieder auf. Der Mann trennt, das Weib vereinigt und verbindet. Käm' es auf den Mann an, er würde in die ganze Natur ſeine Grenzpfähle einſchlagen und auf jedem Grenzpfahl thronte ein Profeſſor, welcher unduldſam herrſchte. Da kommt das weibliche Element, wie eine breite wallende Meereswelle (nicht umſonſt iſt die Venus „ſchaumgeboren"), und ſpült alle Grenzpfähle hinweg und macht alles gleich und eben, was männliche Härte, Pedanterie, Begriffs-Tyrannei und Willens-Deſpotismus zerſtückt und zertrümmert hat. Der Mann erfindet die Kriege; das Weib kennt ſie nicht: ihr Geſchäft iſt die Liebe. Das Weib iſt im Haushalt der Natur gegenüber dem Zerſtörenden das Fruchtbare, gegenüber dem Tötenden das Lebendig-Machende, gegenüber der Zwietracht die Eintracht, das Verſöhnende, das Vermittelnde, das Ausgleichende, das Gutmachende, das Billige, das Gerechte, das Unparteiiſche. Schön, ſchön, ſehr ſchön!

Ein ſchöner Begriff, meine Herren. Nun laßt euch aber auch die Tatſachen ſchmecken, wenn euch der Begriff ſo gut ſchmeckt. Geht an die Bahnhöfe hinaus und ſeht zu, wie das Weib mit dem Feinde des Mannes liebäugelt! Das iſt die Praxis der Theorie!

Ja, ja, meine Herren von der theoretiſchen Stubenphiloſophie. Die Sachen ſchmecken nicht bloß gut, ſie ſchmecken ſtark. Und es gehören ſtarke Nerven dazu, die Natur zu ſchmecken, wie ſie Natur iſt, und nicht wie ſie Einbildung iſt. Ihr Herren von der Schmeichel-Philoſophie ſchneidet euch von der Natur gewöhnlich ein kleines appetitliches Lieblingsſtückchen heraus, nennt es Natur und verſchmauſt es mit dem hohen Selbſtgenügen, die Natur zu verſtehen. Aber la nature, meine Herren, iſt noch nicht toute la nature. Und jeder Kriminalrichter weiß es, ein Zeuge kann noch immer ein verlogener Erzſchelm ſein, wenn er la vérité ausſagt, aber toute la vérité verſchweigt.

Aber vielleicht iſt das doch nicht allgemein-weiblich, ſondern nur deutſch-weiblich! Holtei macht ja ausdrücklich die Bemerkung, daß es juſt die deutſchen Weiber waren, welche unter allen Völkern Europas den Franzoſen am ſtärkſten nachliefen.

Gut, daß Sie mich an Holtei erinnern; wir können das brauchen. Aber machen wir nur gleich die Bemerkung, daß es juſt auch die deutſchen Männer ſind, welche von allen Völkern Europas allem Fremden

am erpichteſten nachlaufen. Der deutſche Mann nimmt ſich vom Griechen den Hexameter und die ſapphiſche Ode, vom Italiener das Sonett und die Stanze, vom Araber das Ghaſel, vom Inder überſetzt er die heiligſten Altertümer und vom Chineſen die unheiligſten Puppenſpiele. In keinem Winkel der Erde verkriecht ſich eine Sage oder ein Volkslied, das der Deutſche nicht haben müßte. Er buhlt mit den Philoſophien und Literaturen aller Zeiten und aller Völker. Aber wir hüten uns wohl das „ein Buhlen" zu nennen. Im Gegenteile; wir ſehen, und zwar mit Recht, den edelſten Reichtum der deutſchen Natur in dieſer Aneignungsfähigkeit alles Fremden. Nun; wie der Mann im Reiche der Begriffe waltet, genau ſo waltet das Weib im Reiche der Perſonen. Das deutſche Weib nimmt vom Griechen nicht den Hexameter und die ſapphiſche Ode, ſondern — den Griechen; es nimmt vom Italiener nicht das Sonett und die Stanze, ſondern — den Italiener; es nimmt vom Araber nicht das Ghaſel, ſondern den Araber ꝛc. ꝛc. Da mag ſich nun das höchſte Lob in den höchſten Tadel verkehren, aber die Wurzel der beiden Erſcheinungen iſt doch die nämliche.

Lehrreich iſt es, bei dieſer Gelegenheit ſich an den hohen Patriotismus der polniſchen Damen, oder wohl auch der ungariſchen, zu erinnern. Nicht wahr, das iſt doch ein ganz anderes Ding als die Geſinnungsloſig-

keit der deutſchen Weiber? Ja, ja, und tauſendmal ja! Aber Herr Profeſſor, bilden wir uns nur nicht ein, in einer Welt zu leben, wo man gar ſo leicht Ja ſagen kann. Da wäre es freilich ein Kinderſpiel, Profeſſor zu ſein. Vielleicht iſt die Welt, in welcher wir leben, ein ſo unvollkommenes, geheimnisvoll-widerſpruchsvolles Ding, daß das Schönſte unverſehens eine häßliche Wurzel hat und jede Schand- und Spottwurzel an irgendeinem ungeahnten Punkte Schönheits- und Ruhmesblüten treibt.

Vor dem weiblichen Gefühl gibt es keinen Deutſchen, Franzoſen, Italiener, Portugieſen, ſondern nur einen Mann. Die Natur hat dem Weibe keine andere Grenze des Unterſchiedes geſetzt, als: ob ihr der Mann gefällt oder nicht gefällt. Tritt nun in dieſes Naturreich ein polniſcher und ungariſcher Patriotismus hinein und ſpricht: der Mann im Schnürrock gefällt mir, und der im Frack gefällt mir nicht, ſo ſtinkt uns ſofort ein Verweſungsbrodem entgegen, daß wir die Naſe zuhalten! Wir ſagen uns aufs beſtimmteſte: in dieſem Staate iſt nicht etwas faul, ſondern alles iſt faul; er iſt ſchon krepiert und ſeine Leiche verpeſtet die Welt. Wir ſagen uns ſo deutlich als möglich: ob Schnürrock oder nicht Schnürrock? das iſt kein Standpunkt, auf dem ſich leben läßt. Das iſt kein geſundes Naturleben, ſondern nur noch ein künſtliches Scheinleben. Wann ſich die ganze Lebenswärme eines Volks und ſelbſt der

weitherzigen Weiblichkeit auf den engen und engherzigen Ideenkreis des Schnürrocks zuſammenziehen kann, wie ſich auf ein ſonniges Mauerfleckchen die Fliegen zuſammendrängen, ſo muß Froſt und Winter herrſchen und ſchon alles im Abſterben begriffen ſein. Und jetzt wird die Geſinnungsloſigkeit der deutſchen Weiber ein ſchönes Symptom, daß wir vollauf das Zeug haben, unſere Empfindungen verſchwenden zu können, und der „erhabene“ Patriotismus der Polinnen ein trauriges Zeichen, daß die armen Narren knauſern müſſen und vis-à-vis de rien ſind.

Das iſt meine Methode zu denken, die Ihnen ſo wohlbekannt iſt. Nichts Neues, aber im neuen Zuſammenhang und eine neue Deutung des Alten. Während das moraliſche Urteil ſagt: das iſt entweder gut oder ſchlecht; ſagt das philoſophiſche Urteil, ſagt die Natur: alles, was iſt, iſt gut und ſchlecht zugleich.

Damit hören wir nicht auf, ſo ſittlich zu empfinden wie andere Menſchen; wir werden immer loben und tadeln, haſſen und lieben, verehren und verachten. Aber mit unſern Violinſchlüſſeln wird immer ein Baß mitſpielen und den haben wir allerdings vor vielen anderen voraus, welche nur auf dem Dudelſack denken, und nicht auf dem Fortepiano. Und dieſe zweite Stimme wird uns immer zuflüſtern: Tu dem Sünder nicht allzu weh! Verachte das Verächtliche, aber erhebe dich zu dem Punkt, wo es aufhört, verächtlich zu ſein;

erſt ſo biſt du wahrhaft erhaben darüber. Man muß das Schlechte nicht bloß ſehen, ſondern überſehen.

Wien, 11. September 1870.

Das letztemal war ich bei Hoffer am 3. September, an jenem denkwürdigen 3. September, wo Wien die Nachricht erhielt, daß Tags zuvor bei Sedan ein franzöſiſcher Kaiſer und eine franzöſiſche Armee von 110.000 Mann der deutſchen Macht ſich kriegsgefangen ergeben. Hoffer ſchien mich — als deutſchen Geſinnungsbruder! — erwartet zu haben, denn er empfing mich in ſeiner Weiſe mit großem Herzensjubel, und ſo verlebten wir den Abend miteinander. Wir tranken beim Souper eine Flaſche Champagner (zufällig war an dieſem Tage auch mein beiliegendes Feuilleton erſchienen) und Nachts ſchlief ich wieder draußen, was ſchon lange nicht mehr vorgekommen und was mir die Frau ſelbſt angeboten. Ausnahmsweiſe war auch das Wetter ſchön.

In der Korrektur der Druckfehler des beifolgenden Feuilletons bedeutet das Zeichen ⸗, daß ein Buchſtabe wegbleibt. Sonſt habe ich zweimal noch Sedan hineinkorrigiert, denn der Aufſatz war vor dem großen Tage von Sedan geſchrieben. —

In dieſen Tagen hat die Berliner Börſenzeitung, ein anſtändiges Blatt, bei mir anfragen laſſen, ob ich

auch ihm Feuilletons möchte zukommen lassen. Das Anerbieten kam mir just recht, denn soeben suchte ich selbst ein deutsches Organ, denn hier redet man wie in ein Ofenloch hinein, teils weil Österreich wirklich nicht mitzureden hat, teils weil das Beste, was man sagen wollte, in Österreich überhaupt nicht gesagt werden kann. Ich beantwortete daher die Frage bejahend. Darauf schreibt mir nun die Berliner Börsenzeitung folgenden Brief, den offenbar ein Sekretär geschrieben hat, denn er ist schlecht stilisiert, aber wir haben es mit dem Inhalt und nicht mit der Form zu tun. Der Brief lautet, wie folgt:

Sehr geehrter Herr! Wir danken Ihnen bestens für die Bereitwilligkeit, mit der Sie unserem Wunsche, in eine nähere Verbindung mit Ihnen zu treten, entgegen gekommen sind. Wir wollen auch unsrerseits uns ganz offen Ihnen gegenüber aussprechen. Wir sind seit lange Ihren feuilletonistischen Arbeiten gefolgt, und haben daher ein ziemlich klares Urteil in Begriff auf Ihre Leistungsfähigkeit. Dadurch wird es uns stets angenehm sein, wenn Sie regelmäßig für unsere feuilletonistische Sonntagsnummer, die unter dem Namen „Börse des Lebens“ erscheint, einen regelmäßigen Beitrag liefern wollen. Es läßt sich jedoch, ehe wir einige Beiträge von Ihnen erhalten haben, noch gar nichts Bestimmtes über das Honorar sagen; jedenfalls hoffen wir, daß Sie mit unseren Bedingungen zufrieden sein

werden. Wir geben uns, bis wir weiter darüber gesprochen haben werden, blind in Ihre Hand und versprechen das, was Sie schließlich fordern werden, zu bezahlen. Über unsere Prästierungen wird Ihnen Herr Rogge[1], mit dem wir seit lange in Verbindung stehen, hinlänglichen Aufschluß geben können.

Unsere Intentionen gehen nun aber weiter. Weil aber nur jede Woche einmal ein solches Feuilleton erscheint und wir fühlen, daß unserer Zeitung, die ja einen so großen Leserkreis hat, vielleicht noch weiter zu einem Renomee zu verhelfen wäre, wenn wir regelmäßig lokale Verhältnisse in feuilletonistischer Weise besprechen, so denken wir bei der Verbindung mit Ihnen an die Möglichkeit, daß Sie vielleicht ganz zu uns übertreten, d. h. ein festes Mitglied unserer Redaktion werden, um alsdann täglich über das, was sich gerade eben darbietet, in jener pikanten Weise, die Ihnen eigen ist, zu schreiben. Es wird uns angenehm sein, zunächst Ihre Ansicht zu hören ꝛc. (Folgen nur noch einige Schlußworte.)

Sie sehen, der Brief ist ziemlich konfus, denn die Worte ganz zu uns übertreten und ein festes Mitglied sind so schwerwiegend, als ob sie fast meine Übersiedlung nach Berlin verlangten, und doch

---

[1] Ein Berliner, Journalist in Wien und ein mir bekannter sehr honetter Mann.

ſcheint es wieder nicht ſo, denn eine ſo wichtige Forderung ſagt man vor allem Andern ausdrücklich. Aber dem ſei, wie ihm wolle, ich ſchreibe Ihnen den Brief nur ab als Zeichen meiner Anerkennung im Auslande, und weil ich weiß, daß Ihnen das große Freude machen wird. Nach Berlin gehe ich natürlich nicht, genug daß Sie ſehen, man geht in Berlin zu mir.

Wien, 20. September 1870.

Da meine Schweſter mit Ihnen korreſpondiert, ſo ſeien Sie ſo gut und vergeſſen folgendes nicht. Sie waren ein- oder zweimal Mittelsperſon, wenn ſie eine kleine Geldunterſtützung von mir brauchte. Schreiben Sie nun, ich laſſe Ihr ſagen, ſie ſoll ſich, da Sie jetzt fort ſind, in Fällen ſolches Bedürfniſſes mit ein paar einfachen Zeilen an mich wenden; ich werde immer einen Kreuzer übrig haben für ſie. Vergeſſen Sie nicht, Ihr meine Adreſſe mitzuteilen.

. . . Ich ſchicke Ihnen mein neueſtes Feuilleton. Da ich aber nicht weiß, ob Sie die Zeitungen, namentlich die Abendblätter regelmäßig leſen, alſo die Veranlaſſung des Feuilletons kennen, ſo habe ich Ihnen vom Abendblatt der Neuen Freien auch einen Ausſchnitt beigelegt, enthaltend Viktor Hugos „Aufruf an die deutſche Nation“. Da dieſer Aufruf mit allem, was er vorbringt, ſchwach und ſchief, ſeinem Geiſte nach aber

zu allem Überfluße voll unerträglicher franzöſiſcher Süffiſance iſt, ſo können Sie ſich denken, was für ein Freſſen das für mich war. Ich ſchrieb dagegen das Stärkſte und Grauſamſte, was ich je geſchrieben; eine wahre Hinrichtung.

Die Sache hat furchtbaren Lärm gemacht. Die Wiener Franzoſen ſind in Wutkrämpfe gefallen und hätten mich am liebſten auf dem Kraut gefreſſen; die Deutſchgeſinnten aber, namentlich die Norddeutſchen ſtrahlten vor Entzücken über dieſen nationalen Gerechtigkeitsakt, haben das Blatt aufgekauft und nach Norddeutſchland an ihre Freunde oder an Redaktionen geſchickt, von denen es nun fleißig nachgedruckt wird.

Wien, 7. Oktober 1870.

Soeben iſt mein Reiſetäſchchen gepackt und morgen fliege ich aus. Auerbach iſt dreimal beſucht, Emil Kuh iſt ſeit Montag zurückgekommen und heute haben wir uns zum drittenmale geſprochen, meine Feuilletons, die ich machen wollte, ſind fertig, meine neue Wäſche iſt da und, was die Hauptſache iſt, das ſchöne Wetter hält an und wird täglich nur immer ſchöner. Die Mägde ſitzen im Mondſchein ſtrickend und plaudernd vor den Häuſern und ſogar im Stadtpark fürchtet das verzärtelte oder affektierte Publikum die Nachtluft nicht und gaſtiert im Mondlicht unter freiem Himmel.

Fort, fort, es ist hohe Zeit!

Ich werde nach Graz, aber nicht direkt kommen, sondern zuletzt und zur Ausruhe von meinem Gang. Diesen projektiere ich wie folgt:

Samstag, den 8. Oktober, von Wien nach Stadt Steyr. 9. Leonstein. 10. Windischgarsten. 11. Liezen. 12. Gröbming. 13. Schladming. 14. Radstadt. 15. St. Michael. 16. Millstadt. 17. Villach. 18. Klagenfurt. 19. Graz.

Natürlich ist das nur ein Voranschlag aufs Geratewohl und Sie müssen sich nicht beunruhigen, wenn es um einen oder zwei Tage gefehlt wäre. Sollte sich das Wetter entschieden verschlechtern, so breche ich die Tour natürlich ab; ein vorübergehender Regen- oder Nebeltag kann gleichfalls die Rechnung stören und endlich ist sogar nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ich irgendwo einem literarischen Verehrer einen Tag widmen muß. Auf dem Lande sind die Leute viel pietätvoller als in der Stadt und das ist dann mit Freundlichkeit aufzunehmen und zu erwidern. So waren z. B. einige Redaktionsmitglieder neulich in Pitten und sagten mir Wunders, wie lebhaft dankbar und gut dort mein Andenken ist, weil ich vor 1½ Jahren in einem Feuilleton „Ein vergessener Winkel" von Pitten und seinen Honoratioren ein paar wohlgemeinte Worte gesprochen.

Radſtadt, 12. Oktober 1870.

Zwei Drittel meiner Herbſtwanderung ſind vollendet, wenn ich Windiſchgarſten als das erſte, Radſtadt das zweite und Villach—Graz als das dritte rechne.

Ich habe von meinem Voranſchlage zwei Tage erſpart, — eines der vielen Zeichen, daß ich ein ſchlechter Öſterreicher bin, denn ſonſt müßte ich den Voranſchlag überſchritten haben. Das Erſparnis kam daher, daß ich am erſten Tage, 7 Stunden auf der Eiſenbahn gelangweilt, mich unmöglich entſchließen konnte, in Steyr ſitzen zu bleiben, ſondern gleich weiter marſchierte. Ich komme mir in dieſem verwünſchten Dampfkerker immer wie mißhandelt und beleidigt vor und der erſte Gebrauch, den ich von meiner wieder erlangten Menſchenwürde mache, iſt, daß ich mit einer Art zornigen Stolz in die Freiheit hinausrenne. Den zweit-erſparten Tag hat mir die Route Lietzen-Radſtadt eingetragen, die ich auf 3 Tage veranſchlagte, wovon aber einer ſo kurz geweſen wäre, daß mir gleich ſchwante, ich würde nur zwei daraus machen.

Sie werden von meiner Reiſe hören wollen. Nur iſt die Frage, wie? Sie belletriſtiſch ſchön zu erzählen, hat man zwiſchen Abendeſſen und Schlafengehen nicht wohl Zeit und Laune. Sie dann mündlichem Mitteilen aufſparen? Die Erfahrung lehrt, daß

wenn das ganze Feuerwerk abgebrannt ist, kein Mensch mehr die Papierhülsen sammeln will; nicht der Erzähler, nicht einmal der Hörer. Es bliebe also nur das Dritte übrig, daß ich die kurzen und flüchtigen Notizen meines Reisejournals abschriebe, welche keine Beschreibung, sondern nur Merkworte zu einer solchen sind, also trocken und farblos sein müssen, aber den Moment doch am unmittelbarsten haschen. Versuchen wir's also. Wenn es Sie langweilt, so bin ich gestraft genug, denn ich werde mich selbst langweilen, indem ich die hölzernen Striche so hinmale.

*

Samstag 8. Wien = St. Peter; St. Peter = Steyr. Ankunft in Steyr 1/4 auf 3. Sofort ausmarschiert. Gegen 3 Uhr die letzten Häuser der Vorstadt Aichet im Rücken. Steyr von Neuem als eine wunderschöne Berg- und Flußstadt erkannt; nur Salzburg nachstehend, wegen der gedrängteren und übersichtlicheren Form vielleicht Graz vorzuziehen. — Gegen 4 Uhr in Sierninghofen. Prachtvolles Priel-Panorama, daher das Gasthaus: Kaiser (od. Kaiserin?) von Österreich als Station sehr zu empfehlen. Unterhalb Pichl ein ähnlich gelegenes. Links reizender Hügelstrich von der Steyr bespült, die mit Bäumen eingekoppelten Felder, wegen der kräftigen Herbstfarbe der ersteren, schöner gezeichnet als bei allgemeinem Grün. Über Pichl hinaus

tritt der Hügelzug auch rechts heran und die Talform ist gebildet. Der Priel verschwindend und hervortretend. Unzählige Stellen allerliebst. Romantisch steile und höchst charakteristische Lage von Steinbach. Den Ort in tiefstem Dunkel (nach 7) erreicht und nur erstrebt, weil das Gasthaus Nußbaumer als trefflich von mehreren unterwegs Befragten empfohlen. Bewahrheitet sich. Tisch und Keller vortrefflich. Ein Tisch voll verständig-liebenswürdigen Honoratioren. Der Bürgermeister ein edler, feiner Kopf. Gerate bald in die Tischunterhaltung und ernte von dem jovialischen Obenansitzenden ein wiederholtes: „Ich schließe mich dem Vortrag des Herrn Referenten in allen Stücken an." Bekomme mein Zimmer direkt gegen Osten, vis-à-vis dem Ort, der am andern Ufer liegt. Phantastischer Anblick. Ich sehe im Nachtdunkel Weißes über Weißes an der grünen Bergsteile. Sind's Kalkfelsen? Kaum. Häuser? Wahrscheinlich. Dann ist aber die etagen- und terrassenförmige Ortslage eine der kühnsten und merkwürdigsten. Und so war's, als das Morgenlicht kam und alles enthüllte.

Über Steinbach hinaus: schöne Talbucht von Leonstein und Molln. Unzählig liebliche Punkte, geschmückt durch den Prospekt des Priel. Aber die Landschaft, voll Größe in der Vorschau, scheint noch immer flach auszulaufen im Rückblick, so tief man auch ins Gebirge schon eingedrungen. In der Gegend der

Kurvenbrücke bei Frauenstein schließt sich endlich auch die Rückschau zu einem vollkommenen Hochgebirgsbilde. Einsam-großartig ragt das hohe Schloß aus dem tiefen Talprospekt. Hochromantisch. Der erhabene Ernst der Szenerie erinnert mich an Tarvis. Die Straße fängt an, aus dem Kalk gebrochen zu sein, während die Geröllschichtung des tiefen Steyrbeetes fortgeht. An einem Punkte vor Frauenstein enges romantisches Felstor des Flusses.

9. Oktober. Gang von Steinbach nach St. Pankraz. — Mittag (3/4 auf 2) in Klaus. Abends bei der Post in St. Pankraz, vulgo Dirnbach. Die Landschaft schon gestern skizziert. Je näher man dem Priel kam, desto mehr verschwand er; bei dem sehr ansehnlichen Gasthaus Preisegg erscheint er aber plötzlich in ungeahnter Riesengröße, natürlich tief verschneit. Die Straße nähert sich auf Windischgarsten. Da, wo die Stoderstraße abzweigt, löst sich der Bergprospekt des Tales, bisher in Massen geschlossen, zu einer Gruppe vereinzelter Bergkogel auf. Der Priel verschwindet und bleibt rechts liegen. Man kommt nach Pießling nächst Windischgarst. Man schlägt den Weg ins Pießlingtal ein, um den berühmten Ursprung und den gastlichen Schreckenfuß auf der Roßleiten zu besuchen. Der Eingang ins Pießlingtal mit dem Wildbach, der auf große Tiefe dem Auge entgegenkommt, und dem Priel, der hier größer und sichtbarer als je in einem früheren

Augenblicke vollkommen nah dem Talgrund abſchließt, gehört zu den unvergleichlichſten Alpenbildern. Gegen 1/4 auf 12 beim Schreckenfuß. Die Herrenleute fort. Nur der jüngſte Sohn, ein bildſchöner Burſche, etwa 16jährig, zuhauſe. Ich wünſche einen Führer zum Urſprung, er ſchickt aus ſeiner Senſenfabrik einen etwas älteren Jüngling, den ich für einen Arbeiter halte und ganz unbefangen mit meinem Plaid belaſte, der ſich aber im (ſehr verſtändigen) Geſpräch als ein älterer Sohn dieſes Hauſes entpuppt. Ich entſchuldige mich und bitte mir aus, da ich ihm kein Trinkgeld geben kann, ihm von Wien ein Buch zu ſchicken. — Um 1 Uhr bei meinem vielgeliebten Gleinkerſee. Herrliches Alpenpanorama vom Priel, Sengſengebirg und Pyhrn; Windiſchgarſten bleibt eine der intereſſanteſten Alpenlandſchaften. Der bucklige Wirt hat mir nichts zu bieten als trockenes Brot und zwei Krügel ſüßen Äpfelmoſt: macht 7 kr. Ich gebe 40, nachdem er mich ein Stündchen auf dem See herumgeführt. Er iſt ſehr zufrieden mit mir. Von der Höhe des Gleinkerſees geht der Weg ſchon näher auf Spital am Pyrhn als auf Windiſchgarſten; ich laſſe daher letzteres, — bloß geſehen, aber nicht betreten — links liegen und gehe rechts auf Spital zu, unter Führung eines Bübchens vom Gleinker-Wirt, dem ich 30 kr. ſchenke. Abſchied vom Gleinkerſee um 2 Uhr. Es ſchlägt in Spital 1/4 und 1/2 4. So früh beziehe ich kein Nachtquartier; ohne in Spital

zu verweilen, gehe ich noch über den ganzen Pyhrn, der kein furchtbarer, aber sehr schöner Berg ist, und bin Nachts um 7 Uhr in Lietzen. (Wirtsrechnung daselbst: 2 fl. 59 kr. Geprellt. Steiermark ist gegen Österreich ein Raubstaat. Ausnahmen.)

10. Okt. Wetterbericht: Schon Donnerstag d. 6. fiel mir ein Wind auf, weder Herbstwind noch Sommergewitterwind, der Himmel blieb frisch blau, die Luft aber, ohne just schwül zu sein, war doch seltsam weich und mild. Dasselbe auch Freitags. So fuhr ich am Samstag aus. Während der Eisenbahnfahrt aber erfüllte sich der Himmel mit einem allseits aufsteigenden Dunstgewölk, — welches das Oetscher-Panorama zwar nicht auslöschte, aber trübte und dämpfte. So geschah der erste Marsch von Steyr nach Steinbach bei warmer weicher Luft und umflortem Himmel, welch letzterer die Priel-Ansicht nicht eben benahm, nur leider auch nicht mit Strahlen beleuchtete. Jener seltsame Wind entpuppte sich, das wurde nun doch kenntlich, als eine Art Samum, wenigstens die letzte Luftwelle eines solchen. Dringend wurde die Sorge eines Wetterumschlags, umsomehr als morgens in Steinbach die Sonne purpurrot aufging. Inzwischen blieb dieser Tag doch schön, die verschiedenen Priel-Ansichten unverkümmert, nur die Schärfe von Licht und Schatten fehlte. Zweimal gegen Mittag sprengte das dünne Schleiergewölke etwas, was kaum tropfbarer Regen heißen konnte, in

einzelnen Perlen herab. Als ich um 5 Uhr (früher als sonst) das Nachtquartier in Pankraz-Dirnbach bezog, ahnte ich nichts Arges, sondern verfrühte die Einkehr bloß, weil es bis zum nächsten Orte doch zu weit gewesen wäre. Kaum aber befand ich mich unter Dach, so kam ein leichter Blitzschein, ein Donnerschlag folgte und reichlicher Regen ergoß sich. (Glücklicherweise war der Ort nicht schlecht. Fuchs und Reh waren hier — Haustiere! Der Fuchs an der Kette wie ein Hund, das Reh sehr jung, frei herumlaufend.) Nach diesem Regen war der nächste Tag klar und lauter, sonnig und doch frisch, entzückendes Wetter. Wonnevolle Stunden von Pießling und Gleinkersee! Erst abends beim Pyhrnübergang zog mir vom Süden her eine Schleierwolke mit einigen Tropfen entgegen und eine Stunde später trieben mit starkem Windesblasen rückwärts vom Norden tiefgehende, schwergeballte Nebelwolken. Kann man noch deutlichere Zeichen haben, wie das Wetter die ganze Windrose umläuft und in Krisen liegt? Der Abend ging glücklich zu Ende, aber die Sorge um das Wetter erneuerte sich. In Lietzen nachts Regen. Morgens darauf am 10. — keine Läuterung, vielmehr Winter und Schneewetter. Der Himmel voll Schleierwolken, welche mit einem scharfen Windstrich aus Westen trieben und Schnee wehten, wenngleich nicht viel. Auch verschleierten alle Wolken die Höhen nicht bis zur Unsichtbarkeit, sie blickten überall und

vollkommen kenntlich durch. Der Wanderer ließ den Mut deshalb nicht ſinken, ſondern ſchritt gegen Wind und Schneeflirren unverzagt fürbaß. Das Panorama der dreigliedrigen Schneebergkette des Grimming rechts, der Irdninger Alpen links und der Schneeberge, die den Hintergrund des Ennstales ſo ungemein großartig abſchließen, hätte beſſer beleuchtet ſein können, war aber doch nicht verdorben. Ende des Wetterberichts.

11. Okt. Aufbruch von Lietzen um 8 Uhr. Marſch über Steinach das Ennstal hinauf. Mittag in der Sägmühle bei St. Martin, wo das breite ſumpfige Ennstal zwar ſumpfig bleibt, aber enger wird. Preiswürdiges Gaſthaus. Beim Austritt aus dem Wirtshauſe (von ½2 bis ¼3) das Wetter total verändert und verbeſſert. Das allgemeine grauliche Schneegeſchleier hatte ſich zu hohen ſilberglänzenden Wolken geballt, dazwiſchen Blau und Sonne. Von der Sägemühle bis Gröbming überragen die Schneehäupter nach wie vor und nur immer großartiger die Talregion; gegen Schladming aber iſt die ganze Kette mit einer plötzlichen Schwenkung aufgelöſt, zur Seite gedrängt, verſchwunden. Daher diejenigen, welche zur Hochromantik ins Tiefſte und Innerſte der Alpentäler vorzudringen gedenken, im Ennstal fehlgehen. Scharfer Gang über Gröbming hinaus, wo ich um 4 Uhr ankomme und keinen Augenblick anhalte. Auch in Aich, wo mir der Grafenwirt als Herberge genannt war,

finde ich das Neſt ſo armſelig, daß ich um 6 Uhr noch weitergehe und erſt gegen 7 Uhr im tiefſten Dunkel und totmüde in Markt Haus halt mache. Von Lietzen ein ungeheurer Weg! Doppelt extravagant, da auch der geſtrige Marſch ſtatt auf Windiſchgarſten auf Lietzen forciert genug war. Ich fürchte aber den Mandling-Paß, der morgen zu paſſieren iſt, als einen kleineren Bruder des Radſtätter Tauerns und glaube, nicht genug Vorſprung haben zu können. — In Haus beim Tiſchlerwirt hyperländliche Herberge. Doch wird alles durch den guten Willen der Bedienung erſetzt; das Schnitzel iſt ſogar ſehr delikat und fein. Willige und unermüdliche Zimmer-Bedienung. Nachts geht ſchön der Mond auf.

12. Okt. Markt Haus—Stadt Radſtadt.

Morgens kalt, aber ſchön. Klarer, ſonniger Himmel. Wonnetag. Mittags kann ich den Plaid ablegen. Der Mandling-Paß nach Radſtadt, den ich mir als einen ſchroffen Gebirgsübergang vorgeſtellt, erweiſt ſich als ein vollkommen ebenes Tal! Das iſt doch ſtark! „Paß“ heißt immer „Paßhöhe“ — Mandlingpaß iſt geradezu ein Schwindel. Inzwiſchen habe ich mir auf Rechnung dieſes ſog. Mandlingpaſſes einen ſtarken Vorſprung gemacht und gehe im kommodeſten Spazierſchritt nach Radſtadt, wo ich noch immer um ¼ auf 5 ankomme und einkehre. Das Tal war lieblich, aber nicht großartig, die Schneegipfel ſind ver-

ſchwunden und erſt bei Radſtadt Dachſtein und Radſtätter Tauern, aber nur ſehr teilweiſe ſichtbar. Unterwegs um ½1 Einkehr beim Tafernwirt. Gegen halb drei an einem Hauſe Fiſchernetze geſehen, auf Forellen geſchloſſen und eingekehrt. Es iſt der Himmelwirt. (Schilde führen die wenigſten.) Abgang um halb 3. Gegen 3 Uhr das ſchöne reizende Radſtadt (auf einer Art Schloßberg) erblickt und eingekehrt in der Poſt.

*

So weit mein Tagebuch. Ich habe es aber während des Abſchreibens, zwar in aller Eile, aber doch ſo ſtark transſkribiert, daß ich es ſelbſt nicht mehr kenne.

Morgens geht's über den Radſtätter Tauern. Ein hübſches Stück Arbeit! Bericht von Villach!

*

Millſtadt, 13.—16. Oktober 1870.

Morgentroſt.

Die Sonne wärmt den kühlen Morgen,
Zufrieden iſt mein Geiſt und ſtill,
Zum ſchönen Wünſchen wird ſein Sorgen,
Zum Wünſchen, das nur hofft, nicht will.
Ich denke dein, geliebte Ferne,
Du hebſt wohl Aug und Herz wie ich —
Das Aug empor zum Morgenſterne,
Das Herz zu mir und grüßeſt mich.

Warum wir fern, ich will nicht fragen;
Wir ſind doch bei uns ſelbſt zu Haus!
Laß Andre nach dem Glücke jagen,
Wir gehen unſerm Glück voraus.
Die Menſchenlooſe kommen alle!
Und wer da friert, iſt längſt belehrt:
Es hat mit goldnem Feuerballe
Noch jeder Tag den Reif verzehrt!

Dieſes Gedichtchen komponierte ich am Morgen des 12., als ich vom Markt Haus den Gang auf Radſtadt antrat. Es hätte alſo noch zu meinem Radſtätter Brief gehört, — den Sie hoffentlich erhalten haben, — aber es paßte nicht recht hinein, und um alles zu ſagen, es fehlte auch noch irgendwo eine Korrektur, die ich erſt Tags darauf fand. Möge es Ihnen nun ſo, wie es iſt, eine kleine Freude machen. Das „will“ werden Sie nicht mißverſtehen; Wille hat hier den niedern tieriſchen Sinn der Ich-Gier im Gegenſatz zu jenem reineren Wollen, welches nichts will, als was die Natur will.

Der 13. Oktober gehörte dem Gang über den Radſtätter Tauern. Mit welcher Spannung tritt der Tauern-Wanderer morgens an das Fenſter, um nach dem Himmel zu ſehen! Denn ein Gang über den Tauern gilt für ein großes Ding. „Gehen Sie über den Tauern? Kommen Sie vom Tauern?“ fragen ſich die Leute mit einem gewiſſen Reſpekt vor dem Unternehmen. Nun, das Wetter war ſchön. Teile des

Himmels bedeckten allerdings graue Wolken mit der Regenfarbe, aber es waren dünne, luftige Flöre und, was die Hauptsache war, der Halbzirkel, welchen die Sonne beherrschte, weit und breit blau und die Wolken darin nur silberne Inseln. Glücklich war ich.

Den Tauern will ich ein anderes Mal belletristisch beschreiben; der Zeitersparnis wegen, schreibe ich Ihnen bloß die Schilderung ab, welche der berühmte Alpenführer Schaubach von ihm gibt.

... Dies die Beschreibung von Schaubach. Es ließe sich manches dazu und auch dagegen sagen, was ich gelegentlich wohl in einem Feuilleton tue. Der höchste Punkt der Straße über den Radstätter Tauern ist 5500 Fuß, also bald so hoch wie der Schneeberg. Übrigens liegt Radstadt selbst schon 2472 Fuß hoch, was daher abzuziehen ist.

Ich verließ Radstadt morgens punkt 7 Uhr und war im Gast- und Posthaus Untertauern um $^3/_4$ auf 10. Sie kennen vielleicht in den Bauernhäusern die ungeheuren Vorhäuser oder Dielen, welche der Versammlungsplatz und Arbeitsplatz des ganzen Hauses und in Bezug auf den Verkehr mit Außen fast der Markt sind, wie man sagen möchte. Andern Orts sind sie mit schwarzbraunen Tram- oder Dippelböden eingedeckt, hier war die Decke ein Steingewölbe, in der Mitte des Raumes gestützt von einer kurzen stämmigen Marmorsäule, was sich sehr ritterlich ausnahm, unge-

fähr als träte man in die Halle eines hochſchottiſchen Clans. Hier nahm ich ein Gabelfrühſtück, denn es galt Vorrat auf einen weiten Weg. Mit innigem Vergnügen ſtieg ich hierauf die ſchöne Tauernſtraße hinan. Der Radſtätter Tauern iſt um vieles, vieles ſchöner als der Rottenmanner Tauern, über den ich vor zwei Jahren ging; es iſt in all ſeiner Wildheit eine ſchwungvolle Heiterkeit. Berge und bewaldete Talſchluchten ſind reicher an Formen und Wendungen und dann — die vielen Waſſerfälle. Nur die ſchaurigen Schatten fand ich nicht in der Tauernklamm, es lachte vielmehr die helle Mittagsſonne hinein. Aber wenn man von Radſtadt morgens fortgeht (und wer wird es denn anders?), ſo muß man ja nahe gegen Mittag juſt in dieſen düſteren Engen ſein. Übrigens ging ich im bequemſten Spazierſchritt, ſo recht vom Herzen luſtwandelnd. Ich hatte die Empfindung, es ſei der ſchönſte Tag meiner Wanderung, — (ohne dem von Windiſchgarſten zu nahe zu treten). Bei dem berühmten Johannesfall war ich erſt 20 Minuten nach 1. Ich prägte mir das ſchöne Bild gut ein, und wäre vielleicht doch noch länger geblieben, denn ich wollte mich über den ſchönen Radſtätter Tauern buchſtäblich hinüber „launlen"; da kam aber in Nordweſt eine Regenwolke in Sicht, welche nicht ſo unſchuldig ausſah wie die übrigen, und ich erinnerte mich, daß der Berggeiſt eines Tauern nicht mit ſich ſpaſſen laſſe. So ging ich weiter. Die

Straße, bisher prächtig trocken, wurde gegen den Gipfel zu naß, — natürlich schneenaß — und der Schnee lag links und rechts am Wege. Meine Wolke kam mir inzwischen nachgeschlichen, verband sich und verschwand mit andern, und im Nu war der ganze Tauernhimmel eine Schneewolke, welche anfing, Sternchen herabzustreuen. In demselben Augenblicke — 20 Minuten nach 2 — war ich aber auch im Hohentauernhaus. Eine riesige Wirtsstube, wie eine sturmfeste Burg, aber unbehaglich. Hübsche Kinder, mit allerliebsten Kätzchen spielend, ich ganz allein. Ich bestellte mir sofort eine Portion Forellen und ein Seitel Wein mit Zucker. Zur Würze des Brotes bot mir die Wirtin sogar Butter und Honig an! Also nicht bloß die „Bedürfnisse", wie Schaubach sagt, sondern wohl auch ein bischen Leckerei ist hier zu haben. Man berechnete freilich 1 fl. 5 kr., was nicht eben billig ist; ich war aber so billig, von einem Hohentauernhaus, wo man jedes Stückchen Zucker und jede Messerspitze voll Mehl sechsspännig hinaufschleppen muß, nicht Billigkeit zu verlangen. Und bald ließ sich Frau Sonne wiedersehen, der Himmel war schöner als je; so brach ich guten Mutes wieder auf. Es war 20 Minuten nach 3 Uhr. Noch immer geht es empor und erst um 4 Uhr war ich auf der höchsten Höhe, beim Friedhof. Längst wächst kein Baum mehr, alles ist kahl, die letzten Berggipfel, welche die Straße noch

einſäumen, von einem grünlichen Geſtein und mit Moos ärmlich angehaucht, — wirklich unheimlich. Und es war doch heller Mittag! Nachts muß es ſchauderhaft ſein. Inzwiſchen — der Tauerntag war glücklich beſtanden! Es ging wieder abwärts. Jenſeits ſind die Szenerien weitaus nicht ſo romantiſch. Doch kam ich in der Tiefe noch an einem prächtigen Waſſerfall vorbei, einer von denen, welche nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg fallen, ungefähr wie wenn durch die Sporgaſſe oder vom Theater herab durch die Bürgergaſſe Wildwäſſer rollten. Es iſt mir für dieſe Form kein techniſcher Name bekannt; um ſie zu taufen, möchte ich ſie Streckfälle nennen, weil ihre Bahn geſtreckt iſt und nicht wie bei den Waſſerfällen im eigentlichen Sinne die perpentikuläre oder Pendellinie hat. Abends um 6 war ich in dem anſehnlichen Gaſt- und Poſthauſe Tweng. Ich bezahlte für Abendbrot, Frühſtück und Zimmer — 1 fl. 56 kr. Und was für ein Zimmer! Sehr imponierte mir ein großer Trumeautiſch mit einer reichen Holzborde eingefaßt, wirklich ein Prachtſtück. Freilich bemerkte ich auf den Tauern eine Art Kalkſtein, welche nahezu Marmor iſt; das Material mag alſo wohlfeil genug ſein, aber impoſant iſt es deßungeachtet. Ich lernte von Neuem; wer Haus und Zimmer verzieren will, der wende nur Marmor an. Es iſt doch der beſte Eindruck von vornehm und ſolid.

14. Okt. Morgens Schneeluft und Schneewolken. Es hatte auf dem Tauern geschneit und im Tal fiel einiger Regen. Deßungeachtet versuchte ich zu marschieren, bekam es aber bald satt. Nichts demoralisiert den Fußwanderer mehr als nasse Füße und mein rechter Schuh läßt Wasser ein. Mit Vergnügen griff ich nach einer halben Stunde eine Fahrgelegenheit auf, mit der ich nach Mauterndorf und weiter nach St. Michael fuhr. Als ich ihm einen Gulden gab, bedankte er sich so lebhaft, daß ich deutlich sah, ich habe ihm nach seinem Begriffe, wenngleich nicht nach meinem, zu viel gegeben. In Mauterndorf kleine Einkehr, in St. Michael Mittag gehalten. Mauterndorf ist ein hübscher, fast ansehnlicher Markt, der Postmeister Wallner, ein Ökonom, der sich, den Bauern zum Vorbild, nützlicher Neuerungen und Experimente befleißigt. Der Postmeister Ronacher in St. Michael denkt über Österreich und Preußen ganz so wie Unsereiner. Die Landschaft möchte ich in dieser Gegend eine Übergangslandschaft nennen; sie ruht aus vom Radstätter Tauern und holt aus zum Katschberg, welcher fast ein Rival von jenem ist. In St. Michael gab ich der jungen Mur Grüße an Sie. Das schlechte Wetter verhinderte, sie poetisch zu formulieren. — In St. Michael nahm ich wieder eine Fahrgelegenheit über den Katschberg, aber während des Fahrens wurde es schön und sehr schön. Ich dankte Gott, als wir jenseits des steilen und hohen Berges

bei der Poſtſtation Rennweg waren. In Rennweg nahm ich eine Jauſe von Wein und Forellen. Ich bemerke, die Forelle wird überall zu 10 kr. gerechnet. Sie iſt ungefähr ſo lang wie dieſes Oktavblatt, auch 1 bis 3 Finger kürzer.

In der ſchönen warmen Sonne, mit unverbrauchten Kräften hüpfte ich nun das ſchöne Lieſertal hinab wie im Tanz. Sonderbar! Rennweg, das zu oberſt am Fuße des Katſchberges ſteckt, möchte man ſich am wildeſten denken; aber juſt umgekehrt; erſt gegen die Mitte zu wird es eng und klauſenhaft ſchluchtig. Voll romantiſcher Winkel, zum Küſſen ſchön! Der Bach bildet wiederholt die ſchönſten Streckfälle, ſein Felſental umlockt ihn mit Tannen, Fichten und Lärchen, wie einen ſchönen wilden Rauvuzel, eins ſchmückt das andere. Und es wurde 5, und es wurde 6, ich kam an den ſchönſten Gaſthäuſern vorbei und ich dachte noch immer nicht an die Nachtherberge. Mein ſtiller Wahnſinn war — Gmünd noch zu erreichen. Von Rennweg nach Gmünd, ein ungeheurer Weg! Endlich war es 3/4 auf 7 und ſtockfinſter. Da ergab ich mich und wählte, auf wiederholtes Anfragen unterwegs, ein Gaſthaus zum Eiſendraht zur Einkehr. Früher wollte ich nicht, jetzt aber wollte die Einkehr nicht. Nie habe ich ein ſo ſtupid vertrotteltes Volk geſehen. Längſt kochte mir das Blut, wie ſich erſt gar niemand um mich kümmerte, als ob ich ein Bettler wäre; und wie

ſie dann um ein Zimmer in Verlegenheit waren, als ob ich den Vatikan begehrte, — das Haus iſt aber immens groß — und rat- und tatlos an dem Problem herumzappelten, da ergriff ich faſt mit Vergnügen die Gelegenheit, von dieſem Orte wieder loszukommen, ſagte: ich ſehe ſchon, daß ich Ungelegenheit mache, — und flugs fort war ich.

Tiefe Nacht und einſame Straße. Aber die Straße war gut. Die Einſamkeit nicht eben ſchauderhaft, die Landſchaft keine von denen, wo die Nacht entſchieden ein Schrecken iſt; was ich ſoeben noch geliebt wie einen wilden ſchwarzlockigen Buben, das konnte ich ja jetzt nicht fürchten. Und endlich die Nacht ſelbſt! Die ſchönſte meiner Wanderung! Der große und kleine Bär, die Caſſiopeia, der Schwan, die Lyra, von einem Himmelsende zum andern die Milchſtraße, alle Sterne auf ihren Poſten, ich glaube, mir zulieb waren noch einige Schock neuer ausgeſtreut. Iſt's denn ein Unglück, einmal ein Stündchen länger in einer Sternennacht zu wandern?

Meine einzige Sorge war, wie ſich der Markt überhaupt in der Nacht präſentieren wird, denn die Ortſchaften krümmen ſich oft ſo verzwickt um Berg, Fluß und Straße herum, daß des Tappens kein Ende wird. Auf einmal ſchneidet eine hohe lange Querlinie in den Nachthimmel hinein, — das iſt kein Berg, ſolche Linien macht nur ein Baumeiſter, das kann nur

ein Gebäude ſein. Aber in der täuſchenden Nachtperſpektive war der Bau ſo unermeßlich groß, daß ich vor Staunen faſt erſchrak, als ſähe ich in der mir bekannten Welt etwas Neues und Unbekanntes. Ich komme näher, die Form wird immer deutlicher ein Bauwerk. Es geht unter ein großes Stadttor, und nun ſehe ich das Gebäude auf der Innenſeite, wo es noch länger iſt als draußen, und ihm gegenüber ein ganz gleiches, daß mich eine Art Schloßhof umfing, aber ein Schloß von Rieſen! Ein paar Schritte mehr und ich ſtehe auf einem unermeßlichen Marktplatz, kein Menſch kann ſeine Länge ermeſſen, denn nicht einmal in der Breite nimmt er ein Ende, er iſt ſo breit, als wollten darin die Rieſenkinder mit Heuwagen Wägelchen ſpielen. Und links und rechts ſtehen turmhohe Gebäude im Dunkeln, und in der Mitte ſieht man die Lichter von drei Laternen in ungeheuren Abſtänden hintereinander und oben rauſcht ein Brunnen und unten rauſcht wieder ein Brunnen, und in der ganzen Rieſenſtadt kein lebendes Weſen, kein Laut, kein Fußtritt, kein Nachtwandler, kein Hund. Alles tot. Die Rieſen ſchlafen oder ſind zum Kampf ausgezogen oder ſeit tauſend Jahren ſchon totgeſchlagen oder in einem Zauber erſtarrt, aus dem keine Erlöſung. Und das iſt gut, denn erwiſchte mich einer, ich wäre augenblicklich des Todes, weil es mein Zwergfüßchen wagt, ſich nachts in ſeine Rieſenſtadt einzuſchleichen.

So, meine Liebe, präſentierte ſich Ihrem Wanderer die kärntneriſche Stadt Gmünd bei der Nacht. Am Morgen war der Marktplatz ein großer Marktplatz und die Häuſer zwei Stock hohe Häuſer und das Rieſenſchloß das Schloß des Grafen Lodron, und der ganze Maßſtab recht ſtattlich, recht raumverſchwenderiſch, aber alles doch menſchlich. Für Vieles gäbe ich nicht den aufregenden, phantaſtiſchen Nachteindruck; nur Einmal kann man Gmünd ſo ſehen. Ich exiſtierte eine Minute lang wirklich im Zauber- und Märchenlande.

Aber ganz zu Ende war das Märchen doch auch im Poſtwirtshauſe noch nicht. Kein einziger Gaſt war da, als ich eintrat, — alſo ein Schloß, kein Gaſthaus. Meine fahrende Herrlichkeit wurde ganz allein bedient. Eine hübſche, 16jährige Kellnerin, klein, kindhaft, beſcheiden, war offenbar das „ſittige“ Burgfräulein. Endlich wurde ich zum Schlafengehen auf ein prächtiges Staatszimmer geführt, rieſenhaft groß, in rotem Damaſt möbliert und aufs zarteſte in Roſa und Weiß ausgemalt. Es war ein vornehmer Anblick! Jene Sorte von ländlicher Pracht, die einſt fürſtlich war: einzelne Modelle ſieht man zu ſeiner Verwunderung hie und da in guten Häuſern alter Landſtädte. Ferner ſchlief ich auf grünſeidenen Kiſſen und hatte eine rotſeidene, mit breitem Grün bordierte Bettdecke. Morgens zahlte ich für das Abendeſſen, Frühſtück und Zimmer 1 fl. 12 kr.! Zum Abſchied machte ich der ſchönen Stadt noch eine Morgen-

viſite, beſah die Stadtkirche, kletterte in die Schloßruine und beging den Kalvarienberg. Beim Abſtieg grüßte mich freundlich ein Mädchen, welches vor einer Feldkapelle eine Andacht verrichtete und ſoeben ein Kreuz gemacht, — es war meine Kellnerin Mizzi. Sie ging, Poſtpakete austragen.

Um 9 Uhr verließ ich die Stadt. Unzählige Male blickte ich zurück, denn im Rückblick war ihr Bild beſonders ganz und vollkommen. Faſt glaube ich, von allen kleinen Landſtädten, die ich geſehen, möchte ich Gmünd bevorzugen, ein gar guter Ort an der Mündung von zwei romantiſchen Flußtälern!

15. Okt. Dieſer Tag heißt: Millſtätter See! Wie ich mich von Lietzen nach Haus übermäßig beeilt, um die folgende kürzere Station für Radſtadt zu haben, ſo forcierte ich nicht umſonſt meinen Marſch auf Gmünd, denn ich wollte mir am Millſtätterſee in einer köſtlichen Veranda irgendeines Seewirtshauſes bei den berühmten Lachſen dieſes Sees einen halben Tag lang gütlich tun. Gott, wie haſt du deinen Knecht gedemütigt! Ich ging von Gmünd nicht nach Spital hinab, ſondern wählte, der Landkarte nach, den Weg über Trefling; erſtens weil er kürzer iſt und zweitens weil er der höheren Lage wegen eine frühere und ſchönere Ausſicht auf den See verſprach. Der Anſtieg nach Trefling iſt aber fürs erſtemal nicht leicht zu finden, doch gelang mir's mit Hilfe von zwei Hirten-

buben, welche ſich zwei Zehnerln verdienten, — ich ſtreue Geld mit vollen Händen aus — das Problem ganz kurz und leicht zu löſen. Trefling liegt auf einem Hochplateau, welches eine ungemein heitere Ausſicht gewährt. Aber Ausſicht iſt nicht das rechte Wort. Die Stimmung wird friſch, frei, mutig und lichtvoll auf dieſer Höhe, man weiß ſelbſt nicht wie. Der Gang über das Treflinger Hochplateau war denn auch meine letzte gute, ſeit 36 Stunden!

Trefling ſelbſt iſt ein armes kleines Neſt. Meine Fragen nach dem See wurden verſtandlos beantwortet. Gott weiß, ſie haben in Kärnten ſo ſchöne ſchwarze Augen, ſo geſcheite offene, liebe lachende Geſichter und doch ſo viel Unverſtand. Genug, ich kam zum See nicht bei Millſtadt in der Mitte, ſondern bei ſeinem Anfange und in der Nähe des Punktes, wo ich auf der Straße ſchon längſt geweſen wäre. Von den Wegen auf der Treflinger Höhe geht keiner nur zehn Schritte lang grad, ſondern ſie winden ſich um alle möglichen Grundſtücke herum und in einer Stunde iſt man kaum von der Stelle. Um $^3/_4$ auf 2 war ich erſt beim Ausfluß des Sees, und hätte eine Stunde früher in ſeiner Mitte bei Millſtadt ſein können! Es waren aber jetzt nach Millſtadt noch anderthalb Stunden. Dazu hatte ich in Trefling, ſeiner Ärmlichkeit wegen, nicht zu Mittag gegeſſen, ſondern den vollen Anprall meines Hungers mir für die Lachſe des Sees aufgeſpart. Ich

war müde, hungrig, verdrießlich. So fing ich an, mich weiterzuſchleppen, als ich in den Wieſen am Seeende ein paar Häuſerchen ſah. Ich ſchloß, ein See muß mit Schifferhäuſern anfangen oder endigen, und verließ die Straße, um mich zu Schiff fahren zu laſſen. Mein Schluß war auch vollkommen richtig. Es waren Schifferhütten. Aber der Schiffer war ausgegangen. Iſt kein zweiter da? Der hat ſein Fahrzeug verliehen. Ich ſah auch kein einziges an den Anländen. So mußte ich auf die Straße und auf die harte Erde zurück und hatte auch den Umweg verloren. Ich gehe gern, aber dieſer Gang auf Millſtadt hieß Lahmheit in allen Gliedern. . .

Halb vier ſchlug's endlich, als ich den Markt erreichte. Der Tod war niemals ſo totmüde. Um mich in dem bewußten Seehaus zu entſchädigen, kroch ich aber noch eine ganze Stunde lang in allen Winkeln des Seeufers herum und ſiehe da — Millſtadt, am ſchönſten See Kärntens gelegen, hat kein Seewirtshaus!

Es hat überhaupt nichts als Ruinen. Millſtadt iſt das ſcheußlichſte Neſt, das ich je geſehen. Es hat kein Inneres, kein Äußeres, keinen Marktplatz, keinen Platz vor der Kirche, es iſt zu Ende, ehe es angefangen, man ſucht es noch und denkt, es muß kommen, indeß ſchon alles vorbei iſt — Millſtadt iſt ein formloſer, wüſter Kuhſtall, auf ein Vorgebirge hinge-

schleudert, wie man einen Quarck an die Wand schmeißt. Von oben bis unten mit Kuhdreck . . ., kein Schritt ohne Kuhfladen, scheint es mir von Kühen bewohnt, welche sich bloß einige Menschen als Leiblakaien halten. Es ist ein rohes, barbarisches Nest, das der schmutzigsten Phantasie spottet. Das Wirtshaus, das man mir als das beste empfahl, beroch ich wie der Hund einen Knochen, ehe er anbeißt. Ich wäre tausendmal vorbeigegangen, ohne es einmal als ein Wirtshaus zu erkennen. Vor allem: von Fischen keine Spur! Die Zeit der Lachse hat schon aufgehört. Ein Tag des Fluches.

16. Okt. Noch ein Tag des Fluches. Es regnet ununterbrochen. Von allen Orten, die ich passierte, ist es nicht etwa Windischgarsten, Radstadt, Gmünd, — nein, just dieses Millstadt, wo ich einen Tag im Hafen liegen muß. Zufällig ist mein Hotel genießbarer, als man ihm ansieht. Es hat wenigstens Eine Gaststube auf städtischem Fuß, d. h. auf landstädtischem. Die Sache ist offenbar die: das Haus ist ein Bauernhaus wie jedes andere und das Wirtsgeschäft kam wohl erst später dazu. Selbst das Stöcklein, das ich bewohne, — von zwei Fenstern Front — ist nur ein späterer Zubau und sieht in keiner planmäßigen Verbindung mit der Anlage des Hauses. Diese Anlage ist die streng bäuerliche: Giebeldach, Holzbühnen, Holzgalerien, Dielen, Böden; hier stehen die Truhen, dort

oben ſchlafen die Knechte, hier links und rechts die Familienkinder, es iſt ein Labyrinth von ungeheuerlichen Holzkonſtruktionen, von kunſtloſer Kunſt und planloſen Plänen, von ungeheurem Material, mit den derbſten Fäuſten bearbeitet, ein Chaos, das ſelbſt ein Walter Scott nicht anſchaulich beſchrieben, aber man hat das Gefühl: das iſt der echte und gerechte Typus, wie der deutſche Gebirgsbauer gebaut hat — vielleicht ſeit den Tagen der Völkerwanderung.

Und die bäuerlichſten Bauern ſind meine Wirtsleute nicht. Die Frau hat Manier. Die Kinder ſahen in Kleidern, Mienen und Sprache nach einem Schliff aus, ein Sohn iſt in Villach im Real-Gymnaſium. Meine Stube hat einen jener Prachtkachelöfen, wie ſie in alten Grazer Herrenhäuſern ſtehen, die Fenſter blühend weiße Muſſelinvorhänge, das Bett iſt gut und die Wände ſind ausgemalt. Da man auch Chaudeaus kocht, ſo wiſſen Sie alles.

Kurz, nach den erſten Stunden ergab ich mich in mein heutiges Schickſal. Umſomehr als ich bald auf den Einfall geriet, ich könne mir den Tag eigentlich mit Schreiben am beſten vertreiben. Wie ich ſchrieb, iſt freilich die Frage. Ich mag es gar nicht überleſen. Es wird wohl regneriſch geſchrieben ſein. Am Schaubach habe ich im Abſchreiben unwillkürlich einzelne Zeilen verbeſſert; vielleicht könnte er's umgekehrt auch an meinen Zeilen.

Vom Berge herab ſtürzt ein Bach, der mitten durch das Haus ſtrömt, denn beim Haus iſt auch eine Mühle. Da dieſer Bach aber nicht meine Schreibfeder treibt, ſo bin ich endlich müde geworden. Adieu.

Nachmittag hörte es auf zu regnen, der Abend hatte Sonnenblicke und die Nacht hat Sterne. Iſt's morgen ſchön, ſo bin ich morgen Abend in Villach. Dann ſchreibe ich meinen dritten und letzten Brief mit Meldung meiner Ankunftsſtunde. Bis dahin — leben Sie wohl.

*

Villach, 18. Oktober 1870.

Geſtern morgens war mein 24ſtündiger Millſtätter-Arreſt zu Ende. Die Morgenſonne ſtach durch die Nebel und die Nebel gingen tief. Das bekannte Zeichen, daß es ſchön werden ſoll. Ich warf mich ins Schiff und ließ mich über den See ſetzen. Ich mußte daran denken, um wie viel wohler mir dieſe Seefahrt getan hätte, als ich vorgeſtern in der Schwüle des Mittags müde und lechzend an ſeinen Ufern hinkroch. Damals litt ich Tantalusqualen, jetzt ein bischen ſibiriſche.

Es war empfindlich kalt auf dem See. Eine Nebelwolke um die andere ſtürzte ſich auf die Waſſerfläche, aber ſchön war es zu ſehen, wie ſie vom Seeſpiegel zurückprallend in Trümmer gingen und in

kleinen Säulen wieder emporwirbelten, als rauchte der See aus lauter unterirdischen Schornsteinen. Der ganze Kranz der Gebirge hatte vom gestrigen Regen frischen Schnee, welcher den Nebel mit feurigem Silber durchleuchtete. Es war wunderbar, wenn man mit dem Auge in den oberen Regionen herumsuchte, im weichen, wolligen Nebel auf einmal etwas Hartes und Steinernes durchstoßen zu sehen, in einer Höhe, wo man die Erde längst nicht mehr vermutet hätte. Einmal sah ich mitten aus der Himmelshöhe durch ein kleines, winziges Nebelloch, zart und fein wie ein Blumensträußchen — einen Tannenschopf herausschauen, scharf beleuchtet, in allen Zweigen, fast Nadelspitzen, wie mit der Papierscheere ausgeschnitten. Das war zauberisch anzusehen.

So vergaß ich das Frieren, denn der Wechsel der schönsten Nebelbilder zog wenigstens das Auge an sich. Nach 5 Viertel Stunden war ich ans Land gesetzt, eine Stunde ging ich über den Höhenrücken, welchen der Spiegel der Drau vom Millstätter Seespiegel scheidet, und gegen 11 saß ich in der Post zu Spittal vor einem guten Gabelfrühstück. Das breite sonnige Drautal gefiel mir ungemein. Im staubigen Sommer mag es vielleicht eine lästige Landschaft sein; jetzt aber war alles Reiz, was im Sommer Last ist; ungemein wohl tat mir eine Talweite, in der sich die Sonnenwärme recht ausbreiten kann, und wenn im

Sommer das eintönige Grün der Berge, die durch groteske ſchroffe Formen wenig entſchädigen, eine Ermüdung erzeugen könnte, ſo lag jetzt über allem Grün der friſche leuchtende Schnee, der den Geiſt nicht ſinken läßt, denn er iſt der kräftigſte Zeuge für die Höhe des Hochgebirges. Ich leugne übrigens, daß ſelbſt im Sommer das Drautal langweilig ſein kann. Von Spittal bis Paternion, wo es weit und eben und das Flußbett entlegen iſt, ſieht es ungemein munter und wohnlich, ich möchte ſagen geſellig aus, von Paternion bis Villach aber iſt es geradezu romantiſch, es wird ſchroffer, ſteiler, die Straße hält ſich immer hoch und dicht unterm Waldſchatten, der Fluß tritt heran, Nebenflüſſe treten ihm zu und tauſend Waſſerſpiegel rauſchen. Die Waſſer- und Mühlenpoeſie von Feiſtritz z. B. werde ich wohl im Andenken behalten.

Inzwiſchen wurde die gute brave Sonne der Nebel doch nicht recht Meiſter, denn um 4 Uhr Nachmittag löſchte die Tagesluſt aus, der Himmel trübte ſich und kühl ſtrich die Luft. Heute hätte es kein Wandern gegeben bis um 8 Uhr unterm flammenden Sternenhimmel wie nach Gmünd, und doch konnte ich nicht früher in Villach ſein, nachdem ich von Spittal um $^1/_2$12 mittags aufgebrochen und des ſtillen Wahnſinns lebte, die Rieſenentfernung nach Villach noch zu bewältigen. Aber der Himmel war geſcheiter als ich und ſchickte mir 8 Minuten nach 4 den Spittal-

Villacher Omnibus nach. Ich fand den Kutſcherſitz noch frei, den einzigen, den ich überhaupt bei einem Poſtomnibus einnehmen möchte, — ſetzte mich auf und legte die letzten zwei Meilen fahrend zurück. Um ½7 kam ich in Villach an. Ich gab ſogleich meinen Millſtätter Brief auf die Poſt und nahm mit zwei Schreiben von Dr. Fiſchhof auch Ihren Poſtreſtante-Brief in Empfang.

Als ſich heute zwiſchen 8 und 9 Uhr die Sonne durch die Morgennebel wand und der Tag immer heiterer wurde, konnte ich es nicht über mich gewinnen, Villach ſchon zu verlaſſen, ohne von ſeinen beiden Seen, den Faaker- und Oſſiacher-See, etwas geſehen zu haben; umſomehr da ich ohnedies ſchon zum zweiten Male hier bin. Ich gab alſo den Tag noch zu und machte mich auf den Weg nach dem Faakerſee. Aber der Tag war verloren. Man muß den Faakerſee nicht in Faak ſuchen, d. h. an ſeiner Weſtſeite, ſondern juſt umgekehrt an der Oſtſeite. Ich ſah wenig vom See. Und noch dazu iſt der Hin- und Rückweg nach Faak der längere und ſchwierigere, — was Einem alles die Wirtsleute nicht ſagen, wenn man ausgeht, ſondern bloß beſtätigen, wenn man zurückkommt. Es iſt doch, ich will nicht ſagen eine Trägheit, aber eine Langſamkeit und Erſtarrung im Denken der Kleinſtädter, welche — vieles erklärt.

Wien, 28. Oktober 1870.

Allerdings war mein Reiſetag ſchlecht; ſoll aber das Wetter ſchon ſchlecht ſein, ſo ſieht ſich's doch noch am beſten vom Bahnwagen heraus an. Gefroren habe ich für mich nicht, ſondern im Geiſte bloß für Sie. Als wir zum Semmering kamen, war der Regen auf der ſteiriſchen Seite Schnee und nur auf der öſterreichiſchen Waſſer. Zu meinem Erſtaunen hörte ich in Wien, daß während meines Wegſeins nur zwei gute Tage waren, die übrigen Regenwetter. Auf meiner Gebirgspartie war's juſt umgekehrt. Ein neuer Beweis von der Ungenießbarkeit des Wiener Klimas.

Sie haben ſehr recht getan, mir die Notiz der Tagespoſt zu ſchicken. Habe ich als Dramatiker ſo lange gewartet, ſo iſt es gar nicht nach meinem Geſchmack, in einer Zeit aufzutreten, wo nicht Verſe, ſondern Kanonen die erſte Stimme führen. Ich ſchrieb darüber an Baron Perfall, wie folgt:

27. Oktober 1870.

„Sehr verehrter Herr Baron!

„Laut meinem Tageskalender habe ich am 11. Juli (in zufällig umgehender Antwort Ihrer telegraphiſchen Anfrage) die letzte Hand der Firduſi-Bühnenredaktion, begleitet mit einem Briefe, an Ihre verehrliche Adreſſe abgeſchickt. In dem Briefe — erinnere ich mich —

meine Wohnungsveränderung, welche ſoeben bevorſtand, angezeigt, reſp. meine neue Adreſſe mitgeteilt zu haben. Hat Ihr Privatſekretär den Brief mit der Adreſſe verloren? Wenn nicht wahrſcheinlich, doch möglich wäre es; wenigſtens verſah ich mich ſeit Anbruch des bewußten Firduſi-Oktobers, welcher nicht nur angebrochen iſt, ſondern auch ſchon zu Ende geht, eines Wortes von München und halte, da ein ſolches ausbleibt, eine geſtörte Adreſſatur für das Wahrſcheinlichſte.

„Oder ſind wir ſtillſchweigend einig in ein und demſelben Gedanken, in dem wir uns etwa begegnen möchten? Faſt ſcheint es ſo. Wenn ich nicht irre, halten wir nämlich beide Firduſi für zu gut, als daß wir ihn ſpielten, bloß um zu ſpielen. Freilich will das Theatergewerbe, gleich jedem anderen, auch in den ungeheuerſten Ausnahmszeiten ſein hergebrachtes Tagewerk tun: es will und muß täglich ſpielen. Dazu mag ſich denn ein Mittelgut eignen oder von den Klaſſikern die längſt bekannten und habilitierten Namen. Ein neuer Name dagegen, und ein ſolcher, in welchem vielleicht das Zeug eines großen Erfolges ſteckte, wird ſich wohlweislich zu ſchonen, d. h. aufzuſparen wiſſen. Er wird nicht in Zeiten auftreten wollen, in welchen nichts poetiſcher, nichts pathetiſcher iſt als die Wirklichkeit ſelbſt; er wird der Poeſie der Weltgeſchichte zu weichen wiſſen — mit einer Achtung vor dieſer,

welche zugleich Selbſtachtung iſt. Oder welcher Dichter möchte eine Szene geſchrieben haben wie Mahmuds Zug und Firduſis Leichenzug und dieſe Szene auf die Bühne bringen in einem Augenblicke, wo ein Kurier auf die Bühne ſtürzen und dem Publikum Worte ſagen kann wie dieſe: Metz hat kapituliert! Paris iſt eingenommen! Der Friede iſt unterzeichnet ꝛc. Das iſt Poeſie für ſich ſelbſt! Firduſi wäre daneben nur Spreu im Winde; aber wir beide ſind gewiß überzeugt, daß Firduſi nicht Spreu im Winde iſt, wenn er nicht tollbreiſt genug iſt, in den Wind hinauszugehen.

„Was von Poeſie in mir ſteckt, habe ich diesmal nicht in Verſen, ſondern in Feuilletons ausgeſprochen, und ich möchte mir wohl das Zeugnis geben dürfen, daß ich hier Dinge geſagt und Töne angeſchlagen, welche des Dichters des Firduſi würdig ſind. Um keinen Preis aber möchte ich dieſer großen und ruhmvollen Zeit mit dem Firduſi ſelbſt kommen. Ich kann mir die Aufführung des Firduſi nur denken: einige Wochen nach dem Friedensſchluße.

„Es ſcheint das Ihre eigene Meinung zu ſein, denn nur ſo würde ich mir das Münchener Stillſchweigen — den Verluſt meiner Adreſſe ausgenommen — erklären können. Immerhin aber bitte ich Sie, in einigen wenigen Zeilen mir Ihr Einverſtändnis mit meiner Meinung ausdrücklich zu erklären.

„Ich zeichne mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

„P. S. Indem ich im Begriffe bin, den Brief zu kuvertieren, kommt mir von befreundeter Hand in Graz beiliegender Ausschnitt aus der Grazer ‚Tagespost' zu — mit einer Notiz, welche ich zufälligerweise in den Wiener Blättern noch nicht gefunden und welche dem Inhalte meiner heutigen Zuschrift ganz widersprechen würde.

„Ich will daher nur umso dringender wiederholen: Haben Sie den Firdusi dem Winterrepertoire nicht schon so fest einverleibt, daß er aus rein geschäftlicher Rücksicht in Rechnung bleiben muß und nicht mehr entbehrt werden kann, so bitte ich Sie inständig, die Aufführung auf eine Zeit zu verlegen, wo Dichterworte mit einer gesammelten Aufmerksamkeit und mit einem sachlicheren Interesse gehört werden können, als es während der Kriegsdauer der Fall ist. Catilina reponiert — Firdusi in den Wind geworfen — ich habe keinen dritten Pfeil mehr. Wenn ich mit Catilina Ihnen nachgegeben, so geben Sie mit Firdusi mir nach. Kann Ihnen doch das Letztere leichter sein, als mir das Erstere geworden! — —"

So schrieb ich. Ich bin neugierig, was er antworten wird.

Sonst habe ich mich in meine Tagesarbeiten noch nicht recht hineingefunden. Ich fühle, wie rasch die Zeit zu Ende geht, wo ich Wien ertragen konnte.

Emil Kuh iſt gleichfalls bis über den Hals hinaus Wien-müde.

Sehr bedauere ich, daß ich dieſen Sommer nicht all meine Reiſen machen konnte, nämlich nach Freiburg, Chur, Bozen. Es hätte ſich darum gehandelt zu beurteilen, ob ich es bloß in Wien oder auch in Öſterreich nicht mehr aushalte, ob von den außerösterreichiſchen Städten die öſterreichiſchen entſchieden geſchlagen werden. Ich habe nun für dieſen Winter nicht einmal ein Phantaſiebild der nächſten Zukunft — nichts zu beißen und zu naſchen. Auf die Phantaſie angewieſen, entbehre ich das ſchwer.

Gott gebe ein ſchönes Frühjahr, was nach wiederholten ſchlechten wahrlich nicht allzuviel verlangt wäre. Dann würde ich mich möglichſt früh aufmachen und meine Studien auf der ganzen ſüddeutſchen und ſüdöſterreichiſchen Linie vollenden. Man kann nur wählen durch Vergleichen und vieles Vergleichen.

Haben Sie etwas von den Nordlichtern geſehen? Sie waren an zwei Abenden: Montag und Dienstag überaus prächtig und merkwürdig. Das erſtere entging mir noch, aber das zweite ſah ich auf der Ferdinandsbrücke ſehr gut. Es war ein Schauſpiel — für unſere ſüdliche Lage außerordentlich ſelten, wir werden es kaum jemals wieder ſehen. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag raſte hierauf ein Sturm, daß ich unter Getöſe, Fenſterklirren und Schornſtein-Zer-

trümmern in meinem Bette das Bild und die Vorstellung einer heftig bombardierten Stadt hatte. Meinen eigenen Fenstern, — ich habe drei — geschah nichts Leides

Wien, 21. November 1870.

Schwer muß ich mich anklagen, denn ich habe eigentlich gar keine Entschuldigung. Ich bin gesund wie ein Fisch, morgens und abends beißen mich die Augenlider ein wenig, aber das ist auch alles; ich kann sie darum nicht krank nennen, sie hindern mich an gar nichts; ich beschäftige mich auch und schreibe wie gewöhnlich.

Nur das, was ich schreibe, macht mir einige Pein. Es ist ein Essay über das antik und modern Tragische, den ich vor einem Jahre geschrieben, dann vor einem halben Jahre umgeschrieben, der mir aber auch neuestens etwas zu wünschen übrig läßt, daher ich ihn noch einmal umschreibe. Und nun ist seine Zeit eigentlich doch schon vorbei. Das Feuer, der Tatendrang, der Strom der Ideen, die Bewegung der Gedankenmuskeln, die zartlienigen Verbindungsfasern zwischen ihnen, das alles ist eigentlich nicht mehr gegenwärtig, ist schon vergangen, ich muß es mit Gewalt dem gegenwärtigen Augenblick wieder vorzaubern. Dieses Muß ist eine Anstrengung und die Anstrengung ermüdet mich. Zugleich aber sehe ich ein, daß ich nicht ablassen darf, mich zu zwingen,

denn der Wagen rollt immer mehr in die Ferne und bald ſehe ich ihn gar nicht mehr. Ich laufe ihm daher nach, und — bekomme müde Füße! Wenn ich die Feder weglege, ſo — möchte ich ſie weggelegt haben! Ich haſſe dann die Feder und fliehe ſie.

Rechnen Sie dazu, daß mir gleichzeitig auch das Tagblatt ſchon zwei Feuilletonmanuſkripte nicht gedruckt hat, was mich im Stillen auch wurmt und verdrießt. So habe ich der Feder gegenüber eine Art ſchriftſtelleriſchen Rheumatismus, kurz eine Abneigung gegen die Feder. Sie werden wohl merken, was ich ſagen will, aber fühlen kann es nur ein Schriftſteller ſelbſt.

Von Baron Perfall erhielt ich am Donnerstag, den 10., folgendes Telegramm: „Firduſi, für 21. beſtimmt, Ihrem Wunſche gemäß vorläufig zurückgelegt. Brief folgt nächſtens.“

Ich erhielt es abends um 9 Uhr und war erſchrocken. Ich liebe ſolche Überfälle nicht. Ich bitte Sie auch, telegraphieren Sie mir nie etwas, oder wenigſtens nicht am Nachmittag und Abend, auch wenn es noch ſo wichtig wäre.

Der 21. iſt heute. Alſo heute wäre der große kleine Tag geweſen! Alles iſt eitel unter der Sonne. Ich bereue es nicht. Entweder recht oder gar nicht. Den verſprochenen Brief hat übrigens Perfall noch nicht geſchickt.

Wien, 20. Dezember 1870.

Ich nahm mir fest vor, sobald nur die Winterdecke ein wenig sich lüftet, gleich eine Kaltwasserkur zu gebrauchen, denn ich gehöre nicht zu den Menschen, welche ihre Krankheiten in tatlosem Raunzen dahinschleppen und erst anfangen, wenn alles aus ist. Ich bin überzeugt, daß die meisten der grämlichen Stadtpatienten ihre Krankheiten aus Faulheit besitzen, weil sie im ersten Augenblick aus ihrer lieben Gewohnheit sich nicht aufraffen können. Was mich betrifft, ich liebe nur meine Gesundheit und Rüstigkeit, denn das ist meine wahre Gewohnheit. Wenn ich einem Übel bei Zeiten den Herren zeige, so hoffe ich wohl auch der Herr zu bleiben.

Aber von was Angenehmeren. Perfall hat mir endlich doch noch geschrieben. Da ich sonst nichts habe, wenigstens nichts Gutes, so will ich Ihnen den Brief, der sehr hübsch ist, abschreiben, damit ich nicht ganz mit leeren Händen komme. Mich wenigstens hat das Schreiben wirklich erheitert und getröstet. Perfall schreibt:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

„Wie recht hatten Sie, daß Sie auf die Sistierung der Aufführung des Firdusi drangen. Es wollte mir nach Empfang Ihrer Zeilen durchaus nicht behagen. Waren wir doch schon mitten in den szenischen Vorbereitungen, hatten sich doch alle schon in ihre

Rollen verſenkt, ſo daß, als ich Ihren Wunſch verkündete, niemand ſich mit einem Verſchiebungsgedanken befreunden wollte. Ich danke Gott, daß ich mehrmals Ihren Brief zur Hand nahm, denn je öfter ich ihn las, deſto mehr fühlte ich die Verpflichtung, Ihnen zu folgen, bis ich zuletzt in voller Überzeugung, Ihrem herrlichen Werke den ſchuldigen Dienſt zu erweiſen, die Zurücklegung desſelben anordnete. Welche Schwankungen hatten wir unterdeſſen in der Stimmung des Publikums zu beſtehen! Im Oktober noch Siegestaumel und mit ihm der Drang nach patriotiſchen Stücken, welche dem Publikum Gelegenheit boten, ſeinen hochgehenden freudigen Gefühlen Luft zu machen. Jetzt — wo die traurigen Folgen des Kriegs mehr und mehr empfunden werden, wo die Trauergewänder ſich mehren und der hereingebrochene Winter die Sehnſucht nach dem Frieden ſteigert, da will man neben der in Frankreich noch immer fortſpielenden Tragödie keine auf der Bühne, man will die Gelegenheit zu heiterer Stimmung geboten haben, um an ſich zu prüfen, ob man noch heiter zu werden vermag. Woher aber das luſtige Zeug nehmen — es iſt doch viel verlangt, nach Roſen zu greifen, und doch — die Armut im deutſchen Luſtſpiel iſt groß, helf', was helfen kann, um über dieſe Zeit hinwegzukommen, die, ſo wunderbar groß ſie iſt, für unſere Bühnen doch nur eine Übergangszeit iſt, die, ſo Gott will, zu einer eben

so großen herrlichen führt, wie sie dem deutschen Reiche erstanden ist.

„Einige Wochen nach dem Friedensschluß wollen Sie Firdusi — einverstanden, mein lieber Doktor, aber da kommen Sie sicher hieher, nicht wahr? Sie müssen sie hören von den Brettern herab, diese herrliche Sprache, die im Bewußtsein eines errungenen dauerhaften Friedens wunderbar erquicklich wirken muß. Firdusi soll mit zu unseren Friedensfesten zählen und Sie will ich als einen lieben Friedensboten in die Arme schließen und Ihnen nachträglich danken für all die großen schönen Worte, die Sie während der großen Tage in der Presse geschrieben. Hatte ich doch keine Ahnung, daß Sie mit teilgenommen an dem Hocherbaulichen, was dieses Blatt gebracht! Leben Sie wohl, wenn die Glocken den Frieden eingeläutet haben, werde ich Ihnen über den Tag der Aufführung Nachricht geben.

München, am 7. Dez. 1870.

Ihr ergebener
Baron Perfall m. p."

Wie gefällt Ihnen dieser Brief? So schreibt München! Nie hat Wien zu seinem Sohne so gesprochen. Aber dabei feiert es fortwährend seine Söhne und kommt aus dem Leiern und Feiern gar nicht heraus. Ja, vielleicht feiern sie mich auch noch einmal

nach meinem Tode — ſoll ich aber das erleben, oder vielmehr ertoten, ſo trage ich Ihnen als meiner Witwe teſtamentariſch auf, Wiens ſämtliche Brunnen zu vergiften, um dieſe freche Brut mit einem Mal auszurotten!

Beiliegend wieder einmal ein Feuilleton, wenn auch ein kleines. Es iſt das erſte nach einer längeren Pauſe körperlichen Mißbehagens und es iſt trefflich geworden. Ob ich kränklich und grämlich bin, ſoll man mir wenigſtens nie — mit der Feder in der Hand anmerken.

Wien, zweite Februar-Hälfte 1871.

Sie werden ſchon längſt einen kurzen Brief gewünſcht haben anſtatt eines langen, der auch lange ausblieb. Aber meinem Tage fehlt der Abend, und das iſt viel im Winter. Mein Augenkatarrh hat nämlich nie ganz aufgehört, iſt vielmehr nach und nach wieder zudringlicher geworden. Man widerrät mir nun Leſen und Schreiben beim Lichte. Ein ſtarker Abzug meiner Tätigkeit! Vormittag arbeite ich; nachmittag, wenn ich nicht etwa einen Beſuch mache, leſe ich, wie Sie wiſſen, gerne liegend auf dem Sofa, um nach dem Eſſen meinen ſchwachen Magen nicht durch Sitzen zu drücken; — was bleibt nun noch übrig? Schier gar nichts! So z. B. ſchreibe ich jetzt doch beim Lichte und erwarte das Verſchwinden meines Augenkatarrhs

weder vom Augenwasser, das nichts half, noch vom Schonen beim Lichte, das sich nicht durchführen läßt, sondern einfach vom Sommer.

In diesem Briefe nun will ich mit Ihnen von allerlei Angelegenheiten plaudern, und zwar umso mehr, als dieselben schuld sind, daß ich nicht nach Graz kam.

Zu meinem Grazer Besuch hatte ich mir ungefähr den Monat Jänner ausersehen. Zufällig war auch das Wetter ziemlich gut, wenigstens von Wien aus betrachtet; Gesundheitssorgen, die ich gehabt hatte, hätten mich zwar begleitet, aber doch nicht mehr so ernstlich, wie sie im Anfange auftraten, — kurz alles war ziemlich richtig. Aber lebe ich denn nicht unter Österreichern? In dieser faden Kinderstube ist von einem Tag zum andern kein Plan möglich. Mit derselben Veränderungssucht, womit sie alle Jahr' eine andere Verfassung, alle Halbjahr ein anderes Ministerium haben müssen, zerzappeln sie sich auch ihre Privatverhältnisse, daß kein Stich zu einer Naht wird. Wenn dieses große Genie für das Neue etwa „fesch" sein soll, so find' ich es einfach langweilig, — so langweilig, wie wenn die kleinen Kinder mit ihren tausend Albernheiten unaufhörlich zu Vater und Mutter laufen und sie in jeder Tätigkeit stören.

Der Eigentümer des Tagblatts, Szeps, war also so fesch, wieder einmal etwas Neues zu wollen, und

ſchrieb mir am 3. Januar — mit Begleitung der Gage — folgendes Billet:

„Sehr geehrter Herr und Freund. — Indem ich mir erlaube, Ihnen beiliegend das Honorar zu überweiſen, bitte ich Sie folgende Bemerkung über unſer Verhältnis gütigſt entgegenzunehmen.

„Die Mitarbeiterſchaft, die Sie dem Neuen Wiener Tagblatt zugeſagt hatten und die uns nicht bloß vom großen Nutzen war, ſondern uns auch ehrte, ſcheint Ihnen nicht mehr in der bisherigen Form zuzuſagen, indem Ihre Beiträge zum Bedauern unſrer Leſer ſeit drei Monaten immer ſeltener wurden und endlich ganz aufhörten.

„Die Stabilität ſcheint Ihnen eben nicht zu behagen und Ihrer Tätigkeit fehlt möglicherweiſe ein Sporn. Ich proponiere Ihnen deshalb, daß Sie von nun ab in das frühere freie Verhältnis zum Neuen Wiener Tagblatt treten. Daß Ihre tief gedachten und glänzenden Arbeiten uns ſtets willkommen ſein werden, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen und um Ihnen einen Beweis dafür zu geben, bitte ich Sie, für jede der Arbeiten aus Ihrer Feder, die Sie uns widmen wollen, ſelbſt das Honorar beſtimmen zu wollen.

„Indem ich die Hoffnung hege, daß Sie mit meiner Propoſition einverſtanden ſein werden, zeichne ich mich hochachtungsvoll als Ihr ergebenſter . . .“

Sie werden so gut wie ich augenblicklich empfinden, daß es bei dem Grundgedanken dieses Billets keine Form gab, welche trotz ihrer Höflichkeit nicht so durchsichtig gewesen wäre, um den unhöflichen Grundgedanken nicht durchblicken zu lassen. Ich war gereizt und verletzt und in starker Versuchung, mich stark zu erklären. Bald aber fand ich, daß es am stärksten sei, überhaupt gar nichts zu äußern, als nur das geschäftsmäßig Notwendigste. So schrieb ich denn am 5. Januar Folgendes:

„Sehr geehrter Hr. v. Szeps. — In Erwiderung Ihres Geehrten von vorgestern, dem 3. dieses, gehe ich auf Ihren Wunsch, das Engagement aufzulösen, bereitwillig ein; dagegen bin ich nicht gesonnen zum System der Stück-Arbeit, das Sie mir vorschlagen, zurückzukehren. Ich habe mich für diesen Fall vielmehr entschlossen, vom 1. Februar an meine Mitarbeiterschaft am Tagblatt in jeder Form überhaupt einzustellen. Ergebenst F. Kbgr."

Diese Störung in meinem Stillleben mußte nun auf irgendeine Art wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Allerlei Gedanken setzten sich in Bewegung. Was das Erste und Nächste betrifft, so war mit Sicherheit vorauszusetzen, daß das Tagblatt seinen Kinderstubenstreich bereuen würde, sobald es meinen Ernst sah, und da wollte ich doch abwarten, ob es solche Versuche der Wiederanknüpfung machte, die mir

anſtändig wären. Zweitens hatte ein Miteigentümer der alten Preſſe, ſeit ich ſie verlaſſen, nie aufgehört, mir eine Ausſöhnung anzubieten, was ich ſchon darum nicht annehmen konnte, weil es wenig charaktervoll iſt, Einen Redakteur zu verlaſſen, bloß weil der Andere winkt. Jetzt aber, wo das Tagblatt ſelber an meinem Verhältniſſe ändern wollte, war allerdings ein Grund da, es ganz abzubrechen und der alten Preſſe wieder Gehör zu geben. Dieſe Wendung überlegte ich mir durch eine Reihe von Tagen ziemlich ernſthaft. Drittens endlich brauche ich Ihnen kaum zu ſagen, wie ſehr mir vor allen miteinander zugleich ekelte, wie ſehr mir Wien durch ſeine nichtswürdige Franzoſenheuchelei überhaupt zum Greuel geworden und der letzte Faden Geduld, den man auch mit der ſchlechteſten Heimat hat, im deutſch-franzöſiſchen Kriege unwiderbringlich geriſſen. Ich glaubte, bei einer der neu zu gründenden deutſchen Zeitungen in Elſaß und Lothringen viel richtiger als in Wien an meinem Platze zu ſein, und dachte nun mit meinem ganzen innerſten Menſchen darüber nach, ob ich es überhaupt noch der Mühe wert finden ſollte, in Wien etwas Neues anzufangen. Was hindert mich, nach Deutſchland zu gehen, wohin mich mein Herz zieht, und mir bei einer deutſchen Zeitung mein Brod zu ſuchen? Zuletzt aber und viertens, — um die Vierzahl der Elemente voll zu machen, bin ich von Haus aus Poet und nur durch

die Umstände Journaliſt; — wie wär's alſo, wenn ich den Journaliſten gar nicht brauchte und vom Poeten leben könnte? Eine Frage, auf welche die nächſte Antwort in München lag. Aber dieſe Antwort beſchränkte ſich nicht bloß auf den Firduſi allein!

Ich muß Ihnen jetzt ein kleines literariſches Geheimnis anvertrauen, das ich 3 Jahre lang ſogar vor Ihnen verborgen gehalten!

Ich habe ein Luſtſpiel geſchrieben!!

Ich ſchrieb es vor mehr als 3 Jahren, als Halm bald nach ſeinem Amtsantritt am Burgtheater einen 200 Dukaten-Preis für ein Luſtſpiel ausſchrieb.

Während ich mitten in meinem Luſtſpiel war — ſtarb der Anton. So lang iſt die Geſchichte ſchon!

Ich war auf meinem 3wöchentlichen Ausflug, der von Mariazell ins Iſonzotal ging, als die Friſt ablief, wo die Preisrichter ihr Urteil zu verkünden hatten. Mein Weg führte mich fern ab von allen Zeitungen, — aber ich habe in ſolchen Dingen Geduld. Als ich endlich die Zeitungen mit dem Preisrichterurteil zu Geſichte bekam, traute ich meinen Augen nicht, daß mein Luſtſpiel weder den 1. noch einen 2. und 3. Preis erhalten, ja nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung und Empfehlung zur Aufführung gewürdigt worden. Aber nicht etwa hatte mich ein ſo großer Überfluß des Vortrefflichſten in Schatten geſtellt, ſondern es war ausdrücklich geklagt — über

den Überfluß an Schund und den Mangel alles Guten!

Natürlich war mein erſter Eindruck ein enttäuſchter, aber ſchon mein zweiter ein befriedigter. Es hätte ein großes Loch in meine Philoſophie gemacht, wenn es in Wien fünf vernünftige Menſchen gegeben hätte; — ſo viel waren die Preisrichter. Meine Philoſophie aber war nun gerettet und nur meine Poeſie verkannt.

Von dieſer Sache nun habe ich Ihnen nichts geſagt — zuvor: weil ich Sie überraſchen wollte, wenn ich einen Preis gewonnen hätte, und hernach: weil ich Sie nicht erzürnen wollte, daß ich ihn nicht gewonnen.

Mein Luſtſpiel aber ließ ich liegen — aus natürlicher Gleichgiltigkeit für alle literariſche Kaufmannſchaft.

Nun erinnern Sie ſich an den letzten Brief an Baron Perfall, den ich Ihnen abgeſchrieben, oder noch beſſer, holen Sie ihn hervor und überleſen Sie ihn noch einmal. Er klagte darin über bitteren Mangel an guten Luſtſpielen. Ich mußte lächeln, — wie wenn ſich der Dichter des Firduſi mit einem Luſtſpiel einſtellte? Ein Mädchen für alles! Es war ein Spaß, ein Jux, und halb im Scherz ſchrieb ich ihm einen Brief, mit dem ich ihm mein 3jähriges Geheimnis, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, preisgab. Das war am 16. Dezember.

Als ich nun am 3. Januar das ärgerliche Schreiben von Szeps erhielt, können Sie ſich denken, wie ich mit all meinen Lebensintereſſen für eine Antwort aus München intereſſiert war. Wenn etwa das Luſtſpiel wirklich angenommen würde, — der Firduſi iſt es ſchon, — ſo hätte ich immerhin einen Anhaltspunkt als Poet, inwiefern ich den Feuilletoniſten entbehren könnte. Ich benützte daher das ſchöne Feuilleton Größen-Schauer, es an Baron Perfall zu ſchicken (welcher früher meiner Feuilletons mit Ehren Erwähnung getan) und mich dabei mit einem ganz gelegentlichen Apropos nach meinem Luſtſpiel zu erkundigen. Das war am 5. Januar, an demſelben Tage, an welchem ich dem Tagblatt mit meinem gänzlichen Rücktritt geantwortet. Vormittag hatte ich an Szeps geſchrieben, nachmittag ſchrieb ich an Perfall. Es war ein Tag, der mich in Spannung ſetzte!

Wenn Perfall umgehend antwortete, ſo konnte ich am 9. einen Brief von ihm haben.

Aber ſchon am 7. erhielt ich — ein Telegramm von ihm! Ich glaube nicht, daß ein öſterreichiſcher Intendant mit all ſeiner k. k. Gemütlichkeit ſo vie — Höflichkeit zu erfinden imſtande wäre. Baron Perfall telegraphierte Folgendes: „Erhalten, geleſen, gefallen. Schriftlich mehr, ſobald Regiſſeure es geleſen. Perfall.“ —

(Fortsetzung:)

„Schriftlich mehr, wenn die Regisseure es gelesen", sagte das Telegramm. Wer hätte dieses „Schriftlich" nun nicht mit Spannung erwartet?! Sehen Sie, mein Herz, so ging's im Januar! Mein kleines dunkles Leben ist immer ein stillstehendes Wasser, ich bin frei in jedem Jahre, jeden Monat, jede Woche; just aber als ich meine Freiheit benützen und nach Graz gehen wollte, konnt' ich es nicht! Das stillstehende Wässerlein fing an, sich zu bewegen, ich mußte in Wien bleiben und alle diese Bewegungen abwarten.

Bis zu Perfalls „Schriftlich mehr" vergingen aber noch viele Tage. Vom 7. bis zum 21. Januar. Endlich am 21. Januar erhielt ich Perfalls versprochenen Brief, den ich Ihnen abschreibe, wie folgt:

„Geehrter Herr Doktor! —

(Der Anfang dieses Briefes steht in der beiliegenden Abschrift meines Briefes an Szeps. Es ist auf der vierten Seite die Stelle „Ich darf wohl sehr stolz darauf sein" bis „gleichzeitig gesprochen werden können." Hierauf fährt der Brief fort:)

„Nun zu Ihrem reizenden Lustspiele, das ich Ihnen hiemit zurücksende — warum? Weil ich es entschieden zur Darstellung bringen will und Sie mir recht bald das daran ändern sollen, was meiner Meinung nach geändert werden muß, damit wir entschieden durch-

ſchlagen, denn das verdient, weiß Gott, der geiſtreiche und elegante Dialog, die glücklich damit verbundene Charakterzeichnung, wie ſie weder Roſen noch viel höher ſtehende Herren nicht im entfernteſten zu ſchaffen vermögen, im vollſten Maße. Und nun — was verlange ich? Bedeutende Kürzung, denn von der Bühne herab würde ſich die große Breite der dramatiſchen Ausführung bei der zwar höchſt originellen, aber nicht reichen Handlung und kleinen Intrigue entſchieden rächen und den Eindruck des ſo außergewöhnlich reizenden Dialogs ſchmälern. Wäre denn eine Reduktion auf zwei Akte nicht möglich? [1]) — Nicht wahr, ich verlange viel, aber ſeien Sie mir nicht böſe, denn ich meine, da außer mir noch zwei Andere (denen gegenüber ich ſelbſtverſtändlich das Geheimnis ſtrengſtens gewahrt habe) der gleichen Meinung ſind, ſicher das Richtige. Bitte, ſchlagen Sie ein und gehen Sie an die Arbeit, die ich Ihnen unbarmherzig oktroyieren muß. Was ſagen Sie dazu, wenn ich Firduſi nach dem Karneval gebe, da wir bis dahin im ſchlimmſten Falle doch ſicher nicht mehr weit vom Frieden ſind. Nach Firduſi alsdann im Frühjahr das luſtige Trauerſpiel — wäre herrlich. Schreiben Sie mir doch bald und verſichern Sie mich zu meiner Beruhigung, daß Sie mich im

---

[1]) Es hat drei, und mein Luſtſpiel heißt — Das Trauerſpiel!

Gedanken nicht vergiftet haben ob meiner unerhörten Forderung, die ich aber aufrecht erhalten muß, weil ich Sie so sehr lieb gewonnen und ich Sie meiner Bühne so recht gründlich einverleiben möchte. Mit herzlichen Grüßen Ihr ergebener Bar. Perfall. — München, am 21. Jan. 71."

Sehen Sie, mein Kind, so hat eine Stimme aus Deutschland zu mir gesprochen! Wer sprach je in Österreich so, wo man die Gemütlichkeit doch gepachtet hat? In dieser Pestgrube der Lüge und Heuchelei ist es schon ihre holdseligste Leistung, wenn sie Einen mit sanfter Gleichgiltigkeit umbringen und nicht mit Faustschlägen — weil sie nämlich zu faul sind, um die Faust zu ballen.

Aber Sie begreifen nun, daß das Briefe sind, welche man abwarten muß, welche man selbst empfangen muß. Meine Hausleute sind nicht eben dumm, aber doch gute Österreicher, nämlich Leute, welche die Dummheit durch Phlegma und Schlamperei zu ersetzen imstande sind. Sie könnten „halt vergessen haben", mir den Brief nachzuschicken, und war er einmal vergessen, so könnten sie ihn „halt verlegt und verloren haben".

Inzwischen rührte sich auch das Tagblatt wieder, wie ich vorausgesehen hatte. Durch Wengraf, mit welchem ich noch vom Grazer Telegraphen her, seit er in Wien ist, fortwährend in nahem Verkehr stehe, ließ mir Szeps unter der Hand sagen, er biete mir für

das Feuilleton 40 fl., wenn ich dem Blatte wieder schreiben wolle. Sie werden mich im ersten Augenblicke vielleicht tadeln, daß ich dieses Angebot mit tauben Ohren aufnahm; aber wenn Sie den beiliegenden Brief gelesen haben werden, so bin ich sicher, daß Sie Ihren alten Ferdinand darin erkennen und ihm zustimmen: Recht haben Sie! Essen Sie lieber trockenes Brot, als daß Sie sich gegen diese Leute etwas vergeben. Nach einiger Zeit lief im Redaktionsbureau noch ein Brief an meine Adresse ein, und als ihn Szeps mir zuschickte, „ergriff er die Gelegenheit" und drückte wiederholt seinen Wunsch und seine Hoffnung aus, daß ich wohl noch „eine andere Form" finden würde, am Tagblatt wieder mitzuarbeiten. Der Auslaufer stand dabei und wartete auf meine Antwort. Ich versprach auf einem Zettel, meine Antwort ausführlich zu geben, und im beiliegend kopierten Brief hielt ich dieses Versprechen. Damit sind wir jetzt im Februar, nämlich am 5. Mir war die Gelegenheit übrigens willkommen, denn endlich schaffte ich mir nun alles vom Herzen, was ich dem Tagblatt zu sagen hatte. Sie werden nirgend die Absicht finden grob zu sein, aber die Wahrheit und die Tatsache selbst war es. Es versteht sich von selbst, daß damit die Trennung besiegelt war. Eh' Sie zu lesen anfangen, überlesen Sie den 3.-Januar-Brief von Szeps, den ich Ihnen abgeschrieben.

„Sehr geehrter Hr. v. Szeps. — Ich verſprach, ausführlicher zu ſchreiben, und tue es hiemit.

„Um anzufangen, muß ich auf Ihr Geehrtes vom 3. Januar zurückkommen.

„Indem Sie mir bezeugten, daß meine Mitarbeiterſchaft dem Tagblatt ‚nicht bloß von Nutzen war, ſondern uns auch ehrte', haben Sie — ich ſchmeichle mir — meinem Talente eine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche Sie meinem Fleiße gleichzeitig verſagten. Sie meinten nämlich, daß ‚ſeit 3 Monaten' meine Beiträge, immer ‚ſeltener geworden' — ‚und zuletzt ganz aufhörten.' (!)

„Im Oktober, den ich größtenteils auf einer jedem Angeſtellten vergönnten Ferienreiſe zubrachte, ſorgte ich doch dafür, daß ich vor meiner Abreiſe dem Blatte 3 Manuſkripte hinterließ. Sie ſtehen in No. 177, 180, 181.

„Im November übergab ich dem Blatte 4 Feuilletons: Monsieur mon frère — Ein ſtaatsrechtliches Monſtrum (in der Redaktion leider verloren worden) — Europäiſcher Kohlenmeiler — Tiedche'n auch eine Pille. Ich wiederhole: 4 Feuilletons, denn ich werde weiter unten beweiſen können, und zwar nach Ihnen ſelbſt, daß ſchon 3 die normale Anzahl wäre.

„Im Dezember war ich bis in die Mitte des Monats von Zahnſchmerzen geplagt; in der zweiten

Hälfte aber, wo ich wieder aufatmete, gab ich dem Blatte zwei Feuilletons: Zufälle, — Stimmungsebbe. Ich habe mich über meine Zahnschmerzen schriftlich entschuldigt, und als ich Zufälle brachte, konnte ich durch Ihren eigenen Augenschein meiner Zahngeschwulst umso mehr entschuldigt sein. Deßungeachtet war ich es nicht! In Ihrer 3.-Januar-Zuschrift nämlich war mir zu meiner schmerzlichsten Überraschung diese Pause als ein ‚gänzliches Aufhören' nachgetragen!

„Die 3.-Januar-Zuschrift war demnach eine Ungerechtigkeit, ja eine Härte, — um vom Zartgefühl nicht zu sprechen. Ich hätte viel darauf zu antworten gehabt, aber ich verschmähte es, und antwortete lakonisch mit meinem Rücktritt.

„Wenn Sie mir jüngst durch Wengraf 40 f. als Stück-Honorar anbieten ließen und noch jüngeren Datums ‚die Gelegenheit benützen', um in Versuchen einer Wiederanknüpfung fortzufahren, so scheine ich glauben zu dürfen, daß Sie auf meinen Rücktritt nicht gefaßt waren, daß Sie ihn nicht erwartet haben. Erlauben Sie mir, mich aufs äußerste zu verwundern, daß Sie auf jene Zuschrift etwas Anderes erwartet. Bei der geringsten Rücksichtsnahme auf meinen Charakter, dem gar nicht das Prädikat der Empfindlichkeit, nur der Selbstachtung zuzukommen braucht, mußte doch die Wirkung jener Zeilen auf mich mit astronomischer Gewißheit vorauszusehen sein.

„Wie berechtigt meine Empfindlichkeit war, erlauben Sie mir noch an zwei Beispielen anzuführen.

„Noch in derselben Stunde, als ich am 5. Januar auf Ihren [Brief vom] 3. antwortete, klopfte es an meine Türe, ein Diener trat ein und brachte mir nachstehend kopiertes Billet der Fr. v. Kompert. Ich nenne den Namen, weil Sie die Frau vermutlich auch kennen und sie gewiß nicht als eine verrückte Enthusiastin, sondern als eine verständig nüchterne Natur kennen. Ich muß aber hinzusetzen, daß die Komperts gewohnt sind, Ansprüche auf meine öfteren Besuche zu machen, daß sie fast gereizt sind, wenn ich länger nicht komme, und daß ich damals schon seit zwei Monaten nicht gekommen! Die Stimmung war daher sicherlich eher gegen mich, und doch schrieb die Frau über mein Feuilleton Größen-Schauer, an demselben Morgen, wo es erst seit 2, höchstens 3 Stunden auflag, folgendes:

„Lieber Dr. Kürnberger! — Dank, tausend Dank für Ihr heutiges einziges Feuilleton, das mein Herz, lahm und abgespannt darniederliegend durch alles Andere, was geschrieben wird, neu belebte und aufrichtete. Ihr mächtiger Gedankenbau, der in den Rahmen eines „Feuilletons" gerade so paßt, als wenn in der Naturgeschichte der Elefant zu den Mücken gezählt würde, und welchen Sie nicht „machten", sondern welcher nach Ihrer Auslegung in Ihnen wuchs und wurde, für welchen Sie eigentlich ebenso wenig Dank

verdienen als für die schöne Tat, daß Sie überhaupt leben und denken, hat Kompert und mich mächtig und gewaltig ergriffen. Ich habe aber dadurch zugleich eine so mächtige Sehnsucht nach Ihnen bekommen wie nach meinem 15. Lebensjahre und bitte Sie, da dieses für mich doch unerreichbar, aber Ihr Kommen nur in dem „Walten" Ihres Willens liegt, so kommen Sie, und zwar haben Sie zu erscheinen morgen Freitag 2 Uhr mittags zum Speisen. Bitte, bitte, kommen Sie. Mit aller Verehrung Ihre Marie Kompert.'

„Ich habe hierauf Größen-Schauer, das ich selbst auch zu schätzen wußte (ich gestehe die Schwäche), an Baron Perfall in München geschickt, mit dem ich dramatisch in einem gewissen Kontakt stehe. In einem Geschäftsbriefe unterm 21. Januar tat nun Perfall dieser Sendung in folgenden Worten Erwähnung:

‚Geehrtester Herr Doktor! — Ich darf wohl sehr stolz darauf sein, daß Sie mir Ihr neuestes Feuilleton sandten, es konnte nur durch einen Akt eines Meingedenkens geschehen, und das ist enorm viel und ehrenvoll einem Manne gegenüber, dem so herrliche Worte aus der Seele quillen. Ich schreibe Ihnen meinen herzlichen Dank hiefür an dem Tage, an welchem endlich unsere Kammer den Versailler Vertrag angenommen. O diese ekelerregenden Kammerverhandlungen! Sie hat dieses deutsche Siegervolk, von dem Sie begeistert schreiben, nicht verdient. Ihre Worte und die von ver-

dorrten Pfaffenſeelen geſprochenen, wie iſt es möglich, daß ſie in dieſer großen Zeit unter dem einen großen deutſchen Himmel gleichzeitig geſprochen werden können! —'

„So antworteten über Größen-Schauer zwei Stimmen aus Öſterreich und Deutſchland. Wie antwortete die eigene Redaktion? Raten wir einmal! Sie hat vielleicht gedacht: nun, wenn er auch manchmal feiert, aber gibt er dann was, ſo weiß man doch, was man hat! Und weil ſie ſo gedacht hat, ſo hat ſie vielleicht geſchrieben: Geehrteſter Herr und Freund! Wie prächtig haben Sie wieder durch Ihr Feuilleton Größen-Schauer das Neujahr in unſerm Blatte eröffnet! Herzlich danke ich Ihnen für Ihre erfolgreiche Mitarbeiterſchaft im alten Jahre, und indem wir ins neue hinübergehen, laſſen Sie mich hoffen, daß uns noch manches Jahr die Früchte Ihrer Feder, welche uns ehren und nützen, zugute kommen. — Ach nein! Sie hat weder jenes gedacht noch dieſes geſchrieben. Sondern der unmittelbarſte, der friſcheſte Eindruck meines Manuſkripts, das ich am 2. abgab, war die umgehende Erwiderung am 3., welche keine andere Empfindung als dieſe ausdrückte: Wir zahlen dir zu viel — oder du ſchreibſt uns zu wenig — kurz, du verdienſt deine Gage nicht ab! Denn das war doch der bittere Kern einer bloß äußerlich ſüßen und ſchmeichelhaften Schale! ‚Ihre tief durchdachten und glänzenden Arbeiten' — ‚Ihre Mit-

arbeiterſchaft, die uns bisher von Nutzen war und auch geehrt hat' — nun, was iſt's mit dieſen ſchönen und guten Dingen? Worauf läuft's hinaus? Auf folgendes: Du haſt Kaviar, aber meſſe ihn in Erdäpfel-Metzen! Du haſt Sandelholz, aber hacke es klafterweiſe wie jeder andere Holzhacker! Du biſt ein Bureauchef, aber leiſte in der Vielſchreiberei ſo viel wie ein Diurniſt! Wenn nicht, ſo zahlen wir dich lieber ſtückweiſe, und da wollen wir doch ſehen, ob du die Courage haſt, für deinen Dezember, wo du zwei Stücke abgabſt und gar nur eines gedruckt wurde — 120 f. zu verlangen?

„Natürlich habe ich dieſe Courage nicht! Wer möchte auch ſo unverſchämt ſein? Und doch iſt ein Feuilleton wie Von Himmel und Hölle oder Neutralität im Himmel, ein Feuilleton wie Ein Tollhäusler mehr oder Größen-Schauer, ein ſolcher Treffer iſt 100, 200, 500 f. wert, was iſt er nicht wert? Jene zwei haben im Inlande, dieſe zwei im Auslande dem Blatte eine Reklame gemacht, deren moraliſcher Gewinn überhaupt als Geldgewinn nicht zu berechnen iſt. Da nun der innere Wert ſolcher Stücke nicht zu taxieren iſt, was iſt natürlicher, als daß ich den ganzen Mann verkaufe und nicht in Stücken? Gebt mir jährlich 14 hundert Gulden und dafür habt ihr einen Mann, von dem ihr ſicher ſeid, daß er in jedem Quartal ein oder ein paar Aufſehen machende Sachen bringt. Daß er juſt in jeder Woche Holz hackt, das will er euch nicht ver-

ſichert haben; dafür ſind wieder andere da. Jede Kraft in ihrer Weiſe! Frage: iſt dieſes Offert 14 hundert Gulden wert oder nicht? Ja, juſt für das Tagblatt müßte ich mehr Wert haben als für jedes andere Wiener Blatt. Schreibe ich für die alte oder neue Preſſe, ſo ſchreibe ich für ein Publikum, in deſſen Kreis ſich das Blatt ohnedies ſchon bewegt; im Tagblatt ſchreibe ich für ein neues Publikum und erweitere ſeinen Kreis. Wie viele Frauen (Frau v. Kompert ſelbſt), welche das Tagblatt ſeiner letzten Seite wegen niemals berührten, habe ich gezwungen, es zu berühren — meiner erſten Seite wegen! Wie viele meiner Verehrer, wenn ſie mir meine Feuilletons loben, ſetzen hinzu: ſchade nur, daß man Sie in dieſem Blatte findet! Eh bien, ich habe ſie gezwungen, in den ſauren Apfel zu beißen und in dieſem Blatte mich zu ſuchen! Ich habe in Öſterreich und Deutſchland, ich habe in einem Sprachgebiete von 70 Millionen Menſchen eine Unzahl von Leſern, die ich Ihnen allerdings nicht vorrechnen kann, gezwungen, vom Tagblatt Notiz zu nehmen, was ſie ohne mich nicht getan hätten. Das iſt's, wofür ich mein Geld verdiene. Von Stück zu Stück ſollen es wieder andere verdienen und durch die Menge einbringen, was ich durch die Güte einbringe.

„Iſt doch keine Geſchäftsrechnung richtig, die bloß mit Zahlen und Ziffern rechnet und nicht mit den

inneren Werten der Dinge. Aber sei's. Ich habe auch die Zahlen und Ziffern nicht zu scheuen. Rechnen wir. Ich gab im Oktober für 3 Nummern, im November 4 Feuilletons, im Dezember 2. Also in 3 Monaten 9, macht auf 1 Monat 3. Nun bieten Sie mir durch Wengraf 40 f. für das Stück, macht für 3 Stück 120, also genau mein Engagement! D. h. ich habe in denjenigen Monaten, die Sie als meine schlechtesten bezeichnen, in denen meine Beiträge ‚immer seltener' wurden und ‚zuletzt ganz aufhörten', ich habe in diesen Monaten bei Heller und Pfennig noch immer meine Gage verdient!

„Was sagen Sie dazu?

„Ich bedaure wirklich, daß Sie nicht die Zeit hatten, eine kleine Durchschnitts-Bilanz zu machen, sondern am 3. Januar schrieben — unter dem nächstliegenden Eindruck des Dezembers. Ich bin zwar kein Geschäftsmann, aber wenn ich nicht irre, so macht man Bilanzen nicht eben so.

„Sie sehen also, ich habe just keinen Vorteilsgrund, das Engagement dem 40 f.-Stück-Honorar vorzuziehen. Wenn ich sogar in den schlechtesten Monaten mit der Gage al pari stehe, so hätte ich in den besseren offenbar mehr verdient.

„Sieht man die Sachen flüchtig und obenhin an, so wäre das 40 f.-Offert schön und annehmbar und

allerdings der ‚Sporn', von welchem die 3.-Januar-Zuſchrift bedauerlicherweiſe ſpricht, von welchem aber zwiſchen dem edlen Araber und ſeinem edlen Roß niemals die Rede iſt. In den ſchlechteſten Monaten mit einer Gage al pari, hätte ich in ſolchen, wo ich 5 Feuilletons ſchrieb (und auch das kam vor), nicht 120 f., ſondern 200 f. verdient. Und doch gefällt mir die letztere Erwerbsart nicht einen Augenblick lang und einzig anſtändig iſt mir nur die erſtere.

„Meine Gründe ſind folgende:

„I. Ich brachte obige Rechnung von 9 Feuilletons auf die 3 letzten Monate nur dadurch heraus, daß ich die Ziffer der geſchriebenen, nicht der gedruckten anſetzte. Im November iſt Ein ſtaatsrechtliches Monſtrum, welches verloren ging, im Dezember Stimmungs-Ebbe aus Redaktionsraiſon ungedruckt geblieben. (Auch von den 3 Feuilletons des neueſten Monats Jänner iſt Dichter und Welt ungedruckt geblieben.) Wenn aber in 3 aufeinanderfolgenden Monaten 3 geſchriebene Feuilletons ungedruckt bleiben, ſo iſt das ein Entgang von 120 f. und das Offert: Szeps will Ihnen für das Stück 40 f. zahlen, wird dadurch illuſoriſch, real geringer, nach Umſtänden viel geringer, als nominell.

„II. Ich habe manches Feuilleton von zwei oder dritthalb Spalten geſchrieben. Es war gut, es war in dieſer Schlankheit einzig gut. Einmal iſt der Stoff ein leichter Pfeil, ein andermal eine ſchwere Krupp-Kanone.

Noch heute begegnet mir ein Verehrer, der immer und immer wieder preiſt, wie ſehr ihm Schickſalsworte gefallen; ein ganzes Kompendium der Theorie vom Tragiſchen läge darin. Aber Schickſalsworte hatten zwei Spalten. Solche Geburten müßte ich zu unſerm beiderſeitigen Schaden künftig im Keime erſticken, wenn ich ſie nicht auf das ſtattliche Maß eines 40 f.-Feuilletons ausrenken, d. h. ihre angeborene Kürze und Leichtigkeit verderben wollte.

„(Ich weiß, was Sie ſagen werden. Sie werden ad I ſagen: gut, ich bezahle dir auch das nicht gedruckte Feuilleton. Sie werden ad II ſagen: gut, ich gebe dir auch für zwei oder drei Spalten 40 f. Alle Ehre für Sie! — Deſto weniger für mich! Kann ich für ein Feuilleton, das mir unbenützt zurückgeſchickt wird, mit Ehren 40 f. in die Taſche ſtecken? Kann ich es für eine Kleinigkeit von zwei Spalten? Die Formen wollen doch auch etwas ſagen! Und dieſe Form, von Zeit zu Zeit einen Großmutsakt annehmen zu ſollen, wäre demütigend und verletzend, aber die rechte und anſtändige Form dafür trifft nur das Engagement, wo en bloc, nicht en detail gerechnet wird, wo ein Feuilleton für alle, alle für eines ſtehen.)

„III. Hätte nie ein anderes Verhältnis zwiſchen uns beſtanden als das 40 f.-Stück-Honorar, ſo könnte ich gar wohl damit zufrieden ſein. Aber es hat das Vertrauens-Verhältnis des Engagements beſtanden,

und eine Änderung dieſes Verhältniſſes annehmen hieße, nun das Mißtrauen annehmen, es ſtillſchweigend gutheißen, legitimieren und ſanktionieren. Sie begreifen, daß das eine moraliſche Unmöglichkeit iſt. Ich dränge mich nicht in Ihr Vertrauen, ich erzwinge es nicht, wenn ich es aber 10 Monate lang gehabt habe, ſo will ich es nicht unverdient verloren haben. Es iſt das ein Ehrenpunkt, der eine Kontroverſe nicht zuläßt, bei dem jedes gewechſelte Wort ſchon zu viel war.

„Wenn ich deßungeachtet Worte bis auf die fünfte Briefſeite zu ſchreiben gehabt, ſo wäre es allerdings wünſchenswerter geweſen, Sie hätten mir dieſelben erſpart, aber ich wenigſtens wollte und durfte mirs nicht erſparen, Ihre wiederholten Annäherungs-Verſuche mit dieſem Zeichen von Achtung zu erwidern, nämlich meine kurze und kalte Erklärung vom 5. Januar mit liebevollem Fleiß auszuführen und mit ſachlicher Deutlichkeit zu motivieren. — Ergebenſt Ferdinand Kürnberger."

(Fortſetzung:)

Wien, Anfang März 1871.

Ich war leider nicht imſtande, an meine letzte Fortſetzung die gegenwärtige unmittelbar folgen zu laſſen, denn die Lichtarbeit bei Nacht mußte ich doch wieder aufgeben und am Tage nahmen mich vorige Woche durchreiſende Freunde in Anſpruch, die Sie wohl kennen — Engländer und General Haug.

Nehmen wir alſo den Faden der letzten Fortſetzung jetzt wieder auf.

Der Brief von Baron Perfall wird Sie entzückt haben — mich auch —, aber zugeſtimmt hab' ich ihm doch nicht. Als ich mein Luſtſpiel geſchrieben hatte und mich an ſeiner netten Schlankheit erfreute, dachte ich mir: Nun, da haben die Theater doch einmal was, woran nichts zu kürzen iſt! Das Ding iſt ſchlank und kurz genug, es braucht nur ſo, wie es iſt, auf die Bühne zu hüpfen. Ich traute nun kaum meinen Augen, als mir Baron Perfall von Kürzungen und zwar von ſtarken Kürzungen ſprach. Ich hatte buchſtäblich den Eindruck und die Erinnerung jenes Kapellmeiſters, welcher von ſeinen Bläſern ein leiſeres und immer leiſeres piano verlangte, bis ſie zuletzt gar nicht mehr bliesen, ſondern bloß die Inſtrumente in der Nähe des Mundes hielten, worauf er ſagte, ſo ungefähr ſei's recht, nur noch um einen kleinen Grad leiſer! Ich dachte mir, man könnte den Theaterdirektionen ſtatt eines geſchriebenen Theaterſtücks bloß ein weißes Buch Papier einſchicken, das man ſoeben aus der Papierhandlung geholt, und, von ihrer fixen Kürzungs-Idee beſeſſen, würden ſie ſagen: ſo endlich iſt ein Theaterſtück kurz genug, nur noch ein klein wenig kürzer!

Ich ſchreibe Ihnen nun meine Antwort an Baron Perfall ab. Ich bitte Sie aber, ſeinen eigenen Brief

wieder zu überleſen, — auch mit dem Anfang, der ſich auf mein Feuilleton bezieht und der in meinem Briefe an Szeps ſteht.

Folgendes iſt mein Schreiben an Baron Perfall:

„Hochverehrter Herr Baron! — Wahrhaft dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mein Feuilleton ſo liebenswürdig an- und aufgenommen! Iſt es doch immer gewagt, mit ſeiner Ideenſphäre in eine andere hinüberzugreifen, — in einer Welt, wo jeder Stern um ſeine eigene Axe ſich dreht und faſt alles, was lebt, auf den Widerſpruch geſtellt iſt. Ich tue es immer mit einer Art Grauen, wenn ich das Eigene dem Fremden anheimgebe, — nie ſicher, in welche Welt ich da trete. Habe ich recht daran getan, ſo fällt es mir wie ein Stein vom Herzen.

„Z. B. in Bezug auf das Luſtſpiel ſtehen wir gleich vor jenem harten Naturgeſetze, welches dem Daſeienden gebietet, ſich durch Widerſpruch zu behaupten.

„Was die Münchner Regie meint, ſteht im völligen Widerſpruch mit meiner eigenen Meinung.

„Die Münchner Regie beantragt Kürzungen, ſtarke Kürzungen. Das heißt, ſie denkt ſich das ſogenannte raſche Spiel, das Drängen zur Kataſtrophe. Juſt das Gegenteil denkt ſich der Autor. Ich will nicht ſagen, daß ich mir ein ſchleppendes Spiel denke; nein, was leicht und munter iſt, ſoll leicht und munter geſpielt werden. Aber der Grundton meines Luſtſpiels

iſt doch nicht die raſche Flucht des Augenblicks, nicht die Kaskade und Stromſchnelle, ſondern gelegentlich und ſehr gelegentlich wohl auch der ruhige Waſſerſpiegel, welcher die Welt mit ihren Charakteren und Zuſtänden im behaglichen Verweilen anſchauen läßt. Wenn man mir ſagt: mache hier Schleuſen, um ein raſcheres Gefälle zu erzielen, ſo habe ich zu antworten: das ginge ganz wider den Sinn meiner Parkanlage; dort will ich die Kaskade, hier will ich den Seeſpiegel, — nicht überall will ich die Kaskade. Es iſt freilich wahr, und ich als Naturſchwimmer, der ſich erſt ſpät und autodidaktiſch geübt hat, muß es am beſten wiſſen: das fallende Waſſer trägt beſſer als das ſtehende. Wenn der Schauſpieler im Teiche zappelt wie ein ohnmächtiger Naturſchwimmer und nicht wie ein ſchöner majeſtätiſcher Schwan, ſo iſt der Teich von Übel. Aber iſt er an ſich von Übel? Iſt der Schwanenteich nicht ſo maleriſch wie die Kaskade? Iſt er in ſeiner Ruhe nicht ein ebenſo angenehmes Schauſpiel als jene in ihrer Bewegung?

„Ein anderes wäre es, wenn man mir ſagte: der Teich iſt ein Sumpf, er verdirbt die Luft. Dann bin ich der Mann, der das halbe Luſtſpiel zum Luſtſpiel hinauswirft; ich habe bewieſen, daß ich kürzen kann! Aber das ſagt man ja nicht. Habe ich doch mit Dankbarkeit anzuerkennen, daß man vielmehr das Beſte und Anerkennendſte ſagt, was je einem Luſt-

ſpiel nachgeſagt worden: ‚im vollſten Maße‘ — ‚geiſtreicher und eleganter Dialog‘ — ‚glücklich damit verbundene Charakterzeichnung‘ — ‚wie ſie weder Roſen noch viel höher ſtehende‘ — ‚im entfernteſten zu ſchaffen vermögen‘. Im Ernſte, Herr Baron, iſt da nicht ſchade um jedes Wort? Zwar möchte ich es dem geiſtreichſten und eleganteſten Dialog nicht raten, durch ſich ſelbſt gelten zu wollen; überflüſſige Cauſerie, die mit ihrer eigenen Schönheit kokettiert, iſt nicht im höheren Sinne ſchön. Hat aber der geiſtreiche und elegante Dialog den Zweck einer ‚glücklichen‘ Charakterzeichnung, welche ihrerſeits wieder eine amüſante Handlung bezweckt, ſo hebt ja eins das andere und ſtützt ſich in gegenſeitiger Berechtigung. Warum ſollte dieſer Dialog gehalten ſein, ſich kurz zu faſſen wie ein Kammerdiener vor ſeiner Herrſchaft, wie eine Ordonnanz vor ihrem General? Iſt er doch ſelber Herrſchaft und General! Er wirft ſich in ſein Fauteuil, macht ſich's bequem und konverſiert mit aller Aiſance eines vornehmen Mannes. Es fällt ihm gar nicht ein, wenn er gekommen iſt, daß man ihn gern wieder gehen ſähe. Es fällt ihm gar nicht ein, was der Philiſter ſeine Höflichkeit nennt: vielleicht ſtöre ich? vielleicht bin ich überläſtig?

„Wenn im Philiſter-Luſtſpiel der Dialog, welcher nichts zu ſagen hat, raſch zur Handlung, welche auch nichts zu ſagen hat, raſch zur Kataſtrophe haſtet, ſo

wiſſen ſie, warum ſie rennen und haſten. Ein Gentleman aber rennt und haſtet nie, das überläßt er einem Laufburſchen. Und wie mein Luſtſpiel, ſo habe ich auch meinen Schauſpieler als Gentleman gedacht. Ich nahm ihn als einen Künſtler, welcher die eleganten und geiſtreichen Dinge mit dem vollkommenſten Selbſtvertrauen ſagt. Hat er dieſes Selbſtvertrauen nicht, iſt er ſchwankend und unſicher gemacht durch die lange Benedix- oder Roſen-Praxis, wo die Platitüden allerdings Eile haben, nicht ‚überläſtig‘ zu ſein, ſo iſt nichts natürlicher, als daß er auch bei mir auf Kürzungen bringt, daß er ſich nur wohl fühlt in der Benedix- und Roſen-Schablone. Noch natürlicher aber iſt es, daß ich meines Orts mich unwohl dabei fühle und daß ich mein Luſtſpiel, welches vielleicht im Bette der Venus empfangen worden, nicht in das Bett des Prokruſtes lege.

„Denn das ſagt mir mein Gewiſſen: für die Ökonomie des Stückes iſt kein Wort zu viel. Auch die Münchner Regie möchte das zugeben wollen. Nicht um die Ökonomie handelt es ſich, ſondern um den Geſichtspunkt. Der praktiſche Regie-Geſichtspunkt ſcheint zu ſein: Handlung! Kataſtrophe! Dem Dialog mißtrauen wir, wir kennen ihn nur als plattes Zeug, eigentlich als ein notwendiges Übel, welcher der Handlung handlangert — trivial wie ein Handlanger. In deine Grenzen, Zwilchkittel!

„Die Praxis ist eine rauhe Schule, sie wird wissen, an wie vielen Erfahrungen sie diesen Gesichtspunkt gelernt hat; gewiß geschieht den meisten Theaterstücken damit nur ihr Recht. Den meisten, aber nicht allen! Hat die rauh geschulte Praxis doch auch an der Minna von Barnhelm gekürzt — wie oft sah ich sie ohne die ‚verschleierte Dame' und den ‚Riccaut' —, welche späteres Schamgefühl wieder hergestellt hat. In der Lästerschule — um auch Geringeres zu nennen — hat sich Beckmann die kleine Rolle des Juden wenigstens fünfmal größer geschrieben und hat daran wohl getan. Stücke mit so mäßiger Handlung wie die genannten gewinnen nicht durch Kürze, sie verlieren. Vielleicht ließen [sich] diese Beispiele noch vervielfältigen.

„Wenn Sie daher sagen, ‚die große Breite der dramatischen Ausführung würde bei der zwar höchst originellen, aber nicht reichen Handlung und kleinen Intrigue entschieden sich rächen', so gehe ich diesen Rachegöttern lieber ganz aus dem Wege und ziehe mein Lustspiel zurück, als daß ich sie mit Opfern versöhnte, die mein Gewissen als Götzendienst des Schablonen-Lustspiels beschweren würden. Es klingt mir das, als sagte man dem Kunstgärtner, welcher gefüllte Nelken produziert: die Armut der Grundform verträgt das nicht, stelle die Blume in ihrer natürlichen Einfachheit nur wieder her. Aber eben deshalb füllt er sie ja! Er hat ja mit der Füllung des Kelches auch die Duftmasse

der Blume vermehrt; das iſt ſchon etwas! Warum ſollte eine kleine Intrigue und nicht reiche Handlung ſich nicht füllen dürfen mit einem eleganten und geiſtreichen Dialog, welcher wahrſcheinlich Duft haben wird?

„Wohin käme die Minna von Barnhelm mit ihren 5 Akten und wie müßte ſie einſchmelzen und einſchrumpfen, wenn ihre gewiß ſehr kleine Ring-Intrigue und nicht reiche Handlung ihr Eins und Alles ſein ſollte?! Zwar wird man ſagen: es iſt denn auch ein altes Pietätsſtück und heute ſchreibt man nicht mehr ſo. Sehr wahr. Aber iſt es an dem, ſo bin ich ſelbſt auch ein Alter und fühle meine ganze Unmöglichkeit, modern zu ſein. Bei Leſſing unter der Erde liegt meine Zeit, wohl dem, der mit Roſen und Benedix nicht mehr braucht zu leben, ſage ich frei nach Attinghauſen.

„Nach meiner ganzen Gewiſſenslage muß ich demnach die Kürzungen ebenſo entſchieden verſagen, wie ſie gefordert worden. Glücklich macht mich jetzt das Präzedenz des Firduſi, das mich vor dem Verdachte der Autoren-Eitelkeit wohl für ewige Zeiten ſchützen wird. Warum kürzte ich ſo janitſcharenhaft-blutig an meinem geliebten Firduſi? Weil er bei allen Kürzungen ſeinen Grundton immer behielt. Die Münchner Vorſchläge haben dagegen den Sinn, den Grundton meines Luſtſpiels zu verändern.

Ihre Regie will zuſammendrängen und -rücken und den Ton offenbar auf die Handlung und Kataſtrophe, kurz auf den Stoff legen, während ich einen großen — ich trau' mir's kaum laut zu ſagen, ſag's aber bei mir im Stillen —, eigentlich den größten Wert juſt auf das Nicht-Stoffliche lege. Alſo ein unvereinbarer Gegenſatz, denn ein Gegenſatz im Prinzipe! Es iſt, als ob München mein Stück nach einem Metronom ſpielen wollte, welches ich ſelbſt um vieles anders beziffert und wodurch ich den Charakter meiner eigenen Intention völlig vergriffen fände. Dazu kann kein Muſiker Ja ſagen ..."

Wien, 6. April 1871.

... Nun wieder von meiner Sache. Nie haben Sie mich wohl ſo verkannt, als wenn Sie mir raten, ich ſoll nach München reiſen, da ich ihm doch nicht einmal einen Brief gönne! Was ſoll ich mir holen in München? Ein Achſelzucken, eine Ausflucht und das ſchadenfrohe Lächeln meiner Neider? Liebes Kind, wir leben in einer Welt, wo man dieſe Dinge wohlfeiler haben kann als um 70 f., die ich auf das Abenteuer ungefähr hinauswerfen müßte. Ich begreife Sie gar nicht, was Sie von einem „Unmöglich" phantaſieren! Haben Sie Ihre eigenen Erfahrungen ſchon vergeſſen? ... Daß der Perfall einen guten Willen hat, will ich ja glauben, aber daß er einen ſchwachen und

unmännlichen Willen hat, muß ich glauben — nach dem Präzedenz mit Catilina. Dieſes Präzedenz bricht ihm den Hals. Wer das getan hat, tut alles. Eigentlich liegt die Schuld an mir, daß ich mich mit dem unmännlichen Mann wieder einließ. — Sie ſagen, er hat den Firduſi ſchon geben wollen (nämlich im November). Damals wäre er vielleicht, unbemerkt von den Neidern, noch durchgeſchlüpft. Inzwiſchen hat ſich der Ruf des Firduſi in München verbreitet! Am 21. Februar ſchrieb mir Paul Heyſe, er gedenke einen deutſchen Novellenſchatz herauszugeben, eine Sammlung guter und vorzüglicher Stücke, und holte meine Erlaubnis zum Abdruck einer meiner Novellen, die er mir bezeichnete. Dieſen Brief ſchloß er mit folgenden Worten: „Glückauf zum Firduſi, von dem die Herren Mimen ein großes Weſen machen. So etwas ſollte unſereiner nicht erſt aus drittem Munde hören". Ich geſtehe, ich witterte infolge dieſer verdächtigen Worte ſchon damals Unrat. Ich wußte jetzt, daß die Münchner Dichter von Firduſi wiſſen, ich wußte, daß ſie dagegen intriguieren würden, und wußte leider aus Erfahrung, daß ſie an Perfall ihren Mann dazu finden. Als er mich von Hermann Lingg verdrängen ließ, hatte er noch die Naivetät, es mir zu geſtehen; jetzt im Wiederholungsfalle, ſchämt er ſich endlich doch und ſchweigt nun ganz. Das iſt einfach!

Warum ſchrieb er nicht? Sein Brief ſoll verloren gegangen ſein! Aber müßte ihm dann mein eigenes langes Schweigen nicht unbegreiflich ſein? Würde er nicht telegraphiſch anfragen, ob ich krank bin, oder würde er nicht den bayriſchen Geſandten in Wien, mit dem er gut Freund iſt, veranlaſſen, durch einen Amtsdiener nachſehen zu laſſen, was iſt denn das mit dieſem Nürnberger, den man aufs ehrenvollſte zu einer Aufführung einladet, oder dem man den Triumph einer Aufführung meldet, und der kein Lebenszeichen von ſich gibt?! Sie meinen, er könne mir wegen des Luſtſpiels ſchmollen. Nicht umſonſt habe ich Ihnen alle dieſe Sachen ſo ſorgfältig und mühſam abgeſchrieben. Sie haben nun ſelbſt Einſicht in die Dinge. Leſen Sie ſeinen Brief. Er fürchtet, ‚daß ich ihm böſe ſein werde‘, er fürchtet, ‚daß ich ihn im Geiſte vergiften werde‘ — d. h. er iſt auf meinen Widerſpruch gefaßt. Und mein Widerſpruch war weder bösartig noch vergiftend, ſondern ruhig, ziviliſiert, wie ein Künſtler mit dem andern ſpricht. Sie wiſſen es ja, ich ſchrieb Ihnen ja auch meinen Brief ab.

Nein! Überdenken Sie alle Seiten dieſes Falles und Sie finden keine Erklärung, die rein und lauter wäre. Eine einzige Erklärung bleibt übrig, und das iſt eben die unlautere.

Und nun genug davon. Sprechen Sie von

München und Perfall nicht mehr — Sie werden mir eine wahre Wohltat tun. Ich bitte Sie darum! — —

Der Chefredakteur der alten Presse, den ich vor anderthalb Jahren unzart gefunden, ist abgetreten und eine Person, mit der ich ganz gut stehe — sogar ein einstiger Schulkamerad — an seine Stelle gekommen. Möglich, daß ich dem Blatte mich wieder zuwende. Inzwischen habe ich noch einen andern hübschen Einfall, wovon aber erst später zu sprechen sein wird.

Wien, 12. April 1871.

Die Verhältnisse bei der Presse scheinen wieder die alten bleiben zu wollen. In Gottesnamen! Gegen Ende April werde ich wohl hören, was mein — geheimes Projekt für eine Aussicht hat; bis dahin habe ich eigentlich nicht viel Gefühl für Lebenssorgen. Was mich recht packen kann, das sind nicht Lebenssorgen, sondern nur Dinge aus der moralischen Welt. Das gute oder das schlechte Verhalten der Menschen. Apropos; Perfall hat endlich geschrieben. Am Ostersonntag, als ich von einer Fahrt nach Schönbrunn zur Blumenausstellung zurückkam, lag der vermaledeite Brief endlich auf meinem Tisch. Er lautete, wie folgt:

„Verehrtester Herr Doktor! — Mit etlichen Worten eine ergebenste Anfrage. Bisher habe ich Firdusi gegenüber vollkommen korrekt gehandelt und

meinen Schutzbefohlenen sorgfältigst gewahrt[1] vor den Stürmen des großen Winters 70/71, soll ich ihn nun im Wonnemonat bei herzerwärmendem Sonnenstrahl vertrauensvoll der Menschheit übergeben[2] (die Rolle der Ziegler, welche kontraktlich beurlaubt ist,[3] kann ich ganz gut besetzen) oder soll ich warten, bis mit dem Einzug unseres Heeres endlich der definitive Abschluß des gewaltigen Dramas gekommen ist, der das Ihre so lange unverdienterweise in den Hintergrund drängte? Schreiben Sie mir doch umgehend Ihre Meinung und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem ergebenen Baron Perfall. — München, am 7. April 1871."

Sie können sich denken, was ich antwortete. Ich antwortete: Laß' mich ungeschoren. Ich bin es müde, dein Narr zu sein. Ich bin der ewigen Schwätzereien müde, bei denen nichts herauskommt. Mach', was du willst, ich kümmere mich nicht mehr darum. Wärest du kein Brief, sondern eine anwesende Person, so würde ich dir die Türe weisen.

Das alles hieß in der Sprache der Zivilisation so:

---

[1] Das habe ich getan!

[2] Wenn die Menschheit im Bierkeller sitzt, statt im Theater!

[3] „Mit jedem Jahr bei frommen Hirten" erscheint ein Münchner Brief, daß die Ziegler auf Urlaub geht. Nicht früher!!

„Ew. Hochgeboren Zeugnis, dem Firdusi gegenüber bisher vollkommen korrekt gehandelt und Ihren Schutzbefohlenen vor den Stürmen des großen Winters 70/71 sorgfältigst gewahrt zu haben, bestätige ich umso bereitwilliger, als es mir selbst gegönnt war, seine intendierte Aufführung im November, d. h. mitten in den Stürmen eben dieses Winters und im peinlichen Stadium der Pariser Belagerung zu Ew. Hochgeboren eigenem, wenngleich nachträglich, doch lebhaft ausgesprochenen Beifall noch rechtzeitig verhindert zu haben.

„Von meiner gegenwärtigen Abstimmung bitte ich mich gefälligst entheben zu wollen, denn da Firdusi nach Ew. Hochgeboren Geehrten vom 21. Jänner ‚gleich nach dem Karneval' (zusammenfallend mit dem Frieden) gebracht werden sollte, so finde ich mich zwei Monate nach dieser versprochenen Frist allzusehr desorientiert, die Frist seiner Aufführung überhaupt und noch immer als einen Fragefall an mich herantreten zu sehen.

„Im März 1870 wurde Firdusi auf den Herbst, aber, wie die Weltereignisse bestimmten, auf ein ganzes Jahr zurückgelegt, weil Frl. Ziegler ihren Urlaub antrat; wenn ich nun heute zu vernehmen habe, daß die Rolle auch anders besetzt werden kann, so blieb mir die Frage übrig, ob diese Besetzung nicht schon im vorigen Winter möglich, also der Verlust eines Jahres notwendig war, oder es bliebe mir der Zweifel übrig,

ob dieſe Anders-Beſetzung, wenn möglich, auch vorteilhaft, da nach Ew. Hochgeboren eigenſtem Ausdruck vom 24. Februar 1870 die Ziegler ‚jedenfalls‘ die Gildisda ſpielen müßte; — aber anſtatt mit Fragen und Zweifeln Ew. Hochgeboren zu behelligen, beſcheide ich mich überhaupt, in dieſer Sache klar ſehen zu wollen, ſondern bitte Ew. Hochgeboren inſtändig, in alle Zukunft nach Ihrem eigenen, mich ganz aus dem Spiele laſſenden Belieben zu handeln. — Ergebenſt Ferdinand Kürnberger.“

Wien, 22. Juni 1871.

Sie hatten wohl unrecht, ungeduldig zu werden, denn ich habe ja ausdrücklich geſagt, daß ich durch München gewarnt bin, nur von fertigen Dingen zu ſprechen. Wenn ich alſo von meinem Projekte, ſeit ich es angemeldet, nicht weiter ſprach, ſo war es eben ein Zeichen, daß die Lichter noch nicht angezündet, der Tannenbaum noch nicht aufgeputzt, und das Kind erſt gerufen würde, wenn alles fertig ſei. Geſtern kam ich von einer Reiſe nach Peſt zurück, und erſt jetzt kann ich ſagen, daß mein Projekt — ein Projekt iſt und keine Chimäre.

Alſo hören Sie.

Als im Winter Engländer da war, ſprach er mit Freude von den vielen Eiſenbahnen, welche jetzt in Ungarn gebaut würden. Ich erkundigte mich nach einer,

welche in die Marmaros gehen soll — ein großes ungarisches Waldland an der galizischen Bukowina-Grenze. Er sagte, es werde fleißig an ihr gearbeitet und er habe kürzlich selbst einen Teil ihrer Linie bereist. Bei dieser Gelegenheit habe er in der Gegend von Szigeth eine wunderliebliche Landschaft, eine Art Arkadien gefunden und meinte, das wäre wert, von mir gesehen und beschrieben zu werden. Natürlich war ich sehr leicht geneigt, diese Meinung zu teilen, denn ich brauche solche Töne nur zu hören, um gleich Feuer zu fangen. Aber wer soll die Reisekosten tragen? Bloße Feuilleton-Honorare wahrhaftig nicht, denn man reist in jenen Gegenden, wo man nicht geht, sondern fährt, doch kostspieliger als in unsern wohlfeilen Alpen. Wie aber wenn die Eisenbahn-Gesellschaft die Kosten trüge? Wenn sie vielleicht der Meinung wäre, daß ihr meine Beschreibungen von Nutzen sein könnten? Solche Gedanken liegen jetzt in der Wiener Luft, worin alles zur Reklame und zum Geldgeschäft wird. Diese Luft atmet ein jeder, auch ein so unpraktischer und zeitlebens arm gebliebener Poet wie ich. Wenn ich mit unschuldiger Dichter-Begeisterung das Lob schöner Landschaften singe und hinterher reiben sich ein paar Aktienjuden die Hände — der Schlemihl macht uns ganz umsonst Reklame, seine Landschaften sind ja „unsere Eisenbahn-Linie", — so bin ich selbst nicht unpraktisch genug oder kann es wenigstens in der Wiener Luft

nicht bleiben, um mit meiner Begeisterung der Narr für andere zu sein. Dazu habe ich außer meiner Begeisterung doch wieder zu viel Verstand und zu viel Stolz auf meinen Verstand. Arm will ich bleiben, aber ein Narr will ich nicht sein. Ich dachte also im Stillen an die Möglichkeit, jene Tour nach Oberungarn auf Kosten der Eisenbahn-Verwaltung zu machen, und so, daß mir ein Stückchen Geld noch übrig bliebe.

Das ist der erste Abschnitt meines Projekts, gleichsam das Ei desselben.

Nun wissen Sie, wie viel ich mit Dr. Fischhof umgehe und wie äußerst peinlich er in diesem Winter an seinen Kopfnerven litt. Er konnte nicht lesen, nicht lesen hören, nicht sprechen hören, er liebt die Gesellschaft und mußte sie doch entbehren. Von all seinen Bekannten und Freunden wußte ich allein mit ihm umzugehen. Wenn er andere schon nach 3 Minuten verabschiedete, so sah er es gern, wenn ich 3 Stunden da blieb.

Da haben wir denn viel projektiert über seinen Sommeraufenthalt. Daß er die erstere Sommerhälfte bei seinem Bruder im Pester Stadtwäldchen zubringen würde, das stand bald fest. Über die Zuflucht der heißesten Hochsommertage aber phantasierten wir hin und her. Graz, das er auf dem Rosen- oder Ruckerlberg früher zu bewohnen pflegte, konnte diesmal nicht in Betracht kommen; seine Nerven forderten eine ent-

ſchieden friſchere Gebirgsluft als die ſonnenreichen niedrigen Grazer Hügel. Gaſtein, Berchtesgaden, Hohenems — Dinge, die durch andere Freunde zur Sprache kamen, hielten der Kritik nicht lange Stand, denn ich ſtellte den leitenden Geſichtspunkt auf, bei ſeiner Krankheit dürfe er nicht allzu lange auf der Eiſenbahn fahren und am wenigſten Orte wählen, welche von einer Eiſenbahn-Station noch entfernt lägen, wie z. B. Gaſtein oder Kitzbüchel. Ich riet ihm, die Alpen auf der kürzeſten Linie von Peſt zu ſuchen, und da es ſich um Seen, um pittoreske Geſichtskreiſe (und nicht etwa enge Täler), wünſchenswerterweiſe wohl auch um billige und doch nicht unwirtliche Gegenden handelte, ſo riet ich ihm alles in allem Klagenfurt-Villach, wo ſich die Hauptſachen der praktiſchen Erforderniſſe ſo ziemlich vereinigt fänden. Das leuchtete ihm ein und ich erbot mich nun, jene Region ſelbſt zu bereiſen, um ihm eine Villa ausfindig zu machen. Dazu kam es zwar nicht, denn ſein alter Grazer Freund hatte inzwiſchen Gelegenheit, ihm dieſen Dienſt zu erweiſen, aber — um ſo lieber wäre es ihm wohl geweſen, wenn ich ihm einen Teil des Sommers Geſellſchaft geleiſtet hätte, wozu ich auch gerne bereit geweſen wäre und was ich vielleicht auch wirklich tun werde, wenigſtens in einer kleineren Portion. Aber in der Hauptſache konnte ich mich allerdings nicht ſo ſtrikt binden. Abgeſehen daß ich an Sie und an Graz dachte, ſo

war, wie gesagt, auch meine ungarische Phantasie entstanden und auf die Frage: was werden Sie in diesem Sommer machen? antwortete ich freilich: vielleicht komme ich ein bischen zu Ihnen; — ich antwortete aber auch ... mit meiner ungarischen Phantasie. Und nun bin ich bei dem Punkte, ohne welchem das alles eine zwecklose Plauderei gewesen wäre. Es ergab sich nämlich, daß Fischhof selbst der Mann war, aus meiner Phantasie vielleicht Ernst zu machen. Durch seinen Bruder im Pester Stadtwäldchen hat er einen Schwager — welcher just Direktor der Eisenbahn ist, um die es sich bei meinem Projekte handelt. Fischhof versprach mir, wenn er nach Pest komme, mit seinem Schwager zu sprechen, und durch diesen Umstand fing meine Phantasie an, wirklich — Projekt zu werden.

Fischhof ging also in der zweiten Aprilhälfte nach Pest. Alsbald hatte ich die Nachricht zu empfangen, daß sein Schwager auf meinen Gedanken mit Freuden eingehe. Ja noch mehr. Gleichzeitig eröffnete sich eine ähnliche zweite Verbindung, denn der General-Direktor der Siebenbürger-Bahn, ein anderer Pester Freund Fischhofs, sagte, daß er mich und meine Feder längst schätze, daß er sich's zur Ehre rechnen würde, seine Bahn von mir beschrieben zu sehen, und daß er mein Honorar aus eigener Tasche zahlen würde, wenn etwa der Verwaltungsrat der Bahn zu dieser Ausgabe nicht geneigt sei. So hatten wir denn im Nu zwei

Bahnen. Nun wurde der Geldpunkt diskutiert. Ich verlangte für beide Reisen 2400 f., was ich erstens zu verdienen glaubte, weil ich es zweitens auch für einen literarischen Ehrenpunkt hielt, nicht einer Kleinigkeit nachzulaufen. Fischhof aber fand die Summe zu groß und bewies es mit Gründen, während ich mit Gegengründen antwortete. So schrieben wir lange und im raschen Briefwechsel hin und her. Einer meiner stärksten Gegengründe war, daß ich in wilden Ländern reise, wo jeder Komfort kostspieliger sei als in kultivierten, daß ich alle Preise zahlen müsse, die man verlange, daher ich mich auf eigene starke Barauslagen gefaßt mache. Darüber beruhigte mich Fischhof nun gänzlich. Ich reise längst Bahnlinien, sagte er, wo schon überall die technischen Beamten, größtenteils Deutsche, ihre Standorte besetzt hielten, man rüste mich mit Empfehlungen an sie aus, sie würden mir überall an die Hand gehen, ich sei keineswegs, wie ich mir vorstelle, blindlings in die Hände der Ureinwohner gegeben. Das wirkte natürlich. Es wäre Eigensinn oder schmutziger Geiz gewesen, meine Geldforderung als ein Dogma durchzusetzen. Ich erklärte mich zu einer billigen Nachgiebigkeit bereit. Damit war die Sache endlich im Fluß. Es fehlte nun nichts, als daß ich selbst nach Pest kam, um mit den Herren persönlich Wort und Handschlag zu tauschen. Auf Ihren Brief wollte ich nicht anders antworten als mit etwas Gewissem, d. h. meine Pester

Reiſe abwarten. Ihr vorletzter Brief war vom 7. und am 17. trat ich meine Peſter Reiſe an. Ich brachte 4 Tage damit zu, und als ich geſtern wieder zurückkam, fand ich Ihren letzten Brief vor. Aber ich hätte jetzt ſo wie ſo geſchrieben. Jetzt nämlich habe ich zu ſchreiben, was ich früher nicht hatte.

Die Reiſe nach Oberungarn, die größtenteils auch das Tokaier Weingebirge betreffen wird, gedenke ich erſt zur Zeit der Traubenreiſe zu machen; die Siebenbürger-Reiſe aber werde ich ziemlich bald machen. Ich verlangte 800 f., was keinen Augenblick Anſtand hatte, ja der Direktor wollte mir die Summe ſofort in die Hand übergeben. Natürlich fand ich es nicht anſtändig, ſo viele Nobleſſe anzunehmen; ich ſagte, bei meinem Reiſeantritt würde ich vielleicht eine Art Handgeld oder Viatikum annehmen, aber die größere Summe erſt nach getaner Arbeit. Mit dem Chef von Oberungarn habe ich die Geldziffer einſtweilen noch nicht vereinbart; es genügte mir, daß ich auch an ihm einen Mann fand, deſſen Nobleſſe mir keinen Zweifel leidet. Die Reiſe war gut, das perſönliche Zuſammentreffen hat den Briefwechſel mit einem glücklichen Ende gekrönt.

Das ſind alſo die kleinen Lorbeeren, die ich Ihnen jetzt zu Füßen lege. Es wird ein tätiger Sommer werden, aber ich werde ein Stückchen Geld daran haben. Rechne ich dazu, daß ich mir vorgenommen habe, mit meinem lang ausgearbeiteten Aufſatz über das antik

und modern Tragiſche dieſen Winter Vorleſungen in Deutſchland zu halten, ſo war es in den Sternen geſchrieben, daß das Jahr 71, das Jahr, wo ich 50 Jahre alt werde, das tätigſte meines Lebens ſein wird. Aber ich werde zuletzt ein paar tauſend Gulden haben. Und wie ſagt der Wachtmeiſter im Wallenſtein?

Wer's erſt zum Korporal gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht! —

Déva in Siebenbürgen, 18. Juli 1871.

Ich habe endlich, wie Sie ſehen, meine Reiſe angetreten, aber der Anfang war echt Kürnbergeriſch, d. h. unglücklich genug. Nachdem ich bereits in Wien auf Kohlen geſtanden, kam ich nach Peſt und ſtand wieder auf Nadeln. Samstag, den 8., fuhr ich mit dem Dampfſchiff hinab und Sonntags hatte ich vom Direktor der Siebenbürgiſchen Bahn zu hören, daß Wolkenbrüche, Hochwaſſer, die Überſchwemmungen der Maros mit allen Nebenflüſſen die Bahn an vielen Punkten zerſtört. Ein Hagel von Telegrammen habe ihm geſtern Nachricht auf Nachricht über die allſeitigen Verwüſtungen gebracht. Wann die Bahn wieder fahrbar ſein werde, ſei nicht abzuſehen, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht.

Sie können ſich meine Verlegenheit denken. Aber nicht nur von Siebenbürgen, auch von Wien ſelbſt war

ich abgeschnitten und konnte in mein Logis nicht mehr zurück. Ich hatte es der Hausfrau auf mindestens drei Wochen übergeben, da sie sich schon lang pränumeriert, es von Grund aus renovieren zu lassen, wozu ich ihr einen Sommerausflug versprochen. So hatte der Ausflügler die Brücken hinter sich abgebrochen. Ich schwebte in der Luft und zwar in der teuren Pester Luft.

Nur ein Notnagel war mir geblieben. Ich hatte noch vom Mai her eine Freikarte von Wien nach Graz und Klagenfurt, um Sie und Fischhof zu besuchen. Sie war des schlechten Wetters und meiner Reise-Verhandlungen wegen länger, als beabsichtigt war, liegen geblieben. Diese Karte ließ ich nun umschreiben für die Route — nicht Wien-, sondern Pest-Graz-Klagenfurt. Freilich mußte sie zu diesem Ende an die Wiener Zentral-Direktion wieder hinaufgeschickt werden. Ich hatte nun auf ihr Zurückkommen zu warten.

Ich wartete in Pest 4 Tage. Es war ein peinliches Warten, wie Sie leicht denken können. Inzwischen belohnte es sich in der entscheidenden Hauptsache, denn am 4. Tage war zwar — noch nicht meine Karte, dagegen besserer Bericht aus Siebenbürgen da. Was im ersten Wüten der Elemente so arg geschienen, hatte sich mit rascher angestrengter Arbeit zur Not reparieren lassen, so daß wenigstens täglich ein Train wieder gehen konnte. Zuletzt blieb freilich noch eine große eingestürzte Brücke übrig, aber glücklicherweise

ſchon gegen das Ende der Eiſenbahnlinie — eine kurze Strecke, die ich mich leicht entſchließen konnte, mit der Poſt zu fahren. So war ich auf dieſe Nachricht hin und bei dieſer unverhofft milden Wendung des Unſterns augenblicklich bereit, die Siebenbürger Reiſe ohne Verzug anzutreten.

Doch ja, einen Tag Verzug hielt ich noch. Ich ſtand Dienstag am Ufer, um mit dem Lokal-Dampfſchiff auf die Margarethen-Inſel, einer Peſter Berühmtheit, zu fahren, da begegneten ſich meine Blicke — mit Engländers Frau! Sie war mit Engländers Mutter im Ofner Kaiſerbad zur Kur, begleitet von einem jungen ſehr hübſchen Mädchen, die Enkelin der Mutter und die Nichte Samuels. Die Frau ſagte mir, Samuel ſelbſt würde morgen abends in Peſt ankommen. Er kam auch und nun brachten wir flüchtiggeſchenkte Stunden miteinander zu. Ich ſah ihn in der Mitte der Agenten und Mäkler; es iſt von großen Geſchäften die Rede und er ſpielt die Rolle eines großen Kaufmanns. Die Nichte ſpricht das Deutſche mit ihrem ungariſchen Akzent allerliebſt und ſpricht für ihre 16 Jahre recht geſcheit und charaktervoll. Von der Jüdin keine Spur! Sie war mir ein recht angenehmes Studienköpfchen, wie die Weiblichkeit unter einer männlichen Nation gewinnt, aber nicht verliert. Wenn die Wiener Männer ſelbſt ein bischen Weib und ihre Weiber doppelt weibiſch ſind, ſo iſt die Ungarin, wo ſie nicht direkt zum Mann-

Weib wird, durch einen kleinen, zarten Stich ins Männliche gegen die Wienerin im großen Vorteile.

Engländer kehrte gleich wieder nachhause. Donnerstag abends (den 13.) fuhren wir gemeinsam bis Czegléd; auf dieser Station ging *seine* Bahn nach Debreczin, die *meinige* nach Arad. Freitag morgens um 6 Uhr war ich in Arad.

Ich muß hier ein Wort über das Deutschtum sprechen. Durch den Krieg 66 wurde Deutsch-Österreich aus Deutschland ausgeschlossen und durch den Ausgleich mit Ungarn im Jahre 67 der deutsche Einfluß aus Ungarn verbannt. Das ist so das, was man die Politik nennt und wovon der Zeitungstratsch lebt. In der lebendigen Wirklichkeit aber müssen Sie sich das ganz anders vorstellen. Pest ist so deutsch wie Wien und Arad so deutsch wie Pest. In Pest sind alle Aufschriften deutsch und ungarisch; in Arad sind sie ungarisch allein und der Ankömmling meint nun, jetzt fängt das Stockungarische endlich an. Alsbald aber hört er auf Gassen, Straßen und Märkten, in Wirts- und Kaffeehäusern nichts als Deutsch. Was soll ich Ihnen mehr sagen? Ich erstaunte, daß ich überall als Verfasser des Amerikamüden begrüßt wurde. Im Kaffeehause hatte ich mit meinem Arader Gastfreunde kaum zu sprechen angefangen, so kam aus irgend einem Winkel ein anderer Einheimischer heran: entschuldigen Sie, ich glaube zu hören, daß Sie der Hr. v. Kürnberger sind?

Auf der 3. Station zwiſchen Arad und der Siebenbürger Grenze, in Radna-Lippa, zwei kleinen Orten, ſtellte ich mich dem Stationschef vor, welcher ſogleich antwortete: Ah, Sie ſind der Verfaſſer der Preisnovelle Das große und das kleine Loos? So blühen tief in Ungarn friſch und grün meine Lorbeeren, die ich ſchon längſt verblüht glaubte. Der Wiener aber ſpricht von Barbaren. Es iſt faſt peinlich, als Wiener zuzuſehen, wie die Wiener Zeitungen die hieſigen Bilder verzeichnen. In Wien bilden ſie ſich ein, weiß Gott wie viele Nachſicht ſie mit den zurückgebliebenen Barbaren haben müſſen, und die zurückgebliebenen Barbaren müſſen umgekehrt Nachſicht haben mit den Wiener Krähwinklern, welche nicht aufhören zu ſchreiben und zu drucken, als ob mit der Lerchenfelder Linie die Kultur zu Ende wäre. Man ſchämt ſich über die Kleinſtädterei der Großſtädter.

Ich brachte den Freitag ganz vergnügt in Arad zu. Samstag (den 15.) morgens $^3/_4$ auf 7 ging der Zug gegen die ſiebenbürgiſche Grenze ab. Aber nur anderthalb Stunden war ich gefahren, da gefiel mir die Landſchaft von Radna-Lippa ſo gut, daß ich ausſtieg, um zu verweilen. Meine Freikarte gilt natürlich zum beliebigen Unterbrechen und Fortſetzen der Fahrt auf allen Stationen und iſt begleitet mit einer General-Empfehlung an alle Stationschefs, meine Wünſche mit Rat und Tat zu fördern. Sogar ein eigenes

Lokomotiv zu einem Separatzug für mich allein könnte ich mir heizen lassen, wovon ich aber nicht Gebrauch machen werde. Es ist artig, nicht alle angebotenen Artigkeiten anzunehmen.

Freilich war es kein Wunder, daß der Stationschef in Radna-Lippa meine Schriftstellerei kannte, denn er hieß — Anton Hanslik und ist ein Bruder des Eduard. Er hat eine schöne Frau, im Genre der jugendlichen Maria Theresia und drei hübsche Töchterchen. Die Frau nahm mich mit einer Unbefangenheit und Leichtigkeit auf, als ob wir schon seit Jahren bekannt wären, und ohne in Blick, Wort und Gebärde anders zu sein, als es ihr Mann hätte sehen können, ging sie völlig vertraut mit mir um. Ein echtes Wiener Kind! Aber die Wienerin von guter Art. Sie ist gut erzogen, erzieht ihre drei Kinder in Ermanglung einer Schule selbst und spricht und denkt nach den vernünftigsten Grundsätzen. So viel Tüchtigkeit des Wesens bei so viel Ungeniertheit der Form könnte unserem Typus zur Ehre gereichen, nur kommen leider tausend Gänse und Putzdocken erst auf eine solche Wienerin. —

Sonntag (den 16.) fuhr ich wieder fünf Stunden weiter und hielt an hier in Déva. Es ist eine Landschaft voll Großheit und Heiterkeit und dem Schönsten vergleichbar, was unsere eigenen Alpen berühmt macht. Der Ort ist wallachisch mit vielen deutschen Bürgern,

einigen Ungarn und einem Schweif von Zigeunern. Vor meinen Fenſtern ſchläft, liegt und bettelt eine Familie von Feld-Zigeunern, der ich raſch eine Kundſchaft geworden bin. Die Buben betteln mich an, rückwärts mit einem Mantelfetzen, vorne bloß mit der braunen Hautfarbe bekleidet, und ſelbſt die älteſte Schweſter ſtreckt ihre Hand nach meinem Kreuzer aus. Es iſt ein vollkommen erwachſenes Mädchen und wahrſcheinlich ſelbſt ſchon Mutter des kleinſten Kindes, obwohl ihre kleinen feſten Brüſte noch jungfräulich ausſehen. Wenn ſie geht, oder vielmehr wandelt (denn der Gang hat einen unnachahmlichen Anſtand), ſo hält ſie die Lumpen über der Bruſt zuſammen, aber nur wenn ſie die Hand dazu frei und müßig hat; iſt die Hand zufällig beſchäftigt, ſo dürfen die Lumpen des Oberkörpers ungeniert auseinanderfallen. Es iſt ihr das Nämliche und nicht mehr, als wenn eine Dame im Straßenkot den Rockſaum ein wenig hebt. Kauert oder ſtreckt ſie ſich nieder, ſo dürfen die Lumpen über Knie und Oberſchenkel zurückfallen, wie ſie wollen. Die deutſchen Frauen und Mädchen in ihren Wiener Kleidern gehen an dieſer Expoſition ihres Geſchlechtes ſo gleichgiltig vorüber wie ein Flaneur an langweiligen Schaufenſtern. Auch ich finde keinen Reiz daran, eher das Gegenteil. Auch wenn man es tauſendmal weiß, daß die braune Zigeunerfarbe von Indien iſt, wo ſie unterm feinſten Muſſelin und in den duf-

tigsten Bädern echtfärbig bleibt; hier hält man es doch nur für Schmutz, nicht für die Naturfarbe. Das Auge ist eben stärker als alles Wissen von Indien. —

Ich mache Ausflüge in die Umgegend, natürlich zu Wagen, denn kein Mensch geht hier. Auch wäre das Gehen teilweise unmöglich, weil die Straßen noch immer überschwemmt sind. Heute z. B. durchschnitten wir einen reißenden Wasserschwall, die Flut ging bis übers Wagenrad und der Wagen neigte sich auf die Seite. Es war ein unheimlicher Augenblick. Und doch waren wir auf der Straße, aber der Fluß hatte sein Bett verlassen und sich mit all seinem Wasser quer über die Straße und durch die Kukuruzfelder gewälzt. Auf dem Rückweg gelang es uns, eine bessere Furt zu entdecken. Aber doch sagte der tapfere Ungar, der das erstemal mit fester Ruhe die Zügel gehandhabt, als wir zum zweitenmal durch waren: Jetzt möcht' ich fieng-gen!

Dieser Mann ist Hr. v. Spanjik, ein ältlicher Herr, einst von schönen und jetzt noch von feinen Zügen, ein Mann, der mir überaus sympathisch ist. Er erweist mir mit der einfachsten Liebenswürdigkeit seine gastlichen Dienste; sein ganzes Wesen ist eine ruhige Grazie, eine höfliche Herzensfeinheit, kurz eine Güte, die Schönheit ist. Rückwärts hinter seinen 62 Jahren sitzt ein klein wenig der Schalk, der in der Abendlaune mit naiver Bescheidenheit zum Vorschein

kommt. Er ist vom Szeklerstamme und die Szekler sind die lustigsten unter den Ungarn. Er war Stabsarzt und dabei Kommandant eines Bataillons unter Bem und ist jetzt noch Komitatsarzt. Als er sienggen wollte, tat es mir leid, keine Singstimme zu haben; ich rief daher bloß ein Éljen, was ich zu einem éljen a szabadság erweiterte. (Es lebe die Freiheit!) Der alte Bem-Offizier antwortete mit einem rasch-kräftigen: Bravo!

Petroséný, 23. Juli 1871.

Ich hoffe, Sie haben meinen Brief aus Déva erhalten; wenigstens habe ich ihn, als ich ihn Donnerstag, den 20., zur Post gab, rekommandiert, damit er den Weg von Déva nach Graz, den ein Brief wohl nicht oft geht, nur ja sicher und wohlbehalten zurücklege. Déva betrachte ich für das erste Drittel meiner Reise, Petroséný für das zweite, Karlsburg für das dritte, worauf noch Hermannstadt als Zuwage kommt. Von Arad nach Karlsburg (wo die Bahn endet, denn nach Hermannstadt geht sie noch nicht) ist Petroséný eine Flügelbahn und liegt seitwärts, ungefähr wie wenn jemand in Graz durch die Herrengasse etwa in den zweiten Sack zum Badhaus ginge, aber im Vorbeigehen Lust hätte, in die Sporgasse hinaufzugehen, um nicht immer im Tale zu bleiben.

Bald nachdem ich meinen Brief aufgegeben, gab ich mich selbst auf die Eisenbahn auf und fuhr an

dieſem Tage noch nach Hátſzeg, welches auf jener Flügelbahn nach Petroſény ungefähr in der Mitte des Weges, aber ſeitwärts liegt, — und zwar ſo ſehr ſeitwärts, daß man vom Bahnhof in die Stadt einen Gulden bezahlt, weil der Wagen drei Viertelſtunden fährt. Der Wagen könnte einen kürzeren Weg auf der Talſohle nehmen; der Weg aber iſt, wie jetzt überall, überſchwemmt und eine Brücke weggeriſſen, daher er einen großen Umweg über eine Bergſtraße macht. Und doch iſt dieſer Umweg ein ſehr dankenswerter Umſtand und einen Gulden reichlich wert, denn von der Höhe der Bergſtraße herab gewährt das Panorama der amphitheatraliſchen Hátſzeger Talbucht einen ſo großartig prachtvollen und überraſchenden Anblick, daß man vor Bewunderung und Freude aufſchreien möchte. Wer zu Tale gekommen wäre, müßte daher ohnedies dieſen Berg begehen oder befahren, um ſich jene Ausſicht zu verſchaffen, und ſo iſt der Zufall eigentlich ein günſtiger, welcher ihn gleich zuerſt zu paſſieren nötigt.

Ich kannte übrigens dieſe Schönheit des Hátſzeger Tales aus Büchern und ſie zu ſehen gehörte ja mit zu dem Zweck meiner Reiſe. Daher hielt ich eine Nachtſtation hier. Von Déva, wo man mittags fortfährt, erreicht man noch am Abend Petroſény; Hátſzeg aber ſchon nach 3 Stunden, noch am frühen Nachmittag.

Der Ort ist um vieles stiller und unbelebter als Déva; im Gasthaus aber bekam ich ein fast prächtiges Zimmer, was in Siebenbürgen eine Seltenheit ist, und es kostete nur pro Tag 1 f. 20 kr., was gleichfalls eine seltene Wohlfeilheit ist, denn mein Arader Zimmer um 1 f. 50 kr. war bei weitem nicht so schön. Siebenbürgen ist in sehr vielen Punkten teurer als Wien.

Das Gasthaus lag an einem strömenden Bache und mein erster Gang, nachdem ich mein Gepäck abgegeben, war, wie gewöhnlich, nach einem Badeplatze. Ich geriet dabei ins Zigeunerdorf und eine junge, gar nicht häßliche Zigeunerin deutete mit grandios pathetischer Gebärde, als ob eine Ristori die Weltgeschichte zu erklären hätte, dem domnulu (wallachisch Herr) die einzuschlagende Richtung an. Wir lachten beide; sie aus Humor über das fremde Abenteuer, ich aus Humor über das Theaterspiel. Angebettelt wurde ich von den zahlreichen braunen Kindergruppen nicht. Es scheint (auch in Déva schien es mir so), der Zigeuner bettelt nicht in seiner eigenen Niederlassung, sondern nur auf den fremden, wenngleich nächsten Straßen. Übrigens fand ich mich auch ohne die Ristori, die ich ohnedies nicht verstand, aus dem Zigeunerlager und zu meinem gewünschten Ziele. Ich orientierte mich leicht und im Auffinden von Badeplätzen bin ich ein Meister. Bald gesellte sich ein Zweiter zu mir, ein

kleiner penſionierter Steuerbeamter. Er war — aus Lunz und freute ſich ungemein, in mir einen öſterreichiſchen Landsmann und guten Kenner ſeiner Gebirgsheimat zu finden. Er hätte mir ſeine Hütte angeboten, verfiel aber ſogleich in ſcheuen Reſpekt und in die angeborne deutſche Beſcheidenheit, als ich ihn bloß bat, mir die Adreſſen meiner eigenen Gaſtfreunde zu beſchreiben — Bürgermeiſter Petrovits und Staatsanwalt Szanczally. Zufällig begegnete uns der letztere von ſelbſt.

Mit dieſen Männern brachte ich nun beim Souper im Gaſthausgarten den ganzen Abend bis Mitternacht zu. Natürlich politiſierten wir. Ich hörte hier wallachiſche Standpunkte, wie ich in Déva ungariſche gehört und in Hermannſtadt deutſche hören werde. Jeder hat recht und nur der unrecht, der ſie vereinigen will und nicht begreift, wie unvereinbar ſie auseinandergehen. —

Andern Tags (Freitag, 21.) fuhr ich zu derſelben Stunde, wie ich geſtern gekommen war (es gibt leider nur einen Zug), nach 4 von Hátſzeg fort und war nach 8 in Petroſény. Dieſe Eiſenbahnfahrt müſſen Sie ſich als eine kleine Semmeringbahn denken. Petroſény liegt ſchon jenſeits der Waſſerſcheide, ungefähr wie Spital am Semmering für den Wiener Zug. Man fährt einem Waſſer entgegen, die Strell, welche nach Siebenbürgen hereinfließt, und hinter dem Tunnel einem Waſſer entlang, die Zſil, welche in die Türkei hinauf-

fließt. In Petroſény ſind wir der türkiſchen Grenze ſchon ſo nahe, wie Mödling bei Wien liegt. Es gewährt mir einen eigenen Reiz, aus dieſem Orte an Sie zu ſchreiben.

Petroſény iſt ein Hochalpental und heimelte mich an wie Steiermark oder das Salzkammergut. Die Waſſer, überall trüb und ſchlammig, ſind hier kriſtallrein und ſpielen bläulich-grün, ganz wie unſere Alpenbäche. Ich blieb im Gaſtzimmer des Bahnhofes zwei Tage Gaſt und fand am Strecken-Vorſtand Damis und ſeiner jungen munteren Frau liebenswürdige Wirte. Heute machten wir einen Ausflug ins Zſiltal. Erſt zu Wagen, dann zu Fuß. Nachdem die wallachiſche und die ungariſche Zſil zuſammengefloſſen, bilden ſie einen wilden Bergſtrom, ungefähr wie die Enns im Geſäus bei Admont, und ſtürzen ſich in eine romantiſche, faſt unzugängliche Schlucht. Am ſteilen Abhang iſt mühſelig ein rauher Fußweg hineingebohrt, beſtändig abrutſchend oder von Geröllſteinen überſät. Auf dieſem Weg, hangend über den brauſenden Waſſern, ging die junge zarte Frau mit großer Tapferkeit und Leichtigkeit zwei Stunden lang vorwärts, bis wir unter einer Buche von einer gebratenen Gans und drei Flaſchen Wein, welche uns ein Wallache in ſeiner maleriſchen Sonntagstracht mitgetragen, einen fröhlichen Mittag hielten. Dieſer Ort war von der türkiſchen Grenze kaum eine halbe Stunde entfernt. Ich trank das erſte

Glas im Geiſte auf Ihre Geſundheit. Es war ein ſchöner, poetiſcher Tag. Morgen früh (Montag um halb ſieben) fahre ich von Petroſény wieder fort, wo ich Freitag abends angekommen.

Hermannſtadt, 30. Juli 1871.

Ich bin ſeit 3 Tagen am Endpunkt meiner Reiſe. Es iſt wohl möglich, daß ich am nächſten Sonntag ſchon wieder in Wien bin.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen von meinen Reiſe-Stationen ſprechen ſoll, wenn Sie die Spezialkarte von Siebenbürgen nicht vor ſich haben. Es könnte leicht langweilig werden. Alſo ſo kurz als möglich!

Von Petroſény nach Broos fährt man in einem Tage, wovon noch ein ſtarkes Stück zur Beſichtigung von Broos übrigbleibt. Broos iſt die erſte Stadt der Siebenbürger Sachſen. Die Deutſchen, mit denen ich bisher überall zuſammengetroffen, ſind diejenigen, welche ſich naturgemäß über die Monarchie verbreiten und bei weitem nicht zu verwechſeln ſind mit den deutſchen Siebenbürger-Sachſen, den alten Anſiedlern des Landes, deren Gebiet erſt in Broos anfängt. Übrigens hat mir Broos keine Freude gemacht; ich fand es leer, öde und langweilig. Von Broos nach Karlsburg ſollte noch die Eiſenbahn gehen, aber hier ſind die Waſſerſchäden durch Einſturz zweier Brücken am ſtärkſten. Für das Publikum

iſt der Verkehr geſperrt und nur ich kam darauf fort, — dank meinem offenen Empfehlungsbriefe an die Stations-Vorſtände. Erſt fuhren wir mit einem Material-Laſtzug, dann ſaßen wir auf einem offenen Rollwagen, welcher von Wallachen auf den Schienen geſchoben wurde, und die letzte Strecke legten wir auf einer Lokomotive allein zurück, welche nach Karlsburg fuhr, um einen Laſtwagen Baumaterial für die Eiſenbahn abzuholen. Wenn ich ſage wir, ſo meine ich außer mir ſelbſt den Eiſenbahn-Inſpektor Stiny aus Arad, mit dem ich in Broos zufällig zuſammengetroffen und welcher, als Leiter der Reparaturen reiſend, nun ſehr paßlich mein eigener Führer und Leiter auf der fragmentariſchen Eiſenbahn wurde.

Zwiſchen Broos und Karlsburg iſt eine größere Station, Alvincz, wo wir übernachteten. Wir waren Gäſte beim Stationschef Clement und ſeiner jungen liebenswürdigen Frau. Dieſe Eiſenbahnchefs haben alle junge hübſche Weibchen, — noch der einzige Troſt in ihren öden Verbannungen. Ich ſchlief unmittelbar neben dem Schlafzimmer der jungen Gatten und am Morgen hörte ich das kleine Frauchen in einem ununterbrochenen krampfhaften Gelächter, ungefähr wie Kinder, wenn ſie ſich gut ausgeſchlafen haben, in der Tollheit der erſten Morgenluſt übereinander herfallen, ſich kitzeln, balgen, necken und das ganze Spieltenfelweſen mit ausgelaſſenem Gelächter begleiten. Das Pärchen war erſt ſeit 6 Wochen

verheiratet. Mir gefiel dieſe halbbarbariſche, ungenierte Sittenfreiheit. Er war ein Ungar und ſie die Wienerin. Mir ſcheint, die Ungarn ſind ſchon heute ein Miſchvolk aus Ungarn und Deutſchen und keine reinen Ungarn mehr. Es iſt ganz müßig, auch über ihre politiſche Germaniſierung lang und breit zu ſalbadern. Das Ehebett germaniſiert.

Tags darauf (Dienstag) fuhren wir die letzte kurze Strecke nach Karlsburg hinauf. Dieſer Ort iſt merkwürdig, denn ich aß hier zum erſtenmale an einer biſchöflichen Tafel. Ich hatte eine Empfehlung an den katholiſchen Biſchof von Siebenbürgen, einen alten lieben Herrn, von dem ich mir die Einladung zum Mittagstiſch ſchon gefallen ließ. Der Tiſch war übrigens wie jeder bürgerliche — Suppe, Rindfleiſch, Braten und Mehlſpeiſe. Den biſchöflichen merkte man höchſtens zuletzt am Roszamaler-Ausbruch, ein feiner feurig-ſüßer Siebenbürger-Wein. Der Reſt des Tages, nachdem wir die Feſtung, den Dom, die Bibliothek geſehen, wurde verbadet und im grünen Gartenſchatten verkneipt. Nachts ſchliefen wir im Fremdenzimmer des Bahnhofs. Der Tag war unerträglich gewitterſchwül, die Nacht aber flammte von heftigem Wetterleuchten und gegen Mitternacht entlud ſich ein raſender Wolkenbruch.

Morgens (Mittwoch) trennte ich mich von Stiny, der mir ſeit anderthalb Tagen ein ſympathiſcher Gefährte geweſen; mein Eiſenbahnfahren hörte auf und

es ging mit dem Biasiniſchen Eilwagen nach Hermannſtadt. Bald nach dem Antritt der Fahrt hatten wir eine Waſſerüberſchwemmung zu paſſieren, gegen welche die von Vajda Hunyad reiner Kinderſpott war. Ihr kommt nicht durch! ihr kommt nicht durch! rief uns alles entgegen, als wir die Stelle erreichten, wo die Straße weit und breit unter tiefem reißenden Waſſer lag. Grauenvoll war das Geſchrei und die Verwirrung an den beiden abgeriſſenen Straßenenden und wie die Wallachen, bis an die Lenden aufgeſtreckt, in den Fluten hin und her wateten, um ihre Marktwagen durchzubringen. Der unſrige wurde endlich all ſeines Gepäcks entladen, welches die Wallachen auf den Schultern durch die Flut trugen, es wurden an die Wagendecke Stricke geſpannt und links und rechts vier Wallachen angeſtellt, damit ſie den Wagen, auf welcher Seite er zum Umſtürzen neigen würde, mit den Stricken raſch auf die entgegengeſetzte herüberriſſen, und ſo kam endlich der bange Augenblick, wo wir die Pferde vom Straßenſpiegel hinab in den Straßengraben hineinpeitſchten, wo der Wagen ſofort bis an die Räder verſchwand. Noch heute ſtaune ich, daß das Ganze doch ohne Unfall ablief. Ich werde die Szene in einem eigenen Feuilleton beſchreiben.

Hermannſtadt endlich iſt eine reine deutſche Stadt, in Bauart, Straßenanlage, Handel und Gewerbe, kurz in der ganzen Phyſiognomie des bürgerlichen Lebens.

Sie können ſich die Stadt ungefähr vorſtellen wie Salzburg oder Marburg. Übrigens wäre mir hier der Faden der Gaſtfreundſchaft bald abgeriſſen, denn der Mann, an den ich anzuknüpfen gedachte, war zufällig fort. Ich ſtand fremd und verlaſſen da. Ich hätte mir nicht zu raten gewußt; da fiel mir ein, den Zauber meines Namens zu probieren. Ich ging in eine Zeitungs-Redaktion, nannte mich dem Redakteur und bat ihn, falls er ſelbſt keine Zeit habe, mich an irgendeine Perſon zu adreſſieren, dergleichen jede Stadt zu beſitzen pflege als Honneur-machende Fremdenführer. Er ſagte, er ſei viel zu ſehr Egoiſt, um mich einem Andern zu gönnen; er habe ſchon in der Arader Zeitung geleſen, daß ich unterwegs ſei, und auf meine Ankunft geſpitzt. So war ich denn geborgen. Geſtern Abend nach einem Tiſchgeſpräch ſagte er mir, ſolch ein Ideenaustauſch komme leider allzu ſelten, ich hätte da Dinge geſagt, die ihm neue Geſichtspunkte eröffneten und über die er nachdenken wolle. So kommt man denn durch die Welt.

Wien, 7. Auguſt 1871, abends.

Ich habe geſtern abends um 6 Uhr das Dampfſchiff in Peſt beſtiegen und bin heute um 5 Uhr angekommen. Die Fahrt ſtromaufwärts dauert 23 Stunden. Glücklicherweiſe war der Tag nicht ſehr heiß und nachts iſt auf den Dampfſchiffen um vieles beſſer zu ſchlafen als auf den Eiſenbahnen.

Entſchuldigen Sie meine wenigen Zeilen; ich habe nach einer monatlangen Abweſenheit viel zu tun beim erſten Wiedereintritt in meine Wohnung.

Wien, 24. Auguſt 1871.

Sie haben ſich vollkommen geirrt. Ich wollte mir als Stoff meines nächſten Schreibens bloß vorbehalten, Ihnen zu ſagen, wann ich nach Graz kommen werde, aber die nahe Möglichkeit, das zu wiſſen und zu ſagen, verzögerte ſich; das iſt alles.

Ich habe nämlich dem Dr. Fiſchhof ſchon längſt verſprochen, zu ihm zu kommen und ihm ein paar Wochen Geſellſchaft zu leiſten; ich bin es ihm ſchuldig, denn er hat mir meine Reiſen verſchafft. Es war die Verabredung, daß ich meine Siebenbürger Feuilletons in der ländlichen Muße bei ihm verarbeiten würde; aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dazu auch einige Bücher braucht, man kann von Siebenbürgen nicht ſchreiben wie von Mariazell; das bloße Durchreiſen und Anſchauen will Einem hier doch nicht genügen.

Bücher aber ſind jetzt in Wien ſchwer aufzutreiben, da alle Bibliotheken geſchloſſen, alle Freunde und Bekannte auf dem Land, in den Bädern, auf Reiſen ſind. Daher die Verzögerung. Auch in Siebenbürgen habe ich zwei Männer um ſchriftliche Notizen

erſucht; der eine hat am Montag geſchrieben, der andere aber noch nicht. Das ſind die Dinge, die mich von Tag zu Tag aufhalten, ſonſt wäre ich ſchon längſt in Klagenfurt und auf meiner Durchreiſe in Graz.

Schauen Sie den Mond an. Er war geſtern ſchon Halbmond und ich habe für ſicher gehofft, den Vollmond ſchon am Wörtherſee zu ſehen. So nahe ſteht immer meine Abreiſe bevor, und wenn ich ſchrieb, ſo wollt' ich was Rechtes ſchreiben, nämlich gleich ſagen, wann ich komme.

Wien, 23. September 1871.

Es geht mir nicht gut, nicht ſchlecht, ſondern ſelbſt nicht wiſſend, wie? Meine zweite ungariſche Reiſe habe ich darum noch nicht angetreten, weil ich mit meinen Feuilletons über die erſte kaum zum dritten Teile fertig bin. Gewiſſe Dinge gehen Einem nicht von der Hand und mit meinen Siebenbürger Feuilletons iſt das in einem ſo merkwürdigen Grade der Fall, daß ich wie verhext bin. Ich ſage es in allem Ernſte: im Mittelalter wäre irgendein lebendiges Weſen verbrannt worden, aus Verdacht, daß es mir einen Zauber angetan. Solang ich ſchriftſtellere, habe ich mir von meiner Feder noch keinen ſolchen Korb geholt. Es iſt, als ob ich von einem Loch ins andere fiele und mir beſtändig Arm und Beine bräche. Es iſt

kein Weg mehr, ſondern ein Taumeln in lauter Abgründe. Natürlich laſſe ich keine Zeile ſtehen, woran man das merken könnte; ich glaube ſogar, die meiſten werden ſagen: ach, das müſſen Sie in Ihrer beſten Stimmung geſchrieben haben! Aber darin liegt eben die Seccatur. Wäre ich leichter zu befriedigen, ſo bliebe wohl vieles ſtehen, was ich fort und fort ſtreiche; da ich aber ein künſtleriſcher Feinſchmecker und ein willensſtarker Trotzkopf bin, ſo renne ich unverdroſſen tagtäglich gegen die nämliche Wand, wohl wiſſend, daß es mein Schädel aushält und zuletzt doch die Wand nachgeben muß.

Aber mein ganzes Konzept für Auguſt und September iſt dadurch außer Rand und Band. Hätte ich dieſe harten Nüſſe leichter geknackt, alſo z. B. ſchon im Auguſt den größten Teil der Arbeit getan, ſo wäre ich mit Ruhe und Muße im September bei Fiſchhof in Klagenfurt und bei Ihnen in Graz geweſen und könnte ſoeben jetzt anfangen, meine zweite ungariſche Reiſe vorzubereiten. So aber bin ich mit allem im Rückſtand und geht alles ſchief.

Und wie nun die Widerwärtigkeiten gerne paarweiſe kommen, ſo wird mir am 4. September mein Zimmer gekündet, weil es die Familie ſelber braucht. So iſt mir denn juſt im ungünſtigſten Augenblicke eine neue Sorge aufgebürdet, und zwar die ärgſte und gröbſte aller Wiener Sorgen.

Ich nehme alſo mein Kreuz auf mich und laufe in der Hitze des Tages auf dem Wiener Straßenpflaſter jeden Tag fleißig nach Torzetteln herum. Sofort aber erſtarre ich zur Salzſäule vor Schreck und Entſetzen, als ich zu entdecken anfange, wie ſchön die lieben hoffnungsvollen Kleinen, die Wohnungs-Preiſe, ſeit meinem letzten Logisſuchen wieder in die Höhe geſchoſſen. Da iſt ein großes Zimmer im 3. Stock in der Rotenturmſtraße neben der Linde — monatlich 60 fl!! Da iſt ein anderes Zimmer im 3. Stock in einem alten Haus am Hof — monatlich 40 fl!! Da iſt in der Weihburggaſſe ein Zimmer, das eigentlich ein Kabinet iſt (die beiden erſteren haben ſich freilich „Salons“ tituliert), alſo ein Zimmer mit 1 Fenſter — monatlich 28 fl. ohne Bedienung! Und ſo fort, und ſo weiter. Ich ergebe mich zuletzt in den Gedanken, daß ich aus der Stadt verdrängt bin und zum erſtenmale mit der Vorſtadt vorlieb nehmen muß. Als ich aber in der Paniglgaſſe ein Zimmer mit 1 Fenſter — merken Sie wohl: Paniglgaſſe und ein Fenſter — um 30 fl. fand, da flüchtete ich in die Stadt wieder mit verhängtem Zügel zurück.

In meiner gänzlichen Ratloſigkeit dachte ich einen Augenblick daran, Wien überhaupt zu verlaſſen und nach Graz zu gehen. Aber ſo vernünftig das ausſah, es ging doch auch wieder nicht. Allerlei Gründe ſprechen dagegen, welche langwierig und langweilig

aufzuzählen sind, aber da sie als Gesamtwirkung eine Macht sind, so ist es schon der Mühe wert, davon zu sprechen. Erstens fürchte ich, für meine verdammten Siebenbürger Feuilletons vollends Stimmung und Faden zu verlieren, wenn ich einen so radikalen Wechsel meines Haushaltes vornehme, der mich auf mindestens 14 Tage aus aller Arbeit herausreißt. Mein Umzug ist schon nicht mehr der leichteste; ich habe mir als eigene Möbel einen Schubladkasten und einen großen Schreibsekretär beigelegt, die ich notwendig brauche, da ich eigentlich schon längst 2 Zimmer brauche. Ferner hat die Hohenwartische Narrenpolitik die Deutschen gewaltig allarmiert, und es ist hier stark die Rede davon, daß neue deutsche Zeitungen entstehen werden. Da ich nun nicht von meinen Renten leben kann und mit den alten Zeitungen größtenteils brouilliert bin, so will ich mich nicht der Gelegenheit berauben, neue Verbindungen anzuknüpfen. Sind sie angeknüpft und kenne ich meine Leute, so kann ich eher fort, denn für die zwei Feuilleton, die ich etwa monatlich zu schreiben brauche, um in einer wohlfeilen Stadt zu leben, finde ich überall meinen Stoff; dagegen wäre es doch unverzeihlich, wenn ich diese Gelegenheit nicht abwarten wollte. Endlich drittens wäre es möglich — ich glaube, ich sagte es schon —, daß ich mich entschließen könnte, gegen Ende des kommenden Winters Vorlesungen in Deutschland zu

halten. Reiſe ich aber einmal durch deutſche Städte, ſo kommt es mir mehr als wahrſcheinlich, faſt gewiß vor, daß ich mich irgendwo angezogen fühle und mich fixiere. Hohenwart hat es verſtanden, Einem den letzten Tropfen öſterreichiſcher Heimatsliebe aus dem Leibe zu beizen, ja, es fängt an, eine Frage zu werden — von Liebe gar nicht zu reden —, ob auch nur die Möglichkeit übrig bleibt, daß Deutſche, und Deutſche wie wir, unter einer gemiſchten Bevölkerung, wie es in Görz oder Bozen wäre, exiſtieren können. Überſiedelte ich aber in einem halben Jahre nach Deutſchland, ſo wäre es doch allzu unpraktiſch, jetzt nach Graz zu überſiedeln, umſo mehr als Graz eine ſehr weitläufige und koſtſpielige Verbindung mit Deutſchland hat und der Weg doch wieder nur über Wien ginge.

Das iſt alſo ein Schwarm von neuen Sorgen und Gedanken, womit ich mich in dieſen Tagen herumzuſchlagen habe, und die mich alle darauf anweiſen, dieſen Winter noch abzuwarten.

Wien, 6. November 1871, abends 10 Uhr.

Am Samstag, den 28. Oktober, erhielt ich plötzlich und unerwartet ein Telegramm von Perfall, daß Donnerstag, den 2. November, der Firduſi aufgeführt würde. Dieſe Nachricht hätte ich Ihnen melden können,

aber was iſt die Meldung einer Aufführung ohne den Erfolg der Aufführung? Pein und Ungeduld. Alſo warten!

Donnerstag ſollte der Firduſi aufgeführt worden ſein und ſtündlich mußte ich ein Telegramm erwarten.

Das Telegramm kam aber erſt Sonntag, und da es ſagt, „geſtern“ ſei Firduſi aufgeführt worden, ſo hätte ſich alſo (irgendwelcher Umſtände wegen) die Aufführung von Donnerstag auf Samstag verſpätet.

Nun konnte ich's aber auch am Sonntag nicht ſchicken, denn meine Freunde hatten ſich auf das Telegramm ſchon längſt pränumeriert. Ich mußte es alſo erſt im Original herumtragen, — bei Kompert, Hoffer, Tauber und einem Journal-Freunde Schlögl vom Tagblatt, nebſt einem andern — Grasberger von der alten Preſſe. Das geſchah von Sonntag auf Montag. Jetzt, Montag abends, ſchicke ich es Ihnen. In Ihre Hand kommt es am letzten, aber nur darum, weil es in Ihrer Hand auch bleibt.

Wien, 9. November 1871.

Sie habe ich, wir denn, als ich im Jahre 54 den Firduſi zu dichten anfing, dieſes Stück als einen Sparpfennig auf meine alten Tage angelegt, damit ſich darüber eine jüngere Frau, welche mein zweites Ich geworden, freuen kann, wenn mein erſtes Ich für äußere und verſpätete Erfolge ſchon zu müde zur

Freude geworden. Dergleichen Dinge gehören der Jugend. Ganz lieb ist mir's also, daß ich nebst meinen 50 Jahren, welche der Welt entsagen, auch noch 30 habe, welche, wie Goethe sagt, „mit klammernden Organen" die Welt noch festhalten. Ich erfahre zum erstenmale, was es heißt, „in seinen Kindern leben", denn Sie könnten mein Töchterchen sein. Nur würde eine Tochter diesen Anteil doch nicht nehmen, dazu gehört eine Frau. Ich bin also doppelt glücklich, daß ich meiner Frau in meinen Kindern lebe.

Perfall hat noch immer nicht geschrieben, was mich wundert. Will er so viel schreiben? Oder will er die 2. und 3. Aufführung abwarten, weil jede 1. nur ein einseitiger Maßstab? Gleichviel, wir können es erwarten.

Inzwischen hat man mich gestern auf einen Firdusi-Bericht im Fremdenblatte (was ich nicht zu lesen pflege) aufmerksam gemacht, der ehrenvoll genug ist, daß ich ihn Ihnen beilege. Ich fürchte, Perfall hat von meinen gestrichenen „Schönheiten", wie er seinerzeit auch ausdrücklich sagte, wehleidiger als ich selbst, zu viel wieder stehen gelassen. Nach meinen Kürzungen würden die feurigen und lebhaften Szenen den ruhigen und beschaulichen wenigstens das Gleichgewicht halten: es scheint aber, daß die letzteren ein starkes Übergewicht haben. Wenn von der „riesigen" Aufgabe des Firdusi die Rede ist, so hat ihn Perfall gewiß die meisten

meiner Kürzungen deklamieren laſſen, denn gar ſo rieſig machte ich ihm die Aufgabe nicht. Daß ſich unter der dialektiſchen Breite die Grazilität (Schmächtigkeit) der Handlung faſt verliert und daß dieſe überhaupt einen didaktiſchen (lehrhaften) Grundeindruck machen könne, das alles befremdet mich höchlich zu hören und kaum erkenne ich in dieſem Porträt meinen Firduſi noch; aber doch könnte der Mann, das fühle ich deutlich heraus, einen Schein von Recht dazu haben, wenn nämlich Perfall von meinen geſtrichenen Leſe-Schönheiten zu viel auf die Bühne gebracht. Genug, Sie werden als Dichter-Freundin ſehr bald erleben, wie man für Lob und Tadel gleichgiltig werden kann, weil ſich in anderen Köpfen das Bild des eigenen Urteils bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Die Hauptſache iſt und bleibt aber doch die erfreuliche: daß die Stimmung des Referenten die ehrenvollſte iſt, auch wenn ſein Urteil uns teilweiſe ſchief vorkommt. Sein Bild iſt wie bei der Photographie: wir wiſſen, daß ſie unrichtig zeichnet, weil die Höhen zu groß und die Tiefen zu klein werden; wunderbarerweiſe ergibt ſich aber doch zuletzt eine große und treffende Ähnlichkeit. Sein Grundton iſt immer: er empfindet das Daſein eines Dichters. Seine Empfindung iſt nicht geſtimmt auf den Grundton Weilen und Moſenthal, ſondern, wie er ſelbſt ſagt, eher auf Taſſo. Damit iſt mein Name im Großen und Ganzen an ſeine rich-

tige Stelle geſtellt, und wenn ich mir auch nicht einbilden werde, daß er bei Goethe ſtehen kann, ſo ſehe ich doch, es wird ein Name ſein ungefähr wie Otto Ludwig, Hebbel, Heinr. v. Kleiſt, kurz ein Dichtername, kein Handwerker-Name. — —

Die Sendung ſo wichtiger Dinge in einem einfachen Briefe hat mir freilich auch warm gemacht; aber was iſt zu tun? Ich denke, es gibt zweierlei Postdiebe: ſolche, die ihre Stelle zu behalten wünſchen, — die werden vorſichtig ſtehlen; dann aber ſolche, welche recht ſtark ſtehlen und dann durchgehen wollen, — für dieſe Sorte ſcheint mir das Rekommandieren juſt doppelt gefährlich. Ich getröſte mich alſo, der Briefträger Ihres Bezirkes wiſſe wohl ſeit langem, daß bei dieſer Witwe nichts zu holen iſt, und da er immer einfache Briefe bringt, ſo möchte ich ihn durch einen rekommandierten nicht erſt aufmerkſam machen und ſeine Unſchuld in Verſuchung führen. Es iſt einer von den Fällen, wo man juſt durch das Gewagte ſicherer gehen kann. —

Die tiefſte und niedrigſte Stelle iſt zurückgelegt und es kann jetzt nur aufwärts gehen. . . .

Wiſſen Sie, daß jetzt Schillers Geburtstag iſt? Er wurde im erſten Jahre geboren, ich im fünfzigſten. Die Hauptſache iſt — daß man nicht ungeboren ſtirbt.

Wien, 1. Jänner 1872.

In Malaga ſind am wenigſten Malaga-Trauben zu bekommen und in allen Alpen kann man tagelang zwiſchen den weidenden Kühen wandeln, aber vergebens nach Milch lechzen. Was Wunder, daß ein Menſch, der ſchreibt, am wenigſten zum Briefſchreiben kommt! Die Tage, wo ich ohne Zeitung war, ſind dahin; ich bin wieder geſucht.

Zwar von der Deutſchen Zeitung nicht; ſie iſt übrigens ſo verunglückt, daß man ohnedies keine Freude an ihr hätte. Aber für den Ungariſchen Lloyd habe ich noch meine Siebenbürger Feuilleton zu ſchreiben, ferner hat mich eine Wiener Sonntags-Zeitung, der Correſpondent genannt, auf die ehrenvollſte Weiſe geſucht; ich gab dem Blatte bereits zwei Feuilletons nach einem von mir ſelbſt beſtimmten Honorarſatz, bei welchem 4 bis 5 Zeilen auf einen Gulden kommen, aber faſt ſcheint es, ich hätte noch mehr fordern können, denn ſie möchten mir faſt die Hand küſſen. Ebenſo hat die Berliner Börſenzeitung meine vorjährige, aber eingeſchlafene Mitarbeiterſchaft auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe wiederzugewinnen geſucht; auch habe ich mir an dem Blatte in wenigen Wochen 120 Taler verdient, die ich als Erſparnis zurücklegen konnte. Soeben aber, nämlich vorgeſtern, klopft wieder ein neues Berliner Blatt bei mir an, in einer Sprache, die einen

recht guten Eindruck auf mich macht, ſo voll Klarheit, Schlichtheit, Anſtand und Würde iſt ſie. Ich werde Ihnen die Einladung mitbringen, wenn ich wieder nach Graz komme. Die Berliner Offerten machen mir am meiſten Freude, denn ſie liefern mir tatſächlich den Beweis, daß mein Name in Deutſchland verbreiteter und angeſehener iſt, als ich von Wien aus beurteilen kann. Daß ich trotz alledem nicht ins fingerfertige Skribeln verfalle, brauche ich Ihnen am wenigſten zu ſagen; was ich ſchreibe, iſt immer ein Gedanke, und nicht bloß Cauſerie. Komme ich nach Graz, ſo bringe ich gedruckte Sachen mit, und ich nehme mir feſt vor, mir nächſtens Luft zu machen, ſei's auch nur auf wenige Tage.

Erwarten Sie alſo im Briefſchreiben keine Heldentaten von mir. Ich will mich gar nicht für einen „geplagten Mann" ausgeben und den Märtyrer des Geldverdienens ſpielen; durchaus nicht; mit der Hand ſchreibe ich gar nicht ſo viel, aber mit dem Konzept bin ich wenigſtens bei der Sache, und indem ich mir meine Stoffe und ihre Kunſtformen überlege, iſt auch das eine Arbeit, deren Geſpinſt ich ungerne durchkreuze und zerreiße durch vieles oder längeres Briefſchreiben.

Wien, 31. Jänner 1872.

Seit 16 Tagen martert mich ein Krampfhuſten, der mich wie Sprengpulver in tauſend Stück zu zerreißen droht. Ich bin ganz zerſchlagen.

Und doch habe ich in den wenigen guten Stunden des Tages gearbeitet und viel gearbeitet. Just der Jänner gehörte zu meinen fleißigsten Monaten. Es gab freilich allerlei zu sagen — Bauernfeld-Jubiläumsfeier, Grillparzer-Totenfeier ꝛc. Mein Berliner Börsenzeitungs-Feuilleton über Grillparzer hat der Wanderer nachgedruckt, — es waren freilich Worte, die sonst niemand sagte, wenn ich sie nicht sagte.

Die Münchner Firdusi-Tantième hat mir bare 53 fl. 7 kr. eingetragen. Es scheint, das Stück wird nicht mehr gegeben. Ich sage, es scheint, denn ich würdige Baron Perfall meines Briefwechsels nicht. Es ist nur zu gewiß, daß der Mann auf zwei Achseln trägt und sich mit süßlichen Redensarten durchschwindeln will, im übrigen in den Händen der Münchner Clique und meiner Neider steckt, nach deren Einflüssen er handelt, während er mich mit Reden abfindet . . .

Gegen meinen Krampfhusten habe ich zum erstenmale im Leben etwas angewendet, nämlich Morphin, das mir ein Arzt riet. Es half aber auch nur momentan, dann ging die Leier wieder fort. Für mich gibt's nur einen einzigen Rat, den ich befolgen werde: Winteraufenthalt in einem milderen Klima. Ich wollte, ich dürfte sagen, der heurige Winter war mein letzter; aber leider wird er nur mein vorletzter gewesen sein, denn ich werde vom nächsten Winter noch ein Stück brauchen, um meine deutsch-literarischen Angelegenheiten

gänzlich zu ordnen. Meine Vorleſungen, wenn es noch dazu kommt, gedenke ich gleich mit Anfang des nächſten Herbſtes zu halten, jedenfalls aber habe ich es mir nach und nach als das Vernünftigſte zurechtgelegt, meinen Aufenthalt überhaupt auf ein paar Monate nach Berlin zu verlegen, um dort und in den Nachbargebieten Dresden, Leipzig, Weimar, Hamburg — meine dramatiſchen Aſpirationen perſönlich zu betreiben. Wie weit man mit Briefen kommt und wenn man Perſonen und Verhältniſſe nicht an Ort und Stelle ſtudiert, das zeigt München und Perfall. Wollte Gott, ich gelangte ſogar noch heuer dazu, etwa vom März oder April an, nach Berlin zu gehen. Aber das wird ſich wohl nicht mehr machen laſſen.

Wien, 26. März 1872.

Wie ein Holländer bin ich durchgegangen. Es war aber auch buchſtäblich zum Davonlaufen. Ich habe doch viele Regentage erlebt, aber dieſer Montag hat all meinen Zorn, ich möchte ſagen, meine Grauſamkeit herausgefordert; am liebſten hätte ich ihn an den Galgen gehenkt, dieſen nichtswürdigen Tagdieb von einem Tag! Und wahrlich, ich hatte viel Geduld mit ihm. Es regnete Vormittag, — ich ſaß und ſchrieb gelaſſen an einem Feuilleton. Es regnete mittags; ich ließ mir die Hausgefangenſchaft gefallen, trat nicht über die Schwelle der Stadt Trieſt, ſondern aß unten

in der Restauration und kroch dann ohne Klagen wie Ritter Toggenburg in meinen Käfig wieder zurück. Es regnete Nachmittag, — ich machte ein kurzes Schläfchen und schrieb dann ein Stück von der ungarischen Novelle ab; just ein Stückchen, das neu und mit Feingefühl zu schreiben war, also mit Gemütsfreiheit. Aber ich hatte sie. Noch immer hoffte ich, es würde wenigstens abends der Regen aufhören und ich machte um 7, — um 8 — einen Sprung zu Ihnen. Als aber auch diese letzte Hoffnung schwand, da riß denn auch meine Geduld und mit einem wahren Grimm gegen die Pfützen des Jakomini-Platzes, die ich seit 12 Stunden trostlos angestarrt, riß ich meine Glocke, forderte meine Rechnung und fuhr noch abends um halb zehn von Graz ab. Es war bitterlich kalt, der Sturm heulte und in ganz Steiermark lag Schnee. Vor Mürzzuschlag schlief ich ein halbes Stündchen und auf dem Semmering, den ich trotz Kälte und Elend bei der Helle des Vollmondhimmels mit liebevoller Aufmerksamkeit verfolgte, fielen mir doch in der Gegend der Station Klamm endlich die Augen zu, und als ich sie wieder aufschlug, standen wir vor dem Gloggnitzer Bahnhof. Ich hatte also zum zweitenmale geschlafen und zwar circa drei Viertelstunden lang, was bei meinen schlaflosen Eisenbahnnächten immer merkwürdig ist. Am merkwürdigsten aber ist, daß ich die ganze Station Payerbach verschlafen, also das Rufen der Kondukteure, das Läuten

der Glocke ꝛc. ꝛc., d. h. ich muß ſogar ſehr feſt geſchlafen haben, denn nie in meinem Leben habe ich ſolche Geräuſche überhört; im Gegenteile, viel geringere wecken mich auf. Wir ſaßen übrigens gedrängt und unbequem, aber noch gedrängter und unbequemer im Omnibus, alſo bis zum letzten Augenblick unbequem. Wahrlich, Waſchweiber und tragiſche Dichter verſtehen einander; es gibt einen Aberglauben, es ſoll einen geben!

Um halb 6 war ich in Wien und vergönnte mir gleich um 8 ein ruſſiſches Dampfbad, das mich auf der ganzen Fahrt begeiſtert und aufrecht erhalten, als wolluſtvoller Lohn meiner Mühe — wie den Gläubigen Mahumeds Paradies. Es hat mir trefflich bekommen. Jetzt ſitze ich wieder in der Sonne an meinem Schreibtiſch und halte den ganzen heutigen Tag für Gewinn, den ich mir durch die Nacht erworben. Und ich kann ihn brauchen, dieſen gewonnenen Tag, denn ſchon liegen Briefe da und intereſſant iſt immerhin ein Berliner Brief, der mir in Sachen der neuen Zeitung, die am 1. Mai erſcheinen ſoll und die mit mir anknüpfte, für das Feuilleton 20 Taler bietet, was recht ehrenvoll iſt. Von der Berliner Börſen-Zeitung genierte ich mich mehr als 15 zu verlangen. Kleine Avancen, die den Mut zur Arbeit beleben und auffriſchen!

Was glauben Sie wohl, wer meine Komödianten-Nachbarin war? Niemand Geringerer als unſere Frau

Haitzinger! Da ich im Laufe des langen Regentags unzählige Mal auf den Gang hinaustrat, traf ich einmal mit ihr zusammen.

Wien, 6. April 1872.

Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Ihren guten und treuen Brief nicht umgehend beantwortet, wie er es wohl verdient hätte. Auch kann ich mich nicht einmal mit überhäufter Arbeit entschuldigen, denn ich habe seit meiner Zurückkunft von Graz etwas nachgelassen. So ein Ausflug ist immer eine kleine Krisis und Unterbrechung der Gewohnheit und läßt die Dinge nicht beim Alten; mich hat er ein bischen zerstreut und ich muß mich wieder sammeln. Vielleicht wirkte es auch dämpfend auf meine Arbeitslust, daß mir die 2 Feuilletons, die ich in Graz geschrieben, als nicht recht passend wieder zurückgeschickt worden, — eine seltsame Harmonie mit den übrigen Widrigkeiten!

An den Ostertagen machte ich mit zwei Journal-Freunden einen Ausflug nach Wildegg und Heiligenkreuz. Einer dieser Freunde (Schöffel) hat seit länger Freundes- und Nachbarverkehr mit dem Stifte und steht in guten Beziehungen zu den Geistlichen. Auch mein Name war als Verfasser des Amerikamüden wohlbekannt, aber nicht etwa, wie Sie glauben könnten, zugleich ein Schreckbild wegen meines kirchlichen Radikalismus. Nichts weniger! Von solchen Dingen ist

entweder nicht die Rede, oder wenn die Unterhaltung bei Wein, Kaffee und Zigarren kordial wird und Einblicke in alle Charaktere und Gemütsverfassungen zuläßt, so — denken sie ungefähr wie unsereiner! Wir haben zwei der vergnügtesten Menschentage verlebt, obwohl der Montag ein so hartnäckiger Regentag war, ganz wie 8 Tage zuvor in Graz. Aber wir bemerkten es kaum. In der gastlichen Geselligkeit mit den Stiftsgeistlichen, Beschauen des Gebäudes und seiner Sehenswürdigkeiten, Aufenthalt am Tische, langen und animierten Konversationen verflogen die Stunden wie Augenblicke, und als wir endlich um 4 Uhr unsern Wagen zur Rückfahrt an den Mödlinger Bahnhof nahmen, brach die Sonne doch durch, so daß es also schließlich nicht ganz so schlecht war wie an jenem Grazer Montag der vorhergegangenen Woche.

Es fehlte wenig, so wären wir mit der Königin von Spanien zusammengetroffen, die unmittelbar nach uns von Baden zu einem Besuch heraufkam. Zwei Stunden vor uns hatte sie sich ansagen lassen, ganz wie ein armes Weib, die keine Bedienung mehr hat, nämlich durch ihren Buben. Ich fand ihn im Fremdenbuche eingezeichnet und sein „Alphonse de Borbon" war eine so wunderschöne, feste, körnige Handschrift, wie ich weder mit 12 Jahren geschrieben noch je in meinem Leben schreiben werde. Ich konnte mich kaum satt sehen an diesem „Alphonse de Borbon". Schließ-

lich war ich als Demokrat ſtolz auf — die Kinder des Volkes . . .

Wien, 1. Juni 1872.

Ich ſchreibe Ihnen — um zu ſchreiben, nicht weil ich eben Briefſtoff habe.

Mein einziger Briefſtoff iſt — eine neue Adreſſe. Ich wohne ſeit heute: Wollzeile Nr. 11, 4. Stock links.

Es iſt das Haus neben der Kautſchukhandlung und wo unten an der Ecke ein Kaffeehaus iſt. Einſt, als noch die alte Poſt beſtand, war es vis-à-vis von der Apotheke in der alten Poſt.

Ich hatte keine Haupturſache auszuziehen, aber doch haben ſich nach und nach allerlei kleine Nebenurſachen addiert. Ich beeilte mich deshalb auch gar nicht, ſondern habe nicht eher gekündet, als bis ich gemächlich und in der Stille, nach ununterbrochenem, vielmonatlichem Suchen etwas, das ich für eine Verbeſſerung halten durfte, gefunden hatte.

Ein ſtarker Grund war wohl immer mein 4. Stock mit Mezzanin, der alſo ein 5. war. Hier habe ich doch ehrliche 4 Stöcke. Ich erſpare 26 Stufen, — macht täglich (3mal hinauf und hinab) 156 Stufen, was auch nicht zu verachten iſt. Die Himmelsgegend iſt genau das Süd-Weſt meiner alten Wohnung, alſo derjenige Strich, der mir vor allem am liebſten iſt.

Hoch ſchätze ich auch, daß ich hier einen gänzlich ſeparierten Eingang von der Stiege habe und kein Vorzimmer mit der Hauptwohnpartei. Ich bin dadurch vieler Dienſtboten-Dummheit überhoben, und was das heißen will, weiß nur der, der 25 Jahre lang mietet.

Früher z. B. konnte ich ſelten nach Tiſche ungeſtört ſchlafen, was mir doch ein ſo großer Genuß iſt. Genau in der halben Stunde, die meine Schlummerzeit iſt, ließ die Zimmerfrau tagtäglich das Vorzimmer aufreiben, denn gewiſſe Frauen glauben, nicht ſelig zu werden, wenn ſie ihre Magd nicht fortwährend zu tauſend eingebildeten Arbeiten hetzen. Die Magd, ein raſches und kräftiges Ding, fiel nun mit Bürſten und Beſen den Boden an, als wenn es ein Augiasſtall wäre, und ſtieß dabei fortwährend gegen meine Türe, daß ich glaubte, Bomben und Petarden fallen. Ein- und zweimal machte ich eine Bemerkung dagegen, — das Mädchen war auch gar nicht bösartig, ſondern eine von den ewig heiteren und lachenden, aber — ſie hat's halt vergeſſen!! Eine andere Geißel iſt das Beſtellen durch die Dienſtboten. Entweder beſtellen ſie gar nicht oder falſch. Einem meiner Beſucher ſagte das Mädchen einſt: „wird nix austeilt"; er ging und ich hatte ſpäter Not, ihn zu beſchwichtigen. Außer der Dienſtboten-Dummheit fällt aber auch die Dummheit der Beſucher weg, die ſich auf den Dienſtboten ausreden. Auf dem alten Fleiſchmarkt ſagte mir die Magd einſt:

Es war ſchon 3mal ein fremder Herr da, der Sie dringend zu ſprechen wünſcht, und ob Sie denn verreiſt wären? Ich werde täglich raſender über die Viechdummheit der Menſchen und ich ſagte dem Dienſtmädchen: wenn der fremde Herr zum viertenmal kommt, ſo geben Sie ihm dieſes Billet. Ich hatte aber folgendes darauf geſchrieben:

Mein Herr! Ich pflege täglich 3mal zu verreiſen. Morgens reiſe ich zum Frühſtück, mittags reiſe ich zum Mittagseſſen und abends verreiſe ich auf ein Abendbrod. Wenn die Honoratioren, die mich mit ihren Beſuchen beehren, genau dieſe drei Tagszeiten wählen, wo kein Menſch vorausſichtlich zuhauſe iſt, ſo werde ich von heute bis ans Ende der Welt immerdar verreiſt ſein; im übrigen bin ich täglich 12 Stunden zuhauſe. — Das Hornvieh ließ ſich nicht mehr ſehen.

Hier, bei meinem gänzlich ſeparierten Eingang, habe ich einen Briefkaſten an der Tür, und wer mich nicht zuhauſe findet, der kann entweder eine Notiz einwerfen oder kann's bleiben laſſen. Genug, es ſteht ihm kein Dienſtbote zur Verfügung, der ſeine Beſtellungen entweder dumm ausrichtet oder dem er ſelbſt Dummheiten beſtellt. Ich ſehe von der Dummheit ein Stück weniger in der Welt.

Bei der allgemeinen enormen Zinsſteigerung, die wieder mit 1. Mai eingetreten iſt, rutſcht mein Woh-

nungswechſel noch glimpflich durch. In der Kleeblattgaſſe zahlte ich 22 fl. mit Bedienung, hier 25. Das iſt alles. Man verlangte freilich 30, aber ich habe — diesmal zum erſtenmal in meinem Leben — gehandelt.

Möge es übrigens meine letzte Wiener Wohnung ſein und dann will ich ſie in Gottes Namen meine beſte nennen!

Ich hoffe nun, ſehr bald wieder in Graz zu ſein.

Wien, 18. Juni 1872.

Neulich ſchrieb mir bei Gelegenheit eines Feuilletons, das ich am Sonntag veröffentlichte, ſchon am Donnerstag derſelben Woche Auerbach einen ungemein ſchmeichelhaften Brief — aus den Tiefen des Schwarzwaldes. Ich werde ihn Ihnen mitbringen. Nur dieſe Eine Stelle will ich Ihnen jetzt ſchon herſetzen:

„Wunderlich! Ich leſe jetzt bisweilen auch etwas von Joh. Scherr und der laute und freie Ton ſcheint Ähnlichkeit mit dem Ihren zu haben, aber es ſcheint nur; Scherr hat in ſeiner Derbheit etwas Affektiertes, ſeine Grobheiten ſind ausgetüftelt, zuſammengetragen, er jodelt mit Koloraturtrillern. Genau geſehen, beſtehen ſeine Linien aus lauter Tupfen. Sie dagegen — doch ich will Sie nicht noch einmal loben . . .“

Wien, 27. Juli 1872.

Ich bin noch immer nicht auf der Wanderschaft, obwohl meine lange Briefpause keine andere Bedeutung hatte, als so lange zu warten, bis ich Ihnen den Tag meiner Abreise melden könnte. Aber ich kann es sogar heute noch nicht. Inzwischen bin ich fast geneigt, meine ursprüngliche größere Marschroute aufzugeben und den Plan viel kleiner zu machen.

Mein erster Plan war: Gang durch das Salzkammergut ins Pinzgau; Gang in die sehenswertesten Seitentäler des Pinzgaus: Kaprunertal, Fuschtal, große und kleine Arltal, Gasteinertal (das ich noch nie gesehen); hierauf Gang über die Tauern ins Kärntnerland und Ruhepunkt bei Dr. Fischhof. Von diesem Ruhepunkt aus verschiedene größere und kleinere Ausflüge zu den Naturschönheiten Kärntens, z. B. Villacher-Alpe, Weissensee, Millstättersee, Maltatal, Gailtal ꝛc. Endlich Rückfahrt über Graz und Ruhepunkt daselbst; zuletzt Rückkehr nach Wien.

Keine einzige große, aber lauter kleinere Ursachen waren es, die diesem Plan in die Quere traten. Z. B. der Umstand, daß meine Feuilletons in kurzer Zeit dreimal konfisziert wurden. Da blieb ich nun gerne an Ort und Stelle, um das Gerichtsverfahren abzuwarten, damit es nicht heiße, ich ergreife die Flucht. Wir haben in unserm lieben nichtswürdigen Österreich

aber ein doppeltes Gerichtsverfahren: erstens die Geschworenen; aber diese nur angeblich und dem Namen nach. Da nämlich die Geschworenen zur Verkümmerung der Preßfreiheit sich nicht leicht hergeben und gewöhnlich ein „Nichtschuldig" sprechen, wodurch die Konfiskations-Behörde, nämlich die Staatsanwaltschaft blamiert ist, so haben wir zweitens ein Verfahren, das noch aus dem reaktionären Belcredi-System stammt und dessen sich ein ehrliebender Richterstand eigentlich aufrichtig schämen sollte. Dieses Verfahren folgt einem Gesichtspunkte, welcher sich so ausdrückt: Nicht der Autor ist der Verbrecher, sondern — das Zeitungspapier! Der Autor kümmert uns nichts, der Autor geht uns gar nichts an, mit dem Autor wollen wir nichts zu schaffen haben. Das Zeitungspapier hat ein Verbrechen begangen und das Zeitungspapier konfiszieren wir. Hier wird also nicht eine Person, ein Subjekt, angeklagt, sondern bloß ein Gegenstand, ein Objekt, nämlich ein Stück Papier, verfolgt. Man nennt es daher das objektive Verfahren. Als ich nun dreimal konfisziert wurde, wartete ich dreimal ab, ob das subjektive oder das objektive Verfahren beliebt würde und so verspätete sich meine Abreise. Aber schon der Umstand, daß ich in kurzer Zeit dreimal konfisziert wurde, läßt Sie ungefähr erraten, wie Sie meinen Charakter kennen, daß ich mehr fürs Kämpfen als fürs Reisen gestimmt war. Will uns der Staatsanwalt einschüchtern,

ſo will ich ihn ſelbſt einſchüchtern. Anſtatt andere zu fürchten, iſt es mir nämlich immer lieber, daß die anderen mich fürchten. Ich ſetzte nun meinen Kopf darauf, um keinen Preis nachzugeben, ſondern den Konfiskations-Dieben nur noch tapferer zu trotzen. Denn ſo perfid dieſes Schaukelſyſtem zwiſchen ſubjektivem und objektivem Prozeß iſt, ſo günſtig iſt es ja doch eigentlich für uns. Stellt ihr mich vor die Geſchworenen und gebt ihr mir Gelegenheit, mich öffentlich zu verteidigen, ſo wißt ihr recht gut, was ich ſagen werde, und es wird euch nicht wohl dabei zu Mute. Ihr wagt es nicht, mich öffentlich reden zu laſſen. Nun gut, ſo konfisziert euch zu Tode! Das viele Konfiszieren ſchadet weit mehr euch als uns, denn es macht euch lächerlich. Das Publikum ſieht zuletzt wohl, daß ihr geneckt werdet, daß ihr den Schaden und den Spott habt. Denn eigentlich muß es jedem Miniſterium, und noch dazu einem liberalſcheinen-wollenden, wie dem Miniſterium Glaſer-Unger-Stremayr, doch peinlich ſein, die Preſſe ſo ſtark zu verfolgen, aber doppelt peinlich, ſie mit dem objektiven Verfahren zu verfolgen, welches das gehäſſigere iſt, weil es das ſchlechte Gewiſſen verrät, ſich vor der Freiſprechung der Geſchworenen zu fürchten. In dieſer Falle eures objektiven Verfahrens ſollt ihr euch daher ſelbſt fangen. Die Falle iſt nur ſchrecklich, wenn man ſie fürchtet, aber ſie wird ſchrecklich für euch, wenn ſie

der Konfiszierte nicht fürchtet. Also nur fort konfisziert! Konfisziert euch die schwere Not an den Hals! — Das war meine Gesinnung und in dieser Gesinnung blieb ich von Woche zu Woche auf meinem Posten in Wien. Auch höre ich soeben aus einer angeblich guten Quelle, daß der oberste Leiter des Preßbureaus beim Minister Unger gewesen und ihm gesagt hätte, wenn der „Correspondent" noch Einmal konfisziert wird, so stehe er nicht für die gesamte Wiener Presse, welche zuletzt doch seine Partei ergreifen müsse, denn eigentlich sei ja der Correspondent verfassungstreu und deutsch-gesinnt, also von der Parteifarbe des Ministeriums, wenn auch auf seine eigene Weise, und es sei im höchsten Grade unpolitisch, zwischen dem Ministerium und der Wiener Presse den Hausfrieden zu stören. Meine Festigkeit hätte also gesiegt, — ganz wie ich wollte.

Während ich nun aber in Wien blieb, fehlte es doch nicht an wiederholten kleineren Ausflügen, welche ich mit ein paar guten Freunden und Kollegen zu machen pflegte. Diese Kameraden verehren mich und tragen mir zu, wie mich andere verehren. Aber welcher Mensch wäre nicht so schwach, Schmeichler zu lieben, zumal wenn die Schmeichler selbst etwas geleistet haben und Männer von Charakter und Urteil sind! Dieser Name paßt dann kaum mehr für sie, wenigstens nicht im unedlen Sinne des Worts. Kurz, ich bin in

einem kleinen Kreiſe ein großer Mann, und der Kreis iſt nicht einmal ſo klein, wie ich denke. Ich höre von Leuten, welche meine Kraftworte zitieren, welche meine Manieren nachahmen, welche mich kopieren, — kurz, eine Schule Nürnberger! Ihnen erzähle ich das, weil für ſolche kleine Eitelkeiten auch beſſere Frauen Sinn haben. Hätte ich dieſen Sinn, ſo hätte ich längſt aus mir etwas machen können, wie Sie wohl ſelbſt wiſſen. So begnüge ich mich mit der kleinen Anbetung meiner nächſten perſönlichen Umgebung, bleibe aber nach wie vor zu faul und zu ſtolz, im großen Publikum mit mir viel Lärm zu machen, oder Lärm machen zu laſſen.

Mitte dieſes Monats, Sonn- und Montag, den 14. und 15., war ich bei einer Vereinsverſammlung des Reichsforſtvereins als Ehrengaſt eingeladen und mußte mir an beiden Tagen gefallen laſſen, daß ein Toaſt auf mich ausgebracht wurde. An großer Tafel mit 50 bis 60 Perſonen! Ich, der ich nie ein öffentliches Wort geſprochen! Aber was war zu tun? Friß Vogel oder ſtirb; ich mußte meine Blödigkeit überwinden und antworten. Ich antwortete ohne Stottern und improviſierte eine kleine, aber paſſende Gegenrede. Das Rekrutenfieber überwindet ſich leicht und raſch, wenn man erſt hört, wie leicht ſich's andere machen und wie viel Hohles und Unfertiges geſtottert wird. Das macht Selbſtvertrauen. Kurz, am zweiten Tage

war ich ſchon keck genug, ſelbſt einen Toaſt auszubringen, und noch dazu einen ſatiriſch-galanten. Das ging ſo zu. Ein Forſtmeiſter, ein alter braver Knabe, hatte ſich zwiſchen den vielen Gängen des Diners die Zeit damit vertrieben, daß er das Porträt der jungen und ſehr hübſchen pikanten Hausfrau vor ſich hin in ſein Skizzenbuch zeichnete. Das Album ging hierauf unter Gelächter von Hand zu Hand, denn das Köpfchen war eine gelinde Karikatur geworden, zumal die ſchwarzen ſprechenden Augen geſpenſtiſch-ſtarr und hohl. Man aß und toaſtierte hierauf weiter und ein Toaſt war feierlicher und pathetiſcher als der andere, und überhaupt des Guten längſt ſchon zu viel. Da dacht' ich bei mir: müſſen ſchon Toaſte ſein, ſo ſollte wenigſtens Einer den geſcheiten Einfall haben, endlich den Anfang zu machen mit einem ſcherzhaften Toaſte, damit das ewige „begeiſterte Hoch" einer leichteren Tiſchunterhaltung wiche. Aber warum war ich nicht ſelbſt dieſer Eine? Gedacht, getan! Ich klingelte an mein Glas, — (das Zeichen, womit um Stille gebeten wird) und ſprach: Meine Herren! Alles lebt bereits und lebt ſogar Hoch! Wir haben ſcheinbar nichts vergeſſen. Und doch haben wir etwas ergeſſen, nämlich — die bildende Kunſt! (Hier ahnte man bereits, wo ich hinaus wollte, und man fing an, ſatiriſch zu lächeln. Ich fuhr fort:) Wir haben zuvor ein Bildnis geſehen, welches bezaubernd ſchön war — —

wenigstens im Original. (Lachen; Rufe: sehr wahr! sehr gut!) Eine schwache Menschenhand hat versucht, dieses Bildnis eben so wohlmeinend als unvollkommen abzukonterfeien. (Lachen.) Welch ein toller jugendlicher Übermut! (Der Mann war weißhaarig.) Aber es muß uns imponieren. Ermuntern wir also die junge hochfliegende Künstlerseele und bringen wir ihr ein begeistertes Hoch schon für die hochgemute Kühnheit, mit bescheidenen Mitteln ein Bild auf die Nachwelt zu bringen, welches als ein Ideal, der besten Künstler würdig, in unsrer bewundernden Mitwelt lebt. (Heiterkeit! Bravo! Gläserklingen ꝛc. ꝛc.) Die junge Frau aber wurde rot bis über die Ohren und bog ihr Köpfchen tief auf die Torte hinab, die sie mit eifriger Energie uns vorschnitt. — Das Fest fand in Fahrafeld statt, ein schönes Tal über Baden hinaus und zwischen Baden und Gutenstein ungefähr in der Mitte liegend.

Da haben Sie Gründe meiner diesjährigen Reiseverspätung. Erstens meine journalistischen Turniere; zweitens meine kleineren, aber geselligen Ausflüge, die mich für mein altes einsames Wandern fast gleichgiltig gemacht. Rechnen Sie dazu drittens: die heftigen Wolkenbrüche, womit der Sommer gleich seinen Einzug gehalten und die auf wüsten Hochgebirgspfaden eine unwillkommene, fast gefährliche Überraschung sein müßten; gegenwärtig aber wieder die unbarmherzige

Hitze, ſchwanger von Sonnenſtichen. Daneben bin ich doch nicht mehr der Alte und das enthuſiaſtiſche heldenhafte Rennen, täglich zwölf Stunden lang über Berg und Tal im heftigſten Sonnenbrand, und dann das Hineinſpringen in die kälteſten Bergwaſſer und zwei- und dreimalige Baden mitten im heißeſten Wandern, — all dieſe jugendlichen Exzeſſe, die ich noch bis in die neueſten Zeiten mit Wonne und völlig gefahrlos getrieben, müſſen endlich auch aufhören. Mein unbändiger Geiſt fängt an ein bischen mürbe zu werden, denn der Körper wird es. Die paar Wanderproben, die ich heuer gehalten, ließen mich ſpüren, daß ich mich mäßigen muß und daß mein Motto nun lautet: Eile mit Weile! So wirkte alles zuſammen, mich bis gegen Auguſt hinzuhalten. Im Salzkammergut und in Gaſtein iſt aber jetzt ſchon die höchſte Saiſon, Fremdenzudrang, Zimmernot und Teuerung auf dem Gipfel, und bedenke ich das, ſo entſchließe ich mich faſt, die erſtgenannte Route aufzugeben und juſt umgekehrt zu machen, nämlich gleich über Graz nach Kärnten zu fahren, alſo nach Graz zuerſt zu kommen. Das aber ſoll nun doch bald geſchehen.

Wien, 28. September 1872.

Ich drehe mich ſo ſehr im Kreiſe weniger Gaſſen und Straßen herum, daß es für mich ein Ereignis iſt,

wie für einen Pilger, der die heiligen Orte im gelobten Lande betritt, wenn ich mitten in Wien und eine halbe Stunde von mir gewisse Stätten betrete, in welchen die Vorzeit, die Sage, die Erinnerung, kurz die Romantik in epheuumsponnenen Fußstapfen der Geister wandelt.

Ein solches Ereignis war heute.

Ein Gang zu Grasberger (der mir den Michelangelo dediziert hat) führte mich durch die Alservorstadt. Wie lange habe ich sie schon nicht betreten! Und betreten muß man einen Ort, — befahren ist nichts! Aber der Tag war schön und zum Gehen einladend. Wind und Frost, welche schon den grimmigsten Winter gedroht hatten, wechselten just heute wieder mit dem lieblichsten Herbstwetter. Warm schien die Sonne vom blauen Himmel, als ich in der Johannesgasse Nr. 2 zu den Fenstern des zweiten Stockes hinaufsah, welche glänzten und funkelten. Das Haus, von der Sonne vergoldet, sah so fröhlich und jung aus und den Fenstern lächelte es warm und blühend aus den Augen, als gingen die schönen alten Dinge soeben jetzt in ihrem Innern vor, oder als wüßten sie es wenigstens, daß sie vorgegangen. Ich aber, auf der Gasse drunten, kam mir nicht dunkler und älter vor als die Fenster droben im Lichte. Wir flossen zusammen, d. h. wir waren niemals auseinandergeflossen. Ich war so zuhause in der Johannesgasse; die Geschichte dieser

ſonnigen Fenſter war mir ſo friſch, ſo gegenwärtig, ſaß mir ſo gut am Leibe, daß ich mich gar nicht drein finden konnte — in die Anzahl der Wandkalender, welche die Menſchen ſeitdem vom Nagel genommen. Ein Jüngerer mag das Liebe und Treue nennen; ein Älterer nennt es — ſein Alter! Ach, wie verkennt man das Alter, wenn man meint, alt ſei das Vergeſſen! O nein, alt iſt das Erinnern! Gegen neue Eindrücke gleichgiltig ſein, aber lieber und lieber ſich in die alten verſenken, das iſt das Alter. Freilich wird das Alter — ſtumm. Die Worte hören auf, das Hochamt wird nicht mehr mit allen Glocken eingeläutet, das Gemüt lieſt ſeine ſtille Meſſe. Wehe dem Ohre, das nur hört, was geſprochen wird! Das Beſte wird nicht geſprochen.

Wien, 14. Oktober 1872.
An einem ſehr ſchönen Tage.

Ich war den ganzen Vormittag heute ſtark im Zweifel, ob ich Ihnen einen recht langen Brief ſchreiben, — oder einen recht kurzen in zwei, drei Zeilen hinwerfen und bloß ankündigen ſoll, daß ich den recht langen Brief — lieber ſprechen werde.

Ich habe mich für das letztere entſchieden.

Jene kleinen Fäden, die mich von meinem Grazer Beſuch immer zurückgehalten, jene kleinen Spannungen auf die kleinen Entwicklungen meiner literariſchen An-

gelegenheiten loco Wien, die mich in Wien von Frist zu Frist, — nicht stark, aber doch immer festgehalten haben, — sie sind endlich alle zu Ende.

Ich habe gestern mit Dingelstedt eine Konferenz gehabt, welche vielleicht entscheidend war für den günstigen Stand meiner künftigen literarischen Theater-Angelegenheiten.

Diese Wendung wollte ich abwarten.

Wann ich immer früher gekommen wäre, es hätte mir wehe getan, Ihnen nichts sagen zu können, als — ich hoffe ... ich hoffe ...

Das haben wir lang genug getan in unserm armen Leben!

Im Grunde bringe ich auch jetzt nichts mit als Hoffnungen, aber wenigstens Hoffnungen auf ein gegebenes Wort. Und im ganzen Menschenverkehr haben wir ja überhaupt nicht mehr, als daß sich einer auf den andern verläßt. Alles kommt darauf an, ob ich aus mir selbst heraus hoffe oder ob mir der andere Ursache und Grund zu hoffen gibt. Jenes kann man eigentlich bloß wünschen und erst dieses hoffen nennen.

Und Dingelstedt hat mir Hoffnungen gemacht, nach welchen ich berechtigt wäre, meinen Theater-Horizont ebenso rosig anzusehen, als ich ihn bisher schwarz angesehen.

Auf diesen Lorbeeren läßt sich also einstweilen ausruhen. Mit dieser Ruhe im Gemüte komme ich

jetzt nach Graz, und wie viel Zeit auch vergangen ist, so darf ich wohl sagen, erst jetzt ist der rechte Augenblick.

Wien, 7. Dezember 1872.

Jedenfalls bringe ich die Weihnachten in Graz zu. Am 15. habe ich noch eine Unterredung mit Dingelstedt; zwischen 16. und 20. fahre ich nach Graz. Am Vorabend meiner Abfahrt schreibe ich Ihnen noch einmal.

Wien, 30. Dezember 1872.

Der Stephansturm läßt Sie schön grüßen.

Soeben, halb 6 Uhr abends, betrete ich meine Wohnung. Daß ich glücklich angekommen bin, ist diesmal keine Redensart, denn wir fuhren durch eine Sorte von Nebel, welche den Bahnzügen gar nicht ungefährlich ist.

Von Graz bis Frohnleiten stand die Nebeldecke hoch, von Frohnleiten bis zur Mittagsstation Mürzzuschlag und drüber hinaus bis auf die größere Hälfte des Semmering kam die Sonne zum Vorschein und ich freute mich noch einmal am schönen Steirerland; aber bei der Semmering-Station „Klamm" kamen die Nebel tief in die Schluchten hereingekrochen, und es war nicht die Sorte der Wolkennebel, welche oben heiteren Himmel machen, wenn sie talwärts gehen, sondern es waren die unheimlichen verräterischen Schleier-

nebel, welche oben und unten zugleich sind. Von der Klamm an war die ganze österreichische Seite ein Nebelozean, in welchen der Bahnzug hineinfuhr und sich durch fleißiges Pfeifen half, denn wo die optischen Signale nicht gesehen werden, müssen die akustischen aushelfen.

Übrigens trug ich diesmal meinen Plaid und kam in Wien nicht so erfroren an wie in Graz, sondern ziemlich behaglich. Wie hätte ich sonst Lust zu schreiben? Ich schicke Ihnen diesen Gruß und — ein Gedichtchen, das ich noch im Bette vor dem Einschlafen komponierte, als wir uns am Sonntag um 10 Uhr abends für diesmal das letzte Lebewohl gesagt.

Kein Letztes!

„Der letzte Gruß" — „der letzte Kuß" —
Das sollt ihr niemals sagen,
So lang ihr noch lebendig spürt
Das Herz im Leibe schlagen.

Das Wort „unmöglich" streicht die Macht
Aus ihrem Wörterbuche;
Das Wort „zum letztenmal" verbannt
Die Lieb' aus ihrem Spruche.

* *

Wien, 10. Mai 1873.

Die Zerſtörung Jeruſalems iſt das neueſte Freudenereignis der Weltgeſchichte! Geſtern Freitag, den 9. Mai, mittags um 1 Uhr wurde die Wiener Börſe polizeilich geſchloſſen!! Und da ſage man noch, daß der Freitag ein Unglückstag iſt!

Es war an dem, daß der Baron Rothſchild beinahe und der Baron Schey wirklich geprügelt wurde; daß eine Menge von Hunderten zu Hyänen gewordener Menſchen die ſchuldigſten Börſen-Häupter totſchlagen wollte, während dieſe wieder nach Polizei und Militär ſchrien, was jedenfalls Öl ins Feuer geweſen wäre, ſo daß heute vielleicht Wien in einem Blut- und Flammenmeer unterginge, daher der anweſende Regierungs-Kommiſſär, geſcheiter als die ganze Judenangſt, anſtatt Waffengewalt anzuwenden, — den Hausſchlüſſel anwendete und die Börſe einfach ſchließen ließ. Geſtern erſchien kein Kurszettel!

Und fragen Sie mich, wie es gekommen, ſo iſt das eigentlich das Schönſte vom Schönen. Geld iſt im Überfluß auf dem Markte, der politiſche Himmel war nie reiner und ruhiger; nicht die leiſeſte Ausrede iſt weit und breit aufzutreiben. Die eigene Schuld wirkte hier ganz und voll, ohne jeden mildernden Nebenumſtand. Die Börſe brach zuſammen unter der Überlaſt ihrer eigenen Verbrechen.

Seit gestern können ehrliche Leute wieder über die Straße gehen und Menschen, welche arbeiten, werden nicht Dummköpfe genannt. Seit gestern heißt ein Dieb wieder Dieb und nicht mehr Baron. Die Herrschaft der Diebe hat aufgehört oder ist wenigstens wohltätig unterbrochen.

Ich sehe nur lachende Gesichter. Jetzt erst wird es sichtbar, welch eine ungeheure Masse von Grimm angesammelt war. Glücklicherweise ist der Grimm der Wiener tatlos; in jeder andern Stadt wäre zwischen gestern und heute kein Judenhaus unverbrannt geblieben.

Es wird allgemein bedauert, daß der Sturz nicht 14 Tage früher eintrat, wo er noch die Mai-Steigerung verhindert hätte. Um Ihnen ein Beispiel des herrschenden Geldfiebers zu geben, nenne ich Ihnen nur einige dieser Steigerungen. Ein Laden auf dem Kohlmarkt wurde von 16hundert auf 8tausend Gulden gesteigert. Ein Laden auf dem Stephansplatz zahlte 4000 fl. und zahlt jetzt 16,000. Eine Wohnung wurde von 3000 fl. auf 10,000 gesteigert. Ein Wirt in Mödling mistete seinen Kuhstall aus, zog eine nasse Lehmwand durch, nannte es „2 Zimmer" und verlangte für diese „Sommerwohnung" 700 fl. Schon fand er einen Esel, der ihm 600 bot; er gab es nicht einmal her. Jetzt höre ich soeben von kompetenter Seite, daß zwischen Donnerstag und Freitag in Baden

und Böslau 126 Sommerwohnungen mit Aufopferung des Draugeldes wieder abgesagt worden.

Nie hat ein schöneres Gewitter eine verpestetere Luft gereinigt!

Obwohl es aber für die Mai-Gesteigerten zu spät kommt, für die Weltausstellung ist es ein unermeßlicher Segen. Schon schrieb ein englischer Korrespondent in „Daily News“: Die kleinste Scheidemünze in Wien ist — das Guldenzettel! Was in einer großen englischen Zeitung gesagt ist, ist der ganzen zivilisierten Welt gesagt. Die Fremden bleiben aus, umso mehr, als nach der feierlichen Besichtigung von Hobelspänen, die man am 1. Mai „die Eröffnung der Weltausstellung“ taufte, von einer wirklichen Ausstellung vor zwei Monaten keine Rede sein kann! Nie habe ich in Wien mehr Torzettel gesehen als jetzt. Alles hat ins Riesige gerechnet und lernt seit gestern sich den Millionentraum aus den Augen reiben. Wie schnell kriechen jetzt alle Preise wieder zum Kreuze! Wäre die Weltausstellung mit einer Börsen-Hausse zusammengetroffen, so hätte eine Million Wiener ihre Heimat verlassen können, um die Stadt der Börsianer den Fremden und den Räubern abzutreten.

Seit gestern ist Wien wieder bewohnbar.

Denken Sie sich auf dem wahnsinnigen Gehirn von Wien einen Eisumschlag wie den Großglockner, und es wirkt. Der phantasierende Räuber spricht wieder

im Bewußtsein und stammelt die Worte: ich will ein ehrlicher Mann werden!

Ich schickte Ihnen ein Tagblatt, das Sie hoffentlich erhalten haben. Ich dachte mir, es würde auch interessanter sein, anstatt aus der Grazer Tagespost aus einem Wiener Blatte selbst das große Tagesereignis kennen zu lernen. So müssen Sie die Sendung auffassen, nicht etwa daß ich damit einverstanden wäre und das Tagblatt unterschreiben wollte. Im Gegenteile! Kein Blatt, das nicht gehängt zu werden verdient! Sie waren es, die das Metier der Volksverführung systematisch und schamlos betrieben. Wäre das Wiener Blut von schärferen Säften, so wären gestern alle Redaktionsbureaux gestürmt und alle Zeitungspressen zertrümmert worden. Auch fürchtet die Judenangst etwas Ähnliches, denn Sie werden bemerkt haben, daß der Leitartikel mit „Kanonen in den Straßen" droht.

Nicht minder perfid ist aber das Schlagwort „Verhütung einer Handelskrisis", das die Zeitungen jetzt wie auf Verabredung ausgeben. Da alle Welt gespielt hat, z. B. die Bäcker kein Mehl mehr kauften, um das Geld ins „Börsencomptoir" zu tragen, so schreien die Zeitungen jetzt nach „Staatshilfe", um eine Krisis von dem Handel und von der Industrie abzuwenden. Merken Sie den Judaskuß wohl! Wenn Ein Fabrikant beim Hazardspiel ertappt wird, so straft

ihn die Polizei. Wenn aber 10,000 Fabrikanten beim Hazardſpiel ertappt werden, ſo muß ihnen der Staat noch unter die Arme greifen, damit keine „Handelskriſis“ entſteht! Mit dieſem Vorſchlag gewinnt die jüdiſche Börſianerpreſſe zweierlei: ſie beſchwichtigt momentan und wendet den Zorn von ſich ab, indem ſie mit tröſtlichen Hoffnungen ſchmeichelt; ſie ermuntert aber auch für die Zukunft, daß der Tanz toller als je fortgehen kann, denn wer ſollte nicht ſpielen, wenn im ſchlimmſten Falle der Staat für ihn einſteht? wenn das Prinzip aufgeſtellt wird: der Täter hat nicht mehr für ſeine Tat einzuſtehen, ſondern wenn der Täter Fabrikant war, ſo macht der Staat ſeine ſchlechten Taten gut, damit keine Handelskriſis entſteht?! Daß mit dieſem Prinzip die gefährlichſte aller moraliſchen Revolutionen eingeleitet wird, empfindet in ganz Wien kein Menſch. Und wer druckt es mir, wenn ich's ſage?! Mit den 5 Millionen, welche das Miniſterium auch wirklich ſteuert, iſt das Hazardſpiel zum Staatsprinzip erhoben und aus den öſterreichiſchen Gewiſſen der letzte Reſt von Sittlichkeit hinweggebeizt, wie aus einem Kleide die Farbe mit Scheidewaſſer!! —

Sie haben ſchon zweimal den Wunſch des Vaters zur Sprache gebracht, aber indem ich darauf antworte, muß ich noch fragen. Was wünſcht der Vater eigentlich? Abbildungen vom Weltausſtellungs-Inneren und von den einzelnen ausgeſtellten Gegenſtänden? Solch-

Bilder werden die ganze Welt überschwemmen und auch in Graz zu haben sein. Eine illustrierte Zeitung der Art, die in erster Hand zu teuer ist, dürfte in zweiter Hand von einem Grazer Kaffeehaus für ein Billiges zu abonnieren sein. Oder wünscht der Papa überhaupt sämtliche Gegenstände, die zur Weltausstellung gelangen, aus allen Branchen der Künste und Industrien namhaft zu wissen? Dazu würde der General-Katalog der Weltausstellung, ein gebundenes Buch, dienen. Oder will der Vater einen fortlaufenden kritischen Bericht über die Weltausstellung? Ich vermute, daß er das wünscht, denn es ist für jeden Interessenten in der Tat das Wünschenswerteste. Darauf hätte ich aber zu antworten, daß dieser kritische Bericht in allen Wiener Blättern ohne eine einzige Ausnahme nur mit gröbster Parteilichkeit und Bestechlichkeit redigiert wird. Jede gelobte Zeile ist teuer bezahlt, und was nicht bezahlt wird, das wird totgeschwiegen oder getadelt, und wäre es das Vortrefflichste. Die ganze Weltausstellungs-Journalistik ist ein dicht geschlossenes Raubsystem, und wäre die Wahrheit nur ein Sonnenstäubchen, so würde sie die Fugen der Lüge und der Korruption nicht durchdringen können.

Aber der Vater mag was immer wünschen, — es hat Zeit. Darauf kommt man schließlich immer wieder zurück. Nichts ist fertig. Die Japanesen haben sich noch mehr beeilt als die Wiener; sogar viele Wiener

Aussteller fehlen noch. Und wenn Ihr denkt, Kinder, daß sich von den Regentagen dieser letzteren Zeit der Ruf in der Welt zu verbreiten hat, der auch buchstäblich wahr ist: es hat bei der viel bewunderten, gänzlich überflüssigen, aber Millionenteuren Rotunde faktisch zum Dach hereingeregnet, so werdet Ihr begreifen, daß sich der Erdball nicht eben beeifern wird, diesem Krähwinkel seine Schätze anzuvertrauen!

Der Provinzbewohner mit seinem graden ehrlichen Urteil scheint überhaupt der Wiener Weltausstellung eine Andacht zu widmen, wovon just das Gegenteil gerechtfertigt ist. Da Österreich seit der letzten Pariser Ausstellung nicht gearbeitet, sondern auf der Börse gespielt hat, so ist die österreichische Industrie um 6 Jahre nicht nur nicht fortgeschritten, wohl aber in den meisten Artikeln zurückgegangen. Ein österreichischer Hauptartikel war z. B. die Glasfabrikation; aber so wenig von der Ausstellung noch sichtbar ist, so ausgemacht ist es bereits, daß uns die belgischen Gläser weit überflügeln. Mit Einem Worte, August Zang, der alte Fuchs, wird recht behalten, wenn er schreibt: Österreich ließ sich's 20 Millionen kosten, um seinen Kunden die Augen zu öffnen — daß sie fremde Märkte suchen sollen. Die öffentliche Meinung der urteilsfähigen Leute geht einstimmig dahin: die Weltausstellung ist unser zweites Königgrätz!!

Wien, 22. Juli 1873.

Der gute alte Raimund ſingt im Verſchwender:

Die Jugend will halt mit Gewalt
In allem glücklich ſein;
Und wird man nur ein bischen alt,
So find't man ſich ſchon drein.

Nach dieſem Symptom muß ich wohl „ein bischen alt" werden, wie ich an meiner wachſenden Zufriedenheit mit den Dingen merke. Graz hat mir diesmal beſſer als je gefallen und nun hätte mich eigentlich Wien unglücklich machen ſollen; aber — als ich nach Wien zurückkam, ſo hat mir auch der Kontraſt mit Wien wieder gefallen. Iſt das nicht die Stimmung der alten Leute, mit allem zufrieden zu ſein? Faſt kenne ich mich ſelbſt nicht mehr!

Und doch iſt es kürzlich wie ein Lichtſtrahl über mich gekommen über die Wahl eines künftigen Aufenthalts. Wie ſich die Frommen manchmal von Gott erleuchtet glauben, ſo kam es plötzlich wie eine Art Erleuchtung, wie eine Art Offenbarung über mich, daß alles, was ich von Görz und einem Häuschen am Meere, oder von Bozen, oder von Bauplätzen auf dem Ruckerlberg ꝛc. ꝛc. zeitweilig mit ſo warmer Liebhaberei phantaſiere, keine ernſthafte Probe aushält, und daß mein Platz nur in Deutſchland ſein kann! Klarer als je iſt es mir geworden, ja der Entſchluß möchte wohl end-

lich fest und unwiderruflich gefaßt sein, daß mein künftiger Wohnplatz in Westdeutschland, wahrscheinlich im Großherzogtum Baden zu suchen ist. —

Wohl habe ich bei meiner Abreise sowohl zuhause als am Bahnhof reichlich zwei Stündchen zu versäumen gehabt, die wir uns noch hätten gönnen können. Ein anders Mal wollen wir's besser machen.

Im Coupé bin ich gewöhnlich schweigsam und schließe nicht rasch Bekanntschaft. Ich kam mit einem Paare zu sitzen, das weit gereist sein mußte und übermüdet aussah. Der Mann etwa ein Dreißiger, schwarz von Haar und Bart, angenehme Züge, aber entschieden fremdländisch. Das Frauenzimmer blond, aber auch nicht deutsch, eher slavisch, hübsch, mit einem kleinen wilden Zug — was man sagt, eine wilde Hummel. Der Mann bemühte sich um ihre kleinen Bequemlichkeiten mit einer gewissen Aufmerksamkeit, ja Zärtlichkeit und ich dachte im Stillen über das Verhältnis nach, denn für eine Frau war sie mir viel zu jung. Fast ein Kind! Ein kleines wildes Schoßkind! In Bruck, — ich saß an der Seite des Bahnhofes — ließ ich mir zwei Gläser Wasser geben und bot das erste dem jungen Wesen, das sehr erhitzt war, zum Trinken an. Der Mann dankte mir für meine Galanterie und bot mir später ein Bonbon. Das Mur- und Mürztal gefiel ihm ungemein, und wenn er mit Blondchen Worte wechselte, so klang es bald russisch, bald italienisch,

während ich französisch dreinpfuschte, Blondchen aber wieder ein gebrochenes Deutsch sprach. Sie kamen von Italien und da ging mir endlich doch ein Licht auf und lächelnd fragte ich: ob es ihre Hochzeitsreise war? Noch lächelnder aber antwortete Blondchen, daß sie schon ein Töchterchen von anderthalb Jahren zuhause hätten, daß sie noch nicht 16 war, als sie geheiratet. Es tat ihrem Frauenstolz sichtlich wohl, daß diese Dinge endlich zur Sprache kamen. Sie reisten nach Odessa, wo sie zuhause waren. Der Mann war Italiener, sie hatten in Italien soeben den Schwiegerpapa besucht; sie selbst war die Tochter einer Hamburgerin und eines Russen. Daher das Gemisch von Italienisch, Russisch und Deutsch. Der Mann war Arzt in Odessa. Auf dem Semmering bewunderte er das Genie der Deutschen, die solche Werke bauen; ich aber bewunderte im Stillen — ihn. Es war zum erstenmal, daß ich einen Italiener stundenlang und mit Muße als Gegenstand meiner Beobachtung vor mir hatte, und mir gefiel das Studium. Der Mann war wie ein schönes Kind. Es war so viel Grazie in seinem Ausdruck, eine so naive, liebenswürdige, kurz schöne und jugendliche Natürlichkeit, daß ich zum erstenmal das Modell der „bevorzugten Kinder des Südens" nicht als Phrase, sondern als Wirklichkeit kennen lernte. Dieses frohe Erstaunen, diese lebendige kindliche Freude, und wieder das schöne taktvolle Maß, die Harmonie,

die Urbanität in ſeinen Freudebezeugungen — es war zu reizend zu ſehen. Sie hatte ſchon etwas Wilderes, Steppenartiges von ihrem ruſſiſchen Vater, aber doch nur im Äußern. Deutſche Sprache und deutſche Kultur beſprach ſie mit einer Art leidenſchaftlicher Andacht, und in ihrem Reden und Denken war ſie ein recht frauenhaft gebildetes und charaktervolles Weſen.

Zuletzt tauſchten wir unſere Karten und — in Odeſſa ſoll ich ſie wiederſehen! Sie heißen Negri. —

Die Cholera iſt ein Schwindel. Man macht aus der Mücke einen Elephanten. Mich ficht ſie gar nicht an.

Mein Feuilleton heißt Krähwinkel und Weltſtadt und war ein neues Lorbeerblatt meiner Feuilleton-Muſe. Es hat Aufſehen gemacht; der Beifall war lebhaft und allgemein. Nächſtens ſchicke ich's Ihnen. Ich müßte dazu noch ein paar Erklärungen ſchreiben, wozu ich mir heute nicht Zeit nehme.

Wien, 1. Auguſt 1873.

Natürlich iſt Cholera! Aber ſie iſt nicht anders als Lungentuberkuloſe, Lungenentzündung, Gehirnentzündung, Bauchfellentzündung, Rippenfellentzündung, kurz als jede andere Krankheit. Aber die andern Krankheiten haben wir das ganze Jahr und die Cholera kommt und geht in einem viel beſtimmteren

Marſchrhythmus. Das iſt's, das allein iſt's, warum man von ihr mehr redet als von den andern. Und die andern Krankheiten ſind keine Seuchen, aber die Cholera iſt eine Seuche. Kann wenigſtens ſeuchenartig ſich ausbreiten. Das macht ſie zu einer Herrſchaft unter den Krankheiten, zu einer diſtinguierten, vornehmen Perſon, die mehr angegafft wird als andere. Man belauſcht ihre kleinſten Bewegungen, läuft ihrem Wagen nach, wartet auf ihren Wagen, ſieht ſie einſteigen, ausſteigen, gafft in den erſten Stock hinauf und gafft die Lichter ihres Fenſters an, kurz tut, als ob ſie etwas Beſonders wäre, bloß weil ſie ſich danach benimmt. Sie iſt eine auffallende Perſon. Andere Krankheiten werden nicht beachtet und kein Hahn kräht nach ihnen, weil ſie ehrſame Spießbürger ſind und das ganze Jahr arbeiten und ſolid ihren Geſchäften nachgehen, und ſchließlich vielleicht noch mehr fertig bringen als die kokette, prätentiöſe Cholera, die nicht leben kann, ohne von ſich reden zu machen. — Die Urſchel aber ſoll mich gern haben; ich kümmere mich nicht um ſie. Meine Marillen und Pfirſiche laſſ' ich mir von der affektierten Zezen nicht verderben. Fällt mir nicht ein! —

Soeben höre ich, daß Förſter, der Weiſe und das Orakel des Burgtheaters, mit ungeheurem Reſpekt, mit einer Art Bewunderung vom Pfand der Treue ſpricht. Aber — „den Bühnenerfolg kann er nicht verbürgen".

Als ob dieſe Nußknacker einen Bühnenerfolg überhaupt verbürgen könnten! Aber — ſie brauchen nur Genie zu ſehen und gleich verbürgen ſie ſich nicht für den Bühnenerfolg! Sie brauchen nur die platte Mittelmäßigkeit zu ſehen, die ewig dageweſene, 999mal ausgepfiffene, und gleich verbürgen ſie ihr zum 1000ſten Mal den Bühnenerfolg!

Und von ſolchen Leuten ſoll man abhängen! Die haben Sein und Nichtſein des Dichters in der Hand! Wahrlich, der liebe Gott braucht keine andere Cholera mehr. Das iſt die Seuche für uns arme Narren. Brechen — Kaken — und Sterben!

Inzwiſchen iſt heute der 1. Auguſt, der erſte Tag des Monats, in deſſen letzten Tagen wir uns ſchon wieder ſehen werden. Wie die Zeit vergeht! Wie bald wird dieſe Handvoll Tage herum ſein und wir kutſchieren nach Steinberg, nach Plankenwart, ſpeiſen auf dem Luſtbichl — kurz, freuen uns und ſammeln neue Kräfte, um die Weisheit der Leute wieder auszuhalten.

Adieu! Grüßen Sie die Ihrigen und vergeſſen Sie keinen Augenblick, was einen Dichter umbringt. Dann werden Sie ganz ruhig bleiben, daß es die Cholera nicht iſt.

Wien, 8. September 1873.
Mariae Geburt.

Ich ſtand ſo nahe an dem Punkte abzureiſen, daß ich Ihren Brief nicht anders als durch meine perſönliche Ankunft beantworten wollte.

Am Dienstag voriger Woche kam Ihr Brief; ich hatte in dieſer Woche zwei Geldbeträge einzukaſſieren, die auch pünktlich eintrafen; hierauf wollte ich noch die zwei Feiertage vergehen laſſen, weil da alle Welt ausfliegt und die Bahnen muthmaßlich überfüllt waren, aber gleich darauf, nämlich dieſen Dienstag, wollte ich meine Grazer Fahrt machen.

Geſtern kam der letzte von drei Geldbeträgen, geſtern auch machte ich drei Abſchiedsbeſuche in Baden, Mödling und Perchtolsdorf, aber — wie ich abends nachhauſe komme, finde ich in meinem Briefkaſten einen Brief von Ernſt Haug, einem alten 48ger Freund, den Sie aus dem Verkehr mit mir wahrſcheinlich noch im Gedächtniſſe haben und welcher von ſeinem Landgute bei Hamburg in mehrjährigen Zwiſchenräumen nach Wien und Öſterreich, den alten Schauplätzen ſeines Heimatlebens, beſuchsweiſe herankommen pflegt.

Schon längſt wunderte ich mich, daß ihn der Weltausſtellungs-Magnet nicht angezogen, — da war er endlich! Er meldet mir ſeine Ankunft auf Donnerstag.

Diesem Freunde nun muß ich mich ein paar Tage widmen. Gleichzeitig hat ein gestriger Regen einen so fröstelnden Witterungswechsel hervorgebracht, daß man ohnedies geneigt wäre, wieder die nächste Besserung abzuwarten, daher die Verzögerung insoferne leichter zu verschmerzen, als jetzt von zwei Seiten Gründe dafür zusammentreffen, was immer tröstlicher scheint, als wenn Einen ein einziger aufhält.

Mit Ernst Haug zu sprechen, wird mir in manchem Sinne wichtig und willkommen sein; es erleichtert mir vielleicht literarische Pläne mit Hamburg. —

Mein Schauspiel ist noch immer „en lecture“, wie der Ausdruck lautet. So sehr es wider meine ganze Natur geht, Fremden gegenüber für meine eigenen Angelegenheiten zu interessieren, so brannte es mir doch auf den Nägeln, Ihnen eine Nachricht mitzubringen, und ich machte dem Theatersekretär — Dingelstedt war abwesend — eine Abschiedsvisite, bei welcher Gelegenheit der Gegenstand berührt werden konnte. Also — das Stück ist en lecture! D. h. 3 Regisseure und Dingelstedt selbst müssen es lesen. Zwei haben es aber schon gelesen, wie mir Dingelstedt bei meiner Rückkehr von Graz sagte; es wäre also seit 2 Monaten nicht vom Flecke gerückt. Möglich, daß es just nichts Schlimmes bedeutet und mit rechten Dingen zugeht. Die Leute kamen heuer der Weltausstellung wegen um ihre Theaterferien, das Hin- und

Herfahren zwiſchen ihren Sommerwohnungen und dem Theater iſt natürlich mit Zeitverluſt verbunden, dazu war die diesjährige Sommerſchwüle lähmender und jeder Tätigkeit ungünſtiger als je, — kurz, es könnte alles natürlich zugehen, man brauchte juſt nicht ſchwarz zu ſehen. Und das Theater iſt von allen Stätten der Erde die Stätte, die am meiſten Geduld verlangt. Alſo Geduld!

Wenn Sie ſich nur die leidige Cholera aus dem Kopfe ſchlagen möchten! Wenn man ſie jetzt ſchon einer Sorge würdigte, was ſollte denn ſein, wenn täglich zwei, drei Hundert ſtürben? Dann müßte man ja vor Angſt ſterben! Was mich betrifft, für mich exiſtiert ſie gar nicht, ich kenne ſie nur aus Ihren Grazer Briefen. Mich haucht ſie ſo wenig an, daß ich in meinen alten organiſchen Ordnungen nicht ein einziges Mal auch nur die leichteſte und kürzeſte Änderung merken konnte.

Beſinnen Sie ſich noch, ob ich Ihnen oder den Kindern von Wien etwas Wünſchenswertes oder Notwendiges mitzubringen hätte. Daß ich die italieniſche Grammatik nicht vergeſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Was Sie von Büchern zu Ihrer Privatlektüre ſagen, wird ſich kaum machen laſſen, denn Bücher ſind eine ſchwere Ware. Und diesmal habe ich ohnedies viel mitzunehmen, da ich mehrere Wochen lang ausbleiben will und da es juſt in den Wechſel der Jahreszeit fällt,

wo man außer mit den Sommer- auch mit winterlichen Stücken verſehen ſein will.

Ich nehme mir aber vor, und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich gleich nach meiner diesmaligen Zurückkunft, die gegen Ende Oktober ſtattfinden wird, im November oder anfangs Dezember wieder einen Grazer Ausflug machen werde. (Die Eilzug-Freikarte dazu habe ich jetzt ſchon in der Taſche.) Dann trägt man den ganzen Winter bereits am Leibe und ich will dann recht gern mein Handkofferl mit Büchern für Sie anfüllen.

Und nun Adieu, Liebſte. Grüßen Sie die Ihrigen und warten Sie in Gottes Namen noch eine Woche länger.

Wien, 27. Dezember 1873.

Wenn man anders von Graz nach Wien angenehm zurückreiſen kann, ſo bin ich diesmal angenehm gefahren. Was für ein Unterſchied zwiſchen dem Sommer und einem ſommerlichen Winter! Im Sommer (als ich mit dem jungen Ehepaar aus Odeſſa fuhr, wovon ich Ihnen ſchrieb) war's doch auch Eilzug, aber wie lang und beſchwerlich dünkte mir die Fahrt! Die Hitze war unausſtehlich; vor der großen Hitze hatte man die Wagenfenſter offen, dann aber waren wieder Rauch und Ruß unausſtehlich. Ich kam in Wien an — erſchöpft und verſchmachtet wie nach der ärgſten Strapaze.

Diesmal flog ich wie ein Federball nachhause. Es war freilich ein denkwürdig schöner Tag, das Wetter konnte nicht liebenswürdiger sein. Erst die schöne purpurne Abendstunde, dann die Mond- und Sternennacht — klar, rein und doch ohne Spur von Winterkälte! Selbst im Halbmondlicht sah ich auf dem Semmering die beschneiten Alpengipfel; eine leichte Schleierwolke verdunkelte nicht, sondern dekorierte nur hin und wieder die Mondnacht. Erst auf der österreichischen Seite war der Himmel trüber und neblicher.

So höre ich auch, daß mein bezaubernd schöner Reisetag, der 25. Dezember, in Wien nicht eben sehr schön und daß am heiligen Abend ein geradezu häßliches Sturmwetter war. Also Steiermark ist schöner als Österreich — woran ich nie gezweifelt!

Von Neuigkeiten nur die Hauptsache und in Kürze!

Aus Hamburg folgende Korrespondenz-Karte (schon vom 16. Dezember datiert!)

„Geehrter Herr. Vorläufig meinen besten Dank, woraus Sie zugleich erkennen mögen, daß ich Sie nicht wieder loszulassen hoffe. Eine spezielle Beantwortung Ihres Briefes lasse ich bald nachfolgen. Nach Wien kann ich in diesem Jahre nicht kommen, vielleicht im Frühsommer 74. Hochachtungsvoll Otto Meißner."

Aus Breslau eine Briefſtelle über den Epilog zur Wiener Weltausſtellung:

„Den alten Holtei haben Sie damit geradezu enthuſiasmiert.“

Genug für den erſten Augenblick! Vergeſſen Sie nicht das Rehfüßl für den Wolfgang; vielleicht kaufen Sie ſelber eines und überraſchen ihn damit. Ich habe mir noch ein Gewiſſen daraus gemacht, daß ich ihn verführte, etwas Liebes für Geld zu verkaufen. Und wenn er ſeinen Guſto noch gebüßt hätte! Aber juſt im erſten Augenblick ſeiner eigenen friſcheſten Freude! Nur weil es ſo leicht zu erſetzen iſt, darf ich mir's verzeihen. Aber ſehen Sie ja darauf, daß es erſetzt wird; ich kann ſonſt nicht ruhig ſchlafen und tauſend dämoniſche Rehfüßln tanzen mir auf der Naſe herum.

Wien, 17. Jänner 1874.

Zu Ihrer Beruhigung hätte ich wohl gleich umgehend ſchreiben ſollen, denn ob Otto Meißner nach Wien kommt oder nicht, hat auf unſer Geſchäft keinen Einfluß. Das Geſchäft iſt im Gang. Wir ſind beiderſeits einig. Soeben vollende ich noch die Schlußredaktion der Feuilleton-Sammlung, ſchreibe eine Vorrede dazu, und eh' der Monat abgelaufen, wird der 1. Band druckfertig in Hamburg ſein.

Ihren vergeblichen Bahnhof-Beſuch habe ich ſehr bedauert. Wohl iſt der Bahnhof im Umbau begriffen

und herrſcht durch die geſtörte Ordnung und Gewohnheit einige Konfuſion. Trotzdem hätten Sie mich leicht finden können; aber ich kann es erraten, daß Sie der Kondukteur falſch verſtanden hat. Was vernehmen denn öſterreichiſche Sinne richtig? Noch während man das Wort im Munde hat, haben ſie ſchon ganz was Anders verſtanden, oder vielmehr — „'glaubt“. Sie beſuchten einen, der mit dem Schnellzug fortgeht, und er hat wahrſcheinlich „'glaubt“, einen, der mit dem Schnellzug kommt, und wird Sie ſtatt zum „Eingang“ zum „Ausgang“ gewieſen haben, juſt auf den entgegengeſetzten Flügel des Gebäudes, das im Neubau ſehr langgeſtreckt iſt. Auf dem meinigen ſah ich mich wenigſtens gut und ſorgfältig um; an mir liegt's nicht.

Ich bin mit 3 Arbeiten zugleich beſchäftigt: Originalarbeiten für den laufenden Erwerb — Redaktion der Feuilleton-Sammlung — und Abſchrift des Schauſpiels, und mein Arm iſt ein bischen müde, längere Briefe zu ſchreiben.

Wien, 7. Februar 1874.

Wohl habe ich mit Mangel an Stoff dieſe Brief-Pauſe erklärt; dabei war aber doch auch die Sorge nicht ausgeſchloſſen, daß der Winter, der die Menſchenkinder ſo mannigfaltig zwickt und zupft, eine Störung gemacht haben könnte. Und ſo wollte ich jedenfalls erſt

ein Lebenszeichen von Ihnen abwarten, um meinen heutigen Brief folgen zu laſſen.

Die Arbeit meiner Feuilleton-Sammlung wäre nahezu getan, nur die Vorrede hält mich noch auf, die mir zufällig nicht von der Hand gehen will. So habe ich auch an einem touriſtiſchen Doppelfeuilleton beinahe den ganzen Jänner zugeſetzt, ſonſt wäre die Sammlung ſchon fertig. Es ſind lauter Tage, die keine Früchte geben wollen.

Seit geſtern iſt durch den Beſchluß des Abgeordneten-Hauſes die Inſeraten-Steuer aufgehoben, was Eurer Aufmerkſamkeit nicht entgehen wird, denn es iſt eine Erleichterung von 30 kr. für ein einmaliges Inſerat.

Meine Reiſen habe ich noch nicht gemacht — heißt es doch, wie man ſagt, das gute Geld aufs ſchlechte legen! Vielleicht erreiche ich dieſelben Zwecke doch brieflich, wie ich auch lange geglaubt, einen Feuilleton-Verleger durch perſönliche Bemühung ſuchen zu müſſen, und zuletzt doch noch wohlfeileren Weges gefunden.

Auch wäre es jetzt nicht eben geſchäftsklug. Einer meiner literariſchen Dresdener Freunde, auf deſſen gute Dienſte ich am meiſten rechnen wollte und konnte, iſt von Dresden abweſend. Mit Dresden aber hätte ich Leipzig und Breslau mitgenommen, ſo daß mit dem Einen auch das Andere loſe Nägel in der Wand geworden.

Wann ich die Feuilleton-Sammlung abgeſchüttelt habe, hoffe ich wieder einen Grazer Beſuch zu machen. Ich möchte mir's gerne ſo einrichten, daß ich dabei Südtirol mitnehmen und ſchon im erſten Vorfrühling ſehen könnte. Freilich iſt in der Regel der Februar ſchöner als der März und auf den letzteren wenig Verlaß. In dieſer Rechnung bleibt alſo noch ein Poſten für Glück und glückliche Zufälle offen. Im ſchlimmſten Falle komme ich nach Graz allein und hebe mir Südtirol auf — für „Uns"!

Wien, 13. März 1874.

Sie ſind noch nicht lange von Wien weg und doch haben die Sachen bereits ein ganz anderes Geſicht. Was Sie ſich ſchwer vorſtellen, iſt leicht, und was Sie ſich leicht vorſtellen, iſt unmöglich.

Sie ſagen: „wenn es ſein könnte, ich ginge auch ſo gerne auf den Kahlenberg"; — aber nichts iſt jetzt leichter. Zwei Drahtſeilbahnen gehen hinauf: die eine auf den Leopoldsberg, die andere auf den Kahlenberg.

Dagegen wollen Sie im „Paradeisgartl" mir nichts dir nichts „Kaffee trinken", aber das geht jetzt über die Macht der mächtigſten Fürſtin auf Erden. Es iſt demoliert und die ganze Baſteirampe, wo es ſtand, abgegraben! Das neue Burgtheater ſoll dort

hinkommen. Im ganzen geräumigen Wien wußte man keinen andern Platz als just den letzten und schönsten Rest der alten Bastei! Und im Fundament war alles voll der dicksten und festesten Mauern, Gänge und Kasematten; es war ein Jammer, mit welch unsäglicher Arbeit und ungeheuren Kosten, mit denen man allein das ganze Theater hätte bauen können, hier nur erst der Bauplatz selbst errungen und erzwungen werden mußte. Wiener Wirtschaft! —

Kein Geist ist noch auf die Erde zurückgekehrt, der sich darauf heimisch gefunden hätte. Er findet eben alles verwandelt; — seine Zeit ist um.

Unsere Geistergeschichten sind's vielleicht nur zur Hälfte. Der Mensch schaudert sich vor den Geistern. Aber die andere Hälfte ist: der arme Geist, der „revenant" schaudert sich vielleicht noch mehr vor den menschlichen Schauplätzen.

Wien, 17. April 1874.

Ich möchte Ihnen heute zu Ihrem Geburtstag gratulieren; aber ist es nicht wie ein Hohn? Von Ihrer langwierigen Erkältungskrankheit sind Sie erst halb und notdürftig genesen, und nun muß ich gar von den schwarzen Blattern hören, die bei einer Wohnpartei Eures Hauses eingezogen sind! Wahrlich seit dieser Nachricht habe ich keine ruhige Stunde mehr! Ich hätte augenblicklich an den Bürgermeister oder an

den Stadtphyſikus von Graz geſchrieben, wenn ich nur die Namen gewußt hätte. Iſt es nicht Pflicht der ſtädtiſchen Obſorge, einen ſolchen Kranken augenblicklich ins Spital ſchaffen zu laſſen? Wozu ſind dann Spitäler überhaupt da? Es iſt ein haarſträubender Fall von öſterreichiſcher Indolenz! Die Geſunden ziehen aus, aber der Kranke bleibt da und darf das Haus anſtecken. Und da macht kein einziger Hausbewohner die Anzeige beim Magiſtrat und dringt auf die Ausquartierung des gefährlichen Kranken? Es iſt entſetzlich! Und Sie ſind Mutter und haben zwei Kinder und machen auch dieſe Anzeige nicht, ſondern laſſen es auf gut Glück ankommen, das aber auch Unglück ſein kann? Das alles verſtehe ich nicht und ſo will ich denn weiter kein Wort darüber verlieren. —

Meine Schreibereien waren leider nichts Neues, ſondern nur ein Aufarbeiten von alten Sachen. Ich habe die Redaktion des erſten Bandes meiner Feuilleton-Sammlung, die mich die ganzen drei Monate, Jänner, Februar und März, beſchäftigte und wozu ich eine Vorrede von 22 Seiten geſchrieben, endlich fertig gebracht. Ich habe ferner „das Pfand der Treue", um es nach Hamburg zugleich mit dem Paket der Feuilleton-Sendung ans Thalia-Theater zu ſchicken, noch einmal und ſorgfältig abgeſchrieben, bei dieſer Gelegenheit aber den 5. Akt gekürzt und verbeſſert, und hierauf jedes neue Wort in die Handſchrift wieder zurück einge-

tragen, damit ich nichts hinausschicke, was ich nicht auch selbst noch besitze. Das alles war eine langwierige, mühsame und Geduld erheischende Arbeit. Endlich am Montag war der große Tag, wo ich diese ganze, mehr als vierteljährige Last von mir abwälzte und seit langem wieder Freiheit, Freiheit zu neuen Arbeiten vor mir sah. Am Montag ging das Paket nach Hamburg ab. Der Verleger hat seine druckfertige Feuilleton-Sammlung und dem Hamburger Thalia-Theater habe ich gleich die zwei Stücke, das Lustspiel und das Schauspiel, mit beigelegt. Ich hatte mich früher bei Otto Meißner nach den Hamburger Theater-Verhältnissen erkundigt, und da ich nur Gutes hörte, Meißner überdies persönliche Berührungspunkte mit der Direktion hat, so wurde der Versuch mit gutem Vertrauen gemacht. Hier wäre also schon eine persönliche Reise erspart. Nächstens hoffe ich dasselbe auch mit Dresden einzuleiten und durch Briefe und Freundesrat eine Reise in Person zu ersetzen.

Warten wir also zunächst, was Hamburg sagt!

Mittlerweile ist mir von einer anderen Seite folgende Arbeit angeboten worden. Karl Prohaska in Teschen will für das große reisende Publikum Beschreibungen der österreichischen Alpen herausgeben, und obwohl es der Literatur an solchen Reise-Handbüchern keineswegs fehlt, so hofft er doch durch die Güte der Ware die Konkurrenz auszuhalten, ja wo-

möglich zu beſiegen. Die Güte aber ſucht er nun bei mir. Wir ſind auch über das erſte Heft — ich verlange für 6 Bogen 600 fl. — der Sache nach eins geworden, nur über das Detail der Ausführung wird noch hin und her geſchrieben.

Dieſes Unternehmen knüpft ſich für den Anfang an ein Alpengebiet, das ich längſt ſchon kenne, aber doch würde ich noch einmal und genauer nachſehen. Meine erſte Station wäre dabei — das Gebiet der oberen Mürz, alſo Mürzzuſchlag und Mürzſteg, d. h. eine Route, die mir auf dem Wege nach Graz liegt. In der Tat werde ich ſie mit meinem nächſten Grazer Beſuch kombinieren. Das Wetter iſt trotz ſeiner vielen Strichregen nicht ganz ungünſtig und hat natürlich in dieſer Jahreszeit die Pflicht, noch täglich beſſer zu werden. Ich warte alſo nur noch den nächſten Brief von Teſchen ab, und wenn ſelbſtverſtändlich Eure grauenvollen Blattern bis dahin auch verſchwunden ſind, ſo kann mein Grazer Beſuch gemacht werden. Daß man mittlerweile auch meine beiden Dramen in Hamburg geleſen und mir ſchon Beſcheid geſagt hätte, iſt kaum zu erwarten; aber ſchön wäre es freilich, wenn das alles ſo hübſch in einem ginge und ich könnte Ihnen gleich gute Hamburger Nachrichten mitbringen.

Und nun leben Sie wohl für heute. Sie müſſen Ihre Abneigung gegen das Schreiben überwinden und

mir fleißiger als ſonſt Nachricht geben, ſolang Ihr unter einem Dache wohnt mit dieſer fürchterlichen anſteckenden Krankheit, die mir Tag und Nacht meine Ruhe raubt.

Wien, 19. Mai 1874.

Heute habe ich endlich den erſten Korrekturbogen meiner Feuilleton-Sammlung erhalten. Der (Leipziger) Drucker Reuſche verſpricht, zuerſt jede Woche 2, ſpäter 3 Bogen zu ſchicken. Alſo wieder ein neues Buch! Ende Juni dürfte es fertig ſein.

Wien, 31. Mai 1874.

Der Juni iſt da. Halten Sie nun ernſtlich Rat, mit ſich ſelbſt und dem Vater, in deſſen Geſchäften Sie nach Wien reiſen ſollten, ob dieſe Reiſe, wie Sie ſich vorgenommen, endlich im Juni ſtattfindet, oder ob Sie neuerdings verſchoben wird, oder ob ſie ganz aufgegeben werden ſoll. Das alles zu beſprechen, iſt jetzt wieder an der Zeit. Ich möchte mich danach richten können. Kämen Sie nämlich auch jetzt, im Juni, noch nicht, ſo würde ich ſelbſt wieder nach Graz kommen. Ich habe von meinem Buche den Korrekturbogen 4 zurückgelegt, und ſowie es fertig iſt, wäre ich völlig frei und bewegungsfähig. Alſo entweder Sie kommen zu mir oder ich zu Ihnen. Die Korrektur wird mich

noch den Juni hindurch aufhalten, aber im Juli kann ich wandern und reisen, wie ich will.

Wollte Gott, die Zusammenstellung des Buches, die mich Jänner, Februar, März und halben April gekostet hat, wäre nur um einen Monat früher fertig geworden. Es hätte sich so schön gefügt, daß ich dann den winterlich-ungenießbaren Mai mit der Korrektur und am Arbeitstisch zugebracht hätte, aber jetzt, wo endlich die schönste Sommerzeit anbricht, wäre ich schon fertig. Es tut mir leid um diesen einen Monat, um den sich das Ganze verspätet hat.

Über die Inseratensteuer werdet Ihr wohl selbst schon Bescheid wissen und meine Antwort ist vielleicht überflüssig, aber ich war zu beschäftigt, um früher zu schreiben. Die Inseratensteuer also dauert noch im Monat Juni und hört auf im zweiten Halbjahr, d. h. mit dem 1. Juli.

In Wien wird immer mehr demoliert. Wahrhaft ekeln werden Sie sich, wenn Sie kommen und so vieles liebgewohnte Alte verschwunden sehen.

Auch die Volksbildung schreitet immer mehr vor. Als der „Floh" entstand, war es in guten Familien eine Verlegenheit, das Blatt auszusprechen, und man sagte: der Unaussprechliche. Es ist aber dahin gekommen, daß der „Floh" ein vornehmes Blatt geworden, denn neulich kündete sich ein neues Blatt an: „Die Laus", an allen Straßenecken und Plakat-Orten

mit Riesenbuchstaben und einer riesigen Abbildung dieses Insekts in die Augen fallend. Ich mußte mir angewöhnen, wie ein Jesuit mit niedergeschlagenen Augen über die Straßen zu gehen, um mich vor diesem Ekel zu schützen. Man denke sich eine Kaiserin oder Erzherzogin an diesen besudelten Straßenecken vorbeifahren! Von einem zufälligen Blick kann gar nicht die Rede sein, denn es ist gesorgt, daß das Plakat in die Augen fallen muß. Natürlich wird dann der Polizeidirektor einen „Riebler" bekommen und das scheußliche Papier verschwinden. Aber das Hornvieh ist nicht selbst so gescheit und läßt es darauf ankommen! Das alles nennt man heutzutag „Freiheit des Verkehrs" — „der Industrie keine lästigen Fesseln anlegen" und ähnliche Dummheiten, die darauf hinauslaufen: Freiheit der Gemeinheit und des Betrugs, aber unerträgliche Knechtschaft der anständigen Leute.

O wär' ich schon draußen! Wie ich mich fort sehne! Gewiß ist aber, daß ich noch heuer einen Ausflug in die Bodensee- und Schwarzwälder-Gegend mache, um mich umzusehen. Soeben denke ich, dem Robert Byr meinen Besuch anzumelden; d. h. ihn vorläufig zu fragen, was sein Sommerprogramm ist, um ihn nicht zu verfehlen, wenn er etwa selbst abwesend wäre. Mein Besuch wird erst im September oder Oktober gemacht werden können.

Die Herausgabe meiner Feuilletons konnte nur

in Wien geſchehen, wo ich fehlende Stücke allein wiederzufinden vermochte, daß das aber endlich im Zuge iſt, damit iſt ein großer Schritt vorwärts geſchehen.

Wien, 3. Juli 1874.

Die Wolkenbrüche würden mein Wandern nicht hindern; es ſind ja ſchöne Tage genug, leider! Ich ſage leider, denn ich muß hinterm Ofen ſitzen und meine Leipziger Korrekturbogen erwarten. Der Druck geht mit einer unerträglichen Langſamkeit vor ſich. Von Woche zu Woche nimmt man einen Anlauf und heute ſchreibt der Verleger und morgen der Drucker, daß es jetzt loßgehen ſoll, aber das Tempo bleibt immer das alte. Es ſind 86 Stücke zu drucken und jetzt, in der 7. Woche, ſtehen wir erſt beim 58. Es iſt zum Verzweifeln. Ich ſpreche lieber gar nicht davon. Aber das dachte ich nicht, daß ich mit meinen Feuilletons auch meinen Sommer verkauft habe.

Graz, 11. Auguſt 1874.

„Elle et Lui“ ſind im Weltleben das große Geduldſpiel und Geduld koſtet's, die zwei Stücke zuſammenzufügen. Leiblich paſſen ſie augenblicklich zuſammen, daher die große Täuſchung, daß es auch ſeeliſch der Fall iſt. Es iſt aber nicht der Fall, und

das ganze Leben hat nun die Aufgabe, das seelische Zusammenpassen mit Geduld immer und immer wieder zu suchen und zu versuchen.

Wien, 23. Oktober 1874.

Ich schreibe Ihnen nicht, ich teile Ihnen bloß eine Notiz mit, deren Stoff ich soeben erlebt habe.

Es ist Vormittag gegen 11 Uhr, ich sitze bei meiner Arbeit, man läutet. Ich erwarte soeben einen Berliner Geldbrief und eile daher mit großem Vergnügen zur Türe, um aufzumachen. Vor der Tür steht aber kein Briefträger, sondern ein schöner stattlicher Herr. Wohnt hier Herr Kürnberger? Bitte einzutreten. Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin der Herzog von Meiningen.

Und so war es. Er saß auf meinem sanierten Sopha eine Stunde lang, wir sprachen von Literatur, Theater, Poesie, Kunst, Politik, deutsch-französischem Krieg ꝛc. ꝛc. Sein Gespräch legitimierte ihn als das, was er war, und je länger ich ihn ansah, desto besser erkannte ich ihn auch nach einem Porträt, das ich von ihm gesehen.

Er kam aus Anlaß seiner Frau zu mir. Es sollte mich wundern, wenn ich Ihnen das nicht schon einmal flüchtig geschrieben hätte. Frl. Franz, eine junge Schauspieler-Anfängerin, die ich in Koburg im Hause einer bejahrten würdigen Dame, Frau v. Bojanowski,

kennen gelernt, ist vor zwei Jahren seine Frau geworden.

Ich war Wiener Barrikaden-Kämpfer und Frau v. Bojanowski hatte einen Sohn auf den Berliner Barrikaden verloren. Meine Besuche galten der älteren Dame, die jüngere, welche in ihrem Hause und unter ihrem weiblichen Schutze wohnte, sah und sprach ich bloß aus Anlaß jener Gelegenheit. Wir kamen nie tief und auf lange ins Gespräch, es wird sogar wenige Menschen geben, die mich so wenig kennen gelernt wie Frl. Franz und mit denen mein Verkehr so unbedeutend gewesen. Vor einem Jahre las sie ein Feuilleton von mir in der Schlesischen Presse (in Breslau), von dem mir der Redakteur schrieb, daß sie von Meiningen her geschrieben, wie sehr es ihr gefallen.

Der Herzog ist bekannt als ein großer Theaterfreund und verweilt mit seiner Frau auf einige Tage in Wien, um das hiesige Theaterleben kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit wurde er von ihr veranlaßt, mich zu besuchen und für morgen zum Diner zu bitten. Sie ist seine legitim angetraute Frau, aber als Bürgerliche kann sie natürlich nicht Herzogin sein, sondern führt den Titel Freiin von Heldburg.

Wenn ich morgen von dem Diner zurückkomme, schreibe ich Ihnen wohl mehr von diesem Abenteuer.

Der Herzog ist ein schöner blonder blauäugiger Germane, und wenn er nicht Herzog wäre, so wäre er

ein gebildeter und verſtändiger Mann. Ich konnte mit ihm von allen Dingen Nürnbergeriſch ſprechen, und daß er das Geſpräch eine Stunde lang unterhielt, beweiſt vielleicht, daß er gerne da blieb. Die bloße Einladung im Namen ſeiner Frau wäre ja kürzer zu überbringen geweſen.

Alſo in aller Eile Adieu! Morgen vielleicht mehr.

Wien, 30. Oktober 1874.

Ich fahre morgen nach Weiſſenbach am Atterſee in Oberöſterreich und hoffe, in einem trauten Freundeskreiſe (worunter auch der Nordpolfahrer Payer) den Genuß wieder hereinzubringen, den die allzu vorgerückte Jahreszeit ſchon nicht mehr zu ſpenden vermag. Erſt ſeit geſtern iſt dieſes Unternehmen ſicher geworden und ſo lange habe ich gewartet, Ihnen zu ſchreiben, weil ich das gleich mitſchreiben wollte. Über das Diner beim Herzog hätte ich Ihnen ſonſt ſchon früher geſchrieben.

Der Bericht davon kann übrigens einfach ſein. Das Menü war eines Herzogs würdig, ſonſt konnte es ein guter bürgerlicher Familientiſch ſcheinen. Wir ſpeiſten ja auch bloß zu dreien: der Herzog, ſeine Frau und ich. In ſo engem Kreiſe ergibt ſich die Gemütlichkeit von ſelbſt. Kurz, ohne des Rangs und des Rangsunterſchieds zu vergeſſen, fühlte ich mich voll-

kommen zwanglos und unbefangen, und konnte in die Illusion kommen — mit einem Schauspieldirektor und seiner Frau, mit ehrbaren, schlichten Bürgersleuten zu speisen. So waren wir von ½ auf 5 bis ½ auf 7 beisammen.

Frauen sind Frauen! Eines der ersten Worte nach meiner Eintritts-Begrüßung war der Ausruf der Frau: 14 Jahre! Es klang just nicht elegisch, nicht sentimental ... aber doch — mit einem leichten Anhauch davon. Das Fräulein Franz hat seitdem ihr Glück gemacht, ist Frau eines Herzogs, Gattin eines stattlichen, ritterlichen Mannes, eines Mannes, der sie anbetet und dem man es ansieht, daß er eine Frau glücklich machen kann — und doch! 14 Jahre! Es klang ganz eigen. Man kann die Nuance nicht vergessen.

Die jetzige Baronin Heldburg kannte ich als ein gebildetes Mädchen und fand sie als eine natürliche, harmonische Frau. Kein Zug von phantastischem oder exzentrischem Wesen, wie es wohl das Theater und noch mehr ein so ungewöhnlicher Übertritt von einem Stand zum andern mit sich bringen könnte. Ich freute mich, bei einem Wesen, dem ich dankbar sein muß, es so rein und ohne Störung sein zu können. Und dankbar bin ich ihr wohl gesinnt; wie gerne bekenn' ich es! Ein Stück Gemüt wie aus einer anderen Welt! Von meinen Landsleuten, von Menschen, die mich tausend-

mal beſſer kennen und ſchätzen könnten, bin ich es gewohnt, daß ſie mich faſt aufreiben durch indolentes fiſchblütiges Gemütsphlegma, und hier kam mir ein Andenken, eine Teilnahme, eine Herzlichkeit, — kurz eine grüne fröhliche Saat, wo ich am wenigſten geſät! —

Natürlich gab ich dem herzoglichen Theaterpaare meine drei Dramen mit: Firduſi, das Luſtſpiel und das bürgerliche Schauſpiel. Und ſo möchten dieſe zwei ſeltenen Oktobertage, der 23. und 24., gar wohl noch fernerhin von ſich reden machen können.

Auch ſonſt wird mich der Winter um einen Schritt wieder weiterbringen. Lange und lange ging ich von der fixen Idee aus, daß ich zu einer neuen Novellen-Sammlung auf gewiſſe Piecen warten müſſe, die mir vollſtändig und in letzter Hand noch nicht vorliegen. Da fiel es mir neulich wie Schuppen von den Augen, daß das reine Einbildung ſei, ohne Notwendigkeit und inneren Grund, daß ich gewiſſe Fragmente gar wohl entbehren könne und daß das ſchon längſt druckfertige Material zu einer neuen 3bändigen Sammlung vollkommen ausreiche. Es war am 15., wo ich dieſe glückliche Entdeckung machte. Sofort ſtellte ich das Programm einer neuen 3bändigen Sammlung zuſammen, ſchrieb an Meißner und bot es ihm für 500 Taler an. Schon am 21. (2 Tage vor dem Herzogs-Beſuch) antwortete er zurück, daß er mit

Freuden annehme, darauf befliß ich mich in fünf fleißigen Tagen der Durchsicht des ganzen Materials und schickte es am 26. nach Hamburg ab. Die Vollendung des Drucks ist bis längstens April verabredet, wo auch die Zahlung des Honorars erfolgt. Im Laufe dieses Winters werden also wieder Druckbogen korrigiert und nächsten Frühling haben wir drei neue Bände.

So gehe ich mit einiger Ruhe an den herbstlichen Attersee. Mit einer Ruhe, wie ich sie schon lange nicht genossen und wie sie mir nach den tausend Widerwärtigkeiten der letzten zwei Monate ungefähr vorkommt, als ob ein Rekonvaleszent zum erstenmal wieder an die freie Luft ginge.

Von Weissenbach schreibe ich Ihnen wohl noch einmal; wie lange ich ausbleibe, weiß ich jetzt selbst noch nicht; ich schätze es ungefähr auf 14 Tage. Ich bin der Gast des Besitzers von Weissenbach, der mich längst eingeladen und überhaupt ein Freund der Literatur ist. Das Gasthaus aber müssen Sie sich vom Rang — eines Elephanten und Erzherzog Johann denken. Ich hoffe, es wird mir gut gehen, das Wetter mag sein, wie es will. Etwas Arbeit aber nehme ich mir doch auch mit, denn ich kann nicht ganz Schlaraff sein.

Wien, 21. November 1874.

Ich habe Ihnen vom Atterſee nicht geſchrieben — weil es mir zu gut ging. Ich wollte lieber genießen, als es gleich beſchreiben. Mit wenigen und flüchtigen Worten wär' nichts geſagt geweſen, aber meine übrige Schreiberluſt wendete ich an eine Novelle, welche ich am Atterſee vollends fertig ſchrieb und welche ich geſtern an die Gartenlaube geſchickt.

Ich hatte dreierlei Wetter und jedes war ſchön. Erſt Schleiernebel, nicht jene dicken, zähen, ſchleimigen, ſchmutzigen, bleiernen und gemeinen Nebel, bei denen man ſich aufhängt, ſondern Schleiernebel, jener Flor und Duft, jener zarte poetiſche Hauch, welcher die Formen bloß myſtiſch idealiſiert, aber ſie ſo wenig verbirgt wie der Samt den Pfirſich oder der Reif die Pflaume. Hierauf ein paarmal wieder vollſonnige Sommertage, welche alles aufleuchten machten wie in der ſchönſten Jahreszeit, und zum Schluſſe endlich die letzten 4 Tage das entzückende Schwanengefieder des weißen reinlichen Schnees. Alles bei milder Luft und gelinder Temperatur.

Die Gaſtaufnahme war in den ſchlichteſten und anſpruchloſeſten Formen die herzlichſte und gebildetſte, die man ſich wünſchen kann. Payer ſagte, ich bin viel in der Welt herumgekugelt, aber wahrhaft wohl habe ich mich nur unter dieſem Dache befunden.

Am Montag nachmittag fuhr ich wieder nach Wien zurück. Um halb eins verließ ich Weissenbach und um 10 Uhr war ich im Wiener Bahnhof. Dabei aber hatte ich von Weissenbach an den Böcklabrucker Bahnhof noch dritthalb Stunden mit dem Schlitten zu fahren. Natürlich Hausequipage. Von der Bahn benützte ich den Schnellzug. Natürlich Freikarte.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr kam Ihr Brief. Ich wundere mich, daß Sie meinen Weihnachtsbesuch von der Winterkälte abhängig glauben. Erstens bleibt es in unserem Klima überhaupt nicht bei einem Winter, der früh eintritt, sondern es kommen gewöhnlich wieder gelindere Tage, und dann — seit wann kommt es mir bei einem Grazer Weihnachtsbesuch auf ein paar Grad mehr oder weniger an? Auszubleiben, weil's kalt ist — vor mir und der ganzen Welt würd' ich mich schämen.

Wien, 5. Jänner 1875.

Ich danke für die Gratulation und erwidere sie. Wenn im Jahre 1875 die zwei Meininger-Aufführungen glücklich vor sich gehen und mein Roman gut verkauft wird, so trifft der Glückwunsch zu; wenn nicht . . .

Schiller hat ein schönes Gedicht auf die Hoffnung gemacht; aber meines Wissens hat noch kein deutscher Dichter — die Geduld besungen. Wie undankbar!

Wer braucht sie mehr? Oft ist auch schon die Hoffnung dahin, aber die Geduld muß noch immer da sein.

Wien, 12. April 1875.

Mit meinem Gelde bin ich sparsam; für den Sommer fürchte ich nicht; eher für den Winter. Aber was man so weit voraussieht, dem läßt sich ja vorbeugen.

Der Frühling kommt mir diesmal unbequem. Meiner Arbeit wäre es besser, ich hätte noch 6 Winterwochen vor mir. Ich bin so nahe am Ende meines Romans, daß ich ihn mit einem einzigen kräftigen Ruck vollends zu zwingen hoffe. 50 — ja nur 40 Arbeitstage, und ich bin zu Ende.

Die Frühlingsstimmung stört und zerstreut mich. Die Stubenluft schmeckt nicht mehr, es wird unruhig im Innern, ich denke an Ausflüge, an Graz u. s. w. Was ist zu tun? Breche ich jetzt ab, so heißt das mit anderen Worten, ich breche überhaupt ab. Ist einmal das Tor der Sommereindrücke aufgetan, so wird sich das Romanende noch den ganzen Sommer hinziehen, denn dann setzt sich die Arbeit nur aus einzelnen Mußestunden zusammen, wie sie zwischen wiederholtem Kommen und Gehen auf gut Glück sich einfinden mögen.

So bleibe ich denn bei der Arbeit, schließe Augen und Ohren, phantasiere mir Schnee auf die Dächer

und tue, als ob mich der Frühling draußen nichts anginge. Gelingt es mir, mich 40 — oder 50 Tage lang ununterbrochen so durchzulügen und Sonne, Schönheit, Lockruf in die Ferne mir hinwegzulügen, so ist die Schlacht dann freilich gewonnen. Aber Riesenkräfte braucht's! Noch mache ich täglich meine Portion, aber täglich kostet's mir mehr Mühe, den Kessel zu heizen und die Arbeitsstimmung zu erzwingen. Länger, als ich schreibe, liege ich oft auf dem Sopha und erarbeite mir die Schreibstimmung. Mehr als der halbe Vormittag vergeht, um für die kleinere andere Hälfte die flüchtigen Sinne zum Stehen zu bringen. Meine Truppen stehen längst nicht mehr in Reihe und Glied, und wenn ich sie auf eine halbe Stunde zum Gefecht brauche, so muß ich sie erst drei Stunden lang zusammentrommeln.

Und doch wirtschafte ich so, solange es geht. Reißt der Faden einmal unwiderruflich ab, dann gehorche ich der Natur, die nach ihrer Erholung schreit, und gehe auf die Reise. Bis dahin aber muß sie mir gehorchen. Ich werde sie zwingen bis zum letzten Augenblicke.

Dazu habe ich mir noch ein kolossales Riesenkreuz auf den Rücken gebunden. Mein Roman hat 5 Manuskriptbände. Während ich nun vormittags am fünften schreibe, wie ich soeben geschildert, habe ich mich entschlossen, Nachmittags- und Abendstunden zu verwenden, um vom ersten Bande an das Ganze wieder von vorn

und eigenhändig abzuſchreiben. Meine einzige Reinſchrift mag ich der Poſt nicht vertrauen. Eine Kopie muß ich haben. Ein Kopiſt aber koſtet Geld, das ich ſparen will. Und dann lehrt mich eine alte Erfahrung, daß ich Manuſkripte, auch wenn ſie gefeilt und ausgearbeitet ſind, beim eigenhändigen Abſchreiben doch immer wieder noch mit einer feinſten und letzten Feile verbeſſere. Kurz, ich entſchloß mich, meinen Leib an dieſes Kreuz zu nageln und an dieſe Galeere zu ſchmieden. Ich erſchrak ſelbſt vor meinem Entſchluß und die Haare ſtanden mir zu Berge. Aber ich griff es an! Seit einer Woche käue ich den Roman, den ich am Ende vollende, vom Anfang wieder als Kopiſt durch!

Ich überlaſſe es nun Ihrer Phantaſie, wenn mir die Feder aus der kreuzlahmen Hand ſinkt, mit welchem Schauder ich daran denke, auch noch Briefe zu ſchreiben. Es hat mich eine 3tägige moraliſche Kraftanſtrengung gekoſtet, dieſe wenige Zeilen aufs Papier zu werfen. Ein Gekreuzigter könnte ebenſo gut Polka tanzen.

Wien, 17. Mai 1875.
Oſtermontag.

Jeden Tag lege ich mich mit der Furcht nieder, ob ich nicht ein Verbrechen an meinem Leibe begangen, denn mein Arm zittert mir vor Schmerz und alle

Nerven und Sehnen schmerzen darin. Fast jeden Abend fürchte ich, ich habe ihn bleibend verdorben.

Aber am Morgen hat er sich doch wieder erholt, und dann muß er wieder dienen bis Abends zum Brechen. Und so geht's Tag für Tag seit April.

Das Abschreiben ist eine der allerhärtesten menschlichen Leibesarbeiten. Holzhacken, Schiffziehen, alles, was man für hart hält, ist nichts dagegen. Denn jede andere Arbeit verteilt wenigstens ihre Anstrengung auf eine größere Anzahl von Nerven und Muskeln; das Abschreiben ist wie das Zahnweh: immer derselbe Punkt.

Und doch muß ich's selbst tun. Was ich vorausgesehen habe, ist richtig eingetroffen; ich finde so viele Änderungen und Nachbesserungen nötig, wende bald in einzelnen Worten, bald in seitenlangen Strecken so sehr meine Feile an, daß der Kopist nur der Autor selbst sein konnte. Erst wenn ich noch eine Kopie brauche, — und ich werde sie brauchen — kann ich die jetzige Handschrift von einem Kopisten kopieren lassen.

Von einer hiesigen Seite reflektiert man aber schon auf den Roman und hat ihn dringend zu lesen gewünscht. Ich mußte ihn auf ein paar Tage aus der Hand geben, was just heute mittags geschehen ist, nachdem ich heute vormittags noch fleißig daran geschrieben.

So kommt es, daß ich jetzt, nachmittags, gleich die erste freie Stunde benütze, um an Sie zu schreiben.

Aber ſchon tut mir von dieſer Einen Seite der Arm wieder weh.

Wahrlich, dieſe paar Tage Ferialpauſe werden mir dringend not tun. Ganz ruhen kann ich aber doch nicht, denn ich habe jetzt — wie Sie ſelbſt ſehen — Briefſchulden abzutragen. Es iſt ja alles liegen geblieben in dieſer Sklavenzeit!

Auch Meiningen hat endlich geſchrieben. Mit Achtung und Wohlwollen wie immer; vor allem mit vielen Entſchuldigungen. Das Pfand der Treue langte für den Winter nicht mehr; es wird erſt im Juli aufgeführt. Und nun nicht in Meiningen, ſondern in Liebenſtein — offenbar das Schönbrunn oder Laxenburg des Herzogtums. Ich werde freundlichſt eingeladen hinzukommen. Sie ſollen dann ſehen, daß ich eine beſſere Freundin als Briefſchreiberin bin, ſchreibt Dame Heldburg. Ich werde Ihnen den ganzen Brief mitbringen. Leider paßt ein Thüringer Ausflug nicht in meinen übrigen Rahmen und ich werde um jene Zeit nicht im Norden, ſondern umgekehrt im Süden ſein, nämlich auf dem Ritten bei Bozen. Ein früheres Verſprechen bindet mich, dort einen Gaſtaufenthalt zu nehmen. Die Familie hat mich ſehr gern und ich ſie. Es iſt Dr. Joſeph Kopp. Seine Frau, eine geborene Aſcoli, iſt in Bozen zuhauſe. Ihr Großvater Aſcoli aber war — ein korſikaniſcher Flüchtling vor der Blutrache. Iſt das nicht ſeltſam? Meine Geſelligkeit

iſt der kleinſte Kreis, den ein Menſch haben kann, und doch iſt das nun ſchon die zweite Frau, die väterlicherſeits von der italieniſchen Mord- und Blutromantik abſtammt. Unſer Öſterreich iſt doch ein buntes Stück Erde. —

So wie ich den Roman zurückbekomme, geht's nach Steiermark und Kärnten. Zum Weiterkopieren wird er eingepackt. Leider habe ich noch zwei Drittel und die Sklavenarbeit wird den ganzen Sommer ausfüllen. Einer von den kleinen Gründen, welche gegen Liebenſtein für Bozen ſprechen. Dort kann ich ruhig ſitzen und arbeiten. Auch Kopp nimmt ſich zu arbeiten mit. Ein Ehepaar, beide über fünfzig, verlangen ſie auf dem Ritten nicht nach neuen Emotionen und Zerſtreuungen, ſondern nach Ruhe mit mäßigen Abendſpaziergängen. Das ſagt mir juſt zu.

Und nun leben Sie wohl. Manchmal ſchreibt man ſo lange, daß man die Schmerzen wieder vergißt, aber das rächt ſich.

Wien, 14. Juni 1875.

Endlich!!

Endlich kann ich Ihnen melden, daß ich für meinen Roman, welchen ich am letzten Mai beendet und der, während ich die letzten Blätter noch ſchrieb, auch ſchon ſeinen Käufer gefunden, heute die erſten zweitauſend Gulden bekommen. Ich ſage die erſten, denn er muß mir noch mehr tragen.

Das Blatt, das ihn kaufte, hat ihn für 3000 fl. gekauft und eintausend beträgt noch die Nachzahlung. Ich werde aber auch versuchen, an sehr entlegenen Orten ihn zum Wiederabdrucke zu verkaufen (was ich darf), und schließlich kommt noch das Buchhändler-Honorar. Kurz, ich werde damit ein kleiner Kapitalist werden und der Anfang ist endlich gemacht.

Ich wollte Ihnen keine Zeile davon schreiben, als es noch Projekt, Hoffnung ꝛc. war, denn ich bin satt und übersatt von Täuschungen. Wohl wir beide. So nahm ich mir fest vor, nicht eher die Feder anzusetzen, als bis die Banknoten sichtbar und handgreiflich in meiner Hand sind, und das ist soeben der Fall.

Jetzt kann ich auch abreisen, was ich vom 1. bis heute, zum 14., als dieses Geschäft noch im Zuge war, nicht konnte. Ich komme in der zweiten Hälfte dieser Woche. Vielleicht schreibe ich Ihnen Tag und Stunde noch aus Wiener-Neustadt, wo ich anzuhalten gedenke.

Wien, 10. Juli 1875.

Ich bin gestern morgens um 6 Uhr wieder zurückgekommen. An einem Freitag fuhr ich von Wien, an einem Freitag schied ich von Graz und an einem Freitag kehrte ich heim. Und das alles ohne den mindesten Unfall. Die alten Weiber mögen sich aufhängen!

Ich habe zwischen Ihnen und meinen geliebten Alpen ganz gleich geteilt. Aber die „geliebten" Alpen mußten mir diesmal den Appetit erst im Essen erwecken. Nie war ich so unlustig zum Wandern, als wie ich Graz verließ. Ermattende Schwüle und drohende Wetter verleideten, eins wie das andere, den Geistesaufschwung. Just als ich in Graz Rechnung machte (eine sehr billige Rechnung!), ballten sich wieder schwere Gewitterwolken zusammen, — grauschwarz, schwefelgelb, und die ganze Hölle schien sich zu rüsten. Und wenn ich dachte: jetzt soll's in alle Berge hineingehen, — so kam ich mir wie verrückt vor. So schlich ich nach den Bahnhof, einem Knaben ähnlich, der am liebsten die Schule schwänzen möchte.

Aber als die Räder rollten und die grünen Berge des Murtals sich auftaten, kam der alte Geist über mich. Alle Wasserquellen waren schmutzig und schlammig, desgleichen die Mur. Das Wetter schien sich links entleert zu haben und zog rechts über Graz unschädlich weg. (Erst nach 2 Tagen hörte ich unterwegs, daß es in Graz noch um halb 10 Uhr abends mit Blitz und Donner in Strömen gegossen habe.) Kurz, in Bruck war von einem Wetter keine Spur und der Abend heiterte sich. Da brachte ich es nicht über mich, in Bruck schon zu übernachten. Nicht einmal in Leoben tat ich's, sondern ich fuhr denselben Tag noch von Bruck über Leoben bis nach St. Michael in die

Rudolfsbahn hinein. Am andern Tag fuhr ich bis Scheifling weiter und wanderte dann zu Fuß nach Friesach.

Das Wetter verhielt ſich wie auf Beſtellung günſtig. Jeden Tag ſtieg es gegen 3 Uhr auf, ging aber regelmäßig von Weſten nach Oſten über mich hin und ließ auf meine Linie höchſtens einen kurzen Streifregen fallen, aber auch dann fügte es der Zufall, daß es nicht in menſchenleerſter Einſamkeit, ſondern immer bei einem Hauſe geſchah. Der zweite Tag, wo ich von Friesach nach Murau über die Kuhalpe ging, war der gewagteſte, denn wenn Einen auf gähen Bergſteigen ſtürzende Waſſer überfallen, ſo will das etwas Anders bedeuten als im Tale oder auf der Straße. Aber juſt dieſer zweite Tag war der beſte. Es kam nicht einmal zu einer Drohung, noch weniger zu einem Ausbruch. Vorgeſtern in Judenburg ging endlich ein heftiger Wolkenbruch mit einem ſtarken und grobkörnigen Hagelſchlag nieder, — ein wahrhaft vernichtendes Ungewitter. Ich ſah ihm von meinem Hotelfenſter aus zu. Es war juſt um die Stunde, wo der Omnibus nach dem ſehr entlegenen Bahnhof fahren ſollte, aber auch jetzt war das Wetter freundlich und hörte genau mit der Minute der Abfahrt auf. Das Schiff konnte aus dem ſchützenden Hafen auslaufen und wir erreichten den Bahnhof noch ſehr rechtzeitig.

Nur Eins tat der Sommer-Gewitterhimmel: er hielt mich wenigſtens ein bischen in Furcht. Ich wagte z. B. nicht, was ich ſo gern tue, unterwegs zu baden, auch wenn ich noch ſo ſehr ſchmachtete. Gebadet in Schweiß, litt ich Tantalusqualen vor all den kalten, ſprudelnden Badewaſſern, aber — ich ging vorüber. Man fürchtet ſich, eine Stunde zu verlauneln, man ſpürt immer die drohende Rute, auch wenn ſie keinen einzigen Streich tut. Als ich auf Frieſach marſchierte, ging ich ſogar in einer wunderſchönen Einöde an einem „Mineralbad“ vorbei, wo die paar Kurgäſte beim Kaffee in der Veranda ſaßen und ſich gütlich taten. Wie gern hätte ich mitgehalten! Die Stelle war allzu einladend. Aber — ſoeben brummte droben der Donner, es ſaß mir wie ſcharfe Sporen in den Flanken, in raſcheſter Eile Frieſach zu erreichen, denn ſollte es zu einem Wetter und Wetterumſchlag kommen, ſo war das dann wenigſtens eine Stadt, und nicht ein einſchichtiges Haus. So verſagte ich mir das kurze einſtündige Labſal und erreichte Frieſach halbtot vor Müdigkeit und Erſchöpfung. Es war juſt mein Geburtstag. Aber noch heute reut's mich, daß ich mir das „Mineralbad“ nicht zum „Bindband“ gemacht. Es iſt das einzige, was mich vom ganzen Spaziergang reut. Es war ſo ſybaritiſch ſchön und wohlig an jener Stelle! Es hätte mir ſo wohl getan! Man ſoll ſich doch auch nicht allzu ſtrenge behandeln!

Als ich über die Kuhalpe ging, fand ich zwar keine Alpenroſen, aber ich geriet faſt in einen Wald von Vergißmeinnicht. Ich hätte ſie gern alle abgebrochen, es war ein reizend ſüßer Anblick. Zwei Blümchen aber brach ich doch zum Andenken für Sie. Nur wird Vergißmeinnicht im Trocknen faſt zu nichts — zu Staub — verliert Form und Geſtalt. Es iſt ein gar arm Ding. Und ſie waren ſo ſchön auf der Kuhalpe! Sie müſſen jetzt mit der guten Meinung vorlieb nehmen.

Wien, 27. Juli 1875.

Vom (vorigen) Mittwoch auf Freitag war ich endlich zwei Tage in Wiener-Neuſtadt. Es iſt dort genau ſo teuer wie in Wien, obwohl die Gewerbsleute vielleicht nicht den zehnten Teil der Kommunal-Steuerlaſten zu tragen haben wie die Bürger der glänzenden und Staat-machenden Hauptſtadt. Man hätte alſo zu der Teuerung von Wien bloß noch den bäuerlichen Dreck und Speck. Recht rare Leute, unſre lieben Landsleute! —

Im September ſpielen die Meininger in Wien, was Sie früher gewußt haben als ich und was mir erſt ſeit meiner Rückkehr mit Gewißheit zu Ohren gekommen. Aber wieder ſind Sie mir um eine Notiz voraus, denn das, was Sie ſchreiben, habe ich noch nirgends geleſen. Ich leſe freilich alles Theaterzeug ſehr oberflächlich oder gar nicht.

Von einer „Überraſchung“ kann keine Rede ſein. Ich habe Sie den Brief leſen laſſen, worin mich die Baronin ſo überaus freundlich zur Aufführung nach Liebenſtein einlädt. Aber einen Wiener nach Thüringen rufen, zu einer Aufführung, die er in Wien haben könnte, das hieße ihn ſchon nicht mehr überraſchen, ſondern großartig foppen! Und noch dazu mit Zeit- und Geldverluſt!

Nein, was die Meininger auf ihren Gaſtſpielen, z. B. in Berlin oder Wien geben, das ſind ſchwierige mise-en-scéne-Stücke, wie etwa der „Sturm“ von Shakeſpeare oder „Die Hermannsſchlacht“ von Kleiſt, große Kunſt-Aufgaben, mit deren Löſung man glänzen und Staat machen kann. Kurz, die ſogenannten Klaſſiker. Und da ich noch nicht tot bin, ſo bin ich auch kein Klaſſiker; das begreifen Sie!

Leben Sie recht wohl. Ich bedaure Ihren ſchlechten Sommer; hier iſt er fortwährend ſchön. Benützen Sie umſo mehr jeden einzelnen ſchönen Augenblick.

P. S. Ich werde nun recht bald wieder in Graz ſein.

Wien, 24. Auguſt 1875.

Erſt vorigen Mittwoch bekam ich meine Freikarte, was diesmal Schwierigkeiten hatte. — Erſt Freitag bekam ich meine Wäſche, welche die Wäſcherin diesmal ſtatt einer — zwei Wochen lang behielt und nach

welcher ich extra ins Altlerchenfeld eine Omnibusfahrt machen mußte. — Erſt Sonntags expedierte ich Druckſachen nach Düſſeldorf und Leipzig. — Erſt geſtern, Montags, war ein Regentag, der faſt wie Landregen ausſah und abgewartet ſein wollte, denn er konnte, wenn er anhielt, das Touriſtenwetter gründlich verderben.

So bin ich beim Heute. Heute iſt's wieder ſchön, ſonnig und blau und der geſtrige Regen hat keine andere Spur gemacht, als daß es in der liebenswürdigſten Weiſe — herbſtelt. Umſo beſſer für den Touriſten!

Morgen, Mittwoch, fahre ich nach Graz.

Zu welcher Stunde, kommt auf die Art meines Aufwachens an. Werde ich rechtzeitig wach, ſo fahre ich mit dem Eilzug morgens um 7 und bin in Graz um halb 1; alſo bei Ihnen zu Tiſche. Verſäume ich dieſe Stunde, ſo fahre ich mit dem beſchleunigten Poſtzug um halb 2 und bin in Graz gegen 8, ſo daß Sie ſich allerdings auf einen kleinen Überfall zwiſchen 8 und 9 gefaßt machen müßten, um Euch, wenigſtens auf ein halbes Stündchen, noch an demſelben Abend zu begrüßen.

Die Auguſthitze habe ich in Wien wie ein Märtyrer hingebracht. Es war ein Schmachten, weit über das Ende aller Geduld hinaus; es war ein Auslöſchen von Tag zu Tag.

Und doch hätte mich — wenn nichts Anders — wenigstens bis zur Mitte des Monats der letzte Meininger Brief festgenagelt; denn er verhieß die Aufführung bis erste Hälfte August; ich hatte also den betreffenden Brief darüber, ohne Selbstinteresse, schon höflichkeitshalber abzuwarten, um ihn zu beantworten. Aber bis heute hat Meiningen nicht geschrieben. Offenbar hat Meiningen seinen Augusttermin so wenig eingehalten wie den Spätfrühlingstermin und das Stück ist noch immer nicht aufgeführt. Wäre ich ein Dichter, der fort und fort hungert, der seine Leute mit Briefen bombardiert und die Aufführungstermine förmlich erbettelt und erpreßt, so begriffe ich's, daß halb erzwungene Termine auch halb oder ganz unmöglich seien. So aber sind's freiwillige Termine, Termine, welche Meiningen von selbst versprach, ohne daß ich je eine einzige Briefzeile geschrieben hätte. Aber — ahne ich recht, so könnte just dieser Umstand sein Verstimmendes haben. Zudringlichkeit ist freilich lästig, — aber auch schmeichelhaft; sie beweist den Leuten, daß man sie braucht. Ich habe zeitlebens keinen Menschen zu erkennen gegeben, daß ich ihn brauche, daß ich von ihm etwas will, daß mein sogenanntes „Glück" oder „Schicksal" in seiner Hand liegt, daß er mein kleiner Herrgott ist — u. s. w. — u. s. w.

Es ist möglich, daß mir dieser Charakterzug nicht als Zurückhaltung, als Selbstbeherrschung, als philo-

ſophiſche Gemütsruhe, ſondern als ſtolze Gleichgiltigkeit ausgelegt wird, welche die liebe menſchliche Eitelkeit der kleinen Herrgötter ein bischen touchiert. In Gottesnamen! Ich bin nun einmal ſo gewachſen. Und wenn ich zweihundert rechte Hände hätte, eher würden ſie alle verdorren, als daß ich je einen einzigen Brief ſchriebe, womit ich irgendeinem Menſchen mit meinen ſogenannten „Intereſſen" nachlaufe. Ich muß leben und ſterben — mit meinen unintereſſierten Intereſſen.

Leben Sie recht wohl. Auf morgiges Wiederſehen. Meine Grüße zuvor!

Welsberg im Puſtertal, 4. Oktober 1875.

Erſt ſeit geſtern habe ich mich auf die Rückreiſe begeben, oder vielmehr begeben können.

Es iſt mir ſehr gut und ſehr ſchlecht gegangen. In Kaltern war ich 4 Tage lang krank, aber auch die folgenden 8 nicht geſund. Ich werde die Spuren einer Gelbſucht mitbringen.

Der Neſſelausſchlag in Kaltern hat mich verlaſſen, das Fieber hat mich verlaſſen, aber vom Erguß der Galle ins Blut und in den Magen bin ich noch nicht ganz frei.... Ich muß natürlich kürzere Stationen machen und rechne, daß ich erſt am Donnerstag in Graz ſein kann.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nichts getan habe, um mir dies Siechtum durch eigene Schuld zuzuziehen. Keinen Diätfehler, keinen Wanderfehler! Exzeß im Eſſen und Trinken iſt meine Art gar nicht; Exzeß im Wandern wäre es eher; aber juſt diesmal kam nicht das geringſte davon vor. Ich ging wenig und langſam; meine Tagesſtrecken waren kaum die Hälfte der ſonſtigen. Das ſchreib' ich mir übrigens nicht als Verdienſt zu; ich konnte nicht mehr! Ich wurde immer ohnmächtig nach wenigen Stunden. Da dämmerte mir die Ahnung auf, daß ich nicht ohnmächtig wurde wegen des bischen Wanderns, ſondern umgekehrt: daß ich den Keim zum Krankwerden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf die Wanderung ſchon mitgenommen haben mußte. Als mir das klar wurde, gab ich mein ganzes Reiſeprogramm auf, den Ausflug ins Val Sugana bei Trient, ſogar den Ausflug nach Meran, und wollte unverrichteter Dinge auf dem kürzeſten Wege über Kaltern und Eppan nach Bozen heimkehren. Aber ſelbſt dieſes ſo reduzierte Ziel erreichte ich nicht mehr. Es war erſt am 3. Tage, da brach ich in Kaltern, mit einem Neſſelausſchlag am ganzen Leibe bedeckt, zuſammen. Es waren 3 böſe Tage und 4 böſere Fiebernächte, bis ich wieder aufſtehen und die 3 Stunden nach Bozen mit dem Poſtwagen fahren konnte. Und als ich in Bozen zu meiner Verwunderung nicht zum Genuß meiner Geneſung kam,

ſondern mit verſtecktem Ach und Weh immer herumfiechte, machte mich erſt die Frau Dr. Kopp aufmerkſam — daß ich eine Gelbſucht habe. Es iſt zu dumm, wie wenig wir Männer einen Blick für das Äußere haben. Ich hätte nur meine Hände anzuſehen gebraucht, oder mein Geſicht im Spiegel und ich konnte dieſe Entdeckung ſelbſt machen. . . . Denk' ich über den ganzen Prozeß jetzt nach, ſo war der Neſſelausſchlag, um deſſentwillen ich den Doktor rufen ließ und an dem ich mich krank zu Bette legte, eigentlich nur eine zufällige Erſcheinung, während mein wirkliches Leiden wohl ein Gallenfieber oder wenigſtens ein Grad davon war.

Jetzt, wo ich Ihnen das ſchreibe, brauchen Sie nicht mehr unruhig zu ſein. Ich fühle in Magen und Mund die fatalſten Ekelempfindungen bereits verſchwinden; ich fühle deutlich, daß die ausgegoſſene Galle in ihre Grenzen zurücktritt. Ich gebe auf mich acht, mache keinen Diätfehler, da mir ohnedies der Appetit fehlt, habe mir in Bozen einen Plaid ausgeliehen und werde mich auch vor Erkältungen hüten. Ich möchte mir keinen Magenkatarrh zuziehen. Möglicherweiſe verordnet man mir in Wien irgendeine kleine blutreinigende Nachkur und dann werden die letzten Spuren dieſes traurigen Abenteuers verwiſcht ſein.

Donnerstag werden wir uns ſehen. Ich werde diesmal Ihnen zunächſt, nämlich in der Kaiſerkrone abſteigen.

Emmersdorf bei Klagenfurt, 6. Oktober 1875.

Wie lange habe ich den Würfel hin- und hergeworfen, bis ich ihn fallen ließ! Wohl hundertmal wechselte ich meinen Entschluß, ich war in einem beständigen Zweifel, was tun und was nicht. Am Montag hatte ich in Welsberg einen ziemlich guten Tag und da war ich entschlossen, mit meiner Reise so rasch als möglich ein Ende zu machen und Graz, respektive Wien, je eher, je lieber zu erreichen. Aber am Dienstag hatte ich in Lienz wieder einen schlechteren Tag und da geriet alles ins Wanken. Kann ich mich auf der Reise, die immerhin noch lang ist, nicht noch mehr verderben? Meine Krankheit ist ein Katarrh der Gallen-Gänge; könnte er nicht um sich greifen und etwa zu einem Darm- oder Magenkatarrh werden? Luftzug und Erkältung auf der Eisenbahn disponieren die Gesunden dazu, um wie viel mehr die ohnedies schon krankhaft Affizierten. Ferner: was hab' ich in Graz oder selbst in Wien? Meine Junggesellen-Diät ist aufs Gasthaus angewiesen und das Gasthaus bietet, was ich nicht brauchen kann, hat aber nicht, was mir wohltätig oder angenehm ist. So z. B. ist die Post in Lienz ein großes und gut geleitetes Gasthaus und ließ mich doch hungrig zu Bette gehen. Zu Fleisch habe ich absolut keinen Appetit, willkommen aber wäre mir irgendetwas Leichteres gewesen, mit kleineren und

zarteren Fleiſchbiſſen und Bröckchen, wo man ein bischen herumſtochern und naſchen kann. Da fragte ich z. B. nach Riſotto; — es war nicht da; oder nach Geflügelreis; — es war auch nicht da. Eine Taſſe Bouillon mit Ei war zuletzt alles, wozu ich mich entſchloß und entſchließen mußte, und das hat ſelbſt meinen ſchwachen Appetit doch allzu wenig befriedigt. Ich ging hungrig zu Bette.

Der Schauder vor dem Gaſthausleben machte mir recht üblen Mut. Ich will die beſte Diät halten und im Gaſthaus bin ich nicht Herr meiner Diät. Auch Dinge, die ich mir beſtelle, werden nicht ſo lieblich und aufmerkſam ausgeführt, wie ich ſie beſtelle. Aber ein Fehler — ein Erbrechen und wie viel kann verdorben werden!

Dieſe Gedanken wälzte ich im Geiſte hin und her, als ich von halb 10 bis halb 3 geſtern von Lienz nach Klagenfurt fuhr und in Villach eine gute Suppe, in Klagenfurt wieder eine gute Suppe nahm, mich aber dann fragte: was weiter? Über die Suppe reißt der Faden ab! Es kommen dann gleich jene fürchterlichen Kalbsbraten oder Beefſteaks, welche der Geſunde nicht mag, wie ſchauderhaft iſt aber erſt alles Eingemachte im Gaſthaus! So ſetzte ich meinen Entſchluß endlich zuſammen. Ich unterbrach in Klagenfurt meine Reiſe, warf mich am Bahnhof in einen Einſpänner und fuhr zum Dr. Fiſchhof nach Emmersdorf

hinaus, was eine Entfernung ist ungefähr wie von Graz nach Thal.

Hier kann ich mich verpflegen lassen, ganz wie ich es brauche. Seine Köchin kocht gut und dann lehrt er sie gut kochen. Er hat sie in seiner Hand. Das Einfachste wird besser gemacht wie kaum das Beste in den Gasthäusern. Mein Einmach-Hühnchen habe ich heute mit einem entzückenden Appetit gegessen und zum Gemüse war ein Kraut von einem so angenehmen säuerlich erfrischenden Geschmacke, daß ich den köstlichsten Leckerbissen zu genießen glaubte. Kurz, ich habe was für mein Geld und habe das Rechte. Und dabei esse und trinke ich doch unter den Augen — eines Doktors!

Daß ich hier so lange bleiben kann, bis ich genesen bin, bilde ich mir freilich nicht ein ... Ach, ich wäre schon glücklich, wenn ich's in Emmersdorf abwarten könnte, daß es wenigstens um eine kleine, kleine Nüance besser wird. Dann wollte ich gerne meinen Stab wieder weiter setzen.

Bis dahin kündige ich Ihnen lieber gar keinen Termin an, da ich den Donnerstag nicht halten konnte. Trösten Sie sich einstweilen damit, daß ich leidlich geborgen bin.

Emmersdorf, 16. Oktober 1875.

Den Mittwoch, hierauf den Freitag, setzte ich mir als Reisetag an. Aber es trat ein anhaltendes Regen-

wetter ein, welches faſt ununterbrochen 3 Tage und 3 Nächte lang fortdauerte.

Soeben, Samstag in den Mittagsſtunden, ſcheint die Sonne über die Wolken zu ſiegen und erhält der Himmel wenigſtens teilweiſe Klarheit und Wärme. Die Reiſe wird jetzt beſchloſſen. Ich nehme im Dorf einen Wagen und fahre heute nach Klagenfurt hinein. Dort muß ic freilich wieder übernachten, weil heute kein Eiſenbahnzug mehr geht. Dafür habe ich aber auch den Vorteil, ſelbſt wenn es morgen wieder regnen ſollte, daß ich dann mit dem Hotel-Omnibus trocken an den Bahnhof gebracht werde und mit der Bahn weiterfahren kann.

Wir werden uns alſo Montags ſehen. Ich glaube nicht, daß es von Neuem täuſcht, und wenn, ſo hat es keine Bedeutung. Einmal in Klagenfurt, iſt meine Reiſe gewiß. Nur anderthalb Stunden davon, in Emmersdorf, hängt man von Kleinigkeiten und Zufällen ab.

Meine Krankheitserſcheinungen ſind in einer langſamen, aber doch ſehr merklichen Beſſerung begriffen.

Wien, 6. November 1875.

Sie dürfen ganz getroſt ſein. Ich kann mich mit beſtem Willen nicht mehr als ein Kranker intereſſant machen. Mehr und mehr kehrt alles Normale zurück

und entſchwindet alles Krankhafte. Noch vor 5 oder 6 Tagen, wenn ich huſtete, taten mir die Kopfnerven des Hinterhauptes weh; das hat aufgehört. Als ich am vorigen Samstag morgens meinen gutgeſtimmten Brief ſchrieb, hatte ich am Abend noch eine üble Anwandlung im Magen, faſt einen Brechreiz, und 48 Stunden lang fürchtete ich, ich könne einen Magenkatarrh bekommen. Das iſt auch fort und zwar ſpurlos. Kopf und Magen ſind rein und frei und haben alles Gefühl der Geſundheit. Auf meinen Spaziergängen trete ich mit meinem feſteſten Schritt auf und fühle mich markvoll wie in den beſten Tagen. Auch in Graz machte ich täglich eine 2ſtündige Bewegung, aber dann lag mir eine Müdigkeit in Lenden und Knochen und ich ſchlich und ſchleppte mich. Jetzt bin ich um vieles ſtärker und werde nicht anders müde als von dem Gewicht der Winterkleider. Mein Appetit iſt gut und geſund und nur aus Vorſicht lege ich ihm noch einen Zaum an. Wein und Bier trinke ich noch nicht, zum Fleiſch vermeide ich Saucen, faſt auch Gemüſe. Nierenbraten oder Roſtbeef mit Senf iſt mein gewöhnliches Eſſen. Kartoffel, Mehlſpeiſen, Dinge, welche im Magen ein träges anſchoppendes Gefühl erzeugen, berühre ich nicht. Als ich noch Magenkatarrh fürchtete, mied ich auch Obſt, um mir den Magen nicht zu erkälten, ja ich hatte keinen Appetit darauf. Jetzt eſſe ich mit Genuß Weintrauben und vertrage ſie gut.

... Kurz, ich denke von meiner Gelbſucht ſoll nicht mehr die Rede ſein. Sie iſt wirklich eine abgetane Sache. Ihre 6 Wochen laufen ſoeben ab, und ſie empfiehlt ſich, wie es ihre Schuldigkeit iſt. Zu allem Glücke iſt auch das Wetter ſchön. Wien empfing mich 2, 3 Tage lang ziemlich wieneriſch — rauh, windig, naßkalt. Das iſt jetzt anders. Nach einem muffig trüben Morgen obſiegt mittags die Sonne, und die zweite Tageshälfte iſt heiter und blau. Windſtille herrſcht immer. Nachts könnte der Schlaf beſſer ſein, aber er war ja nie ſehr gut und feſt. Dafür ſchlafe ich ungewöhnlich lang und angenehm, wenn mittags mein Sopha im vollen warmen Sonnenſchein ſteht. Da liege ich wie eine Schlange an der Sonne und wärme mich wollüſtig und ſchlafe himmliſch dazu ...

— — Was Sie von den Meiningern und ihren 400 Schüſſen geſagt haben, iſt mit der Nutzanwendung auf mich doch nicht ganz richtig. Ein Name wird durch die Öffentlichkeit gemacht; die Öffentlichkeit aber iſt immer eine Straße voll Staub, Kot und Lärm, iſt immer ein triviales Ding, mit und ohne 400 Schüſſe. Eine Aufführung hätte mir unter allen Umſtänden genützt, denn ſie wäre Publizität geweſen. Und etwas Anderes macht einen Namen nicht.

Die guten Meininger! Soeben ſagte mir Reſchauer, gleich am Anfang und noch vor der 1. Vorſtellung habe ſich Cronegk (der Regiſſeur) bei der „Deutſchen

Zeitung" eifrig nach mir erkundigt, denn er habe — wie er devot ſich ausdrückte — einen Brief von „Ihrer Hoheit der Herzogin" an meine Adreſſe (ſie iſt aber nur Baronin), worin ſie das Meininger Gaſtſpiel meiner „wohlwollenden Beſprechung" empfahl. D. h. ich ſollte Reklame machen! Zum Dank dafür, daß außer den toten Klaſſikern von den Lebenden nicht ich, ſondern Lindners „Bluthochzeit" im Meininger-Repertoire ſtand! So wenig hatte man auf jener Seite eine Ahnung, was auf meiner Seite meine Erwartung, mein Anſpruch und meine Stimmung war! Was ſagen Sie dazu? So viel Naivetät iſt erhaben; e hat faſt etwas Verſöhnendes!

In Wahrheit, man ſoll den Menſchen nur übel nehmen, was ſie Feindſeliges tun; ihre Unterlaſſungsſünden aber, — das iſt die ganze Erfahrung meines Lebens — tut man wirklich am beſten, mit einer Art lachenden Galgenhumors in Gottesnamen hinabzuſchlucken und zu verdauen. Die guten Schuldigen ſind doch gar zu unſchuldig!!

Ich danke Ihnen für Ihre lebendige Teilnahme, aber laſſen Sie ſie nicht länger „Sorge" ſein. Ich ſchließe, wie ich angefangen: als Kranker bin ich nicht mehr intereſſant.

P. S. Ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand und ſchreibe eifrig meinen Roman ab. Gegen Novembers Ende werde ich fertig ſein.

Wien, 26. und 28. November 1875.

„Ich halte Tag und Nacht die Feder in der Hand", ſchrieb ich vor 14 Tagen und das gilt natürlich ſo lange, bis ich ſchreibe: Endlich bin ich mit meinem Romane fertig! Bis dahin bleibt mein Schweigen erklärt.

Übrigens haben Sie ſich doch tapfer gehalten und ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie ohne Vorwurf und Anklage meine Nichtbeantwortung Ihres vorletzten Briefes hingenommen. Er war ſo ſchön! Nur allzu ſchön. Wie Sie mich als Dichter des „Haustyrannen" hochſtellen, das hätte ich nicht aus Beſcheidenheit, ſondern ſchon aus Gerechtigkeit herunterhandeln müſſen, aber welche Frau verträgt es, daß man den Mann verkleinert, der ihr Mann iſt? In dieſem Falle iſt es Galanterie, ein klein wenig Schelm zu ſein und unverdientes Lob einzuſtecken. Sie haben freilich recht, wenn Sie mich an dem Maße derer, die unter mir ſtehen, meſſen; aber wie viele ſtehen über mir! Glauben Sie mir, hinterm Berg wohnen auch Leute. Sollte ich Ihnen ſeinerzeit nicht die 3 Bände ausgewählter ruſſiſcher Novellen, überſetzt von Wolffohn, zu leſen gegeben haben? Und hätten Sie dann die Novelle von Herzen vergeſſen können: „Wer iſt ſchuld daran?" Das iſt noch ein ganz anderer Spiegel jener erſten Liebe als Franche und Lorenne! Bei mir iſt Sonin verächtlich und haſſenswert, und darin habe ich mir

leichtes Spiel gemacht. Bei Alexander Herzen ist der Ehemann — ganz wie Sie den N. charakterisieren — „gutmütig und erbarmungswürdig", und doch muß es auch klar werden und wird klar, wie innerlich null und nichtig sein Eherecht! Freilich läßt denn auch Herzen die Novelle mit einem Verzicht enden, aber Franche und Lorenne verzichten nicht und jene haben auch nicht verzichtet. In der Dichtung wäre eben gar vieles Härte, was im Leben weiter nichts als — Lebensrecht ist. Darum mußte ich mir als Dichter des Haustyranns mein Spiel erleichtern.

Ihr letzter Brief aber ist pures Gold. Er hat mich wahrhaft stolz auf Sie gemacht. Von den Ideen abgesehen, so imponiert es uns Kunstschriftstellern immer enorm, mit welcher Leichtigkeit die weibliche Naturschriftstellerin schreibt und wie sie so gar nicht nach dem Ausdrucke ringt und sucht.

Aber nun die Ideen selbst! Zwar was Sie bei Gelegenheit des Schuleinsturzes philosophieren, könnte ich mir leicht schmeicheln, es sind meine Ideen und ich lese aus Ihnen — mich heraus. Aber ich weiß, daß das nur scheinbar ist. Man kann in keinen Menschen Ideen hineintragen, in dem sie nicht schon drin sind. Höchstens kann man ihm helfen, kann ihn bestärken, kann ihm Mut machen, kann ihm den Mut seiner eigenen Gedanken machen. Das letztere wird bei Frauen wohl nicht ganz ohne sein.

Ihre Kritik der „Hermannsſchlacht“ hat mich höchlich ergötzt. Sie iſt durch und durch wahr und korrekt, hat aber dazu noch den überſchüſſigen Reiz der Simplizität und Naivetät, ſo daß es ausſieht, als ob die Seele Hegels in ein Kind gefahren wäre. Speidel hat faſt dasſelbe geſagt, was Sie mit dem allerliebſten Ausdrucke ſagen, daß Hermann „ein kleiner Schwindler“. Sie treffen überhaupt vieles von dem, was Speidel geſagt hat. Nur der Schlüſſel des Warums fehlt Ihnen, den unſre männliche Kunſtkritik hat.

Ich will Ihnen dieſes Warum auch nicht in ſeiner ganzen Länge und Breite vorkäuen, — Sie brauchen es nicht. Laſſen Sie mich alſo nur das Kürzeſte ſagen; eine Intelligenz, die Ihren Brief ſchreibt, bildet es ſchon von ſelbſt weiter aus.

Schillers Beiſpiel wirkte nicht am ſchlechteſten — negativ. So darf's nicht fortgehen, ſagte man ſich ſchon bei ſeinen Lebzeiten. Die großen und geſcheiten Dichter erkannten: der Schilleriſche Idealismus, wenn man nicht Schiller ſelbſt iſt, führt notwendig zur Phraſe. Nichts fürchtet aber ein echter Dichter mehr, und mit Recht, als die Phraſe. Dichter wie Kleiſt hatten daher den Mut der Umkehr. Nicht den idealen, ſondern den realen Menſchen, den ſogenannten Menſchen von „Fleiſch und Blut“ machten ſie zu dem ihrigen. Dieſer Hermann, dieſe Thusnelda, dieſe Cherusker ſollen

Menſchen von Fleiſch und Blut ſein. Aber Sie haben vortrefflich empfunden, wie dieſe realiſtiſche Schule einen viel zu hohen Preis für ihre Niedrigkeit zahlte und wie ihre vermeintliche Wahrheit auch wieder ein falſcher Weg iſt: es fehlt ihr dramatiſche Würde! Die Phraſe iſt fort, — aber die Würde auch!

Das wäre Eins. Die zweite Erklärung liegt in dem Zeitpunkt des Stücks. Die Zeit iſt Napoleons Herrſchaft auf der Höhe ihres Drucks und ihrer Anmaßung. Die Hermannsſchlacht fordert die Deutſchen zur Befreiung von ſeinem Joche auf. Sie iſt und will ſein ein donnernder, glühender, unwiderſtehlicher Racheſchrei gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft. Nun! Hätte Kleiſt die Altdeutſchen ideal gezeichnet, ſo hätte er ſeine Neudeutſchen, anſtatt zu ermutigen, entmutigt, denn das moderne Geſchlecht konnte dann mit einigem Recht winſeln: Ach Gott, wenn ein Befreiungskampf nur den Ideal-Menſchen gelingt, dann unterlaſſen wir ihn lieber; wir ſind keine Ideal-Menſchen. Daher hielt er ihnen als einen Spiegel nicht Tugenden, ſondern auch Fehler, Schwächen, Kleinlichkeiten vor und ſagte ihnen: Menſchen ſind zu allen Zeiten Menſchen; jene Varusbeſieger waren auch nicht beſſer als ihr. Wollt ihr denn ewig die guten ehrlichen Deutſchen ſein? Sind's denn die Feinde gegen euch? Dieſer Napoleon lügt wie ein roter Hund in ſeiner Diplomatie und in ſeinen Schlachtenbulletins, dieſe grande nation

maßt ſich alle gloire allein an und erkämpft ihre beſten Siege mit den deutſchen Rheinlandstruppen, d. h. mit eurem eigenen Blute; — mehr als genug iſt Schwindel an dieſem übermütigen Kaiſerpopanz, ſeid doch die Narren nicht, ihn mit der Tugendwaffe allein zu bekämpfen. Lügt, betrügt, ſchwindelt, ſeid falſch, erlaubt euch alles! Hinaus mit ihnen und jedes Mittel iſt recht! Eure Privattugenden hebt euch für euch ſelbſt und euer Privatleben auf; jetzt braucht ihr nur eine einzige große Nationaltugend: Einigkeit. Seid einig! Verbindet euch! In meinem Bilde ſiegt nichts als das. Ihr braucht nichts weiter.

Das wäre nun alles recht ſchön und gut, wenn es — eine Broſchüre wäre! Ein Gedicht aber ſoll nicht übers Gedicht hinausſprechen. Es ſoll nicht das eine nennen und das andere meinen. Es ſoll nicht Römer und Cherusker ſagen, wenn es Franzoſen und Preußen meint. Die Weltgeſchichte iſt kein Maskenball, wo man das 1. Jahrhundert in den Domino des 19. Jahrhunderts ſtecken darf. Aber „die Menſchen ſind zu allen Zeiten Menſchen“ klingt ſo beſtechend! Iſt es nicht wahr?

Nein! Die Menſchen des Altertums ſind unſere Phantaſiemenſchen und die Phantaſie verſchönert. Dabei träumt und ſchwärmt ſie nicht einmal, ſondern hat großenteils recht. Mehr natürlicher Adel, Großmut, Hochherzigkeit, Sinnesreinheit findet ſich bei den

Wald- und Urvölkern, die noch leicht und aus dem Vollen leben, als bei den Krämern und Schreibern der Zivilisation, die sich durch ihre Ängsten und Sorgen mit tausend Schlechtigkeiten und Gemeinheiten des Brotneides durchgaunern müssen. Die Kultur ist die Mutter von Lastern, die dem Naturmenschen fremd sind. Ruft Sie nun der Dichter zu den Cheruskern der Urwälder, so erwarten Sie mit Recht reinere Menschen als Schleicher und Schwindler. Ja, und wäre es selbst in den Nöten der Teutoburgerschlacht ungefähr mit dieser Notlügenpolitik zugegangen, — Sie wollen es nicht wissen. Sie wollen nicht erinnert, nicht vom Dichter daran erinnert sein, daß man sich selbst beim Eichelfressen noch durch die Welt lügen muß. In Ihrer Phantasie ist wenigstens das Eichelfressen noch schön und der Dichter soll *mit*, nicht *gegen* die Phantasie arbeiten.

So hat Sie bei dieser Hermannsschlacht Ihr Gefühl in allen Stücken richtig geleitet. Sie haben mit feinstem Sinne die Schwächen dieser Dichtweise empfunden, — einerseits die Schwäche der *realistischen Fleisch- und Blut-Schule*; — andererseits die Schwäche des historischen *Tendenz*stückes, welches die Zeiten willkürlich aufeinander bezieht und das hohe poetische Altertum — zu einem Handspiegel der Gegenwart entwürdigt! Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Urteile.

Innerhalb der genannten Gebrechen bleibt übrigens die Hermannsschlacht doch ein eminentes Stück ihrer Schule. Andere Realisten und Tendenzdichter hat man zu Haufen tief unter die Hermannsschlacht herabsinken sehen. — —

— Ich schließe mit einem Apropos. Ich glaube Sonntag, den 14. November, stand in dem Literaturblatt der Grazer „Tagespost" eine Kritik des Haustyranns. Man hat mir's gesagt und gezeigt. Gelesen hab' ich's nicht; mich interessiert es nicht. Sie vielleicht? Dann habe ich Sie aufmerksam gemacht. —

Leben Sie wohl. Ich grüße Sie tausendmal, und weil ich stolz bin auf Sie — tausend und ein Mal.

Wien, 9. Jänner 1876.

In diesem Monate will ich meinen Roman nach Amerika expedieren. —

Ich bin soeben mit einem recht ernstlichen Briefwechsel nach Meiningen beschäftigt. Es muß zur Sprache kommen, was sich nicht verschweigen läßt, und ich habe damit angefangen. Schon habe ich die Antwort auf meinen Brief und soeben schreibe ich die Antwort auf die Antwort.

Wien, 14. Jänner 1876.

Ein Stein ist mir vom Herzen, daß Ihr wenigstens körperlich wohl seid. Das Übrige muß die Zeit tun.

Sie haben recht, daß Sie von der „letzten Leidensgeschichte“ nichts erzählen wollen und sagen: „schreiben läßt sich das nicht.“ Wir werden ja oft genug davon sprechen.

Um ihre moralischen Affektionen ist mir nicht bange. Es soll alles wahr sein, was Sie schreiben, — aber wahr für die Gegenwart. Nicht auf ewig. Sie haben dem Tode ins Auge gesehen und einem grausamen Tode. Sagen Sie aber nicht: Sie verzeihen ihn der Natur nimmermehr; Sie hassen sie. Die Natur als bewußtes Wesen gedacht heißt Gott, und damit sind wir ja ohnedies im Reinen. —

Gegen die Natur aber können wir gleichgiltig sein. Sie ist ja kein Wesen, nur ein Begriff. Sie kennt uns nicht, sie weiß selbst nichts von uns, und das ist ihre Entschuldigung. Die Natur tut nichts, was man hassen müßte, was man nicht verzeihen könnte, — die Natur ist eine Wage von Gleichgewicht. Wären die Nerven nicht so hochempfindlich für Qual, so wären sie es auch nicht für die Lust. Sie waren dem gesunden und rüstigen Körper lange Jahre eine Quelle der Lust — vom Brautbette angefangen bis

zu dem einfachen Entzücken, womit wir eine reife Aprikose anbeißen oder den Duft eines Blumenhauses atmen. Daß ſie auf dem Totenbette eine Quelle der Pein werden, iſt nur Urſache und Folge — Zuſammenhang — Gleichgewicht. Und ſagen Sie nicht: auch andere haben Luſt empfunden und ſind doch ſanfter geſtorben. Daraus, daß Einem etwas geſchenkt wird, folgt noch nicht, daß es geſchenkt werden muß.

Glauben Sie mir, aus der Naturbetrachtung ſaugt kein Menſch Haß oder Bitterkeit.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie die Familie. Und ich grüße Sie mit allen meinen guten Geiſtern.

* *

Wien, 19. April 1876.

Ich will Ihren Geburtstag nicht vorübergehen laſſen, ohne ſeiner wenigſtens zu gedenken.

Was ich für Sie wünſche — wünſche ich für mich! —

Beiliegendes Buch iſt eine energiſche und tiefſinnige Dichtung, aber nicht eben eine Frauenlektüre. Es iſt das Neueſte und noch nicht 8 Tage alt. Der Verfaſſer hat es mir im Manuſkripte vorgeleſen, um meinen Rat für die letzte Feile einzuholen. Aber es war nicht viel zu raten, die Überſetzung iſt meiſterlich.

Der Graf Albrecht Wickenburg ist einer von den Söhnen des vormaligen Statthalters von Steiermark. Sie dürfen ihn sich als keinen grünen Jüngling mehr denken, er ist ein reifer Dreißiger und Familienvater.

Das ist alles, was meine leere Hand zu bieten hat. Eine meinem Namen angetane Ehre. —

Vor 8 Tagen hatte ich den letzten heftigen und peinlichen Anfall meiner Blutkongestionen. Seit dem klopfte es leise und leiser an und scheint fast aufhören zu wollen, so daß ich mir zu schmeicheln wage, es war vielleicht gar keine neue Krankheitserscheinung, sondern nur eine Blutentleerung der mit Blut überfüllten Leber, d. h. ein Nachweh der Gelbsucht. Vielleicht, — gewiß weiß ich's freilich nicht.

Wien, 29. Juni 1870.
Vormittags 10 Uhr.

Ich reise in 3 Stunden. Ich fahre mit dem beschleunigten Postzug um halb zwei nach Wiener-Neustadt und übernachte heute wahrscheinlich in Pitten, dann geht die Fußtour nach Graz weiter.

Am Montag nachmittag hat es ein paar Stunden lang ergiebig geregnet, und da der Regen von Süden kam, so konnte ich Ihre Notiz über den 3tägigen Grazer Regen von selbst erraten. Der Regen hat mehr als den Staub gedämpft, was mir ganz recht sein konnte; er hat die Straßen auch verkotet, und um sie

ein bischen auftrocknen zu lassen, beschloß ich, meinen Reisetag von Dienstag auf Mittwoch zu verlegen. Da fand ich mich am Dienstag veranlaßt, für mein Breslauer Blatt ein Feuilleton zu schreiben, was mir Dienstag und Mittwoch zu tun gab. So reise ich denn heute — Donnerstags.

Mein Befinden ist vortrefflich. Ich fühle ganz die alte Kraft und den alten Mut.

Ich weiß nicht, ob ich mit Eifer wandeln oder ob ich „launeln" werde. Eigentlich nehme ich mir das letztere vor, denn zum Geschwindschritt ist die Jahreszeit zu heiß. Auch fehlt jeder Grund dazu. Vielleicht — wenn ich's über mich bringe — mache ich gar nur halbe Tagmärsche und beziehe mein Nachtquartier schon am hellen Mittag. Vielleicht; — ich weiß es nicht. Ich sage das nur, damit Sie nicht etwa unruhig werden, wenn sich meine Ankunft verzögert. Ich denke, am Montag anzukommen. Aber ob früher oder später, kann ich nicht voraussagen. Möglich, daß ich unterwegs auch wieder Nachricht von mir gebe.

Von Ihnen aber wünsche ich jedenfalls, ehe ich Graz betrete, noch einen Brief. Schreiben Sie mir an:

Hrn. Ferdinand Kürnberger aus Wien,

abzugeben in

post restante. Gleisdorf.

Über mein Breslauer Feuilleton habe ich mir die Antwort schon nach Graz bestellt, und zwar unter der Adresse Ihres Hauses.

Wien, 15. Juli 1876.

Ich bin wieder zuhause. Ich schreibe in meinen vier Wänden. „Unterwegs schreiben" ist leichter gesagt als getan. Der Wanderer ist ein Empfangender, nicht ein Ausgebender. Es ist der ganze, der süßeste Zweck des Wanderns, — daß man das Maul hält und daß jetzt andere Dinge reden. Es ist, als ob man mitten in einer schönen Oper — konversieren wollte!

Von meiner Reise spreche ich Ihnen nicht, —! denn da Sie keine Spezialkarte haben, auf der Sie mir folgen können, so würde ich gleichsam einem Blinden von der Farbe reden. Schön war sie immer und glücklich größtenteils. Am dritten Tage z. B. regnete es und ich ging 6 Stunden lang im Regen — ein Beweis, wie liebenswürdig er war. Die Regentropfen punktierten meinen Schirm, wie eine Stickerin Punkt für Punkt stickt. Man kann nicht mehr manierlicher regnen. So konnte ich von morgens 7 bis mittags bis 1 Uhr hinschlendern und war auf der einen nassen Seite durch den dünnen Rock noch nicht einmal bis aufs Hemd naß. Nur die Straße war es und durch das Gras endlich die Füße.

Ein Tal habe ich entdeckt, — von Birkfeld nördlich hinauf, ein stilles weltverlassenes Alpental, worin aber die Menschen so manierlich waren, als ob sie im zivilisierten Umgang geübt wären. Alle Bedienung war hier gut, billig, freundlich. Von den Forellen, dergleichen wir kleinere bei unserem Mahle hatten, bekam ich 3 um 20 kr. Vom Schlafzimmer berechnen die Leute fast nur das Bettüberziehen. Milch hat eigentlich gar keinen Wert. Auch der Schilcher, den sie so entsetzlich mühsam über Berge und durch Klüfte hereinfahren müssen, ist nicht teurer als in Graz. Das Trinkwasser, das ich oft schlecht fand, ist in diesem Tale köstlich, dabei überall lustige Quellensprudel. Der Zentralpunkt darin heißt Ratten; es fiel zufällig nur mein Mittag, aber nicht meine Nachtstation hinein und nur eines zweiten Mals wegen fragte ich nach Fremdenzimmern. Da zeigte man mir ein großes und ein kleineres Zimmer, fast prächtig möbliert, wie überhaupt das Haus mit seinem Säulengang eher auf dem Rosenberg stehen könnte als in der bäuerlichen Wildnis. Aber Sitten und Bräuche sind hier fromm wie in Arkadien, alles voll Einfalt, Genügsamkeit und treuem, herzlichen Wesen. Ich kam von Weiz, Anger und Birkfeld herauf; aber die nächste Verbindung mit der Welt ist eine fahrbare Straße nach Krieglach, was zwischen Bruck und Mürzzuschlag eine Eisenbahnstation der Südbahn ist. Wenn ich wieder komme, will

ich mir dieſes Sträßlein gut anſehen und in Krieglach Umfrage halten, was ein Wagen koſtet. Iſt's nicht zu teuer oder der Weg nicht zu rauh, ſo hat mir von allem, was ich geſehen habe, nichts ſo ſehr eingeleuchtet, als dieſen Punkt zu wählen, wenn Sie mit den Kindern einmal einen Monat Alpenaufenthalt nehmen könnten. Ich habe nie alles ſo beiſammen geſehen: Lieblichkeit der Alpennatur und Vertrauenswürdigkeit der Menſchen.

Mein Wandertag in dieſem Falle war einer meiner gelungenſten und diesmal mein vorletzter. Und doch dürfte ich nicht ſagen: Ende gut, alles gut. Geſtern wanderte ich zweimal über hohe Berge: am Morgen bis nahe an den Schnee und am Mittag über die alte Semmeringſtraße. Ich wanderte leicht, meine Stimmung war ganz Glück und Zufriedenheit. Das Wetter ſchön wie immer. So kam ich um 7 Uhr an die Bahn nach Gloggnitz. Da riß der Faden des Glückes ab. Ich hätte ſehr gut einen Bahnzug noch erreichen können, ja in Schottwien ging vor meinen Augen ein Omnibus dazu ab, den ich mit meiner eigenſinnigen Abneigung gegen das Fahren — nicht benützte. Ich dachte gar nicht daran, daß Lokalzüge zwiſchen Payerbach und Wien nicht alle halbe Stunde bis tief in die Nacht abgehen könnten — kurz, meine glücklichſte Stimmung war Sorgloſigkeit und dieſe — Leichtſinn. So kam ich um 7 Uhr nach Gloggnitz und die goldene

Sonne ſtand noch am Himmel. Da aber ging kein Zug mehr ab als um 8 Uhr ein Schnellzug mit bloß erſter Klaſſe. Das hätte Gloggnitz-Wien faſt genau ſo viel gekoſtet wie eine ganze Fahrt Wien-Graz. Natürlich ſcheute ich dieſe Koſten. Der nächſte Zug aber ging um 3 Uhr nachts, der zweitnächſte um 6 Uhr morgens. Beide alſo für ein Gloggnitzer Nachtlager unbequem. Man bezahlt nicht ein in Gloggnitz wahrſcheinlich teures Zimmer, um es nachts 2 Uhr zu verlaſſen; ja ſelbſt morgens um 5 Uhr koſtet mich erfahrungsmäßig die Ruhe der ganzen Nacht.

Nehmen Sie dieſes Dilemma, nehmen Sie dazu meinen Charakter — und Sie erraten jetzt, was ich wählte. Ich beſchloß, bis 3 Uhr die Nacht zu durchwachen. Und um mir ſo viele Zeit zu vertreiben, beſchloß ich, die Nacht zu durchwandern. Ich war aber an dieſem Tage ſchon 12 Stunden, nach Abzug der Ruhepauſen 10 Stunden gewandert und hatte überdies nicht zu Mittag gegeſſen! Tief im Alpental hatte ich mir bei einem gut gelegenen Hauſe um halb eilf Milch und Butterbrot geben laſſen, und das war ſo köſtlich gut, daß ich nichts Weiteres mehr verlangt und bedurft hatte. Jetzt erſt war ich allerdings wieder bei Appetit, aber ſchon außerhalb Gloggnitz und zu abgeneigt wieder umzukehren. Da nahm ich bei einem Wirtshäuslein unterwegs ein Glas Bier und ein Kalbsgulaſch zu mir. So wanderte und tappte ich in

die Nacht hinein. Von 10 bis 11 war's am unholdesten; um ¼ auf 12 stieg der rote Halbmond in den Wolken des Horizonts auf. Um ¼ auf 3 bleichte der erste Morgendämmer. Um ½ 3 war ich in Neunkirchen zwischen Gloggnitz und Wiener-Neustadt, um ¼4 kam der Zug, der Gloggnitz um 3 passiert. Mit allen Nachtstunden hatte ich nur eine halbe Eisenbahnstunde gewonnen. Freilich schlich ich mehr. Zweimal ruhte ich auch, aber ohne einschlafen zu können. Einmal in einem schauerlich dunklen Gehölz bei rauschendem Wasser in der Nähe, den Rücken an einem Baum, unter mir ein Rasen, der aber tautrocken war. Die Nacht war überhaupt ohne Tau. Das zweite Mal auf einem gemähten Kornfeld. Auf einem Schwaden lag ich weich und trocken wie auf der feinsten Strohmatte und die Nachtluft strich über mich hin. Der wehende Nachtwind, wenn er durch die Bäume oder über Gersten- und Weizenfelder flüstert, hat für mich immer etwas Heiliges gehabt und heute Nacht habe ich mich recht daran sättigen können. Es war eine schöne Sommernacht. Das Nachtwehen nur frisch, nicht kalt und ebensowenig taufeucht. Nur mit einer solchen Nacht ließ sich eine solche Leistung machen. Um ¾6 war ich im Wiener Bahnhof, um 7 Uhr umgekleidet und beim Frühstück-Kaffee, worauf es dann gleich ins römische Dampfbad ging. Trotz meiner Müdigkeit hat es mich nicht angegriffen. Nach Tisch

schlief ich bis 5 und jetzt schreibe ich. Das ist mein erster Tag in Wien.

Mein erster Eindruck war, als ob ich wieder sehen lernen müßte! Ich sah wie durch Nebel und Rauch. Es war mir, als ob in jeder Straße ein brennendes Haus stürzte, so verqualmt kam mir die Luft vor. Mein Auge, so lange ans kräftigste Grün gewöhnt, war ganz verwirrt über den aschgrauen Teint der Wiener Staubluft.

Adieu. Ich werde bald wieder in Graz sein. Das grüne Graz und das graue Wien sind doch starke Kontraste.

Wien, 5. August 1870.

Haben Sie nur noch eine Handvoll Stunden Geduld. Es ist wieder einmal eine Zeit, wo es sich bloß um Stunden handelt; wo es nicht der Mühe wert scheint, auf den nächsten Tag zu vertrösten, weil man jetzt und jetzt meint — einen Augenblick länger, und man könne schon mit Gewißheiten aufwarten.

Denken Sie sich gar nichts Anderes. Ich habe Hut und Stock in der Hand, warten Sie in guter Fassung, es kann unmöglich mehr lange dauern. Daß ich nicht gleich umgehend auf Ihren Brief abkommen konnte, verdrießt niemanden mehr als mich.

Wien, 17. August 1876.

„Es ist bei Ihnen doch nichts Unangenehmes passiert?" sind die letzten Worte Ihres vorgestrigen Briefes.

Nur Unangenehmes und gar nichts Anderes als Unangenehmes ist bei mir passiert! Wie wäre ich sonst hier?

Wenn man am 5. August schreibt: Warten Sie nur noch eine Handvoll von Stunden und es wird ein Haufen von Tagen daraus, ein solcher Haufen, daß ich nicht einmal am 17. August wissen und sagen kann, wann dieser Haufen nichtswürdig-verlorener Tage zu Ende gehen wird, so muß es unangenehm genug hergegangen sein.

Die Einzelheiten kann ich Ihnen freilich nicht schreiben, es war nur eine Reihe von Bagatellen, lauter Bagatellen. Aber — der Eine wird von einem Felsblock zerschmettert und der Andere erstickt an einem Weinbeerkern. Tot sind Beide!

Schon wenn Sommereisen nach Steiermark kein Vergnügen wären, so wäre es nur meine verfluchte Pflicht gewesen, in den Tagen, wo Sie gänzlich vereinsamt waren, Ihnen die Zeit zu vertreiben und Gesellschaft zu leisten. Die Schwester fort — die beiden Kinder fort — das ganze Haus leer — o wie schön, wie schön, daß ich da festgenagelt war auf meinem Wiener Straßenpflaster! Wie allerliebst!

Mögen Sie Freude haben in St. Ruprecht und Puntigam!

Schreiben Sie es mir nur getrost, wenn Sie wieder zurückkommen, Ihr Brief wird mich immer noch in Wien treffen. Des Teufels Großmutter sitzt nicht so fest in ihrem höllischen Feuer, als ich zur Wiener Juli- und August-Hitze verdammt bin!!

Leben Sie recht wohl. Damit doch Etwas geschieht während meiner Verdammnis, redigiere ich soeben eine zweite Sammlung meiner Feuilletons (die literarischen), welche nächstens erscheinen sollen, — genau um die Zeit wie im vorigen Jahr der „Haustyrann". (Wieder bei Rosner.)

Oskar Falke, zwar nur ein Freund neueren Datums, — aber wir werden wohl zeitlebens aneinander attachiert bleiben — meldete mir vor 3 Tagen aus Steiermark, daß er einen Gutskauf, den er schon lange in peto gehabt, endlich perfekt gemacht hat. Es ist der Steinhof bei Radkersburg. Die nächste Eisenbahnstation ist Spielfeld (auf der Linie Graz-Marburg), und dann wird man noch etwa zwei Wagenstunden haben. Auf diesem Gute, scheint's, werde ich wohl oft zu Gaste sein. Graz ist nicht fern. Wieder ein Faden mehr, der mich an Graz bindet. Bin doch neugierig, was die Zukunft bringt und wo ich zur Ruhe komme. — Recht viel Vergnügen.

Schloß Steinhof, 4. Oktober 1876.

Laſſen Sie mich in Kürze berichten, daß ich geſtern glücklich hier angekommen und daß das Wetter ſchön iſt, auch Dauer der Schönheit verſpricht.

Da Sie die Gegend aus der Kindererinnerung noch kennen, ſo beſchreibe ich nichts. Enttäuſcht hat mich nur die Erdart, die hier keine Spur von Fels und Geſtein mehr hat, was man in einem Berglande wie Steiermark, Kärnten und Tirol auch bei niedrigen Hügeln allenthalben zu erwarten gewohnt iſt. Der Boden iſt zäher Lehm und die Auffahrt zum Schloſſe nach der naſſen Witterung ſo unbeſchreiblich grundlos wie Fliegenleim. Wir fuhren auf Straßenſtücken, welche alle Schrecken der berüchtigſten ungariſchen Straßenmiſere noch weit überboten. Daß ich ins nahe Radkersburg zu Fuß ſpazieren könnte, davon iſt keine Rede. Es muß jetzt alles per Wagen geſchehen. Darauf war ich nicht gefaßt und es iſt eine partie honteuse des hieſigen Landlebens.

Dagegen iſt das Schloß ſelbſt ſehr anſprechend. Es hat eine ſchöne Lage und ſchöne, bequeme, auch reichliche Wohnräume. Die beſten Naturallebensmittel ſind wertlos. Milch und Butter haben faſt gar keinen Preis, in Radkersburg koſtet das Kilo Rindfleiſch, auch das beſte — 40 kr.

Ich bewohne ein ſchönes, geräumiges und gut möbliertes Gaſtzimmer. Meine Ausſicht iſt groß, jeder

Blick fällt in eine weite, lichterfüllte Landſchaft. Ein Nachteil iſt freilich wieder dabei: die ganze Fenſterfront liegt ohne Ausnahme gegen Norden. In der Stadt wäre das mein Tod; ich könnte es nicht aushalten. Bei einem weiten Horizont mindert ſich's allerdings faſt zum Unmerklichen, denn wenn auch die Sonne nicht ins Zimmer ſcheint, ſo erfüllt ſie doch das Auge, indem ſie die ganze Landſchaft erfüllt.

Kurz das Ding hat nicht mehr Schattenſeiten als jedes menſchliche Ding und die Zufriedenheit überwiegt weit das Störende und Mangelhafte. Wir fuhren an einem gräflichen Nachbarſchloße vorbei, das in der Ebene liegt und muffig und dunkel zwiſchen Bäumen ſteckt. Dort möchte ich nicht Gaſt ſein. Schloß Steinhof dagegen müſſen Sie ſich vorſtellen wie eine der heiterſten und freieſten Lagen auf dem Ruckerlberg. Unſere Hügelkette iſt auch nicht höher als dieſer, wenigſtens nicht viel, und doch gibt es hier einen Punkt, wo man bei reinſter und durchſichtigſter Luft — den Grazer Schloßberg ſieht!

Daß die Familie Falke eine ſehr ſympathiſche Umgebung iſt, brauche ich nicht zu ſagen; ich wäre ja ſonſt nicht hier. In dieſem Augenblicke iſt noch Oskar Falkes Bruder Joſef hier anweſend, den ich ſchon von Wien her kenne und der die kleine Kolonie ſehr angenehm vergrößert. Er iſt einer jener echteſten Öſterreicher, denen der gutmütige Spitzbube im Auge ſitzt

und die das ganze Leben in guter Laune abmachen, wozu sie nur — recht viel bösen Spott brauchen. Kurz, die große Familie Restroy.

Ich schreibe diese Zeilen nach dem Frühstück und vor einem Spaziergang, den wir auf den Gutsgründen machen. Wir kamen gestern erst in der Abenddämmerung an, da wir auf den teilweise schlechten Straßen 3 Stunden fuhren, auch in Spielfeld eine Mittagsstunde und in Mureck eine Jause hielten. Erst heute im Tageslichte kann mir Falke auch etwas von der Schloßumgebung, — Park, Obstgarten, Wirtschaft und sonstige Anhängsel zeigen.

Ich habe einen Brief an Rosner und einen an Sie geschrieben und schließe jetzt. Bis zum Mittagessen besichtigen wir das Gut, nachmittags fahren wir wohl nach Radkersburg, wohin ich die zwei Briefe gleich persönlich mitnehme.

Schloß Steinhof, 11. Oktober 1876.

Es ist heute 8 Tage, seit ich hier bin, und sehr sehne ich mich wieder nach einer Nachricht von Ihnen. So lange ich nicht weiß, daß es Ihnen gut geht, schäme ich mich fast zu sagen und zu beschreiben, wie gut es mir selbst geht.

Und wahrlich, es geht mir gut. Es ist jetzt zum 4. Male, daß ich nicht bloß durchs Land marschiere,

ſondern auf dem Lande wohne. Zweimal war es beim Dr. Fiſchhoff, einmal am Atterſee und zuletzt iſt es hier. Alle dieſe Landferien fielen in den Oktober, der Atterſee-Aufenthalt ſogar in die erſte Novemberhälfte. Ich meine jetzt, die Natur müſſe überhaupt herbſtlich ſein, um ſchön zu ſein. Mit wiederholten Gemütseindrücken fließt mir Naturſchönheit und Herbſtſchönheit in Eins zuſammen. Die wohlbekannten Herbſtbilder ſind in meinem Gemüte wie Bilder an Zimmerwänden; es kommt mir ſo wohnlich vor, ich bin wie bei mir zuhauſe.

Denn das iſt gewiß: in keiner Jahreszeit hört man ſich ſelbſt und ſein Inneres beſſer als im Herbſt. Welche Ruhe! welche Stille! Es iſt ſeltſam genug. Der Sommer lärmt doch auch nicht; wie die Vögel ſingen oder die weidenden Herden brüllen, unterbricht die allgemeine Naturſtille ja nicht im geringſten. Warum ſcheint der Herbſt allein ſo ſtill? Das iſt was Inneres, nichts Äußeres. Aber es iſt namenlos ſüß! Man könnte weinen vor Freude!

Einen Namen hat nichts in der Natur und nichts kann man ausſprechen. Manches aber läßt ſich doch ſagen. Der ſüßeſte Herbſtzauber iſt vielleicht folgender. Im Sommer erntet man Luſt und Freude mit vollen Händen ein und meint, es müſſe ſo ſein. Man hält ſeine Schönheit für ſeine Pflicht. Im Herbſt und im Spätherbſt iſt ſie keine Pflicht mehr, ſondern ein Ge-

ſchenk. Das fühlt man und man iſt dankbar. Die Dankbarkeit iſt ein ſittlicher Zug und nun fühlt der Menſch, daß er der Schönheit der Natur auch eine Schönheit des Herzens zurückzugeben hat, was er ſo gut in keiner anderen Jahreszeit fühlt. Im Herbſte, ſcheint's, geben Natur und Menſch ihren raſcheſten Einklang.

Das täte ſchon der Glanz des Himmels, die laue Mondnacht, das geiſterhafte Silber der Nebelſpiele allein. Das täte ſchon die Schönheit und Wohltätigkeit des Luftelements allein. Aber wie ſchön iſt nun auch die Erde hier! Wahrlich, Ihre Steiermark hat ein Zauberer gemacht! Als ich im Sommer von Öſterreich bis Gleisdorf längs der ungariſch-ſteiriſchen Grenze herabwanderte, war ich ſchon erſtaunt, wie ſchön das ſteiriſche Bergland noch ſo nahe bei Ungarn iſt. Aber — es war auch noch immer Oberſteier! Feſt glaubte ich dagegen, daß wenigſtens in Unterſteier das nahe ungariſche Steppenland ſchon bemerkbar hereinragen würde. Die Linie Radkersburg-Pettau war mir ſehr verdächtig, daß ſie ſchon flau und proſaiſch ſein könnte. Und ſiehe da, ſie iſt faſt noch ſchöner als die oberſteiriſche Linie Friedberg-Gleisdorf. Steiermark hält Wort bis zum letzten Atemzuge. Die „grüne Steiermark" iſt eine Wahrheit noch am äußerſten Grenzſtein, der zwiſchen einem ſteiriſchen und ungariſchen Acker ſteht.

Ich wollte, ich könnte Sie in mein Zimmer führen. In welche Landschaft fällt mein Blick, so oft er vom Tisch zum Fenster hinausschweift! Das Schloß steht auf einer Anhöhe, welche von keiner anderen mehr gedeckt wird, sondern am Rande einer Ebene die letzte ist. Das gibt Freiheit nach allen Seiten, eine große Landmasse und ein großes Luftmeer zum Gesichtskreis. Den Hügel hinab grünen die Wipfel des Parks, der Mittelgrund ist die Murebene, ein weites Gefilde von Feldfluren, Dörfern, Schlössern, Gärten und Auen, die Fernsicht ein blauer Gebirgszug und nicht ganz so fern, daß man das ragende Schloß Trautmannsdorf bei Gleichenberg nicht noch herüberschimmern sähe, — selbst in der Herbstluft, die doch nebeltrüb sein dürfte, die aber Tag für Tag von entzückender Durchsichtigkeit ist. Das ist die Landschaft gegen Norden. Sie können ungefähr an die Ruckerlberg-Aussicht denken, wie sie gegen Westen ist. Den Berg hinab Laubwerk, am Horizont die Kärntneralpen, in der Mitte das Grazerfeld.

Ganz anders sieht's gegen Süden aus. Der ausgespannte Fächer ist jetzt zusammengeschlagen. Da haben wir kein Blachfeld mehr wie das Grazerfeld, sondern was von Wiesen und Äckern Flächen hat, versteckt sich in lauter Hügellabyrinthe und kleine lauschige Talheimlichkeiten, eine Landschaft von einem überflüssigen Reichtum der Formen, wo kein Boden-

ſtück dem andern gleich iſt, alles in Bewegung, Abwechſlung, Buntheit, aber alles zuſammen doch von einem einheitlichen Charakter, der ganz wunderbar ſtimmt, ganz Schönheit und Harmonie iſt. Die Berge ſind nicht ſo hoch wie in den Alpen, aber auf echt ſteiriſche Weiſe immer eng zuſammengedrängt und immer ſchroff und ſteil von Abhängen. Das gibt Charakter, Stärke, Schönheit, faſt Wildheit.

Wir fuhren geſtern nur eine Stunde weit in dieſes ſüdliche Arkadien hinein, aber es ging immer auf und ab, immer bald links, bald rechts an Abgründen hin. Nur ſind die Abgründe hier nicht ſchreckhaft wie im Hochgebirge; nicht Abgründe — Füllhörner ſind es, Füllhörner voll Obſt, Wein und Waldgrün. Der Wald iſt immer gemiſchter Beſtand, Laub- und Nadelholz durcheinander, Tannen, Birken, Föhren, Buchen und Eichen. Aber welche Eichen! Dieſer Gau iſt das wahre Eichenland. Ich habe ſie nirgends ſo hoch, ſo ſtark und mächtig geſehen. Faſt alle Völker ſagen „heilige Eichen" und haben unter Eichen ihre Tempel, ihren Gottesdienſt, ihre Volksgerichte und Volksverſammlungen. Dieſen Baumkultus begreift man nirgends beſſer als hier. Auch ſieht man ſie ſelten ſo maleriſch ſchön ſtehen. Nicht in dicken, finſtern Wäldern ſtehen ſie, ſondern aufgelöſt in Gruppen, zu zweien und dreien wie gute Geſchwiſter und gewöhnlich in der Mitte der Wieſen, an den Rändern der Wein-

berge, in den Lichtungen der Wälder, kurz mit einer allerliebsten Koketterie an den sichtbarsten Orten. So verschönern sie alles um sich her und machen die ganze Landschaft zu einem großen Naturpark.

Das Ziel unseres gestrigen Ausfluges war eine nicht sehr entfernte Wiese, wo, in einen Holzbrunnen gefaßt, eine Mineralquelle emporsprudelt, ein Säuerling wie der Rohitscher, aber milder. Schöpfen kann, wer will. Schloß Steinhof hat auch immer Vorrat davon, aber da er soeben ausgegangen, hatten wir uns Flaschen mitgenommen und erlustierten uns damit, sie zu füllen, auch frisch aus dem Sprudel gleich zu trinken. Dieser Wiesengrund ist ein Prachtstück von Naturpoesie, so grün, so schön, auch von Hügeln und Waldschatten so gut begrenzt, daß der ganze Anblick etwas Ergreifendes, fast Heiliges hat. Es ist selbst in diesem Arkadien nicht möglich, sich Hirten und Herden darauf zu denken, der Geist greift höher und bevölkert sie nachts im Mondschein mit Elfen und mit Erlkönigs Töchtern.

Wir fuhren über diese Wiese noch eine Strecke hinaus, — es ging soeben wieder bergan, aber jeder Berg hat seine Aussicht und jede Aussicht ist eine andere. Da sah ich auf Mittelgrundferne, steil an einem bewaldeten Bergrand und über dem Bergabgrund fast in der Luft schwebend, den Ort Negau, ein bräunliches, kastellartiges, ritterlich-altertümliches Bau-

bild. Und zwiſchen hüben und drüben Talſchroffen voll Waldgrün und Weinberg an Weinberg, ein Labyrinth von wild verwirrten Reben, in Schluchten hinabwachſend und an Bergen hinankletternd. Hier gemahnt's mich faſt ſüdlich, ſagte ich zu Oskar Falke, ſo könnte ich mir ein Bild aus der römiſchen Campagna vorſtellen. — Sie iſt nackter und kahler, dürrer und verbrannter, antwortete er, denn er kennt, wie viele andere Länder, auch Italien.

Jeden Deutſchen zieht's nach Italien, aber hier wird die Sehnſucht mäßiger. Als ich das geſtrige Bild ſah, hörte ich faſt auf, nach Italien zu ſeufzen. Ich ſeufzte dafür nach einer Geſellſchaft, der ich das alles ſo gerne gegönnt hätte — nach Ihnen! Das Alpengebirge wird Ihnen nie ſeine Genüſſe erſchließen können, Sie ſind zu zart und ſchwach zu Alpenreiſen. Der hieſige Gau aber ſcheint mir wie geſchaffen für Sie — wie man eine Rolle für einen Schauſpieler dichtet. Könnte ich Sie einmal hieher führen!

... Ach, Sie ſind glücklich in dieſem Lande! Was Sie auch juſt auf dem Herzen haben gegen Graz, aber mit dem Lande können Sie wohl zufrieden ſein. Möchten wir es endlich miteinander genießen!

Ich muß abbrechen, denn ſchließen könnte ich heute kaum.

Schloß Steinhof, 16. Oktober 1876.

Das traf ſich ja ſchön! Es iſt eine Überraſchung und doch keine. Tags vor Ihrem Briefe ſprachen wir beim Souper zufällig von Regau, und wer ſein Eigentümer ſei. Der eine behaupte: Fürſt Trautmannsdorff, der andere ein Grazer, namens S. Jeder blieb bei ſeiner Meinung, bis ſich die Meinungen endlich darin begegneten, daß Trautmannsdorff wohl der Beſitzer, aber S. der Pächter und Gutsverwalter. Dabei blieb es.

Als ich den Namen S. hörte, mußte ich gleich an Sie denken, denn ich weiß, wie dieſer Name in Ihrer Familiengeſchichte eine altbefreundete Rolle ſpielt. So war ich, trotz der Überraſchung, faſt auch vorbereitet, daß die Rolle unter anderm auch auf dem Schauplatze Regau geſpielt haben konnte.

Aber doppelt freut es mich, daß ich kein Fremdling in dieſer Gegend, und daß Ihr Geiſt darin heimiſch iſt. Sie haben leicht ſagen, mein Brief ſei ein beſchreibendes Meiſterſtück geweſen; es malt ſich gar leicht, wenn der andere das Bild ſchon hat und man braucht es bloß zu reſtaurieren und zu firniſſen. Ich will nicht mit falſcher Beſcheidenheit leugnen, daß ich mich zuſammennahm und mir wohl bewußt war: erſtens, nichts verderben, und zweitens, womöglich etwas geben zu ſollen. Kein Schriftſteller aber darf

ſich einbilden, daß er ſeinen Eindruck und ſein Bild geben kann; alles, was er kann, iſt bloß: die Phantaſie des Leſers in Mitwirkung zu verſetzen. Das Bild iſt mißlungen, wenn es im Leſer nicht die eigene Malerluſt erweckt; es iſt ſchon gelungen, wenn es das tut: gleichviel, was der Leſer malt. Wenn ein Dichter ſcheinbar das getreueſte Landſchaftsbild entwirft und zehn Maler malen darnach, ſo wird jeder ein andres Bild malen. Es iſt nicht möglich, einen Menſchen zu zwingen, daß er ſich dieſelben Linien, dieſelben geometriſchen Winkel, dieſelben Farbennuancen und in denſelben Raumverhältniſſen vorſtellen muß, wie ich ſie ſelbſt in der Natur geſehen. So weit geht die Macht des Wortes nicht. Ein Dichter kann nichts, als die Luſt erwecken, an ſeinen Malereien mitzumalen, und die Illuſion, daß des Leſers eigenes Gemälde das Dichtergemälde ſei. Mit Einem Worte, was kürzer zu ſagen und was eine alte Erfahrung: juſt die Wirklichkeit läßt ſich nicht verwirklichen; nur die Phantaſie iſt mitteilbar.

Aber unterſtützt hat es mich, daß auch Ihre Phantaſie ſchon ein Stück der Wirklichkeit beſaß, und zwar das ſchönſte Stück: Kindheitserinnerung!

Und ſagen Sie nur nicht, die Sehnſucht darnach ſei ein „unerreichbarer Wunſch“. Welch ein trauriges Wort! Wir müßten noch ärmer ſein, als wir ſind, wenn von Graz aus ſogar Regau ſchon unerreichbar

ſein ſollte. Es iſt mindeſtens ebenſo erreichbar als St. Ruprecht. Nach Spielfeld zahlte ich auf der 3. Klaſſe 74 kr., es wird alſo auch die 2. kaum 1 fl. 10 oder 20 koſten. Daß uns Falke von Spielfeld nach Radkersburg in ſeinem Wagen bringt (auch) ſamt den Kindern) iſt kein Ding der Unmöglichkeit und koſtet mich wahrſcheinlich nichts als ein Wort. Das Gaſthaus aber wird in Radkersburg nicht teurer ſein als in St. Ruprecht, und wie weit ein Zweiſpänner von Radkersburg nach Negau braucht, können Sie ſelbſt beurteilen. Es iſt ein bequemer Nachmittagsausflug. Der Nachmittag aber wird nicht wie von Graz nach Steinberg 5 fl. koſten, ſondern wahrſcheinlich nur 2, höchſtens 3. Ein Gulden iſt hier ein gar mächtiges Ding! Das Geld hat einen gar großen Wert in dieſer bitterlich geldarmen Gegend!

Seit Ihrem Briefe habe ich den Ausflug gegen Negau wiederholt. Ich ſage *gegen*, nicht *nach* Negau, denn ich war beide Male nicht *in* Negau. Ich ſah nach Negau hinüber von der Straßenhöhe nächſt Heiligendreikönig und dieſer Proſpekt gibt ein ſehr ſchönes Bild. Vielleicht iſt es nicht ſo ſchön, in Negau zu ſein, als nach Negau zu ſchauen.

Was Sie von meinem Verhältniſſe zwiſchen Nord und Süd ſagen, dazu laſſen Sie mich folgendes ſagen. Ein Menſch beſteht eigentlich aus mehreren Menſchen. Es kommt alles darauf an, *wann* man etwas

unternimmt und wie man für die Unternehmung reif ist oder nicht. Mein gegenwärtiger Mensch möchte doch in manchem Sinne ein anderer sein als mein vergangener. Es kommt mir vor, daß meine Willensrichtungen — zwar immer aufs Schöne und Gute gerichtet — früher einseitiger und kaprizierter, sagen wir subjektiver gewesen. Heute scheinen sie mir besser ausgeglichen. Nicht daß ich heute just die Süd- oder die Nord-Schönheit brauchte oder leidenschaftlich begehrte; sondern ich finde heute das Schöne im Norden und Süden zugleich; ich finde es überall, wo es wirklich da ist, und kapriziere mich nicht auf das so- oder anders-Sein. Mein heutiger Zustand, meine ich, ist nicht subjektive Leidenschaft und Parteinahme, sondern allem Schönen gegenüber ein Zustand von Zufriedenheit und Dankbarkeit, welchen ich eben das „Ausgeglichene" meiner Stimmung genannt habe.

Zu der „Ruhe und Stille des Herbstes" habe ich noch eine neue Erklärung gefunden. Wohl hat die Natur in allen Jahreszeiten dieselbe Stille, aber nun bleibt folgendes zu sagen übrig.

Was den Frühling betrifft, so ist er fast zu streichen, denn er besteht gewöhnlich nur aus 90 launischen Apriltagen. Das läßt zu keiner inneren Ruhe kommen. Im Sommer wird durch die Last der Hitze, der Müdigkeit, der Erschlaffung und des Verschmach-

tens, im Winter durch Kälte und Unbehagen der Körper zu sehr an sich selbst erinnert. Man kann sein leibliches Dasein fast nie vergessen, es hat bei allen Winter- und Sommerschönheiten, bei allen Naturstimmungen fast immer mit dreinzureden.

Im Herbste fällt das weg! Den Leib stört und belästigt nichts mehr; er trägt sich so vogelleicht und frei, daß er sich völlig vergessen kann. Das körperliche Dasein ist jetzt am stillsten und ruhigsten, und das, das ist es, was alle Stille und Ruhe des Herbstes in die Natur ausstrahlt und zurückstrahlt.

Natürlich sagt auch das noch nicht alles, aber es ist wenigstens ein Beitrag zu dem, was zu sagen ist.

Möchten diese Worte auch wie das Wort Regau im Einklang mit Ihnen stehen und ein Echo bei Ihnen finden!

... Eins wenigstens ist unaussprechlich gut und günstig: das Wetter. Nach kurzen silbernen Morgennebeln strahlte jeder Tag von Sonne und Wärme, jede Nacht von Sternen und Sternbildern. Gestern lagerte sich zum erstenmale jener graue und bleischwere Nebel ein, der die Sonne den ganzen Tag nicht durchläßt. Da glaubte ich schon, jetzt ist der Herbst da und alles zu Ende. Heute haben wir wieder von neuem Sonne und Himmelblau. Wie liebenswürdig! Dabei ist die Wärme nur um einen einzigen Grad gefallen; ich habe heute 15 Grad und hatte bisher — in einem

Zimmer gegen Norden und bei offenen Fenstern — ununterbrochen 16. Aber auch bei den 15 ist Ein Fenster offen. Kann man's besser verlangen?

... Und sind Sie wieder gesund, so hoffen Sie noch manche Lebensfreude, auch wenn sie über Regan hinausgeht.

Hoffen wir! Hoffen wir!

Wien, 7. November 1876.

Ich war am Freitag den ganzen Tag unlustig, nämlich unwohl. Ich stand schon vom Bette damit auf. Der Kopf war eingenommen und warm, fast heiß, der Körper fröstelnd und schauernd, in einigen Gliedern etwas rheumatisches Weh oder Stechen, der Appetit krankhaft. Kurz, ein kleines Erkältungsfieber. Ich tat an diesem Tage nur das Allernotwendigste; lag dann zugedeckt auf dem Sopha und wärmte mich und sah dem Ding zu.

Sagen Sie mir, ist das nicht seltsam? Es erging mir genau so wie Ihnen. Am ersten Tag nach der Reisefahrt wohl und munter und erst am zweiten angegriffen. Nur daß es bei Ihnen ernsthafter war und länger dauerte; bei mir aber war es mit jenem Freitag vorbei. Am Samstag befand ich mich schon wieder wohl und zwar recht wohl. Nur Eins geschah. Ich habe sonst früher ein paarmal Anfälle von Herzkrämpfen gehabt, und da ich mir nicht einbilde, einen

Herzfehler zu haben, ſo konnte es wohl nur ein Zupfen und Zucken von Rheuma ſein, das mir eine geraume Zeit lang in der ganzen Bruſt herumſchlich. Als ich nun am Samstag von dem Freitags-Erkältungsfieber ſo ſchön frei war, dachte ich mir: ich wundere mich, daß ich diesmal nicht auch im Herzen ein bischen geſpürt habe. Und ſiehe da, am Sonntag und noch geſtern am Montag ſtellten ſich richtig die kleinen Herzaffektionen wieder ein. Es war ſeltſam. Auf der Gaſſe (wo es plötzlich winterlich kalt geworden) kribbelte es ein wenig herum, aber ſo wie ich einen geſchloſſenen Raum betrat, — mein Zimmer, das Gaſthaus, oder Rosners Buchhandlung — hörte es nach wenigen Augenblicken auf. Aber im Freien ſetzte es ſich wieder fort. Übrigens machte es keinen einzigen bangen Moment, war gelind und faſt nur neckiſches Spiel.

Freilich — die Berliner Reiſe! Iſt es nicht dumm, daß ein geſunder und rüſtiger Körper nun doch ſorgen und wachen ſoll, als ob er ein Invalid wäre? Und in Berlin und Breslau wird der Winter noch rauher ſein, als hier bei uns. Es geht mir wirklich im Kopf herum. Aber — vielleicht bleibt's bei dieſem rauhen Anfang nicht und es kommen doch noch ſchöne Tage. In meinem Zimmer ſind ſie eigentlich jetzt auch ſchön. Trotz Kälte und Schnee ſcheint mir in den Mittagsſtunden die herrlichſte Sonne auf mein Sopha,

und ich brauche mich nur hinzulegen und wärme mich wie eine Schlange im Sonnenschein.

Daß ich aber nicht immer müßig sein und auf dem Sopha liegen kann, versteht sich von selbst. Ich habe noch die letzten 6 Bogen meines Buches zu korrigieren und es ist durchaus nicht unnötig, vielmehr notwendig, daß ich jeden Bogen zweimal lese, natürlich auch recht langsam und sorgfältig. Das nimmt viel Zeit weg. Schließlich rechnen Sie auch noch, daß ich bei meiner Zurückkunft Karten und Briefe vorfand, welche Antwort erheischen, und zwar unverzüglich.

Da schrieb mir z. B. ein Verehrer aus Wildon. Er hatte ein Buch herausgegeben: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins" und dieses Buch fand ich bei meiner Zurückkunft vor, als ein Achtungsgeschenk für mich. Dabei lag ein verbindliches Schreiben. Ich teile Ihnen dasselbe mit, weil es mich freute und weil ich meine, daß es Sie auch freut. Nicht alles freut mich und nicht alles teile ich Ihnen mit, z. B. Rezensionen, welche, wenn sie auch lobend sind, uns Beide kalt lassen, da sie gewöhnlich auch einfältig sind. Etwas Anderes ist's mit diesem Wildoner Brief. Ich bin ein Schriftsteller, welcher weder selbst noch durch gute Freunde je das Geringste für seinen Ruf getan hat, und da hat es immer etwas Auffallendes, wenn dieser Ruf nicht aus großen

Städten wie Berlin oder Leipzig, ſondern in einem bäuerlichen Lande wie Steiermark und aus einem kleinen Orte dieſes Landes ſein Echo zurückgibt. Die Spuren meines Namens auf dem Lande freuen mich immer zehnmal mehr als in den Städten. Und doppelt kam mir juſt Wildon apropos, weil ich dort ſoeben ein allerliebſtes Schlößchen ins Auge gefaßt und gleich an Sie gedacht, ob ich Ihnen daſelbſt einen beſſeren Aufenthalt als in St. Ruprecht ermitteln könnte. Das Schlößchen liegt Wald- und Buſch-umgeben auf einer Anhöhe über der Grazer Ebene, nicht ganz unähnlich der Lage von Luſtbichel. Es wäre eine treffliche Wahl geweſen. Auf ſein Briefblatt ſchrieb ich Ihnen auch mein Antwortſchreiben ab, damit Sie jetzt, wo die Hoffnung wieder zunichte iſt, wenigſtens den gut gemeinten Gedanken ſehen können.

Denn ſchon geſtern erhielt ich auf meine Antwort wieder die ſeinige, und zwar nicht aus Wildon, ſondern zu meiner größten Verwunderung aus Baden. Auch dieſen Brief lege ich Ihnen bei. Er ſpricht noch von anderen Villen bei Wildon, und da ich ihn in Baden jedenfalls perſönlich kennen lernen werde, ſo plaudern wir gewiß recht eingehend über dieſen Punkt. Vielleicht findet ſich doch noch etwas, das uns Freude machen kann. Jedenfalls mutet mich ſchon dieſe Gelegenheit an; ſie iſt wie ein Abenteuer! Faſt ein Stück Romantik im papierenen Literaturleben!

... Was ich von meinem bischen Erkältung gesagt habe, lassen Sie sich nicht beunruhigen. Es war ganz bedeutungslos. Nehmen Sie sich's höchstens zur Warnung für sich selbst. Übereilen Sie Ihr Ausgehen nicht, es könnte Ihr Tod sein. Der Winter ist streng angebrochen, schicken Sie sich in ihn und schonen Sie sich aufs sorgfältigste. Gehen muß er ja doch wieder, und um wie viel schöner läßt sich dann der Sommer in wohlgesparter Gesundheit genießen!

Wien, 31. Dezember 1876.

Mein Reisetag ging ohne Ungemach vorüber.

... An meinem Reisetag, — nämlich den 30. — starb in Meran Emil Kuh. Mir war er schon früher gestorben. Sein Genius wäre mir der liebste gewesen, denn er verstand mich philosophisch, künstlerisch und menschlich am besten, aber seine Charakterschwäche verdarb alles. Man kann Epheu und Eiche miteinander gehen sehen, aber nicht — Schilfrohr und Eiche. Ersteres ist Mann und Weib, letzteres wäre Mann mit einem Mann — der Weib ist. Das geht nicht.

Für diesen verstorbenen Freund ist ein anderer wieder aufgetaucht, der schon verstorben geschienen und nun wieder lebendig ist. Als ich gleich nach meiner Ankunft bei Rosner eintrat, teilte er mir mit, daß ihm die „Literarischen Herzenssachen" bestellt wurden

— aus Nyiregyháza, und von Samuel Engländer. Sonach lebt dieſer Freund noch und gedenkt meiner noch. Ich werde ihm nun gleich ſchreiben, warum er ſich ſo lang aufs Verſchwundenſein verlegte? Möglich, daß es ihm ſeit dem allgemeinen Sturze recht ſchlecht ging, aber unmöglich, daß er deshalb aus einer fausse honte ſich verbarg. Das liegt nicht in ſeinem Geiſt und Charakter. Kurz, er muß mir Rechenſchaft geben.

Wien, 23. Jänner 1877.

Aus Ehrenhauſen hat ſich wieder ein Verehrer gemeldet, der ein Bändchen Gedichte mit einem pietätvollen Begleitungsſchreiben einſchickt. Die Gedichte verraten einen gebildeten Geiſt und der ganze Mann kommt mir ſympathiſch vor. In kurzer Zeit juſt zwiſchen Graz und Marburg zwei Anſprachen dieſer Art.

Der Dichter heißt Stephan Milow. Ein junger Mann, der mich nur aus meinen Schriften kennt und ehrt, der ſich pietätvoll mein kritiſches Urteil ausbittet. Er iſt verheiratet, ſeine Gedichte ſind ſeiner Schwiegermutter gewidmet, der Freiin Mathilde von Reuchlin-Meldegg, geborenen Gräfin Wimpffen. Ich bin neugierig, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Wien, 29. Jänner 1877.

Ich hätte nicht gedacht, daß ich so bald nachempfinden muß, was im Jänner und Juni des vorigen Jahres Ihnen zu empfinden auferlegt war. Die heutige Nachricht hat mich glücklich gemacht, aber noch nicht sorgenfrei gemacht. Die Arzneikunst mag es wohl imstande sein, vielleicht durch ein drastisches Mittel das ärgste Symptom zu unterdrücken; aber dann beginnt erst die eigentliche Kur, — die Kur der Behutsamkeit. Alle Sorgen müssen sich jetzt verdoppeln. Es muß mit tausend Augen darüber gewacht werden, daß keine Rezidive eintritt. Wenn Ihre Schwester heute schreibt, daß Sie schon sprechen können, so machen Sie deßungeachtet keinen Gebrauch davon. Sprechen Sie nicht. Schonen Sie auch Aug und Ohr, denn das sind Sinne und Sinne sind Nerven. Die Nerven aber können nicht Ruhe genug haben. Liegen Sie lieber noch teilnamslos und mit geschlossenen Augen da, auch wenn Sie es anders könnten. Kümmern Sie sich nicht zu viel um den Wolfgang und um sein Lernen; es geht ja doch seinen Gang, ob wir da sind oder nicht. Man glaubt, man muß regieren, aber man kann's auch lassen. Denken Sie sich in eine Pflanze hinein und lassen Sie das Menschenleben einstweilen in der Ecke stehen.

Ich hätte Ihnen manches mitzuteilen, was Sie freuen könnte, aber ich tue es nicht. Als ich meinen letzten Brief geschrieben, schrieb ich in derselben Nacht

noch an Stephan Milow, denn ich war just im Schwung der rechten Stimmung. Er hat mir nun einen überaus liebenswürdigen und leſenswerten Brief darüber zurückgeſchrieben, der Sie wohl freuen würde. Ferner erſchien ſoeben die größte und wohlwollendſte unter allen Beſprechungen der literariſchen Herzensſachen, und das könnte Sie auch freuen. Sie nennen mich oft geizig in meinen Mitteilungen und „möchten es auch noch erleben", was ich aufzuſparen ſo geneigt bin. Das habe ich mir gemerkt und ſchon wollte ich die zwei Schriftſtücke beilegen. Aber ich tu's doch lieber nicht. Ich bin nicht ſicher, ob ich Ihnen nicht einen Schaden zufüge. Sie müßten ſich vorleſen laſſen, was in recht kleinen Abſätzen vielleicht anginge; aber im Eifer des Leſens und Höreus könnte ein Abſatz doch wohl zu groß werden und Sie ſchon angreifen. Dann könnte es gar noch meine Eitelkeit ſcheinen, womit ich Ihre Ruhe ſtöre — und wie grauenhaft wäre dieſer Gedanke! Laſſen Sie mich alſo heute noch geizig ſein und abwarten, bis Sie ſelbſt dieſe Dinge verlangen — und ohne Gefahr verlangen dürfen.

Das Waſſer auf dem Ofen habe ich mir überlegt. Ich fürchte, aller warme Dunſt geht nach aufwärts und bleibt droben als unbewegliche Luftſchichte liegen. Ja, wenn der Ofen niedrer wäre. Sollte man nicht doch ein oder zwei Gefäße mit dampfendem Waſſer auf dem Stubenboden anbringen?

Im Winter ſind die Pflanzen trocken und tot und hauchen ihren Duft nicht aus. Aber ſchon im Februar treten die Bäume wieder in den Saft und der Februar beginnt ſoeben. Wäre es nicht etwa gut, wenn Sie das Zimmer mit Tannen- und Fichtenſtämmchen anfüllten?

An der Novelle ſchreibe ich jetzt mit doppeltem Eifer und mehr, als es mir je zu ſchreiben gelang, damit ich nur umſo früher nach Graz kommen kann. Aber iſt es nicht ſonderbar? Wenn ſonſt die Arbeit der beſte Troſt in Sorgen iſt, ſo ſchäme ich mich faſt der meinigen. Es kommt mir faſt ruchlos vor, mich mit erdichteten Dingen zu beſchäftigen, derweil das Wirkliche meine ganze Teilnahme anſpannt. Aber freilich mag juſt darin die Fähigkeit des Dichters beſtehen: das Eingebildete zu verwirklichen und das Wirkliche zurückzudrängen. Das ſagt auch Goethe ausdrücklich im Fauſt-Prolog:

> Was ich beſitze, ſah ich wie im weiten,
> Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Aber dieſe Fähigkeit, der Schlüſſel zur poetiſchen Welt, iſt in der moraliſchen faſt ein Makel. Und da kommt es mir vor, der Dichter müſſe eigentlich ein doppelt guter Menſch ſein, um ſich für ſein Dichten nur Verzeihung zu erwirken! —

Ich empfehle Sie in den Schutz aller guten Geiſter und grüße Sie viel tauſend Mal.

Wien, 28. März 1877.

Sie haben jetzt viel Geduld mit mir gehabt, ich weiß es, und habe es im Stillen auch anerkannt. Aber denken Sie sich nur nichts Anderes als — das Einerlei. Ich habe nichts zu melden, und erreignet sich was, so tue ich's ohnedies.

Es ist wahr, es ist mir manches konträr gegangen. Meine Novelle wird mir statt im Februar erst im Mai ihre Frucht tragen, den Breslauer Romanverlag habe ich nach viel verlorener Zeit und manchem unnützen Brief schließlich doch nur aufgeben können, da er sich allzu jüdisch gebärdete, und endlich war auch die Freikarte der Südbahn eine leere Maulmacherei, die in nichts zerfloß.

Ich müßte es aber lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich Verdruß und Verstimmung davon hatte. Es ging nichts davon in die Tiefe, es war nichts davon der Mühe wert, daß ich mich moralisch berührt gefühlt hätte. Ich blieb gleichmütig und bin im ganzen mehr heiter als übel gelaunt.

Und kann ich nicht guten Mutes sein, solange ich noch Briefe empfange wie den beiliegenden? Das ist wohl das Stärkste, wie sich Verehrer bisher ausgedrückt haben. Und dabei klingt es so echt, so körnig, so eigentümlich gedacht und selbständig empfunden, so durchaus unphrasenhaft, wie gewisse Herren, die mich

in ihrer Weise auch anbeten, es mit süßlicher Salbung tun; kurz, dieser hohe Ton wird auch noch mit einer Schlichtheit angeschlagen, daß ich ganz verwundert dreinschaute und alles in allem — einen Mann vor mir zu haben glaube. Und deshalb hat mich dieser Brief so sehr gefreut, daß ich ihn auch Ihnen mitteile, denn er ist noch interessanter als jener andere Lorbeer, den ich Ihnen zu Füßen legte. Er ist fast ein Ereignis in meinem Leben. Es will mir dünken: so hätten nur Schillers Zeitgenossen an Schiller schreiben können!

(Das zweite Briefblatt werden Sie gerne entbehren, denn wie Sie sehen, ist da vom Geschäfte die Rede. Dieses erste aber können Sie einstweilen behalten, bis ich es abhole.)

Von meinem Kommen sage ich schon gar nichts mehr; ich meine aber doch, es wird bald nach Ostern sein. Sie aber — geben Sie mir öfter Bericht als ich Ihnen. Ihre Gesundheit allein ist schon ein Briefstoff, der bei mir wegfällt. Mein Wohlbefinden ist fortwährend ein beneidenswertes. Ich wollte, ich könnte jetzt mit Ihnen teilen, es wäre noch genug für Sie und mich.

Schreiben Sie mir, wenn Sie gute Stunden haben, aber wenn nicht, so lassen Sie es wenigstens nicht an Korrespondenzkarten fehlen. Inzwischen will ich das Bessere hoffen.

Fiume, 28. Mai 1877.

Ich bin gestern um halb drei Uhr mittags in Fiume angekommen und habe dabei nichts als Freude gehabt. Eine ganze Stunde früher fuhr ich schon im Anblicke des Meeres und hatte ein Bild, überraschender, als ich erwartete, also wörtlich über alle Erwartung. Von St. Peter nach Fiume sind 5 Stationen und ich zählte sie wohl, denn ich machte mich gefaßt, bei der fünften das Meer zu sehen, und hielt aufmerksame Wacht. Aber es kam besser. Schon nach der vierten war's; wir passierten soeben einen der vielen Felsendurchbrüche, deren allzu nahe Wände die Augen schmerzen, daher man sie absichtlich abwendet. Fast zufällig geschah es, daß ich sie mechanisch wieder ausblicken ließ, als die steinerne Gasse zu Ende war, aber ich dachte an nichts und erwartete nichts. Aber siehe da, auf einmal war zu meiner linken Hand auch der Erdhorizont zu Ende. Weit draußen und tief unten von der schwindelnden Berghöhe tat sich ein blauer Abgrund auf, — das war das Meer. Ich glaubte, aufschreien zu müssen. Es war ein entzückender Augenblick. Indem ich mich ins Fenster auslege und mich recht weiden und satt sehen will, ist das Bild wieder dahin, denn die unbarmherzige Eisenbahn erschafft und verschlingt ihre Bilder und nimmt ebenso schnell, als sie gibt. Auf der Linken war nichts mehr zu sehen,

und da ich in meinem Coupé Alleinherr war, ſo begab ich mich auf die Rechte, um mir hier die ſeit 4 Stunden gewohnte Speiſe, die Karſtlandſchaften, anzuſehen. Aber o Wunder, jetzt lag das Meer auch zur Rechten. In wenigen Sekunden war es von der Linken zur Rechten umgeſprungen, aber in dieſen wenigen Sekunden war es augenblicklich wieder ſchöner geworden, wie ein theatraliſcher Geſchwindkünſtler raſch in die Kuliſſen ſpringt und ebenſo raſch in einer neuen Verkleidung, aber ſchöner als je zurückkommt. Die Bläue hatte inzwiſchen Leben und Geſichtszüge gewonnen. Man unterſchied deutlich, was blaues Meer und blaue Berge waren. Den Meerbuſen von Fiume rahmen links und rechts die Küſten von Iſtrien und Dalmatien ein, welche beide ſteil-gebirgig ſind. Im Meerbuſen ſelbſt aber liegen wieder die Inſeln Cherſo und Veglia, welche gleichfalls Bergrücken ſind. Dadurch könnte es freilich ſcheinen, daß das Fiumaner Meer mitten in Bergen faſt wie ein Landſee liegt, und eigentlich iſt es auch ſo. Aber ich habe mir dieſe Verhältniſſe viel kleiner vorgeſtellt. Es iſt alles weit, geräumig, ausgedehnt, kurz groß genug. All dieſe Bergbilder tun nicht mehr, als daß ſie den Meeresſpiegel höchſtens beleben und zieren und ihm jene Öde nehmen, welche jede uferloſe Waſſerwüſte hat. Ich ſchreibe jetzt an einem Fenſter, das direkt und dicht am Meere liegt, und kann nicht ſagen, wie unbeſchreiblich groß

und majeſtätiſch jeder Blick hinaus iſt. Der blauflimmernde, ſonneſtrahlende Waſſerſpiegel liegt mit rieſiger Ruhe und die Berge ſind nichts als ein zarter Schatten, ein bläulich gedämpftes Milchglas, das den großen Lichtkörper, das Meer, nicht verengt, verdunkelt und überſchneidet, ſondern ſein Licht nur ſchöner und wohnlicher macht. Das himmliſche Geſicht der Meeresgöttin bleibt immer der Mittelpunkt meines Bildes und all dieſe blauen Berglinien warf ſie ſich nur wie duftige Gazeſchleier um ihr Haupt, ſteckte ſie ſich wie ein paar Vergißmeinnicht oder wie eine Kornblume ins Haar. In dieſem Augenblicke halte ich im Schreiben inne, denn ſoeben ſehe ich ein Schiff, das aus der Ferne in die Nähe mit großen und voll geblähten Segeln heranſchwebt, und es iſt wie ein ſpannendes Drama, dem koloſſalen Schwamm auf ſeinem koloſſalen Schwimmwaſſer zuzuſehen. Aber ich könnte lange zuſehen. Denn während der zarte Rieſe näher und näher kommt und größer und größer wird, dämmert am äußerſten Horizont ſchon wieder ein neues Rieſenkindlein auf, das in der nächſten Viertelſtunde auch groß und ausgewachſen unter mein Fenſter herankommt. Ich glaube, ich höre wohl überhaupt zu ſchreiben auf; für den erſten Gruß mag's auch genug ſein. Wer könnte das Meer beſchreiben. Seit Trieſt ſah ich es zum zweitenmale, aber das iſt ſchon 10 Jahre her und noch einmal iſt es zum erſtenmale! Bei Trieſt iſt's

immerhin großartiger; das soll wahr bleiben, aber auch ein bischen monotoner. Dort ist es gleichsam ein Saal, der durch seine Architektur allein wirkt, hier hängen auch schöne Bilder im Saal. Ich möchte das Fiumaner Meer wohnlicher nennen. Auch die Stadt selbst ist wohnlich; schön, reinlich, entzückend gepflastert und macht mir einen viel besseren Eindruck, als ich erwartet.

Aber ich muß im Ernste aufhören. Wohin käme ich, wenn ich so fortfahren wollte, wie ich anfing! Auch das hat Fiume vor Triest voraus, daß man hier viel länger als dort von der Eisenbahn aus das Meer genießt. Dort sieht man's spät und es geht rasch zu Ende, hier kommt's viel früher und man behält's fast eine ganze Stunde lang in seinem Eisenbahnfenster. Und mit jeder Minute wird alles schöner. Wenn man das Meer zum erstenmal sieht, steht man so hoch auf der Karsthöhe, daß man weit über den Berg hinaussieht und fast nichts als Luft und Meer sieht. Indem sich aber der Bahnzug in tausend Krümmungen die Abhänge des Karsts herunter schlängelt, wühlt er sich in Labyrinthe von Gärten ein; Wein, Rosen, Feigen, Lorbeeren hängen Einem wie Festons um die Wagenfenster; das Meer bleibt immer Meer, aber jetzt entfaltet auch das Land seine Reize, und Meer und Land vermählen sich zu einem Bunde, der uns zu Kindern und Glückskindern hat. O wie schön war diese Stunde! Das sind die Stunden,

auf die man ein halbes Leben lang wartet und die für ein halbes Leben entschädigen. Wahrlich, ich werde Zeit brauchen, um auch die Landstädte wieder schön finden zu können. Aber doppelt freue ich mich, daß ich ein Grazer geworden und gegen Wien doch einen starken Vorsprung ans Meer habe. Und könnte ich demnächst auch Sie und die Kinder auf einen solchen Ausflug mitnehmen, so wäre es der schönste Tag meines Lebens. Später im Sommer mag's dürrer und gelber sein; wie ich's jetzt traf, ist es am schönsten, aber ich höre, es fängt schon im April an. Möchten Sie doch diesen Winter unbeschädigt überstehen! Wie schön ließe sich dann vom nächsten Frühling schwärmen!

Wien, 14. Juni 1877.

Ich bin angekommen und ohne Unfall. Sybaritisch machte ich mir diesmal die Reise. Ich habe sie zwischen Graz und Wien unterbrochen und nahm mein Nachtquartier in einem Wirtshause auf der Höhe des Semmerings. Gestern abends um 7 Uhr setzte ich mich auf dem Berge fest und verließ ihn heute vormittags um 11. Wie feguete ich meinen Einfall! Diese Abend-, diese Morgenstunden waren mein bester Naturgenuß auf meinem ganzen Ausflug. Seit einem Monat bin ich fort und habe diesmal eigentlich nur Städtebilder für meine Reisemühen gehabt — Graz und Fiume.

Immer in Alpen fahrend, habe ich von den Alpen nie weniger gehabt. Zweimal ein Morgen und Abend in St. Peter, — ja; aber was ist der Karst gegen den Semmering! Ende gut, alles gut. Mein erster Anblick von Fiume war ein Enthusiasmus, diese letzte Semmering-Station — eine Erquickung! Wie ein Gott wandelte ich gestern unter meinen Tannen, vor mir der nahe Schneeberg. O die Semmeringhöhe ist schön! Und wie eine Beleuchtungsfeier war mir's veranstaltet, daß Holzknechte auf einem Waldschlag die Baumstümpfe angezündet hatten und die ganze Nacht durch einen Berggipfel vor meinem Fenster leuchten und lodern ließen. Es war ein himmlischer Abend. Ich dachte fortwährend an Sie und durfte es leicht, denn es ist ja alles so leicht zu haben. Die Eisenbahn bringt auf die Höhe, droben gibt's gute Straßen und eine Fülle der bequemsten Wald- und Wiesenpfade; man schwelgt mitten unter Hochgebirgsbildern, unter bärtig mächtigen Tannen, in Duft und Frische, in Stille und Einsamkeit; und alles so wohnlich! so erreichbar wie ein Hausgarten. Heute morgens wurde ich schon um halb fünf wach und stand um ein Viertel auf 6 auf. Ich konnte gleich Frühstück haben und dann verträumte ich die Morgenstunden im Angesichte des beleuchteten Schneebergs auf den Berghalden, in den Waldgründen und unterhielt mich damit, reizende Pfade zu suchen und zu finden. Im Geiste waren Sie

immer meine Begleitung. Wenn Ihnen der Doktor einmal Berglüfte verordnete, die nicht zu ſtreng ſind und doch Alpenwürze atmen, ſo wäre nichts näher, bequemer und angenehmer als der Semmering. Wahrlich, ich werde das noch öfter wiederholen. Man muß über den Semmering nicht fahren, man muß ausſteigen auf dem Semmering.

Für eine bloße Nachricht habe ich ſchon zu viel Zeilen geſchrieben. Alſo kurz. Den Kopps geht mein Scheiden von Wien mehr nahe, als gut iſt. Es ſind Menſchen, welche einer wahren Freundſchaft fähig ſind und ſtark und treu in Freundſchaften. Sie mochten mich ſo gerne als einen ſicheren Beſitz betrachten — und nun komme ich mir wie ein Dieb vor, der ihnen etwas ſtiehlt. Ich bin zwiſchen 3 und 4 Uhr angekommen, die morgendliche Semmering-Erquickung war leider ſchon längſt wieder zugeſetzt; aber in Staub, Schweiß und Hitze war mein erſter Gang zu Kopps.

Mein zweiter galt Rosners. Auch dort iſt der Freundeskreis, der ſich in ſeinem Laden zuſammenzufinden pflegt (ſiehe das Gedicht der Gräfin Wickenburg), über meinen Abgang von Wien, ſagt Rosner, „paff, wie man nicht mehr päffer ſein kann". Und ein Freund fand ſich bei ihm ein, hätte mich gerne geſehen, verweilte tagelang in Wien und konnte mich doch nicht erwarten; — — Samuel Engländer! Wie

leid mir das tut! In Fiume fehlt ein anderer mir; in Wien ich einem andern.

Ich gebe diese Zeilen zur Post, denn es ist halb 8. Hierauf werde ich zu Taubers gehen, — erst der dritte meiner Besuche. Aber sie sind wohl, wie gewöhnlich, nicht zuhause. Einläufe von Briefen und Kreuzbandsendungen habe ich noch nicht entsiegelt; damit will ich den Schluß vor dem Schlafengehen machen.

Steinhof, 30. Juli 1877.

Ich habe Ihnen nicht umgehend geantwortet, weil ich gleich den Tag meiner Rückkehr bestimmen wollte, was damals noch von vielen Umständen abhing, z. B. ob Falke, der ebenfalls nach Graz muß, seine Fahrt mit der meinigen vereinigen könnte, ob die entsetzliche Sommerhitze, die eine 3stündige und für den Zurückfahrenden eine 6stündige Fahrt auf staubig-schattenloser Straße zu einem Schreckbild macht, nicht doch endlich nachlassen wolle, und dergleichen mehr.

Heute nun weiß ich soviel:

Falkes Grazer Fahrt verzögert sich bis Dienstag nächste Woche, was mir zu lange dauert, die Sommerhitze aber ist seit 3 Tagen gebrochen. Ich setze also meine Fahrt, da Falke seinen Wagen Mittwochs selbst brauchen wird, auf Donnerstag diese Woche an. Noch weiß ich's nicht, ob ich am Donnerstag oder Freitag

in Graz eintreffe. Am Donnerstag wär's abends nach 10, am Freitag Vormittag nach 9. Jedenfalls bitte ich Sie, zu meiner Hausfrau zu gehen und das zu melden, oder durch andere melden zu laſſen.

Geſtern endlich und zwar erſt geſtern waren wir auch in Regau. Der Direktor war abweſend, aber der alte Schloßverwalter hat uns mit gemütlicher Herzlichkeit aufgenommen. Er heißt, glaube ich, Hellgart und iſt ſchon ſeit 1846 da. Sie könnten ſich vielleicht an ihn erinnern. Die Landſchaft iſt bei Regau noch grüner, friſcher und formenreicher als beim Steinhof ſelbſt, der doch auch ſchon gefallen muß. Aber dort erreicht gleichſam ein ſchöner Anfang ſeine ſchönere Mitte und intereſſantere Kataſtrophe. Es iſt ein Bilderbuch voll wechſelnder Lieblichkeit, ein Garten, im vollſten Sinne dieſes oft gebrauchten Wortes. Ich habe in dieſes Gewirr von Wäldern, Wieſen, Weingärten, Tälern und Hügeln mit einer Art von Enthuſiasmus hineingeſehen und nur die Schnelligkeit des rollenden Wagens bedauert. Als Fußwanderer genießt man das alles doch erſt recht und ich lobe mir das Gehen.

Dieſe Zeilen haben nur den Zweck einer Anzeige und ich ſchließe ſie. Sie haben wohl nun auch Ihre Radegunder Fahrt gemacht. Leider wird es noch in den heißeſten Tagen geweſen ſein; aber trotzdem! Sie haben ſo lange aus der Talebene auf die Berge bloß

hinsehen müssen, daß Ihnen eine Bergfahrt selbst gewiß endlich ein Fest war. Der heurige Sommer ist brav und gut, und wir werden noch lange im Andenken behalten, daß er schöne Zeiten gebracht hat.

Undatiert. 1877.

So lange ich wandere, passierte es mir noch nie, daß schon der Antritt der Wanderung verunglückte. Das war diesmal der Fall.

Ich war rechtzeitig aufgewacht, saß rechtzeitig im Café Seidl, nur erhielt ich just heute nicht rechtzeitig mein Frühstück. Gleich und noch einmal gleich! Es war doch schon 7 Uhr, also nicht mehr so früh, auch saßen ein paar andere Gäste da, die bereits bedient waren und ihre Gläser wohl gar geleert hatten, nur für mich war kein Kaffee fertig. In solchen Fällen werde ich immer das Nämliche tun, — ich stehe auf und gehe fort. Das tat ich auch jetzt. Ich vertröstete mich auf die Bahnhofrestauration und marschierte weiter. Auf dem Hauptplatz stand kein Omnibus, der ja nur mit der Südbahn korrespondiert, und die Graz-Köflacher ist ein Aschenbrödel. Glücklicherweise hatte ich nicht darauf gerechnet, sondern war früh genug ausmarschiert, um den Bahnhof auch zu Fuß zu erreichen. Das glückte denn auch. Der Zug geht um $^3/_4$8 und auf meiner Uhr war es halb, auf der Bahnuhr gar erst 5 Minuten

über ½. Die Bahnhofrestauration war übrigens so hoch am Tage noch immer in tiefer Nacht, alle Tische und Bänke umgelegt, jede Eingangstür, die ich probierte, verschlossen. Und in dem Augenblick nagte der Magen ohnmachtähnlich. Da lief ich in die Kaffee- und Bierwirtschaft an die Ecke der Annengasse hinüber, wo die schönen Kastanien stehen, und nahm mein Frühstück. Als ich wieder zurückkam, stand die Bahnhofuhr noch immer auf 5 Minuten über ½8. Da stieg mir eine Ahnung auf, die sich sofort als Wirklichkeit bestätigte. Der Zug war fort! Just 2 Minuten waren versäumt, aber — der ganze Tag war versäumt. Ein Bummelzug ging erst wieder um 4 Uhr nachmittag.

Ich setzte mich auf die Brücke wie ein Zerschmetterter! Wieder war es das alte Gefühl: das Unglück ist eine Bestimmung, ist ein begleitender Fluch durchs Leben. Nur die Schwelle verlassen, und es hat Macht und der Fuß tritt in seine Netze! Was kann man Unschuldigeres wollen, als morgens um ½8 nach Deutsch-Landsberg fahren und dazu rechtzeitig auf seinem Posten sein? Und doch! Drei Motive mußten zusammenwirken, um es zu vereiteln. Mein Stammkaffeehaus, das mich sonst aufmerksam bediente, mußte mich just an diesem Morgen, wo keine Zeit zu verlieren war, ungeduldig machen; ein Hauptbahnhof der Südbahn muß in einer Landeshauptstadt seine Bahnuhr aufzuziehen vergessen; und drittens muß es mir zu

ſpät einfallen, daß ich auf Kaffeefrühſtück überhaupt hätte verzichten und Gebäck kaufen können. So ſaß ich — in Gefühlen und Betrachtungen, die wahrlich nicht weniger tragiſch waren, als der Anlaß ſcheinbar ein kleiner. Juſt umgekehrt! Wenn der Wurf ums Große mißlingt, ſo darf das arme Menſchenwürmlein ja darauf gefaßt ſein; wenn aber die geringſte und unſchuldigſte Freude verſagt, dann erſt ruft's aus dem Tiefſten der Hoffnungsloſigkeit: Gib dich auf! Du ſtehſt unter einem Fluche, dir iſt Alles und Alles verboten!

Als ich wieder denken und überlegen konnte, raffte ich mich zu dem fürchterlich-trotzigen Entſchluſſe auf, nach Deutſch-Landsberg zu Fuß zu gehen! Es ſind anderthalb Tage, — die Eiſenbahn tut's in 3 Stunden.

Und ſo geſchah's. Ich wanderte. In ekelhafteſtem Staub und in ſteigender Tageshitze kroch ich zu Fuß die ſchlechten Feldſtraßen dahin. Um ½11 war ich bei Straßgang, um 12 Uhr in Toblbad. Ich hielt in einem ſchattigen Garten Mittag und war nach ¾ Stunden leidlich reſtauriert. Da ging ich weiter. Die Sonne ſtand im Zenit, der Wald warf nicht einen zollbreiten Schatten, und wenn er vielleicht doch noch ein bischen kühlte, ſo hörte er bald auf und eine vollkommen offene Ebene begann, eine Wieſenmulde, in die ſich die Sonne kochend hineinlegte und die kein Ende nahm. Ein paar Sumpfbäche durchſchlichen

ſie, darunter die Kainach, die zwar ein reines und ſprudelndes Badewaſſer zeigte, aber ach, keinen Badeplatz. Es lag alles ſchattenlos unter der ſenkrecht afrikaniſchen Sonne; ich hätte aus dem Bade ſofort in heißdurchglühte Kleider hinein müſſen. Da zog ich ſeufzend vorüber. Meine Stirnadern klopften, das Herz pochte, der Kopf ſchwindelte, — ich fühlte wohl das Gefährliche des Augenblicks. Wäre ich ſo rückſichtslos wie früher in dieſen Mittag hineingewandert, ſo gebe ich keine Stunde Friſt, daß mich nicht der Sonnenſtich getötet hätte. Aber daran dachte ich denn auch. Ein großer Stadel mit zwei Eichenbäumen, der nächſt der Straße endlich im Wieſengrunde ſtand, war meine erſte Schattenruhe, dieſelbe wiederholte ich dann fleißig, als wieder Wald kam, und endlich trank ich aus jedem Brunnen und verdünnte das Blut mit viel Waſſer, um ihm das Endzündliche zu nehmen. So überwand ich die gefährlichſten Stunden zwiſchen 1 bis 4 und gab immer acht auf mein Befinden. Es war eine Fatigue, aber meiner Natur nach kein Exzeß. Auch fing der Geiſt zu arbeiten an, ich dachte über Plan und Handlung einer dichteriſchen Konzeption nach — Beweis genug, daß ich der Lebenskraft Herr blieb. Am meiſten ermüdete mich, indem die Hitze ſich milderte, fortwährend die Straße. Das Erdreich jener Gegend iſt das elendſte der Welt und eigentlich nichts als Miſt. Glimmerſchiefer, Tonſchiefer, ſchiefrig-

lockerer Sandstein, das ungefähr schien mir, ohne Geolog zu sein, das Material jenes Bodens. Kurz, es bildet einen grundlos tiefen ungarischen Staub, in welchem die Chausseesteine nur lose liegen bleiben und von den Wagen bloß hin und her geschoben werden, ohne daß sie den Boden befestigen, weil dieser nichts Bindendes hat und viel zu sehr nachgibt, als daß sie zermalmt und eingepreßt werden können. So liegen sie Einem nur als Hindernisse im Staube und Mist unter den Füßen. Es ist ein ärgerliches Gehen. Dagegen ist die Landschaft viel schöner, als ich mir's vorgestellt. Ich dachte mir die Stainzer Gegend eigentlich flau und charakterlos, aber die Hügel sind so schön, der Anbau so gartenhaft, das nahe Alpengebirge von so starker Mitwirkung zum Totaleindruck, daß man hundert Stellen passiert, wo man weilen möchte und sich kaum losreißen kann. Die Eisenbahn geht im Flacheren und Flaueren weit um Stainz herum; aber in den Nachmittagsstunden fing ich an, die Tragödie des Morgens zu verschmerzen, ja sie fast gut zu heißen.

Um 6 Uhr war ich in Stainz. Das ist ein guter, munterer Ort und das Bräuhaus eine treffliche Herberge. Die Tischgesellschaft zeichnete mir Menschen wie andere und gar nicht so ultramontan, wie Stainz den Zeitungsruf hat und der Mord des liberalen Bürgermeisters Hängi ein scheinbarer Beleg davon ist. Ich konnte mit allem zufrieden sein.

Nachts um 1 Uhr weckte mich ein heftiges Blitzen und Donnern mit kurzem, aber starkem Regen. Das verhieß also für morgen wenigstens gedämpften Staub. Und so war es. Freilich galt es jetzt einen Kampf mit dem Kot, aber der geht doch nur das Fußwerk an, während der Staub von unten herauf die ganze Person einäschert. Dabei war der Himmel wolkig bedeckt und kühl — kurz, der Tag ein ganz anderer.

Um 12 Uhr mittags war ich in Deutsch-Landsberg. Die Gegend dort ist reizend schön, der Ort ziviliſiert; es muß im Sommer ein appetitlicher Aufenthalt sein. Mein Programm war jetzt, über das Hochgebirge neben der Koralpe nach Kärnten ins Lavanttal zu gehen, ein Weg, wo man zuerst Trahütten, dann den letzten steirischen Ort erreicht — Glashütten mit einer wohlbelobten Herberge. Hier wollte ich übernachten.

Ich war eine Stunde gestiegen, da wälzten sich die Wolken in tiefen, bleischweren Nebeln herein und benahmen jede Aussicht. Noch dachte ich an einen poetischen Plan, war also guten Muts, aber nicht lange. Sofort fing es zu regnen an und bald goß es platzregenartig. Die Straße war grausam elend, bald tiefer Kot, bald Gießbäche von Regen. Und immer mußte man mitten hinein, denn links und rechts war kein Fußpfad, der sonst ein Sträßlein begleitet. Ich ging wie mit bloßen Füßen so naß, dann wurde auch

der Oberkörper durchnäßt, denn der Schirm schirmte nicht lange mehr. Natürlich war Glashütten nicht zu erreichen, ich mußte mich mit Trahütten begnügen, ein barbarisches Nest mit mürrischen Menschen. Da saß ich von 4 bis 8 und ließ die Kleider am Leibe trocknen und langweilte mich bitterlich. Im elenden Bauernbett schlief ich unruhig und von 3 Uhr an gar nicht mehr. Morgens waren Kleider und Schuhe noch immer feucht, aber ich mußte hinein. Um ½8 marschierte ich aus, aber gleich nach den ersten Schritten begann wieder Regen, den ich unter einem Stadeldach abwartete, und zwar anderthalb Stunden lang. Aber auch um 9 hörte er nur so auf, als ob er zu jeder Minute wieder anfangen könnte. Da gab ich den Gebirgsübergang nach Kärnten natürlich auf und ging den Marterweg nach Landsberg wieder zurück, wo ich von 12 bis 1 Mittag hielt. Der Himmel war inzwischen milder geworden, zwar bewölkt, aber die Sonne wirkte durch die Wolken. Die nassen Füße trockneten bis zu feuchten ab.

Ich wanderte nun über Hollenegg nach Schwanberg, wo ich um 5 Uhr ankam. Die Landschaft ist ungemein lieblich und durch einen Weinbau, der die Reben nicht beschneidet, sondern haushoch ranken läßt, von einer berauschenden Heiterkeit. Ich wußte nicht, daß sich der Marburger Weinbau so tief landeinwärts und dicht an die Abhänge der beschneiten Alpen erstreckt. Wer es nicht wüßte, könnte die Landschaft für

das schönste Stück Südtirol halten. Es ist ein Juwel von Steiermark.

In Schwanberg übernachtete ich und nachts regnete es wieder. Wenn nur das Erdreich dieser Gegend nicht gar so straßen-unfähig wäre! Jeder Schritt ist ein Gräuel. Ich fuhr an den Schwanberger Bahnhof mit dem Postwagen hinaus, dann von Schwanberg nach Wies mit der Eisenbahn und von Wies nach Eibeswald wieder mit dem Postwagen. In Eibeswald hielt ich Mittag und ging nun nach Kärnten von diesem Punkte aus, nämlich statt ins Lavanttal ins Drautal. Auch hier liegt eine Bergmauer, aber nicht so lang und hoch, dazwischen; deßungeachtet machte ich mich auf Elend gefaßt. Aber diesmal überraschte mich's nach der besseren Seite hin. Der Berg ist sehr gut zu passieren; ja auf der Höhe der Wasserscheide bemerkte ich mit Entzücken, daß sich die Erdart endlich änderte und daß jene feste Kalkfelsenstraße anfing, welche ganze Meere von Regen nicht verderben können. Drunten im Drautal war die Straße noch besser und der Kalkcharakter noch ausgesprochener. Und da der bewölkte Himmel sich jeder Regendrohung enthielt, so gehörte dieser Übergang Eibeswald-Drautal zu den Lichtpunkten meiner Wanderung und war zum erstenmal wirklicher Wandergenuß.

Die Rache dafür sollte sofort auf dem Fuße folgen!

Ich hatte von Eibeswald ins Drautal eine kürzere Zeit gebraucht, als meine Schätzung war, während es sonst umgekehrt geht. Zu meiner eigenen Verwunderung kam ich im Bahnhöfchen von Saldenhofen noch zum 5 Uhr-Zug, konnte also an diesem Abend noch in Villach sein! Ich war voll Zufriedenheit. Endlich klappte es, endlich ging es nach Wunsch.

Ich löste mir in Ermanglung einer Freikarte mit 3 fl. 18 mein Billet nach Villach und saß seelenvergnügt trotz der 3. Klasse in einem Coupé allein. Da bemerkte ich nach einer Stunde, daß ich an der Kassa zu Saldenhofen — 2 Zehnerbanknoten, meine ganze Reisebarschaft, liegen gelassen! Das erste Geld, das ich in meinem Leben verloren! Ein neuer Zug in meiner Natur, und der moralische Eindruck des erschütterten Selbstvertrauens war vielleicht noch schmerzlicher als der materielle Verlust. Mitten in meiner Betäubung dachte ich an Mittel, diesen zu ersetzen, zunächst aber dachte ich daran, an Sie zu schreiben und mir nach Villach Reisemittel nachschicken zu lassen. Es waren traurige Gedanken, es war eine Stunde voll Schmerz! So hat's angefangen in Graz, so geht's fort! Nichts Vereinzeltes, sondern ein Fluch. Ein Geneckt-sein durchs ganze Leben! Es war ein Geschmack voll langer, trostloser Bitterkeit!

Nach zwei Stunden trat der Kondukteur in mein Coupé und fragte mich, ob ich in Saldenhofen etwas

vergeſſen habe. Der erſte Lichtblick! Daß man das Geld auch zurückgeben würde, daran hatte ich unter Öſtreichern gar nicht zu denken gewagt. Aber es war ſo. Saldenhofen hatte aufwärts nach Bleiburg telegraphiert, daß ein Herr im weißlichen Barte ſein Geld vergeſſen, und als ich um 9 Uhr in Villach ankommend mich als den Verluſtträger vorſtellte, war dieſelbe Depeſche auch ſchon an den Stationschef in Villach gegangen. In Villach erhielt ich mein Geld wieder, allerdings erſt am 3. Tage und mit Umſtänden, die aber wohl nur der bäuerlichen Unbeholfenheit zuzuſchreiben, denn Saldenhofen iſt ein kleiner, einſamer Ort und die dort Bediensteten wahrſcheinlich voll ländlicher Befangenheit und Schwerfälligkeit.

Leben Sie wohl! Ich ſchreibe Ihnen noch einmal und hoffentlich habe ich Ihnen alles Ärgſte ſchon geſchrieben.

Ofen, 13. November 1877.

Ich habe nur allzu lange nicht geſchrieben und gewiß habe ich Ihnen ſchon Sorge gemacht. Vielleicht haben Sie gefürchtet, daß ich unwohl bin, oder daß ich das Geld verloren habe, oder ſonſt etwas Außerordentliches. Aber nichts von alledem. Meiner Perſon geht es gut, ebenſo dem Gelde, das ich nicht einmal noch verwechſelt habe. Was mir fehlt, iſt nichts als die Zeit. Die Sache iſt dieſe.

Ich habe im 69ger Jahr einem deutsch-ungarischen Blatte eine Novelle gegeben, von der ich — da hier alles durch Judenhände geht — aus Schlamperei keinen Abdruck erhielt. Darüber vergingen Jahre. Das Blatt hat inzwischen aufgehört, die Auflagen sind Makulatur geworden, aus der Welt verschwunden — und meine Novelle mit. Ich gab mir durch briefliche Kommissionen Mühe genug, ein komplettes 69ger Exemplar noch aufzutreiben, aber immer vergebens. Endlich geriet ich auf den Gedanken: öffentliche Staatsbibliotheken, Museen, Akademien könnten die Landeszeitungen noch aufbewahrt haben, und forschte in dieser Richtung. Das endlich gelang. Eine Staatsanstalt hat den gesuchten Zeitungsband, aber sie gibt ihn nicht aus den Händen. Da reiste ich nach Pest, um die Novelle eigenhändig abzuschreiben, und ein Freund bot mir dazu sein Quartier an. Zufällig aber ist die Novelle eine meiner längsten und im Abschreiben bringe ich wieder neue Verbesserungen an, was denn alles sehr zeitraubend ist. Natürlich will ich das Gastrecht nicht unbescheiden in Anspruch nehmen, denn schon liege ich seit 10 Tagen im fremden Quartier und werde noch immer ein Viertel des Ganzen aufzuarbeiten haben. Gewiß begreifen Sie nun jetzt, daß ich jede Stunde meiner Novelle zutrage. Seit 10 Tagen stehe ich mit dem festesten Vorsatz auf, an Sie zu schreiben, aber immer treibt es mich, wie eine Henne

zu ihren Eiern, ſtatt zum Briefpapier zum Novellen-Manuſkript.

Unmöglich kann ich übrigens länger noch zaudern, und zwar um meiner ſelbſt willen nicht. Ich erwarte wichtige Briefe und jeder Tag iſt Verluſt, wo ſie in der Beethovenſtraße ungeleſen bei mir liegen. Ich bitte Sie alſo: gehen Sie baldigſt hinaus und ſehen Sie nach. Stellen Sie ſich meiner Hausfrau vor, der Sie ja ohnedies ſchon vorgeſtellt ſind, und laſſen Sie ſich die Briefe ausfolgen. Leider habe ich keine Karte mehr, nehmen Sie daher dieſes Schreiben mit, für den Fall, als es nötig ſein ſollte. Die Briefe, die Sie vorfinden, nehmen Sie alle zuſammen unter ein neues größeres Kuvert und verſehen dieſes mit der endesgefertigten Adreſſe. Dabei bemerken Sie aber folgendes. Wenn Briefe da ſind, die ein paketartiges Volumen haben, ſo bedeutet das, daß Zeitungen oder Druckſachen drin ſind, wie ſie mir oft von Dichtern oder Dichterlingen zugeſchickt werden. Solche Briefe aber, wenn ſie da wären, laſſen Sie liegen. Ich weiß, daß ſie mir nichts Wichtiges enthalten können. Nehmen Sie nur die leichteren mit, denen man es anſieht, daß ſie geſchriebene Rede, aber nicht Buchdrucker-Ware enthalten. Namentlich reflektiere ich auf zwei Briefe mit den Poſtſtempeln Berlin und Itzehoe. So lang hat ſich meine Wiener Reiſe verzögert, und doch war es mir nicht vergönnt, ganz ſorgenfrei fortzugehen, und ein

paar Briefe hätten es nötig gemacht, noch länger hocken zu bleiben! (Finden Sie übrigens Packetbriefe vor, die sie liegen lassen sollen, so vergessen Sie doch nicht, mir wenigstens zu berichten, daß dergleichen da sind.)

Möbeln habe ich nicht gekauft und [es] hat sich manches als Illusion erwiesen. So sagte man mir z. B. in Graz, man kaufe in Wien billiger, selbst mit den Transportkosten noch. Das mag wahr sein, aber nur für einen größeren Hausbedarf. Wer z. B. 6 Zimmer zu möblieren hat und in Graz 3000 fl. dran wenden soll, der könnte es in Wien leicht um 2500 bekommen. 200 Transportkosten, bleiben noch 300 erspart. Solche Rechnungen mögen stimmen. Anders ist's bei einem kleinen Einkauf, und noch dazu von antiken Möbeln, die man ja nur stückweise zerstreut findet. Denken Sie z. B., ich finde ein Stück in der Stadt, ein zweites in der Roßau, ein drittes auf der Landstraße; was es nur kostet, um ein solches Ameublement Stück für Stück von allen Enden auf den Bahnhof zusammenzuschleppen. Nehme ich Menschenhände und eine Tragbahre, so ist's kostspielig, und nehme ich eine Fuhre, so ist's auch kostspielig, ja geradezu eine Narrheit, denn Roß und Wagen könnten ja zehn Stück transportieren, nicht bloß Eines. So sieht der Satz aus: man kauft in Wien billiger als in Graz. Kaum war ich in Wien, so wurde mir diese

Reflexion klar und da kam ſie mir ſo auf der Hand liegend vor, daß ich mich ſchämte, ſie nicht ſchon in Graz gemacht zu haben. Ich gab daher meine Wiener Möbel-Suche bald auf. Ich fand manches, das ich gekauft hätte — für Wien; fragte ich mich aber: iſt es juſt ein ſolcher Fund und Fang, daß du es nach Graz ſchleppen ſollſt, iſt es der Mühe wert, es viermal auf- und abzuladen: vom Wiener Bahnhof zum Grazer Bahnhof, von einem Leopoldſtädter Tandler in die Beethovenſtraße, ſo ergab ſich, daß die Grazer meine Kauferei auslachen müßten, und ich ſelbſt müßte es.

Deßungeachtet war meine Wiener Reiſe nicht umſonſt. Ich habe mit Künſtlern geſprochen, ich habe manchen nützlichen Rat, manchen praktiſchen Wink bekommen und — ich weiß vor allem, daß ich jetzt ... in Graz kaufen kann! Ohne in Wien geweſen zu ſein, hätte ich das nicht gewußt, hätte ich immer gefürchtet, das Beſſere zu verſäumen, das Geſcheitere zu unterlaſſen. Genug, ich bin orientiert worden, ich fühle jetzt feſteren Boden unter meinen Füßen.

Von dieſen Dingen können Sie mit meiner Hausfrau plaudern, wenn Sie juſt wollen. Denn die Grazer werden Augen machen, daß ich noch immer mit leeren Händen komme, und nach meinen Erfahrungen iſt es doch ſo natürlich! Vielleicht bringe ich ein paar Stühle mit. Von Gaul bekomme ich vielleicht

die Zeichnung von einem römiſchen Ruhebett-Geſtell und von einem prächtigen Antiquarius, der eine Art poetiſches Original iſt, bringe ich vielleicht ein paar alte — Meßgewänder mit, Möbelſtoffe, womit die Künſtler zu zaubern wiſſen!! Vielleicht ... vielleicht auch nicht.

Ich glaube, ich werde noch lange ausbleiben. Sagen Sie auch das meiner Hausfrau. Und warum ſollte ich nicht? Dieſer 77ger November iſt ja doch das Wunder des Jahrhunderts! Sonſt hieß der November der Hängemonat, heuer iſt er ein Wonnemonat.

Meine Hausfrau treffen Sie am beſten zwiſchen 1 und 3 Uhr mittags.

Ich weiß vorläufig nichts mehr. Ich ſehne mich ſehr nach Nachrichten von Euch, obwohl ja alle Dinge ſo ziemlich ihren gewohnten Gang gehen. Geſund ſeid Ihr gewiß bei dieſem prächtigen Wetter und ſelbſt Sie, obwohl Sie den Winter zu fürchten haben, werden in floribus gelebt haben.

Ainsi soit-il!

* *

Schloß Steinhof bei Radkersburg, 11. Juni 1878.

Ich habe nichts zu berichten, was der Mühe wert wäre. Die Tage ſind ſchön und mir geht es gut.

Ich bin gesund und Oskar Falke ist so gefaßt, als es nach einem halben Jahre sein kann.

Den nächsten Gang, den Sie zwischen der Stadt- und Landwohnung machen, seien Sie so gut und gehen Sie im Vorbeigehen in mein Haus, um den angekommenen Briefen nachzusehen. Sie haben die Vollmacht, sie aufzumachen, und berichten Sie mir dann mit den kürzesten Worten, von wem sie kommen und was drin steht. Darnach will ich beurteilen, wie ich's mit meinem Zurückkommen halten soll. Ich bin entschlossen, ungefähr am Samstag den Steinhof wieder zu verlassen, würde aber im Vorbeifahren auch in Ehrenhausen 3 Tage Station halten.

Möglicherweise aber sind gar keine Briefe da; inzwischen berichten Sie mir auch das.

* *

Wien, 3. Jänner 1879.

Ich wollte gleich nach Neujahr heimkehren, aber am Sonntag ist „Die Zauberflöte" und am Feiertag Mozarts G-moll-Symphonie. Es wäre Wahnsinn, 48 Stunden früher diesen Genüssen, die ich noch dazu umsonst haben kann, zu entfliehen, da mich doch gar nichts treibt und meine Freiheit unbegrenzt ist.

So hoffe ich denn, am 7. zu reisen und Euch am 8. zu sehen.

Wien ist schön wie immer, für einen ersten Eindruck, und schön sind und bleiben die Frauen. Auch wissen sie es und machen etwas aus sich mit Augen und Mienen, in Anzug, Haltung und Eleganz. Das nenne ich bei weiten nicht Koketterie; es ist ja nur Menschenpflicht, Geist zu haben. Und der weibliche Geist ist der des Gefallens, wie der männliche der des Könnens.

Verwundert habe ich mich, daß mich so viele und auch Fernerstehende wie eine berühmte Person betrachten. Sie sagen alle, mein Ruf sei wieder gewachsen, — was ich in Graz nicht spüre. Als ich neulich in einer Parterre-Loge saß, sah vom Parterre einer zu mir herauf, flüsterte mit seinem Nachbar und im Nu sah ein ganzer Kreis des Parterres nach mir. Was sagen Sie dazu?

Mein Befinden ist gut und das Wetter war fortwährend das allererwünschteste. Hoffentlich hat's auch mein naher Reisetag noch. Er ist nahe, obwohl mich Freunde und Freundinnen mit Liebenswürdigkeit erdrücken und von Tag zu Tag festhalten wollen. (In diesem Satze bin ich auf eine Stunde unterbrochen worden, denn Graf Wickenburg und Dr. Hoffer, welche mich beide besuchten, treffen dabei zusammen.)

* *

Bregenz, 2. Auguſt 1879.

Wenn dieſe Zeilen ankommen, bin ich ſeit 14 Tagen auf der Reiſe; heute bin ich ſeit 3 Tagen in Bregenz. Mein Geiſt iſt bei den Zeiten, wo Sie als junge Frau hier waren; ich denke immer daran. Es gibt keine Macht der Zauberei, welche die Vergangenheit in die Gegenwart heraufbringt; was bleibt dem armen Sterblichen und Abſterbenden übrig, als die Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuverſenken?!

Es hat Ihnen hier gefallen und ich begreife es, denn Sie waren zur günſtigſten Jahreszeit hier, nämlich im Winter. Im Sommer iſt Bregenz eine Hölle. Die Sonne wirft ſich an die Berge und ſtrahlt vom Seeſpiegel zurück und alles, alles iſt Hitze. Man lebt wie in einem Ofen. Auch läßt die Bodenfigur kein Entrinnen zu, — nirgend ein Einſchnitt in die Berge, eine Schlucht, eine Talgaſſe, wo man Schatten und Kühlung ſuchen könnte. Sogar friſches Quellwaſſer fehlt; es wird in Röhren geleitet und ſpricht dem Anblick der Schweizer Schnee- und Eisberge Hohn.

Mein Befinden iſt nicht gut. An dem Sonntag, da wir auf der Hilm beiſammen waren, hatte ich die ſchlechteſte Nacht meines Lebens. Mein Rheuma breitete ſich über die ganze linke Seite des Oberleibes aus und machte mir die heftigſten Schmerzen. Ich ſchloß kein Auge, ich fand keine Lage, in der ich liegen

konnte. Erſt ſpät am Morgen erwachte ich aus meinem kurzen Fiebertraum, und als ich aufſtand, war alles wie weggeblaſen. Dieſe Tücke verführte mich auch, die Reiſe anzutreten. Wenn Sie an mich gedacht haben werden, ſo werden Sie ſich erinnern, daß es ein Regentag war. Es fing klein und leiſe am Vormittag an und konnte in der Mittagsſonne vielleicht aufhören. So fuhr ich um ½11 ab. Hätte ich mich nicht an einen Freund gebunden, mit dem es ein verabredetes Zuſammentreffen galt, ſo wäre ich wohl geblieben. Und das wäre beſſer geweſen. Ich kam in Villach nachts 9 Uhr faſt im ſtrömenden Regen an und hatte dann eine Nacht, noch viel ſchmerzlicher als die letzte Grazer Nacht, von der ich nicht geglaubt hätte, daß ſie noch zu überbieten war.

Seit dem iſt das Ärgſte allerdings überſtanden, aber das Rheuma ſitzt doch noch feſt, ſchmerzt wenigſtens in gewiſſen Momenten, macht etwas Abendfieber, ſtört die Funktionen. Kurz, ich bin ein halber Patient. Ich komme zu keinem Lebensgenuß, meine Reiſe iſt verfehlt.

Ich werde ſie auch möglichſt abkürzen. Schreiben können Sie mir daher nicht. Dazu halte ich keinen Aufenthalt für dauernd genug, weder hier bei Meißner, noch in München bei Kaulbachs.

München, 15. Auguſt 1879.
Kaulbachhaus.

Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, bin ich von Bregenz, das mir ein fürchtecliches Andenken geſtiftet hat, ſchon ſeit 10 Tagen fort. Ich bin wieder im Hauſe Kaulbach, wo ich auf der Hinreiſe nach Bregenz ein paar Tage verweilt habe und wo ich jetzt länger verweile. Das Rheuma mit den meiſten ſeiner begleitenden Krankheitsſymptome iſt ziemlich gut im Rückzuge begriffen; ich wundere mich aber, daß, indem die Krankheit abzieht, die Geſundheit nicht einzieht. Ich bin wie ein leerer Raum. Ich fühle mich recht ſchwach und zerſchlagen.

An die weite Rückreiſe denke ich mit Zagen, denn die Fahrt von Lindau nach München — und es war doch eine Schnellfahrt von bloß 6 Stunden — hat mich ohnmachtartig angegriffen. Ich bin wie ins Mark getroffen. Ich hätte nie gedacht, daß ein lumpiges Rheuma ſolche Gewalt hat.

Wenn von Ihrer Tochter etwas Entſcheidendes, wohl gar Erfreuliches zu melden wäre, ſo können Sie es ſchon tun, zumal wenn Sie umgehend ſchreiben. So lang werde ich ſchon noch da ſein.

München, Ende Auguſt 1879.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß ein Kranker Unrecht hat, denn der Geſunde iſt ja wirklich in einem

beſſeren Rechte. Jedes geſunde Kind meint, klüger zu ſein als ein kranker Spinoza, und ſagt ihm: weil du das und das getan haſt, iſt es ſo und ſo gekommen, was hinterher immer leicht zu ſagen iſt. Wer den Schaden hat, hat den Spott; und wer nicht ſpottet, der gibt doch zu verſtehen, daß man den Schaden ein bischen verdient hat. Es iſt daher nur ein Spiel mit Worten, wenn Sie ſagen, Sie machen mir keinen „Vorwurf“. Vorwurf — nicht; aber Sie haben eine Meinung, eine falſche Meinung, und eine Meinung, bei der ich ein bischen zu kurz komme. Wie nennt man das?

Ich wußte in Graz recht gut, wie ich ſtand. Aber es ließ ſich nicht aufſchieben. Ich hatte auch Meißnern ſchon im Mai angeſagt; es war hohe Zeit, daß ich kam, denn ſpäter konnte er ja ſelbſt wieder fort wollen und ich durfte ihn nicht ins Unbegrenzte feſſeln. Dazu ſuchte auch noch ein anderer Freund ein Stelldichein mit mir, das auf einen ſehr beſtimmten Termin angeſetzt war und das einen zweiten Grund abgab, mich trotz Rheuma und Regen hinauszujagen.

Ich ſagte mir in Graz: ein Rheuma iſt ein langwieriges Ding, es braucht nicht Tage, ſondern Wochen, und bleib' ich noch wochenlang hier, ſo iſt alles verſäumt, iſt der ganze Stand der Sachen ein anderer, iſt die Reiſe überhaupt zunichte. Alſo fort! Die 3 oder 4 Reiſetage nach Bregenz werden noch auszu-

halten ſein, und dann lieg' ich in Bregenz ſo ruhig wie in Graz und kann mich dort wie hier kurieren laſſen.

War das juſt ſo unvernünftig gedacht? Keinesfalls ging ich mit Unbeſonnenheit fort, denn ich beſann mich recht gut, was ich tat. Konnte ich vorausſehen, daß alles und alles ganz ausgeſucht widrig kommen würde, aufs widrigſte, wie es nur möglich war?!

Ich ging um 10 Uhr bei einem ſehr leichten und dünnen Regen fort, der faſt keiner war. Alle Welt hätte gedacht, das verduftet unter dem Scheitelpunkte der Mittagsſonne und um 12 Uhr iſt es ſchön.

Konnte ich wiſſen, daß jetzt ein 24ſtündiges und zuletzt recht kaltes Regenwetter anbricht? Konnte ich wiſſen, daß dann juſt wieder umgekehrt in Bregenz — ein Afrika anbricht, ein Cayenne und Lambeſſa, kurz alles, was Hölle auf Erden iſt? Konnte ich wiſſen, daß ich in Bregenz, wo ich mich ſo ſchön zu pflegen gedachte, nur Ein Gefühl haben würde: Fort! hinaus! hinweg!

Allwiſſend iſt kein Menſch, ich erfuhr eben Ungunſt über Ungunſt.

Und ſeit ich von Bregenz fort bin und 12 Tage in München liege, iſt es ja wirklich beſſer geworden. Glauben Sie, das täte eine Rippenfellentzündung? Glauben Sie, eine Rippenfellentzündung ließe ſich 4 Wochen lang ungeſtraft vernachläſſigen? Dann läge

ich vielleicht ſchon unterm Boden, oder doch mindeſtens bewußtlos und phantaſierend im Bette. Eine vernachläſſigte Entzündung breitet ſich aus, wird brandig, ergreift die nächſten Teile, und da von der linken Seite die Rede iſt, ſo hätte ſie längſt das Herz ergriffen. Aber von allem Anfang an war das Atmen der Lunge und das Gefühl des Herzſchlages ſo leicht, ſo rein, ſo geſund wie beim geſündeſten Menſchen. Das war immer mein Troſt, denn ſo beſtimmt als möglich erkannte ich daran, daß ich doch nur Rheuma habe und nichts Schlimmeres. Haben Sie noch nie z. B. im Oberarm einen rheumatiſch heftigen, faſt gichtartig ſtechenden Schmerz verſpürt? Denken Sie ſich nun die Fläche eines Oberarms 4 und 5mal multipliziert, und das kann ſchon ein Spektakel geben, ohne daß es deshalb doch etwas Anders als Rheuma wäre. Ich kann gar nicht genug die Zuverſicht der menſchlichen Weisheit bewundern, die mein Leiden beſſer beurteilen will als ich ſelbſt, der ich doch der Nächſte an der Quelle bin. Erſt in der Nacht, oder vielmehr in der Summe der Nacht, am Morgen, fühle ich meine rheumatiſche Affektion, fühle ihre Ausbreitung, fühle ihr ſekkantes, hartnäckiges Feſtſitzen, aber 20 Minuten nach dem Aufſtehen zieht ſie Leib und Hörner ein wie ein Schneck, ſpielt Verſteckens, empfiehlt ſich tagsüber. Am Tage bin ich immer wie ein Geſunder. Ich frühſtücke, eſſe zu Mittag, eſſe zu

Abend, gehe in ein Café und lese die Zeitung, vormittag aber bin ich sogar einer angestrengten geistigen Arbeit fähig und kann schreiben, und zwar nichts Leichtes. Glauben Sie, das alles erlaubte mir eine Rippenfellentzündung? Das müßte eine manierliche Dame sein!

Wenn sich Abendfieber und etwas eingenommener Kopf eingestellt hat (jetzt schon weniger), so kenne ich das auch von jedem Katarrh her. Ja, es ist merkwürdig; sooft ich katarrhalischen Husten hatte, fühlte ich mich auch am Tag viel elender, verdrossener, abgeschlagener als jetzt. Welch andere Fieber und Kopfweh würde mir eine vernachlässigte Entzündung verursachen! Wie gesagt, ich bin am Tag, etwas Entkräftung ausgenommen, gesund und nur in der Nacht oder gegen Morgen leide ich unter der Ungeduld: ist der Quälgeist noch immer da?! Warum hört es nicht ganz auf, da es doch gelinder geworden?

Glauben Sie mir, meine Liebe, ich bin kein Held im Kranksein, eher feig wie alle Phantasiemenschen, denn die Phantasie vergrößert. Aber ich lass' mir an meinem Rheuma genügen und brauche nichts Größeres daraus zu machen. Nichts berechtigt mich dazu.

Und nun sprechen wir von Ihnen. Ich glaube, Sie sind zu nachsichtig gegen N. Sie hätten ja recht, daß ein Arzt auch ein irrender Mensch ist. Aber — erst muß er Arzt sein. Und ist das ein Arzt, der Mittel

verſchreibt, ohne unterſucht zu haben? Dieſe verdammte Bravour des „geübten Blicks" iſt eine Frivolität, die ſo gewiſſenlos iſt und die ſich die Ärzte ſo viel erlauben! Darum ſcheue ich ja ſelbſt die Ärzte. Nicht weil ich ihr Können und ihr Wiſſen bezweifle, wenn ſie erſt beides anwenden möchten; aber dieſe moderne Naſeweisheit, Diagnoſen zu ſtellen ohne Unterſuchung, iſt wahrlich galgenwürdig! Ich kenne nichts Herzverdorbeneres als einen Arzt, der mit Leben und Geſundheit umſpringt, bloß weil er's „im kleinen Finger hat", wie er ſich einbildet. Ich bin recht böſe auf den R.

Laſſen Sie ſich einmal verdeutſchen, was Ihr jetziges Mittel iſt. Ein Mittel, das die Herzkrämpfe unfehlbar ſtillt, wird draſtiſch ſein und iſt mir eigentlich unheimlich. Das Chloralhydrat Ihres armen Vaters war auch ein Zaubermittel, aber — — es war auch eine langſame Blutvergiftung. Ich möchte Sie nicht ähnliche Arzneien gebrauchen ſehen. Ich fürchte mich.

Ihre Kanzel brauchen Sie nicht zu bedauern. Hier iſt ſeit 4 Tagen Regenwetter, und während ich ſchreibe, habt Ihr's vielleicht auch in Graz ſchon. Da hört ſich die Kanzel von ſelbſt auf.

Und wozu auch? Dem Grazer wird manchmal ſein Stadtpark und Hilmerteich langweilig, aber wie Unrecht hat er? Wie hoch ſollte er's ſchätzen.

Darum drängte es mich ja so lebhaft fort, weil ich vor Begierde brannte, etwas Neues zu sehen und zu vergleichen. Nun, jetzt weiß ich, daß Graz einer der wünschenswertesten Aufenthaltsorte ist.

Gar schöne und großartige Dinge sagte mir Meißner von Zürich, daß ich recht lüstern wurde. Aber — bekannte er eines Tages — die Luft am Züricherſee ist genau so schlaff wie am Bodensee. Damit war's gerichtet.

Ich schlief in der Bregenzer Hitze bei einem offenen Fenster. Da kam in der Nacht einmal Blitz, Donner und rauschender Regen, da dacht' ich: das paßt doch nicht für einen Rheumakranken, und stand auf, um zu schließen. Aber die Luft am Fenster war genau so matt, fad und flau wie die meiner Bettwärme. Da schrie ich zum Himmel vor Zorn und Abscheu über ein Land, wo das Gewitter Nachluft ist. Wie anders die frischen Grazer Abende! Wie anders meine Gartenerker-Nachtluft auch nach den heißesten Tagen!

München, 25. September 1879.

Die Zeitungsnotiz ist schief, wie sie es alle sind. Der Verlauf der Kur ist weder sehr schmerzlich noch sehr glücklich, weil er sehr langwierig ist und noch immer kein Ende absehen läßt. Von einer Rekonvaleszenz kann noch keine Rede sein. Ich werde täglich

viermal in kalte Umschläge eingewickelt und davon ist die Aufsaugung des Exsudates abhängig. Im Anlauf der ersten acht Tage ging sie allerdings rasch vor sich, aber nun bleibt noch irgendein Rest, der sehr zähe ist, zwar auch manchmal Verminderung zeigt, aber in unendlich langwierigen Pausen. Ich werde noch manch liebe Zeit im Bette zubringen.

Mein Glück im Unglück ist, daß mich dieses im Hause Kaulbach überfiel. Ich kann nicht genug preisen, wie viel ich der liebevollen Pflege der Frau von Kaulbach verdanke. Im Schoße der Familie könnte kein Mensch auf Erden sich besser befinden. Und wie der Herr, so der Knecht. Der Hausmeister, der nun schon seit vielen Wochen mir täglich die Umschläge beibringen muß, tut das mit einer Willigkeit und Geschicklichkeit wie ein Krankenwärter. Ebenso dienstwillig ist die Hausmeisterin, die den Dienst des Krankenzimmers zu besorgen hat. Über die Pflege meiner Krankheit kann man also die höchste Beruhigung haben, wenngleich diese selbst durch ihre ermüdende Langwierigkeit die Geduld erschöpft.

Ich kann nicht schreiben; es ist der erste Brief an Sie, den ich diktiere. Es schreibt ihn ein Freund, der sich in meinen schweren Tagen wie Gold bewährt hat. Seien Sie also begnügt, wenn diese Zeilen vielleicht auf lange reichen müssen, denn der Freund wird morgen leider München verlassen.

München, 1. Oktober 1879.

Meine Liebe!

Heute gingen 2 Träger mit einer Tragbahre einen langen Weg durch München. Fast wie von der Alberstraße in die Karlau. In der Tragbahre lag — unser Kürnberger.

Alles nimmt ein Ende. Das Gartenhäuschen ist reizend im Sommer, später wird es muffig, modrig und setzt Schimmel am Lederwerk an. Da riet man mir den Transport ins Krankenhaus. Der Einfluß Kaulbach reicht auch dorthin und die ganze Direktion respektiert ihn. Ich werde ein schönes gänzlich separiertes Zimmer haben, mit Komfort, Wartung und Pflege, freilich für mein Geld. Aber es soll mäßig sein. Und Geld muß ich mir eben schaffen. Zufällig steigen jetzt meine Anglos, die so lange schlecht gestanden, der Verlust wird kleiner und kleiner, ja vielleicht verkaufe ich am Verkaufstage überhaupt ohne Verlust. Dann werden mir immerhin noch gut 800 fl. bleiben, wohl mehr.

Meine Liebe. Ihr Brief atmet so viel Güte, Liebe, Treue und Aufopferung, daß ich gar nicht weiß, wie ich Ihnen genugsam danken soll. Aber Ihre praktischen Vorschläge kann ich nicht annehmen. Bloß um monatlich 15 fl. zu ersparen, löse ich mein Hauswesen nicht auf, — ins Ungewisse, was für ein neues wird. Jeder Bettler

hat ſeinen Luxus, der meinige iſt's, um 15 fl. mit Kiſten und Kaſten ſtabil zu ſein. Ach, meine Sorge iſt eine andere. Das Manſardzimmer, im Winter immer unhold, wird mir's jetzt doppelt ſein, wenn ich es als Rekonvaleszent wieder betrete. Das ſollte wohl etwas Helles und Vollſonniges ſein.

Meine Liebe. Ich ſchaudere, was Sie von einer Reiſe nach Schladming und dann nach München phantaſieren. Ich ſchaudere. Eine ſolche Reiſe im rauhen Spätherbſt und in unſer rauheſtes Sibirien! Wie können Sie ſich ſolche Exzeſſe ausdenken? Es iſt der Tod. Schladming ſtarrt vor ſibiriſcher Kälte. Ich würde Ihr armes Töchterlein beweinen, wenn ſie in dieſe rauhe Verbannung müßte. Und nun vollends von Schladming nach München! Wiſſen Sie, wie da die Giſelabahn durch die höchſten, früh mit Eis bedeckten Berge geht. Meine Liebe! Machen Sie dieſe Reiſe, ſo werde ich Sie nie mehr lebendig ſehen. Sie erreichen München nicht, Sie bleiben irgendwo ſtecken, wo es weder Doktor noch Apotheker gibt, Sie gehen elend zugrunde.

Adieu. Ich empfing Ihren Brief um 8 Uhr, um 10 Uhr werden mich die Träger holen. Das hat ſich juſt noch gefügt, ihn umgehend zu beantworten. Aber Sie ſehen, daß ich kein Fieber habe. Ich ſchrieb lange und langſam, aber aus phyſiſcher Schwäche; der Kopf bleibt oben!

Tauſend Dank für Ihren Brief, tauſend herzliche Grüße für Sie und alle.

Ferdinand Kürnberger.

Es iſt zu meinem Troſt ein munteres Wetter mit Sonne und Himmelblau.

Grabschrift.

Hier brach ein Herz — doch fraget nicht,
Wie es die ungebrochnen tragen!
Was bist du mir noch, Sonnenlicht?
Ein Irrlicht über Sarkophagen.

Anmerkungen.

Die fett gedruckten Überschriften bezeichnen das Datum des Briefes, die großen Zahlen vor den Anmerkungen die Seite, die kleinen die Zeile. Kürnbergers Name wird mit dem Buchstaben K. abgekürzt.

28. November 1859.

K. weilte in Wien, die Freundin mit ihrem Gatten in Bregenz.

1 2. „Manfred", dramatisches Gedicht von Lord Byron. Mit teilweiser Benützung der deutschen Übersetzung Karl Adolf Suckows für Robert Schumanns Musik frei übertragen von F. K. Zum ersten Male aufgeführt am 11. Dezember 1859 vom „Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde" im k. k. Redoutensaal zu Wien. Veröffentlicht von O. E. D. in der „Österreichischen Rundschau" am 2. August 1906 (VIII. 92/93).

1 10. Über Josef Lewinskys Teilnahme vgl. ebenda S. 19; ferner „Die Fackel", Wien, 9. März 1907 (VIII. 221), S. 6 f. Lewinsky war seit 1858 Mitglied des Burgtheaters.

1 12. K. war 1859 bis 1862 Mitarbeiter der neu begründeten Zeitschrift „Mußestunden", herausgegeben von Rudolf v. Waldheim. Es erschienen darin 12 Novellen K.s, die später im II. und III. Bande der Novellen-Sammlung von 1861/62 (E. A. Fleischmanns Buchhandlung, München) wieder abgedruckt wurden.

1 17. K. hatte schon am Tag vorher an die Freundin geschrieben: „Ich habe sehr viel zu tun — erst den Manfred zu vollenden, dann augenblicklich für Waldheim zu schreiben ..." Die neue Novelle wurde nicht „Das Mutterherz", sondern „Der Bildstock am Rain" benannt und erschien bald darauf in den „Mußestunden" (1860, S. 5 ff.).

1 17. Der Kaufmann Samuel Engländer ist ein Jugendfreund und Studiengenosse K.s; er lebt noch heute hochbetagt in Nyiregyháza bei Debreczin. Engländer, der mit K. bei dem Schriftsteller Sigmund Engländer in Wien bekannt wurde, ab-

solvierte zugleich mit ihm die beiden letzten Gymnasialklassen und betrieb noch im Jahr darauf (1840/41) gemeinsame Studien mit K. Unter den Jugendgedichten K.s befinden sich einige, die er Samuel Engländer gewidmet hat. Die interessantesten Briefe, die Samuel Engländer von K. erhalten hat, sind in dem Aufsatz „K. und sein Jugendfreund" („Die Zeit", Wochenschrift, XXXIV. 431 und 432, 3. und 10. Jänner 1903) von Leopold Rosner verwendet. — Samuel Engländer, der übrigens weder mit Sigmund noch mit Moritz Engländer (Morländer) verwandt ist, verließ Wien im Herbste 1841 und kam erst wieder 1859 neuer geschäftlicher Projekte wegen aus Ungarn dahin. K. hatte ihn der Freundin schon am 27. November mit den Worten genannt: „Der brave Mensch verdient alles mögliche Gute. Leider wird mir sein Aufenthalt durch widrige Nebenumstände verkümmert ... und ich kann mich daher nicht, wie ich wünsche, ihm hingeben."

1 19. „Der Mummelsee" erschien im 1. Jahrgang der „Mußestunden" (1859, S. 387 ff.).

3 6. In einem Empfehlungsbrief an General Ernst Haug stellte K. seinen Freund Samuel Engländer, der nach Hamburg fuhr, am 22. Jänner 1867 als einen „jüdischen Litterary Gentleman bei den Backwoodmen der Marmaros" mit folgenden Worten vor: „Was würden Sie denken, wenn Sie in den hintersten Urwäldern der Marmaros, im wildesten Grenzgebirg von Ungarn und Galizien, in irgendeinem ungekämmten Wirtshaus einen Juden fänden, welcher auf Reps- und Tabakhandel aus ist, und während er sitzt und auf Bauernfuhrwerke wartet, sich die Zeit damit vertreibt, daß er — Hegels ‚Philosophie der Geschichte' und Buckles ‚Geschichte der Zivilisation' liest? — Sie würden ins Gespräch mit ihm geraten, es wäre von seinen Studien und Studienfreunden, es wäre vielleicht von Nürnberger die Rede, er würde Ihnen Briefe von diesem Freunde zeigen, würde Ihnen sagen, daß er auf den ‚Catilina' desselben das Motto geschrieben hat: ‚Haec decies repetita placebit' — — —" Und in einem Briefe vom 16. September 1873 an Sophie Haug, nennt K. seinen ältesten und treuesten Freund einen „talentvollen, ich möchte fast sagen genialen Leser deutscher Bücher".

11. Dezember 1859.

Der Anfang des Briefes lautet: „Was ſollte ich anders, als an Sie ſchreiben! Wo ſchlägt denn ein Herz, das ſich um mein Leben und Schaffen bekümmern will, wenn nicht in dem ſchwachen gebrechlichen Weibe, das jetzt am Bodenſee verbannt ſitzt! Dieſe halbe Million Wiener läßt mich einſam; wohl mir, daß ich zweiſam bin mit dem ſüßen, ſeelenvollen Undinchen von der Mur!"

3 10. Eigentlich war der in K.s Selbſtbiographie (Einleitung) erwähnte Epilog ſein erſtes öffentlich vorgetragenes Werk.

7 23. „Undine" war einer der Koſenamen, mit denen K. ſeine Freundin bedachte. Sonſt nannte er ſie auch gerne „Mignon" (vgl. S. 26) oder „Sakuntala".

10 4. Samuel Tauber, Börſenſenſal in Wien. K. war mit ihm ſchon aus den Vierzigerjahren befreundet.

10 6. K.s Plan, Wien dauernd zu verlaſſen, kehrt in verſchiedenen Variationen immer wieder, wurde aber niemals ganz verwirklicht.

28. Jänner 1860.

K. wollte zuerſt der Freundin nach Bregenz folgen, wann die Erſtaufführung des „Manfred" vorüber wäre. Als das Ehepaar aber dann nach Stuttgart überſiedelte, beſchloß K. dorthin zu reiſen und ſcheint Verhandlungen mit dem Stuttgarter Morgenblatt gepflogen zu haben. Die Freundin aber blieb mit ihrem Manne nur einen Monat lang in Stuttgart und K. gab ſeinen Plan wieder auf.

11 25. Meines Wiſſens war vor dem Jahre 1860 nur ein Feuilleton K.s in Deutſchland erſchienen: „Die politiſchen Parteien in ‚Wilhelm Tell'" in der damals neuen Wochenſchrift „Europa. Chronik der gebildeten Welt. Verantwortlicher Herausgeber H. Guſtav Kühne", 1853, Nr. 35 (Verlag Georg Wigand in Leipzig).

12 11. Eduard Hallberger war der erſte Leiter der „Deutſchen Verlagsanſtalt" in Stuttgart und verantwortlicher Redakteur der Zeitſchrift „Über Land und Meer", die ſpäter

K.s Novelle „Das Jenderhaus“ (= „Der Haustyrann“) veröffentlicht hat. Vgl. S. 86.

8. Februar 1860.

Die Freundin war inzwiſchen nach Freiſing bei München überſiedelt, wo ihr Mann (auf den Rat K.s) eine angemeſſene Stellung geſucht und gefunden hatte.

14 9. Dieſe Novellen-Sammlung kam damals nicht zuſtande. Erſt in den Jahren 1861 und 1862 verlegte Fleiſchmann die ſchon früher erwähnte dreibändige Kollektion, in welche K. auch ältere Stücke aufnahm.

14 17. Die Novelle „Flucht und Fund“ erſchien 1859 im „Illuſtrierten Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreiſe, herausgegeben vom Öſterreichiſchen Lloyd“ (Trieſt, S. 37 ff.); dann im 1. Bande der Fleiſchmannſchen Sammlung (Nr. 2).

14 22. Carl Bellmann in Prag war der Verleger von K.s erſter Novellen-Sammlung (1857). Vgl. die Einleitung.

14 25. K. wollte damals auch mit Otto Janke und F. A. Herbig in Berlin, und mit J. J. Weber in Leipzig wegen der zweiten Novellen-Sammlung verhandeln.

9. März 1860.

17 7. K. ſpricht eingangs von der läſtigen Befähigungsprüfung, der ſich der Freundin Mann in Freiſing unterziehen mußte.

17 13. Von Schopenhauer ſpricht K. in zwei Feuilletons: „Über das Duell. (Frei nach Schopenhauer.)“ — „Neue Freie Preſſe“, 28. Februar 1867; „Der Fortſchritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. Von Emerich du Mont.“ (Beſprechung) — „Die Heimat. Illuſtriertes Familienblatt. Herausgeber C. v. Vincenti“, 1877 (II. Bd.), Nr. 47, S. 775 f.

18 21. Die Novelle „Drei Tage in Pyrmont“ erſchien im Auguſt 1858 im Abendblatt der „Wiener Zeitung“ und iſt im II. Bande der Fleiſchmannſchen Sammlung (Nr. 1) ent-

halten. Die erwähnte Troſtrede ſteht in der Buchausgabe S. 18 f.

21 1. Vor dieſem und dem nächſten Abſatz fehlen einige Sätze, die weggelaſſen werden mußten, weil ſie durch einen Defekt des Briefes unvollſtändig geworden ſind. In der erſten fehlenden Stelle ſpricht K. davon, daß ſich die Engel vielleicht nach der Sinnlichkeit der Menſchen ſehnen.

22 3. K. war durch eine kleine Unterſtützung des Wiener Zweigvereines der Schillerſtiftung in die Lage verſetzt worden, nach Deutſchland zu reiſen, wo er etwa zwei Jahre bleiben wollte, um in den literariſchen Kreiſen dort bekannt zu werden. Ausflüge in die Schweiz und nach Italien, die ihm aber nicht vergönnt waren, ſollten den Aufenthalt in Deutſchland unterbrechen.

29. Mai 1860.

22 12. Vgl. „Die Geſchichte meines Paſſes. Von F. K. Eingabe an Se. Exzellenz den Staatsminiſter Grafen Belcredi. Perſönlich überreicht im Sommer 1866." — „Die Fackel", Wien, 22. Dezember 1906 (VIII. 214 und 215), S. 7 ff. Auch als Sonderabdruck erſchienen. Schon früher wurde in der Wochenſchrift „Die Zeit" (X. 117 und 118 vom 24. Dezember 1896 und 2. Jänner 1897) ein erſter Entwurf dieſer Eingabe unter dem falſchen Titel „Ein Promemoria an Schmerling. Von F. K." veröffentlicht.

23 23. Zu „Quintin Meſſis" vgl. die Einleitung und Leopold Rosners Feuilleton „Schickſale eines Dramatikers" — „Neue Freie Preſſe", 5. Mai 1901, Literaturblatt. Ferner: „F. K. und das deutſche Theater. Ein literarhiſtoriſches Dokument" — „Deutſche Zeitung", Wien, 5. Jänner 1879; nachgedruckt in einigen reichsdeutſchen Blättern. Dieſes Feuilleton enthält die Zuſchrift an den Wiener Zweigverein der Schillerſtiftung (Graz, letzte Jännerwoche 1878), in welcher K. die Gründe dafür angibt, warum er die ihm angebotene 400 fl.-Spende aus der Moſenthal-Stiftung ablehnen mußte.

24 10. Gegen die Verdächtigungen der Polizeinote verteidigte ſich K. in der Eingabe an Belcredi.

25 4. K. reiste am 31. März von Wien ab und traf am 2. April in München ein. Dort blieb er längere Zeit und fuhr häufig nach Freising zu dem befreundeten Ehepaare.

16. Juni 1860.

25 5. „Wiener Zeitung", 2. Juni 1860 [1113 A 1]. Vgl. die Einleitung.

10. August 1860.

26 8. K., der in München mit Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, Justus v. Liebig, Johann Kaspar Bluntschli und Heinrich v. Sybel verkehrte, schloß sich besonders eng an Wilhelm v. Kaulbach an, der ihn bei späteren Besuchen in München stets in seinem gastfreundlichen Haus („Das rote Schloß" in der Garten-, jetzt Kaulbachstraße) beherbergte. K. hat ihm drei Feuilletons gewidmet: „Kaulbachs Atelier" (Das Zeitalter der Reformation, Nero) — „Pester Lloyd", 11. Dezember 1862; „Aus Kaulbachs Atelier" (Die Goethe-Galerie, Nero, Die Sintflut) — „Der Heimgarten", München 1865, II. Jg., 1. und 2. Heft; „An der Wiege von Kaulbachs Nero" — „Montagsrevue" (Wien), 19. Mai 1873. Vgl. auch K.s Brief „an eine Wienerin" vom 16. und 17. Dezember 1877 (Oster-Beilage des Wiener „Fremden-Blattes", 31. März 1907).

26 11. Die Freundin, die eben das erste Kind empfangen hatte, wurde von Kaulbach damals porträtiert. Sie war schon zur ersten Sitzung von Freising nach München gekommen und Kaulbach erwartete sie wieder. Das bisher unveröffentlichte Porträt (Kreidezeichnung, h. 65, b. 50 cm) hing zwei Jahre lang in Kaulbachs Atelier. Später trug es K., als er 1862 von München nach Österreich zog, in einem zylindrischen Futteral gerollt mit sich. Aus seinem Nachlaß ging es dann in den Besitz der Freundin über.

26 13. Kaulbach und Friedrich Bruckmann kamen also von selbst auf den Namen, den K. seiner Freundin längst verliehen hatte. Kaulbach gab aber später seinen Plan wieder auf, das Bildnis der Freundin als „Mignon" zu verwenden, weil

ein Kollege, dem er die Zeichnung zeigte, unbefangen ausrief: Das ist ja ein altdeutsches Muttergottesbild! In der „Goethegalerie" (1857 bis 1864) hat Kaulbach dann die Mignon dargestellt, wie sie auf Nataliens Schoß den Kindern im Gewande eines Engels erscheint und das ergreifende Lied singt: „So laßt uns scheinen, bis ich werde ..."

*

K. verließ München im Herbst 1860. Er war auf Verlangen der österreichischen Behörden ausgewiesen worden. Nun wandte er sich zunächst nach Coburg, wohin ihm Prof. Sybel eine Empfehlung an Staatsrat Dr. Francke mitgab. Nach längerem Aufenthalt in Coburg wohnte K. in Stuttgart. Im September 1862 zog er über München und Salzburg nach Graz, wo er mit der Freundin zusammentraf. Hier erhielt er im Sinne des Straferlasses vom April (10 Tage Arrest, verschärft mit zweimaligem Fasten, wegen seines Ungehorsams) von der Grazer Polizeidirektion eine Vorladung, der K. aber trotz ihres höflichen Tones nicht Folge leistete. Er fuhr vielmehr nach einigen Tagen schon am Plattensee vorbei über Stuhlweißenburg nach Ofen-Pest, von dort über Czegled nach Debrecsen, über Nyiregyháza, Tokaj, Kaschau, Eperies in die Karpathen. Mitte Oktober ließ er sich bei Samuel Engländer, der ihn schon öfters zu Gast gebeten hatte, in Kálló-Semjén (Szabolcser Komitat) nieder, wo er bis August 1863 blieb, fleißig an seinen beiden Meisterwerken, dem Drama „Firdusi" und dem Roman „Das Schloß der Frevel", arbeitete und die feine psychologische Studie „Die Last des Schweigens" schuf. Die Briefe, die K. 1861 und 1863 an die Freundin richtete, sind ebenso wie die meisten aus den Jahren 1862 und 1864 nicht mehr vorhanden.

*

12. Dezember 1862.

27 5. Die Feuilleton-Serie „Im Fluge", die von K.s Reise erzählt, erschien im „Pester Lloyd", der die 7 Fortsetzungen im Laufe des Monats Dezember 1862 abdruckte.

27 12. Der letzte Teil der Serie, „Ein Wort von der Polizei", ist bis heute ungedruckt geblieben; ebenso das Feuilleton „Ein Österreicher in Deutschland", das K. „Unterwegs, den 22. Oktober 1860" für eine (Wiener?) Wochenschrift geschrieben hatte. Der Gegenstand dieser beiden auf die Paßgeschichte bezüglichen Stücke ist in der erwähnten Eingabe an Belcredi ausführlicher behandelt.

28 1. Die Redaktion vermerkte zu dem ersten Feuilleton, daß sich K. „im Augenblick auf einer Pußta des Alföld" (das Pester Becken) aufhalte. Die ganze Serie war übrigens bloß mit den Lettern F. K. signiert.

28 4. „Zwischen Himmel und Erde" (1856), Roman von Otto Ludwig. K. schätzte übrigens Otto Ludwig hoch und hoffte, dereinst neben ihn und Friedrich Hebbel gestellt zu werden.

29 17. Das Scherzo in Des-dur von Chopin, von dem die Freundin gesagt hatte: es sei „wie das schönste lebendige Kind".

30 11. Text aus dem Spanischen von O. v. d. Malsburg.

20. Oktober 1864.

K. war von Kálló-Semjén Ende 1863 nach München übersiedelt, wo er im Kaulbachhause wohnte. Seit dem Sommer 1864 war er in Graz, wo die Angehörigen der Freundin lebten. Sie selbst aber weilte damals nicht in ihrer Vaterstadt, sondern noch mit ihrem Manne und ihren Kindern in Wien.

32 21. „Amselpaar". Das Gedicht ist abgedruckt im „Präludium" (S. 9) der „Fünfzig Feuilletons von F. K." Th. Daberkows Verlag, Wien 1905.

7. November 1864.

K. wollte zu Anfang dieses Monats nach Wien fahren, ließ sich aber durch die Vorbereitungen zur Erstaufführung seines „Catilina" in Graz zurückhalten.

34 2. K. hatte auf Wunsch des erfahrenen Grazer Theaterdirektors Eduard Kreibig eine gekürzte Bühnenbearbeitung des „Catilina" niedergeschrieben. Vgl. die Einleitung.

10. November 1864.

34 16. Eine unbedeutende Schauspielerin des Grazer Theaters, über dessen Aufführungen K. einige Feuilletons in Graz und in Wien veröffentlichte, hatte sein Manuskript ohne Wissen des Direktors mit sich nachhause genommen, um zu sehen, ob darin eine für sie passende Rolle sei. Da der „Catilina" überhaupt nur eine kleine weibliche Partie (Tertilla) enthält, wirkt dieses Mißgeschick besonders tragikomisch. — Das Stück, das übrigens bis heute noch niemals aufgeführt worden ist, wurde in Graz nach einer Leseprobe vom Repertoire wieder abgesetzt, weil der Darsteller einer Hauptrolle (Hermann Haverström) durchging.

*

K. weilte zu Anfang des Jahres 1865 zum erstenmale — inkognito — wieder in Wien, wie aus dem Feuilleton „Ein Besuch in Wien" („Presse", 11. Februar 1865) erhellt. Als bald darauf das kleine Söhnchen der Freundin starb, beschloß er, ganz nach Wien zu übersiedeln. Er wollte ohne Rücksicht auf den zu erwartenden „kleinen Provinz-Erfolg" des „Catilina" und auf den drohenden Arrest endlich nach Wien reisen, wurde aber wieder durch seinen „asthmatischen Husten" und andere Hindernisse davon abgelenkt. Er hätte damals gleich nach seiner Ankunft in Wien bei Halm und Auersperg vorgesprochen, daß sie ihren Freund Schmerling dazu brächten, „diesen Dummheiten ein Ende zu machen". Übrigens nahm er die Gefahr des zehntägigen Arrestes schon mit Gleichmut hin. „Die Revanche, die ich in allen preßgesetzlichen Schranken dafür nehmen würde — sollte die Leute noch 10mal mehr ärgern und mich 10mal mehr erquicken, als der ganze Arrest wert ist." K. hat aber auch später aus übertriebener Loyalität seine Paßgeschichte nicht mehr veröffentlicht.

*

21. Juli 1865.

36 3. „Firdusi, Drama in 5 Aufzügen von F. K.", erschien in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek (Wien, um 1900), leider nicht in der authentischen Fassung, die durch das erhaltene Regiebuch des königlichen Residenztheaters in München gegeben ist.

36 5. K. hat diesen Gedanken schon 1840 im Schlußwort seiner Idylle „Firdusi" ausgesprochen („Österreichische Rundschau", VIII. 5, Wien, 1. Dezember 1907).

36 10. K., der an diesem Tage seinen „letzten Fünfer" wechseln ließ und sehnsüchtig ein Novellenhonorar aus München erwartete, freute sich damals über seinen „Firdusi" besonders, der „die ganze herrliche Widerstandsfähigkeit" äußerte, „welche Poesie gegen die Klemmen des Lebens zu äußern vermag".

36 12. Heute Hartiggasse 2, zwischen dem Franzens- und Karmeliterplatz.

28. und 29. Juli 1865.

K., der sich einsam fühlte, wenn er vormittags seine Arbeit am „Firdusi" erledigt hatte, wurde damals von einem Magenleiden arg geplagt.

36 15. Der Wiener Historienmaler Karl Rahl war am 9. Juli 1865 an Verfettung gestorben.

37 5. Der wirklich geistesverwandte Rahl hat wohl auch auf die Produktion K.s Einfluß genommen, indem er die sachgemäßen Malergespräche in Zuppas Atelier („Das Schloß der Frevel") anregte, wo übrigens auch Kaulbachs Name genannt wird. K. wieder hat Rahl einmal veranlaßt, auf einen schönen Kieselstein, den sie in Grinzing fanden, einen Frauenkopf zu malen; er schenkte ihn dann der Freundin. — Außer mit Kaulbach und Rahl verkehrte K. noch mit den Wiener Malern Karl Löffler und Eduard Kurzbauer. Als zugunsten der Familie des verstorbenen Kurzbauer in Wien eine Wohltätigkeits-Akademie veranstaltet wurde (4. April 1879), schrieb K. für die damals ausgegebene Festschrift einen Prolog. Es war eines

seiner letzten gedruckten Werke. So beginnt K.s Dichterlaufbahn eigentlich mit einem Epilog (vgl. die Einleitung) und endigt mit einem Prolog.

40 12. Frh. v. Sina, der griechische Botschafter in Wien, ließ in seinem 1860 umgestalteten Palais am Hohen Markt die Fresken der Einfahrt von Rahl malen.

40 21. K. liebte es, die ernstesten Gespräche heiter zu beenden.

41 1. Wiederabdruck des Nachrufes von C. v. Lützow aus der Wiener „Presse" (12. Juli 1865). Augsburg, 16. Juli 1865.

41 5. Die Freundin hatte K. eine Photographie des bogenschnitzenden Amors Francesco Mazzüolis, gen. Parmegianino, (früher seinem Lehrer Correggio zugeschrieben) geschickt, ein Bild, das er bei seinen Studien im Belvedere besonders lieb gewonnen hatte.

5. August 1865.

41 26. K. hatte oben auf die erste Seite des Briefes ein paar Alpenblumen, Erika und Enzian, angeheftet, die ganz „jungfräulich" ankamen.

46 13. Das Phänomen erklärt sich als eine Fluoreszenz-Erscheinung, die auch dem Kulturmenschen nach langem Wandern begegnen kann.

11. bis 13. August 1865.

47 8. Mittwoch, 16. August.

48 2. Es kann nur die Adria gemeint sein; denn das Meer hatte K. bei Hamburg und Bremen sicher gesehen. Schon in einer Nachschrift zu diesem Briefe gab er aber die Fortsetzung der geplanten Reise ins Isonzotal und weiter gegen den Süden auf, weil die Cholera von Ancona nach Oberitalien einzufallen drohte, die er zwar selbst nicht fürchtete, der er sich aber der Freundin zuliebe nicht aussetzen wollte. Schließlich unterblieb die ganze Wanderung, die K. hier entwirft.

48 6. K. war 1864 wieder Mitarbeiter der „Presse" geworden, für die er schon 1848 und 1859 Feuilletons geschrieben hatte.

48 21. „Neue Freie Presse": „Karl Rahl" von L(udwig) Sp(eidel) und „Ein Brief Rahls" (Nr. 329 und 338 des Jg. 1865).

48 24. „Über Land und Meer", 1865, Nr. 44, S. 689.

48 26. Adolf Engländer war Zahnarzt in Graz. K. soll in der ersten Zeit seines Grazer Aufenthaltes (Juli, August 1864) bei ihm in der Herrengasse Nr. 230 gewohnt haben. Vgl. „Ein Wiener Stammbuch" (für Dr. Karl Glossy), Wien, 1898, S. 398 f.: „Ein Brief K.s" (an Adolfs Sohn Dagobert), mitgeteilt von Karl v. Thaler.

48 27. K. war mit dem bekannten Schriftsteller Sigmund Engländer schon als Student in Wien bekannt geworden und kam bei seinen journalistischen Anfängen mit ihm in nähere Fühlung, da sie 1848 beide für dieselben Blätter schrieben. Engländer war inzwischen nach England gegangen, wo er bald ein reicher Mann wurde. Als sich K. in den ersten 60er Jahren mit dem Gedanken trug, nach England auszuwandern, hoffte er auf die Hilfe Engländers.

49 21. Auch diese Reise nach Italien kam nicht zustande. K. entschloß sich bald, statt dessen zunächst den Winter in Wien zu verbringen, wo er aber dann gleich dauernd verblieb.

6. September 1865.

50 5. K.s letztes Feuilleton („Ein Kapitel von der Liebe") war am 15. August in der „Presse" erschienen, für die er damals — neben dem Grazer „Telegraph" — fast ausschließlich schrieb. Er scheint durch die Ablehnung des bis heute ungedruckten satirischen Feuilletons „Tartüffe im Grünen" verletzt worden zu sein. Nach einem kleinen Intermezzo bei der „Nationalzeitung" schickte K. seine Beiträge Ende März 1866 wieder an die alte „Presse", die er aber nach ein paar Monaten zugunsten der „Neuen Freien Presse" verließ. 1868 und 1869 erschienen wieder Feuilletons von ihm in der „Presse".

50 7. Obwohl K. mit dem Redakteur der neugegründeten Zeitung „Die Debatte" (Gans) verkehrte, zählte er meines Wissens niemals zu ihren Mitarbeitern.

50 12. Tizians Tochter Lavinia mit dem Früchtekorb (Berlin, Kgl. National-Galerie).

51 7. Samuel Engländer.

51 17. Lajos hieß Engländers Sohn, der ein paar Monate vorher gestorben war. Vgl. K.s Trostbrief vom 12. März 1865 (Wochenschrift „Die Zeit", XXXIV. 431, 3. Jänner 1903).

51 23. Maria Pöes, ein Wallfahrtsort bei Kálló-Semjén, wohin Männer und Frauen nach der Ernte zu Hunderten pilgern, Dankgebete singend.

51 26. Erneſtine war die Frau Engländers.

52 14. Zu K.s Sopha-Einſamkeit vgl. den Brief vom 13. März 1878 „an eine Wienerin" (ſ. o.).

52 27. K. ſprach auch der Freundin gegenüber nur ſelten und ungern von ſeinen angefangenen Arbeiten.

53 3. Roſine (Marie) Satran, eine ſchöne, gebildete, aber auf der Bühne unbedeutende Schauſpielerin, war am Thaliatheater in Hamburg, wo ſie jetzt als Frau lebt, engagiert und gaſtierte im Juni und Juli 1865 in Graz. Daß K. ſie auch als Leſerin ſchätzte, beweiſt ein ungedruckter Brief, den er im Oktober 1865 an den Hamburger Verleger J. F. Richter ſchrieb. Er bot dieſem ſeinen Roman „Das Fenderhaus" (= „Der Haustyrann"), der ſchon früher in „Über Land und Meer" erſchienen war, in einem verbeſſerten Manuſkripte an und ſchickte ihm die Handſchrift des eben vollendeten „Firduſi" mit, die an Fräulein Satran weitergegeben werden ſollte.

54 14. K. ſprach ſo gerne und ſo oft von ſeinem Plan, ein Grundſtück anzukaufen und darauf ein Häuschen — „eine Loge zu zweien" — zu errichten, daß ihm einmal ein Baumeiſter allen Ernſtes Entwürfe vorlegte.

30. September 1865.

57 11. Noch Ende 1870 trug ſich K. mit dem Plan, in Freiburg i. B., Chur, Bozen oder Görz ſeine Zelte aufzuſchlagen.

57 14. Das Kaffeehaus im alten Grazer Franzenstheater, jetzt wie einſt eine Theaterkonditorei, die der Theater-

maler Lucas v. Martinelli, der Vater des großen Schauspielers, gegründet hat.

57 24. Ähnliche Gedanken enthält die erwähnte ungedruckte Satire „Tartüffe im Grünen".

58 5. Leopold Rosner hat diesen Brief 1898 im „Wiener Almanach" veröffentlicht.

58 15. Charlotte Wolter, die schon am 15. November 1864 in Graz gastiert hatte (vgl. „Eglantine. Eine kritische Studie von F. K." — „Telegraf", Graz, 17. und 18. November 1864), gastierte am 27., 28. und 29. September 1865 wieder im landschaftlichen Theater.

59 1. „Prinzessin Montpensier", Schauspiel in 5 Akten von Albert Brachvogel. Premiere am k. k. Hofburgtheater in Wien 10. März 1865. Vgl. K.s Feuilleton „Ein Nachwort zur Wiener Kritik der ‚Prinzessin Montpensier'" — „Die Presse", 22. März 1865. Das Stück war in Graz am 16. zum ersten Male gegeben worden.

59 14. K. hat wiederholt über das Verhältnis zwischen Dichtkunst und Schauspielkunst geschrieben: „Zur Theater-Heilkunde" — „Die Presse", 9. und 10. März 1869 (Abdruck eines Briefes an Karl Frhn. v. Perfall aus der Probenummer der Münchener „Propyläen"); „Von Theater-Akademien" — „Die Presse", 11. März 1869; „Ein Signal für die Theater-Kritik" — „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" (Berlin, Herausgeber Oskar Blumenthal), 1875, I. 3; „F. K. und das deutsche Theater. Ein literarhistorisches Dokument" — „Deutsche Zeitung" (s. o.).

59 22. Vielleicht Sacher-Masoch, bei dem K. (nach dem Logis bei Adolf Engländer) eine Zeit lang in der Grabenstraße zu Graz gewohnt hat. Sacher-Masoch war um 1864 Schauspiel-Referent des Grazer „Telegrafen", für den K. einige Feuilletons schrieb.

K. gab den geplanten Ausflug nach Illyrien auf, des schlechten Wetters, der vorgerückten Jahreszeit und der in Triest drohenden Cholera wegen. Er verschob die Reise „ins Kärntnerland und ins Isonzotal zu meiner neuesten Phantasieliebe Görz" auf das nächste Jahr. Auch den Plan, schon im Oktober 1865

nach Wien zu übersiedeln, ließ K. fahren. Er hoffte, daß die Freundin mit ihren beiden Kindern nach den ersten Wiener Cholerafällen heimflüchten werde. Mitte Oktober zog K. aus dem „Firdusi-Palast" in der Hartiggasse auf den nahen Tummelplatz Nr. 19 (2. Stock rechts), wo er aber nur kurze Zeit mehr verblieb. Einige Tage nach seiner Übersiedlung schrieb er schon über sein neues Logis: „Ich kann mit Goethes Iphigenie sagen: Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher."

*

4. November 1865.

60 8. Der schon oben erwähnte Brief an den Hamburger Verleger Richter ist im Konzept erhalten. K. scheint schließlich mit Richter doch nicht einig geworden zu sein. Es handelte sich um die 1861 in „Über Land und Meer" verstümmelt abgedruckte Novelle „Das Fenderhaus", die erst 1876 in Buchform erschien: „Der Hausktyrann. Roman von F. K.", Leopold Rosner, Wien (kl. 8°, X und 283). K. bemühte sich schon vor 1865, die Novelle neu zu verlegen, und arbeitete sie deshalb im Winter 1863/64 um. Vgl. **86** 4.

15. November 1865.

K. übersiedelte an diesem Tage nach Wien, wo er dann mehrere Jahre verblieb. Er wohnte zunächst im sogenannten „Klepperstall", I., Teinfaltstraße 6, bei der Baronin Pappenheim.

*

Die wenigen Briefchen, die K. im Jahre 1866 an die gleichfalls in Wien lebende Freundin geschrieben haben mag, fehlen in der Sammlung.

*

4. Februar 1867.

Der Brief, den der Herausgeber bei der Niederschrift des Textteiles nicht ganz kannte, beginnt mit den Worten: „Lieber Fidelio! Florestan ist im Gefängnis. Erschrecken Sie nur nicht; die Sache ist mehr heiter und abenteuerlich als bang und traurig, und da ich mich einmal dazu entschlossen habe, so wollen wir keinerlei schiefe Gesichter dazu machen . . ."

61 16. K. war schon im Dezember 1865, also bald nach seiner Ankunft in Wien, aufgefordert worden, die längst verhängte Arreststrafe endlich abzusitzen. Die Vorladungen zur Polizei wiederholten sich im Jahre 1866 immer wieder, und als auch seine Eingabe an Belcredi erfolglos blieb, entschloß sich K., die Strafe hinzunehmen, und absolvierte seinen Arrest vom 3. bis zum 12. Februar 1867 in der Sterngasse.

61 18. Der Schriftsteller Dr. Leopold Kompert war ein Jugendfreund K.s noch aus der Zeit vor der 1848er Flucht. K. charakterisierte sein dichterisches Talent schon im Literaturblatt der „Sonntagsblätter" (Wien 1848, Nr. 12).

62 9. Der Kerkermeister hieß Poloni.

62 13. Es war das Zimmer, in dem der magistratische Arzt „seine Studien über das Wohl jener Damen hält, deren Seelenheil die christlichen Priester der heidnischen Venus überlassen mußten" (K.).

7. Februar 1867.

62 20. K. fungierte damals (September 1866 bis Ende 1869) als Generalsekretär der Schillerstiftung, deren Vorort seit 1865 Wien war. In dieser Eigenschaft schrieb K. 1867 als obligaten Literaturbericht „zur Information der Verwaltungsräte" eine Abhandlung „Über die gegenwärtige Lage der dramatischen Poesie". Dieser Bericht ist in dem erwähnten Briefe an Baron Perfall vom Oktober 1868 zitiert. K. schrieb außerdem drei Feuilletons über die Schillerstiftung: „Die deutsche Schiller-Stiftung. (Zum 9. November.)" — „Neue Freie Presse", 9. November 1866; „Die Öffentlichkeit in der Schiller-Stiftung" — „Neue Freie Presse", 14. Mai 1868; „Michael Felber und die Schillerstiftung" — „Die Presse", 25. Mai 1869.

63 4. Auch mit L. A. Frankl, dem einstigen Herausgeber der „Sonntagsblätter", verkehrte K. schon seit den 40er Jahren. Aber er vertrug sich nicht mehr lange mit ihm und griff ihn später wegen des „Denkmalbettels" für das Wiener Schillermonument öffentlich an.

23. August 1867.

K. scheint damals von einem Ausfluge ins Salzkammergut zurückgekehrt zu sein. Darauf beziehen sich die ersten Feuilletons „Vom Spaziergange" — „Neue Freie Presse", 29. August, 10. und 15. September 1867.

63 11. K. war es, der später in dem Feuilleton „Ein ungehobener Schatz" — „Deutsche Zeitung", 28. August 1873 — als erster die Errichtung von Hotels auf dem Semmering empfahl.

18. November 1867.

Die Freundin war damals in argen Nöten. Nachdem ihr erstes Söhnchen vierjährig gestorben war, verlor sie jetzt ihren Mann, der mit K. in gleichem Alter stand. Zu dem kam die Erkrankung der beiden anderen Kinder, eines Mädchens und eines Knabens, und geschäftliche Fatalitäten.

31. Juli 1868.

67 23. K. fuhr damals u. a. nach Markt Aussee.

68 1. Ernst Haug, ein österreichischer Leutnant, quittierte in den 40er Jahren und beteiligte sich als Chef des Generalstabes der Nationalgarde an den Wiener Oktoberereignissen. „Im Jahre 1849 nahm er", wie K. in seiner Paßgeschichte nach Haugs eigenen Angaben erzählt, „an der Verteidigung der römischen Republik gegen die Franzosen teil und stand in mehr oder minder freundschaftlichem Verhältnisse zu Mazzini und Garibaldi. Ich glaube, sowohl vor als nach der römischen Campagna hielt er sich eine zeitlang in Paris auf, wo er mit Oberst Charras, Em. Girardin u. a. verkehrte". K.

wurde mit Haug, der den Titel eines Generals der römischen Republik beibehielt, erst 1850 in Hamburg bekannt. Haug hatte dort die Tochter eines Flensburger Bürgers, Sophie Nieſſen, geheiratet, mit der K. später korrespondierte. Als sich die österreichischen Exekutionstruppen Hamburg näherten, floh Haug nach London. Die beiden Männer, die sich „gegenseitig lebhaft anzogen", waren dann lange Zeit geschieden. Sie scheinen sich in den ersten 60er Jahren in Deutschland wiedergefunden zu haben. Haugs erster erhaltener Brief an K. ist aus Flensburg nach Kálló-Semjén gerichtet. Dann schreibt der unstete General aus Hamburg nach München und scheint K. 1864 dort zu dem „Aufruf für Schleswig-Holstein" (vgl. die Einleitung) angeregt zu haben. So oft Haug nach Österreich kam, suchte er K. auf und lud ihn immer wieder nach Flensburg, Hamburg, Boßkath — wo er gerade wohnte. Sophie Haug schickte K. sogar einmal eine Ansicht der Besitzung des Generals in Boskath, um ihn zum Besuche aufzumuntern. K. kam aber nicht mehr nach dem Norden.

68 3. Von K.s Reise erzählen die sechs Feuilletons „Vom Spaziergange", die in der „Presse" erschienen: 25., 28. August, 5., 16., 22. September und 6. Oktober 1868.

68 4. In Nr. 35 der Wiener humoristischen Wochenschrift „Figaro" (XII. Jg.) vom 1. August 1868 steht der von K. bezeichnete Artikel „Deutsche Schützen! Edle Stammesgenossen! Bruderherzen!" Anläßlich des Wiener Schützenfestes brachte schon die Nr. 34 (25. August 1868) in dem Aufsatze „Eine unzerstörbare Universal-Devise" Variationen über die Inschrift am Hauptportal der Wiener Schützenhalle: „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht!" Die „Satire" K.s ist sein Feuilleton „Eine Freikugel" — „Die Presse", 25. Juli 1868.

29. September 1868.

68 13. „Also, ich gehe" war eine beliebte Redewendung der Freundin.

68 15. Dienstag, den 29.

69 13. Steiermark war das Geburtsland der Freundin.

*

K. war damals auch auf dem Rottenmanner Tauern. Vgl. S. 118.

5. Oktober 1868.

72 21. Dr. Adolf Fischhof (1816—1893).

73 3. Fischhof hatte schon 1866 bei Wallishauser in Wien eine politische Schrift veröffentlicht: „Ein Blick auf Österreichs Lage. Sendschreiben an die Redaktion des [Grazer] ‚Telegraf'." Die von K. erwähnte, noch erfolgreichere Broschüre hieß: „Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Politische Studie" (1869, gr. 8°, 225 S.) Über diese Schrift, die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, spricht auch K.s Brief an Fischhof vom 8. Juni 1871 („Die Fackel", IV. 121, 20. Dezember 1902).

18. Oktober 1868.

74 2. K. lernte erst diesmal in Graz den Vater der Freundin kennen, mit dem er sich sehr gut verständigte. Er und seine jüngere Tochter waren K. liebe Karten- und Schachpartner.

75 1. K. war am Erlaſſee, als er dieses Gedicht schuf.

76 3. Das Gedicht wurde im „Präludium" der „Fünfzig Feuilletons" 1905 zum erstenmal veröffentlicht.

*

Aus der Zwischenzeit sind nur einige unbedeutende Briefchen erhalten.

*

8. Juni 1869.

77 4. Die Freundin weilte etwa drei Monate lang zu Besuch bei ihren Angehörigen in Graz. Sie hatte irrtümlicherweise am Kopfe ihres letzten Briefes noch Wien statt Graz geschrieben und K. machte sie dafür in den ersten Zeilen seiner Antwort tüchtig aus.

77 9. Dr. Alexander Brix, Rechtsgelehrter und Fachschriftsteller, hatte sich am 23. Februar 1869 im Bade die Adern geöffnet.

77 14. „Die Kirche und die Sittlichkeit", entstanden im Mai, gedruckt am 5., 8., und 12. Dezember 1868; „Claude Tillier und sein ‚Onkel Benjamin'", entstanden im Juni, gedruckt am 21. und 22. September 1868. Beide Feuilletons in der „Presse", das zweite auch in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 179 ff.).

77 20. Nur das erste Reiseprojekt wurde zur angegebenen Zeit auch ausgeführt.

78 5. Ausflugsort bei Tal im Grazerfeld.

78 9. Karl v. Holtei (vgl. seinen Brief an K., Grazer „Tagespost", 1. Jänner 1908) rühmt an dieser Stelle seiner Memoiren das eheliche Glück, das ihm seine erste Gattin Julie bescherte: das Glück eines Mannes, der von einer edlen Frau mit all seinen Fehlern geliebt wird.

19. Juni 1869.

83 17. Der Ausflug regte folgende, in der „Presse" erschienene Feuilletons an: „Ein vergessener Winkel" (Pitten) — 23. Juni; „Von Kemmelbach nach Gaming" — 29. Juni, „Von Gaming nach Mariazell" — 8. Juli, „Von Mariazell nach St. Ägidi" — 23. und 24. Juli, „Von St. Ägidi nach Hainfeld" — 5. und 6. August; „Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank" — 28. Juli 1869 („Fünfzig Feuilletons", S. 275 ff.).

84 7. K. wurde tatsächlich am Fuße des Wienerwaldes begraben: der Bürgermeister Josef Schöffel ließ ihm im Namen der Stadt Mödling auf ihrem Ortsfriedhof an der Südbahnstrecke ein Ehrengrab errichten. K. selbst hatte die falschen Lebensdaten in seinen Biographien heraufbeschworen (vgl. die Einleitung); sie verfolgten ihn bis auf den Grabstein. Der erzählt, der Dichter sei am 3. Juli 1824 (statt 1821) geboren worden und sei am 19. (statt 14.) Oktober 1879 gestorben.

84 10. Iwan Sergejewic Turgénjews Novelle „Väter und Söhne" war 1861 erschienen. K. schrieb für das Literatur-

blatt der „Presse“ im April 1866 einen Aufsatz über „Turgénjew und die slavische Welt“ („Literarische Herzenssachen“, S. 103 ff.).

6. Juli 1869.

84 16. S. Rothfeld gab mit Karl Weißkirchner, den K. noch vom „Pester Lloyd“ her kannte (1862/63), damals den „Ungarischen Lloyd“ heraus. Nach dem „Unentdeckten“ (= „Die Last des Schweigens“; Hertzsche Novellensammlung, 1878, Nr. 4) und vor der „Liebesschuld“ (ebenda, Nr. 5; Vorlesestück Lewinskys) erschien im Juni und Juli 1869 im „Ungarischen Lloyd“ K.s Novelle „Der Reisegefährte“. Dieses Werk war bereits 1865 im „Illustrierten Kalender und Novellen-Almanach“ (herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch) unter dem Titel „Abulis“ gedruckt worden und wurde dann im Jahre 1879 noch einmal mit dem Namen „Der schützende Schutzgenosse“ in der „Deutschen Revue“ publiziert. Diese letzte Fassung der Novelle samt dem letzten Titel behielt Wilhelm Lauser in der posthumen Novellensammlung bei, die er 1893 in Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, herausgab.

85 9. Henriette und Melanie waren die beiden jüngeren, unverheirateten Töchter Taubers. Melanie war Rekonvaleszentin nach Scharlach. Die schöne Henriette, später verehelichte Mankiewicz, erregte in Franzensbad sogar die Aufmerksamkeit Moltkes. Aus der Zahl der Briefe und Gedichte, die K. an sie gerichtet hat, wurden in der „Neuen Freien Presse“ (19. April 1903) von Hugo Wittmann einige veröffentlicht.

*

K.s Reisepläne verzögerten sich sehr. Als er sich endlich im August aufmachte, hielt ihn das schlechte Wetter schon in Graz zurück und K. gab die Weiterreise auf. Im September endlich gelang ihm ein Ausflug ins Ötschergebiet, von dem zwei Feuilletons erzählen, deren Ablehnung K. der „Presse“ entfremdete: „Aus dem Bielachtale“ und „Puchenstuben“, beide 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“ erschienen. Noch Mitte Oktober machte K. eine kleine Wanderung ins Gebirge. In-

zwischen war die Freundin von ihrem Grazer Besuch zurückgekehrt und der Winter 1869/70, den sie wie K. in Wien verbrachte, ergibt wieder eine Pause für unsere Sammlung. K. wollte damals „ein wenig Italienisch treiben. Man kann nicht wissen, ob man nicht über Nacht ein Rentier wird und beim Gardasee oder auf Capri nicht auch ein Wörtchen drein zu reden hat". Diese Lernbegierigkeit hing offenbar auch mit dem langsam reifenden Roman „Das Schloß der Frevel" zusammen, in dem K. italienisches Leben meisterhaft geschildert hat, ohne jemals in Italien gelebt zu haben.

*

Die Freundin übersiedelte mit den beiden Kindern im Juni 1870 zu ihren Angehörigen nach Graz.

*

15. Juli 1870.

85 23. K. war kurz vorher in Graz zu Besuch.

86 4. Vgl. **12** 11. „Das Fenderhaus" soll tatsächlich noch einmal im Feuilleton eines Wiener Blattes erschienen sein, bevor es Rosner als den Roman „Der Haustyrann" in Buchform herausgab. So erzählt Rosner selbst in dem Aufsatze „Autoren und Verleger" — „Österr.-ung. Buchhändler-Correspondenz", XXXVI. 8, 23. Februar 1895.

86 11. 1864 bis 1865.

87 8. K. hatte, einer Einladung des neuen Intendanten Karl Frhn. v. Perfall entsprechend, im Oktober 1868 seinen „Catilina" am kgl. Residenztheater in München eingereicht. Als dieses Drama aus Rücksicht für Hermann Lingg — seine „Catilinarier" waren auf der Münchener Hofbühne ohne Erfolg geblieben — nicht aufgeführt wurde, schickte K. statt des „Catilina" Ende 1869 den „Firdusi" an Perfall. Das Trauerspiel wurde angenommen und vom Regisseur Jenke inszeniert.

87 21. Die Abschrift des bisher unveröffentlichten Briefes an Karl Jenke (4. bis 8. Juli 1870) ist erhalten. Dieses Schreiben war für die Niederschrift des Münchener Regie-

buches entſcheidend, in dem die authentiſche Bühnenfaſſung des „Firduſi“ gegeben iſt.

88 3. Ein junger Hund, mit dem K. ſpielte, biß ihn in den Finger. K. bat, den Hund nicht zu beſtrafen. — „Mit meiner Hand bin ich vorſichtig“, ſchrieb K. am 27. Juli wieder an die Freundin; „ich liebe es nicht, vor der Zeit ein Krüppel zu werden. Aber deswegen brauchen Sie nicht mein Kopiſt zu ſein. Sie ſollen meine Hofpianiſtin ſein. Abſchreiben iſt wohlfeiler zu haben als Klavierſpiel.“

88 10. K. hatte am Fleiſchmarkt Nr. 15 im 4. Stock ein großes Zimmer gemietet, das er nach dem Sommer mit einem benachbarten kleineren vertauſchen mußte. Der herrliche Ausblick auf die Leopoldſtadt, das Marchfeld, die Donau und das Kahlengebirge veranlaßten K., ſeine Freunde im „Kaffeehaus zur ſchönen Ausſicht“ manchmal nachmittags zu bewirten. „Man tituliert mich nicht mehr Doktor, denn ich bin Kaffeeſieder geworden“. (K.) K.s Hausfrau kochte den Kaffee und eine gütige Nachbarin ergänzte ſein Service. Kuchen, Obers ꝛc. kaufte er ſelber.

88 11. K. ſcheint ſich 1869 mit Emil Kuh befreundet zu haben, der ſeit 1862 Mitarbeiter der „Preſſe“ und ſeit 1864 Literaturprofeſſor an der Wiener Handelsakademie war. Auch dieſe Freundſchaft endete trüb. Vgl. S. 340. K. wurde durch ein Feuilleton Kuhs in der „Preſſe“ verletzt, wo ſein Name und ſein „Firduſi“ in ungeſchicktem Zuſammenhang zitiert wurden.

88 15. „Der Krieg und das lettiſche Mädchen“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 15. Juli 1870. Wiederabgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons“, S. 293 ff. Am 27. desſelben Monats ſchickte K. der Freundin das eben erſchienene Feuilleton „Neutralität im Himmel“ („Siegelringe“, S. 124 ff.), „das im Publikum wieder einen großen Effekt gemacht hat“ (K.).

88 26. Alexander Iwanowič Herzen (1812—1870), deutſch-ruſſiſcher Schriftſteller. Über ſein 1850 in Paris verfaßtes und in Hamburg anonym erſchienenes deutſches Werk „Vom anderen Ufer“ hatte K. am 2., 3. und 4. Februar 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“ einen Aufſatz veröffentlicht.

89 12. Am 13. Juli hatte König Wilhelm den franzöſiſchen Botſchafter abgewieſen, worauf am 19. Frankreichs Kriegserklärung folgte.

13. August 1870.

89 14. „Ein Wiener Ratskeller", „Schaden und kein Spott" und „Redensarten I." (Der „Verzweiflungskampf") — „Neues Wiener Tagblatt", 8., 9. und 12. August 1870. („Siegelringe", S. 128, 133, 138 ff.)

89 19. Am 6. August hatten die Deutschen bei Wörth und Spicheren gesiegt.

89 24. Dr. Karl Hoffer, Advokat, Reichsratsabgeordneter und Wiener Gemeinderat.

91 10. Der Wiener Rathauskeller wurde erst in jüngster Zeit (1899) eingerichtet und eröffnet. Hoffers und Nürnbergers Erwartungen sind glänzend erfüllt worden.

91 14. Der zweite Teil der „Redensarten" (Das „europäische Gleichgewicht") erschien am 17. August im „Neuen Wiener Tagblatt", der dritte aber („Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit") am 25. September in der „Berliner Börsen-Zeitung", mit der K. eben angeknüpft hatte („Siegelringe", S. 140 und 144 ff.).

21. August 1870.

91 16. Am 14., 15. und 16. August.

93 14. Am 16. und 18. August waren die Schlachten bei Vionville-Mars la Tour und bei Gravelotte-Saint Privat geschlagen worden.

94 9. „Redensarten II".

94 10. „Redensarten III".

94 14. Die Grazer Reise verzögerte sich noch geraume Zeit.

1. September 1870.

95 1. Über diese Erscheinung, die man ähnlich schon im schleswig-holsteinischen Krieg beobachtet hatte, war am 26. August 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt" ein Feuilleton von Sigmund Schlesinger erschienen: „Die Töchter Thusneldens".

96 20. In seinen Memoiren („Vierzig Jahre", Berlin 1843, I. 79 ff.) erzählt Holtei von seinen Breslauer Erinnerungen an 1809.

11. September 1870.

100 3. Hoffer hatte eine Villa in Pötzleinsdorf, wo er des Sommers wohnte.

100 9. Am 1. September war die Schlacht bei Sedan, am 2. erfolgte die Übergabe der Stadt. K. pries 1874 den Tag von Sedan als den „einzigen lebenswerten" unter den „begeisterungslosen Tagen von Heute", „außer dem Jahre 1848, das der Mannesvernunft nicht volle Probe hielt".

100 15. „Champagner-Toast" — „Neues Wiener Tagblatt", 3. September 1870; zweite Fassung „Siegelringe", S. 152 ff.

100 18. Das Jahr 1870 war verrufen wegen seines schlechten Wetters. K. verschob deshalb auch immer wieder seine Reise nach Graz, dessen landschaftlichen Reiz er gerne in den Briefen lobt.

102 5. Walter Rogge, der Verfasser der beiden Schriften „Österreich von Világos bis zur Gegenwart" (1872/3) und „Österreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust" (1879).

20. September 1870.

103 10. Magdalena, die ledige Schwester K.s (s. Einleitung) war Privatlehrerin und wohnte bei ihrem ältesten Bruder Anton in Wien. K. verkehrte damals nicht mit ihr, weil sie sein Rechtsgefühl empfindlich verletzt hatte.

103 19. „Ein Tollhäusler mehr" — „Neues Wiener Tagblatt", 17. September 1870; „Siegelringe", S. 156 ff.

104 7. In der Wiener Gesellschaft gab es damals viele Anhänger der Franzosen. Vgl. S. 149.

7. Oktober 1870.

104 16. Mit Berthold Auerbach war K. schon früher bekannt geworden, wie ein Brief K.s an ihn aus dem Jahre 1869 beweist. Auerbach weilte damals, wie K. am 1. Oktober der Freundin schrieb, „als kurzer Gast" in Wien. „Auch ihm muß ich mich ein wenig widmen, da er Anspruch auf meine Gesellschaft macht, weil er mich aufs intimste zu verstehen und zu verehren behauptet." K.s Verhältnis zu Auerbachs früher Kunst ist in der Einleitung bezeichnet.

104 17. Kuh war im Sommer 1870 in Aussee.

104 19. Die beiden Feuilletons: „Glossen I. Graf Leo Thun und der konstitutionelle Hofstaat. II. Görz und Hirschl" — „Neues Wiener Tagblatt", 8. Oktober 1870; „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige" — ebenda, 10. und 11. Oktober 1870 („Siegelringe", S. 163 ff.).

105 21. Redaktionsmitglieder des „Neuen Wiener Tagblatts."

105 24. Das Feuilleton war am 23. Juni 1869 in der „Presse" erschienen.

12. Oktober 1870.

108 21. Das Gasthaus Nußbaumer liegt in Unter-Grünburg (westliches Ufer der Steyr), dem Orte Steinbach gegenüber.

110 6. Sensenwerk Roßleiten.

13. bis 16. Oktober 1870.

115 17. Das Gedicht erschien zuerst im Präludium der „Fünfzig Feuilletons" unter dem apokryphen Titel „Ich denke dein".

117 9. „Die deutschen Alpen. III: Salzburg, Obersteiermark, das Österreichische Gebirge und das Salzkammergut, für Einheimische und Fremde geschildert von Adolph Schaubach, weil. Professor in Meiningen. Zweite Auflage. Jena, Fr. Fromman, 1865." K. zitiert die Stelle S. 363 bis einschließlich 367 mit wenigen Änderungen.

117 12. K. hat meines Wissens den Radstätter Tauern nicht beschrieben.

120 7. Der Wasserfall des Lantschfeldbaches.

120 20. Die Sporgasse und die Bürgergasse fallen schroff von der Höhe des Grazer Franzensplatzes ab, wo das einst landschaftliche, jetzt städtische Theater steht.

121 9. Ihm, sc. dem Kutscher.

122 2. Forellen waren K.s Lieblingsgericht.

122 23. Soll heißen: Gasthaus in Eisentratten; d. i. vor Gmünd die letzte Wegstation, der Geburtsort des Bildhauers Hans Gasser.

126 12. Lieser- und Malta-Tal.

127 17. K. war von Tresling (statt über Tangern) über Unterhaus und Seeboden nach Millstadt gegangen.

128 20. Millstadt, das heute wohl auch auf einen schlecht gelaunten Wanderer einen günstigeren Eindruck macht als damals auf K., besitzt jetzt Hotels, Restaurants und Kaffeehäuser am Ufer des Sees.

*

K. fuhr am 19. Oktober mittags nach Graz, wo er bei den „Drei Raben" (Annenstraße) abstieg und eine Woche verblieb.

*

28. Oktober 1870.

135 19. Der Brief an Perfall wird hier nach der im Nachlaß vorhandenen Abschrift K.s zitiert, die das andere Duplikat ergänzt.

137 6. Am selben Tage, als K. diesen Brief abschickte, wurde Metz übergeben.

138 9. Die Grazer „Tagespost" meldete am 26. Oktober, daß an der Münchener Hofbühne u. a. Kürnbergers „Firdusi" für die nächste Zeit vorbereitet würde.

139 2. Kuh phantasierte damals davon, sich mit seiner Familie und K. bald in eine schöne Alpeneinsamkeit zurückzuziehen.

139 5. K. sehnte sich nach Tirol. „Es ist doch sonderbar", schrieb er darüber, „50 Jahre alt zu werden und seine Heimat noch nicht zu kennen".

139 20. Am 24. und 25. Oktober 1870.

21. November 1870.

140 14. Der Essay „Über das antik und modern Tragische", den K. in Berlin vorlesen wollte, erschien erst 1892 in Dr. Wilhelm Lauters „Allgemeiner Kunst-Chronik" (Wien), XVI. Bd., Nr. 7 bis 14 inkl. K. hatte diese meisterhafte Arbeit im November 1869 begonnen, setzte sie im April und Oktober 1870 und im März 1871 fort, um sie endlich im April dieses Jahres zu vollenden.

141 7. Von diesen beiden am 4. November abgegebenen Feuilletons ist eines noch gedruckt worden („Tiedche'n auch eine Pille" — „Neues Wiener Tagblatt", 30. November 1870; „Fünfzig Feuilletons", S. 297 ff.). Das andere aber war beim Umzug der Redaktion vom zweiten in den dritten Stock verloren gegangen. „Glücklicherweise war es nur ein kleines Manuskript, auch dem Inhalte nach nichts vom Größten und Wichtigsten, was man zu sagen hat". (K.) Es hieß „Ein staatsrechtliches Monstrum." Vgl. S. 157.

20. Dezember 1870.

142 2. K. fürchtete damals grundlos, er würde Hämorrhoiden bekommen.

142 20. Perfalls Briefe werden nach den Originalen in K.s Nachlaß zitiert.

143 23. Julius Rosen (eigentlich Nikolaus Dussek), Lustspieldichter.

144 5. K. kam nicht zur Münchener Erstaufführung des „Firdusi".

144 13. Perfall verwechselt hier die „Presse" offenbar mit dem „Neuen Wiener Tagblatt".

145 6. „Zufälle" — „Neues Wiener Tagblatt", 17. Dezember 1870; „Siegelringe", S. 184 ff.

Zweite Februar-Hälfte 1871.

147 7. K.s erstes Feuilleton im „Neuen Wiener Tagblatt" (gegr. 1867) war am 2. Februar 1870 erschienen. Sein Engagement scheint vom April 1870 bis einschließlich Jänner 1871 gedauert zu haben.

149 2. K.s letztes Feuilleton in der „Presse" war am 9. Oktober 1869 erschienen. Er brach damals seine Beziehungen zu diesem Blatte wegen des „unzarten" Chefredakteurs Karl Dreger (vgl. S. 178) ab, der zwei Reisefeuilletons von K. nicht drucken wollte: „Aus dem Bielachtale" und „Puchenstuben". Sie erschienen am 22. Juni, 27. und 28. Juli 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt", zu dem K. nach einem kurzen Intermezzo beim „Wanderer" übergetreten war. Schon am 2. Dezember 1870 aber hatte K. an die Freundin geschrieben: „Sorgen Sie sich übrigens nicht, wenn ich eines Tags auch mit dem Tagblatte schmollen müßte, daß es mich in eine Verlegenheit des Erwerbes brächte: die alte Presse hat nicht aufgehört, meine Versöhnung zu suchen, und ich kann ihr, sooft ich will, Gehör geben."

150 9. „Das Trauerspiel", Lustspiel in drei Aufzügen von F. K. Es erschien in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek".

150 10. Elegius Frh. v. Münch-Bellinghausen (= Friedrich Halm) war vom 11. Juli 1867 bis zum 1. November 1870 General-Intendant der Wiener k. k. Hoftheater. K., der anfangs 1868 seinen „Catilina" — zum vierten Male am Burgtheater! — auch bei ihm vergeblich einreichte, schrieb über den Dichter Halm öfters abfällig. So in den Feuilletons „Schiller, Halm und Johannes Scherr" („Der Correspondent", 25. Februar 1872; „Literarische Herzenssachen", S. 48 ff.) und „Gottfried Keller" („Frankfurter Zeitung", 12. Mai 1907, Erstes Morgenblatt; „G. K. und F. K. Neue Mitteilungen. Von O. E. D.")

150 12. Am 30. Oktober 1867 hatte das Burgtheater zwei Preise (200 und 100 Dukaten) für neue Lustspiele ausgeschrieben. Die Preisrichter (Franz v. Dingelstedt, Karl v. La Roche, Salomon Hermann v. Mosenthal, Ludwig Speidel und

Robert Zimmermann) wählten unter 197 eingelaufenen Stücken für den ersten Preis das vieraktige historische Lustspiel „Schach dem König" von Hypolit August Schaufert (erfolgreiche Premiere am 9. Dezember 1868) und für den zweiten das fünfaktige Lustspiel „Über den Parteien" von Wolfgang Müller v. Königswinter. Ludwig Speidel berichtete selbst in der „Presse" ganz freimütig, daß dieses zweite Stück ihn auf der Bühne enttäuschte (4. März 1869), ebenso wie das Lustspiel „Ein Narr des Glücks" von Ernst Wichert (9. April 1869), für das die Preisrichter eigens einen dritten Preis geschaffen hatten.

150 14. Der Gatte der Freundin war am 6. November 1867 gestorben.

150 15. Oktober 1868.

151 7. K. schätzte aber Ludwig Speidel hoch.

152 8. „Größen-Schauer" — „Neues Wiener Tagblatt", 5. Jänner 1871; „Siegelringe", S. 186 ff.

(1. Fortsetzung.)

155 24. Moriz Wengraf war, als K. in Graz lebte (1864/65), Herausgeber der Tageszeitung „Telegraf. Organ für steiermärkische Interessen" (1855—1867).

157 1. In dem Briefe an Moriz Szeps, den Gründer und Herausgeber des „Neuen Wiener Tagblattes", sind die beiden Antworten an Frau Kompert und Baron Perfall nach den erhaltenen Kopien im Nachlaß K.s mitgeteilt.

157 17. Vgl. **104** 10.

157 22. Vgl. **141** 7. Die Feuilletons „Monsieur mon Frère" („Siegelringe", S. 174 ff.) und „Europäischer Kohlenmeiler" erschienen am 10. und 23. November 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt".

158 2. Vgl. **145** 6. „Stimmungs-Ebbe" („Siegelringe", S. 177 ff.) erschien nicht im „Neuen Wiener Tagblatt", sondern anfangs 1871 in der „Berliner Börsen-Zeitung".

159 6. Marie Kompert, Tochter des aus Pest nach Wien übersiedelten Philanthropen Levi, seit 1857 Leopold Komperts Gattin.

162 14. „Von Himmel und Hölle“ erschien im „Neuen Wiener Tagblatt“ am 21. Februar 1870.

162 15. Vgl. **88** 15 und **103** 19.

165 18. Außer „Größen-Schauer“ erschien im „Neuen Wiener Tagblatt“ nur noch „Österreichs Grillparzer“ („Literarische Herzenssachen“, S. 281 ff.) am 14. Jänner 1871. „Dichter und Welt“ (ebenda, S. 288 ff.) wurde bald darauf in der „Berliner Börsen-Zeitung“ veröffentlicht.

166 2. „Schicksalsworte“ („Siegelringe“, S. 136 ff.) — „Neues Wiener Tagblatt“, 25. August 1870.

(2. Fortsetzung.)

169 3. Von diesem Briefe ist keine Abschrift in K.s Nachlaß vorhanden.

172 8. Roderich Benedix, einer der fruchtbarsten Lustspieldichter.

173 9. „Die Lästerschule“, Lustspiel nach Sheridan von Friedrich Ludwig Schröder; seit dem 3. Juni 1782 Repertoirestück des k. k. Hofburgtheaters. Eine Umarbeitung der Schröderschen Übersetzung von Kurländer (1816) hielt sich nicht lange auf der deutschen Bühne.

173 10. Friedrich Beckmann, 1846 bis 1866 Mitglied des Hofburgtheaters, hatte die Rolle des „Moses“ gespielt.

174 14. Denselben Gedanken hat K. in einem Briefe an Henriette Mankiewicz vom Jahre 1874 weiter ausgesponnen. Vgl. **85** 9.

6. April 1871.

176 14. Im „Deutschen Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz“ (II. Serie, 5. Bd.; der ganzen Serie 11. Bd. München, Rudolf Oldenburg, 1872) erschien K.s Novelle „Der Drache“, die 1853 entstanden und auch in der Bellmannschen Sammlung (1857, Nr. 6) enthalten war. Heyse charakterisierte in dem kurzen biographischen Vorwort, zu dem er Wurzbachs und K.s eigene Angaben verwendete, des Dichters Art mit ein paar Zeilen treffend.

176 24. Vgl. **87** 8.

178 3. Karl Dreger, der Eigentümer, Drucker und Verleger der alten „Presse“ trat anfangs April 1871 zurück. Vom 11. April an zeichnete J. K. Lecher als Herausgeber, der in der 1. Beilage des Wiener Tagblattes „Die Zeit“ (27. September 1902) „Erinnerungen an K.“ veröffentlicht hat. Aus ähnlichen Gründen wie im Oktober 1869 mit der „Presse“ (vgl. **149** 2) hatte K. im Juni 1868 mit der „Neuen Freien Presse“ gebrochen, als ihm Max Friedländer nämlich das Feuilleton „Theokratische Menschenopfer“ zurückschickte („Die Presse“, 17. und 18. Juli 1868; „Siegelringe“, S. 481 ff.).

178 6. K.s Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung; er blieb der „Presse“ fern.

12. April 1871.

178 20. Am 9.

181 5. Klara Ziegler. — Gildisda ist die Gattin des Sultan Mahmud von Ghasna.

22. Juni 1871.

181 15. K., der Mitte April als Rekonvaleszent schrieb, hatte im Mai Andeutungen über ein neues Projekt gemacht.

181 24. Vgl. S. 167.

183 22. Dr. Wilhelm Fischhof.

185 21. Karl Freund.

186 23. Vgl. K.s Brief an Adolf Fischhof (**149** 2) vom 8. Juni 1871.

187 7. Die Gegend von Tokay kannte K. schon aus dem Jahre 1862 (vgl. S. 395); er kam aber nicht mehr dorthin, da die ganze Reise nach Oberungarn unterblieb.

190 21. Ernestine Engländer.

190 24. Josefine Friedmann.

190 27. Vgl. S. 97 ff.

192 5. Vgl. die Einleitung.

196 4. General Josef Bem, der 1848 nach seinen Wiener Taten von der Kossuthschen Regierung den Oberbefehl in Siebenbürgen erhielt.

23. Juli 1871.

198 14. K. hatte die große Tragödin Adelaide Ristori anfangs Oktober 1865 gesehen, als sie mit ihrem Ensemble in Graz gastierte.

30. Juli 1871.

201 7. Am 6. August.

204 4. Vgl. S. 195.

204 24. Das Abenteuer der Sebes-Überschwemmung hat K. im 11. Siebenbürger Feuilleton (s. u.) erzählt.

203 8. Franz Schreiber, Redakteur der „Siebenbürgischen Blätter".

24. August 1871.

206 14. „Ein Ausflug nach Siebenbürgen", 18 Feuilletons, zwischen dem 25. Oktober 1871 und 8. Juni 1872 im „Ungarischen Lloyd" erschienen. Unter demselben Titel hatte die alte „Presse" im Dezember 1859 und im Jänner 1860 Feuilletons von Dr. Peetz gebracht. Aber erst K.s Bericht bedeutete eine Entdeckung, als das Land durch die Eisenbahnen für Mitteleuropa erschlossen war. K. hatte übrigens schon früher von Siebenbürgen geschrieben, da er 1848 im Literaturblatt der „Sonntagsblätter" (Nr. 9, S. 36 f.) das „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen von J. F. Geltsch" besprach.

206 25. Die beiden Briefe K.s an Herrn Stiny, Oberinspektor und Betriebsleiter der ersten siebenbürgischen Bahn in Arad, und an Herrn Damis, Streckenmeister in Petroseny, vom 13. und 14. August 1871 sind erhalten. K., der über seine Siebenbürger Reise ein genaues Tagebuch führte, erbat sich von den beiden Herren technische und kommerzielle Aufzeichnungen.

23. September 1871.

207 14. Vgl. **187** 7.

208 16. K. schrieb die Siebenbürger Feuilletons in der Zeit vom August 1871 bis Mai 1872.

210 12. Karl Siegmund Graf v. Hohenwart, österr. Ministerpräsident vom 4. Februar bis zum 25. Oktober 1871.

210 27. Vgl. **140** 14.

6. November 1871.

K. wohnte damals I., Kleeblattgasse 13, 4. Stock links.

212 6. Perfall sandte K. einen telegraphischen Glückwunsch zum Erfolg des „Firdusi".

212 15. Friedrich Schlögl und Hans Grasberger zählten zu den späten Freunden K.s. Grasberger widmete K. zum Dank für seine Ratschläge die Nachdichtung der „Rime di Michelangelo Buonaroti" (Bremen, Kühlmann, 1872) „in dankbarer Verehrung". K. schrieb darüber (Februar 1872 und Dezember 1873) einen Essay, den er zuerst im „Correspondenten" (3. März 1872), dann aber umgearbeitet in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 128 ff.) veröffentlichte. Über Schlögls „Wiener Blut" (Wien, Rosner 1873) sprach sich K. am 5. April 1873 in der „Gegenwart" aus („Literarische Herzenssachen", S. 271 ff.).

9. November 1871.

212 21. Vgl. S. 48.

213 17. Das Wiener „Fremdenblatt" brachte den Wiederabdruck einer Kritik, die am 5. November — einen Tag nach der Erstaufführung des „Firdusi" — in einer Münchener Zeitung erschienen war. K. erhielt die Münchener Kritiken erst später mit einem sehr schmeichelhaften Briefe Perfalls vom 11. November 1871.

213 22. Perfall scheint — dem Regiebuche des Münchener Residenztheaters nach — allen Wünschen K.s entsprochen zu haben.

214 25. Gegen Joſef v. Weilen und Salomon H. v. Moſenthal iſt K. wiederholt öffentlich aufgetreten: „Die Quellen der Kunſt", „Von uns und unſern Dichtern", „Wien, im Spiegel eines Sarges" (1872) — „Literariſche Herzensſachen", S. 255, 298, 303 ff. u. a. a. O.

215 4. Über Friedrich Hebbel hatte K. ſchon frühzeitig Rühmliches geſchrieben: eine Kritik über „Maria Magdalena" nach der Premiere am Hofburgtheater — „Wiener Sonntagsblätter", 14. Mai 1848, VII. 337 ff, und „Friedrich Hebbel als Lyriker" — „Literaturblatt" dieſer Wochenſchrift, 1848, Nr. 3, S. 9 ff. — Vgl. auch die Feuilletons: „Von Hebbels Moloch" — „Die Preſſe", 22. und 23. Dezember 1868 (woran ſich eine erregte Polemik mit der „Neuen Freien Preſſe" ſchloß); „Dem Genie ſeine Anerkennung" — „Morgenpoſt", Wien, 21. September 1871; „Hebbel und Bauernfeld" — „Berliner Börſen-Zeitung", 12. Jänner 1872. Die beiden erſten Stücke erſchienen dann unter den „Fünfzig Feuilletons", S. 252 und 300 ff., das dritte in den „Siegelringen", S. 236 ff.

215 6. Dokumente für die Freundin.

1. Jänner 1872.

216 9. Die „Deutſche Zeitung" wurde 1871 als erſtes deutſch-nationales Blatt in Wien gegründet und ging nach mehreren Metamorphoſen 1907 ein. K. war 1873, 1874, 1875 und 1879 ihr Mitarbeiter.

216 14. Das Wiener Wochenblatt „Der Correſpondent" war 1869 als „Organ für Politik, Volkswirtſchaft und Literatur" gegründet worden. K. ſchrieb von Ende 1871 bis Herbſt 1872 unter dem Herausgeber Julius Spitz zahlreiche Feuilletons für dieſes Blatt.

216 15. „Flußregulierung des Geldes", „Die Welt wird alt und wird wieder jung" — „Der Correſpondent", 24. und 31. Dezember 1871. Das zweite erſchien unter den „Fünfzig Feuilletons", S. 303 ff.

216 20. In den Wintern 1870—1871 und 1871—1872 ſchrieb K. fleißig für die „Berliner Börſen-Zeitung" Feuilletons.

216 26. „Die Gegenwart", Berliner „Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", 1872 von Paul Lindau begründet. In den Jahrgängen 1872, 1873, 1874 und 1877 sind Aufsätze von K. enthalten.

31. Jänner 1872.

218 3. Im Jänner 1872 entstanden außer zwei Siebenbürger Feuilletons: „Falsche Lichter" — „Die Gegenwart", 20. Februar („Literarische Herzenssachen", S. 37 ff.); „Bücher-Frou-Frou" — „Der Correspondent", 14. Jänner (ebenda, S. 28 ff.); „Hebbel und Bauernfeld" — „Berliner Börsen-Zeitung", 12. Jänner („Siegelringe", S. 236 ff.); „Biblia sacra" — „Der Correspondent", 21. Jänner („Literarische Herzenssachen", S. 32 ff.); „Grillparzers Lebensmaske" — „Berliner Börsen-Zeitung", 23. Jänner (ebenda, S. 293 ff.); „Von uns und unsern Dichtern" — „Der Correspondent", 28. Jänner (ebenda, S. 298 ff.).

218 6. Im Winter 1869—1870 hatte K. Feuilletons für den altehrwürdigen „Wanderer" geschrieben, dessen Eigentümer damals Moritz Graß war.

218 10. „Firdusi" war nur am 8. November 1871 wiederholt und dann — angeblich wegen einer Übermüdung Ernst v. Possarts — vom Repertoire abgesetzt worden. Das Stück wurde seit dem nicht mehr gegeben. — K. erhielt 10 Prozent Tantieme.

218 20. K. zog sich damals eine kleine Morphiumvergiftung zu.

26. März 1872.

K. hatte am 18. seine lang verschobene Reise nach Graz gemacht, wo er bis zum 25. verblieb.

219 26. Hotel Stadt Triest, jetzt Steyrerhof, am Grazer Jakominiplatz.

220 4. „Die Last des Schweigens". Vgl. **84** 16 und S. 395. Die Novelle erschien unter diesem neuen Titel zuerst in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik" 1876

(III. 6), dann in der 1878 bei Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung), Berlin, edierten Sammlung, die K. noch ſelbſt beſorgte, als Nr. 4.

221 19. Am 13. März hatte K. geſchrieben: „Erſt vor wenigen Tagen hat ſich wieder eine Neue Berliner Zeitung bei mir gemeldet, — die dritte mit der Berliner Börſenzeitung.“ K. ſcheint aber der Einladung dieſes neuen Journals nicht gefolgt zu ſein.

222 1. Die k. k. Hofſchauſpielerin Amalie Neumann-Haizinger gaſtierte damals nicht in Graz.

6. April 1872.

222 15. Die beiden Feuilletons ſcheinen doch gedruckt worden zu ſein, da ſich unter den Arbeiten des März keine unveröffentlichte findet.

222 20. Joſef Schöffel, früher Offizier, dann Schriftſteller, öſterr. Reichsratsabgeordneter, Bürgermeiſter von Mödling bei Wien und nieder-öſterr. Landesausſchuß, lebt jetzt zurückgezogen in Mödling. Seine Verehrung für K., der ſeit 1870 mit ihm verkehrt haben dürfte, hat Schöffel in den „Erinnerungen aus meinem Leben“ (Wien 1905) bezeugt. Der „St. Georg“ des Wienerwaldes, wie ihn K. im Vorwort der „Siegelringe“ nannte, kämpfte zuerſt im Feuilleton d:s „Neuen Wiener Tagblattes“ (ſeit 20. April 1870), dann in dem der „Deutſchen Zeitung“ für die Rettung des bedrohten Waldbeſtandes. K., der Schöffel zu dieſem Kampfe ermunterte, ſekundierte ihm mit einigen Feuilletons: „Gloſſen. II. Görz und Hirſchl“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 8. Oktober 1870; „Was ſich der Kahlſchlag erzählt“ — „Der Correſpondent“, 7. April 1872, konfisziert („Siegelringe“, S. 259); „Die Woche“ — ebenda, 5. Mai 1872 (ebenda, S. 263); „Wie ſich verſchiedene Leute verſchieden verwundern!“ — ebenda, 12. Mai 1872 (ebenda, S. 267); „Dieb-ſein währt am längſten“ — ebenda, 16. Juni 1872 (ebenda S. 271). Nach dem faſt dreijährigen erfolgreichen Feldzug Schöffels gegen die ſkrupelloſe Habſucht einer Wiener Clique trat K. noch zweimal für ihn ein, mit den Feuilletons:

„Ich" — „Neues Wiener Tagblatt", 26. August 1878 (!) und „Die Schöffel-Chlumecky-Debatte auf meiner Arbeitsbank" — „Deutsche Zeitung", 3. April 1874.

223 9. Schöffel erzählt (S. 294), daß er viele Tage und Wochen mit K. im Stifte Heiligenkreuz verlebte, „das er in seiner Phantasie immer zu einem buon retiro für Gelehrte und Schriftsteller, die fern vom Weltgetriebe, ohne Sorgen für das tägliche Brot, nur der wissenschaftlichen Forschung und der Literatur wie die früheren Insassen des Klosters leben sollten, umgestaltet wissen wollte."

223 17. Isabella II. war am 30. September 1868 nach 35jähriger Regierung abgesetzt worden. Sie weilte damals, während der Regierung Amadeo I. (Herzogs von Aosta), in Österreich.

223 22. Alfonso XII. wurde dann am 29. Dezember 1874 zum König gewählt.

1. Juni 1872.

225 2. Vgl. das Feuilleton „Gänzlich separierter Eingang" — „Die Presse", 25. August 1869.

225 20. Über die wienerischen Worte „Geglaubt und Vergessen", die gewöhnlich mit einem bedauernden „halt" zur Entschuldigung kleiner Sünden verwendet werden, schrieb K. ein sehr instruktives Feuilleton („Neue Freie Presse", 16. Dezember 1866).

226 26. „Zur Philosophie" und „Über die tragische Schuld unserer Wohnungsnot" hatte K. zwei Feuilletons veröffentlicht: „Morgen-Post" (Wien), 20. November 1871, und „Der Correspondent", 21. April 1872.

18. Juni 1872.

227 12. Da der „Correspondent" jeden Sonntag erschien, läßt sich der Titel des Feuilletons nicht feststellen.

227 14. Der Brief ging verloren.

227 18. K. hatte am 25. Februar 1872 das Feuilleton „Schiller, Halm und Johannes Scherr“ im „Correspondenten“ veröffentlicht („Literarische Herzensſachen“, S. 48 ff.).

*

Am 23. Juni kam K. nach Graz.

*

27. Juli 1872.

228 14. Fiſchhof hatte ſich nach Emmersdorf bei Klagenfurt zurückgezogen.

228 23. Es waren die Feuilletons: „Was ſich der Kahlſchlag erzählt“, „Weiſes aus Öſterreich“ und „Gute Geſinnung“ — „Der Correſpondent“, 7. April, 23. Juni und 7. Juli 1872 („Siegelringe“, S. 259, 277, 280 ff.).

231 17. Vgl. das Feuilleton „Zeitungskonfiskationen und § 300“ — „Der Correſpondent“, 4. Auguſt 1872 („Siegelringe“, S. 286 ff.).

232 16. Der Reichsforſtverein hatte ebenſo wie K. den anfangs einſamen Schöffel im Kampf für den Wienerwald unterſtützt. — Vgl. das Feuilleton „Forſtmannsheil!“ — „Der Correſpondent“, 21. Juli 1872.

235 22. Auch dieſe Reiſe kam nicht zuſtande.

28. September 1872.

236 8. Vgl. **212** 15.

236 16. Die junge Freundin K.s wohnte in der Johannes-, jetzt VIII., Lenaugaſſe, als er ſie Ende 1858 kennen lernte.

14. Oktober 1872.

238 4. Es handelte ſich um eine Aufführung des „Trauerſpiels“ am Hofburgtheater. Vgl. dazu das erwähnte Feuilleton Roſners in der „Neuen Freien Preſſe“ vom 5. Mai

1901. Dingelstedt, seit 1871 Direktor des Burgtheaters, scheint das Lustspiel K.s bei der Preiskonkurrenz 1867 nicht gesehen zu haben (**150** 12).

239 1. Auch diesmal wurde aus dem Grazer Ausflug nichts.

7. Dezember 1872.

239 7. Damals dürfte Dingelstedt das „Trauerspiel" — wegen einer Hofcharge! — abgelehnt haben. K. reichte sofort dafür „Das Pfand der Treue", sein im Spätsommer entstandenes bürgerliches Schauspiel in 5 Aufzügen, ein. Die Anregung zu diesem Stücke gab der 1860 erschienene Roman „Hans Ibeles in London" von Johanna Kinkel, die K. höher schätzte als ihren Gatten Gottfried.

239 8. K. reiste am 21. nach Graz.

30. Dezember 1872.

240 12. Am 29.

*

K. arbeitete in den folgenden Monaten fleißig an seinem Roman „Das Schloß der Frevel". Vormittags und nachmittags war er damit beschäftigt; abends erledigte er kleinere Arbeiten.

*

10. Mai 1873.

245 17. K. schrieb drei Feuilletons über den Börsenkrach: „Vom 30jährigen und vom Börsenkrieg" — „Deutsche Zeitung", 1. Juni („Siegelringe", S. 291 ff.); „Die Verkannte" — „Schlesische Presse", 13., und „Ungarischer Lloyd", 15. Juni; „Von den sozialen Wirkungen des großen Wiener Börsensturzes" — „Die Gegenwart", 7. November 1874.

247 13. 1867.

247 20. Der Begründer der alten „Presse".

*

Ende Juni weilte K. in Graz.

*

22. Juli 1873.

248. K. schrieb über Raimund 1876 in der „Heimat" (Wien) I. 15 („Fünfzig Feuilletons", S. 403 ff.): „Als ich flügge ward . . . Drei Erinnerungen an meine ersten Ausflüge. — 1. Guttenstein."

251 13. „Deutsche Zeitung", 9. Juli 1873.

1. August 1873.

252 24. Dr. August Förster, Regisseur des Hofburgtheaters.

252 26. K. hatte „Das Pfand der Treue" im Frühjahr auf Dingelstedts Wunsch umgearbeitet. Die bei Daberkow erschienene Fassung des Schauspiels ist die erste.

253 17, 18. Ausflugsorte bei Graz.

8. September 1873.

254 11. Am 9.

255 17. Sekretär Fuß.

255 21 Adolf v. Sonnenthal, Lewinsky und Förster.

*

K. fuhr am 22. September nach Graz, wo er einige Tage im „Hotel Florian" wohnte. Dann reiste er nach Kärnten und weilte bis Ende Oktober mit Dr. Fischhof in Klagenfurt und dem benachbarten Pitzelstetten. Seiner Geschäfte wegen reiste K. darauf direkt nach Wien. Mitte Dezember weilte er wieder in Graz.

*

27. Dezember 1873.

258 20. K. hatte dem Verleger Otto Meißner in Hamburg kurz vorher ein Verlagsangebot gemacht.

259 2. Vgl. **245** 17.

259 6. Das Söhnchen der Freundin.

17. Jänner 1874.

259 22. „Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons". Hamburg, Otto Meißner, 1874. Die Vorrede ist vom Juni 1874 datiert. Da K. seine Feuilleton-Sammlungen — er plante fünf — längst vorbereitet hatte, scheint der langsame Druck an der Verzögerung schuld gewesen zu sein.

260 5. Vgl. **225** 20.

260 19. „Das Pfand der Treue", das K. offenbar auch an anderen deutschen Bühnen einreichen wollte. Er hatte das Stück, das sieben Monate en lecture war, „verdrießlich über den bureaukratischen Schlendrian des Burgtheaters", im November 1873 zurückverlangt. „Nie ist Einer, der sich leihweise etwas erbeten hat, mit größerer Großmut ungemahnt geblieben" (K.).

7. Februar 1874.

261 6. „Vom Weissensee" — „Deutsche Zeitung", 1. und 8. Februar 1874.

262 10. K. hegte schon damals den Plan, von Wien nach Graz zu übersiedeln und dann Orientierungsfahrten nach Deutschland, mit der Freundin und ihren beiden Kindern aber eine Reise nach dem Süden, an das Meer zu machen.

13. März 1874.

Die Freundin wollte wieder einmal nach Wien fahren. Es kam aber nicht dazu.

262 18. Im Jahre 1873 war zwischen dem Kahlen- und Leopoldsberge eine Drahtseilbahn errichtet worden, die

aber schon 1874 eingestellt und bald auch gänzlich aufgelassen werden mußte, weil die Anlage auf Rutschterrain stand. Das große Stationsgebäude dient jetzt als Privatvilla.

263 9. „Überhaupt", fährt K. fort, „— ich möchte Ihnen Ihre Gefühle nicht diktieren — aber ich glaube sie pünktlich vorauszusehen. Der erste und zweite Tag wird Entzücken sein; der siebente und achte . . . Gehen wir wieder!" Ähnlich beschreibt K. an anderem Orte die Eindrücke eines Norddeutschen in Österreich.

17. April 1874.

264 21. 18 Druckseiten.
264 4. Am 13.

19. Mai 1874.

267 8. G. Reusche.

31. Mai 1874.

268 22. Humoristisch-satirische Wiener Wochenschrift mit Illustrationen; besteht seit 1869.

268 27. Dieses Blatt ging bald ein; aber es erstanden dem „Floh" später neue Konkurrenten in Wien.

269 22. Robert Byr, eigentlich v. Bayer, früher Kavallerie-Offizier, fruchtbarer Romanschriftsteller in Bregenz. Er hatte 1869 seinen jüngsten Roman „Der Kampf ums Dasein" an K. geschickt und sich mit ihm bald brieflich befreundet. K. kannte Byr schon aus früheren Arbeiten und scheint ihn trotz des Mißerfolges seines Trauerspiels „Lady Gloster" (Burgtheater, 30. Jänner 1869) geschätzt zu haben. Byr hatte K. bereits 1869 an den Bodensee geladen; aber er kam erst viel später dorthin.

5. Juli 1874.

270 14. Die „Siegelringe" enthalten 87 Feuilletons.

11. August 1874.

Es war eine Verstimmung zwischen K. und der Freundin eingetreten. Durch seine Reise nach Graz und diesen gleich bei der Ankunft geschriebenen Brief wollte sich K. mit ihr versöhnen, was ihm auch völlig gelang. „Nach 15 Jahren gibt man den Versuch nicht auf . . . Man hat den guten Willen, Geduld zu haben" (K.).

23. Oktober 1874.

271 14. Georg II., Herzog von Meiningen. Vgl. Rosners Feuilleton in der „Neuen Freien Presse" vom 22. Jänner 1900 („Der weiße Rock des Herrn K.") und vom 5. Mai 1901 („Schicksale eines Dramatikers").

271 24. Frl. Ellen Franz trat am 10. Oktober 1862 als Jan Eyre in Koburg zum ersten Male auf. Sie vermählte sich am 18. März 1873 mit dem Herzog in morganatischer Ehe.

30. Oktober 1874.

273 11. Julius v. Payer war eben im Herbst 1874 von der österr.-ung. Nordpol-Expedition zurückgekehrt.

273 17. Im „Hotel Imperial".

276 7. Diese Novellen-Sammlung kam nicht zustande.

276 21. Die vornehmsten Hotels in Graz.

21. November 1874.

277 6. K. hatte im September die schon lange vorher begonnene Novelle „Bergschrecken" wieder vorgenommen, die nun vollendet wurde. Sie erschien im Oktober und November 1875 in der Wiener „Illustrierten Frauen-Zeitung" (II. 19 bis 22), dann in der Hertzschen Novellensammlung v. J. 1878 (Nr. 2).

277 8. „Die Gartenlaube", die K. auch 1871 in dem erwähnten Briefe an Fischhof (**186** 13) nennt, hat keinen Beitrag K.s veröffentlicht.

277 6. Erst im Juni 1876 schrieb K. für die „Schlesische Presse" ein Feuilleton über „Weißenbach am Attersee".

278 17. Wie seine Reise nach Bregenz mußte K. auch seinen Weihnachtsbesuch in Graz 1874 aus Geldmangel aufgeben. Er hatte damals mehrere fällige Honorare außenstehen.

5. Jänner 1875.

278 20. Es kamen nur „Das Pfand der Treue" und „Das Trauerspiel" in Betracht. Für dieses Stück versuchte Rosner später August Förster zu interessieren, der Mitte 1875 das Leipziger Stadttheater übernommen hatte.

278 21. K. war vom Dezember 1874 bis Dezember 1875 immerwährend mit seinem 1862 begonnenen Lieblingsroman „Das Schloß der Frevel" beschäftigt, den er dann im August 1876 vollendete. Das Buch erschien erst 1904, in zwei Bänden herausgegeben von Karl Rosner, bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig (313 u. 250 S., 8°). Ein Kapitel daraus, „Eine römische Tombola", war schon am 17. und 19. Mai 1863 im „Pester Lloyd" veröffentlicht worden. Im Sommer 1875 begann Heinrich Reschauer den Roman in der „Deutschen Zeitung" abzudrucken, mußte ihn aber wegen der häufigen Konfiskationen nach der 16. Fortsetzung abbrechen. Endlich brachte das neue Wiener Tagblatt „Die Zeit" im Winter 1902/3 das ganze „Schloß der Frevel", allerdings (ebenso wie die Buchausgabe) mit einigen apokryphen Strichen und Varianten, die wohl einer neuerlichen Beschlagnahme des Romans — wegen seiner freien Sprache über sexuelle Dinge — vorbeugen sollten. Vgl. „F. K. und die Sittlichkeit" von O. E. D., „März" (München), II. 4, Mitte Februar 1908.

17. Mai 1875.

282 19. Aber auch von der letzten Kopie des Romanes (März bis August 1876) heißt es in K.s „Konskription" (s. Einleitung): „Den sogenannten Bild-Roman, den ich ‚Halbdunkel' nennen werde, noch einmal abgeschrieben, mit viel Rentext und fast Originalarbeit." K. setzte übrigens später, nach-

dem er noch zwiſchen den Worten „Verbrechen“ und „Gräuel“ geſchwankt hatte, den Titel „Das Schloß der Frevel“ feſt.

282 20. Heinrich Reſchauer, ſeit 1. Juni 1875 Herausgeber der „Deutſchen Zeitung“.

283 8. K. verkehrte brieflich mit der Baronin Heldburg. Zwei Briefe an ſie aus dem Jahre 1876, „Das Trauerſpiel“ betreffend, hat Leopold Rosner in der „Wage“ (III. 26 und 27), Wien, 24. Juni und 1. Juli 1900, veröffentlicht. Zwei andere aus dem Jahre 1875, die vom „Pfand der Treue“ handeln, ſind noch unveröffentlicht.

283 20. „Das Pfand der Treue“ wurde Ende September 1875 in Liebenſtein aufgeführt.

283 24. Dr. Joſef Kopp, öſterreichiſcher Politiker; 1867 zum Wiener Gemeinderat, 1868 zum nied.-öſterr. Landtags-, 1873 zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Er ſtarb mit ſeiner Frau in der Nacht vom 21. auf den 22. Jänner 1907.

14. Juni 1875.

284 4. Die erſte war die Freundin ſelber.

284 23. In der vorletzten Faſſung.

285 1. K. hoffte, für die Feuilleton-Veröffentlichung und die Buchausgabe ſeines Romans 3000 Taler, das ſind 15.000 Kronen, zu erhalten.

285 16. Die „Deutſche Zeitung“ begann mit der Publikation des Romans am 15. Juni 1875.

285 19. K. fuhr am 24. nachts direkt nach Graz, wo er in der „Goldenen Birne“ abſtieg.

10. Juli 1875.

285 26. Vgl. dagegen S. 221.

288 10. Neben dem Orte Einöd liegt das gleichnamige, von Gichtleidenden beſuchte Bad, mit einem warmen alkaliſchen Säuerling.

288 23. Bindband = Geburtstagsgeſchenk.

27. Juli 1875.

289 1. Vom 21. bis 23.
289 21. Das Wiener Gesamtgastspiel der Meininger fand zwischen dem 25. September und dem 31. Oktober 1875 im Theater an der Wien statt.

24. August 1875.

290 23. Am 18.

*

K. blieb in Graz vom 25. August bis 2. September und schrieb während dieser Zeit die Vorrede zu seinem bei Rosner erschienenen Roman „Der Hausstyrann". Vgl. **86** 4 und „Aus den Papieren eines Wiener Verlegers" (Leopold Rosners), herausgegeben von F. A. Mayer, Wien, Wilhelm Braumüller, 1908, S. 99 ff. — Mitte September schrieb K. aus Klobenstein (Tirol) an Rosner. Am 3. Oktober verließ er Bozen.

*

4. Oktober 1875.

293 21. Am 7.
295 20. Hotel in der Färbergasse zu Graz.

6. Oktober 1875.

298 2. Naher Ausflugsort bei Graz.

16. Oktober 1875.

298 24. Mittwoch, der 13.
299 14. K. weilte vom 18. bis 27. Oktober in Graz.

6. November 1875.

300 4. Der Brief vom 30. Oktober wurde als unwesentlich weggelassen.

301 27. Ludwig Chronegk, Schauspieler, seit 1871 Regisseur, später Direktor und Intendant der Meininger Hoftheater-Gesellschaft, die von 1874 bis 1890 ihre berühmten Gastspiele absolvierte.

302 8. „Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht" (Leipzig 1871), ein erfolgreiches Drama von Albert Lindner.

302 20. Schließlich wurden K.s Hoffnungen auch in Meiningen zunichte. Aber erst anfangs 1877 erhielt er seine Dramen — unfrankiert — zurück.

26. und 28. November 1875.

303 24. Vgl. **88** 26. Die Sammlung „Rußlands Novellendichter" von Wolfsohn, die Herzens Roman „Wer ist schuld?" enthält, erschien 1851 in Leipzig.

303 26. Vgl. S. 86. Franche, Lorenne und Sonin sind Gestalten aus K.s Roman „Der Hanstyrann".

304 19. Bei dem Bau des neuen Volksschulhauses in der Grazer Wielandgasse war am 20. ein Mauerteil eingestürzt. Der Unfall — es gab mehrere Tote und Verwundete — schien nur insoweit durch die Bauleiter verschuldet, als die Jahreszeit für die Arbeit besonders ungünstig war.

305 1. Die Freundin hatte am 19. die „Hermannsschlacht" im Grazer Landestheater gesehen.

*

K. war zu Weihnachten 1875 wieder in Graz.

*

9. Jänner 1876.

309 17. K. schickte „Das Schloß der Frevel" an die „New-Yorker Staatszeitung", die den Roman aber nicht veröffentlicht hat.

309 19. Auch am 10. erwähnt K. der „Korrespondenz mit Meiningen, die leeres Stroh ist. Ja, Strohhalme sind's, an die man sich nicht anklammern kann. Es hat mir angefangen widerwärtig zu werden."

14. Jänner 1876.

310 5. Der Vater der Freundin war am 9. morgens gestorben. K. hatte, ohne diese Kunde, schon ein paar Stunden nach dem Tod einen Trostbrief an die Freundin geschrieben, und dann am 10.: „Was meine sonstigen Berufsarbeiten betrifft, so findet mich Ihre Trauernachricht — bei einer scherzhaften und heiteren Novellette. Als der Anton starb, schrieb ich — mein Lustspiel. (Vgl. S. 150.) Das ist die Art, wie sich Natur und Schicksal um menschliches Treiben bekümmern!" Die Novellette, von der K. hier spricht, hieß ursprünglich „Hunger und Liebe" und erschien unter dem Titel „Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt" am 17. Dezember 1877 in der Wiener „Illustrierten Frauenzeitung" (IV. 24, S. 277 ff.), dann in der von Dr. Wilhelm Lauser herausgegebenen Sammlung von fünf Novellen K.s (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1893).

19. April 1876.

311 11. Die Freundin war am 20. April 1839 geboren.

311 18. „Der entfesselte Prometheus", lyrisches Drama in 4 Akten von Percy B. Shelley. Deutsch von Albrecht Grafen Wickenburg (Wien, Rosner, 1876). K., dem Wickenburg das Buch gewidmet hat, besprach es in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 137 ff.).

29. Juni 1876.

312 2. Matthias Konstantin Graf Wickenburg, Statthalter in Steiermark, dann österr. Handelsminister.

312 20. K. ging von Wiener-Neuſtadt über Pitten, Edlitz, Aſpang, Friedberg und Hartberg nach Gleisdorf in Steiermark.

312 21. Am 26.

313 4. Vgl. **277** 6. Es erſchien am 2. Juli.

313 8. K. war in den erſten Monaten dieſes Jahres immer kränklich.

15. Juli 1876.

K. hatte inzwiſchen in Graz geweilt.

315 24. In dieſer Gegend (Alpl bei Krieglach) iſt Peter Roſegger geboren, mit dem K. in ſeinen letzten Jahren verkehrte.

17. Auguſt 1876.

321 2. Ausflugsorte bei Graz.

321 10. Im Auguſt und September redigierte K. die „Literariſchen Herzensſachen" (Reflexionen und Kritiken. Wien, L. Roſner, 1877. VIII u. 367 S., 8°), im Oktober ſchrieb er die Vorrede und im November korrigierte er den Druck.

321 14. Oskar Falke (eigentlich Georg Peter), Schriftſteller, war im Jahre 1848 Genoſſe K.s, ſcheint ſich aber erſt 1876 zu ihm gefunden zu haben. K. verkehrte mit Falke meiſtens in Roſners Bücherladen (Tuchlauben Nr. 22), wo er auch mit V. K. Schembera, Albrecht Grafen Wickenburg u. a. häufig zuſammentraf.

4. Oktober 1876.

322 3. K. war Ende September nach einem bösartigen Rezidiv der Gelbſucht über Graz nach Steinhof zu Oskar Falke gefahren, wo er bis Ende Oktober verblieb, um wieder über Graz nach Wien heimzureiſen.

11. Oktober 1876.

323 2. 1873 und 1875 in Kärnten, 1874 am Atterſee.

16. Oktober 1876.

331 5. Schloß Regau gehört dem Grafen Maximilian W. von Trauttmansdorff-Weinsberg.

331 16. Die Freundin hatte als Kind eine Zeitlang dort gelebt.

333 13. Vgl. S. 78.

7. November 1876.

336 5. Am 3.

337 21. K. wollte, wie erwähnt, in Berlin seinen Vortragszyklus „Über das antik und modern Tragische" lesen, aber vor allem in Breslau seinen Roman verkaufen.

338 2. Vgl. S. 301.

338 5. „Literarische Herzenssachen".

338 13. Emmerich Frh. du Mont, philosophischer Schriftsteller. K., der mit du Mont dann Freundschaft schloß, schrieb zweimal über seine Werke: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins" — „Die Heimat" (Wien) 1877, II. 47, S. 775 f., und „Das Weib. Philosophische Briefe" — „Deutsche Zeitung", 19. Jänner 1879.

339 7. Weißenegg.

339 20. Du Monts Briefe vom 28. September und 6. November, und K.s Antwort vom 4. November 1876 sind in dessen Nachlaß erhalten.

31. Dezember 1876.

340 11. K. war zu Weihnachten in Graz.

341 1. „Das Buch wird Ihnen große Freude machen," schrieb Rosner damals an Engländer; „denn es gehört zu den geistreichsten! Der Alte wird sich sehr freuen, wenn er hört, daß Sie nach ihm verlangten."

23. Jänner 1877.

341 10. Das Schloß bei dem steirischen Markte Ehrenhausen gehört jetzt einer Baronin Salvi.

341 17. Stephan Milow, eigentlich von Milenkovich, lebte damals als penſionierter Offizier auf Schloß Ehrenhauſen, jetzt in Mödling. Er hatte K. ein paar Wochen vorher ſeine im November 1876 erſchienene Gedichtſammlung „In der Sonnenwende" geſchickt. K., der im Frühjahr 1877 ſchon den Dichter in Ehrenhauſen kennen lernte, ſchrieb über ſeine Kunſt in zwei Aufſätzen: „St. M. Ein zeitgenöſſiſcher Lyriker" — „Die Gegenwart" (Berlin), 24. März 1877 (IX. 12, S. 184 ff.), und „St. M. Eine lyriſche Didaskalie" — „Literaturblatt" (Wien), 15. Mai 1877 (I. 1, S. 4 ff.). Eine Auswahl von Briefen K.s an Milow hat Max Morold im XVI. Bande des „Grillparzer-Jahrbuches" (1906) mitgeteilt.

341 22. Gattin des Feldmarſchalleutnants Joſef Frhn. v. Reichlin-Meldegg.

29. Jänner 1877.

342 3. Die Sorge um K., als er ſo krank darniederlag. Seit einiger Zeit litt jetzt die Freundin ſchwer unter einem Lungenkatarrh und K. unter den „ſchwärzeſten ſeiner Sorgen".

343 1. Vgl. Morold, S. 251 ff.

343 6. Oskar Blumenthals Beſprechung in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunſt und Kritik", Berlin, 1877, V. 2.

343 22. K. hatte dieſe Maßregel für das Krankenzimmer der Freundin empfohlen.

344 7. „Künſtlerbräute", Dezember 1876 bis Februar 1877 entſtanden. Hertziſche Novellenſammlung, Nr. 1.

23. März 1877.

345 9. K. bot „Das Schloß der Frevel" dem Verlag S. Schottlaender zum Abdruck im Feuilleton der „Schleſiſchen Preſſe" und für die Buchausgabe an. Man konnte ſich aber nicht über das Honorar einigen.

345 13. K. erhielt dann eine Freikarte nach Fiume, aber keine Permanenzkarte, wie er wünſchte.

345 22. Der Brief ſcheint verloren gegangen zu ſein.

28. Mai 1877.

K. war Mitte Mai nach Graz gefahren und nach mehrtägigem Aufenthalt nach Fiume gereist. Sein Entschluß, nach Graz zu übersiedeln, stand schon fest. Er hielt sich auch bei der Rückreise dort im Hotel Ries auf.

349 26. Im Oktober 1868. Vgl. S. 74.

14. Juni 1877.

353 22. Das Gedicht der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy, der Gattin des Grafen Albrecht, hat Leopold Rosner in dem Feuilleton „Der weiße Rock des Herrn Nürnberger" („Neue Freie Presse", 22. Jänner 1900) veröffentlicht. K. soll auf diese launige Einladung, doch wieder zu den ungeduldigen Freunden in Rosners Bücherladen zu kommen, in Versen geantwortet haben.

30. Juli 1877.

K. war bereits vorher nach Graz übersiedelt und wohnte Beethovengasse 19 (jetzt 23), im 3. Stock.

354 21. Den 6. August.

Undatiert 1877.

Der Brief stammt, wie sich aus einem Schreiben K.s an Milow (Morold, S. 266 f.) ergibt, aus den ersten Septembertagen und ist wahrscheinlich in Villach aufgegeben. Ein undatierter Brief ist in der Korrespondenz K.s, der gewöhnlich auch den Wochentag und oft die Stunde des Tages verzeichnet, ein Unikum, das sich nur aus seiner verzweifelten Stimmung erklärt.

356 10. Ecke der Leonhard- und Glacisstraße in Graz.

360 26. Der liberal gesinnte Bürgermeister Hängi von Stainz war im Herbst 1871 von einem fanatisch klerikalen Bauern meuchlings erschossen worden.

365 17. K. ging und fuhr dann von Villach nach Tarvis, Weißenfels, Radmannsdorf, Neumarktl, Loibl, Klagenfurt, Marburg und Graz.

13. November 1877.

K. war am 26. Oktober nach Wien und sechs Tage später nach Ofen gefahren, wo er bis zum 22. November verblieb.

366 2. „Adulis" (= „Der Reisegefährte", „Der schützende Schutzgenosse"). Vgl. **84** 16.

366 16. Der ungarische Reichsratsabgeordnete Emil v. Trauschenfels, bei dem K. in Ofen (Hauptstraße Nr. 387) wohnte.

369 27. Franz Gaul, der kostümgelehrte Maler, der als Leiter des Ausstattungswesens der Wiener Hofoper berühmt wurde.

370 11. Eine in England übliche Bezeichnung; im November kommen dort — wohl infolge der Nebelwirkung auf das Gemüt — die meisten Selbstmorde vor. Vgl. S. 277.

*

K. reiste nach kurzem Aufenthalte in Wien anfangs Dezember nach München (Hotel Stachus) und kehrte nach zwei Wochen über Wien nach Graz zurück. In den beiden folgenden Jahren, da K. neben der Freundin lebte, flossen die Briefe spärlich. Übrigens läßt sich im Jahre 1878 gar kein Feuilleton von K. nachweisen. Die Korrektur des bei Hertz erschienenen Novellen-Bandes scheint die größte Arbeit dieses unfruchtbaren Jahres gewesen zu sein. 1879 arbeitete K. wieder an der „Deutschen Zeitung" mit.

*

11. Juni 1878.

371 2. Falkes Gattin war gestorben.

371 11. Am 15. K. kam aber erst am 22. nach Graz zurück und Mitte August nach Ehrenhausen, wo er öfters als Milows Gast weilte.

3. Jänner 1879.

372 20. Vgl. K.s Brief an Milow vom 8. Jänner (Morold, S. 271).

2. August 1879.

373 4. K. war über München nach Bregenz gereist und wohnte dort bei dem Dichter Alfred Meißner, dem Schwager Robert Byrs. Die Freundin weilte Ende 1859 in Bregenz.

15. August 1879.

375 2. Seit dem Tode Kaulbachs (1874) verwaltete seine Gattin Josephine, geb. Sutner, das Haus, in dem K. nach wie vor ein gern gesehener Gast war. Vgl. **26** 8.

Ende August 1879.

380 21. Ausflugsort bei Graz.

25. September 1879.

382 23. Alfred Meißner, der K. nachgereist war. Vgl. Meißners Brief an K. vom 11. September — „Die Wage" III. 29, S. 46 (15. Juli 1900).

1. Oktober 1879.

383 5. Graz.

383 7. Dieses Gartenhäuschen hatte Frau v. Kaulbach K. eingeräumt.

383 10. K. stand zuerst in Behandlung des Prof. Ranke in München, den er auf das Drängen der Frau v. Kaulbach konsultiert hatte. Die erste gründliche Untersuchung ergab, daß das Rippenfell, die Lunge und das Brustfell entzündet waren. Nach einer kurzen Besserung wurde K.s Krankheit, die er wohl schon lang im Keime mit sich trug, wieder ernster und er mußte ins Münchener Krankenhaus am Sendlingertor gebracht werden. Dort wies ihm Direktor v. Ziemmsen,

der ihn selbst behandelte, ein sonniges Gartenzimmer an, wo die treue Frau v. Kaulbach K. täglich besuchte.

383 16. Die Anglo-Papiere standen damals, wie aus einem Briefe Oskar Falkes an K. hervorgeht, auf 136 fl. K. bekam für seine Aktien schließlich 1200 fl., wovon allerdings ein Teil von den Spitalskosten verschlungen wurde. Er starb aber nicht mittellos.

385 5. Am 21. November 1877 hatte K. an Milow (Morold, S. 268) geschrieben: „Was man auch auf Erden auszustehen hat — es ist der beste Trost, wenn die Sonne am blauen Himmel steht. Ich denke immer an den sterbenden Mirabeau: Ist sie nicht Gott, so ist sie doch ein naher Vetter von ihm!"

*

K. starb am Dienstag, den 14. Oktober 1879, 1/2 5 Uhr nachmittags, im allgemeinen Krankenhaus zu München. Die Freundin hatte ihn noch einmal gesehen, da sie rechtzeitig an sein Totenbett geeilt war. K.s Leichnam wurde von Schembera nach Nieder-Österreich überführt. Am 19. Oktober bestattete man ihn am Mödlinger Ortsfriedhof in einem von der Gemeinde gestifteten Ehrengrabe.

NB. Das Motto der Briefsammlung ist eine Geburtstagswidmung, die K. am 20. April 1869 der Freundin in ein Buch von Ada Christen schrieb. Die Verse auf S. 386 sind eine Grabschrift, die K. im Winter 1876/77 für die schwerkranke Freundin ersann.

Regiſter der Briefe.

Alfonſo XII. von Spanien 223.
„Allgemeine Zeitung“ 41, 48.
Ariſtoteles 39.
Ascoli 283.
„Attinghauſen“ 174.
Auerbach Bertold 104, 227.
„Aufruf an die deutſche Nation“ 103.

Bauernfeld Eduard v. 218.
Beckmann Friedrich 173.
Beethoven 20, 36.
Belcredi Richard Graf 229.
Bellmann Karl 14.
Bem Joſef 196.
Benedix Roderich 172, 174.
„Berliner Börſen-Zeitung“ 100, 101, 216, 218, 221.
„Bluthochzeit, Die“ 302.
„Börſe des Lebens“ 101.
„Bogenſchütze, Der“ 41.
Bojanowski Frau v. 271, 272.
Brix Alexander 77.
Brockhaus F. A. 14.
Bruckmann Friedrich 26.
Burgtheater, K. k. Hof- 24, 55, 150, 150, 253, 262 f.
Byr Robert 269.
Byron 3, 4, 31.

Canrobert 93.
Chopin 32.
Chronegk Ludwig 301.
Clement 202.
„Correſpondent, Der“ 216, 231.

„Daily News“ 243.
„Dame in Trauer“ 173.
Damis 200.
Darwin 338.
Deák 73.
„Debatte, Die“ 50.
Demoſthenes 68.
„Deutſche Zeitung“ 216, 301.
Dingelſtedt Franz v. 238 f., 255.
Dreger Karl 178.

Engländer Adolf 48.
— Erneſtine 51, 190.
— Lajos 51.
— Samuel 1, 51, 167, 181, 190 f., 341, 354.
— Sigmund 48.

„Entfeſſelte Prometheus, Der" 311.

Falke Joſef 323.
— Oskar 321, 323 f., 330, 333, 354, 371.
„Fauſt" 344.
„Fidelio" 20.
„Figaro" 68.
Fiſchhof Adolf 72 f., 134, 183, 185 f., 189, 206, 208, 228, 297, 325.
„Floh, Der" 268.
Förſter Auguſt 252.
„Fortſchritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins, Der" 338.
„Franche" 86, 303 f.
Frankl Ludwig Auguſt 63.
Franz Ellen (ſ. Heldburg) 271 f., 274.
Franzenstheater in Graz 120.
„Fremdenblatt" 213.
Freund Karl 185.
Friedmann Joſefine 190.

„Gänſebuben, Romanze vom" 30 f.
„Gegenwart, Die" 216.
Georg II. von Meiningen 171 ff., 175.
„Geſellſchaft der Muſikfreunde" 9.
„Gildisda" 181.
Glaſer Julius Anton 230.
G-moll-Symphonie von Mozart 371.
Goethe 26, 213, 215, 344.
Grasberger Hans 212, 236.
„Gretchen" 59.
Grillparzer 218.

Hängi 360.
Haizinger Amalie 222.
Hallberger Eduard 12, 86.
Halm Friedrich 150.
Hanslick Anton 192 f.
— Eduard 193.
Haug Ernſt 68, 73, 167, 254 f.
Haydn Joſef 7.
Hebbel 215.
Heldburg Freifrau v. 272 ff., 275, 283, 290, 292, 302, 309.
Hellgart 355.
Herbeck Johann 3 ff., 6, 9, 31.
„Hermann" 305.
„Hermannsſchlacht, Die" 290, 305 ff., 309.
„Hero und Leander" 58 f.
Herzen Alexander Iwanowič 88, 303 f.
Heyſe Paul 176.
Hoffer Karl 89 f., 100, 212.
Hohenwart Karl Siegmund Graf 210 f.
Holbein Franz v. 23.
Holtei Karl v. 73, 96.
Holzinger 57.
Hugo Victor 103.
Humboldt Wilhelm v. 18.

„Illuſtriertes Familienbuch" 14.
Iſabella II. v. Spanien 223.
„Julie" 59, 93.
„Julius Caeſar" 55, 58.

Kaulbach Joſefine v. 374 f., 382 f.
— Wilhelm v. 26, 37, 88.

Kleist Heinrich v. 215, 290, 305 f.
Kompert Leopold 61 f., 159 f., 212.
— Marie 159 f., 163.
Kopp Anna 283 f., 295, 353.
— Josef 283 f., 353.
„Kosmos" 20.
Kürnberger Barbara 35.
— Ferdinand 3, 24, 61, 88, 148, 156, 159, 167, 177, 181, 188, 191, 232, 271, 273, 313, 383, 385.
— Magdalena 103.
Kuh Emil 88, 104, 139, 340.

„Lästerschule, Die" 173.
Larochefoucauld 29.
Laube Heinrich 23, 58, 60.
„Laus, Die" 268 f.
Lessing 174.
Lewinsky Josef 1, 3 ff., 9.
Lindner Albert 302.
Lingg Hermann 176.
Lobron Graf Albert 125.
„Lorenne" 303 f.
Ludwig Otto 28, 215.
Luther 28.

„Macbeth, Lady" 59.
Mac Mahon 93.
Mahmud von Ghasna 137.
Maltzan v. 23.
„Maria Stuart" 58 f.
Maria Theresia 193.
Meininger Hoftheater 278, 283, 289 f., 292, 301 f.
Meißner Alfred 374, 376, 381 f.
— Otto 259, 265, 270, 275.
Michelangelos Gedichte 236.
„Mignon" 26.
Milow Stefan 341, 343.
„Minna von Barnhelm" 173 f.
Mörike Eduard 10.
Mont Emmerich du 338 f.
„Montpensier, Lady" 58 f.
Mosenthal Salomon v. 214.
„Moses" 173.
Mozart 371.
„Mußestunden" 1.

Napoleon I. 29, 306.
Nestroy Johann 324.

„Ophelia" 59.

Paolo Veronese 50.
Parthenon 20.
Payer Julius v. 273, 277.
Perfall Karl Frh. v. 87, 135, 141 f., 144, 151 ff., 155, 160, 168 f., 175, 178 f., 211, 213 f., 218 f.
„Pester Lloyd" 27.
Petrovits 199.
„Presse, Die" 48, 50, 144, 149, 163, 176, 212.
„Presse, Neue Freie" 48, 103, 163.
Prochaska Karl 265.

Rahl Karl 36 ff., 41, 47 f.
Raimund Ferdinand 248.
Reschauer Heinrich 282, 301.
Reichlin-Meldegg Mathilde Freiin v. 341.

Reuſche G. 267, 270.
„Riccaut de la Marlinière" 173.
Riſtori Adelaide 198.
„Rocco" 62.
Rogge Walter 102.
„Romeo" 93.
Roſen Julius 143, 154, 171 f., 174.
Roſner Leopold 321, 324, 337, 340, 353.
Rothfeld S. 84.
Rothſchild Anſelm Frh. v. 241.
Rümpler 14 f.
„Rußlands Novellendichter" 303.

Sand George 32.
Satran Marie 53, 59.
Schanbach Adolf 117, 119, 130.
Scherr Johannes 227.
Schey Friedrich Frh. v. 241.
Schiller 215, 278, 305, 346.
„Schleſiſche Preſſe" 272, 313 f.
Schlögl Friedrich 212.
Schmidt Friedrich 90.
Schöffel Joſef 222.
„Schön Rohtraut" 10 f., 30 f.
Schopenhauer 17 ff., 21, 338.
Schubert 65.
Schumann 3, 6 ff., 10, 30 ff.
Scott 130.
Shakeſpeare 290.
Sina Simon G. Frh. v. 40.
„Sonin" 303.
Spanjik v. 195.
Spinoza 376.
„Ständchen" 65.
Stiny 202 f.
Stremayr Karl v. 230.
„Sturm, Der" 290.
Szanczally 199.
Szeps Moriz 146, 148, 152 f., 155 ff., 165, 169

„Tagblatt, Neues Wiener" 141, 146 ff., 149, 152, 155 ff., 163, 212, 244.
„Tagespoſt" 135, 138, 244.
„Taſſo" 214.
Tauber Melanie 85.
— Samuel 10, 85, 272, 354.
„Telegraf" 155.
Teutoburger Walde, Schlacht im 308.
Thalia-Theater in Hamburg 264 f.
„Thusnelda" 305.
Tizian 50.
„Toggenburg, Ritter" 221.
Trauttmansdorff Maximilian W. Graf 331.
Trewendt Eduard 14.
Turgénjew 84.

„Über Land und Meer" 48, 86.
„Ungariſcher Lloyd" 84, 216.
Unger Joſef 230 f.

„Väter und Söhne" 84.
„Verſchwender, Der" 248.
„Vierzig Jahre" 78.

„Wallenſtein" 188.
„Wanderer, Der" 218.
Weilen Joſef v. 214.
Weltausſtellung in Wien 243, 245 ff., 254 f., 259.

Wengraf Moriz 155, 158, 164.
„Wer iſt ſchuld?“ 303 f.
Weſtermann George 14.
Wickenburg Albrecht Graf 311 f., 372.
— Matthias Konſtantin Graf 312.
— Wilhelme Gräfin 353.
Wimpffen Mathilde Gräfin 341.
Wolfſohn 303.
Wolter Charlotte 58 f.

Zang Auguſt 247.
„Zauberflöte, Die“ 371.
Ziegler Klara 179 ff.
„Zwiſchen Himmel und Erde“ 28.

Kürnbergers Werke.

R = Roman, N = Novelle, D = Drama, G = Gedicht, F = Feuilleton, S = Feuilleton-Sammlung.

Adulis N 84, 366 f.
Amerikamüde, Der R 13, 191, 223.
Amſelpaar G 32.
Ausflug nach Siebenbürgen, Ein F 206 f., 210.
Bergſchrecken N 277.
Catilina D 34, 138, 176.
Champagner-Toaſt F 100.
Claude Tillier und ſein „Onkel Benjamin" F 77.
Dichter und Welt F 165.
Drache, Der N 176.
Drei Tage in Pyrmont N 18.
Europäiſcher Kohlenmeiler F 157.
Fenderhaus, Das N 86.
Firduſi D 36, 48, 52, 135 f., 138, 141 f., 144, 150 f., 152, 154, 174, 176, 178, 180, 211 ff., 214, 218, 275.
Flucht und Fund N 14.
Flußregulierung des Geldes F 216.
Freikugel, Eine F 68.
Gloſſen F 104.
Grillparzers Lebensmaske F 218.
Größen-Schauer F 152, 159 ff., 162, 169.
Große und das kleine Los, Das N 192.
Gute Geſinnung F 228.
Haustyrann, Der R 86, 303 f., 309, 321.
Hebbel und Bauernfeld F 218.
Hundertjährige vollkommene Ohrfeige, Eine F 104.

Im Fluge F 27.
Kirche und die Sittlichkeit, Die F 77.
Krähwinkel und Weltstadt F 251.
Krieg und das lettische Mädchen, Der F 88.
Künstlerbräute N 344 f.
Last des Schweigens, Die N 84, 220.
Literarische Herzenssachen S 321, 338, 340, 343.
Manfred G 1, 3 ff., 10, 31.
Monsieur mon Frère F 157.
Mummelsee, Der N 1.
Neutralität im Himmel F 162.
Pfand der Treue, Das D 252, 255, 260, 264 f., 275, 278, 288.
Quintin Messis D 23.
Redensarten F 91, 94.
Schaden und kein Spott F 89.
Schicksalsworte F 166.
Schloß der Frevel, Das R 278 ff., 285, 302 f., 309, 345.
Siegelringe S 259, 260 ff., 264 f., 267 ff., 270.
Staatsrechtliches Monstrum, Ein F 141, 157, 165.
Stimmungsebbe F 158, 165.
Tiedche'n auch eine Pille F 141, 157.
Tollhäusler mehr, Ein F 103, 162.
Trauerspiel, Das D 150, 153, 168 ff., 177, 238 f., 265, 275, 278
Über das antik und modern Tragische F 140, 187, 210, 219.
Unentdeckte, Der N 84, 220.
Vergessener Winkel, Ein F 105.
Von Himmel und Hölle F 162.
Was sich der Kahlschlag erzählt F 228.
Weises aus Österreich F 228.
Welt wird alt und wird wieder jung, Die F 216.
Wiener Ratskeller, Ein F 89.
Wort von der Polizei, Ein F 27.
Zufälle F 145, 158.

Berichtigungen.

2	14	nach Charakters Komma zu setzen
4	13	lies ebenso statt eben so
5	11	nach alle Komma zu setzen
6	12	„ nichts Komma zu setzen
10	12	„ Musik Komma zu tilgen
17	9	„ daran Komma zu setzen
21	16	lies: nicht sein, sonst wären sie's ja.
24	21	nach gelangt Komma zu tilgen
24	23	„ Samstags Komma zu setzen
25	11	lies: vor's statt vors
27	4	„ Kállo-Semjén statt Kallo Semeun
30	11	„ 's hütete Cimacho statt s' hütete Comacho
30	14	„ all' statt auf
35	8	nach Augenblick Komma zu setzen
36	2	lies: Abwesenheit, meine Liebe, tröstet statt Abwesenheit tröstet
42	8	„ R. statt K.
42	21	nach Sanftes Komma zu setzen
44	1	„ sich Komma zu tilgen
44	5	lies: saben statt sehen
45	16	„ Wolkenströme statt Wetterströme
51	23	„ Böeser statt Poiser
57	13	„ mir's statt mirs
57	14	„ Mayer statt Meyer
59	15	„ Märchenpoesie statt Mädchenpoesie
61	13	„ Palsen statt Palsau
72	2	nach deckte Komma zu setzen
72	20	lies: Am Freitag ... Sonnabend morgens statt Freitag ... Sonnabend
74	26	nach Hinaus Komma zu tilgen
84	10	lies: Turgéniew statt Turgenjew
86	7	„ h. statt h
89	7	„ Ihrigen statt ihrigen
91	8	„ denk' statt denk
92	6	„ Ihnen, aber Sie statt Ihnen, und Sie
104	9	nach Norddeutschen Komma zu setzen
106	26	„ daß Komma zu setzen
116	5	lies: Menschenlose statt Menschenloose
120	24	„ Neuem: wer statt Neuem: wer

126 21 lies: Spittal statt Spital
139 29 nach Dienstag Komma zu setzen
140 4 „ Leides Punkt zu setzen
142 2 lies: mir augenblicklich vor statt mir fest vor
142 12 „ einem solchen Übel statt einem Übel
142 13 „ Herrn . . . ich, wohl statt Herren . . . ich wohl
147 20 nach sagen Komma zu setzen
157 19 lies: Frère statt frère
167 13 „ mir's statt mirs
177 7 „ was denn das ist statt was ist denn das
180 14 „ Geehrtem statt Geehrten
187 8 „ Tokayer statt Tolaier
190 16 „ flüchtig geschenkte statt flüchtiggeschenkte
193 7 „ Hanslick statt Hanslik
222 1 „ Haizinger statt Haitzinger
223 25 nach geschrieben Komma zu setzen
263 16 „ „revenant" Komma zu setzen
265 22 lies: Prochaska statt Prohaska
290 11 „ „Der Sturm" statt der „Sturm"
301 27 „ Chronegk statt Cronegk
302 27 „ sie statt e
320 20 „ Sommerreisen statt Sommereisen
325 2 „ Fischhof statt Fischhoff
341 22 „ Reichlin statt Renchlin
347 20 nach glaubte Komma zu tilgen
355 5 „ endlich Komma zu setzen
368 3 lies: die Sie liegen statt die sie liegen
390 14 „ ihn, Friedrich Hebbel und Heinrich v. Meist gestellt zu werden (vgl. S. 215). statt ihn und Friedrich Hebbel gestellt zu werden.